Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Peter Tschaikowsky, Paul Bourget, Gregor Csiky.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 54. Bandes.

Juli. — August. — September.
1890.

Seite

Mit den Portraits von:
Peter Tschaikowsky und Gregor Csiky, radirt von Wilh. Krauskopf in München und Paul Bourget, radirt von L. Kühn in Nürnberg.

Band 54. — Heft 160.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Juli 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Peter Tschaikowsky.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von

Pierre Tschaïkowsky

Verlag von J. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIV. Band. — Juli 1890. — Heft 160.

(Mit einem Portrait in Radirung: Peter Tschaikowsky.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Das Auswandererschiff.

Novelle

von

Rudolf Elcho.

— Berlin. —

Zu Anfang der sechziger Jahre trug ein kleiner Weserdampfer eine Schaar Europamüder von Bremen nach Bremerhaven. Derzeit befand sich der Norddeutsche Lloyd noch im ersten Stadium seiner großartigen Entwickelung, und nur wenige Passagedampfer kreuzten den atlantischen Ocean. Die Mehrzahl deutscher Auswanderer bediente sich zur Ueberfahrt noch schlecht eingerichteter und dürftig verproviantirter Segelschiffe. Auch Jene die am rauhen Aprilmorgen den festen Boden der Heimat mit dem schwanken des Fahrzeugs vertauschten, sollten in Bremerhaven dem Dreimaster „Germania" überliefert werden, welcher im Vorjahre Getreide an Bord geführt hatte und der nun, da Menschenkraft in Masse den deutschen Häfen zuströmte, in aller Hast vom Schiffsrheder zum Auswandererschiff hergerichtet worden war. Das Weserdampferchen hatte den Quai so früh verlassen, daß die Mehrzahl der Passagiere fröstelnd und verschlafen Schutz gegen den feuchtkalten Morgenwind suchte und theils im Lagerraum, theils hinter der Maschine auf dem mitgebrachten Strohsack den unterbrochenen Schlaf fortsetzte.

Ein junger Bursche nur trotzte am Schiffsrand dem Wind und den Frühnebeln. Auf das Geländer gestützt, blickte er zu den langsam versinkenden Thürmen der freien Hansastadt hinüber. Wolfgang Reß gehörte zu der großen Anzahl derer, die ihren Beruf verfehlt haben. Früh verwaist, war er vor Abschluß seiner akademischen Studien voll Abenteuerlust in die Welt gezogen. Nachdem er fast den ganzen Süden Europas gesehen,

war sein väterliches Erbe bis auf einen für die Ueberfahrt nach Amerika knapp ausreichenden Rest zusammengeschmolzen. Dafür hatte er sich in Bremen einen Platz im Zwischendeck der Germania erstanden. Nun war ihm noch so viel übrig geblieben, daß er einen Dollar in Gold eintauschen konnte. Mit diesem Stück Edelmetall in der Tasche hoffte er die Küste jenseits des Oceans zu betreten. Vielleicht entschleierte ihm in der neuen Welt jenes verlockende, geheimnißvolle und vergeblich gesuchte Wesen sein strahlendes Antlitz — jenes göttliche Wesen, das die Alten Fortuna nannten. Welche Art von Glück er in der neuen Welt zu finden hoffte, war ihm durchaus unklar. Seine Phantasie gebar täglich einen neuen Zukunftstraum, und er vergaß darüber, daß er das Land der Arbeit betreten werde, ohne erwerbsfähig zu sein. Ihm galt Amerika als das Land der Freiheit. In der Heimat hatte ihn manche Schranke beengt, manche Fessel gedrückt; jetzt war er aller Bedenken, Rücksichten und Pflichten gegen Familie und Freunde ledig. Er war ganz auf sich selbst gestellt und frei wie der Vogel in der Luft. Seine Brust hob sich mächtig, und er that einen tiefen Athemzug, aber gleich darauf zog ein leises banges Wehgefühl durch sein Herz. Das Heimweh regte sich. Die Heimat entließ ihn mit freundlichen Eindrücken. Zu Bremen hatte er mit einem Jugendfreund im Rathskeller goldfarbenen Rüdesheimer geschlürft, im Stadttheater aber sah er ein Schauspiel das ihn mächtig erregte. „Cora, die Tochters des Pflanzers" war eines von jenen Dramen, welche der in der Union wüthende Bürgerkrieg in die Erscheinung gerufen hatte. Bei den Leiden der edlen Heldin, welche alle Schrecken der Sklaverei erdulden muß, weil ihre Mutter eine Farbige gewesen, gelobte sich Wolfgang unter dem bedrohten Sternenbanner für die Befreiung der Sklaven zu kämpfen.

Als die Thürme Bremens am Horizont versunken waren, schüttelte der Reisende das Wehgefühl und die Erinnerungen gewaltsam ab. „Leb' wohl, vaterländische Erde!" murmelte er und bewegte die Hand gen Süden; dann wandte er sich mit elastischen Schritten den Gefährten zu. Der Auswanderungsagent, bei welchem er in Bremen gewohnt und sein Billet gelöst hatte, winkte ihm mit geheimnißvoller Miene und sagte lachend: „Ihr Zimmergenosse Bäumle ist mir 10 Groschen schuldig geblieben und hat, in der Absicht, mich zu prellen, mein Logirhaus heimlich verlassen. Er wußte nicht, daß ich die Auswanderer bis Bremerhaven begleiten würde. Als er mich nun vorhin an Bord sah, sprang er hastig in den Lagerraum hinab und hält sich nun unter den Gepäckstücken versteckt. Ich mag sein Geld nicht; aber der Knauser muß doch für den Betrug bestraft werden. Bitte, suchen Sie ihn auf und sagen Sie ihm, er solle sich ja sorgfältig verbergen, denn ich befände mich in Begleitung eines Polizeibeamten an Bord, um ihn wegen Betruges verhaften zu lassen. Die kleine Warnung, in der Fremde ehrlich zu sein, kann dem Schwaben nichts schaden."

Wolfgang ging sofort auf die Eulenspiegelei ein, denn Bäumle war ein Ausbund von Beschränktheit und Selbstsucht. Während seines kurzen Aufenthaltes in Bremen hatte dieser hoffnungsvolle junge Mann bei allen Mahlzeiten, welche zu feststehenden Preisen verabreicht wurden, stets bis zur völligen Erschlaffung seiner Kauwerkzeuge gegessen, nur um auf die Kosten zu kommen. Die Angst, daß irgend ein Mensch etwas an ihm verdienen könne, ließ ihn bei den Einkäufen für die Ueberfahrt stets das Billigste, ohne Rücksicht auf Qualität einkaufen. Trotz Wolfgangs Abmahnungen hatte er sich eine Taschenuhr im Laden des Trödlers und nicht beim Uhrmacher gekauft. Die Uhr kostete wenig, aber sie hatte den Fehler, daß sie nicht ging. Dieser Umstand verursachte Bäumle und seinem Zimmernachbar Wolfgang schlaflose Nächte, denn der erstere klopfte fast in jeder Stunde mit der Uhr auf den Nachttisch, und wenn Wolfgang, durch das Geräusch aus dem Schlaf geschreckt, ärgerlich fragte, was das Klopfen bedeuten solle, so stieß Bäumle Flüche aus und bemerkte: „Das Uehrle geht wieder nit, i muß es doch in Gang bringe! Ach, Du liebes Herrgöttle von Bieberach, hätt' i doch mei schön's Geld wieder!"

Wolfgang fand diesen Schwaben nach längerem Suchen wirklich im dunkelsten Winkel des Lagerraums hinter riesigen Kisten kauernd. Bäumle steckte, als er des Reisegefährten ansichtig wurde, den Kopf vorsichtig wie eine Schnecke aus dem Versteck hervor und Wolfgang ermahnte ihn mit besorgter Miene, doch ja einen sicheren Unterschlupf zu wählen, da ein vom Agenten herbeigerufener Polizeibeamter vor der Landung in Bremerhaven den Dampfer durchsuchen werde, in der Absicht, den Ausreißer Bäumle wegen Betrugs zu verhaften.

Bei dieser Meldung entfärbte sich der Bedrohte und bat Wolfgang in kläglichem Tone, er möge einen in der Nähe liegenden Bettsack quer über die Kisten legen, damit der Schlupfwinkel ganz verdeckt sei. Diesem Ansuchen wurde prompt entsprochen, und der zum Verdeck hinaufsteigende Kamerad hörte noch aus der Höhle die flehende Bitte Bäumles, ihn doch um Gotteswillen nicht an die Häscher zu verrathen.

Jener betrat hinter einer gebrechlichen Bauersfrau das Verdeck, welche von ihren Enkeltöchtern gestützt, aus der dunklen Cajüte langsam emporstieg. Als die Alte den Fluß vor sich sah, rief sie mit hoch erhobenen Händen, „Ach Gotte doch, ach Gotte doch, det groote Water, det groote Water!" — Ihre Enkelkinder versicherten ihr lachend, daß das große Wasser noch nicht erreicht sei. Als Großmudding später an Bord der „Germania" das uferlose Meer sah, schlug sie die welken Hände vor's Gesicht. Beim Anblick der großen Wasserfläche erfaßte sie ein Schwindel. Sie ließ sich unter Deck geleiten und tauchte erst bei der Landung in Newyork aus dem Schiffsraum wieder auf. Wolfgang sagte sich eben, daß für diese Alte die Uebersiedlung in eine fremde Welt ein rasches Absterben zur Folge haben müsse, als seine Blicke durch eindringliche Ver-

mahnungen auf eine neue Gruppe gelenkt wurden. Ein älterer, etwas geckenhaft gekleideter Herr, predigte einer hübschen Blondine Moral, die sich auf eine mit blauen Bändern verzierte Guitarre stützte. „Du wirst zugestehen, Finchen, daß ich keine Kosten gescheut habe, um Dir eine gute Erziehung zu geben. Verwerthest Du Deine Kenntnisse richtig, so kann es Dir bei Deiner Schönheit in Amerika nicht fehlen. Machst Du aber drüben eben so viele dumme Streiche wie in Deutschland, so wirst Du zu Grunde gehen. Finchen, gelobe Deinem besorgten Vater, drüben ein neues Leben anzufangen!"

Bei diesen Schlußworten des Alten strich Finchen mit der Hand derart über die Saiten der Guitarre, daß ein Schrumm — Schrumm hervortönte; dann sah sie ihm keck lachend ins Gesicht und erwiderte: „Wozu Komödie spielen, Papa? Wir stehen ja am Scheidewege und werden uns wohl niemals wiedersehen. Wirf mich ruhig zu den Todten; aber seien wir wenigstens in dieser Trennungsstunde einmal ehrlich gegen einander. Du hast im Grunde eine diebische Freude, daß Du mich los wirst — na, gesteh's nur! — denn Du willst die angenehme Wittib in der Bel-Etage heirathen, und dabei ist Dir die übelbeleumdete Tochter im Wege. Ich gehe gern — ich scheide ohne Bedauern, denn ich bin Deiner Drohungen und Ermahnungen überdrüssig. Ich hab' den Klatschsüchtigen manchen Stoff zur Unterhaltung geliefert — das ist wahr; aber trifft mich dafür allein die Schuld? Der Rector unserer Töchterschule sagte wiederholt, daß erzieherisch die besten Lehren nichts bedeuten im Vergleich zum lebendigen Beispiel. Nun, ehrlich herausgesagt, Papa — das Beispiel, welches Du Deiner Tochter gabst, war nicht dazu angethan, aus mir eine Vestalin zu machen. Du legtest Dir als Lebemann keine Schranken auf; ich sah manches, was meinen Sinn und mein Blut in Aufruhr brachte. Ich bin Deinem Beispiele gefolgt, das ist alles; und Du hast kaum ein Recht, mir Moral zu predigen. Ich danke Dir für alle guten Lehren; allein ich werde drüben mein Leben doch nach meinem Gefallen einrichten. Im Grunde ist Dir ja auch wenig daran gelegen, was aus mir wird. Du begleitetst mich nur an Bord des Schiffes, um Deiner Zukünftigen die frohe Botschaft bringen zu können: „Fine ist weg — wir sind das Mädel für immer los!" Na, das Vergnügen kann ich Euch ja bereiten. Wie groß aber Deine väterliche Sorge für mich ist, ersehe ich klar aus dem Umstande, daß ich die weite Fahrt im Zwischendeck ausführen muß. Zu einem Billet zweiter Klasse schwang sich Dein Opfermuth nicht auf. Na, was thut's! — ich komme auch so hinüber." — Sie schnippte mit den Fingern und wendete sich von dem verdutzt dastehenden Alten ab, um ein am grünen Ufer auftauchendes Dorf zu betrachten.

Wolfgang war nicht weniger überrascht, als der abgekanzelte Vater. Die äußere Erscheinung der schlanken Blondine ließ das Gemüth eines

Goethe'schen Grethchens vermuthen — und vor ihm hatte eine Phryne ihr Inneres enthüllt!

Bevor er sich in Betrachtung über die wunderlichen Erziehungs-resultate versenken konnte, wurde Wolfgang von einem kleinen verschmitzt aussehenden Manne angeredet, in dessen Sprache der sächsische Dialekt sich mit dem Jargon des polnischen Juden mischte. Dieser erkundigte sich mit erzwungener Ruhe, ob Wolfgang einen Auswanderungspaß besitze und ob er glaube, daß an Bord der „Germania" eine strenge Controle der Legitimationspapiere stattfinden werde. Der Gefragte konnte keine bestimmte Antwort betreffs der Controle geben, war aber höflich genug, die gewünschte Aufklärung von dem Agenten zu erbitten. Dieser hatte die Unterredung der beiden Reisegefährten aus der Ferne beobachtet und erwiderte Wolfgangs Frage mit der Gegenfrage: „Es ist wohl der Zwickauer, welcher auf die Antwort wartet?"

„Der Zwickauer?"

„Ich nenne ihn so, weil sich der Mann als Kaufmann Löb aus Zwickau in mein Fremdenbuch eingeschrieben hat. Ich hege jedoch den Verdacht, daß dieser Löb ein gewisser Wolf aus Chemnitz ist, den man wegen betrügerischen Bankerotts steckbrieflich verfolgt. Ich sah ihn nämlich gestern stark die Farbe wechseln, während er eine Zeitungsnotiz las, die sich auf den Bankerotteur Wolf bezog; auch andere Zeichen bestätigen meinen Verdacht." — Der Agent war entschlossen, dem kleinen Mann auf den Zahn zu fühlen, trat mit Wolfgang zu demselben hin und sagte, daß vor Abgang des Schiffes eine genaue Paßcontrole stattfinden werde.

Zwickauer athmete bei dieser Erklärung schwer aus beklommener Brust, zwang sich dann zu einem fahlen Lächeln und sagte: „Ich hob' mersch können denken. In unserm scheenen Daitschland muß der Mensch beweisen, daß er geboren ist und ohne Todtenschein läßt mer'n nicht in's Grab fahren. De Bergerschaft hat ihre liebe Noth, um der Pollezei ausreichende Beschäftigung zu liefern. Froh kann jeder sein, der so'n Land im Rücken hat."

Als das Dampferchen in Bremerhaven landete, verschwand Zwickauer in den dunklen Tiefen der „Germania" und ward bis nach vollendeter Abfahrt nicht mehr gesehen.

Beim Quai des neuen Hafens war der grüne Rasen von den ersten Frühlingsblumen durchwirkt und als Wolfgang über die geneigte Wiesen-fläche hinschritt, beglänzte die warme Sonne Land und Wasser, die Schiffe und einen Wald schlanker Masten. Die Wiese strömte einen leisen Veilchenduft aus, den der Morgenwind mit dem frischen Erdgeruch vermischte. Einige Auswanderer sangen Abschiedslieder, andere spielten die Harmonika und es schien Wolfgang, als wolle die Heimat ihn noch einmal ihre traute Schönheit empfinden lassen, denn in den Gärten, welche

die Backsteinhäuser der neuerstandenen Hafenstadt umgaben, prangten einige Bäume bereits im Blüthenschnee. Die Auswanderer hatten ihren Strohsack vom Dampfer nach dem Segelschiff gebracht, die Koffer wurden von der Schiffsmannschaft übergeführt. Als Wolfgang in das Zwischendeck hinabgeklettert war, befand er sich in einem völlig dunklen Raum. Hier wurde er von Lastträgern angerannt und unter Flüchen vorwärts geschoben. Als sich sein Auge endlich an das Dunkel gewöhnt hatte, bemerkte er, daß der weite Schiffsraum ganz mit Cojen gefüllt war, die man aus frischgesägten Planken in der denkbar rohesten Weise hergestellt hatte. Man wies ihm eine Lagerstatt an, welche er mit einem blonden Burschen aus Darmstadt theilen mußte und über der sich ein schwäbisches Ehepaar das Lager bereitete. Jenseits des schmalen Ganges richteten sich eine westfälische Dienstmagd und eine junge Frau mit zwei Kindern häuslich ein, welche nach Salt-Lake-City auszuwandern beabsichtigten, wo das Haupt der Familie sich eine Existenz gegründet hatte. Die Gattin des Mormonen betete eben mit den Kindern um eine glückliche Ueberfahrt und die Dienstmagd barg unter dem Kopfende ihres Strohsacks zwei gewichtige Pumpernickel und eine umfangreiche Butterbüchse.

Wolfgang fand den Aufenthalt in dem dunklen Schiffsraum, wo es nach Theer und frischgesägtem Kiefernholze roch, unerträglich. Er warf seinen Strohsack, seine Wolldecke und sein Blechgeschirre auf die als Coje bezeichneten Bretter und drängte sich durch die, einem kribbelnden Ameisenhaufen gleichende Menschenmenge zur Treppe hin. Die „Germania“ führte rund 300 Fahrgäste an Bord, von denen nur 40 in der zweiten Cajüte und drei in der ersten ihre Schlafstelle fanden.

Als Wolfgang das hellbeleuchtete Schiffsdeck wieder erreicht hatte, schien es ihm, als sei er dem Schacht eines Bergwerks entstiegen. Ein Blick nach dem Dampferchen ließ ihn eine schreiende und gestikulirende Menschenmenge bemerken. Er lief zur Landungsstelle zurück und sah dort zu seinem Erschrecken den in Vergessenheit gerathenen Bäumle im Zustande tiefer Ohnmacht. Dieser hatte, theils aus Furcht vor der Polizei, theils in der Hoffnung, den Wirth um zehn Groschen betrügen zu können, in dem dumpfen Versteck so lange ausgehalten, bis ihm die Sinne schwanden. Die Gepäckträger hatten ihn beim Ausladen ohnmächtig zwischen den Kisten hervorgezogen. In der Hand hielt er das „Uehrle“, welches wieder einmal seine Thätigkeit eingestellt hatte. Nachdem man die Schläfe des Burschen mit Essig eingerieben, kam er an der frischen Luft bald wieder zu sich. Sein erster Blick aber fiel auf den Agenten, der ihm lächelnd sagte: „Es freut mich, daß Sie wieder zahlungsfähig geworden sind.“ — Bäumle rückte langsam und murrend mit dem Geld heraus, worauf der Agent ihn und Wolfgang zu einem Abschiedstrunk einlud. Durch ein Glas Bier und einem Imbiß fühlte sich der biedere Schwabe bald mit seinem Schicksal wieder ausgesöhnt. Wolfgang verabschiedete sich von dem

muntern Wirth, der stets gefällig und freundlich gegen ihn gewesen, in herzlicher Weise.

Als das Auswandererschiff die Planken eben einziehen wollte, kam aus dem nahegelegenen Gasthaus ein Schwarm junger Männer Arm in Arm dahergeschwankt. Die Herren hatten den Abschiedsschmerz durch Wein so energisch zu bekämpfen gesucht, daß sie sich jetzt in einem seligen Taumel befanden. Sie schrieen dem Capitän von Weitem Stop! zu, sangen dann mit rauhen Stimmen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!" — und als sie über die Planken schritten, fiel der Aelteste unter ihnen nieder und mußte wie ein Sack auf's Schiff geschleift werden; dabei plumpste seine lange Pfeife in's Wasser.

„Aber Professorchen!" riefen ihm seine Begleiter zu und richteten ihn beim Hauptmast wieder auf, „was ist Dir in die Beine erfahren?"

Der Professor nahm schwankend eine ciceronische Haltung an und rief den Umstehenden zu: „Vivat Germania! Vivat, floreat, crescat!" Als seine Gefährten unter Hutschwenken in den Wunsch eingestimmt hatten, fuhr der Professor in halbkreisförmiger Bewegung mit der Rechten durch die Luft und sagte in feierlichem Tone: „Introite amici, nam et hic Dei sunt".

„Freilich sind hier Götter, zum Beispiel Bacchus und leider auch Neptun," bemerkte lachend einer der Saufcumpane, indem er eine Flasche Rothspohn aus der Brusttasche seines Ueberrockes hervorzog, „aber ich fürchte, der unholde Meergott wird uns zwingen, die Opfer des Bacchus wieder herauszugeben."

„Auf Matrosen, die Anker gelichtet!" krähte ein Dritter, der wie ein Forstmann gekleidet war und jetzt mit stieren Augen in die Welt sah. Die Genossen hielten sich die Ohren zu und schrieen: „Oeconomierath, nicht singen! Um Gotteswillen, wir wollen auch recht artig sein! — Ach, herrjeh! wer hat denn die Katze auf den Schwanz getreten . . ."

Das Stimmgewirr der Trunkenen wurde in dem Augenblick, als die Germania vom Lande abstieß, durch einen Schrei aus hundert Kehlen übertönt. Ein älterer Mann hatte Hurrah! gerufen, und dieser Ruf, welcher der alten Heimat galt, fand in der Menge ein gewaltiges Echo. Man rief der Heimat Grüße zu, so lange, bis das Schiff von einem Dampfer geschleppt, aus dem Hafen in's offene Wasser gelangt war.

Wolfgang, der sich von den Gefährten abgewendet hatte, bemerkte, daß das Geschrei den Zwickauer aus dem Versteck gelockt. Wie ein aus dem Bau kriechender Fuchs steckte der kleine Mann den Kopf aus einer Luke, und als er sicher war, daß das Schiff die Küste verlassen hatte, kam er auf's Deck, that einen Freudensprung und kreischte aus Leibeskräften, „Hurrah!"

„Der Abschied von Deutschland scheint ihnen nicht schwer zu fallen," bemerkte Wolfgang.

Zwickauer rieb sich schmunzelnd die Hände und antwortete in frohlockendem Tone:

„Nein, ich frei mer!“ Damit schob er den Hut auf's linke Ohr, steckte die Daumen in die Westentaschen und schritt so keck durch die Menge, als wolle er sein Jahrhundert in die Schranken fordern.

Zwickauers Frohnatur hatte indessen eine ebenso harte als unerwartete Prüfung zu bestehen. In der ersten Nacht, welche die Auswanderer auf dem Meer verbrachten, schlug der Wind vom Osten nach Nordwesten um und artete in mächtigem Crescendo zu einem Sturme aus. Dieser schien, im Verein mit den brausenden Wogen die „Germania“ zwingen zu wollen in den kaum verlassenen Hafen zurückzukehren. Während das Schiff im Canal lavirend einige Meilen zu gewinnen suchte, rumorte es in seinem Bauche fürchterlich. Die dreihundert Fahrgäste lernten gleich das Elend der Seekrankheit aus dem Fundament kennen. Schrecklich gestaltete sich die Lage der Passagiere in dem überfüllten Zwischendeck. Wolfgang, den das Uebel gleich mit aller Heftigkeit ergriff, sagte sich, daß alle Uebel der festen Erde nichts bedeuteten gegen die, welche der grollende Meergott schaffe. Ließ sich ein Ausbruch des Hekla mit den vielen schrecklichen Eruptionen an Bord der Germania vergleichen? Das eigene Weh des Kranken wurde hundertfach gesteigert durch den Jammer der Leidensgenossen. In allen Mundarten der deutschen Nation wurde geflucht, gebetet und um Hülfe geschrieen. Und diese Töne mischten sich im Dunkel der Nacht mit dem Rollen der Kisten, dem Klirren der Ketten, dem Donnern der Wogen zu einem Höllenconcert. Schaudernd sagte sich Wolfang, daß Dantes „Lasciate ogni speranza“ nirgendwo passender angebracht werden könne als über dem Zwischendeck eines Auswandererschiffes.

Als am Morgen nach der ersten Schreckensnacht zum Kaffee gerufen wurde, folgte nur ein Passagier dieser Einladung — Bäumle. Er wenigstens wollte den Schiffsrheder nicht ungebührlich bereichern. Als er aber bei der Küchenthür sein Blechgeschirr mit der bräunlichen Brühe gefüllt hatte, traf ihn eine Sturzwelle und entriß ihm die empfangene Gabe. Durchnäßt und plärrend wie ein von der Heerde verirrtes Schaf kroch er in die Coje zurück.

Wolfgang fühlte sich am Morgen so elend, matt und zerschlagen, daß er einen Schiffbruch als Erlösung willkommen geheißen hätte. Er sagte sich jedoch, daß er den letzten Rest von Kraft und Energie aufbieten müsse, um während des Tages wenigstens der frischen Seeluft theilhaftig zu werden. So kleidete er sich denn so schwer es ihm immer wurde, vollständig an und erklomm unter fortwährendem Schwanken das Verdeck. Dasselbe war fast ganz leer. Nur einige Matrosen spülten die Planken mit Seewasser ab und der Capitän lief auf dem Hintercastell auf und nieder wie ein Panther im Käfig und kaute Tabak. Während der Fahrt erwies sich dieser Seefahrer als der größte Schweiger seines Jahrhunderts.

Hätte er nicht zuweilen ein Commando gegeben, so würden ihn seine Fahrgäste für so stumm gehalten haben, wie die Fische im Meer. Seine Gemüthsstimmung konnte man nur aus der Art erkennen, wie er den Tabakssaft ausspuckte. Flog derselbe weit, so war der Capitän mit Wetter und Fahrt unzufrieden, fiel er jedoch in einem kurzen Winkel vor der Gestalt des Speiers nieder, so lies der Cours der „Germania" wenig zu wünschen übrig.

Als Wolfgang trotz der heftigen Bewegung des Schiffes etwa eine Stunde auf und abgegangen war, gewöhnte er sich allmählich an das Schaukeln und sein Uebelbefinden verminderte sich etwas.

Die zweite Cajüte lag höher und luftiger als das Zwischendeck. Ihr entschlüpften zuerst drei Personen, in denen Wolfgang jene starkbezechten Nachzügler vom vergangenen Tage erkannte. Der Professor, welcher beim Besteigen des Schiffes seine lange Pfeife verloren hatte, sah geisterbleich aus und gab der pessimistischen Ansicht Ausdruck, daß jeder ein Narr sei, der die Qualen einer stürmischen Ueberfahrt erdulde, um in die Rumpelkammer von Europa zu gelangen, denn was seien die Vereinigten Staaten anderes als eine weite Trödelbude, in der die alte Culturwelt ihre gebrochenen Existenzen und corrumpirten Charaktere ablagere. Die alte Welt habe ihn angeekelt, die neue flöße ihm ein gelindes Grauen ein. Die einzige Zuflucht biete das Nirwana.

„Sehr wahr, Professorchen!" lachte sein Begleiter, „aber Dein großer Meister Schopenhauer hat der Menschheit die Mittheilung verschwiegen, daß uns auf dem Wege zum Nichts eine Trösterin geblieben ist: die Cognacflasche! Ich trage sie bei mir. Nimm daraus einen Schluck, Professor. Sagt schon der Berliner mit Recht, die wärmste Jacke ist ein guter Cognac, so kann ich Dir als Mediciner auch versichern, daß dieser kräftige Trunk die einzige Magenstärkung auf bewegter See bildet."

„Bleib mir damit vom Leibe, Doctor!" versetzte der Professor mit Abscheu. „Zum ersten Male im Leben graut mir vor diesem Stoff."

„Na, na! Wie steht's mit Dir, Oeconomierath?" Der Mann im Försterhabit sah aus wie die Verkörperung des grauen Elends. Mit den zittrigen Händen des Gewohnheitstrinkers griff er nach der Flasche und that einen tiefen Zug, darauf schüttelte er sich, als habe er Gift getrunken.

Wie Wolfgang in der Folge hörte, hatten die drei Mitreisenden in ihrer Laufbahn eine Entgleisung durch die Trunksucht erfahren. Der Professor war als Gymnasiallehrer mit einem kannibalischen Rausch in's Klassenzimmer gekommen und durch den Hohn seiner Schüler gezwungen worden, seinen Abschied zu nehmen. Der Doctor hatte zwölf Semester in Jena gekneipt und war dann am Examen gescheitert. Sein dunkelrothes mit Narben bedecktes Gesicht und seine reckenhafte Gestalt ließen erkennen, daß er auf dem Fechtboden und in der Kneipe, nicht im Hörsaal, seine Tage verbracht hatte. Er konnte als das klassische Exemplar eines

bemoosten Hauptes gelten und zu ihm blickte der bäurisch geartete krummbeinige Oeconomierath bewundernd auf. Dieser war als Gutsinspector unmöglich geworden, weil er täglich die Destillationsproducte der Brennerei einer so eingehenden Prüfung unterzogen, daß er Abends die Mägdekammer nicht mehr vom Kuhstall unterscheiden konnte. Vögel vom gleichen Gefieder fliegen zusammen. Schon auf der Reise nach Bremen hatte der Durst diese drei Europamüden zusammengeführt und als sie die letzte Flasche im Hafen leerten, war durch einen Schmollistrunk der Act ewiger Verbrüderung geschlossen worden.

Doctor und Oeconomierath fühlten sich ohnedies aus einem ganz besonderen Grunde zu einander hingezogen; beide hegten nämlich die Absicht, in Amerika der leidenden Menschheit als Aerzte zu Hülfe zu kommen. Der Doctor war der Ansicht, daß er durch die Kenntnisse, welche er auf der deutschen Universität zu erwerben versäumt hatte, im Geburtslande medicinischen Humbugs ungeheures Aufsehen machen könne. Mit Vorliebe wandte er die Phrase an: „Der Fall ist mir in der Klinik hundert Mal vorgekommen.“ Was den innern Menschen des Patienten betraf, so hatte er ein Allheilmittel im Rizinusöl gefunden. Damit bekämpfte er gleich erfolgreich den Haarschwund, wie die Cholera, den Typhus wie das Zipperlein. Im Uebrigen verabscheute er die Kaltwasserheilanstalten.

Der Oeconomierath hatte schon als Güterinspector krankes Vieh mit Erfolg behandelt und dabei den in ihm ruhenden Beruf zum Arzte erkannt. Um das Heilverfahren möglichst zu vereinfachen, hatte er sich dem Baunscheidtismus und der Homöopathie zugewandt. Für seine neue Berufsthätigkeit im Lande der Freiheit war er außer einigen Flaschen echten Kornbranntweins mit einem Lebenswecker und einer homöopathischen Apotheke ausgerüstet. Im Uebrigen gehörte er gleich dem Doctor zur Klasse der Wasserscheuen.

Die beiden Collegen hofften auf der „Germania“ schon einen ersprießlichen Wirkungskreis zu erhalten. Leider ließ sich die Seekrankheit weder durch Ricinusöl noch durch den Lebenswecker verscheuchen, und selbst der Cognac erwies sich kaum als ein Palliativ für den aus Rand und Band gebrachten Magen. So mußten denn die neuen Doctoren den eigenen Körper als erste Versuchsobjecte betrachten und daran die betrübende Erfahrung machen, daß ihre Wissenschaft nicht ausreiche, um sich selber zu helfen.

Das erste weibliche Wesen, welches auf Deck sichtbar wurde, entstieg gleichfalls der zweiten Cajüte und bot für Wolfgang eine befremdliche Erscheinung dar. Die schlanke Gestalt war ganz in Schwarz gekleidet und der dunkle Spitzenschleier, welcher das Gesicht umrahmte, ließ die geisterhafte Blässe desselben hervortreten. Unter stolzen Brauen leuchteten ein Paar große dunkle Augen hervor, welche durch lange Wimpern in der

Regel halb verschleiert waren. Ihr Gesicht entbehrte im Profil der Schönheitslinien, aber ein ungemein lebendiges Mienenspiel und ein strahlendes Lächeln ließen dasselbe anmuthig und reizvoll erscheinen. Jetzt blickte ihr dunkles Auge ernst, fast ängstlich auf die sich weithin dehnenden Wellenberge; und als eine der mächtigen Wogen in erschütterndem Anprall die Breitseite des Schiffes traf und eine tosende, gurgelnde Wassermasse das Deck überschüttete, stieß sie einen leisen Schrei aus, denn ihr schien es, als werde die beim Hauptmast stehende Männergruppe von der Sturzwelle über Bord gespült. Wolfgang, welcher etwas abseits von den plaudernden Herren gestanden, sah die Woge daherstürmen. Blitzschnell kehrte er sich um, erfaßte im Hochsprung die Sprosse der zu den Wanten führenden Strickleiter und zog den Körper in kräftiger Muskelbewegung so hoch, daß die Fluth, welche das lüderliche Kleeblatt gegen die Schanzverkleidung warf, unter seinen Sohlen vorüberrauschte. Der Doctor hatte sich beim Anprall des Wassers aufrecht erhalten, der Professor und Oeconomierath aber waren so heftig in den Rücken getroffen worden, daß sie niederstürzten und jetzt wie Strandgüter hülflos und zappelnd mit der zurückfluthenden Wassermenge über das Deck rollten.

Als sie sich erhoben hatte, boten die beiden Opfer der tückischen Sturzwelle einen so kläglichen Anblick dar und sahen sich gegenseitig so hülflos und verzweifelnd an, daß der Doctor in ein schallendes Hohngelächter ausbrach. Wolfgang bemerkte, daß ein Lächeln auch über das Antlitz der schwarzgekleideten Dame blitzte. Die drei Freunde schüttelten sich wie durchnäßte Pudel und kehrten dann in die zweite Cajüte zurück, um die Kleider zu wechseln.

Wolfgang hatte seine Deckpromenade wieder aufgenommen, schielte aber von Zeit zu Zeit nach dem Cajüteneingang. Die Dame in Trauer — wie er sie später nannte — wartete, bis die Wasser abgeronnen und die Bewegungen des Schiffes etwas gleichmäßiger geworden waren, dann versuchte auch sie es, mit aufgeschürztem Kleide einen Gang über das Verdeck zu machen. Wolfgang bewunderte die vornehme Haltung und die Grazie ihrer Bewegungen. Er verlangsamte seine Schritte in der Hoffnung, ihr einen Dienst leisten zu können, aber es verging fast eine Stunde, bevor sich dieselbe erfüllte. Die Dame balancirte mit Geschick und achtete auf die Wogen, von denen man ein Ueberspringen befürchten mußte. Endlich ging eine Sturzwelle auf das Vordertheil des Schiffes nieder und da der Bug gleich darauf stark emporschnellte, so fluthete das eingefallene Wasser der Länge nach über Deck. Wolfgang schritt der Fluthwelle entgegen, als die Fremde derselben just den Rücken kehrte. Er sprang, kurz entschlossen auf die Ahnungslose zu, umfaßte ihre Gestalt und hob sie empor. Das Wasser netzte kaum die Fußspitzen der Dame, umspülte aber Wolfgangs Stulpstiefel fast bis zum Rand der Schäfte. Als der junge Mann die schöne Last wieder niedersetzte, entschuldigte er sein dreistes

Vorgehen mit der in launigem Tone vorgebrachten Bemerkung, daß der Präcedenzfall im Scheffel'schen Ekkehard ihn zu der raschen That angeregt habe.

Sie blickte mehr erschreckt als erzürnt auf den jungen Mann und erwiderte: „Aber mir scheint, Sie sind kein Mönch und dies ist kein Kloster . . .“

„Aber die Fluthwelle ist rücksichtsloser als jede klösterliche Observanz und Sie mein Fräulein —“ hier stockte und erröthete der Sprecher — „erschienen mir just so vornehm, wie eine Herzogin und es überkam mich beim Anblick der daherschießenden Fluthwelle das Gefühl, daß ich Sie hochhalten müsse.“

„Nun, dieser Impuls hat mich vor durchnäßten Füßen bewahrt und ich danke Ihnen für Ihr keckes Zugreifen.“ Sie reichte ihm die Hand und der junge Mann sah sehr erfreut und glücklich aus, als er dieselbe drückte und seinen Namen nannte. „Sie gehören wohl zu den ‚seebefahrenen Leuten‘“, bemerkte die Fremde im Weiterschreiten.

„Woraus schließen Sie das?“

„Aus der Art, wie Sie den Sturzwellen ausweichen.“

„Ich bin Turner, aber durchaus nicht seefest. Außer zwei Fahrten über das Mittelmeer, bei denen ich das tiefe Elend der Seekrankheit ebenso genau kennen lernte, wie in verwichener Nacht, kann ich mich keiner maritimen Erlebnisse rühmen. Den Atlantischen Ocean habe ich noch nicht gekreuzt. Und Sie, mein Fräulein?“

„Dies ist meine vierte Seereise.“

„Ach, so täuschten wir uns Beide. Als Sie die Schwelle der Cajüte überschritten, sagte ich mir: Das ist eine verbannte Königin, die in's Exil wandert.“

„Hoho! Mir schwindelt! Sie gehören zu unseren phantasievollsten Zeitgenossen, denn Sie lassen mich im Handumdrehen von der Herzogin zur Königin avanciren, wenn das so fortgeht, steige ich vor Beendigung der Fahrt zur Göttin empor — in Ihrer Werthschätzung. Wollen Sie sich gefälligst klar machen, wie schwer es dem bestgearteten Menschenkind wird, an Bord eines Segelschiffes und bei hohem Seegang solch übertriebenen Vorstellungen nur annähernd zu entsprechen. Im Interesse eines gemüthlichen Verkehres, bitte ich Sie herzlich, mich fortan ganz als Ihres Gleichen behandeln zu wollen. Ich heiße Loni Menk und ernähre mich in New-York schlecht und recht von meiner Hände Arbeit.“

Wolfgang wurde verlegen; er erinnerte sich, daß die Fahrgäste dritter Classe kein Recht hatten, sich mit denen der zweiten auf demselben Terrain zu bewegen. Zögernd gestand er, daß ihn zwar der in Aussicht gestellte Verkehr recht beglücken würde, daß jedoch durch die Schiffsordnung eine Schranke gezogen werde. Er sei Zwischendeckspassagier.

„Daran ist wenig gelegen, und Sie thun Unrecht, sich dieses Um-

standes zu schämen. Mich hat ein herbes Geschick gelehrt, daß Menschen, die sich in glänzender Lebensstellung befinden, einmal gezwungen werden können ohne Verschulden tief herabzusteigen. Ich ließ es mir vor fünf Jahren auch nicht träumen, daß ich heute" — sie brach ab und senkte die langen Wimpern über die dunklen Augen. Als sie fortfuhr, zitterte ihre Stimme leise: „Nach meiner Erfahrung verwischen sich im Laufe der Fahrt die Grenzen der beiden Classen; und so lange Sie sich scheuen, Ihr Gebiet zu verlassen, kann ich ja zu Ihnen herüberkommen. Doch jetzt bin ich des Gehens müde und will lesen. Halten Sie sich so lange in der freien Luft auf, als es nur irgend angeht. Auf Wiedersehen!" Sie grüßte mit einem anmuthigen Lächeln und verschwand.

Wolfgang war es nach dieser Begegnung zu Muthe, als sei in das chaotische Gewirr von kranken stöhnenden Leidensgefährten und schäumenden Wogen ein goldener Sonnenstrahl gefallen. Die Augen der Fremden, welche so melancholisch blicken und so warm aufleuchten konnten, ließen ein reiches geheimnißvolles Innenleben errathen, sie weckten in ihm die Hoffnung auf eine Reihe schöner Tage.

* * *

Vor der Hand aber wüthete draußen der Sturm weiter, und die Lage der Reisenden verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die „Germania" hatte derart mit Flut und Wind zu kämpfen, daß es den Anschein gewann, als werde sie niemals den Canal verlassen.

Eine volle Woche war vergangen, ohne daß das Meer sich geglättet hatte. Die Lage der Zwischendecks-Passagiere war jammervoll. Wolfgang zitterte am Abend vor dem Augenblick, da die Müdigkeit ihn zwang, in den Schiffsraum hinabzusteigen. Auf der Treppe schon qualmte ihm ein übelriechender Brodem entgegen. Wegen des hohen Seegangs konnten die Luken nicht geöffnet werden und die Luft war mit Gerüchen gefüllt, die an einen Saukober erinnerten. War schon der Gestank geeignet, ihn vor Ekel krank zu machen, so verstärkten die Leiden der Nachbarn noch seine Pein und der von stöhnenden klagenden Menschen erfüllte Schiffsraum erschien ihm wie der Orkus der Verdammten. Trotzdem er sich aber elend und gemartert fühlte, fand er doch noch die Kraft, seinen Nachbarn zu Hülfe zu kommen. Vorzugsweise nahm er sich der Kinder der Mormonin an. Diese Mutter flehte unaufhörlich den lieben Gott um Erbarmen an, aber sie that nichts, um die schlimme Lage ihrer Kleinen zu verbessern. Einen wohlthuenden Gegensatz zu dieser Frau bildete die kleine rothhaarige Schwäbin, welche ihr Lager über dem Wolfgangs hatte. Der Gatte derselben war so elend geworden, daß er wie ein Sterbender aussah und kaum noch den Kopf zu rühren vermochte. Die kleine behende Frau vergaß darüber den eigenen Jammer, sie pflegte und tröstete den Kranken, als habe sie ein krankes Kind zu warten und ermahnte ihn lachend, doch

ja nicht die Courage zu verlieren, denn einmal erschöpfe sich die Gewalt jedes Sturmes. Als die „Germania“ aber Landsend, die Westspitze von England fast erreicht hatte und die Passagiere das offene Meer vor sich sahen, schien es, als nehme der Meergott noch einmal all' seine Kraft zusammen, um das Schiff zu den heimischen Küsten zurückzutreiben. Im Sturm zerbrach der Fockmast und so viel Wasser drang in den Schiffsraum, daß die Pumpen in Bewegung gesetzt werden mußten. Während der Nacht arbeiteten die jungen Männer aus der zweiten Cajüte mit Wolfgang um die Wette an der schwer zu bewegenden Kurbel der Hauptpumpe. Loni Menk befand sich unter den Zuschauern. Der Doctor war allen Gefährten an Stärke überlegen, ihm zunächst stand Wolfgang und dieser übertraf den Rivalen an Ausdauer. Loni bewunderte die männliche Anmuth und Elasticität seiner Bewegungen. Neben der herkulischen, groben Gestalt des Doctors nahm dieser junge Abenteurer sich aus wie der Thorwaldsen'sche Achill.

Am Morgen nach dieser Sturmnacht, welche die total erschöpften Auswanderer mit Schrecken und Entsetzen erfüllt hatte, schien endlich die Macht des Sturmes gebrochen zu sein. Mit Wolfgang war auch der Zwickauer, der abermals seine zuversichtliche Haltung eingebüßt hatte, auf Deck gestiegen. Eben wurden die Segel umgesetzt, das Vollschiff führte eine Wendung aus und nahm, statt in den offenen Ocean zu steuern, seinen Cours östlich.

Bei dieser Wahrnehmung zeigte sich in Zwickauers Gesicht eine große Erregung. Hastig trat er an den Mann am Steuer heran und sagte: „Wie haißt, warum drehen Sie das Schiff? Amerika liegt doch auf der andern Seite.“

Der Steuermann schob seinen Kautabak von einer Backe nach der andern und erwiderte trocken:

„Wi sägeln nach Dütschland retour.“

Der Zwickauer knickte bei dieser Auskunft derart in die Knie, daß Wolfgang befürchtete, er werde niederstürzen. Minutenlang stand er völlig betäubt da, dann schrie er in völlig schluchzendem Tone: „Wie haißt retour? Ich habe besahlt mein Geld, daß Se mer fahren nach Amerika und nicht nach Daitschland. Ich will nach Newyork und wenn Sie mer nicht können fahren nach Newyork, dann geben Se mer mein Geld retour und setzen Se mer aus an der englischen Küste.“

Der Steuermann lachte boshaft und kehrte dem Jammernden verächtlich den Rücken zu. Er hatte sich einen Scherz erlaubt und damit zufällig die kranke Stelle in Zwickauers Gewissen getroffen. Die „Germania“ ging nach einem beim Vorgebirge Lizard Head gelegenen Lootsendorf zurück, um den gebrochenen Mast zu ersetzen und noch einige Fässer Trinkwasser an Bord zu nehmen. Durch den Steuermann hatte Wolfgang erfahren, daß das Schiff bis zum Abend vor Anker liegen werde. Wolf-

gang, welcher das dringende Verlangen verspürte, wieder einmal den Fuß auf festes Land zu setzen, erbot sich, tüchtig zu rudern und beim Verladen der Fässer behülflich zu sein, wenn man ihn mit an's Land nehmen wolle. Der Steuermann, welcher wohl wußte, wie eifrig der junge Reisende an den Pumpen gearbeitet hatte, ging auf den Vorschlag ein. Gegen zehn Uhr Morgens rasselte in einer Bucht vor Lizard Head der Anker nieder, ein Boot wurde niedergelassen und Wolfgang sprang mit den Matrosen in dasselbe hinab. Als Rheinländer hatte er schon im Knabenalter das Ruder führen gelernt und auf der kurzen Fahrt zum englischen Lootsendorf hielt er trotz des hohen Seegangs bald mit den Matrosen Takt.

Loni Menk stand am Schiffsrand und blickte auf das schaukelnde und mit der Brandung kämpfende Boot hin. Ihr Auge folgte der hohen Gestalt Wolfgangs mit widerstreitenden Gefühlen. Bei der ersten Begegnung, wo der frische Bursche sie plötzlich in seine Arme gefaßt und keck über's Wasser gehoben hatte, war ihr ein süßer Schauer durch's Herz gegangen. Sie hatte sich damals unter dem Vorwand, müde zu sein, von ihm entfernt, weil sein Geplauder, der weiche Klang seiner Stimme einen eigenthümlichen Zauber auf sie übte. Sie hatte das Gefühl als rinne seine Rede wie berauschender Wein in ihr Herz und je länger er sprach, desto größer wurde ihre Begierde, jeden Ton aufzusaugen, der ihr aus der Tiefe eines reinen Gemüthes, einer träumerischen Seele hervorzuquellen schien. Loni hatte im Laufe ihres ereignißreichen Lebens wiederholt mit stolzeren Männern Verkehr gepflogen, aber eine so rasch erwachende und wachsende Zuneigung wie zu Wolfgang für keinen derselben gefühlt. Und sie erschrak vor diesem mächtigen Gefühl und suchte es durch Gründe der Vernunft zu ersticken. Der Reisegefährte zählte 22 Jahre, sie 28; er stand an der Schwelle des Lebens und erwartete von der Zukunft ein Eldorado, sie sah mit Wehmuth das Land der Jugend entschwinden und betrauerte den Verlust einer glänzenden Lebensstellung und theurer Verwandten. Sie kam vom Grabe des Vaters und ihrer älteren Schwester und meinte, die Trauer um diese Lieben müsse sie so völlig beherrschen, daß für andere Empfindungen kein Raum bleibe. Und nun versuchte sie es ohne Erfolg sich in den schwarzen Schleier zu hüllen, das Feuer der Liebe durchbrach die Schatten und durchglühte ihr Inneres. Während der acht schweren Sturmtage hatte sie gar oft das Verlangen nach frischer Luft und Bewegung bezähmt, nur um ihm nicht zu begegnen. Aber wenn er verlangend nach dem Cajütenfenster sah, oder träumerisch auf die rauschenden Wogen starrte, hätte sie ihm in die Arme fliegen mögen. Auch als sie ihn heute zufällig in's Boot steigen sah, kam ihr das brennende Verlangen, ein freundliches Wort mit ihm auszutauschen, allein sie bezwang sich und sah ihn ohne Gruß scheiden. Erst als das Boot sich eine Strecke von der „Germania" entfernt hatte, trat sie auf's Verdeck.

Und nun wurde ihr der Tag schier zur Ewigkeit. Trotzdem der Sturm nachließ, der Himmel sich erheiterte und die Hälfte der Zwischendeck-Passagiere aus der Tiefe heraufkroch, um sich des warmen Sonnenscheins und des Anblicks der Küste zu erfreuen, schien es ihr doch, als fehle dem Schiff sein Inhalt. Was hätte sie darum gegeben an seiner Seite über Lizard Point wandern zu können! Das Boot kehrte im Laufe des Tages zweimal zurück, einmal um einen neuen Mast sammt einem englischen Zimmermann und später, um einige Tonnen Wasser abzusetzen, aber Wolfgang war am Ufer geblieben. Erst gegen Abend, als der Zimmermann in sein Lootsendorf zurückgebracht wurde, nahm der Ausflügler seinen Platz auf der Ruderbank ein.

Loni war beim Lärm, den das Ausschiffen des Bootes verursachte, aus der Cajüte getreten. Sie sah Wolfgang umleuchtet vom Purpurlicht der Abendsonne, bei der Treppe stehen. Er trug einen bunten Strauß Feldblumen in der Hand, und als er Loni erblickte, lief er mit freudestrahlendem Gesicht auf sie zu und rief in einem Ton, der ihr das Herz schwellen machte: „Da ist ein Stück Frühling — für Sie! Ach, liebe Freundin, wären Sie doch mit draußen gewesen, wir hätten die ganze Flur geplündert. Wunderschön ist doch dies England an seiner Südwestseite. Die Kreidefelsen sind auf der Höhe mit einem saftig grünen, von Schlüsselblumen, Veilchen, Anemonen und Hahnensporn bunt durchwirkten Rasen bedeckt. Und in den Halden fand ich blühenden Ginster und Stechpalmen. Daß hier im Vergleich zu Deutschland die Vegetation so weit vorgeschritten ist, dankt das Land wohl dem Golfstrom, der seine warmen Fluthen gegen die Küste wälzt. — Auch ein Abenteuer habe ich erlebt! Nachdem ich stundenlang auf den Höhen herumgelaufen war und mich am Anblick der Küstenorte geweidet hatte, kam ich zu einem besonders schönen Aussichtspunkt. In die Betrachtung sonnüberblitzter Meereswogen, grüner Ufergelände und schimmernder, zerrissener Kreidefelsen vertieft, dringt plötzlich ein leiser Duft von gebratenen Fischen auf meine Geruchsnerven ein. Sofort regt sich in mir ein wahrer Heißhunger. Ich erinnere mich, daß im Laufe der vergangenen Woche nicht eine menschenwürdige Mahlzeit über meine Lippen gegangen ist und meine Blicke fallen auf ein schmuckes Landhaus, dessen geöffneten Fenstern der verlockendste Duft entströmte. Fest entschlossen, einen Theil des lang und ängstlich gehüteten Golddollars für ein Fischgericht zu opfern, durchschreite ich einen Vorgarten, nähere mich zaghaft dem Fenster und sehe eine glückliche Familie just bei der Mahlzeit sitzen. Ich halte meine Goldmünze empor, raffe meine spärlichen Kenntnisse des Englischen zusammen und sage: „Please, give me to eat." Die kleine Gesellschaft scheint durch mein Verlangen ebenso verwundert wie belustigt zu sein und der Hausherr antwortet in französischer Sprache: „Treten Sie ein, jeder Gast ist hier willkommen". — Man legt ein Gedeck auf, rückt mir einen Stuhl zum Tische hin, und ich verspeise mit Behagen

Fisch, Braten und süße Früchte. Als ich gesättigt bin, bemerke ich erst das Erstaunen meiner Gastgeber und begreife, daß mein Wolfshunger einer Erklärung bedürfe. Ich stelle mich als Passagier der ‚Germania‘ vor, schildere unsere Fahrt und Nothlage und werde eingeladen, den Kaffe mit der Familie einzunehmen. Wir unterhalten uns während zweier Stunden in französischer Sprache vortrefflich und als ich beim Abschied meine Mahlzeit bezahlen will, wird dies Ansinnen mit Entrüstung zurückgewiesen. Nun erst, da ich beschämt danke, wird mir der Aufschluß zu Theil, daß ich beim Exgouverneur weiter südafrikanischer Colonialgebiete gespeist habe. Auf dem Rückweg sammelte ich diese Blumen und bin froh, daß ich von dem erfrischenden Ausflug nicht mit ganz leeren Händen zu Ihnen wiederkehre.“

Er schaute sie mit leuchtenden Augen an, und da er die zarten Blüthen in ihre Hand legte, begegneten sich ihre Blicke und hafteten lange in einander. „Schönsten Dank!“ sagte Loni nach einer Weile und sog den Duft der Blumen ein. „Noahs Taube brachte vom Lande nur einen Oelzweig in die Arche zurück, Sie aber tragen von dort ein Stück Frühlings-Poesie herüber.“ — In Gedanken setzte sie hinzu: „Und schmücken damit mein verwüstetes Leben.“

In dieser Stunde fühlte Loni, daß ihre Einsicht und Willenskraft nicht Stand hielten gegen das übermächtige Gefühl, welches der jugendfrische, phantastisch geartete, aber warmherzige Bursche ihr einflößte. Sie war mit tiefer Trauer und Kümmerniß im Herzen an Bord dieses Schiffes getreten; nun stand ein Mann vor ihr, auf dessen Theilnahme sie rechnen durfte, wenn sie ihr Inneres erschloß. Und es drängte sie, die Last zu erleichtern, sie lechzte nach einem Trostwort.

Die „Germania“ hatte beim aufspringenden Abendwind ihren Cours nach Westen wieder aufgenommen. Loni und Wolfgang schritten bis spät in die Nacht hinein auf dem Verdeck auf und nieder. Sie sahen die rotirenden Feuer der Leuchtschiffe wie Wandelsterne vorübergleiten, sahen die Leuchtthürme als gigantische Küstenwächter auf den Landzungen stehen und das Licht in der Kuppel wie ein Diadem von ihrem Haupte herabstrahlen; Barken glitten gespenstisch an ihnen vorüber, bis mit einem Male die letzten dunklen Umrisse der Küste entschwanden, bis vor ihnen der Ocean sich breitete und über ihnen der sternenbesäete Nachthimmel.

Auf dem Verdeck war es still geworden, nur der Mann am Steuer spähte in die Nacht hinaus. Das Meer besitzt für den Culturmenschen eine befreiende Kraft; es scheidet die Insassen des Schiffes nicht nur von den festen Wohnsitzen, sondern auch von Geschäftssorgen, von Verpflichtungen gegen Staat und Gesellschaft. Eine Fahrt auf dem Ocean bildet für jeden Menschen, der nicht Seemann ist, ein Intermezzo des Lebenslaufes. Loni war es an Wolfgangs Seite zu Muthe, als seien Vergangenheit und Zukunft unter ihren Füßen versunken, als lebe sie in

einem schönen Märchen. Die erschütternden Ereignisse der letzten Wochen, die Sorgen für die Zukunft verdämmerten in der Ferne. Die Wogen schienen ihr zuzuraunen: Genieße den Augenblick und fürchte nicht das Erwachen. Du bist auf offenem Meere, bist frei. Dir zur Seite schreitet ein Mann, der Dich liebt und Dich unwiderstehlich anzieht. Hier in der weiten Wasserwüste scheidet Euch nichts, nicht einmal der Unterschied der Jahre. Verschließe den Blick vor der Zukunft und genieße die schöne Stunde. Denke an Egmonts Clärchen: ‚Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Wolfgang hatte ehrlich und rückhaltslos von seiner Vergangenheit gesprochen, dann waren sie beim Bugspriet angekommen und gegen die Brüstung lehnend, schauten sie auf die unter dem Kiel hervorrauschenden Wellen, in deren Gischt sich ein Flimmern und Funkeln zeigte.

„Das ist Meerleuchten," bemerkte Loni. Wolfgang stieß einen Laut der Ueberraschung aus, denn er beobachtete die Naturerscheinung zum ersten Male. „Es zeigt sich freilich nur schwach," fuhr Loni fort, „auf einer Fahrt nach Texas sah ich die bewegte Flut blitzen, als schütteten die Meernixen ihre Diamantenschreine aus."

„Himmel, welch' ein weites Stück Welt haben Sie gesehen! Wie kamen Sie nach Texas?"

„Durch schwere Schicksalsschläge."

„Verzeihen Sie meine neugierige Frage," bemerkte Wolfgang, „ich wollte mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen; ich fühle nur ein tiefes Interesse für Ihre Person."

„Das weiß ich seit heute Abend," entgegnete sie mit Wärme. „Da mich nun das Schicksal einen Freund finden ließ, soll kein Geheimniß mehr herrschen zwischen uns." — Und sie schilderte dem aufhorchenden Wolfgang ihren Lebenslauf. Loni Menk war im Norden Böhmens als die zweitälteste Tochter eines reichen Tuchfabrikanten geboren. Ihr Vater beschäftigte Hunderte von Arbeitern und sie wuchs mit fünf Geschwistern im Schooße des Reichthums auf. Als sie gesellschaftsfähig geworden, verkehrten in ihrem Hause die Offiziere einer nahe gelegenen Garnison und die umwohnenden Feudalherren. Im Alter von siebzehn Jahren verlobte sie sich mit einem adeligen Offizier, der sie durch seine Erscheinung bestach, ohne ihr indessen eine tiefere Neigung einzuflößen. Die hocharistokratische Familie des Verlobten machte ihre Zustimmung zu der Verbindung von einer reichen Mitgift abhängig. Das Wappen dieser Edlen war im Laufe der Jahrhunderte etwas rostig geworden und bedurfte der Vergoldung. Lonis Vater aber vermochte in jenen Tagen ein großes Capital nicht aus seinem Geschäft zu ziehen, denn er hatte den verhängnißvollen Fehler begangen, seinen ältesten Sohn als Theilhaber in die Firma aufzunehmen. Dieser war ein junger Kaufmann mit vielversprechenden Anlagen, aber von leichtfertigem Charakter. Als der Vater

ihn nach Wien schickte, um dort ein weiteres Absatzgebiet für die Fabrikate zu erwerben, vergeudete er große Summen mit einer Kunstreiterin, suchte das Deficit in seiner Kasse durch Speculationen an der Börse zu decken und ruinirte in kurzer Zeit sich und den Vater. Da der Letztere für die Verbindlichkeiten des Sohnes aufkommen mußte, so ging die blühende Fabrik in die Hände der Gläubiger über. Menk senior wandte sich vergeblich hülfesuchend an einen reichen Bruder, der Krach war unabwendbar. Nach demselben wanderte die Familie nach Texas aus, Lonis Verlobter that keinen Schritt, um die verarmte Braut zurückzuhalten. In der Einsamkeit der texanischen Prairie hielten die Menks einige Jahre aus, gründeten eine Farm und erwarben sich, mit Hülfe wohlwollender Nachbarn, einen ansehnlichen Viehstand. Der Vater hatte all' die Zeit über am Heimweh gekrankt, und trotz rastloser Arbeit konnte er so wenig Herr derselben werden, daß er zuletzt völlig in Melancholie versank. Nun beschloß die Familie, das Anwesen zu verkaufen und nach Newyork überzusiedeln, um dem Vater die Möglichkeit zu gewähren, die Heimat besuchen zu können. Davon erhoffte der Kranke eine Befreiung des Gemüths. Die älteste Tochter begleitete ihn. Loni fand in Newyork für sich und ihre beiden Schwestern Beschäftigung. Sie arbeiteten für große Modemagazine und verdienten so viel, daß sie sich und die alte Mutter ernähren konnten, ohne den Rest ihrer texanischen Ersparnisse anzugreifen. Der alte Menk hatte gehofft, sein reicher Bruder werde sich diesmal erweichen lassen und ihm die Mittel für ein neues geschäftliches Unternehmen gewähren, allein er mußte die traurige Erfahrung machen, daß dieser sich des Verarmten schämte und ihm früher geleistete Dienste mit schnödem Undank vergalt. Diese Kränkung besiegelte sein Geschick. Er fiel einer Geistesstörung anheim und die ihn begleitende Tochter mußte nach mehrwöchentlichen Aufregungen an Loni die Botschaft senden: „Komm mir zu Hülfe, Schwester, der Vater stirbt und meine Kraft ist gebrochen."

Loni reiste sofort nach Deutschland ab. Als sie in der Heimat eintraf, fand sie den Vater todt, und die Schwester, in Folge der furchtbaren Erlebnisse, schwer erkrankt wieder. Einen Monat lang suchte sie dem Tod die zweite Beute abzuringen, vergebens! Auch die Schwester, mit der sie in der Fremde tapfer um die Erhaltung der Familie gekämpft, mit der sie Leid und Sorge gemeinsam getragen, schwand hin, wie ein Schatten. Nun deckte die heimatliche Erde zwei ruhelose Herzen und Loni kehrte von den Gräbern der theuren Hingeschiedenen nach Newyork allein zurück.

Wolfgang hatte Lonis Erzählung schweigend mit angehört. Als sie geendet ergriff er ihre Hand und sagte:

„Ach, wie traurig sind doch alle wahren Geschichten! Was mögen Sie in diesen Tagen gelitten haben!"

„Nun," erwiederte sie lächelnd, „mir schien es am Sterbebett der Schwester, als ob nicht nur Tyrannenmacht ihre Grenzen habe, sondern

auch der Schmerz — das Menschenherz trägt nur ein gewisses Maß von Leid, was darüber hinausgeht, fühlen wir nicht mehr."

„Von heute ab müssen Sie all' Ihre Willenskraft aufbieten, um sich über die Trauer emporzuheben," meinte Wolfgang. „Bedenken Sie Bodenstedts weise Lehre:

„Was Unglück und Sorgen Dir bringen —
Es ist nicht vergebens!
Immer aus dunklem Grunde entspringen
Die Quellen des Lebens."

„Das ist ein tröstlich Wort, entgegnete Loni. Jetzt, da ich mich Ihnen vertraut habe, kommt es über mich wie ein Gefühl der Befreiung. Jedenfalls — —" hier stockte ihre Zunge und sie entzog ihm die Hand, welche er leise gedrückt hatte — „ist mir wohler — —"

„O; ich wünschte nur, ich dürfte immer Leid und Freud mit Ihnen theilen — —"

„Freude? Es wird lange dauern, bevor ich diese empfinden werde!"

„O, sagen Sie das nicht! Alle Dinge sind dem Wechsel unterworfen und wenn Sie in das lärmende Getriebe der Weltstadt New-York zurückkehren, so wird jeder Tag neue Anregungen bringen. Hier freilich leben Sie wie auf einer Insel — Ach, wenn ich doch im Stande wäre, etwas zu Ihrer Erleichterung zu thun!"

Beide schwiegen eine Weile, dann sagte Loni leise und schüchtern:

„Ich ertappe mich eben auf einer Undankbarkeit. Sie, mein Freund, haben mir bereits eine rechte Freude bereitet durch diese Blumen."

„Ist das wahr?" — Er ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie entzog sie ihm nicht. So standen sie eine Weile schweigend sich gegenüber — in der Stille der Nacht, umrauscht vom Meere — und ein Gefühl seligen Glücks ging durch ihre Herzen.

Loni gelang es zuerst den süßen Liebesrausch zu bannen und sich aufzuraffen. „Es ist spät," sagte sie hastig, „und ich muß in die Cajüte zurückkehren. Mein langes Ausbleiben könnte auffallen. Mir scheint, die Stürme haben ausgetobt und die „Germania" wird eine ruhigere Fahrt haben."

„Ich hoffe ein Gleiches von Ihrer Lebensfahrt." Als sich beide vor der Cajütenthür Gute Nacht! sagten, hatten sie den gleichen Wunsch, die Stunden der Trennung möchten schon vorüber sein.

* * *

Der nächste Morgen brachte warmen Sonnenschein, und die Wogen stürmten nicht mehr so wild gegen die Schiffsplanken an. Gleichwohl konnten die Lucken im Schiffsraum noch nicht geöffnet werden und nur ein Theil der Passagiere erschien vor der Küche, um etwas braune Brühe, die unter dem Namen Kaffee verabreicht wurde, und steinharten Schiffs-

zwieback in Empfang zu nehmen. Wolfgang betrat schon früh das Verdeck und voll Ungeduld wanderte er auf und nieder, bis Loni erschien. Als er ihr mit frohem Gruß entgegeneilte, schien es ihm, als sei ihr Gesicht nicht mehr so blaß, ihr Kleid nicht mehr so schwarz wie am Tage zuvor. In der That hatte sie einige Blüthen aus Wolfgangs Strauß vor den Busen gesteckt, ein leichter Hauch von Röthe verschönte ihr Gesicht und die dunklen Augen entschleierten ihren prachtvollen Glanz.

Sie fanden beide, daß der Morgen wunderschön und erfrischend sei und verbrachten einige Stunden in anregendem Geplauder. Am Nachmittage beschäftigte Loni sich mit einer Stickerei, Wolfgang aber sah sich auf dem Schiffe vergeblich nach einer Zerstreuung um. Endlich fiel ihm ein, daß zu den wenigen Habseligkeiten, die er aus Deutschland mitgebracht, eine englische Grammatik gehöre. Er holte dieselbe aus dem Zwischendeck hervor und sagte zu der auf einem Ring zusammengerollter Schiffstaue sitzenden Loni: „Sie könnten sich ein unauslöschliches Verdienst um Ihren stillen Verehrer erwerben, wenn Sie ihn in die Geheimnisse der englischen Sprache einweihen wollten. Das Fortkommen im Lande der Freiheit würde mir wesentlich erleichtert, wenn ich mich mit den Yankees in ihrer Sprache verständigen könnte. Wollen Sie mich unterrichten?"

Loni ging ohne Bedenken auf den Vorschlag ein. Sie sprach geläufig Englisch und besaß einige Praxis im Unterrichten, da sie den jüngeren Geschwistern in Texas längere Zeit die Schule ersetzt hatte. Sie betrieb die Sache Anfangs mit Ernst und Eifer. Wolfgang war in der Schule ein spottschlechter Grammatiker gewesen, unter Lonis Leitung aber merkte er sich die Sprachregeln leicht und da er seinen Stolz darin setzte, der Lehrerin durch Fortschritte zu imponiren, so verwandte er die Stunden in denen Loni auf dem Verdeck sein konnte, zumeist auf das Studium des Englischen.

Im Laufe der Zeit war Wolfgang mit dem Doctor, Professor und Oeconomierath dadurch näher bekannt geworden, daß er allerlei gymnastische Uebungen mit ihnen vornahm. Diese wurden eines Tages durch heftige Regengüsse unterbrochen und der Doctor zog Wolfgang mit sich in die zweite Cajüte, wo die jungen Herren erst plauderten und dann allerlei tollen Unfug trieben. Von diesem Tage ab war Wolfgang ein gern gesehener Gast in diesem Kreise, und er konnte nun mit Loni zusammen sein, selbst wenn es auf dem Meere stürmte und regnete. Diese hatte ihre Coje in einem lauschigen halbdunkeln Winkel des weiten Raumes, dort saßen Lehrerin und Schüler auf einem Reisekoffer und Wolfgang bemühte sich, Stücke aus Washington Irvings Sketsh-Book richtig zu lesen und zu übersetzen. Loni schien es, als gewinne Wolfgangs Stimme in der Sprache Irvings noch an Reiz, und sie freute sich des Eifers, mit dem er ihre Unterweisung beherzigte, ihn aber beglückte es, in ihren träumerischen Augen den Strahl der Zärtlichkeit, den Glanz der Freude

hervorzulocken. Oft, wenn er beim Uebersetzen Fehler machte und sie mit der Hand auf die mißverstandene Stelle im Buche wies, hielt er die Hand fest und drückte leise einen Kuß darauf. Dann sahen sie sich lächelnd in die Augen und saßen minutenlang da in süßer Verzauberung. Und mit jedem Tage wuchs ihre Vertraulichkeit, mit jedem Tage mehrte sich ihre Freude an dem innigen Verkehr. In Lonis Seele mischten sich allmählich Wonnen mit dem Leid. Wenn Wolfgang an ihrer Seite saß, wichen die Schatten der Trauer und es umleuchtete sie ein Strahl des Glücks, der auch am Abend, wenn sie allein war, ein wonniges Nachempfinden in ihr zurückließ.

Für die Liebenden versank im traulichen Beisammensein die lachende, schwatzende Menge der Reisegefährten. Sie achteten nicht mehr auf das Thun und Lassen ihrer Umgebung, und hatten lange Zeit kaum eine Ahnung davon, daß die Nachbarn sich eifrig mit ihnen beschäftigten. Lonis Coje gegenüber hatte ein Ehepaar sein Quartier, welches zwar die vierundzwanzig Mußestunden des Tages zum größeren Theil auf Schlafen und Essen verwandte, dem jedoch Zeit genug übrig blieb, um die Vorgänge in der Nachbarschaft zu beobachten und in der Unterhaltung mit einigen Klatschbasen boshaft zu kritisiren. Es lag in der Natur der Sache, daß dies würdige Ehepaar alle Dinge schief sah, denn er schielte mit dem rechten Auge nach links und sie mit dem linken nach rechts. Es war ein in New-York wohlhabend und fett gewordener Käsehändler, den man auf dem Schiff um seiner Dummheit und Prahlsucht willen „Anton, den Geldprotz" nannte, und sie seine hannöver'sche Wirthschafterin, welche einige bei ihrer Herrschaft aufgeschnappte Fremdwörter mit Hartnäckigkeit falsch anwandte. Da das am gröblichsten mißbrauchte Wort penetrant hieß, so legten ihr die Localsatyriker den Spitznamen die penetrante Jette bei.

Loni war diesen Nachbarn, wie jedem Mitreisenden, stets freundlich begegnet, aber da sie auf einen intimeren Verkehr mit der penetranten Jette durchaus nicht eingehen wollte, zog sie sich die Feindschaft derselben zu. Das Ehepaar beobachtete die Liebenden und machte bald die Entdeckung, daß diese bei der Grammatik nicht nur Gedanken, sondern auch Zärtlichkeitsbeweise austauschten. Das war Futter für die Klatschsüchtigen und bald wußte Jette ihrem Gatten die Ueberzeugung beizubringen, daß die beleidigte Moral eine Sühne verlange. Saß nun Wolfgang an Lonis Seite, so mußte er wiederholt rohe Scherze und tadelnde Bemerkungen hören, welche aus Antons Coje hervortönten. Da er als Gast in der zweiten Cajüte nur geduldet war, so stand er vor dem Dilemma, entweder den Beleidiger zur Rechenschaft zu fordern und dann auf das Beisammensein mit Loni in dem lauschigen Winkel zu verzichten, oder sich einfach taub zu stellen. Lange und mit wachsenden Grimm ließ er die Stichelreden von sich abprallen. Damit erzielte er indessen keine andere Wirkung, als daß die Böswilligen immer frecher wurden. Zuletzt konnte er kaum

noch an Lonis Seite durch den Gang schreiten, ohne beleidigende Zurufe zu vernehmen, welche scheinbar von Anton an dessen Nachbar gerichtet waren, die aber ihn und seine Begleiterin treffen sollten.

Wolfgangs Geduld war diesen Prüfungen nicht gewachsen und als ihm eines Abends, da er sich von Loni verabschiedet hatte, Anton mit einer unverschämten Bemerkung entgegentrat, versetzte er dem Frechen einen Faustschlag, der diesen zu Boden streckte.

Folge der raschen That war, daß auf eine Beschwerde Antons beim Capitän Wolfgang vom Besuch der zweiten Cajüte ausgeschlossen wurde. Beschämung und Zorn gaben dem „Gemaßregelten" den Gedanken ein, sich an dem boshaften Ehepaar durch ein Spottgedicht zu rächen. Es gelang ihm in der Nacht nach der Achtserklärung den Vorsatz auszuführen und als er am Morgen dem Oeconomierath das satyrische Gedicht vorgelesen, antwortete dieser mit einem Triumphgeheul und entriß ihm das Papier.

In der zweiten Cajüte befanden sich viele Personen, welche Anton und Jette um ihrer Klatschsucht willen fürchteten und haßten. Der Oeconomierath lief, ehe es Wolfgang hindern konnte, dorthin und las der beim Frühstück sitzenden Gesellschaft das Spottgedicht vor. Die Wirkung war mächtiger als Wolfgang sich hatte träumen lassen. So oft der Refrain „Das findet Jettchen penetrant" wiederkehrte, brachen die Hörer in ein wahrhaft infernalisches Hohngelächter aus. Der Oeconomierath war schadenfroh genug, sich dicht bei der Coje der Verspotteten aufzupflanzen. Schon bei den ersten Versen richteten sich die Blicke der Hörer auf Anton und Jette, welche eben mit dem Stolze des Begüterten eine Pöckelzunge verzehrten und dazu ein Glas Rothwein tranken. Die Vorlesung raubte ihnen sehr bald den Appetit, bei der vierten Strophe stieß Jette einen „penetranten" Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Der herzlose Oeconomierath bezweifelte die Echtheit dieses weiblichen Schwächezustands und las unbekümmert die Schlußstrophe. Diese aber besaß einen so scharfen Stachel, daß die Ohnmächtige plötzlich von der Kiste aufsprang, mitten in den Kreis der Lachenden hineinstürzte und dem Oeconomierath das Gedicht zu entreißen suchte. Als ihr dies nicht gelang, zerkratzte sie ihm das Gesicht und lief dann zu dem schweigsamen Capitän, um gegen den Dichter Klage zu führen. Dieser hörte die heftigen Zornesausbrüche der Beleidigten geduldig an, spuckte dann übers Geländer weg und sagte:

„Wer hat's geschrieben?"

Jette stand sprach- und rathlos vor dem Gewaltigen und blieb die Antwort schuldig. Sie ahnte, daß Wolfgang der Verbrecher sei, allein es fehlten ihr die Beweise. Eine Stunde später war das Gedicht mehrfach abgeschrieben worden und prangte unter der Aufschrift: „Die penetrante Jette" an jedem der drei Masten.

Unterdessen hatte Anton in der Cajüte herumgehorcht und erfahren, daß der Verdacht seiner Gattin begründet sei. Flugs rannte er zum Capitän hin, welcher eben beim Hauptmast stand und mit wohlgefälligem Schmunzeln das Spottgedicht las. Als ihm Anton wuthschnaubend mitgetheilt, daß ein Fahrgast aus dem Zwischendeck namens Wolfgang Reß den Frevel begangen habe, und daß er dessen Bestrafung verlange, ließ der Capitän durch seinen Neffen den Pasquillanten herbeirufen. Als der Sünder vor ihm stand, sah er ihn so lange mit feierlichem Ernste an, daß der ungeduldige Wolfgang zuletzt in die Worte ausbrach:

„Ja, ich hab's gethan, aber nur um meinem Groll Luft zu machen. An der Verbreitung des Gedichts bin ich unschuldig. So viel ich weiß, verbietet übrigens die Schiffsordnung den Fahrgästen das Dichten nicht."

Der Capitän ging lange grübelnd auf und nieder, dann sagte er zu Anton: „Der junge Mann hat Recht. Das Dichten kann ich ihm nicht verbieten." Hierauf wendete er sich wieder gegen Wolfgang, drohte diesem mit dem Finger und sagte lächelnd: „Schwerenöther!" Bevor er seine Promenade fortsetzte, spuckte er auf seinen eigenen Stiefel; dies deutete der muntere Neffe des Schweigers als Ausdruck innigen Vergnügens.

Damit war die Angelegenheit abgethan, und Wolfgang hatte die Wirkung erzielt, daß Anton und Jette fortan wie Einsiedler in ihrer Coje lebten und Loni ängstlich aus dem Wege gingen.

Neben der erfreulichen Wirkung machte sich leider auch eine schlimme geltend. Durch das Spottgedicht wurde die Aufmerksamkeit fast aller Passagiere auf den Dichter und die Dame gelenkt, welche zu dem Streit Anlaß gegeben. Um das ungestörte Beisammensein der Liebenden war's geschehen. Den Umstand aber, daß Wolfgang die zweite Cajüte nicht mehr besuchte, machten sich andere Passagiere zu Nutze und erwiesen Loni Aufmerksamkeiten so zudringlicher Art, daß diese sich wiederholt entrüstet fühlte.

* * *

Die erste Cajüte beherbergte außer dem Capitän und dessen Neffen nur eine einzige Familie, deren Haupt ein verabschiedeter Gardeoffizier war. Der einzige Vertreter der ersten Rangclasse hatte es lange verschmäht, vom Hintercastell zum Volke herabzusteigen. Mit dem Monocle im Auge sah er stolz und verächtlich auf die Gruppen der Mitreisenden herab. Diese bezeichneten ihn kurzweg als den Herrn Grafen und erzählten sich, derselbe habe seine unschöne, aber mit Reichthümern gesegnete Frau nur geheirathet, um sich von seinen Schulden zu befreien. Unter seinen Händen aber wäre das Vermögen der Gattin rasch geschmolzen, weil er vom Spiel nicht habe lassen können. Der Herr Graf habe es verschmäht mit dem Dampfer nach New-York zu fahren, weil seine Mittel nicht für die erste Classe ausgereicht hätten und weil er — der erhabenen Denkungsart eines Cäsar entsprechend — lieber im elendsten Segelschiff der Erste, als auf

dem elegantesten Passagedampfer der Zweite sein wolle. Die Frau Gräfin erschien nur auf dem Hintercastell der „Germania", um die nassen Tücher ihres Jüngstgeborenen aufzuhängen oder die getrockneten wieder abzunehmen. Nach dem Erscheinen des Spottgedichtes — über dessen Entstehung der Neffe des Capitäns Auskunft gegeben — sah sich der Herr Graf veranlaßt mit Wolfgang und dessen Bekannten eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er klagte über schauderhafte Langeweile und lud die ihn umgebende Gruppe zum Piquetspiel in die erste Cajüte ein. Wolfgang lehnte die Einladung kurzer Hand mit der Bemerkung ab, daß er niemals Karten spiele. Der Professor, der Doctor und Oeconomierath aber gingen mit Vergnügen auf das schmeichelhafte Anerbieten des Herrn Grafen ein.

Bei dieser Gelegenheit machten die Eingeladenen die angenehme Entdeckung, daß der Neffe des Capitäns einen beträchtlichen Vorrath von Rothwein, Cognac und schwedischem Punsch zum Wohle durstiger Passagiere bei sich führte. Obgleich die Preise für diese Getränke, der besonderen Lage entsprechend, sehr hohe waren, so trugen die Spieler doch kein Bedenken, nach und nach die Baarschaft, welche ihnen die ersten Schritte im fremden Lande erleichtern sollte, in Rothwein und Punsch aufzulösen. Nach den langen Sitzungen kamen dann die Spieler, berauscht von den genossenen Spirituosen und erhitzt von Leidenschaft auf das Verdeck oder in die zweite Cajüte und stritten entweder bis tief in die Nacht hinein über nichtige Dinge oder führten allerlei Eulenspiegelstreiche gegen die Mitreisenden aus. Der Herr Graf übernahm in diesem Kreise sehr bald die Führung und geberdete sich wie Prinz Heinz in Shakespeares Heinrich IV., während er dem Oeconomierath die Rolle des Falstaff zuwies und diesen schwerfälligen Burschen weidlich hänselte.

Just in den Tagen aber, da der Herr Graf, wie er sich selber rühmte, Leben in die Bude brachte, tauchte aus dem Zwischendeck eine Person auf, welche die öffentliche Meinung seit mehreren Tagen stark beschäftigt hatte.

Eine völlige Legende hatte sich um die Coje eines jungen Mädchens gebildet, das während der achttägigen Sturmzeit sein Lager nicht verlassen hatte. Und auch später war diese Klausnerin nicht zu bewegen gewesen, ihre Höhle — welche einige Aehnlichkeit mit jener der eingemauerten Nonne Barbara Ubrik erlangte — zu verlassen. Selbstverständlich beklagten sich die im Dunstkreis des im Verborgenen blühenden Veilchens weilenden Mitreisenden über die sanitätswidrige Nachbarschaft und der Capitän ließ zuletzt Gewalt anwenden. Die Schnecke wurde ihrem Gehäuse entrissen und beim ersten Frühroth durch die Frau des Hochbootsmannes und einige Nachbarinnen einem Sturzbad unterworfen. Die Matrosen wuschen unten die Coje aus. Als das Mädchen sich, Dank der unfreiwilligen Wäsche, an Reinheit mit der schaumgeborenen Aphrodite messen konnte, wurde sie vor den Capitän geführt. Dieser brach sein Schweigen und kündigte ihr

in barschen Worten an, er werde jeden Tag zwei Mal ihre Coje untersuchen lassen.

Wolfgang, welcher im Zwischendeck durch das Geschrei der von den Frauen Entführten aus dem Schlaf geweckt worden war, stieg gerade auf das Verdeck, als man die Gewaschene vor den Capitän führte. Er hatte ein Scheusal zu finden geglaubt und sah eine schlanke jugendliche Gestalt vor sich, der das feuchte Blondhaar nixenhaft über die Schultern floß. Sie trug ein enganschließendes helles Sommerkleid und hörte die derbe Zurechtweisung des Capitäns gesenkten Kopfes an. Als sie sich aber umkehrte, irrte ein scheues Lächeln über ihr blasses Gesicht. Neugierig blickte Wolfgang sie an und erkannte zu seiner Ueberraschung jenes Finchen, das sich während der Fahrt auf der Weser in so brüsker Weise von seinem Vater losgesagt hatte. Auf Wolfgang zuschreitend, bemerkte sie den Ausdruck der Ueberraschung in dessen Gesicht. Sie erröthete leicht und sagte halb beschämt, halb herausfordernd: „Sie sind der einzige Mitreisende, welcher meiner Bestrafung beiwohnte. Ich hoffe, Sie werden galant genug sein, darüber zu schweigen.“

„Mein Schweigen wird wenig fruchten,“ entgegnete Wolfgang, „denn die Matrosen und Ihre Nachbarn wissen mehr zu erzählen als ich.“

„Potz Blitz, daran dachte ich gar nicht! — Na, meinetwegen“ — hier schnippte die Leichtsinnige mit dem Finger — mag man sich vierzehn Tage über mich lustig machen, was ist am Ende an der Verachtung dieser Kaffern gelegen? — Nicht so viel!“

„Einer dieser Kaffern bedankt sich!“

Als Wolfgang mit kurzer spöttischer Verbeugung diese Bemerkung machte, lachte Finchen hell auf und erwiderte:

„Die Anwesenden sind stets ausgeschlossen. Uebrigens nahm ich an, daß Sie mich nicht verachten würden.“ — Die letzten Worte sprach sie mit einer koketten Neigung des Kopfes und einem warmen Aufleuchten ihrer blauen Augen.“

Wolfgang verhehlte sich nicht, daß dies junge Geschöpf hübsch sei. Als er jedoch des Geschehenen gedachte, konnte er nicht umhin im Tone des Abscheus zu sagen: „Sie haben das Privilegium des Weibes, schwach zu sein, arg mißbraucht.“

„Sehr wahr, mein Herr — — Herr?“

„Ich heiße Wolfgang Reß.“

„Ich danke Ihnen! Wenn man eine Moralpredigt genießt, möchte man doch wissen, von wem sie kommt. Fine Flott heißt Ihre bußfertige Magdalene. Also diese Fine besitzt einen Cousin, welcher Apotheker ist. Als dieser hoffnungsvolle junge Mann erfuhr, daß Fine über's Meer gehen wolle, besprach er mit ihr das traurige Capitel der Seekrankheit. Sie forschte nach einem Mittel, das diesem Jammer vorbeugen könne, er gestand, daß die Wissenschaft ein solches noch immer vergeblich suche. Indessen

kenne er eine Aetherart, welche rasch eine langandauernde Narkose herbeiführe und so die menschliche Natur über die schrecklichen Wirkungen der Seekrankheit hinwegtäusche. Der Apothekerjüngling gab seiner Cousine ein Kistchen voll kleiner Flaschen als Angebinde mit auf die Reise. Als das Meer sie sterbenskrank machte, sog sie den betäubenden Duft des Aethers ein und siehe da! sie wurde der entsetzlichen Wirklichkeit entrückt. Kein Wunder, daß sie zum Aetherfläschchen griff, sobald sie wieder zu sich kam und um sich her das Stöhnen der Nachbarn hörte. Zuletzt bemächtigte sich ihrer ein Zustand völliger Ohnmacht. Sie war unfähig geworden, sich aus der gräßlichen Höhle da unten zu erheben. Die Kaltwasserkur hat sie wieder zu sich gebracht, aber ihr Kopf ist wüst und ihr Körper wie zerschlagen. — Es werden wohl noch einige Tage vergehen, bis die Nachwirkungen der fortgesetzten Betäubung überwunden sind. Und das hat mit seinem Aether der Apothekerjüngling gethan."

Wolfgang mußte ihr lächelnd zugestehen, daß ihre übermüthige Laune durch die Narkose nicht gelitten habe, konnte sich aber des Gefühls nicht erwehren, daß er einer moralischen Idiotin gegenüberstehe.

„Nun ich eine so umfassende Beichte abgelegt habe, ist wohl mein jugendlicher Beichtvater so gütig, mir seinen Arm zu einer kurzen Schiffspromenade zu leihen. Der Morgen ist köstlich; ich habe das Bedürfniß, mich zu bewegen und mein Fuß schreitet unsicher über das schwankende Verdeck. Später könnten wir ja unser frugales Frühstück gemeinsam einnehmen —"

Wolfgang war diesem kecken Verlangen gegenüber roth vor Verlegenheit geworden und machte eine so energisch abweisende Geste, daß Fine verstummte und nach einer Weile in spöttisch-ärgerlichem Tone bemerkte: „Ach, Sie sind hochmüthig — oder zu feig, um den Stichelreden der Spottlustigen zu begegnen?"

„Ich glaube weder das eine noch das andere zu sein, aber ich will nicht den Verdacht erwecken, als ob ich die Verpflichtung hätte, Ihr Beschützer zu sein." — Mit einer kurzen grüßenden Verbeugung schritt er an ihr vorüber, Fine aber sah ihm zornig nach und murmelte: „Also abgeblitzt! — Ach, Gott, wie vornehm und majestätisch dieser junge Cato auf mich herniederblickte — und so viel Noblesse fährt im Zwischendeck! Ich muß mich doch einmal erkundigen, wo der junge Mann seinen Thron gelassen?"

Zu Finchens Genugthuung fanden sich bald an Bord des Schiffes einige Herren, welche die von Wolfgang verschmähte Rolle eines dienenden Cavaliers mit Vergnügen übernahmen. Anfangs hatte sie viel von der Spottlust ihrer Nachbarn und namentlich der Frauen zu leiden, die ihr den naheliegenden Kosenamen „Schmutzfinkchen" anhefteten. Sie aber wußte durch die Sorgfalt, welche sie fortan auf ihre Toilette verwendete, bald den Spott zu entwaffnen und die Erinnerung an ihre jämmerliche Lage

zu verwischen. Die Maisonne strahlte Tag für Tag vom wolkenlosen Himmel herab und tauchte das Meer in Glanz und Farbenpracht. Die Wogen hatten sich allmählich geglättet und Schwärme von Delphinen umspielten den Bug des Schiffs. Manchmal sahen die Reisenden in der Ferne einen Wal auftauchen, der mächtige Wasserstrahlen in die Luft blies und dessen ungeheurer Kopf wie eine schillernde Hügelkuppe die blaue Flut überragte. In dieser Zeit der Meeresstille kamen die schwächsten und elendesten der Schiffspassagiere auf das Verdeck gekrochen, die Cojen und Gänge des Zwischendecks wurden gelüftet und gereinigt und alle den Frauen erreichbaren Seile und Stangen über Deck mit frisch gewaschenem Linnen behängt. Nun war das Verdeck von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit einer kribbelnden Menschenmenge besät. Hier spielten die Kinder in einem weiten Ring von mächtigen Tauen mit Marbeln und Bauklötzchen, dort saßen Männer an der Erde, verfolgten rauchend die Chancen des Kümmelblättchens oder unterhielten sich über die Weltlage. Die deutschen Hausfrauen nahmen den Strickstrumpf zur Hand und vereinten sich zu einem Kränzchen, in welchem Erinnerungen und Hoffnungen ausgetauscht und Gerüchte oder Vermuthungen über jene Mitreisenden laut wurden, die ihren eigenen Weg gingen.

Dieser Gruppe bot Finchen den ausgiebigsten Unterhaltungsstoff, denn wie eine trillernde Lerche flatterte sie im hellen Sommerkleidchen an ihnen vorüber, bald von einer Schaar junger Männer aus der zweiten Cajüte umgeben, mit denen sie scherzte, lachte und allerlei Kurzweil trieb, bald an der Seite des Herrn Grafen, der durch die Haltung und würdige Miene eines Mentors den Glauben zu erwecken suchte, als wolle er dem Himmel eine Seele retten. Freilich zwang ihn Finchen bald die Maske des Biedermanns fallen zu lassen, denn sie zeigte sich erfahren in allen Künsten der Koketterie und der Herr Graf verspürte gar oft die Neigung, sich zu encanailliren. Wenn nun Abends jene an Bord der „Germania" zur Haute-volée zählenden Herrn dem Rothwein und Punsch tapfer zugesprochen hatten, zogen sie das muntere Finchen in ihre Tafelrunde. Diese nahm dann auf dem Hinterdeck die Guitarre zur Hand und sang Schelmenlieder, Operettenmelodien und schwermüthige Volkslieder bunt durcheinander. Ihre kräftige, aber ganz ungeschulte Stimme klang gemein und konnte ein musikalisches Ohr wenig befriedigen, aber ihr Vortrag war recht lebendig und mit großer Fingerfertigkeit entlockte sie der Guitarre ein Tongeriesel, welches den Gesang anmuthig umspielte und die Herbheit der Menschenstimme milderte.

Der Doctor fand Finchens Gesang himmlisch und der Oeconomierath, dessen Aussprüche nur das Echo zu denen seines Freundes bildeten, bekräftigte das Urtheil durch Brummlaute des Entzückens. Der Herr Graf nannte die Sängerin am ersten Abend mit spöttischen Lächeln „die Patti des Tingel-Tangels", am nächsten aber, als sie das Metellalied aus

„Pariser Leben" mit einem rhythmischen Wiegen des hübschen Blondkopfs vortrug, und ihn dabei herausfordernd anschaute, ließ er jedes kritische Bedenken fallen und nannte sie die Loreley der „Germania".

„Hoffentlich wird mein Singen niemals die Wirkung haben, daß Sie in's Wasser fallen," erwiderte Finchen auf des Grafen Compliment. Im Grunde befriedigten sie alle Lobsprüche der Tafelrunde wenig, denn der Odysseus, den sie durch ihren Sirenengesang anzulocken hoffte, schien sich die Ohren verstopft zu haben. Wolfgang kam zuweilen in die Nähe des hochgelegenen Hintercastells, allein er betrat es niemals. An die Brüstung gelehnt, sah er zu ihr herauf, aber niemals verrieth ein Zug seines Gesichts Antheilnahme, geschweige denn Bewunderung, ja, als sie es einmal wagte, ihn beim Vortrag des kecken Schnadahüpfls:

„Mei Dirn hat an hitscheten,
Hatscheten Gang,
Da kummen zwa Hitschete,
Hatschete z'sam."

mit ihrem verführerischsten Lächeln anzublicken, verließ er seinen Standort und vertiefte sich vom Schiffsschnabel aus in die Betrachtung der untergehenden Sonne. Befand sich Wolfgang, was zumeist der Fall war, in Gesellschaft der Dame in Trauer, so hatte er keinen Blick für die Sängerin und deren Bewunderer. Diese Wahrnehmung verletzte Finchens Eitelkeit und erfüllte sie zuletzt mit bitterm Groll gegen den Mann, der sie im Augenblick ihrer tiefsten Demüthigung gesehen, und mit Haß gegen dessen ständige Begleiterin.

Eines Abends hatte das Singen und Poculiren der lustigen Tafelrunde stundenlang gewährt und von den Passagieren der zweiten Cajüte konnten nur Wenige den Schlaf finden, weil das Gelage über ihren Köpfen stattfand, und das Salamanderreiben, Lachen und Lärmen der Zecher die Decke erschütterte. Loni hatte die Coje verlassen und ihren Shawl draußen über die Ankertaue des Vorderdecks gebreitet, hier hoffte sie, dem wüsten Lärm entrückt, Ruhe zu finden. Eben hatte sie die schweren Flechten ihres Haares gelöst und den Kopf gegen die Taue gelehnt, da bemerkte sie, wie Wolfgang heraufkam, und ohne die Ruhende zu sehen, sich vor die Brüstung stellte. Sie wußte nicht, ob sie den Ahnungslosen anreden sollte. Schon das Gefühl, ihn in ihrer Nähe zu wissen, beseligte sie. Er schaute träumerisch zu den funkelnden Sternen auf, und nach einer Weile, die Arme zum Nachthimmel emporreckend, wie Jemand, der ein überquellendes Gefühl nicht ersticken kann, rief er „Loni!" Ein Ton übermächtiger Sehnsucht lag in dem einen Wort und dieser jagte dem aufhorchenden Weib einen Schauer durch's Herz.

„Wolfgang!" erwiderte sie zitternd und ihre Stimme war kaum stärker als ein Hauch.

Er ließ die Arme niedersinken und drehte sich so langsam um, wie

Jemand, der seinen Sinnen mißtraut. Als er nun im Mondlicht den Gegenstand seiner Träume dicht in der Nähe sah, stieß er einen Laut freudiger Ueberraschung aus und warf sich vor ihr auf die Kniee. Sie hatte ihm die Hände entgegengestreckt und die tiefe Herzensfreude rief ein strahlendes Lächeln auf ihr Gesicht. Wie das ihre Züge verschönte! Es gab ihr den vollen Jugendglanz wieder. Wolfgang fand ihr Antlitz voll Liebreiz.

„Welch' eine wonnige Nacht ist das!" rief er und blickte ihr zärtlich in die strahlenden Augen. „Glauben Sie an ein geheimnißvolles Band unserer Seelen? — Ich thu's. Drunten im dumpfen Burgverließ kam ich nicht zur Ruhe vor dem Wunsche, Sie noch einmal zu sehen. Ich schmachtete nach — einem Kuß von Ihren Lippen. Und ich kam herauf in der stillen Hoffnung, Sie zu treffen. Nun halte ich Sie in meinen Armen. Ist das nicht wunderbar?"

„Freilich ist's höchst wunderbar," scherzte sie, und ihre Hände glitten über sein lockiges Haar, „daß zwei Herzen, die von Liebe zum Zerspringen voll sind, sich anziehen! Aber, um ehrlich zu sein — mich trieb zunächst das Lärmen und Singen der gräflichen Tafelrunde aus der Coje. Später, als ich mich hier niedergelassen und über mir der Mond leuchtete, dachte ich an Sie, und siehe da! mein Freund erschien auf der Bildfläche. Ist die Frauennatur nicht wunderlich? Ich verlangte nach Ihnen — und doch, als Sie aus dem Schatten hervortauchten, sagte eine warnende Stimme in mir: Laß ihn vorüber! Ich hielt den Odem an, damit Sie meine Anwesenheit nicht bemerken sollten. Erst als Sie meinen Namen aussprachen, war's mit meiner Selbstbeherrschung vorüber. Ihre Stimme hat eine seltsame Gewalt über mein schwaches Herz!"

„Ach, gesegnet sei dies schwache, dies goldene Herz — es giebt mir Deine Lippen preis. Loni, ich liebe Dich!" Er preßte sie in heiß wallender Empfindung an sich und tauschte Kuß um Kuß mit ihr.

„Sieh doch, welch' einen zauberhaften Glanz der Mond über die See breitet," sagte Loni nach einer Weile und suchte sich den Armen des Geliebten zu entwinden.

„Ich sehe nur das Licht in Deinen Augen," erwiderte er. „Diese sind schöner und verheißungsvoller als alle Gestirne der Welt.

„Die Segel hängen so schlaff von den Raaen herab, daß man glauben könnte, das Schiff stehe still, wenn nicht das Kielwasser rauschte. Kein Windhauch regt sich —"

„Die Natur hält den Odem an, um unser Glück nicht zu stören. Ach, daß die Zeit auch still stände, daß diese zauberhafte Nacht ewig währte! . . ."

Kaum war der sehnsüchtige Wunsch ausgesprochen, so störte ein erschreckender Lärm die Liebenden auf und sie mußten erfahren, daß in diesem rauhen Leben das Glück zumeist nur die Schwelle des Unglücks

ist. Wie ein goldiger Sonnenblick schwand der süße Liebestraum dahin und die Schatten kamen herauf in Gestalt eines korybantischen Schwarms, dem die blonde Fine als Führerin diente. Während diese auf dem Hinterdeck mit den halbberauschten Gefährten Schelmenlieder gesungen, hatte ihr eifersüchtig spähendes Auge Loni und Wolfgang bemerkt, die in kurzer Folge dem Bugspriet zugeschritten waren. Sie hatte die Gefährten auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und dieselben dann zu einer Eulenspiegelei aufgestachelt. Ihre Guitarre um den Kopf schwingend, tänzelte Fine um Wolfgang herum, welcher aufgesprungen war und sich schirmend vor die zitternde Loni gestellt hatte. Ihr folgte ein halbes Dutzend Männer, von denen jeder ein leeres Glas und eine Flasche in der Hand trug, die sie tactgemäß gegeneinander schlugen. Nachdem die trunkene Schaar die Liebenden umkreist hatte, legte Fine die Guitarre an die Hüfte, entlockte derselben schnarrende Töne und sang im Bänkelsängertone, wobei sie sich höhnend zu Loni niederbeugte:

„Wir winden Dir den Jungfernkranz
An Deines Liebsten Seite.
Wir führen Dich zu Spiel und Tanz
Trotz Deinem Trauerkleide."

Lachend und mit den Gläsern klirrend, fiel der Chor ein:

„Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz."

So lange die plärrende Schaar ihm nicht näher rückte, hatte Wolfgang regungslos dagestanden und den plumpen Spaß ertragen, als sich aber der Doctor und der Graf zu Loni niederbeugten, um sie in den Kreis zu zerren, versetzte er dem ersteren einen Schlag ins Gesicht und dem Grafen einen Stoß vor die Brust. Gleichzeitig durchbrach er den Kreis und verschaffte Loni Gelegenheit, durch die Bresche zu entfliehen. Er selber fühlte sich im Moment von den kräftigen Fäusten des Doctors umfaßt und es entspann sich ein wüthender Ringkampf. Ohne auf die niedere Schanzverkleidung zu achten, hatte sich der herkulische Doctor mit dem Ungestüm eines Kampfstiers auf den Gegner gestürzt und es versucht, denselben zu Boden zu schleudern. Wolfgang aber umschlang die Hüfte des Andrängenden und da er dem scharfen Anprall nicht widerstehen konnte, gab er, ohne an das Terrain zu denken, auf dem sie sich balgten, nach und suchte durch eine rasche Schwenkung die Oberhand zu bekommen. Dies gelang so gut, daß der Doctor dicht beim Geländer sich emporgehoben fühlte. Beide verloren das Gleichgewicht und stürzten über den Schiffsrand. Ehe die trunkenen Gefährten eine Hand zur Verhinderung der Katastrophe rühren konnten, lagen die Ringenden im Meere. Ueber ihnen schloß sich mit dumpfem Schall die aufspritzende Fluth.

Auf dem Verdeck gellten Schreie des Entsetzens durch die Nacht. Der Steuermann rief am entgegengesetzten Ende des Fahrzeugs alle Mann an Bord und drehte das Schiff nach der Leeseite. Loni war hülferufend

dem Steuer zugelaufen, bald kamen Matrosen, welche ein Seil im weiten Bogen ins Dunkel hinausschleuderten. Loni lehnte sich weit über die Brüstung und bemerkte in der Tiefe, daß ein Körper sich im Wasser bewegte.

„Wolfgang," rief sie hinunter, „umklammere das Seil!"

Eine Minute des Schweigens erfolgte, dann tönte Wolfgangs Stimme herauf: „Boot muß herunter! Doctor kann sich nicht regen — halte ihn!"

Mittlerweile tauchte der nur mit einem Hemd und einer Hose bekleidete Capitän auf und gab das Commando zum Klarmachen des Bootes. Während dies in Hast ausgeführt wurde, rief Wolfgang wieder aus der Tiefe:

„Ruhig! Halte aus!"

Einige Minuten vergingen, bevor das Rettungsboot die Wasserfläche erreichte. Als die im Boot befindlichen Männer mit einigen Ruderschlägen Wolfgang so nahe kamen, daß sie seinen Kopf erfassen konnten, war derselbe derart erschöpft, daß er keine Bewegung mehr auszuführen vermochte. Die Matrosen zogen ihn mit dem Aufgebot aller Kräfte in's Boot. Dabei bemerkten sie, daß er den Doctor noch krampfhaft am Brustlatz festhielt; dieser aber lag ganz regungslos im Wasser. Unter mächtigen Anstrengungen gelang es endlich, die beiden Gegner wieder auf das Verdeck zu schaffen, wo Wolfgang total erschöpft, der Doctor noch immer bewußtlos anlangte. Während die Wiederbelebungsversuche an dem reglosen Körper vorgenommen wurden, erzählte Wolfgang, sie seien beide in fester Umschlingung in's Meer gestürzt. Da der Doctor unten gelegen, wäre derselbe mit solcher Vehemenz auf die Wasserfläche gefallen, daß eine Betäubung hätte eintreten müssen. Er selber habe, vom Körper des Doctors gedeckt, den Weg in's Wasser kaum empfunden und es sei ihm bald gelungen, den Kopf über die Fluth zu bringen. In dem Augenblick, da dies geschehen, habe er gefühlt, daß die Arme seines Gegners sich lösten und daß dieser sinke. Da nun das Sturzbad jede Regung des Zorns in ihm ausgelöscht, so habe er all' seine Kraft und Schwimmkunst aufgewendet, um den Betäubten vor dem Versinken zu bewahren. Dies sei ihm durch Wassertreten gelungen, aber freilich habe er den Gefährten vor dem Wasserschlucken nicht behüten können, und es frage sich, ob der Doctor ein so ungewohntes und wenig bekömmliches Getränk wie Seewasser verdauen könne.

Dies schien nicht der Fall zu sein, denn es vergingen fünf Minuten, ohne daß das Frottiren, Bürsten und Umkippen des Körpers demselben irgend ein Lebenszeichen entlockt hätte. Der Capitän spuckte in weiten Bogen über das Geländer und verstieg sich zu der langen Rede: „Wenn mir wieder ein Kerl in's Wasser purzelt, mag er sehen, wie er nachschwimmt; ich hol' ihn nicht heraus! Verstanden?"

Dies „Verstanden“ richtete sich an die Saufcumpane des Doctors, welche plötzlich ernüchtert waren und mit trübseliger Miene an den Wiederbelebungsversuchen Antheil nahmen. Nach zehn Minuten endlich erhob sich die mächtige Brust des Scheintodten und der Ausruf: „Er lebt!“ brachte Wolfgang, welcher Loni zur Cajüte geleitet hatte, wieder in die Nähe des Geretteten. Dieser stierte erst seine Genossen blöde an, dann nach einer Weile belebte sich sein Gesicht und er sagte mit matter Stimme, „Hol' Euch Alle der Henker!“

Nach diesem frommen Wunsche kauerte er sich zusammen wie ein Murmelthier, das seinen Winterschlaf, genießen will. Die Umstehenden lachten und zwangen den unwirschen Gesellen aufzustehen, damit er sich der nassen Kleider entledige und zu Bett gehe. Brummend und torkelnd gelangte er zum Lager, wo der Oeconomierath ihn entkleidete.

Als Wolfgang und Loni am nächsten Tage plaudernd im Schatten der Segel saßen, traten mit schuldbewußter Miene der Doctor und Oeconomierath zu ihnen und baten um Vergebung ihrer Sünden. „Ich müßte Ihnen von Gott und Rechtswegen für meine Rettung danken,“ sagte der Doctor im Tone der Zerknirschung, „aber mir wäre wohler auf dem Meeresgrund. Ohne Todeskampf war ich mit einem Schlage aus dem vertrackten Leben geschieden, war so gut wie todt und aller Sorgen, Schmerzen und Plackereien ledig, da muß sich in Ihnen die verwünschte Großmuth regen! Sie plagen sich bis zur Erschöpfung ab, um mir das zu erhalten, was ich in jeder Stunde gern von mir würfe — das Leben. Menschen, die der Wein in eine wilde Bestie verwandeln kann, sollte man ruhig ersaufen lassen, wenn sie im Wasser liegen. Wäre Ihre Rettungsthat einem Würdigeren zu Gute gekommen, so hätte ich jetzt keinen physischen und moralischen Katzenjammer zu erdulden.“

„Aber Sie könnten allen physischen und moralischen Entgleisungen aus dem Wege gehen,“ scherzte Wolfgang, „wenn Sie die Zechgelage auf dem Hintercastell vermeiden wollten.“

„Sie sprechen vom vielen Trinken, ohne meinen Durst zu kennen. Das Fleisch und die Heringe, mit denen wir hier unser Leben fristen, sind ja derart von Salzlacke durchtränkt, daß mein Durst zum Fieber wird. Ich zittere vor den kommenden Tagen, denn meine Baarschaft ist erschöpft und der Neffe des Capitäns giebt keinen Tropfen auf Credit.“

* * *

Es zeigte sich im Laufe der nächsten Tage, daß der Doctor Grund hatte, um seiner durstigen Veranlagung willen besorgt zu sein, denn es trat eine so langandauernde Windstille ein, daß die „Germania“ während zweier Wochen nur um wenige Meilen vorwärts kam. In Folge dessen schränkte der Proviantmeister, welcher wohl wußte, daß das mit Passagieren überfüllte Schiff ganz ungenügend verproviantirt sei, die Portionen von

Tag zu Tag mehr ein. Da die Verköstigung der Passagiere fast nur aus Graupen, Bohnen, Sauerkraut und stark gesalzenem Fleisch oder Heringen bestand, so wurde der Wassermangel ganz besonders hart empfunden. Trotzdem die Eßbegierde fast aller Passagiere in Folge der schmalen Portionen sehr rege war, ließen die meisten unter ihnen die gesalzenen Speisen unberührt, weil sie eine Steigerung des Durstes befürchten mußten. Dieser brachte viele Passagiere an den Rand der Verzweiflung. Bei der Wasservertheilung kam es jeden Morgen fast zu heftigen Scenen und der Proviantmeister sah sich zuletzt genöthigt, einen Revolver neben das Wasserfaß zu legen, mit der Drohung, er werde jeden niederschießen, der es wage, ihm den Schöpfer aus der Hand zu reißen. Der Weinvorrath des jungen Kaufmanns aus Bremen ging auf die Neige und die letzten Flaschen ließ sich derselbe mit Gold aufwiegen. Der Herr Graf und der Oeconomierath opferten dafür den Rest ihrer Baarschaft. Der Letztere war gutherzig genug, dem Doctor, den der Durst fast rasend machte, täglich ein Glas Wein abzugeben, der Herr Graf schenkte zwei der kostbaren Flaschen dem lustigen Finchen.

Wolfgang litt ebenso grausam unter den Entbehrungen, wie alle andern und fand es begreiflich, daß sein Nachbar, der semmelblonde Darmstädter, der in der gegenüberliegenden Coje hausenden westfälischen Dienstmagd lediglich in der schnöden Absicht den Hof machte, ihres Pumpernickels und Schinkens theilhaftig zu werden. Er selber kam etwas leichter wie die andern über die Qualen des Hungers und Durstes weg, weil er sah, mit welchem Gleichmuth Loni die Entbehrungen trug und wie gern sie einen dürftigen Vorrath von Biscuit und Alasch mit ihm getheilt hätte. So oft sie ihm großmüthig davon anbot, erklärte er scherzend, nur Küsse von ihr annehmen zu dürfen, weil er diese allein prompt und mit Zinsen zurückzahlen könne.

Eines Tages, da die Sonne heiß und brütend auf dem Schiffe lag, vernahm er im Zwischendeck ein jämmerliches Geschrei. Das älteste Mädchen der Mormonenfrau, ein pausbäckiges Blondköpfchen im Alter von etwa fünf Jahren hatte, von Durst gequält, Heringslake getrunken. Die Kleine klagte über Schmerzen im Schlund und Magen. Die Mutter war rathlos und rang verzweifelnd die Hände. Wolfgang sprang zum Capitän hinauf und erhielt aus der Schiffsapotheke für die Kleine ein Vomitiv. Kaum hatte das Mittel gewirkt und die Kleine entlastet, so kamen der Doctor und der Oeconomierath polternd die Treppe herab, um der Patientin ihren ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen. Sie waren Beide sehr enttäuscht, als sie erfuhren, daß das einzige Object für ihre medicinischen Versuche sich bereits auf dem Wege der Besserung befinde.

„Es ist zum Rasendwerden!“ klagte der Oeconomierath, indem er seinen Lebenswecker wieder in's Futteral steckte. „Ueber dreihundert Passagiere an Bord und kein Kranker darunter!“

„Diese Passagiere sind alle krank," scherzte Wolfgang, „krank vor Hunger und Durst, aber leider vermag Ihr Lebenswecker uns nicht über diese Krankheit der Enterbten fortzubringen."

Als die beiden Zukunftsärzte sich entfernt hatten, bat das Kind um Wasser. Wolfgang hatte sich in seinem Trinkbecher noch einige Schluck kalten Thees für den Abend aufbewahrt. Er tränkte damit die durstende Kleine und diese sank bald darauf in einen tiefen Schlaf.

* * *

Zwei Wochen waren wieder vergangen, die den Seefahrenden eine Ewigkeit dünkten. An jedem Tage hatte die Sonne heiß brütend auf dem Schiff gelegen, aber kein Lüftchen die Segel geschwellt. Für die Zwischendeckspassagiere waren die Nächte in dem überfüllten Raume fast unerträglich dumpf und schwül gewesen und die Sonne hatte allerlei Thierchen ausgebrütet, welche sich als rechte Blutsauger bei den Schlafbedürftigen einnisteten. Jeder neue Tag brachte neue Entbehrungen, denn je mehr sich die Fahrt verzögerte, desto mehr sah sich der Proviantmeister zu Einschränkungen genöthigt. In Folge dessen wurde die Stimmung von Tag zu Tag eine gereiztere. Die Frauen klagten über das herbe Geschick und glaubten, es laste ein Fluch auf der „Germania", die Männer stießen Verwünschungen gegen den Schiffsrheber aus, welcher zu viel Menschen und zu wenig Proviant aufgenommen hatte.

Wolfgang schlief während der Zeit der Windstille auf dem Verdeck. Eines Morgens erweckte ihn ein heftiges Erschauern und er vernahm dann Geräusche, die er lange nicht gehört. Die Raaen und Taue knarrten und ein Sausen ging durch die Luft. Als er in die Höhe schaute, bemerkte er, daß sich die Segel im Winde blähten. Kühler Ostwind war aufgesprungen und die „Germania" ließ wieder einmal das Kielwasser schäumend aufrauschen. Diese Wahrnehmung versetzte Wolfgang in eine so freudige Erregung, daß er hastig aufsprang und die Botschaft, es wehe der Wind, in die zweite Cajüte und das Zwischendeck hinabbrüllte. Und nach wenigen Minuten schon füllte sich das Verdeck mit Fahrgästen. Ja, da war ein kühler Morgenwind, der die bleichen Gesichter streifte, da blähten sich die Segel, als wollten sie gen Westen fliegen, da hörte man das Rauschen der vom Kiel durchpflügten Wasserfläche! Ach, welch' ein langentbehrter Anblick! Wie füllte der Wind nicht nur die Segel mit treibender Kraft, sondern auch die Herzen! Man umarmte sich vor Freude, tanzte über das Verdeck hin und einige Frauen, darunter die Mormonin sprachen Dankgebete.

Leider war die Freude nur von kurzer Dauer, denn trotz des flotten Laufes der „Germania" wurden die Wasser- und Fleischportionen nicht größer und der Proviantmeister erklärte, daß man, selbst wenn der Wind günstig bleibe, nach vierzehn Tagen erst New-York erreiche.

das nächste Schiff, welches ihnen begegne, durch Signale um Wasser und Lebensmittel ersuchen. Als nun am nächsten Tage wirklich ein schwedisches Vollschiff in Sicht kam, jubelten die Verschmachtenden, in der Hoffnung, daß ihre Noth gelindert werde. Die Signalflaggen flogen auch zur Mastspitze auf, aber der Schwede fuhr stolz vorüber, ohne ein Boot abgesetzt zu haben; er war außer Stande, von seinen Vorräthen abzugeben.

Dem Aufflackern der Hoffnung folgte die tiefste Niedergeschlagenheit und die Mehrzahl der Auswanderer kroch in die Cojen und versuchte durch Schlafen die endlos erscheinenden Tage zu kürzen. Wolfgang und Loni gehörten zu den Wenigen, welche sich trotz aller Pein und Schwäche die Munterkeit des Geistes bewahrten. Sie wußten, daß Unterhaltung und Arbeit die Stunden besser kürze als dumpfes Hinbrüten, darum gaben sie sich mit Eifer dem Studium der englischen Sprache hin und Wolfgang plauderte so viel über seine Vergangenheit und seine Wünsche aus, daß der scharfblickenden Loni kaum ein Zug seines Wesens verschleiert blieb. Eines Abends blickte sie lange und tief in seine Augen und sagte dann mit einem bleichen Lächeln: „Deine Augen gleichen der Nordsee — die Farbe wechselt mit der Stimmung und wenn Du erregt bist, zuckt ein Strahl darin auf und macht es der von einem Sonnenblick durchleuchteten Woge ähnlich. Diese Augen sind der Spiegel einer beweglichen Seele. Von Dir geliebt zu werden, ist berauschendes Glück um das ich zittere, denn es wird nur von kurzem Bestand sein . . ."

„Was sagst Du da? — Willst Du das Wort gleich zurücknehmen, selbstquälerische Zweiflerin?"

„Ja, mein Schatz," sagte sie einlenkend und umfaßte seinen lockigen Kopf. „Es ist thöricht, mir die Seligkeit dieser Stunde durch den Gedanken an das Morgen zu vergällen. So lange diese Fahrt dauert, bist Du mein. Ach, könnten wir doch die Welt umsegeln!"

„Schwärmerin! Den Wunsch theile ich nur, wenn wir eine eigene Yacht und reiche Vorräthe besäßen. Ich lechze nach einer guten Mahlzeit."

„Geduld, armer Freund; in zwei oder drei Tagen finden diese Entbehrungen ein Ende, die ich glücklicherweise kaum empfunden habe. Wie ich höre, befinden wir uns in der Nähe der Neufoundland-Banks, von dort ist die Küste nicht mehr weit."

Allmählich brach die Nacht herein und da der Himmel bedeckt war und ein kalter feuchter Nordwind über das Schiff wehte, so wollten beide ihre Cojen aufsuchen, aber plötzlich tönten Rufe aus dem Mastkorb, die ihre Blicke auf das Meer lenkten.

Aus dem nächtlichen Dunkel tauchten plötzlich weiße phantastisch gestaltete Erscheinungen auf, die sie erst für heranfliegende Nebelmassen, dann für Kreidefelsen hielten. Der Steuermann versuchte mit dem Aufgebot aller Kraft das Schiff nach Südwesten herum zu werfen, aber bevor ihm dies gelang, erfolgte ein Krach und es schien als sei das Fahrzeug gegen

eine Felswand geprallt. Ein Schrei des Entsetzens erscholl aus den Cajüten, Teller und Blechgeschirr klirrten, dann kamen viele Personen, halb bekleidet aus den Cojen und frugen, ob das Schiff gestrandet sei. Wolfgang hatte die wankende Gefährtin fest in seine Arme geschlossen. Einen Augenblick schien es ihm, als rage ein Berg über das Deck empor, der die „Germania“ nach Süden abdränge, dann glitt die Masse schemenhaft vorüber und entschwand im Dunkel der Nacht. Jetzt kam der Capitän zum Steuer gesprungen und fragte was geschehen sei. „Polareis trieb vorüber!“

Nach dieser Auskunft des Steuermanns ließ der Capitän Fackeln bringen um zu sehen, ob ein Leck entstanden sei. Die Schiffswand aber hatte dem Anprall, ohne Schaden zu nehmen, widerstanden.

Loni ruhte wie betäubt in Wolfgangs Armen. Als dieser sie endlich mit der Bemerkung, daß nichts mehr zu fürchten sei, auf die Stirn küßte, schlug sie langsam die dunklen Augen auf. Wie ein Hauch kam es über ihre Lippen: „Ach, wären wir doch im Meere versunken!“

Während der nächsten Tage boten einige Vogelschwärme, die das Schiff umstrichen, und das Vorübergleiten mächtiger Dampfer die Gewähr dafür, daß Land in der Nähe sei. Just als die Noth der Seefahrenden ihren Höhepunkt erreicht hatte, ließ die gewisse Aussicht auf baldige Erlösung sie ihre Leiden vergessen.

„Wie seltsam,“ bemerkte Wolfgang am Abend vor der Landung, „es hängen keine Früchte am luftigen Baume der Hoffnung und doch mildert er unsere stürmischen Begierden.“

„Jede Erhebung des Gemüths hat eine Stärkung unserer physischen Natur zur Folge,“ meinte Loni. „Erzähle einem müden Kinde von den Freuden und Ueberraschungen der Weihnachtszeit und es wird alle Müdigkeit vergessen und seine Schritte so beflügeln, als wolle es die goldenen Früchte, welche die Phantasie ihm vorgaukelt, erhaschen.“

Die freudige Erwartung hielt an diesem Abend die Passagiere lange munter und als die funkelnde Saat der Sterne den Nachthimmel schmückte, erschien Finchen mit der Guitarre im Kreise ihrer Verehrer und sang einige Lieder. Bald hatte sich ein weiter Hörerkreis um die Sängerin gebildet. In vorderster Reihe stand der Herr Graf, blies den Rauch seiner Cigarette in die laue Abendluft und warf nach jeder Strophe ein anfeuerndes Bravo oder Dacapo hin. Wolfgang und Loni standen abseits an der Brustwehr, allein auch sie lauschten dem Gesang. Finchen hatte eben den „kleinen Postillon“ abgeleiert und damit ihren gewöhnlichen Liedervorrath erschöpft, als der Graf sie aber drängte, weiter zu singen, fiel ihr plötzlich Uhlands „Schifflein“ ein. Sie hatte das Lied seit Jahren nicht mehr gesungen und nur noch dunkel erinnerte sie sich der Mendelsohnschen Weise:

„Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise.
Es schweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern."

Die Sängerin war bis zum Refrain gekommen, da fiel plötzlich eine weiche Baritonstimme mit ein, welche die von ihr entstellte Melodie und Phrasirung in's rechte Geleise brachte. Und wie in der Uhlandschen Dichtung, so verbrüderten sich auch hier die Wanderer durch das Lied. Finchen hatte sich überrascht nach dem Sänger umgeschaut und als sie Wolfgang erkannte, sang sie in gehobener Stimmung gemeinsam mit ihm die zweite Strophe. Beim Refrain aber setzten schlecht und recht alle die Umstehenden mit ein. In der letzten Strophe secundirte Finchen Wolfgang nur leise und dieser sang die Verse:

„Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?"

mit so wehmüthiger Empfindung und inniger Klangmodulation, daß die Frage wie ein Schicksalsruf alle Herzen durchschauerte. Wahrhaft feierlich klang das Lied im Chor aus.

Loni hatte während des Refrains dem Geliebten leise die Hand gedrückt, dieser trat mit ihr in's Dunkel. Es freute ihn, durch Uhlands Lied den Leidensgefährten ein Heimatsgefühl entlockt zu haben, allein es widerstrebte seiner scheuen Natur, Lobsprüche für den Gesang entgegenzunehmen.

Gleichwohl entging er denselben nicht. Als er sich eine Stunde später von Loni verabschiedet hatte, die an diesem Abend so niedergeschlagen und nervös war, daß ihre dunklen Augen wiederholt in Thränen schwammen, schritt er zum Bugspriet hin, um noch einmal die Blicke westwärts zu richten, wo das Land seiner Sehnsucht lag. Als er zu den Ankertauen kam, fand er eine Frauengestalt auf dem Platze. Es war Finchen, welche lachend den dunklen Schleier zurückschlug und ihn mit den Worten anredete: „Diesmal schwebt ein anderer Geist über den Wassern, als der, welchen Sie an dieser Stelle anzubeten pflegten."

Wolfgang blickte sie fragend an und sie fuhr in ernstem Tone fort: „Ich komme, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der zu Ihrem und meinem Glück ausschlagen kann."

„Lassen Sie hören!"

Jeder Mensch, der nach Amerika auswandert, hat einen Zukunftsplan; ich werde mein Glück drüben auf dem Theater suchen. Da Leute, die kein Geld in der Tasche tragen, stets klein anfangen müssen, so wollte ich als Chansonettesängerin auf irgend einer kleinen Bühne meine theatralische Laufbahn beginnen und dann höher hinaufsteigen. Vielleicht entdeckt ein Kunstmäcen oder Impresario mein Talent und läßt dasselbe ausbilden.

Man versicherte mir, daß meine Stimme viel verspreche — ich weiß nicht, wie Sie darüber denken."

Als Wolfgang die Blicke herausfordernd auf sich gerichtet sah, antwortete er höflich: „Ich bin derselben Ansicht, allein —"

„Sie wollen wissen, was das Sie angeht? Sehr viel, mein Herr! Sie überraschten mich heute durch Ihren Gesang. Sie besitzen eine wohlklingende Stimme und weit mehr musikalische Bildung als ich; darum geht mein Vorschlag dahin: Verbinden Sie Ihr Geschick mit dem meinigen und lassen Sie uns in Newyork als Duettsänger ein Unterkommen suchen. Es ist anzunehmen, daß wir auf der Bühne gut aussehen werden; Sie müssen den Frauen, ich den Männern gefallen, und unser Gesang thut das Uebrige. Sie würden an mir eine gelehrige und erkenntliche Schülerin finden. Der Gedanke, daß wir als Bänkelsänger unsere Laufbahn beginnen werden, darf Sie nicht abschrecken, denn diese Leute sind drüben gut bezahlt und wie man mir versichert, sollen hübsche Sängerinnen von reichen Müssiggängern mit Geschenken überschüttet werden. Wollen Sie sich mit mir verbinden, so würde ich den Gecken selbstverständlich ein Schnippchen schlagen. . . . Wir könnten über die Thoren lachen und doch ein lustiges Leben führen. Na, was sagen Sie? Ist mein Vorschlag nicht gut?"

Sie hatte sich erhoben und sah Wolfgang mit ihrem verführerischen Lächeln an. Dieser erwiderte nach kurzem Besinnen in festem Tone: „Ihr Vorschlag ist sehr freundlich — gewiß! und ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß das Theater auch für mich eine große Verlockung bildet, aber unsere Wege gehen weit auseinander. Ich kann da drüben meine Laufbahn nicht an Ihrer Seite beginnen, denn wir sind ganz verschieden geartet und haben grundverschiedene Ideale. Wir würden als Duettisten nicht lange harmoniren — selbst, wenn ich Sie liebte."

Auf Finchens Gesicht verblaßte das zuversichtliche Lächeln, und sie bemerkte in grollendem Tone: „Welchen Lebensgang haben Sie sich denn gemacht? — Darf man Ihre Ideale kennen?" Das Wort „Ideale" klang in ihrem Munde höchst ironisch.

„Ich werde zunächst für die Erhaltung dieser Republik und für die Befreiung der Sclaven kämpfen."

„Ach, herrjeh!" — Finchen lachte hell auf. „Für so verdreht hätte ich den krausen Kopf da freilich nicht gehalten. Aber sind Sie denn von Sinnen? Welchen Grund haben Sie, als Deutscher sich in fremde Streitigkeiten zu mischen? Was gehen Sie die Angelegenheiten der Yankees an und wer dankt es Ihnen durch ein Wort, wenn Sie als Krüppel aus dem Krieg zurückkehren?"

„Ich muß Ihnen freilich als Don Quixote erscheinen, denn Sie nehmen an, daß lediglich zu ihrem Plaisir die Erde erschaffen sei, ich aber glaube, daß die ganze Menschheit einen gerechten Anspruch darauf

hat. Diese Verschiedenheit der Weltanschauung wird Ihnen ganz unerheblich für ein junges Menschenpaar erscheinen, das seine Jugend genießen will, aber ich kenne darin eine Kluft, die uns für alle Zeiten trennt."

Finchens Augen blitzten zornig auf. „Ich weiß besser, was uns scheidet, es ist jenes späte Mädchen, das ihre verblüthen Reize durch Trauerkleider und Sentimentalität zu ersetzen sucht. Gefühlvolle Jünglinge Ihres Schlags ziehen die Trauerweide dem blühenden Rosenbusch vor, bis die Rosen von andern gepflückt sind; dann erst erkennen sie, daß es keinen jämmerlicheren Narren auf der Welt gab, als den Ritter Toggenburg. Nun denn, schwärmen Sie für Ihre Dame in Trauer, kämpfen Sie für die schwarzen Menschenbrüder und essen Sie das harte Brod der Armuth, ich — „stürz' mich in den Strudel, Strudel nein, Champagner soll die Losung sein!" — Das Lied Gardefeus aus „Pariser Leben" trällernd, warf sie den blonden Kopf in den Nacken und drehte Wolfgang verächtlich den Rücken zu.

* * *

Am folgenden Morgen wurden die Auswanderer durch des Doctors dröhnende Stimme geweckt, der in's Zwischendeck hinunterbrüllte: „Lootse an Bord!"

Ein Hurrah aus hundert Kehlen erscholl als Echo aus der Tiefe. Bald darauf war jeder Mensch, der sich noch auf den Beinen halten konnte an Deck, um den hageren, wettergebräunten Seeman zu sehen, der die Aufgabe hatte, die „Germania" in die Bai von Newyork zu führen. Obgleich seine Erscheinung nüchtern, eckig, und uninteressant war, staunte man ihn doch an, wie den neuen Messias.

Und thatsächlich schien es, als habe er durch sein bloßes Erscheinen die Erinnerung an alle Noth und Trübsal aus dem Gedächtniß der Halbverschmachteten verwischt.

Wolfgang und Loni hatten das Gefühl, als gehe ein ernster Feierklang durch ihre Seele, als ständen sie vor dem Thor der Zukunft. Er sah alle Dinge in rosigem Licht, sie starrte gedankenvoll und ernst in die Weite.

„Wie silberig und zart geröthet erscheint dort am Horizont die breite Wolke!"

Loni folgte der Richtung von Wolfgangs Hand und bediente sich ihres Opernglases. Nach einer Weile sagte sie in fast bedauerndem Tone: „Das ist die Küste von Long Island."

„Land in Sicht!"

Ein Taumel des Entzückens bemächtigte sich der Auswanderer. Man umarmte sich, schüttelte sich unter Freundschaftsversicherungen die Hände und bereitete sich zur Landung vor. Noch ehe die Narrows erreicht waren, welche das Thor der weiten Bai von Newyork bilden, hatte jeder Passagier

sein Feiertagskleid angelegt und erwartete mit Ungeduld den Anblick der Weltstadt. Während auch Loni ihr Reisegepäck in Ordnung brachte, begegnete Wolfgang dem Schwaben Bäumle. Dieser hatte zur Feier des Tages einen schwarzen Rock, eine rothcarrirte Weste, eine grüne Cravate und einen weißen Strohhut mit blauem Band angelegt. Seine Linke spielte mit einer dicken vergoldeten Uhrkette, der Zeigefinger seiner Rechten war mit einem breiten Siegelring geschmückt.

„Na, Landsmann, was macht das Uehrle?“ redete ihn Wolfgang in heiterem Tone an.

„Das Uehrle soll mir 'n Andenken sein an alle deitsche Spitzbuwe und Hallunke. Wann mir in Newyork sind, dann häng' ichs in meinem Stüble auf; und i wollt' nur, i könnt' alle Bremer Halsabschneider danebe henke!“ —

Bei diesen Worten schielte er nach dem Neffen des Capitäns hin, der ihm ein Fläschchen starkverwässerten Cognacs für zwei Dollars verkauft hatte. Bäumle stellte an Wolfgang die Frage, ob er bereits eine Beschäftigung in Aussicht habe und als dieser verneinend den Kopf schüttelte, eröffnete er ihm mit der Feierlichkeit und Würde eines Gottes, der die Erde zu vertheilen hat, daß er ihm Unterkunft bei seinem älteren Bruder, einem Bäckereibesitzer, verschaffen wolle.

Der so Hochbegnadete erkundigte sich, welche Beschäftigung Bäumle ihm zugedacht habe und erfuhr, daß er zum Holzspalten und Wassertragen ausersehen sei. Welchen Lohn er dafür ernten könne? wollte der neugierige Wolfgang wissen. Da warf Bäumle den Kopf in den Nacken, als sei er auf einen Undankbaren gestoßen, dem er das Leben gerettet habe und der ihn jetzt noch um ein Almosen angehe. „Sie bekomme die Koscht —“ antwortete er mit Nachdruck.

„Die Koscht, lieber Bäumle genügt mir nicht in einem Lande, wo der Grundsatz gilt: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.“

Mit stürmischen Jubel hatte der Zwickauer die amerikanische Küste begrüßt und minutenlang gebrüllt: „Das Land der Freiheit soll leben, hoch!“ Er verstummte aber, als von Staten Island herüber ein Boot anlief, aus dem sich einige finster blickende Männer in Uniform erhoben. Bevor diese an Bord des Schiffes gelangten, war der begeisterte Fahrgast in den dunkelsten Winkel des Zwischendecks hinabgekrochen. Die Fremden waren Quarantainebeamte, welche sich nach dem Befinden der Passagiere erkundigten und so rasch als sie gekommen waren, das Schiff wieder verließen.

Die „Germania“ lief mit vollen Segeln die Bai hinauf und Wolfgang, der kurz zuvor die Hafenstädte Italiens gesehen, meinte, daß die Einfahrt von Newyork überraschendere Erscheinungen biete, als jeder Küstenort, den er bislang gesehen. Die Villen von Staten Island waren von buntblühenden Hainen umgeben und der Morgenwind trug das süße Aroma

der Akazien- und Rebenblüthen über das Wasser. Hier stieg das Gelände in breiten Terrassen aus der smaragdgrünen Fluth, dort zog ein breitgewölbter Waldrücken westwärts. Und die Bai wurde von Vollschiffen, palastähnlichen Ferrybooten und Schleppdampfern durchkreuzt, welche das Erstaunen der einlaufenden Emigranten erregten. Die stolzen, mächtigen Ostindienfahrer glitten mit rauschenden Segeln an ihnen vorüber, die gewaltigen Ferryboote waren mit Wagen und Pferden, mit Reitern und Fußgängern zu Hunderten besetzt, hier zog ein Schnelldampfer im bunten Flaggenschmuck der Stadt zu, dort jagte ein Lootsendampferchen, das einen fliegenden Adler über dem Bugspriet trug, in's offene Meer hinaus. Und endlich lag die ungeheure Stadt Newyork dicht vor den Landenden und von den Quais und breiten Straßen brauste ihnen der Lärm weltstädtischen Lebens entgegen.

Wolfgang hielt beim Anblick des ungeheuren Mastenwalds. und der den Quai überfluthenden Menschen- und Wagenmassen den Odem an. Das Donnern und Brausen, welches ihm aus der Hafenstadt entgegen tönte, wirkte verwirrend und er sagte sich mit Bangen: In diesem Menschengewühl wird Dir Loni entrissen werden. Es drängte ihn, noch einmal die Hand der Geliebten zu pressen; allein vergebens suchte er sie in der ihn umgebenden Menge. Diese drängte der Schiffstreppe zu. Dort waren bereits Boote von Castle-Garden herüber gekommen, welche frische Brote, Wurst, Käse, Orangen, Pies und andere verlockende Dinge zum Verkauf auf's Schiff brachten. Diese Lebensmittel wurden den Händlern von der ausgehungerten Menge aus den Händen gerissen. Der Darmstädter hatte zwei Brote und ein großes Stück Wurst gekauft und kam nun mit freudestrahlendem Gesicht auf Wolfgang zu, um mit dem Nachbar brüderlich zu theilen. Dieser war zu hungrig, um das großmüthige Anerbieten des kleinen Blondkopfs abweisen zu können. Er versprach bei der Landung das erste Bier zu bezahlen. Als er eben heißhungrig das frische Weißbrod mit den Zähnen zerriß, trat ihm Loni mit zwei unbekannten Gestalten an der Seite entgegen. Erschreckt ließ er den Rest des Brotes in die linke, die Wurst in die rechte Rocktasche gleiten und machte eine krampfhafte Schlingbewegung, um die Zunge frei zu bekommen.

„Dies ist meine Schwester Claire," sagte Loni lächelnd und deutete auf ein rosiges blondes Mädchen im Alter von etwa achtzehn Jahren, „und dies mein jüngster Bruder, Franz, ein kleiner Nichtsnutz, der die Zeit nicht abwarten konnte, bis die „Germania" landete. Er hat sein Taschengeld für ein Boot aufgewendet, um seine Schwester zehn Minuten früher umarmen zu können." Sie küßte den hübschen Knaben, welcher zärtlich seine Arme um ihre Hüfte schlang. Wolfgang drückte erröthend beiden Geschwistern die Hand.

„Sie werden uns bald besuchen, mein Freund, nicht wahr? Ich möchte meiner Mama gern den Mann vorstellen, der mich so ritterlich beschützt hat. Hier unsere Adresse! Bitte, kommen Sie noch heute Abend."

Die „Germania" legte in diesem Augenblick bei und die drei Geschwister entschwanden Wolfgangs Blicken, noch bevor er ein Wort der Erwiderung gefunden . . .

Und als der junge Emigrant gar die ungeheure Stadt betrat, zerstreuten sich seine Reisegefährten mit solcher Hast in alle Lande, als wäre ein Wirbelwind unter sie gefahren. Nun umrauschte den Vereinsamten der Strom fremden Lebens und während er an den Marmorbauten und riesigen Geschäftshäusern des Broadway vorüberschritt, sagte er sich mit Zagen: Was willst Du im Lande der Arbeit beginnen? Dir fehlt jeder Anhalt. Der mörderische Bürgerkrieg kann Dir allein Zuflucht gewähren. Ein Glück, daß die große Republik Kanonenfutter gebraucht! Aber dabei schnitt ihm der Gedanke in's Herz, sich von Loni trennen zu müssen, von der einzigen Seele, die ihn liebte.

Von den Reisegefährten hatte ihm Einer die Adresse eines deutschen Boardinghauses im Innern der Stadt angegeben und hier fand er gegen Verpfändung seiner Uhr und seines Koffers für eine Woche Unterschlupf. Am Abend suchte er Loni auf. Er mußte ihr doch sagen, wo er vor Anker gegangen. Er fand sie in einer kleinen, aber recht traulich eingerichteten Wohnung inmitten ihrer Angehörigen. Die Mutter, eine gutherzig, aber hülflos aussehende Matrone hieß ihn verwirrt mit Thränenspuren auf den Wangen willkommen. Eine junge Dame von schlanken, etwas dürftigen Formen wurde ihm als Lonis jüngere Schwester Paula vorgestellt, und diese betrachtete ihn mit forschenden Blicken. Claire grüßte ihn unbefangen mit sonnigem Lächeln und der Knabe Franz rief ihm vom Tische her, wo er seine Schularbeiten machte, ein „Servus!" zu.

Die Schatten der Trauer lagen noch auf dem kleinen Kreise und Wolfgang bemühte sich vergeblich, dieselben durch leichtes Plaudern zu zerstreuen. Loni war wie verwandelt. Sie erröthete, sobald Wolfgang sie anredete und nicht ein Zug ihres Wesens verrieth, daß der junge Landsmann ihr mehr sei, als ein Reisegefährte. Wolfgang wollte vor dem Abendbrot das Haus verlassen, allein die Matrone hielt ihn zurück und allmählich gewann bei Tisch die Unterhaltung einen etwas vertraulicheren Charakter. Die Frauen sprachen von dem furchtbaren Verlust, der sie betroffen, und von dem Scheitern langgehegter Hoffnungen.

Wolfgang versuchte es etwas Tröstliches zu sagen, und machte zuletzt den Vorschlag, am folgenden Tage einen gemeinsamen Ausflug nach dem schönen Staten-Island zu unternehmen. Er meinte, die blühende Natur sei die beste Trösterin. Sie entlaste uns von schweren Sorgen, heile brennende Wunden und lasse neue Hoffnungen in unsern Herzen aufkeimen. Nach großen, verheerenden Katastrophen wirke es wie ein erfrischendes Bad, wenn der Mensch dem Lärm und wogenden Getriebe der Stadt entfliehe und sich einen Tag in die stille Schönheit der Natur versenke. Die Schatten des Waldes beruhigten das Gemüth, Vogelsang aber, Blüthen-

duft und der Ausblick auf lachende Fluren — das Alles umströme unsern Sinn wie Poesie und verleihe der ermatteten Seele Frische und Kraft.

Er hatte mit Wärme gesprochen; die Frauen gaben sich dem Zauber seiner melodischen Stimme gefangen und als er geendet, stimmten sie ihm freudig zu. Man verabredete, früh am Tage aufzubrechen, allerlei Vorräthe mitzunehmen und einen vollen Tag auf der Insel zu verbringen.

* * *

In der Nacht ging ein Gewitter auf die Stadt nieder, und am frühen Morgen, als Wolfgang seine Freunde abholte, war der Himmel noch bedeckt. Aber unverzagt beschritt man den Dampfer, der die kleine Gesellschaft über die Bai trug. Bei der Landung an der Insel blitzte die Morgensonne über die blühenden Gärten und ließ in den regenfrischen Büschen und Bäumen die Milliarden Tropfen wie Brillanten funkeln und in allen Farben des Regenbogens erstrahlen. Ein kühler Morgenwind wehte über die smaragdgrünen Wasser des Hudson. Wolfgang nahm die in einer geräumigen Ledertasche befindlichen Vorräthe auf den Rücken, schnitt am Wege für sich und den Knaben einen Stock, und dann wanderte die kleine Gesellschaft durch den Kranz schöner Villen und duftiger Gärten, welcher sich am Ufer hinzieht, hinauf zu den leise sausenden Fichten und den saftigen Ahorn- und Eichenwäldern.

Und was der junge Deutsche vorausgesagt hatte, erfüllte sich bald. Die stille einsame Waldnatur wurde zur Erlöserin für die grambeschwerten Herzen. Man bewunderte die bunte Blüthenpracht der Gärten, lauschte dem Lockruf des Spottvogels, sah auf das glänzende Gefieder des Bluebird, der mit geschmeidigen Bewegungen über den Rasen huschte und rastete nach erquickender Wanderung durch den Wald, am Rande des lieblichen Silver-Lake. Hier wurde ein Tischtuch auf dem Rasen ausgebreitet und das Frühstück eingenommen. Und man lagerte sich auf schwellenden Moospolstern im Kreise und schaute hinauf zu den Wipfeln der schlanken Fichten und hellen Sykomoren. Man plauderte, träumte und sang heimatliche Lieder im Chore.

Und Wolfgang gelang es bald, Lonis Seele aus dem Schneckenhaus der Scheu und kühlen Zurückhaltung hervorzulocken, so daß sie den alten herzlichen Ton wieder anschlug. Auch die Mutter Lonis fand Gefallen an dem muntern Fremden und im Gefühl der Dankbarkeit für die Zerstreuung ihres Kummers flüsterte sie den Töchtern zu: „Er ist ein gar lieber Bursch!"

Stundenlang plauderte und spielte man unter den schattigen Baumwipfeln und stieg dann von den Waldhöhen zum Oststrand hinunter, wo die mächtigen Wogen des Oceans gegen die Dünen rauschten und die hellglänzenden Wasserspiegel in die Ferne lockten. Beim Anblick des weiten Meeres hielten Loni und Wolfgang die Schritte unwillkürlich an

und ließen die Begleiter voranschreiten. Als diese in den Wald niedergetaucht waren, ließ Loni sich auf einem bemoosten Felsblock nieder und ihre Blicke ruhten träumerisch auf dem Meer. Lange blieben beide stumm, dann sagte sie, und ihre Lippen zuckten, ihre Stimme zitterte in wehmüthiger Erregung: „Dort waren wir glücklich!“

Er schaute mit blitzenden Augen auf sie nieder und entgegnete herb und bitter: „Ich mußte gestern glauben, Du hättest die Erinnerung daran verloren. Loni, wie konntest Du so fremd und kalt gegen mich sein?“

Sie sah mit schmerzlichem Lächeln zu ihm auf und faltete die Hände im Schooß. „Liebster“, sagte sie leise und flehend, „unser Glück gleicht den von der Aschendecke befreiten Häusern Pompejis. Unter der schützenden Hülle hatten sich die leuchtenden Farben antiker Wandgemälde, die Säulen und Krüge, die Brunnen und Geräthe vollkommen erhalten, sobald man sie jedoch dem Wind, dem Regen und der Sonne preisgab, zerfielen sie und werden bald Staub sein. Unser Liebesglück hätte vielleicht bis zum Ende unserer Tage währen können auf einsamer Insel, aber sie verträgt nicht das Licht und die Luft der modernen Culturwelt. Es war ein wonniges Märchen — eine süße Verzauberung, deren Nachhall nicht so bald aus unseren Seelen schwinden wird — aber die Wonne des Gefühls glich einer Himmelsblume, die sich nicht auf die Erde verpflanzen läßt.“

„Bist Du so muthlos?“

Wolfgangs Frage blieb unbeantwortet, denn der kleine Franz zeigte sich unter den Bäumen und schrie zur Höhe hinauf: „Im Wald gehen die Pfade auseinander, da könntet Ihr von uns abkommen!“

Sie folgten schweigend dem Knaben.

Als drunten der Strand erreicht war, rollten ihnen die Meereswogen brausend entgegen und da die Nachmittagssonne heiß auf die Düne niederbrannte, so fand jeder Sehnsucht nach einem erfrischenden Seebad. Nach einer kurzen Wanderung am Strande hin, entdeckte man ein kleines von einem Fichtenwäldchen umgebenes Landhaus. Hier kehrten während des Sommers viele Ausflügler ein, um zu baden und Erfrischungen einzunehmen. Wolfgang und seine Begleiter nützten die Gelegenheit. Er badete mit Franz an der linken, die Frauen an der rechten Seite des Wäldchens. Wolfgang nahm den Knaben in seine Arme und warf sich mit ihm den anprallenden Wogen entgegen. Anfangs war der kleine Bursch von der Gewalt der Schläge erschreckt und betäubt. Wie ein Schiffbrüchiger klammerte er sich an den Hals seines Trägers, als er aber sah, wie dieser lachend und sicher jedem Anprall begegnete, jauchzte er lustig auf, glitt nach einer Weile aus Wolfgangs Armen und ließ die Wogen über sich hinbrausen, wobei ihm die feste Hand seines Begleiters den nöthigen Halt gab.

Wunderbar erfrischt traf sich die Gesellschaft in dem schattigen Landhaus wieder, wo immer Milch und Bier zu haben war. Aus der offenen auf's

Meer hinausgehenden Halle, ertönten die Klänge eines Walzers. Claire und Wolfgang traten in die Thüre und sahen, daß da drinnen getanzt wurde. Eine Dame saß am Klavier und spielte Strauß'sche Melodien. Es lag etwas Lockendes, Lustathmendes in dieser Musik, dem Wolfgang nicht widerstehen konnte. Lächelnd wiegte er den Kopf und sah die ihm gegenüberstehende Claire halb fragend, halb scherzhaft an. Als diese heiter und ermuthigend seine Blicke erwiderte, faßte er sie um die Hüfte und wollte sich mit ihr im Tanze wiegen.

„Claire!"

Dieser Ausruf kam von Lonis Lippen; es mischten sich darin die Gefühle der Ueberraschung und Empörung und er scheuchte das Mädchen aus Wolfgangs Armen. Ganz verschüchtert lief es zu der älteren Schwester hin, umhalste dieselbe und rief in flehendem Tone: „Ach, wie konnte ich das vergessen! — Wir waren so glücklich heute! Verzeih' mir die sündhafte Vergeßlichkeit."

Wolfgang hatte gleichfalls erschreckt in Lonis zornig flammende Augen geblickt und beschämt bat er um Verzeihung dafür, daß er die Trauer der Familie vergessen habe. Gleichwohl fühlte er sich durch den Gedanken geschmeichelt, daß er Claire einen Tag des Glücks bereitet und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrer elastischen Gestalt und ihren sanften edlen Zügen. Auf der Rückfahrt sprach er viel mit ihr und die zartklingende, melodische Stimme, die glänzenden, heiterblickenden Augen mutheten ihn freundlich an.

Als er sich unter herzlichen Abschiedsworten von der Familie getrennt hatte, machte er auf dem Nachhauseweg die überraschende Bemerkung, daß bei der Rückschau auf all' die heiteren Erlebnisse des Tages Claires jugendschöne Gestalt sich mit allen sonnigen, farbenreichen Bildern verband, während Lonis schwermüthiges Antlitz matt und verschwommen aus dem Waldesdunkel hervortauchte. Jene ist heiter blühend und schön wie der Frühling, sagte er sich, diese elegisch wie der Herbst.

* * *

Während der folgenden Tage durchstreifte Wolfgang die weite Stadt, um auf verschiedenen Werbebureaus zu erfragen, unter welchen Bedingungen er in die Armee der Nordstaaten eintreten könne. Der Doctor und der Oeconomierath hatten ihre Hoffnungen auf die Medicin bald sinken lassen und waren in ein Infanterieregiment eingetreten, das den Namen „Verlorene Kinder" führte. Sie versuchten es, Wolfgang gleichfalls zum Eintritt in ihr Regiment zu bewegen, waren aber bei der Zusammenkunft so schwer betrunken, daß dieser vor der Kameradschaft mit ihnen zurückscheute.

Bald darauf wurde die New-Yorker Miliz zu einem Feldzug auf hundert Tage aufgeboten. Wolfgang verpflichtete sich zu dieser kurzen Sommercampagne und erschien am Abend vor dem Abmarsch in der kleid-

samen Uniform der New-Yorker Schützen im Hause der Menks, um sich von Loni zu verabschieden.

Sein spätes Eintreten kam den Schwestern unerwartet; sie hatten den Tag über fleißig gearbeitet und saßen noch geschäftig im Lichtkreis der Lampe, während die Reste eines kargen Abendmahls von Frau Menk bei Seite geräumt wurden. Loni war blaß und erschöpft. Wolfgang verglich ihre Erscheinung mit jener Claires und sagte sich mit leisem Erschrecken, daß die Geliebte verblüht sei. Er war in froher Erregung über die Schwelle getreten und die Schwestern musterten verwundert seine leuchtenden Augen, seine freie martialische Haltung.

„Meine amerikanische Laufbahn beginnt," rief er im scherzenden Tone. „Morgen ziehe ich aus, um mir das Bürgerrecht in dieser Republik zu erobern. Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen auf — hundert Tage." Darf ich hinzufügen: „Auf Wiedersehen?"

„O gewiß!" riefen Alle, bis auf Loni.

Diese hatte das Hütchen in den Schooß sinken lassen, an dem sie eben eine Epheuranke befestigen wollte. Ihre Hände zitterten und ihre Blicke glitten von Wolfgangs jugendfrischer Gestalt zur Erde. Sie überließ es den Geschwistern, mit dem Gast die Unterhaltung zu führen und erst als dieser sich verabschiedete, legte sie ihre Hand zaghaft in die seinige und sagte: „Ich habe mit Ihnen allein zu sprechen . . ."

Sie trat mit ihm in die dunkle Vorderstube, deren Balkonthüre offen stand. Dort erfaßte sie seine Hand und geleitete ihn hinaus, auf den von wilden Reben umsponnenen Balkon: „Da draußen sind wir allein — nur die Sterne, die leuchtenden Augen des Himmels sehen auf uns herab wie in jenen wunderbaren Nächten an Bord der ‚Germania'".

Ihre Stimme hatte einen so feierlichen Klang, daß Wolfgang sie verwundert anschaute. Sie aber vermied es, seinen Blicken zu begegnen und blickte träumerisch über den kleinen Park, der sich vor dem Hause ausbreitete.

„Schmerzt Dich die Trennung, Loni?"

Er stellte die Frage leise und zaghaft und ergriff ihre Hand. Da sah sie ihn voll und ernst an und sagte: „Ja, sie schmerzt mich tief, denn — wir werden uns nie wiedersehen."

Wolfgang, der seinen Arm um ihre Schultern legen wollte, prallte zurück und starrte sie erschrocken an. „Nie wiedersehen?"

„So sagte ich. Und wenn Sie mich ruhig angehört haben, Wolfgang, werden Sie meine Ansicht theilen und mir helfen, meinen festen Entschluß auszuführen."

Er trat noch einen Schritt vor ihr zurück und lehnte sich mit finsterer Miene gegen das Geländer des Balkons. Sie aber legte die Hände auf seine Schultern und sah flehend zu ihm auf. „Wir haben uns Beide

innig geliebt und es gab Tage, an denen wir meinten, eine Trennung sei gleichbedeutend mit Verzweiflung."

„Seither ist noch keine Woche vergangen, und Deine Gefühle sind verwandelt!"

Er sprach den Vorwurf in bitterem, fast tragischem Tone aus. Um ihre Lippen flimmerte ein Lächeln.

„Meine Gefühle sind nicht verwandelt," entgegnete sie und lehnte den Kopf gegen seine Schultern. „Wollte ich ihnen folgen, so umklammerte ich Deinen Hals und riefe: Liebster, komme wieder — ich lasse Dich nicht. Aber —"

„Nun, welch' ein Aber drängt sich Dir in den Weg?"

„Die Vernunft ist an's Steuer meines Lebensschiffes getreten und giebt dem treibenden Segel Gefühl die Richtung."

„So, und wohin steuert Deine Weisheit?"

„Weit ab von Deinem Fahrwasser."

„Ei, und darf man Deine Gründe wissen?"

„Sie sind erschrecklich nüchtern und einfach: Du mußt für Deine Zukunft, ich aber für die meiner Familie Sorge tragen."

„Und könnten wir das nicht gemeinsam, Loni?"

„Frage Dich selber. Du klagtest einst darüber, daß Du das Land der Arbeit beträtest, ohne erwerbsfähig zu sein. Dein Lebenslauf wird daher von Zufälligkeiten abhängen. Du beginnst mit einem Kriegsabenteuer und mußt Dich fortab frei bewegen können, um die Bahn zu finden, welche zum Hafen einer gedeihlichen Existenz leitet. Ich aber stehe im festen Banne der Pflicht. Als meine ältere Schwester noch lebte, sorgten wir beide für die gemeine Nothdurft des Lebens, jetzt bin ich allein da. Meine Mutter ist alt und hinfällig geworden, mein jüngster Bruder bedarf der Erziehung, meine Schwestern sind noch wenig erfahren in den Arbeiten, durch die wir unseren Lebensunterhalt erwerben, da liegt denn der schwerste Theil der Sorgen und Mühen auf meinen Schultern. Wolfgang, ich kann mein Geschick nicht trennen von dem meiner Familie."

Er schaute ihr tief in die schwimmenden Augen, küßte ihre Hände und sagte im Tone der Rührung: „Du bist so brav, Loni!" — Dann aber schüttelte er trotzig den Kopf und meinte, bei der Sorge um die Familie könne sie doch ausharren, bis er sich eine Stellung errungen habe. Vielleicht — wenn das Glück ihm günstig — —"

Sie wiegte den Kopf und ein melancholisches Lächeln glitt über ihr bleiches Gesicht. „Du giebst Dich Träumen hin, denn der Baum Deines Lebens steht im Blüthenschnee der Hoffnung. Aber ich kenne Amerika besser als Du und weiß, daß die goldenen Früchte hier langsam reifen für Schwärmer Deines Schlages. Und wenn Dich auch das Glück — wider Erwarten emportrüge, für mich wärst Du doch verloren."

„Zweifelst Du an meiner Treue?"

„Ach, mein Freund, die Treue kann uns leider nicht vor Enttäuschung bewahren, sofern sie nur die Asche vom erloschenen Liebesfeuer darstellt."

„Und glaubst Du, daß dies so bald in unseren Herzen verglimmen werde?"

Sie erschauerte leise, faltete die Hände und erwiderte mit niedergeschlagenen Augen: „Ja."

„Du hast wenig Vertrauen zur Festigkeit meines Charakters," sagte er in bitterem Tone.

„O, nicht Dir mißtraue ich, nicht der Güte Deines Herzens, nicht der Stärke Deiner Grundsätze; nur der Wandelbarkeit unserer Anschauungen und Gefühle! Begreifst Du denn nicht, daß ich zu stolz bin, um nach Jahren Deine Großmuth auf die Probe zu stellen? Muß ich das ans Licht zerren, was die weibliche Schwäche so gern verbirgt — die Ungleichheit des Alters, die Verheerungen, welche die Zeit anrichtet! An Bord der „Germania" kamen meine Jahre nicht in Betracht, denn ich überragte die anderen Frauen an Bildung und — ich darf es wohl sagen — auch an Noblesse der äußeren Erscheinung. Dort war ich die Einäugige unter Blinden. Hier aber, in dem mit Frauenschönheiten reichgesegneten Amerika fällt der Vergleich schon zu meinem Nachtheile aus."

Er wollte widersprechen, sie aber legte die Hand auf seinen Mund und fuhr fort: „Ich habe Beweise! Auf Staten Island sah ich Deine Blicke von mir zu Claire hinüberschweifen und las in Deinen Augen — ach, sie sind für mich die Fenster Deiner Seele! — Bedauern darüber, daß Loni um zehn Jahre zu früh zur Welt gekommen."

„Du siehst Gespenster!" Dieser Einwurf kam zögernd von Wolfgangs Lippen und über das bleiche Gesicht des Mädchens stahl sich ein trübes Lächeln, während sie unbeirrt fortfuhr: „Ach nein; was ich sah, war die natürliche Regung Deiner für alles Schöne so leicht empfänglichen Natur. Kämest Du nun nach fünfjähriger Wanderung durch die Vereinigten Staaten hierher zurück, um mir zu verkünden, daß Du irgendwo ein Nest für uns gefunden, so müßte Dein Bedauern über die Voreiligkeit, mit der ich diesen Planeten betrat, noch erheblich größer sein als jetzt, denn bekanntlich bedeuten fünf Jahre für den Mann, der die Zwanzig überschritten hat, sehr wenig, für die Frau dagegen — — Genug davon! Du weißt jetzt, daß wir scheiden müssen auf Nimmerwiedersehen!"

Wolfgang mußte sich gestehen, daß Loni Recht habe, aber noch schäumte die starke Fluth seiner Gefühle gegen die Vernunftgründe auf und er sagte im Tone der Entrüstung: „Das alles sind selbstquälerische Gedanken, thörichte Einbildungen! Du solltest mehr Vertrauen auf Deinen inneren Werth haben. Mich fesselte zuerst die Schönheit Deiner Seele, und diese ist unvergänglich . . . Die Rahel, sowie Frau von Staël —"

„Heiratheten junge Männer, deren Mütter sie hätten sein können.

Ganz recht, mein Freund; allein diese Beiden waren die geistreichsten Frauen ihrer Zeit und hatten nicht um das tägliche Brot zu kämpfen; sie konnten mit ihren jungen Gatten in einer idealen Welt leben. An unsern Herd aber würde das graue Gespenst der Sorge treten und die Lebensfreude verscheuchen. Mit dieser flieht auch die Liebe. Mir schaudert bei dem Gedanken, daß ich einst aus Deinem Munde ein Wort der Verachtung oder des Hasses hören könnte; es würde mich niederschmettern, würde mich der grenzenlosesten Verzweiflung anheimgeben. Laß uns scheiden, Liebster, denn wenn ich mit Dir vor den Altar träte, so geschähe es mit der Furcht, Dich nicht dauernd beglücken zu können."

Sie schloß ihn stürmisch in die Arme und als er seine Lippen auf ihre Stirne preßte, fühlte er, daß kalter Schweiß auf derselben perlte.

Auch sein Herz krampfte sich in Pein zusammen und er sagte seufzend: „Wie aber sollen wir es tragen?"

Sie zwang sich zu einem Lächeln und meinte, die Zeit werde den Schmerz lindern. „O, sorge Dich nicht um mich," fügte sie hinzu, als er sie zärtlich und traurig ansah. „Sieh, ich gleiche jenen klugen Sängerinnen, welche der Kunst rechtzeitig Valet sagen. Diesen bleibt die Erinnerung an alle Triumphe, ohne den bittern Nachgeschmack der Niederlagen. Die Fahrt auf dem atlantischen Ocean bildet die blühende Oase in der Wüste meines Lebens. Dahin wird sich meine Phantasie in allen Stunden der Noth flüchten und ich werde stets Dein freundliches Antlitz dort finden; dies wird mich trösten und liebevoll weiter geleiten, wenn ich ermatte, oder verzweifelnd die Hände ringe ... Du aber, geh' in die Welt, kämpfe und werde groß, werde glücklich! — Meine Segenswünsche geleiten Dich! Und wenn Dir bisweilen ein Augenblick frei bleibt zur Rückschau, so denke . . ."

Ihre Stimme erlosch — die aufsteigenden Thränen erstickten den Ton in ihrer Kehle. Sie duldete es, daß er ihre Lippen und Hände zärtlich küßte und nach einer Weile fuhr sie leise, fast tonlos fort: „Seien wir stark — es muß sein. Geh!"

Er aber hielt sie fest umschlungen und sagte: „Ich empfinde diesen Augenblick als den schönsten und schmerzlichsten meines Lebens, denn er enthüllt mir erst ganz was ich besessen und — verloren hab'."

Sie antwortete nichts, aber zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen. Und er küßte sie noch einmal und trat dann vom Balkon in das dunkle Zimmer.

„So muß es sein?"

Als diese Frage mit allem Schmelz seiner weichen melodischen Stimme aus dem Dunkel klang, preßte Loni beide Hände gegen das Herz und ihre Blicke suchten den funkelnden Sternenhimmel. Wie ein Hauch kam das Ja von den zuckenden Lippen und er ging. Sie lauschte auf seine Tritte

und als seine hohe Gestalt unter den Kastanien der Straße entschwunden, stand sie noch eine Weile bleich und regungslos da.

Ein klagender Ton aus dem Innern des Zimmers schreckte sie auf. Als sie hastig die Schwelle überschritt, warf sich Claire schluchzend in ihre Arme.

Einen Augenblick war Loni sprachlos vor Ueberraschung, dann fragte sie in gepreßtem Tone: „Du hast Alles gehört?“

Die Weinende nickte.

„Und hast ihn — gleich mir — geliebt?“

Ein heftiges Schluchzen kam statt der Antwort. Loni küßte die Weinende zärtlich auf das weiche Haar, und als der wilde Ausbruch des Schmerzes vorüber war, sagte sie mit einer Stimme, die wunderbar mild und tröstlich klang:

„Schwesterchen, Dein Leid wird rascher schwinden als das meine, denn Dir ist er an der Pforte des Jugendparadieses begegnet, mir aber am Ausgang!“

* * *

Als der furchtbare Bürgerkrig in den Vereinigten Staaten zu Ende ging, kehrte Wolfgang elend und fieberkrank aus den Mississippi-Niederungen nach dem Norden zurück. Zwei Jahre waren seit der Landung der „Germania“ vergangen und die Unionsarmee hatte ihn als einen Sterbenden entlassen. In New-York hoffte er Genesung zu finden und Loni wieder zu sehen.

Nachdem er sich von den Strapazen der weiten Reise durch einige Tage der Ruhe erholt hatte, schlich er durch die Straßen und suchte das kleine Haus auf, in dem die Menks gewohnt hatten. Er schaute erst von der Parkmauer aus zu den Fenstern hin und bemerkte hinter den Scheiben fremde Gesichter. Im Erdgeschoß befand sich ein Gemüseladen und er frug die Inhaberin, ob die Menks noch in dem Hause wohnten.

Die Frau antwortete ihm im schwäbischen Dialekt und als er sie verwundert genau ansah, erkannte er jene Schwäbin wieder, die auf der „Germania“ ihre Coje über der seinigen gehabt und ihren Mann so treu gepflegt hatte. Sie berichtete ihm, ohne den Reisegefährten wieder zu erkennen, daß die ganze Famile nach Texas ausgewandert sei. Von dort wäre nämlich ein junger Plantagenbesitzer, dessen Nachbarn die Menks früher gewesen, vor etwa zwei Monaten zum Besuch heraufgekommen. Dieser habe sich in Claire verliebt, das Mädchen geheirathet und ihre Geschwister bewogen, mit ihm nach Texas zurückzukehren. Die alte Frau Menk aber sei unterdessen gestorben.

Wolfgang wagte kaum noch Loni zu fragen, aber die muntere Schwäbin erzählte mancherlei von ihren Bekannten und erwähnte beiläufig, daß Loni unvermählt geblieben.

Traurigen Herzens verließ Wolfgang das Haus. Am Abend desselben Tages betrat er einen deutschen Biergarten, in welchem sich eine Singspielhalle befand. Unter breitästigen Bäumen sitzend, erquickte er sich durch einen kühlen Trunk. Plötzlich drang aus der Halle eine Stimme an sein Ohr, die ihm bekannt erschien. Er trat an den Eingang derselben und gewahrte auf der Scene Finchen, welche im Tyrolerkostüm unter koketten, herausfordernden Geberden einige Lieder sang.

Wolfgang bemerkte später, daß seine leichtfertige Landsmännin ihre Sumpfpflanzen-Natur immer noch nicht verleugnete. Die Sängerin nahm nach der Vorstellung an dem Abendbrot einiger Herren Theil, von denen sie burschikos begrüßt und zu ausgelassenen Scherzen herausgefordert wurde. Während die lustige Gesellschaft dem Champagner zusprach, glitten Finchens Blicke häufig über Wolfgang hin, dessen Tisch sich ganz in ihrer Nähe befand, aber kein Zug ihres Gesichts verrieth, daß sie den ehemaligen Reisegefährten wieder erkannte. Wolfgang erhob sich mit dem bittern Bewußtsein, daß die Krankheit seine Züge total entstellt, seinen Körper bis zur Unkenntlichkeit verwüstet habe. Er zahlte und schritt an der johlenden Tischgesellschaft vorüber. Kaum war dies geschehen, so hörte er seinen Namen rufen und gleich darauf befand sich Finchen an seiner Seite.

„Wolfgang Neß, Reisegefährte! — Bei der himmlischen Güte! sind Sie es wirklich? Ich habe Ihren Gang wieder erkannt, nicht Ihr Gesicht. Mensch, was ist mit Ihnen geschehen? Sie stehen ja mit einem Fuß im Grabe.“

Wolfgang sah die Erregte trüb lächlend an und entgegnete: „Leider ja! Aber vielleicht gelingt es mir, ihn noch einmal zurückzuziehen. Sie aber stehen mit beiden Füßen in der Hochfluth der Lebensfreude?“

„Bis an dem Hals, mein Freund!“ lachte sie. „Ich lasse mich treiben — wohin? Ei, was frage ich darnach! Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Trinken Sie ein Glas Sect mit uns? Sie finden einen Kreis lustiger Brüder.“

„Ich würde darin eine traurige Figur spielen,“ bemerkte Wolfgang abwehrend und ließ sich müde am nächsten Tisch nieder. „Erzählen Sie mir, was Sie von unsern Reisegefährten wissen.“

Sie setzte sich zu ihm nieder und berichtete, daß der Doctor als Werbeoffizier wiederholt diesen Garten besucht habe. Vor einem halben Jahre aber sei er in einer Kneipe der Five-Points, bei der Verhaftung eines Deserteurs erdolcht worden. Durch den Doctor habe sie erfahren, daß der Professor und Oeconomierath in den Sumpfniederungen Südvirginiens dem Fieber erlegen seien. Der Schwabe Bäumle habe vor Kurzem einen Bäckerladen eröffnet und sich verheirathet. Die junge Frau aber klage darüber, daß die Geldgier ihres Mannes sie hindere, sich satt zu essen. Der Zwickauer befinde sich gegenwärtig wegen Wechselfälschung im Zuchthaus von Singsing.

„Und der Herr Graf?"

Finchen schlug bei dieser Frage Wolfgangs die Augen nieder, dann aber lachte sie keck auf und deutete verächtlich auf einen Kellner, der eben mit den Gästen abrechnete: „Da steht er!"

„Wie? Der stolze Aristokrat ist Kellner geworden?"

„Das wundert Sie? Ei, er wäre heute vielleicht etwas weit Schlimmeres, wenn ich mich seiner nicht erbarmt hätte. Der Mensch verscherzte muthwillig sein Glück. Er war durch gute Empfehlungen Adjutant eines deutschen Generals geworden und später in die Magazinverwaltung eingetreten. In dieser Stellung soll er für die Verpflegung seiner eigenen werthen Person mehr Vorräthe verbraucht haben als ein ganzes Regiment. Er kehrte oft hier ein und ließ Champagner in Strömen fließen. Aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Eines Tages legte man ihm Handeisen an und führte ihn zum Gefängniß. Einflußreiche Freunde nahmen sich seiner an und er kam mit einer kurzen Festungshaft davon. Vor drei Wochen erst ist er entlassen worden und Dank meiner Verwendung beim Wirth hat er eine Stelle als Kellner erhalten. Freilich," setzte sie nach längerer Pause mit einem bösen Blick hinzu, „wird er hier nicht alt werden. Der Tropf plagt mich mit Eifersucht und wirft mir vor — Pah, lächerlich! — Nun aber zu Ihnen! Wie konnten Sie in diesen jämmerlichen Zustand gerathen?"

Wolfgang entsprach in aller Kürze ihrer Neugierde. Da er aber um der Kürze willen, seine Erlebnisse nur obenhin streifte, so erfuhr Finchen nur von Kriegszügen voll Gefahren, Strapazen, Entbehrungen und von langem Siechthum. Als der Erzähler geendet, bemerkte sie spöttisch: „So hat sich meine Voraussicht erfüllt. Sie kehren als ein gebrochener Mann aus dem Kriege zurück. So ist's recht: Dummheit muß bestraft werden! Hätten Sie meinen Vorschlag angenommen, so lebten Sie jetzt in blühender Gesundheit, kneipten mit mir Sect und Burgunder —"

„Und nichts wäre in mir gebrochen — als meine Menschenwürde! Das mag in Ihren Augen nicht viel sein, schöne Landsmännin, aber vor dem Geschick des Herrn Grafen erscheint mir dies Gut doch kostbarer als strotzende Gesundheit. Freilich, wer es nie besessen, vermißt es kaum."

Er sagte ihr Gute Nacht; und als er den Garten durchschritt, hörte er, daß das verdutzte Finchen ihn den Gefährten als einen unverbesserlichen Narren bezeichnete. Beim Durchwandern der menschenleeren Straßen sah er im Geiste das Auswandererschiff vor sich. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und er schrie verzweifelnd in die Nacht hinaus: „Die Germania" war das letzte Stück Heimat! Andern mag dies wie ein Schutthaufen erschienen sein; mir sproßte darauf die Blume des Glücks. Nun hab' ich die letzte Planke verloren in der Hochfluth amerikanischen Lebens!"

Die russische Musik und ihr berufenster Vertreter.

Von

Otto Neitzel.

— Köln. —

Die russischen Tonsetzer haben vor ihren abendländischen Collegen einen nicht geringen Vortheil voraus: sie schöpfen aus dem unversiegbaren Born der russischen Volksgesänge, während die Anderen lediglich auf die Ergiebigkeit ihrer eigenen Phantasie angewiesen sind. In der kunstvollen motivischen Arbeit, in der contrapunctischen Meisterschaft, in der farbenreichen Instrumentation haben sie im Abendlande ihre Vorbilder und Meister, nicht so in der Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Rhythmen, in dem fremdartigen Reiz ihrer Melodien: hierin sind sie ganz sie selbst, vielmehr sie sind die Söhne ihres Volkes. Zwar ist kein einziger unter den russischen Tonsetzern dem eigentlichen Volk, welches singt und seine Gesänge hütet, entsprossen. Höchstens wird in Bezug auf die ausübende Tonkunst, namentlich den Gesang, einmal eine Ausnahme gemacht, ein Bauer hinter dem Pflug, eine Müllerin aus ihrer Mühle hervorgeholt. Aber die Composition war wirklich in Rußland bis vor Kurzem nichts mehr als eine „noble Passion" in doppelter Hinsicht, weil sie vorzugsweise von Adligen gepflegt wurde und weil sie nichts eintrug. Wenn wir Anton Rubinstein eigentlich ganz zu den Unseren zählen dürfen und ihn da, wo er sich geflissentlich an russische Volkslieder anlehnt, nicht gerade am meisten bewundern können, wenn er also aus der Reihe der eigentlichen russischen Tonsetzer von vornherein auszuschließen ist, so treffen wir unter diesen, die also sammt und sonders durch eine gesellschaftliche Kluft von dem eigentlichen Volk getrennt sind, doch wieder Keinen, der nicht die Lieder eben dieses Volkes als gern benutzte Fundgrube seiner Ideen, als die liebste Quelle der Anregung für seine Phantasie benutzte.

Von dem unerschöpflichen Reichthum und der nicht endenden Mannigfaltigkeit der russischen Volkslieder kann eigentlich nur Derjenige eine richtige Anschauung empfangen, der das Landvolk an den verschiedensten Punkten des weiten Reiches hat singen hören. Im Volkslied offenbart sich der Sondercharakter der verschiedenen Gegenden und Stämme. Die Abwesenheit großer, tief einschneidender Staatsumwälzungen haben den Besitzstand des Volkes an Liedern ungeschmälert und unverkümmert durch fremde Einmischungen erhalten. Bei aller Nivellirarbeit des Staates haben Uebergriffe der einzelnen Stämme in die musikalischen Schätze des anderen so gut wie gar nicht stattgefunden. Daher denn die ausgeprägte Verschiedenheit der Volkslieder aus den verschiedenen Gegenden, daher ihre in vielen Fällen mehr als tausendjährige Ueberlieferung. Zwar drohen auch diesen Gesängen zwei Feinde, die so harmlos oder sogar berechtigt sie scheinen, doch einschneidende Folgen nach sich ziehen können. Das eine von ihnen ist die Ziehharmonika, dieses armselige musikalische Hülfsmittel, dessen volle Accorde darüber täuschen wollen, daß nichts mehr hinter ihnen steckt, als die banalste aller Harmonienfolgen, der Dominantaccord und der tonische Dreiklang, von denen jener beim Aufziehen, dieser beim Zusammendrücken des Blasebalgs unfehlbar erfolgt, gleich den chinesischen Porzellanfiguren, die nur auf- und niedernicken und dabei so blödsinnig grinsen. Die Harmonika hat namentlich in der Nähe großer Städte den Hauch der Ursprünglichkeit und Unberührtheit der Lieder und Singweisen des Volkes zu zerstören angefangen, indeß fernab die zur Familie der Guitarre gehörige Balalaika, welche höchstens durch eine Guitarre ersetzt wird, sowie die schalmeiähnliche Hirtenpfeife vollkommen ausreichende und dem Charakter der Musik entsprechende Gesangsunterlagen geblieben sind. Der andere Feind ist die Kunstmusik. So sehr nämlich die ganze gebildete russische Gesellschaft den Volksgesang liebt, so wenig zeigen namentlich die Musiker die Fähigkeit, in die Gesetze, nach denen diese Volkslieder gebaut sind, eindringen zu können.

Unsere heutige Musik, welche auch den Bildungsstoff für die russischen Tonkünstler abgiebt, ist eine vorwiegend harmonische. Einstimmige Melodien werden jetzt lediglich zur Erzielung bestimmter Wirkungen verwandt*). Die griechische Musik dagegen und die christliche bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts war eine ausschließlich einstimmige.

*) Es sei an die „traurige Weise“ in Wagners Tristan erinnert, welche durch die mangelnde Begleitung den Eindruck des Einsamen, Verlassenen hervorruft; an den ähnlichen Charakter des Fagott- und folgenden Flötensolos in der Euryanthe, wenn Adolar die Geliebte der grauenvollen Oede der Wildniß preisgiebt; an das theilweise zweistimmige Solo der Bratsche oder vielmehr der Viola d'amore vor der Romanze des Raoul im I. Aufzuge der Hugenotten, wo durch das Solo das Auftauchen des Bildes der Angebeteten in dem Geiste Raouls bezeichnet wird; endlich an das wunderschöne Solo der Baßclarinette im letzten Aufzuge derselben Oper in dem Terzett der Valentine, des Raoul und des Marcell. Diese Stelle ist gerade wegen des sie umgebenden Getöses der Bartholomäusnacht von um so tieferer Wirkung; sie ist die Oase des innigen Ge-

Zahlreiche russische Lieder gemahnen durch ihre Tonleiter an die griechische und die von dieser abgeleitete frühchristliche Musik. Sie zeugen durchaus nicht von der Ausschließlichkeit, mit welcher die abendländische Musik sich seit zwei Jahrhunderten auf das Dur und das Moll als die beiden einzigen „Tongeschlechter" oder richtiger Tonleitern (gesetzmäßige Anordnung von Tonstufen verschiedener Größe) beschränkt hat, sondern sie sind auch in vielen andern Tonordnungen gebildet, wie deren die strenge Uebung des Contrapunktes heute noch in den Kirchentonarten kennt, die aus der griechischen Tonlehre hervorgegangen sind. Die Schlüsse sind sehr abweichend von den in der abendländischen Musik gebräuchlichen; der auffallende Sprung von der Oberquart in den Grundton abwärts ist als Schluß sehr gebräuchlich. Wahrscheinlich würde eine Vergleichung der heute gebräuchlichen griechischen Volkslieder mit den russischen interessante Lichter auf ihren Zusammenhang werfen. Nun kennt zwar das russische Volkslied auch eine Harmonie. Aber sie ist erstens durchaus nicht immer gebräuchlich, zweitens ist sie entweder so roh oder so eigenthümlich, daß sie unter die harmonischen Gesetze der abendländischen Musik nicht unterzubringen ist. Beispielsweise bleibt eine zweite Stimme liegen, während die Oberstimme fortschreitet, bringt Verzierungen an, vereinigt sich wieder mit der ersten — Beweis genug, daß diese Melodien eigentlich einstimmig gedacht sind und die zweite Stimme mehr eine aus Spielerei oder wegen der niedrigeren Stimmlage beliebte Zuthat bildet. Nun kommen aber die russischen Tonsetzer, die wie die abendländischen nur in Dur und Moll und nur in Harmonien zu empfinden gewohnt sind, und stecken die russischen Volksgesänge in die Zwangsjacke einer nach abendländischem Muster erdachten Harmonisation. Der Leser hat gewiß schon Mignon in Thomas' Oper gesehen, wie sie sich mit Philinens kostbarer Robe schmückt; nun, das russische harmonisirte Volkslied ist Mignon im Putz und Bausch des Gesellschaftskleides. Wenn César Kui, einer der wenigen russischen Schriftsteller, die den Versuch eines historischen Abrisses der russischen Musik unternommen haben, in seinem Buch: La musique en Russie (Paris 1880) Seite 5 sagt: „La chanson populaire russe exige impérieusement une harmonisation originale et un art tout particulier de modulation," so kann man ihm in Bezug auf den Charakter der Harmonisation wohl Recht geben. Aber was das russische Volkslied noch gebieterischer fordert, das ist, daß man es ganz ungeschoren läßt und dasselbe aufzeichnet, wie es ertönt, nicht aber ihm die ganz ungehörige Harmonisation aufhängt, — ein Versuch, den, soviel ich weiß, bis jetzt noch kein Musiker unternommen hat*). Und gerade diese Aufzeichnung

fühls in der Wüste der Verwilderung der Sitten. Nur dadurch, daß alle diese Stellen zumeist einstimmig sind und dadurch in einen Gegensatz zu der gewohnten Musik treten, erhalten sie den ihnen innewohnenden Charakter des Entlegenen, Absonderen, Verlassenen.

*) Was Kui in seinem harmonischen Drange alles in die Volkslieder hineinhört,

thäte durch das ganze weite Reich jetzt gerade noth, wo das Eindringen des abendländischen Tonsystems und die Harmonisationsattentate der russischen Tonkünstler alle Eigenthümlichkeit der Volksmusik nach und nach zu verwischen drohen.

Ein weitverbreiteter Irrthum ist es anzunehmen, daß die russischen Volkslieder vorwiegend schwermüthigen Charakters seien. Es giebt deren in allen Stimmungen, und die ausgelassenen sind nicht die schlechtesten. Sie erreichen nicht die scharfe, feurige Rhytmik der ungarischen, noch auch die graciöse Geschmeidigkeit der polnischen Lieder. Dafür lebt in ihnen ein Kraftgefühl, eine Kernigkeit, welche an die Würze der neu aufgeblühten Natur erinnern, und die ernsteren und zarteren unter den Liedern athmen eine Gemüthsinnerlichkeit, welche sie den deutschen Volksliedern verwandt erscheinen läßt.

Wer einmal nur den nordischen Winter in der Abgeschiedenheit des Landes, fern von geselligem Austausch, beschränkt auf den engen Kreis des abgelegenen Gehöfts durchgekostet hat, wer einmal nur das Emporschimmern der grünenden Natur aus der weißen Winterdecke beobachtet hat, wer also einerseits sich Zeit und Ruhe gegönnt hat, seine eigenen Empfindungen bis in die geheimsten Winkel und Falten seines Herzens zu verfolgen, andererseits die großen Umwälzungen im Schooß der Mutter Natur mit theilnehmendem Auge verfolgt hat, der hat auch den Schlüssel gefunden zu der Schatzkammer, aus der das russische Volkslied seine Juwelen hergenommen hat. Und dieser Schlüssel heißt: die Liebe zur Natur, zur nordischen Natur.

Es giebt eigentlich keine Gelegenheit, bei der das russische Volk nicht sänge, und höchstens um die Zeit der Ernte, wo es heißt vom Morgengrauen bis in die späte Nacht hinein den Segen der Natur zu empfangen und zu bergen, vergeht auch dem Sangesfrohesten vor der heißen Arbeit das Singen. Eigenthümlich ist bei den meisten geselligen Liedern die Theilung in den Gesang des Vorsängers und die Antwort des Chors. Eine große Zahl der Lieder sind Tanzlieder; sie dienen einem pantomimischen Vorgange zur Belebung und Erläuterung. Denn auch auf dem Gebiet des Tanzes herrscht die gleiche Mannigfaltigkeit, wie auf dem des Volksgesanges. Noch ist der Tanz nicht zu einer so sinnlosen Springerei und zu dieser Aermlichkeit an Figuren ausgeartet, wie im Abenlande und in der russischen Gesellschaft, die wenigstens doch an der allgemein eingeführten polnischen Mazurka einen der anmuthendsten Gesellschaftstänze, die es überhaupt giebt, vor dem

---

geht auch aus folgender Stelle hervor (S. 6): „Il arrive aussi que l'harmonie d'un seul accord reste stable pendant le cours de toute une chanson, ce qui lui prête un ensemble de vague tristesse (!), une teinte de monotonie voulue . . .“ Natürlich die Harmonie, die sich ein moderner Musiker zum Liede hinzudenkt.

Abendlande voraus hat*). Sehr eigenthümlich sind die Hochzeitslieder, die von den Brautjungfern abwechselnd mit der Braut gesungen werden und die das Scheiden der Neuvermählten aus dem Elternhause zum Gegenstande haben. Die Sitte erfordert, daß die Braut, auf den schwermüthigen Gesang der Jungfern antwortend, eine immer schmerzlichere Bewegung zur Schau trägt, bis sie schließlich durch Schluchzen und Weinen am Weitersingen verhindert wird. Dann faßt sie sich und vollendet mit „Thränen in der Stimme" ihren Gesang. Es bedarf kaum der Versicherung, daß dieser Vorgang angesichts des wichtigen Lebensmoments für die Braut fast immer mit einer Natürlichkeit der Empfindung ausgestattet wird, welche kaum vermuthen läßt, daß Alles im Grunde eine Comödie ist, zu der es beispielsweise wird, wenn die Braut durch die Ehe einer sclavischen Abhängigkeit im Elternhause entrinnt und mehr Anlaß zum Jauchzen hat, als zum Weinen. Aber ein gewisses zur-Schau-tragen der Empfindungen, die wir sonst geheim zu halten pflegen, liegt einmal im Wesen des russischen Volkscharakters; hat doch das Volk noch die Einrichtung der Klageweiber bei Begräbnissen, welche am Grabe einen offiziellen Jammer in Scene setzen müssen!

In Bezug auf die technische Fertigkeit des Singens sind unter dem Volke zuweilen Beispiele anzutreffen, die dem geübten Coloraturgesang nicht viel nachstehen. Die kleinen Läufe und Verzierungen, mit welchen die Lieder häufig verbrämt sind, und zu denen sich namentlich die Sänger der zweiten Stimme oft aufschwingen, werden oft mit einer gradezu verblüffenden Geläufigkeit ausgeführt. An natürlich wohlklingenden Stimmen dürfte wohl der Vorrath nicht größer sein, als überall anderswo; nur ist zu bedenken, daß fortgesetzte Gesangsübung oft mittelmäßige Stimmen in leidliche oder erträgliche umwandelt. Jedenfalls ist ein gutes musikalisches Gehör weit mehr verbreitet, als irgendwo. Von der Vorliebe zum kehligen Gesang, in den namentlich die deutschen Männer so gern verfallen, zeigen die Russen nichts; dagegen fällt ihr Gesang durch die ungemein hohe Lage, welche bei Frauen etwa derjenigen unserer höchsten Kunstsoprane entspricht (vom zweigestrichenen C ab aufwärts nicht selten bis zum dreigestrichenen D und E) und bei Männern eine Octave tiefer anzunehmen ist, oft in's Gellende.

Noch ist darauf hinzuweisen, daß vom eigentlichen Volksliede in den größten Städten naturgemäß wenig zu merken ist, und daß man, um es in seiner Ursprünglichkeit zu belauschen, schon das Land und zwar auf längere Zeit aufsuchen muß. Von Sammlungen sind die von Balakireff,

---

*) Die Mazurka hat mit unserer ledernen sogenannten Polka-Mazurka nichts oder höchstens annähernd den Rhythmus der Musik gemein und ist kein Rundtanz, sondern ein Tourentanz, bei welchem der eigenthümliche Rhythmus mit dem scharf betonten dritten Tacttheil, in Notenzeichen etwa so auszudrücken: $^3/_4$ ♩ ♫ ♩, das gleichbleibende Verbindungsglied bildet.

Prokudin, Rimsky-Korssakoff zu nennen. Sie sind nicht sehr umfassend, wenigstens nicht im Hinblick auf den Reichthum des Volks an Liedern und erfordern, wie gesagt, in Bezug auf die Harmonisation einige Vorsicht. Die richtigste Anschauung erhält man, wenn man sich lediglich an die Oberstimme hält und, ohne ein Dur oder Moll hineinzulegen, und ruhig und einzig den Gang der Melodie auf sich wirken läßt.

* * *

Wenn von russischer Musik die Rede ist, so darf der russische Kirchengesang nicht übergangen werden. Der Kirchenbesuch ist in Rußland ein so reger, der Gelegenheiten, wo sich auch der Irreligiöseste und Gleichgültigste nicht vom Anhören der Messe ausschließen darf, sind so zahlreiche, daß die Kirchenmusik, sie möchte sein, wie sie wolle, jedem Russen zu vertrautester Kenntniß kommen muß. In Wahrheit ist sie von russischer Musik dasjenige, was den Fremden zu allererst mit staunender Bewunderung erfüllt. Die Orgel ist, wie jedes Instrument, aus der Kirche verbannt; jeder Musikfreund, den die Unreinheit des heutigen temperirten Tonsystems noch nicht gegen den Zauber der reinen Harmonie abgestumpft hat — man höre nur einmal den Berliner Domchor a capella singen, wenn er gut gelaunt ist! — Jeder, der den Haupteinfluß der sogenannten „Königin der Instrumente", der Orgel nämlich, darin erkennt, daß sie den Chorgesang tyrannisirt und erdrückt, wird der strengen Gepflogenheit der russischen Kirche seinen Beifall nicht versagen können. Und man mag über die Hinzuziehung von Frauenstimmen in den Kirchengesang noch so duldsam urtheilen: des unbeschreiblich rührenden, schlichten Eindrucks, den die drei Knabenstimmen in der russischen Messe hervorbringen, werden Frauenstimmen niemals fähig sein. Was man angesichts der fruchtbaren und so dürftig angebauten weiten Landstrecken, der sich selbst überlassenen Wälder, des gelehrigen und bei verständigem Zwange arbeitsamen Bauernstandes ausrufen möchte, das drängt sich einem angesichts der Theilnahmlosigkeit der russischen Gesellschaft gegenüber dem Kirchengesang auf die Zunge: „Ihr wißt nicht, wie reich ihr seid!" Mag man auch die näselnde, gleichmäßige Recitation des Priesters, die Stentorstimme des „Küsters" oder „Cantors," wenn er allmählich mit des Basses Grundgewalt um einen Viertelton oder noch weniger in die Höhe steigt, als störende Zuthaten empfinden, man ist doch geblendet über die reinen und sicheren Harmonien des Chors, man schwimmt in einem Meere des Wohlklanges.

Wie schon angedeutet, ist die Kirchenmusik eine harmonische. Doch beschränkt sie sich auf die einfachsten Accorde und nimmt an den gefürchteten Quinten- und Octavenfolgen zumal in weiten Accordzerlegungen keinen Anstoß. Der Gesang ist kein planer, gleichmäßig ausgehaltener, sondern lehnt sich vollkommen, mit Ausnahme der gedehnten Schlüsse, an die Prosodie des Textes an. Die seit Jahrhunderten durchgeführte Ab-

schließung des Kirchengesanges gegen jede Neuerung und die mit dem zartesten Knabenalter beginnende Schulung der Sänger haben diesen Gesang einer Vollendung entgegengeführt, welche im westlichen Europa mit seinen gährenden, unruhvollen musikalischen Bestrebungen unbekannt ist. Mögen die Chorsänger lange Noten aushalten oder ganze Sätze in die Dauer weniger Tacte zusammendrängen, mögen sie im erschütternden Forte den weiten Raum der Kirche erfüllen oder mag ihr Piano kaum noch hörbar hinter dem Gitterwerk verhallen — stets ist eine Schärfe, ein Zusammenfallen der Worte und Töne bei allen Sängern wahrzunehmen, daß füglich die von hundert Singenden erzeugten Töne zu einem einzigen Klangkörper verschmelzen. Was könnte ein solcher Gesang in einem religiösen Cultus wirken, der nicht wie der russische ganz in Alterthümelei und äußere Gebräuche verknöchert scheint; was könnte er leisten, wenn einem verständigen Fortschritt ein kleines Pförtchen aufgethan würde!

* * *

Mit solchen Bausteinen läßt sich nun zwar noch kein musikalisches Bauwerk im abendländischen Sinn aufführen; immerhin aber können sie bei der Bildung der Motive, sowie zur Ausschmückung und Verzierung treffliche Dienste leisten. Ihre Anwendung und Ausbeutung ist mit verschwindenden Ausnahmen nur von Russen versucht worden. Zwar hat beispielsweise Beethoven in den sogenannten Rasumowskyschen Quartetten Melodieen verwandt, die noch heute in Rußland gesungen werden; kaum dürfte jedoch aus dieser Verwendung irgend ein specifisch russischer Charakter der betreffenden Satze abzuleiten sein. Er bearbeitete die russischen Melodien, wie er irgend ein anderes von ihm selber erfundenes Motiv bearbeitet haben würde; ein weiteres zu thun, dazu fehlte ihm vor Allem das Gefühl für die den Melodieen zu Grunde liegenden Stimmungen. Selbst Russen von Geburt scheitern an dem Bemühen, eigentlich russisch componiren zu wollen, weil sie die Nationalmelodieen mehr ausrauben, als feinfühlig und nachempfindend für ihre Kunstzwecke umgestalten. Erst der Tonkünstler, der sich von dem Wohl und Wehe, wie es in diesen Melodieen ausklingt, hat ganz und gar durchdringen lassen, der mit dem Volk gute und schlimme Stunden als theilnehmender Freund miterlebt hat, ist im Stande, seine Phantasie von der um ihn klingenden Musik in mehr als äußerlicher Weise befruchten zu lassen, russisch zu componiren.

Die russische Kunstmusik ist neueren Datums und hat sich erst in ganz neuerer Zeit der staatlichen Befürwortung zu erfreuen gehabt. Erstaunlich ist die verhältnißmäßige Unergiebigkeit der Tonsetzer, von der nur Rubinstein, der, wie gesagt nicht zu den Vollblutrussen zu rechnen ist, und Tschaikowsky eine Ausnahme machen. Doch wenn man erfährt, wie sehr früher Mißachtung, Gleichgültigkeit, Parteilichkeit den russischen Tonsetzern das Leben sauer machten, so darf man sich über diese Erscheinung nicht wundern, die

überdies auch durch den Umstand, daß bis in die neueste Zeit hinein der Lebensberuf der Tonsetzer meist irgend ein Staatsamt, aber nicht die Musik war, sowie durch die vielberufene Gleichgültigkeit und Bummelei der Russen zur Genüge erklärt wird.

Auch nach Rußland wurden die ersten musikalischen Anregungen durch die Italiener gebracht, deren erste Operntruppe 1735 unter Anna Iwanowna ihren Einzug nach Petersburg hielt*). Auch die ersten Tonsetzer, welche ihrer Musik etwas russisches Gepräge zu verleihen suchten, waren Italiener, von denen Caterino Cavos (1775—1840) der Bedeutendste war. Erst Michael Glinka (1804—1857) betrat in seiner Oper „Das Leben für den Zaren", welche am 27. September 1836 aufgeführt wurde, selbständigere Bahnen, von denen aus ein gedeihliches Vorwärtsbringen möglich war. Er wird von den Russen gern als der russische Mozart bezeichnet; in der That ist bei ihm ein Melodieenfluß und eine Anmuth anzutreffen, die oft an den großen Classiker erinnern. Wäre der Text zu der genannten Oper nicht von so russisch-patriotischer Tendenz und weniger episch, und müßte der Text zu seiner zweiten Oper „Rußlan und Ludmilla" nicht als verfehlt bezeichnet werden, so würde Glinka sicher auch in Deutschland die rechte Würdigung gefunden haben. Jedenfalls ist seine Eigenart, die man auf Grund der von ihm verwertheten Anregung der russischen Volksmusik als russisch bezeichnen kann, so innerlich mit seiner ganzen Musik verschmolzen, so unvordringlich und anmuthend, daß er als die harmonischste Erscheinung unter den früheren russischen Tonkünstlern gelten darf. Uebrigens thut man in Deutschland Unrecht, die strenge Ablehnung, die man seinen Opern zu Theil werden läßt, auch auf seine reizenden Orchestersachen, Jota Arragonese und Une Nuit à Madrid auszudehnen, in denen eine ungemein lebhafte Orchesterfärbung anzutreffen ist. Der nächste und nach ihm bedeutendste Tonsetzer Alexander Dargomyshsky (1813—1865) war bei weitem nicht der feine und gewandte Musiker wie Glinka; sein Melodienquell floß spärlich, und in der Behandhabung der großen musikalischen Formen war er nicht selten unbeholfen und steif. Auch suchte er seinen Schwerpunkt mit Recht dahin zu verlegen, wo ihm stets ein anregendes Vorbild im Text vor Augen stehen durfte, in die Vocalcomposition, speciell in die Oper. Er trieb die Anlehnung an den Text soweit, daß er auch seine Melodieenbildung von ihm beeinflussen ließ, er ist, mit einem Wort, der Begründer der russischen Gesangsdeclamation. Wenn in seiner Oper „Russalka" dieser Singweise noch durch die traditionellen opernhaften Formen die Waage gehalten wird, so entäußert er sich in seinem „Steinernen Gast" (Don Juan) auch des letzten Bandes, das ihn an die frühere Oper knüpfte: er schwelgt nur in

*) Ausführliche geschichtliche Notizen findet man in dem schon erwähnten Buche von Kui, das nur in seinen kritischen Würdigungen nicht von Einseitigkeiten freizusprechen ist, im Uebrigen aber mit echtem musikalischen Verständniß und in gewandter Schreibweise abgefaßt ist.

gesungener Declamation, welche von der Musik auf Schritt und Tritt ohne jede Rücksicht auf deren natürliche Bildungsgesetze begleitet wird. Wagner erscheint in seinen kühnsten Fortschreitungen überboten; auf die reiche Ausgestaltung des Orchesters verzichtet Dargomyschsky: es ist die Frage, ob die Musik in diesem Fall nicht lieber ganz fortzubleiben hat und ob die gesprochene Declamation nicht das Natürlichere bleibt. Als interessante Erscheinung ist Seroff (1820—1870) hervorzuheben. Auch er war nur Operncomponist und er erreichte das Schwabenalter, bevor er es wurde. In seinen drei Opern „Judith", „Rogneda" und „Der böse Feind" (wörtlich: „Die feindliche Macht") entfaltet er eine ganz specifische Begabung für die Scene, und wenn er sein Vorbild Wagner auch meist nicht erreicht, wenn seine Musik auch oft mehr gemacht als natürlich erscheint, so zeugt doch schon die häufige Wiederholung seiner Werke auf den russischen Theatern für die ihnen innewohnende Lebenskraft und für seine Bühnenkenntniß. Er liebt' die grellen Farben, die starken Gegensätze. In seiner letzten Oper greift er sogar mitten in's Volksgewühl hinein und bringt die russische Butterwoche, die dem abendländischen Carneval entspricht, auf die Bühne. Da herrscht nun freilich so viel Spectakel und Getöse, daß man den musikalischen Faden verliert. Aber wenn man Seroff nicht mit dem Maaßstabe des feinen Musikers, sondern mit dem eines geschickten Bühnencomponisten beurtheilt, so wird man ihm ein zwar nicht wählerisches, aber unbestreitbares Talent zuerkennen müssen.

Auch die russische Musik hat ihre neue Richtung, deren Hauptvertreter die Tonsetzer Balakireff, Kui, Rimsky-Korßakoff, Borodine, Mußorgsky, Ljadoff sind. Sie predigen künstlerische Grundsätze, die so ziemlich jeder Andere ebenfalls unterschreiben könnte, und liefern eine Musik, an der natürlich nicht Alles talentvoll sein kann, denn bis jetzt hat der Umstand, daß man sich zu einer Schule bekennt, noch keinen förderlichen Einfluß auf die Züchtung von Talenten geäußert; aber all diese Tonsetzer sind kühn in ihrem Streben, gewählt in ihrem Ausdruck, sie suchen aus mächtigen Anschauungen der Dichtkunst oder den Eindrücken der Natur Anregung zum musikalischen Schaffen und gelangen so nicht selten zu einer Farbenpracht, zu einer Gluth der Tonsprache, zu einem Reichthum an neuen Tonformen, welche dem wohlerzogenen Akademiker mehr oder minder verschlossen bleiben. Sie haben Alle etwas Tüchtiges gelernt, und ihre contrapunktische Gewandtheit befähigt sie, die schwierigsten thematischen Complicationen spielend zu bewältigen*) Ihr Bemühen ist auf die Herausbildung eines möglichst eigenartigen Stils gerichtet. Naturgemäß stehen sie dabei auf

*) Ein reizender musikalischer Scherz, der dies Urtheil vollauf bestätigt, ist unter dem Titel erschienen: Paraphrases. 24 variations et petites pièces pour Piano sur le thême favori FGFG EAEA DHDH CcCc par Borodine, Cui, Liadow et Rimsy-Korsakow. (Hamburg bei Rahter.)

den Schultern eines Berlioz, Wagner, Liszt, von denen sie sich durch das unwillkürlich russische Gepräge ihrer Motive, abgesehen freilich von dem geringeren Grade ihrer künstlerischen Potenz, unterscheiden. Eine eingehendere Charakterisirung mag einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben.

* * *

Derjenige Tonsetzer, welcher sich mit frischer Empfänglichkeit in den Meisterwerken des Abendlandes, hauptsächlich in denen der melodiösen Italiener und noch mehr in denen der gedankenvolleren Deutschen, umgesehen hat, und der, ohne sich zur neurussischen Schule zu bekennen, dennoch auf Schritt und Tritt russische Eigenthümlichkeit erkennen läßt, ist Peter Tschaikowsky (geb. 25. Dec. 1840). Mit einer glühenden Phantasie, die seine Melodien als das Erzeugniß unwillkürlicher Eingebung, als die Kinder einer nicht zu hemmenden Sangeslust erscheinen läßt, verbindet er eine Beherrschung der Compositionstechnik, die jede seiner Schöpfungen zu einem fesselnd angelegten Kunstwerk erhebt und ihn in allen Stilrichtungen zu Hause sein läßt. Zuweilen entzückt er sich und seine Zuhörer wohl zu sehr an dem Wohlklang einer Lieblingsmelodie, zuweilen meint er es mit dem Bestreben, seine Motive zu verbinden und gegenüberzustellen, gar zu gründlich, zuweilen auch tönt neben neckenden Koboldеn oder drohenden Dämonen irgend ein täppischer Störenfried gar zu ungeschlacht in seine Tongebilde: dennoch ist Harmonie in allem, was er schreibt, und in allem regt sich der echte Gottesfunke. In Rußland erfreut sich Tschaikowsky zumal als Operncomponist großer Beliebtheit: sein „Onegin" steht neben seinen anderen Opern wie „Mazeppa" und „Tscharodjejka" (die Zauberin) ständig auf dem Repertoire. Dem deutschen Publikum wird es mehr vorbehalten bleiben, den Symphoniker und Liedercomponisten in ihm zu würdigen. Außer seinen Suiten (I. und III.), seinem „Sturm" (op. 18), der „Francesca da Rimini" (op. 32), dem italienischen Capriccio (op. 45), der Phantasie „Romeo und Julia", sämmtlich für Orchester, neben seinem ersten Streichquartett (op. 11), seiner Streichserenade (op. 48), seinen Liedern (op. 6, 27, 28, 46, 47 seien genannt), seinem B-moll-Clavierconcert, seinem Claviertrio à la mémoire d'un grand artiste sind seine anmuthigen Clavierstücke Souvenir de Hapsal, F-moll-Romanze, sein Opus 10 und 19, seine F-dur-Variationen, seine „Jahreszeiten" u. a. hervorzuheben.

Der Wunsch des Schreibers dieser Zeilen, über das Leben und den Bildungsgang des Tonsetzers einige authentische Angaben zu erlangen, veranlaßte ihn, eine entsprechende Bitte an Tschaikowsky zu richten, deren Erfüllung dieser mündlich versprach. Die Einlösung des Versprechens ließ inzwischen lange auf sich warten. Endlich, nach einer Erneuerung der Bitte, langte statt der erwarteten hingeworfenen Bleistiftnotizen ein ziemlich umfangreiches Manuscript an, dessen Schluß freilich errathen läßt, welche Pein dem Componisten die Abfassung autobiographischer Notizen verursacht

hat: „N. bat mich eines Tages, ihm Angaben über mein Leben aufzuschreiben, und ich hatte sie ihm versprochen. Aber unüberwindlich waren die Schwierigkeiten, auf die ich stieß; als ich mich an die Arbeit machen wollte. Wie schwer ist es doch, über sich selbst zu schreiben! Man möchte sich gern in ein günstiges Licht setzen und bedenkt nicht, wie man den Andern damit Unrecht thut, und wie man vielleicht alle die zu verkleinern strebt, die Einem früher einmal übelwollend gegenüberstanden oder es an Aufmunterung des leitungsbedürftigen Talents fehlen ließen." Je mehr aber der Verfasser in den Blättern Tschaikowskys weiterlas, desto mehr überzeugte er sich, wie unbegründet die Befürchtungen des Tonsetzers gewesen waren. Im Gegentheil leuchtet aus ihnen eine solche Schlichtheit und Liebenswürdigkeit der Denkweise hervor, daß es unrecht sein würde, wollte man an diesen Aufzeichnungen, außer der Uebersetzung aus dem französischen Original, die geringste Veränderung vornehmen. So mögen sie denn für sich selber sprechen.

* * *

„Wie alle Musiker, so legte auch ich seit meiner zartesten Kindheit eine ausgesprochene Neigung und Geschicklichkeit für die Musik an den Tag. Ich zählte fünf Jahre, als ich durch eine Musiklehrerin, die seit einem Jahre todt ist, in die Anfangsgründe meiner Kunst eingeführt wurde. Bald spielte ich gut genug Clavier, um alle möglichen Modestücke bewältigen zu können, so Kalkbrenners Le Fou, das ich als das blendendste aller Meisterwerke betrachtete. Meine Frühreife, die sich außerdem in musikalischen Improvisationen kund gab, ermangelte nicht, den beschränkten Familienkreis im letzten Winkel der Provinz am Ural im Gouvernement Wiatka, innerhalb dessen ich meine Kindheitszeit verlebte, in Erstaunen zu setzen. Das dauerte, ohne daß indessen meine natürlichen Fähigkeiten für die Musik den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit meiner Eltern gebildet hätte, die mich für die Laufbahn eines Regierungsbeamten bestimmten, bis zum Alter von zehn Jahren. Um diese Zeit führte man mich nach Petersburg und brachte mich in der Rechtsschule unter. Diese mit besonderem Vorrechte ausgestattete Staatsanstalt hatte jungen Adligen eine wissenschaftliche Ausbildung zu bieten; sie genoß den Ruf, ihren Abiturienten eine glänzende Laufbahn zu gewährleisten. Während der neun Jahre, die ich auf dieser Schule verlebte, war meine Beschäftigung mit der Musik geringfügig genug. Eine musikalische Bibliothek, ein Clavierzimmer waren vorhanden, sogar ein Clavierlehrer. Dieser jedoch ging achtlos an einem Schüler vorüber, der nur einiger Anregung bedurft hätte, um vorwärts zu kommen; und so konnte von Fortschritten keine Rede sein. Auch wenn ich während der Ferien in das elterliche Haus zurückkehrte, fehlte es durchaus an einer für meine musikalische Entwickelung ersprießlichen musikalischen Lebensluft: dachten

doch weder die Schule noch die Familie daran, in mir je etwas Anderes zu erblicken, als den zukünftigen Beamten: Tschinownik!

„Ich war siebzehn Jahre alt, als ich die Bekanntschaft eines italienischen Gesanglehrers Piccioli machte. Er war der erste, der sich für meine musikalische Anlage interessirte. Der Einfluß, den er über mich gewann, war ein ungeheurer: noch jetzt bin ich seinem Machtbereich nicht vollständig entwachsen. Piccioli war ein eingefleischter Gegner der deutschen Musik, welche er „ungeschickt, inhaltsleer und pedantisch" fand, während er für die italienische Musik eine übertriebene Vorliebe bekundete. Ich wurde in Folge dessen ein begeisteter Verehrer von Rossini, Bellini, Donizetti und hielt in meiner Herzenseinfalt dafür, daß Mozart und Beethoven vortreffliche Dienste leisten könnten, um Jemand in Schlaf zu bringen, und daß es kein gehaltloseres Zeug gäbe, als eine Oper von Mozart oder eine Symphonie von Beethoven. Nun, was das anbetrifft, so habe ich allerdings eine hübsche Wandlung durchgemacht; und doch, wenn meine Vorliebe für die italienische Musik sich auch merklich gelegt und vor allem an Ausschließlichkeit eingebüßt hat und eine verständigere geworden ist: bis zum heutigen Tage spüre ich ein gewisses Wohlbehagen, wenn die reichverzierten Arien, Cavatinen, Duette eines Rossini mit ihren Rouladen ertönen, und gewisse Melodien Bellinis kann ich nie hören, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

„Ich war 17 Jahre alt, als mir mein Vater in der Person Rudolf Kündingers einen vortrefflichen Clavierlehrer verschaffte. Kündinger, aus Nürnberg gebürtig, hatte sich in Petersburg niedergelassen und war ein ausgezeichneter Pianist und Musiker. Alle Sonntage nahm ich Stunde bei ihm und machte schnelle Fortschritte im Clavierspiel. Er war der Erste, der mich in Concerte mitnahm, deren Programme classische Compositionen enthielten. Nach und nach begannen meine Vorurtheile gegen die classische Musik zu schwinden. Endlich kam ich eines schönen Tages dazu, den Don Juan von Mozart zu hören, sehr gegen meine Absicht. Es war die reine Offenbarung für mich. Unmöglich kann ich diese Begeisterung, dies Entzücken, dies Berauschtsein schildern, das mich ergriff. Mehrere Wochen hindurch that ich nichts Anderes, als daß ich diese Oper nach dem Clavierauszug durchspielte; ja selbst beim Einschlafen konnte ich mich nicht von dieser göttlichen Musik trennen, die mich bis in beglückte Träume hinein verfolgte. Wie ich schon sagte, dauert meine Liebe zur italienischen Musik auch heute noch, wenn auch in sehr abgeschwächtem Maße, fort; ich möchte diese Liebe mit einer theuren Jugenderinnerung vergleichen. Das ist nun freilich mit Mozart eine ganz andere Sache. Er ist unter den großen Meistern derjenige, zu dem ich mich am meisten hingezogen fühle; das ist seither so geblieben und wird stets so bleiben.

„Bei alledem sah es bei meinem Austritt aus der Rechtsschule mit meiner musikalischen Ausbildung dürftig genug aus; ich war nichts mehr

und nichts weniger als ein ziemlich einseitiger Dilettant alltäglichen Schlages. Sehr oft spürte ich Anwandlungen, etwas zu componiren; aber ein gewisses Selbstgefühl hielt mich immer davon ab. Ich wollte entweder ein ganzer Musiker sein, der über alle Hülfsmittel seiner Kunst nach Belieben gebietet, oder aber ein Dilettant bleiben, beschränkt, unwissend, wie deren überall Dutzende anzutreffen sind. Indessen überkam es mich doch zuweilen wie eine Ahnung, daß ich mich dereinst noch ganz der Musik in die Arme werfen würde. Wenn ich freilich zu meinen Freunden hiervon sprach, lachten sie mich aus und meinten, ich wäre närrisch.

„So verließ ich denn die Rechtsschule und bekleidete drei Jahre hindurch das Amt eines Untersecretairs im Ministerium der Justiz. Ich ging viel aus, tanzte, betheiligte mich an Liebhabertheatern — kurz, ich trieb alles Mögliche, ohne daß meine musikalische Beschäftigung in etwas Anderem bestanden hätte, als immer wieder den geliebten Don Juan durchzuspielen oder auch irgend ein seichtes Salonstück einzulernen. Doch machte ich mich von Zeit zu Zeit daran, eine Beethovensche Symphonie zu studiren. Seltsam! Diese Musik stimmte mich traurig und machte mich jedesmal wochenlang zu einem unglücklichen Menschen. Seit jener Zeit erfüllte mich ein rasendes Verlangen, eine Symphonie zu schreiben, welches nach jeder Berührung mit Beethovenscher Musik von Neuem losbrach — aber dann fühlte ich nur zu sehr meine Unwissenheit, meine gänzliche Ohnmacht in der Handhabung der Compositionstechnik, und dieses Gefühl brachte mich der Verzweiflung nahe. Ich verfiel nach und nach in Trübsinn, fühlte eine tiefe Unzufriedenheit mit meinem Geschick, meine Beamtenstellung langweilte mich, ich war enttäuscht, kreuzunglücklich.

„Im Jahre 1861 machte ich die Bekanntschaft eines jungen Lieutenants von den Gardehusaren, eines großen Verehrers gediegener Musik, der sogar eine Zeit lang an den musikalisch-theoretischen Lehrgängen, welche damals Zaremba für Dilettanten eingerichtet hatte, theilgenommen hatte.*) Dieser Offizier, mit dem mich bald eine herzliche Freundschaft verband, war nicht wenig erstaunt, als ich eines Tages anfing, über ein von ihm gestelltes Thema auf dem Clavier zu improvisiren. Je näher er mich kennen lernte, desto mehr schlug sein anfängliches Staunen in eine innere Ueberzeugung um, daß ich Musiker vom Scheitel bis zur Sohle sei, und daß ich vor allen Dingen die Musik zum Gegenstande eines ernsten und regelmäßigen Studiums machen müßte. Er brachte mich zu Zaremba, der mich als Schüler annahm und es nicht an wiederholten Aufmunterungen fehlen ließ, mir auch den Rath gab, meinen Dienst zu quittiren und mich vollständig und ausschließlich dem musikalischen Studium zu weihen. Das

*) Nicolai Iwanowitsch v. Zaremba (geb. 1824, gest. am 8. April 1879 in Petersburg) war ein Schüler des bekannten Musiktheoretikers A. B. Marx in Berlin. Er trat 1862 als Lehrer in das von A. Rubinstein gegründete Petersburger Conservatorium ein, mit dessen Leitung er in den Jahren 1867—71 betraut war.

war 1861. Im folgenden Jahr gründete Anton Rubinstein das Conservatorium. Zaremba trat daselbst als Lehrer der Theorie ein und rieth mir, Schüler des Conservatoriums zu werden, was ich auch that. Ich war damals 22 Jahr alt; wie ich schon sagte, spielte ich ziemlich gut Clavier, liebte leidenschaftlich Mozart oder vielmehr den Don Juan, bewunderte immer noch, obschon in abgeschwächtem Grade, die italienische Musik und war mit Beethovens Symphonieen bereits einigermaßen vertraut; ich war mit andern Worten in der Musik ein ziemlich crasser Ignorant. Noch immer führte ich mein Amt im Ministerium weiter fort, indem ich nebenbei das Conservatorium besuchte. Doch bald wurde die Vereinigung zweier so aufreibenden Thätigkeiten für mich ein Ding der Unmöglichkeit, und ich war vor eine Wahl gestellt. Dank der engelgleichen Güte meines Vaters, der doch schon so viel Opfer gebracht hatte, um aus mir einen tüchtigen Beamten zu machen, erlangte ich die Möglichkeit, mich endgültig und ausschließlich der Musik zu widmen. Ich studirte somit die Harmonie, den Contrapunct, die Fuge bei Zaremba, der ein geschickter, begeisterungsvoller Lehrer war und die Gabe großer Anschaulichkeit seines mündlichen Vortrags besaß. In der Instrumentation und der freien Composition wurde mir Anton Rubinsteins Unterweisung zu Theil, und ich kann seine durch und durch praktische Art, diese Kunstzweige zu lehren, nur rühmend erheben. Ich hegte eine tiefe Verehrung für ihn; und in der That ist es schwierig genug, sich der magischen Anziehung zu entziehen, die dieser geniale Künstler und dieser edle und großmüthige Mann auf alle ausübt, welche das Glück haben, ihm näherzutreten. Er ermunterte mich mit seiner ganzen Energie zu meinem Beruf, was ihn freilich nicht hinderte, mir dann und wann für meine Zuneigung zur neuen Richtung und für meine Versuche, in die Fußtapfen Berlioz' und Wagners zu treten, gründlich die Leviten zu lesen.

„Kaum hatte ich das Conservatorium verlassen, als mich Nicolaus Rubinstein einlud, an dem soeben von ihm in Moskau gegründeten Conservatorium die Stelle des Compositionslehrers zu übernehmen.*) Seine Aufforderung konnte nicht gelegener kommen. Mein Vater hatte seit einiger Zeit sein ganzes Vermögen verloren, und da er wegen seines hohen Alters aus dem Staatsdienst ausscheiden mußte, so sah er sich genöthigt, den Rest seiner Tage bei meiner ältesten Schwester in Sibirien zu verleben. Die Folge davon war, daß ich auf meine eigenen Hülfsquellen angewiesen war, die jedoch so spärlich rieselten, daß ich in Moskau von dem Allernöthigsten entblößt anlangte. Nicolaus Rubinsteins erste Fürsorge bestand darin,

*) Nicolaus Rubinstein, Antons jüngerer Bruder, geb. 1835 zu Moskau, gest. 1881 zu Paris, rief 1859 die Moskauer K. Russische Musikgesellschaft in's Leben und gründete 1864 das zu ihr gehörige Conservatorium. Er war ein hervorragender Clavierspieler und Dirigent, und hat sich um die Hebung der Moskauer Musikverhältnisse außerordentliche Verdienste erworben.

mich in ordentliche Kleider zu stecken, dann mir eine Wohnung zu besorgen. Für alle Bedürfnisse traf dieser ausgezeichnete Mensch, mit dem mich bald die innigsten Freundschaftsbande verknüpften, Abhülfe. Zehn Jahre hindurch bekleidete ich mein Lehramt am Conservatorium. Ich gab mir alle Mühe, gewissenhaft meinen Dienst zu versehen; doch der Unterricht ist nun einmal nicht mein Beruf und ich glaube, daß ich ein ziemlich mittelmäßiger Lehrer war. Auch denke ich mit einem gelinden Entsetzen an meine Conservatoriumsklassen zurück. Wie mich das ermüdete! wie elend, wie unglücklich ich mich dabei fühlte!! Doch ich war noch jung, und meine täglichen sechs Unterrichtstunden hielten mich nicht ab, mich fleißig der Composition hinzugeben. Ich lebte sehr zurückgezogen, ging nirgends hin und widmete alle freie Zeit, die mir das Conservatorium ließ, der Composition. Das erste meiner Orchesterwerke, welches unter Nicolaus Rubinstein zur Aufführung gelangte, war eine (nicht gedruckte) Concertouverture in F-dur. Uebrigens war es für mich von ganz unschätzbarem Vortheil, daß Alles was ich für Orchester schrieb, unter N. Rubinstein in den Concerten der K. Musikgesellschaft*) gespielt wurde. Nur auf diese Weise habe ich mir die Kunst der Instrumentation in ziemlichem Maaße zu eigen gemacht. Ein Componist, der nie oder selten dazu kommt, seine Compositionen zu hören, ist nicht wenig zu beklagen.

„So theilte ich zehn Jahre meines Lebens zwischen der Erfüllung meiner Lehrerpflichten, die mir zuwider waren, und zwischen der geliebten Composition, die alle meine übrige Zeit ausfüllte. Endlich gerieth auch diese klare Abgrenzung in's Schwanken. Meine Moskauer Freunde sprachen sammt und sonders gern den geistigen Getränken zu, und da mich selber eine immer ausgeprägtere Zuneigung zu den Früchten des Rebstockes erfaßte, so nahm ich bald mehr als Recht war an den bisher von mir gemiedenen Zechgelagen Theil. Meine angestrengte Thätigkeit im Verein mit solchen bacchischen Zerstreuungen verfehlte nicht, auf mein Nervensystem den unheilvollsten Einfluß auszuüben: 1877 wurde ich krank und vorläufig genöthigt, mein Amt am Conservatorium niederzulegen. Zwar begann ich den Unterricht im Jahre darauf von Neuem, aber nur um festzustellen, daß inzwischen meine Abneigung gegen die Harmonie- und Instrumentationscurse unüberwindlich geworden war und um endgültig meine Stellung aufzugeben.

*) Die Kais. russische Musikgesellschaft ist eine Vereinigung reicher Musikfreunde unter dem Patronat eines Mitgliedes der Kaiserlichen Familie, (bisjetzt des Großfürsten Konstantin Nicolajewitsch, des Oheims des Czaren) mit Hinzuziehung eines bedeutenden Tonkünstlers, welche es sich zur Aufgabe stellt, durch Concertaufführungen und durch Conservatorien für Hebung des musikalischen Geschmacks und für die Heranbildung musikalischer Talente zu sorgen. Die Concerte sind Orchester- und Kammermusikconcerte. Für die Conservatorien erhält die Gesellschaft einen beträchtlichen Staatszuschuß. Die Musikgesellschaft zerfällt in verschiedene, von einander vollkommen unabhängige Abtheilungen, deren bedeutendste die Petersburger und die Moskauer Abtheilung bilden. Neuerdings hat sich ein ziemlich verzweigtes Netz kleiner Abtheilungen gebildet.

Seit jener Zeit habe ich mich bald in Südrußland, bald in Italien, wohl auch auf dem Lande unweit Moskau aufgehalten, und nichts anderes getrieben als die Composition.

„Bis zum Alter von 46 Jahren hielt ich mich für vollkommen unfähig, ein Orchester zu dirigiren; meine Scheu vor dem Dirigentenpult war eine so ausgeprägte, daß ich daran nicht ohne Angst und Zittern denken konnte. Zwei Mal hatte ich es vorher versucht, auf der Estrade den Dirigentenstab zu schwingen, beide Male hatte ich mich mit Schande bedeckt. Vor drei Jahren wurde gerade in der Zeit der Vorbereitung meiner Oper „Die Zauberin" der Kapellmeister der Moskauer Kaiserlichen Oper Altani krank; und da seine Krankheit nicht vor dem Ablauf einiger Monate heilbar schien, so kam mir der Gedanke, noch einen letzten Versuch zu wagen, um meine übermäßige Schüchternheit zu besiegen und die Proben und die Aufführung selber zu leiten. Ich machte diesen Vorschlag der Theaterleitung, die ihn mit Freuden annahm; und obschon Altani gegen den Zeitpunkt der Aufführung meiner Oper wieder gesund wurde, so leitete ich doch die Proben weiter, und, dank der Ermuthigung und Leitung des nämlichen Altani, ging ich diesmal als Sieger aus dem gefürchteten Unternehmen hervor. Seit dieser Zeit habe ich sehr häufig in Rußland, wie auswärts, den Tactstock in der Hand gehabt."

Das ägyptische Märchen von den beiden Brüdern.

Ein Beitrag zur Geschichte des Volksmärchens.

Von

Georg Ebers.

— Leipzig. —

Unter dem handschriftlichen Nachlaß der Aegypter aus derjenigen Zeit, in welche die Forschung allgemein den Auszug der Juden verlegt, befindet sich ein Papyrus, dessen Inhalt wohl geeignet erscheint, das Interesse nicht nur der Bibelfreunde, sondern auch derer zu erwecken, die das Volksmärchen lieben; denn es enthält eine Erzählung, deren Anfang der vom Joseph und der Frau des Potiphar so gleich sieht, daß einer der hervorragendsten kritischen Forscher die Vermuthung aussprechen konnte, die schöne, Jedermann aus dem ersten Buch Mose's bekannte Geschichte, danke ihr den Ursprung. Sie würde also mit der nöthigen Umgestaltung und Anpassung in den biblischen Grundtext aufgenommen worden sein, um den ursprünglich schlichteren Erinnerungen an den in Aegypten zu hohem Ansehen gelangten Sohn des Jacob und der Rahel höheren Reiz zu verleihen und sein Emporkommen in anmuthender Weise dem Volke menschlich näher zu bringen.

Was uns betrifft, so sehen wir uns genöthigt, dieser Ansicht zu widersprechen; denn die jüngsten Resultate der Sagen- und Märchenforschung brachten uns zu der Ueberzeugung, daß ähnliche Sagen bei verschiedenen Völkern verhältnißmäßig selten auf Entlehnung beruhen. Bei verwandten Nationen sind sie gewöhnlich ein Besitz, den sie aus der gemeinsamen Wiege mit in die neue Wohnstätte nahmen, bei einander fernstehenden Menschenverbänden lassen sich in sehr vielen Fällen gleiche Sagenmotive

aus der Analogie des Denkens und Empfindens und der Aehnlichkeit der menschlichen Lebensführung zu jeder Zeit und auf jedem Theil des Erdglobus erklären.

Auch das Seelenleben unseres Geschlechtes ist allgemeinen Gesetzen unterworfen, und das Zutreffende einer Maxime wie „Verschmähte Liebe erzeugt Haß" läßt sich unter den rohesten Nomadenhorden ebenso leicht nachweisen, wie unter den höchststehenden Culturvölkern aller Zeiten. Dieser Erfahrungssatz, dies Seelengesetz, liegt dem ägyptischen Märchen, das wir hier mitzutheilen gedenken, ebenso zu Grunde, wie der Joseph-Frau Potiphar-Geschichte und der Phaedra-Hippolytos-Mythe. Der gleichen Lebenserfahrung schulden alle Drei den Ursprung; nur haben die einzelnen selbstverständlich sich der Besonderheit des Volkes und Gesellschaftskreises anpassen müssen, unter dem die mitgetheilten Vorgänge verliefen.

Die hebräische Geschichte hat das Haus eines vornehmen Hofbeamten des Pharao, die ägyptische das eines Bauern und Viehzüchters zum Schauplatz, und angemessen den Bedingungen, unter denen sich jede von beiden begab, sind sie denn auch im Ganzen und Einzelnen gefärbt und gestaltet.

Die vom Joseph gehört organisch in den Verlauf der Schicksale eines gottbegnadigten und durch eigene Frömmigkeit, Tugend und Klugheit zur höchsten Macht gelangten Mannes, der, selbst reich gesegnet, zum Erretter und Beglücker seiner Angehörigen wurde, während die ägyptische Erzählung, die durchaus reale, den glaubhaftesten Lebensverhältnissen entsprechende Unterlage für ein Märchen bildet, das immer phantastischer wird, je mehr es sich von jener Grundlage entfernt.

Wir glauben, der Uebereinstimmung beider gegenüber an keine Entlehnung, in jedem Fall aber wird man die ägyptische für die ältere, ursprüngliche Darstellung zu halten haben; denn sie ist die schlichtere, sie wird, wie so viele orientalische Märchen dieser Art, lange von Mund zu Mund gewandert sein, bevor sie die bis auf uns gekommene Aufzeichnung unter dem „Pharao der Bedrückung" erfuhr, und endlich ist sie ganz untrennbar von dem weiteren Verlauf der Geschichte, als deren Wurzel oder Grundlage sie bezeichnet werden darf, während die Erzählung vom Joseph und der Frau des Potiphar sich nur als Episode in den Lebenslauf des Helden mischt, der auch in Folge ganz anderer Ereignisse in's Gefängniß und in Verbindung mit dem Pharao hätte kommen können.

Daß der Anfang des ägyptischen Märchens hebräischen Ueberlieferungen entstammen sollte, ist kaum denkbar. Ebenso wenig darf angenommen werden, daß der Erzähler derselben von ägyptischen Erinnerungen an Joseph und seine Erhöhung ausgegangen sei; denn er läßt sie, wie gesagt, im Kreise schlichter Bauern verlaufen und seinen Helden einen Landmann und Hirten ägyptischen Blutes sein, der später zwar in Folge des Eingreifens der Götter zum Nachfolger des Pharao wird, dessen Geschick sonst aber nichts mit dem des Joseph gemein hat, obgleich sich annehmen läßt,

daß die große agrarische Reformation, welche durch den Sohn des Jacob bewirkt ward, auch noch in späterer Zeit unter den geschichtkundigen ägyptischen Priestern, zu denen der Verfasser unseres Märchens gehörte, unvergessen geblieben sei. Es könnte freilich angenommen werden, daß der priesterliche Erzähler des Märchens, der auf das hebräische Motiv zurückging, sich einzugestehen scheute, zu wie hoher Macht ein Ausländer in seiner allen Fremden feindlichen Heimat gelangt sei, und daß er deswegen seinen Helden zu einem ägyptischen Landmann gemacht habe; doch gerade zur Zeit desjenigen Pharao, unter dessen Auspicien unser Märchen niedergeschrieben ward, hatte man die Scheu vor Ausländern so weit überwunden, daß bei Hof und sogar in der Armee, Männer semitischer Herkunft — ihre Namen beweisen es — hohe Ämter und die ansehnlichsten Befehlshaberstellen bekleiden durften.

Man wird also gut thun, beide Erzählungen, trotz ihrer großen Aehnlichkeit als unabhängig von einander auf verschiedenem Boden erwachsen anzusehen.

Der Vortrag der einen wie der anderen ist jedes Lobes würdig, und der Prophet Muhammed war von seinem Standpunkt aus wohl berechtigt, die vom Jusuf und der Zuleika, der Gattin des Potiphar, welche er in der zwölften Sure des Korān, frei nach der Bibel mittheilt, dort „die schönste aller Geschichten“ zu nennen. Als solche hat sie auch lange unter den Orientalen gegolten, und sie bildet die Grundlage zu der letzten großen Dichtung, den Schwanengesang des herrlichen persischen Epikers, Firdusi, der viel Mystisches in sie hinein trug und in ihr die Liebe der menschlichen Seele zu Gott poetisch zu veranschaulichen suchte. Der Perser schwang das Motiv weit über den Erdenstaub hinaus, das der griechische Tragiker mit so hinreißender Kraft und würdevoller Schönheit, der biblische Erzähler so naiv und doch so anziehend, der ägyptische Fabulant so schlicht und sachlich behandelt. Verschiedenartiger ist der nämliche Stoff sicher nie und nirgends behandelt worden als der unsere in dem Firdusischen Gedichte „Jusuf und Zuleika“ und in der Geschichte von den beiden Brüdern, die wir hier mitzutheilen gedenken. Die hebräische Behandlung desselben kennt Jedermann, und wer sie mit der ägyptischen vergleicht, wird uns sicherlich beipflichten, wenn wir die letztere für die schlichtere und volksthümlichere, und darum wohl auch — wir wiederholen es — für die ältere erklären.

Mit ihr ist die Erzählung von den beiden Brüdern übrigens keineswegs zu Ende. Was folgt erinnert den mit dem deutschen Märchenschatz Vertrauten in vielen Zügen an das von den Grimms so überaus anmuthig nacherzählte Volksmärchen vom Machandelbaum.

Der Papyrus, welcher in hieratischer Schrift die Erzählung enthält, deren Uebersetzung wir mitzutheilen gedenken, ward von einer Madame d'Orbiney nach Europa gebracht, und nachdem sie ihn vergeblich dem Louvre in Paris angeboten, vom British Museum für einen hohen Preis erworben. Die Vorsteher dieser Sammlung sorgten für seine würdige Ver-

öffentlichung, und Champollions scharfsinniger Nachfolger, der Vicomte E. de Rougé in Paris, erkannte zuerst seinen Inhalt. Seitdem sind mehrere Uebersetzungen dieser merkwürdigen Handschrift hergestellt worden, — schon 1868 die des ersten Theiles derselben, welche die der Joseph-Frau Potiphar-Geschichte parallele Erzählung enthält, von Seiten des Verfassers dieser Zeilen. Das ganze Märchen ward am besten von H. Brugsch und G. Maspero übertragen*).

Unsere neue, dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Version giebt den Grundtext wörtlich wieder, und trotz unseres Bestrebens den deutschen Text lesbar zu erhalten, haben wir ihm doch nirgends die Treue zum Opfer gebracht. Die kleinen zerstörten Stellen auf den ersten Seiten der Handschrift ließen sich unschwer ergänzen. Einige Buchstaben, welche die unkundige Hand eines unserer Zeitgenossen in den Text fügte, um ihm das Ansehen besserer Erhaltung und dadurch höheren materiellen Werth zu verleihen, sind leicht erkennbar und können den Kenner ägyptischer Schrift und Sprache nicht irre führen.

Der Anfang dieser Erzählung wird den Bibelfreund, sein weiterer Verlauf diejenigen Leser dieser Zeitschrift besonders interessiren, die Theilnahme für das Volksmärchen und seine Geschichte besitzen.

Die Ueberschrift „Das Märchen von den beiden Brüdern" fehlt in der Handschrift. Was folgt ist die worttreue Uebertragung des Manuscriptes, das nach der oben erwähnten Dame, die es in Aegypten erwarb und nach Europa brachte, der „Papyrus d'Orbiney" genannt wird.

Die Zahlen der Seiten der Handschrift werden in der Uebersetzung wiedergegeben.

Das Märchen von den beiden Brüdern.

1**) Es waren einmal zwei Brüder von einer Mutter und von einem Vater. Anubis (Anepu) war des älteren, Batau des jüngeren Namen. Anubis aber besaß ein Haus und ein Weib, und sein***) jüngerer Bruder lebte bei ihm wie ein (eigenes) Kind. Er versorgte ihn mit Kleidern, und jener ging hinter seinen Rindern her auf die (?) Fluren. Er pflügte, er drosch, er verrichtete alle Geschäfte, die zu der Feldbestellung gehören, und dazu war sein jüngerer Bruder ein vortrefflicher Ackersmann: im ganzen Lande gab es nicht seines Gleichen. So also war es mit ihm bestellt. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, und sein jüngerer Bruder nach seiner täglichen Gewohnheit hinter den Rindern hergegangen und allabendlich zu seinem Hause heimgekehrt war, belastet mit

*) Eine neue Ausgabe mit Umschrift und Glossen ward 1888 von H. Moldenke in New-York besorgt.

**) Anmerk. Diese Zahlen bezeichnen die Seiten der Handschrift.

***) Der häufige Gebrauch des Possessivpronomens ist der ägyptischen Sprache eigen.

allen Kräutern der Fluren, da legte er, nachdem er auf den Feldern gearbeitet hatte, (das Heimgebrachte) vor dem ältern Bruder nieder, der mit seiner Frau dasaß. Da trank und aß er dann, und wenn es Nacht geworden war, ging er in seinen Stall, um sich bei seinen Rindern niederzulegen. So that er. Wenn aber die Erde hell ward und ein neuer Tag erschien, und die Brote gebacken waren, legte er sie vor seinen älteren Bruder hin und trug den Mundvorrath auf die Felder und rief seine Rinder zusammen, um sie auf den Fluren fressen zu lassen. Und während er hinter den Rindern herging, sagten sie dann: „An dieser Stelle ist das Kraut gut." Er aber hörte Alles, was sie ihm sagten und trieb sie auf die Stelle*), wo die guten

2) Kräuter wuchsen, nach denen sie verlangten. Und siehe, die Rinder, die vor ihm her schritten, wurden sehr, sehr schön und sehr, sehr stark ward ihre Vermehrung.

Als aber die Jahreszeit des Pflanzens gekommen war, sagte ihm sein älterer Bruder: Auf denn, und laß uns unser Gespann nehmen, um zu pflügen; denn die Gefilde treten (aus dem Wasser) hervor und sind gut zur Bestellung. Begieb Du Dich also mit dem Saatkorn auf das Ackerland; denn morgen früh wollen wir die Arbeit des Pflügens verrichten. Also sprach er; sein jüngerer Bruder aber that Alles (bis auf's letzte) was ihm sein älterer Bruder geheißen. Als aber die Erde hell geworden und ein neuer Tag erschienen war, begaben sie sich auf das Feld, um die Arbeit des Pflügens zu verrichten, und sie waren sehr sehr frohen Muthes bei ihrem Thun und ließen nicht ab von der Arbeit. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, befanden sie sich auf den Feldern, und es (fehlte) ihnen an Saatkorn. Da schickte er (der ältere) seinen jüngeren Bruder aus, indem er sagte: „Tummle Dich und bringe uns Korn aus dem Dorfe!" Und der jüngere fand das Weib seines älteren Bruders wie sie dasaß und sich die Haare zöpfte. Da sagte er ihr: „Auf, und gieb mir Saatkorn.

3) Ich will zu dem Felde (zurück) eilen; denn als mein älterer Bruder mich aussandte, gebot er mir besonders, mir keinen Aufenthalt zu gönnen." Da entgegnete sie ihm: „So geh denn, öffne den Speicher und hole Du Dir, was Dein Herz begehrt, damit meine Flechten sich auf dem Gange (dorthin) nicht wieder lösen." Nun machte der Jüngling sich auf, um sich in seinen Stall zu begeben und nahm ein großes Gefäß. Er hatte nämlich im Sinn viel Korn fortzuführen und belud sich mit Durra und Weizen und trat damit heraus. Da sagte sie denn: „Nun? Wie groß mag das Gewicht (auf Deiner Schulter wol sein?" Er aber) entgegnete ihr: „Drei Scheffel Durra und zwei Scheffel Weizen, im Ganzen fünf ist es, was auf meiner Schulter." So

*) Auf die gute Stelle der Kräuter.

entgegnete er ihr; sie aber schaute ihn an und sagte: „Gewaltige Kraft wohnt Dir inne; denn Tag für Tag gewahrte ich schon Deine Stärke.“ So hatte ihr Herz ihn erkannt, und da sie (ihrem Verlangen nicht zu wehren) wußte, stand sie auf, ergriff ihn und rief ihm zu: „Komm und laß uns zusammen eine Stunde der Rast feiern! Gewährst Du mir das, gewiß dann mach' ich Dir schöne Kleider!“ Da wurde der Jüngling wüthend wie die Panther des Südens, wegen der bösen Aufforderung, die sie an ihn gerichtet; — sie aber überkam sehr, sehr große Angst. Da sagte er ihr: „bis dahin hast Du Dich doch gegen mich ganz wie eine Mutter erwiesen, und Dein Gatte ganz wie ein Vater. Derjenige, der älter als ich, für meinen Lebensunterhalt hat er gesorgt. Wie hast Du mir nun

4) eine so große Schlechtigkeit zumuthen können? Gieb es mir nicht zum andern Male zu hören! Aber auch ich will zu Keinem davon reden, ja ich werde es nicht vor irgend einem Menschen über die Lippen kommen lassen.“ Damit belud er sich wieder mit seiner Last, begab sich auf den Acker, gesellte sich seinem älteren Bruder, und sie ergaben sich ganz der Arbeit, und es lag ihnen am Herzen, das Tagewerk zu verrichten. Dann aber, als die Zeit des Abends gekommen war, hörte sein älterer Bruder auf und begab sich zu seinem Hause; sein jüngerer Bruder aber ging hinter seinen Rindern her, belastet mit allem, was die Fluren spenden, und er trieb sein Vieh vor sich her, um es in seinen Ställen, die sich im Dorfe befanden, rasten zu lassen. Und siehe, da ergriff das Weib seines älteren Bruders große Furcht wegen der Aufforderung, die sie an ihn gerichtet, und sie nahm schmutziges*) Fett, so daß sie das Aussehen eines Menschen gewann, den Räuber geschlagen, weil es sie verlangte ihrem Gatten vorzuspiegeln, es sei sein jüngerer Bruder gewesen, der die Mißhandlung verübt. Und als ihr Gatte bei Einbruch der Nacht Feierabend machte, wie er es täglich zu thun pflegte, und er in sein Haus gelangte, fand er sein Weib, als sei es eines gewaltsamen Todes gestorben. Sie goß ihm kein Wasser über seine Hand, wie sie gewohnt war, und sie hatte kein Licht vor ihm entzündet. Sein Haus war dunkel; sie aber lag da und erbrach sich. Da rief ihr Gatte ihr zu: „Wer hat denn mit Dir geredet?“ Und nun entgegnete sie ihm: „Kein Einziger sprach mit mir, außer Deinem

5) jüngeren Bruder. Als er nämlich kam, um Saatkorn für Dich zu holen, fand er mich wie ich allein saß, und da sagte er: „„Komm und laß uns zusammen eine Stunde der Rast feiern. Löse Deine Haare wieder auf!““ So sprach er er zu mir. Ich aber verschloß ihm das Ohr; denn (sagte ich ihm): „„bin ich nicht Deine Mutter? Und Dein älterer Bruder war doch gegen Dich wie ein Vater.““ So sprach ich zu ihm; doch er fürchtete

---

*) gdēt oder gdēr. Vielleicht auch das Fett des gdēt-Thieres, ein Brechmittel.

sich und schlug mich, damit ich Dir es nicht mittheilen möge. Wenn Du aber zugiebst, daß er am Leben bleibt, so wird es mein Tod sein; denn siehe, er wird am Abend kommen, und was er dann thun wird, da ich doch seine nichtswürdigen Anträge verwünschte, das ist ja klar."

Da ward sein älterer Bruder wie die Panther des Südens; er schliff sein Messer und nahm es in seine Hand, und sein älterer Bruder stellte sich unter der Thür seines Stalles auf, um seinen jüngeren Bruder zu tödten, wenn er am Abend heimkehren würde, um seine Rinder in den Stall einzulassen. Als aber die Sonne*) unterging, belastete er (Batau) sich mit allen Kräutern des Feldes, wie er alltäglich zu thun pflegte, und als er daherschritt und die vorderste Kuh in den Stall eintrat, sagte sie zu ihrem Hirten: „Gieb Acht! Dein älterer Bruder hat sich vor Dir aufgestellt und hält sein Messer in der Hand, um Dich zu tödten. Entweiche vor ihm!" Er aber vernahm die Rede seiner vordersten Kuh, und als

6) eine andere hineinging, sagte sie ihm dasselbe. Er aber schaute unter die Thür des Stalles und nahm die beiden Beine seines älteren Bruders wahr, der mit dem Messer in seiner Hand hinter der Thür stand. Da legte er seine Last auf den Boden und machte sich auf und lief in aller Eile davon; sein älterer Bruder aber lief mit seinem Messer hinter ihm her. Da rief sein jüngerer Bruder den Ra Harmachis**) an: „O mein guter Herr; Du bist es, der das Unrecht von Recht unterscheidet!" Und der Sonnengott vernahm all seine Klagen, und der Sonnengott ließ ein großes Wasser zwischen ihm und seinem jüngeren (Bruder) entstehen, das voll war von Krokodillen, und es kam der eine von ihnen auf der einen, der andere auf der anderen Seite zu stehen.

Da versuchte sein älterer Bruder ihn zweimal mit seiner Hand zu schlagen, doch ohne daß es ihm gelungen wäre, ihn zu tödten. So that er. Sein jüngerer Bruder aber rief ihm von seiner Seite aus zu, indem er sprach: „Warte nun hier, bis der Morgen dämmert, und wenn dann die Sonnenscheibe sich erhebt, werde ich

7) mit Dir vor ihr zur Abrechnung kommen, damit ich der Wahrheit den Sieg verschaffe; denn nie und nimmer werde ich mehr mit Dir zusammensein und auch nicht an der Stätte bleiben, wo Du Dich aufhältst. In das Cypressenthal***) werde ich ziehen."

---

*) Schu, solarer Gott, welcher auch der Herr der Luft, des Windes und also des Aethers, der oberen Luftregion war, die er mit erhobenen Armen stützte.

**) Der Sonnengott, und zwar der der Morgensonne.

***) Das Wort 'asch, welches wir „Cypresse" übersetzen, ward nachdem Chabas erwiesen, daß es die Ceder bedeute, nach Lepsius Vorgang von vielen für die Akazie gehalten; doch meinen wir in unserer den Augenkrankheiten im Papyrus Ebers gewidmeten Arbeit erwiesen zu haben, daß es die Ceder und zugleich juniperus Phoenicea L., ein der Cypresse sehr ähnliches Gewächs, bezeichnet, das zu den Wachholderarten gehört. Der „Machandelbaum" in unserem Volksmärchen ist gleichfalls der Wachholder, und wir werden darauf zurückzukommen haben, wie ähnliche Momente sich

Nachdem nun die Erde hell und ein zweiter Tag geworden war, ging Ra Harmachis auf, und einer von ihnen gewahrte den anderen, und nun erhob der Jüngling die Stimme zu seinem älteren (Bruder) und sprach: „Was verfolgst Du mich, um mich mit Hinterlist zu tödten, obgleich Du noch garnicht vernommen, was mein Mund zu sagen hatte. Und doch bin ich thatsächlich Dein jüngerer Bruder, doch hast Du Dich wie ein Vater und Dein Weib wie eine Mutter gegen mich erwiesen. Aber dann, als Du mich fortschicktest, um uns Saatkorn zu holen, hat mir Dein Weib nicht gesagt: „Komm und laß uns miteinander eine Ruhestunde feiern?" Aber siehe, man stellte es Dir verkehrt dar wie etwas ganz anderes." Und nun gab er ihm Alles zu wissen, was sich zwischen ihm und seinem Weibe zugetragen hatte. Dann leistete er einen Eid beim Ra Harmachis und sagte: „Als Du im Sinn trugest, mich hinterlistig zu tödten, als Du schon Dein Messer erfaßt und Dich draußen im Hinterhalt hieltest(?), ist das sicher etwas (dem Gotte) Verabscheuenswürdiges gewesen."(?) Damit nahm er eine scharfe*) Klinge und schnitt sich ein Glied ab**). Er warf es ins Wasser, und der Welsfisch verschluckte es.

8) Nun versagten ihm die Kräfte, und er sank in Ohnmacht; sein älterer Bruder aber verwünschte das eigene Herz gar sehr, sehr; er blieb stehen und beweinte ihn laut; denn wegen der Krokodile wußte er nicht zu der Stelle zu gelangen, wo sein jüngerer Bruder sich befand; sein jüngerer Bruder aber rief ihm zu, indem er sprach: „So ist denn gewiß schlecht, was Du im Sinne hattest, und sicherlich behieltest Du nicht das Gute oder eine einzige der Handlungen im Gedächtniß, die ich für Dich vollbrachte. Wohl, so mache Dich denn auf zu Deinem Hause und hüte Du selbst Deine Rinder; denn ich werde nicht da bleiben, wo Du bist. Ich begebe mich in das Thal der Cypresse. Nun aber zu dem, was Du für mich verrichten sollst! Es wird Deine Pflicht sein zu kommen und nach mir zu sehen, sobald Du erfahren haben wirst, daß mir etwas begegnet. Ich bin nämlich Willens, mein Herz zu verzaubern. In die Spitze der Blüthe der Cypresse will ich es legen. Wenn aber die Cypresse gefällt ward und zu Boden sank, dann komme Du, um es (das Herz) zu suchen. Wenn Du aber auch sieben Jahre brauchen solltest, um es zu suchen, so laß es doch Deine Seele nicht verdrießen. Hast Du es aber gefunden, so thue es in einen Krug mit frischem Wasser. Gewiß

---

in ihm und der Geschichte von den beiden Brüdern finden. Die Cypresse — auch Lüring wies darauf hin — nahm zudem im Todtencult der Aegypter eine bevorzugte Stellung ein, und die Schicksale des Batau haben etwas Verwandtes mit denen des Osiris. Wir könnten „Wachholderthal" und „Wachholderbaum" übersetzen, doch würde dies den Leser verleiten an unsern Wachholder zu denken, der nicht gemeint sein kann und sich von juniperus phoenicea wesentlich unterscheidet.

*) Vielleicht auch: ein Schilfmesser, ein Stück scharfen Schilfrohres.

**) Um durch diese Verstümmelung seine Unschuld zu beweisen.

werde ich dann wieder aufleben und die Ueberschreitungen vergelten (denen ich zum Opfer fiel). Du wirst aber erfahren, daß sich etwas mit mir ereignete, wenn man Dir eine Flasche mit Bier in die Hand giebt und diese aufschäumt. Halte Dich nicht länger auf, sobald dies Ereigniß für Dich eintritt.“ Damit begab er sich in das Cypressenthal, und sein älterer Bruder ging zu seinem Hause zurück, und es lag seine Hand auf seinem Haupte, das er mit dem Staub des Bodens bestrichen. Als er aber zu seinem Hause gelangt war, tödtete er sein Weib, warf es den Hunden vor und saß da und betrauerte seinen jüngeren Bruder.

Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, weilte sein jüngerer Bruder im Cypressenthale. Kein Anderer war bei ihm. Er brachte die Zeit hin, indem er die Thiere des Berglandes jagte, und am Abend begab er sich unter die Cypresse zur Ruhe, in deren Blüthenspitze sein Herz sich befand. Nachdem aber später

9) viele Tage vergangen waren, baute er sich mit eigener Hand ein Landhaus in dem Cypressenthal, und es war voll von schönen Sachen, wie er sie liebte, wenn er daheim war. Als er aber einmal aus seinem Hause heraustrat, da begegnete er der Neunzahl der Götter, die sich aufgemacht hatte, um die Angelegenheiten ihrer Erde bis zu ihrer äußersten Grenze zu ordnen. Und die Neunzahl der Götter beredete sich unter einander und sagte dann: „O Batau, Du Liebling*) der Götterneunzahl, weilst Du hier nicht in Einsamkeit, nachdem Du Deine Heimat hinter Dich geworfen wegen des Weibes des Anubis, Deines älteren Bruders? Doch siehe, er tödtete sein Weib; Du aber wälztest auf ihn die Vergeltung aller Ueberschreitungen, die gegen Dich gerichtet.“ Und es war ihr Herz sehr, sehr mitleidig mit ihm, und Ra Harmachis sagte dem Chnum**): „Willst Du nicht ein Weib für den Batau bilden; damit Du (hier wandte er sich an den Jüngling) nicht einsam verbleibest?“ Da bildete ihm Chnum eine Genossin, und als sie sich niederließ, war sie schöner an ihren Gliedern als jedes andere Weibsbild auf Erden; ja alle Götter waren in ihr. Da kamen die sieben Hathoren***), um sie anzuschauen, und sie riefen wie

*) Wörtlich: „Du Stier.“ Hier gewiß nur als Schmeichelname angewandt.

**) Chnum ist „der Bildner“. Er hatte das Weltenei auf der Töpferscheibe gedreht, das Ptah mit dem Hammer öffnete. Er gilt auch für den Bildner der Menschen, und mit seinen Gehilfen wird er als Bauherr alles Geschaffenen gedacht. Selbst beim Bau der Tempel zeigt er sich thätig. Auf der Insel Elephantine, nördlich vom ersten Katarakt, war er heimisch und besaß die Hauptstätte seines Cultus — wahrscheinlich, weil dort, an der Pforte Aegyptens und beim Anfang seines Fruchtlandes derjenige seine Werkstätte haben mußte, dem die meisten Gottesgaben, die das Nilthal zierten, ihre Entstehung verdankten. Seiner bildenden Hand mußte die Schöpfung des dem Batau bestimmten Weibes zugewiesen werden.

***) Die Göttinnen der Liebe und alles Schönen hienieden. Sie sind die Feen unserer Märchen, und in ihrer Hand liegt es auch, das Geschick der neugeborenen Kinder vorauszubestimmen.

aus einem Munde: „Sie wird durch die Schärfe des Schwertes sterben!“ Er liebte sie gar, gar sehr, sie weilte in seinem Hause, und er brachte die Zeit hin

10) indem er die Thiere des Berglandes jagte, um, was er erbeutet, vor ihr nieder zu legen. Er hatte ihr aber gesagt: „Tritt nicht hinaus in's Freie, damit der Strom*) Dich nicht fortreißt; denn ich würde Dich vor ihm nicht zu retten vermögen; bin ich doch wie ein Weib und ganz so wie Du; denn mein Herz**) liegt in der Spitze der Blüthe der Cypresse, und wenn Einer es findet, so habe ich mit ihm zu kämpfen.“ Damit erschloß er ihr seine Seele ganz und gar. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren und sich Batau seiner täglichen Gewohnheit gemäß auf die Jagd begeben hatte, da ging die Jungfrau hinaus, um sich unter der Cypresse bei ihrem Hause zu ergehen, und dabei erblickte sie den Strom, und sein Wogenschlag folgte ihr nach; sie aber machte sich auf, um ihm zu entlaufen und ging in ihr Haus; der Strom aber rief der Cypresse zu und sagte: „Ich bin verliebt in sie!“***) Da brachte die Cypresse eine Locke ihres Haares, und der Strom führte sie nach Aegypten und legte sie nieder auf den Platz der Wäscher des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit. — Und der Duft der Locke des Haares drang in die Kleider des Pharao ein — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit — und man stritt sich unter den Wäschern des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit — und sagte: „Es ist der Duft eines Salböles in den Gewändern des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit.“ — Und Tag für Tag entbrannte der Streit unter ihnen,

11) und sie wußten nicht, was sie thun sollten. Der Oberste der Wäscher aber ging an das Ufer, und sein Herz war sehr, sehr stark angewidert†) von dem Streit, den man Tag für Tag gegen ihn erhob. Er wählte sich einen festen Standort, und da er sich auf dem Strande gerade gegenüber der Haarlocke im Wasser befand, ließ er (Jemand) zu ihr hinabsteigen, und der brachte sie ihm.

Da fand sich ein Duft von sehr sehr großer Süßigkeit; er aber nahm sie fort für den Pharao, Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit.††) Nun führte man die Schreiber und Schriftgelehrten des Pharao — Ln. b. i. 2c. — herbei, und sie sagten dem Pharao — Ln. b. i. 2c. — : „Was die Haarlocke angeht, so gehört sie zu einer Tochter des Ra Harmachis;

*) Eigentlich das Meer; doch dasselbe aegyptische Wort ym'a wird (wie das arabische bahr) für die See und den Nil zugleich gebraucht. An den letzteren haben wir wohl zu denken, da ja die Locke von dem Gewässer zur Residenz des Pharao geführt ward.

**) Der Mannesmuth liegt im Herzen, und Batau hatte sich selbst verstümmelt.

***) Wörtlich: „Ich bin voll von ihr.“

†) Wörtlich: Sein Herz war stinkend gar sehr, gar sehr.

††) Statt dieser sehr häufig wiederkehrenden Formel führen wir von nun an die Abkürzung ein: Ln. b. i. 2c.

der Saft jedes Gottes ist in ihr; derjenige aber, dem auch das „Heil über Dich" der Fremde erklingt*), möge Boten in alle Lande versenden, um sie zu suchen; mit dem Boten aber, der sich in das Cypressenthal begiebt, sollen viele Leute gehen, um sie herzubringen. Hierauf sprach Seine Majestät — Ln. b. i. rc.: — „Gut, sehr gut ist das, was ihr uns saget," und man ließ sie aufbrechen. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, kamen die Leute, welche sich in die Fremde begeben hatten, um Seiner Majestät — Ln. b. i. rc. — Nachricht zu bringen; doch diejenigen, welche in das Cypressenthal gegangen waren, kamen nicht. Batau hatte sie getödtet und nur einen von ihnen übrig gelassen, um die Nachricht Seiner Majestät — Ln. b. i. rc. — zu bringen. Da ließ Seine Majestät — Ln. b. i. rc. — viele Mann von dem Fußvolke ausziehen und desgleichen von den Wagenkämpfern, damit sie zurückgebracht werde, und es war eine Frau

12) unter ihnen, der man alle schönen Schmucksachen eines Weibes in die Hand gegegen hatte, und die Frau (die des Batau Gefährtin gewesen) kam mit jener nach Aegypten, und man jubelte ihr zu im ganzen Lande; Seine Majestät — Ln. b. i. rc. — aber liebte sie gar sehr sehr, und man ernannte sie zur großen Favoritin. Man sprach auch mit ihr, um sie über die Art und Weise ihres Gatten zum Reden zu bringen. Sie aber sagte Seiner Majestät — Ln. b. i. rc.: — „Laß doch die Cypressen abschneiden; damit wird man seine Vernichtung bewirken." Nun ließ man viele Mann von dem Fußvolke mit ihrem metallenen Handwerkszeug ausziehen, um die Cypressen zu fällen. Sie schnitten die Blüthe ab, in der sich das Herz des Batau befand, und er fiel todt hin zur selbigen übelen Stunde. Als aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag erschienen war, hatte man die Cypresse gefällt, und Anubis, der ältere Bruder des Batau, ging in sein Haus, setzte sich nieder und wusch seine Hand. Nun brachte man ihm eine Flasche Bier, und sie schäumte auf. Dann brachte man ihm eine andere mit Wein, und er begann sich zu trüben. Da nahm er seinen

13) Stab und seine Schuhe und desgleichen seine Kleider und sein Handwerkszeug und machte sich auf, um nach dem Cypressenthal zu wandern. Dort trat er in das Haus seines jüngeren Bruders ein und fand seinen jüngeren Bruder auf seiner Matte liegen, und er war todt. Da weinte er, nachdem er wahrgenommen, daß sein jüngerer Bruder in der That verstorben. Dann machte er sich auf, um das Herz seines jüngeren Bruders unter der Cypresse zu suchen, unter der sein jüngerer Bruder sonst am Abend geruht. So verbrachte er drei Jahre mit Suchen, ohne zu finden. Als er aber auch das vierte Jahr begonnen, da sehnte sich sein Herz nach Aegypten zurück, und er sagte sich: „Morgen breche ich auf." So war es ihm zu Sinne. Als aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag erschienen war, ward es ihm doch wieder zu Theil,

*) Euphemismus für „den Pharao."

sich unter die Cypresse zu begeben, und er verbrachte dort die Zeit, indem er darnach suchte. Am Abend hörte er auf, und als er um sich her schaute, um abermals zu suchen, fand er eine Bohne, und wie er sie an ihrem unteren Theile löste, siehe, da war es das Herz seines jüngeren Bruders. Nun holte er einen Krug mit frischem Wasser und warf es hinein, und da saß er da, so wie alle Tage. Nachdem es aber Nacht geworden war,

14) schlürfte sein Herz das Wasser ein, und Batau schauerte an all seinen Gliedern zusammen, blickte auf seinen älteren Bruder, und dann schwanden ihm die Sinne. Da ergriff Anubis, sein älterer Bruder, den Krug mit frischem Wasser, worin das Herz seines jüngeren Bruders lag; dieser trank es in sich hinein, sein Herz stellte sich wieder an seine alte Stelle, und er wurde wieder ganz wie er gewesen war. Da umarmte Einer den Anderen, jeder von ihnen redete mit seinem Genossen, und Batau sprach zu seinem älteren Bruder: „Siehe, ich werde mich in einen großen Stier verwandeln, der mit allen guten Hautzeichen (des Apis-stieres) ausgestattet ist, und der einzig in seiner Art sein wird. Du aber setze Dich auf meinen Rücken, und wenn dann die Sonne aufgeht, werden wir uns am Aufenthaltsorte meiner Frau befinden; ich aber werde Vergeltung üben. Was Dich angeht, so führe Du mich dahin, wo man (der Pharao) sich aufhält; denn man wird Dir alle guten Dinge erweisen; ja Dich mit Gold und Silber belasten dafür, daß Du mich zu dem Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — brachtest. Ich werde nämlich zu einem großen Wunder werden, und man wird mir zujubeln im ganzen Lande. Doch Du begieb Dich (zurück) in Dein Dorf." Als aber die Erde hell geworden

15) und ein zweiter Tag erschienen war, hatte Batau sich in die Gestalt verwandelt, von der er zu seinem älteren Bruder geredet. Anubis, sein älterer Bruder saß auf seinem Rücken und gegen Morgen gelangte er dahin, wo man (der Pharao) sich befand. Da gab man Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — Kunde von ihm, und er besichtigte ihn und gerieth über ihn in sehr sehr große Freude. Auch brachte er ihm ein großes Opfer dar, indem er sagte: „Ein außerordentlich großes Wunder hat sich ereignet," und man jubelte ihm zu im ganzen Lande und belud ihn mit Silber und Gold für seinen älteren Bruder; der aber blieb in seinem Dorfe, und man gab ihm Leute und viele Sachen, und der Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — liebte ihn mehr als alle anderen Menschen, die in seinem ganzen Lande. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, ging er (Batau) in das Innerste des Tempels, wo sich die Favoritin eben befand, und er redete sie an, indem er sagte: „Siehe, ich lebe noch wirklich." Da versetzte sie: „Wer bist Du denn eigentlich?" Er aber erwiderte: „Ich bin Batau; doch Du, Dir war wohl bewußt als Du durch den Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — die Cypresse fällen ließest, unter der mein Platz, daß ich nicht mehr leben könne; aber siehe

16) ich lebe thatsächlich, und zwar als Stier." Da überkam die Favoritin sehr sehr große Furcht wegen der Eröffnung, welche ihr ihr Gatte gemacht, und sie ging hinaus aus dem inneren Tempel; Seine Majestät aber — Ln. b. i. 2c. — geruhte einen schönen Tag mit ihr zu verleben. Sie befand sich an der Tafel Seiner Majestät — Ln. b i. 2c., — und man (der König) erwies sich ihr sehr sehr gnädig. Da sprach sie zu seiner Majestät — Ln. b. i. 2c. —: „Schwöre mir doch der Ordnung gemäß das folgende: „Was Du auch fordern wirst, ich will es Dir erhören!" — Da öffnete er das Ohr allem was sie sprach, (und es lautete:) „Gieb mir doch von der Leber dieses Stieres zu essen; denn er wird sich doch zu nichts (Rechtem) tauglich erweisen." Das war es, was sie ihm sagte. Der König aber fand dies sehr, sehr abscheulich, und das Herz des Pharao — Ln. b. i. 2c. — ward ihm sehr sehr krank. Als aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag entstanden war, rief man ein großes Opferfest aus, um den Stier zu schlachten, und man ließ einen der ersten Würdenträger Seiner Majestät — Ln. b. i. 2c. — kommen, um den Stier zu opfern. Nachdem man ihn aber geschlachtet und als er sich auf den Schultern der Leute befand, (die ihn trugen), da schüttelte er sich am Halse und ließ zwei Tropfen Blut an die Stelle der beiden Thorhüterlogen*) Seiner Majestät, — Ln. b. i. 2c. — fallen; der eine aber fiel auf die eine Seite der großen Königspforte des Pharao — Ln. b. i. 2c. —, der zweite aber auf die andere Seite, und sie wuchsen auf zu zwei herrlichen Perseabäumen,**)

17) die alle beide von vorzüglichster Art. Da ging man hin, um Seiner Majestät — Ln. b. i. 2c. — zu sagen: „Zwei herrliche Perseabäume sind als ein großes Wunder für Seine Majestät — Ln. b. i. 2c. — an der Stelle des großen Eingangsthores Seiner Majestät — Ln. b. i. 2c. — in der Nacht erwachsen, und man jubelte ihnen zu im ganzen Lande und brachte ihnen Opfer. Als aber später viele Tage vergangen waren, trat Seine Majestät — Ln. b. i. 2c. — hervor aus der Pforte von Lapis lazuli mit einem Kranz von Blumen jeder Art um den Hals. Er stand auf einem Wagen von Silbergold***), und er verließ den Palast des Königs — Ln. b. i. 2c. — um die Perseabäume zu besichtigen; die Favoritin aber kam heraus auf einem von Rossen gezogenen Fuhrwerk, das dem Pharao — Ln. b. i. 2c. — folgte. Darauf setzte sich Seine Majestät — Ln. b. i. 2c. — unter einen der Perseabäume nieder; (die Favoritin

*) Wörtlich: An der Stelle des Obersten der beiden Portierlogen. Solche sind noch als kleine Vorbauten neben dem Eingangsthor des Tempels von Medinet Habu zu Theben erhalten.

**) Nach Schweinfurth (ägyptisch scheuebu) Mimusops Schimperi.

***) Electron.

aber nahm unter dem anderen Platz*). Da erhob dieser die Stimme und sagte zu seinem Weibe: „O welche Niedertracht! Ich bin Batau, und, ja, ich lebe! Als Du die Missethat gegen mich vollbrachtest, da war es Dir bewußt, was das Fällen (der Cypresse), unter der sich meine Wohnung befand, durch den Pharao — Ln. d. i. ꝛc. — bewirken werde; so habe ich mich denn in einen Stier verwandelt; Du aber bewirktest daß ich getödtet wurde.“ — Nachdem aber später viele Tage vergangen waren und die Favoritin an der Tafel Seiner Majestät — Ln. d. i. ꝛc. — verweilte, und man (der König) sich ihr gnädig erwies, sagte sie zu Seiner Majestät — Ln. d. i. ꝛc. —: „Schwöre mir bei Gott mit den Worten: „„Was die Favoritin thut, und was sie mir sagt, das werde ich für sie erhören.““ Und wirklich hörte er alles an,

18) was sie sprach; sie aber sagte: „Veranlasse doch, daß die beiden Perseabäume gefällt werden, damit man schöne Bretter mache.“ Und man (der König) erhörte alles, was sie verlangte. Und viele Tage darauf ließ seine Majestät — Ln. d. i. ꝛc. — geschickte Handwerker kommen, und sie fällten die Bäume an der hohen Pforte**) — Ln. d. ihr ꝛc. — und die königliche Gemahlin, die Favoritin stand dabei und schaute dem zu. Da flog ein Splitter davon und drang in den Mund der Favoritin. Sie schluckte ihn hinunter, und gute Hoffnung begann sich in ihr zu regen. Inzwischen that man alles, wonach ihr der Sinn stand. Als aber hierauf viele Tage vergangen waren, gab sie einem Knaben das Leben, und man machte sich auf, um Seiner Majestät — Ln. d. i. ꝛc. — zu verkünden: „Es ward Dir ein männlicher Erbe geboren.“ Dann brachte man ihm denselben, er gab ihm eine Amme und Wärterinnen, man jubelte ihm zu im ganzen Lande; der König aber geruhte einen Feiertag zu feiern, und man gab sich damit ab, ihn zu benennen. Seine Majestät — Ln. d. i. ꝛc. — liebte ihn von Stund an gar sehr, gar sehr; auch ernannte man (der König) ihn

19) zum Prinzen von Aethiopien***). Als aber später viele Tage vergangen waren, verlieh ihm Seine Majestät — Ln. d. i. ꝛc. — die Erbprinzenwürde über das ganze Land. Als aber viele Tage vergangen waren, und er viele Jahre in der Erbprinzenwürde des ganzen Landes zurückgelegt hatte, flog Seine Majestät — Ln. d. i. ꝛc. gen Himmel, und man (der neue König,

---

*) Diesen Satz, der sich sicher ergänzen läßt, ließ der Schreiber in Folge eines Flüchtigkeitsfehlers aus.

**) Das gleiche Wort per ʻao, woraus das hebräische Pharao wurde, bedeutet „die hohe Pforte“, d. i. der Königspalast mit seinem hohen Eingangsthor, und den Pharao selbst. Der gleiche Titel eignet heute noch in ähnlicher Weise den Sultanen des Osmanischen Reiches. An unserer Stelle treten hinter per ʻao im Sinne des Eingangthores die hinter dem Namen des Pharao gebräuchlichen Wunschesworte Ln. d. i. ꝛc.

***) Titel der Königssöhne, ähnlich wie „Prinz von Wales“ ꝛc.

d. i. Batau) sprach: „Man möge mir unsere Fürsten die Großen Seiner Majestät — Ln. d. i. ꝛc. — herbeiführen. Ich will sie mit allen Thatsachen bekannt machen, die sich mit mir zugetragen haben.“ Dann führte man ihm auch ein Weib zu, er schloß vor ihnen seine Rechnung mit ihr ab, und vollzogen ward das Verdict, das sie unter einander gefällt. Man brachte ihm auch seinen älteren Bruder, und er verlieh ihm die Erbprinzenwürde über ein ganzes Land. Zwanzig Jahre lang war er (Batau) König von Ägypten. Dann wanderte er fort aus dem Leben, und sein älterer Bruder stellte sich am Tage des Begräbnisses an seinen Platz. So wäre denn dies glücklich zu Ende.*)

Nach Mittheilung der Namen der gelehrten Beamten, unter deren Auspicien unsere Erzählung niedergeschrieben ward, folgt ein gereimter Satz, der uns in ähnlicher Form auch am Schluß anderer Papyri aus dieser Zeit begegnet, und der wörtlich lautet:

ȧr pentë ȧuf ḥr d̲ed m peë sḫeu
ȧr nf Dḥutë ȧrë ḫeu

Wer das Lob dieses Buches anderen verkündet,
Dem bleibt Thot als sein Kampfgenosse verbündet.

Wörtlich: Was denjenigen angeht, der von diesem Buche redet, dem macht sich Thot (der Gott der Wissenschaften) zum Genossen des Kampfes.

Daß der Reim hier absichtlich benutzt wird, geht aus Papyrus Sallier IV. und anderen Texten hervor, wo sich in einem Schlußsatze ähnlichen Inhaltes gleichfalls der Reim findet.

In diesem ägyptischen Märchen, wie in dem vom „Machandelboom“ nimmt der Getödtete die Gestalt eines anderen organischen Wesens an — hier die eines Stieres und Baumes, dort die eines Vogels — er zieht den Missethäter, nachdem er ihm das Gewissen gepeinigt, zur Rechenschaft, bringt ihn um's Leben und gewinnt selbst die menschliche Gestalt zurück. In wie weit der Anfang des Märchens von den beiden Brüdern mit der biblischen Joseph-Frau Potiphar-Geschichte übereinstimmt, mag der Leser, der nun beide kennt, selbst beurtheilen. Jedenfalls ist die hebräische Erzählung, das ägyptische und deutsche Märchen national gefärbt, und es entspricht auch jedes im Ganzen und Einzelnen so genau der Besonderheit des Gesellschaftskreises, der es als seinen Besitz betrachtet, das keins als entlehnt vom anderen betrachtet zu werden braucht, und die Aehnlichkeiten, die uns überraschen, der Analogie des menschlichen Schicksals, Denkens und Empfindens überall sehr wohl zugeschrieben werden dürfen.

Georg Ebers.

*) Ganz entsprechend dem „explicit (liber) feliciter“ am Ende lateinischer Manuscripte.

Die Gemälde-Ausstellung zu Manchester 1887.*)

Von

H. Lücke und P. Janssen.

— Dresden. — — Düsseldorf. —

In der Kunst- und Industrie-Ausstellung, die von der Stadt Manchester 1887 zur Feier der fünfzigjährigen Regierung der Königin Victoria veranstaltet wurde, bildete die Gemälde-Abtheilung einen der wichtigsten Anziehungspunkte. Sie hatte, wie die ganze Ausstellung, „retrospectiven" Charakter und bot in fast durchgehends vortrefflich ausgewählten Werken einen sehr vollständigen Ueberblick über die Entwicklung der englischen Malerei während der fünfzig Jahre der „Victorian Era."

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte England in der Geschichte der Malerei, wie der Plastik, eine wenig hervorragende Rolle gespielt. Erst um diese Zeit, mit dem Auftreten Joshua Reynolds' († 1792) und Gainsboroughs († 1788), nahm die englische Malerei einen bedeutenden Aufschwung. Reynolds hatte sich in eklektischer Weise vornehmlich an den großen italienischen Coloristen des 16. Jahrhunderts gebildet, Gainsborough schloß sich näher an niederländische Meister, namentlich an Van Dyck, an. Die Hauptthätigkeit beider lag im Portraitfach. Der Einfluß der Schule, die sie begründeten, erhielt sich in England bis in

*) Dem nachfolgenden Aufsatz liegt ein von den Unterzeichneten an das königlich preußische Cultus-Ministerium erstatteter Bericht über die Gemälde-Ausstellung in Manchester zu Grunde. (Vergl. den Aufsatz des Professor P. Meyerheim im 151. Hefte von „Nord und Süd.)

die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Als ihr letzter Vertreter gilt Thomas Lawrence († 1830). Er wird zugleich als Mittelglied zwischen ihr und der neueren Periode betrachtet, deren Beginn ungefähr mit dem Anfang der „Victorianischen Ära" zusammenfällt. Die Anklänge an die italienische Schule verschwinden seit dieser Zeit völlig, während gewisse niederländische Einflüsse ersichtlich fortwirken. Von der Genremalerei, die sich jetzt in großer Breite entwickelte, kann man sagen, daß sie im Allgemeinen den Spuren der holländischen Meister des 17. Jahrhunderts nachging. Zugleich aber trat, besonders auch auf landschaftlichem Gebiet, eine selbständige nationale Eigenthümlichkeit immer entschiedener hervor, um so entschiedener, als sich diese ganze Entwicklung fast ohne jede Berührung mit der gleichzeitigen continentalen Kunst vollzog. Zur Verschärfung des eigenartigen Gepräges der englischen Malerei hat diese Isolirung nicht wenig beigetragen. Erst ziemlich spät, erst in den sechziger Jahren ist England künstlerischen Einflüssen des Continents in weiterem Umfang zugänglich geworden; die neue Bewegung, die damals in der englischen Malerei in die Höhe kam, war durch derartige Einwirkungen nicht unwesentlich bedingt.

Zum Theil noch vor den Beginn der „Victorianischen" Epoche fällt die Thätigkeit zweier hervorragender Meister, die in verschiedenen Gebieten fast gleiche Berühmtheit erlangten — Edwin Landseers und William Turners. Bei jenem, der in der Ausstellung mit einer großen Anzahl seiner bekanntesten Werke vertreten war, wird man in der feinen, gediegenen, zuweilen vielleicht etwas glatten Behandlungsweise vorwiegend niederländische Tradition wahrnehmen können. Noch jetzt, wie früher hat Landseer, als einer der besten Meister der Thiercharakteristik, als einer der vorzüglichsten Thierpsychologen zu gelten. — William Turner besitzt noch gegenwärtig den Ruhm des bedeutendsten englischen Landschaftsmalers. Anfangs fast ausschließlich ein Nachahmer Claude Lorrains, gelangte er bald zu einer künstlerischen Selbständigkeit und Vielseitigkeit, von der eine Reihe umfänglicher historischer Landschaftsgemälde in der Londoner Nationalgalerie das glänzendste Zeugniß giebt. In der ganzen neueren Landschaftsmalerei findet man in der That nur wenige Werke, die an Kühnheit der Composition und an Kraft der coloristischen Behandlung den Hauptwerken Turners, namentlich seinen Seestücken der zweiten Periode, gleich kommen. Um so mehr muß der sonderbare Charakter seiner späteren Bilder in Verwunderung versetzen. Von einer bestimmten Zeit an erstrebte er mit eigensinniger Beharrlichkeit die Wiedergabe gewisser eigenthümlicher Licht- und Lufterscheinungen, wie sie sich häufig in dem nebligen Klima Englands erzeugen. Der Versuch mißglückte gänzlich, sei es, daß die Abnahme seines künstlerischen Vermögens, oder daß die Natur jener Phänomen daran schuld war. Diese Bilder, von denen in Manchester ein ganzes Dutzend ausgestellt war, können mit ihren die ganze

Fläche ausfüllenden, farbig gefleckten Nebeldünsten großentheils nur als Curiosa gelten.

Die Hauptleistungen der englischen Malerei während der Periode der letzten fünfzig Jahre, ihre bedeutendsten und interessantesten Erzeugnisse während dieser ganzen Zeit gehören in die Gebiete des Genres (und Genreähnlichen), des Porträts und der Landschaft. Hier trafen die besten künstlerischen Kräfte zusammen. Unter den Erscheinungen, die sich außerhalb dieser drei Gebiete bemerklich machen, ist die eigenthümlichste ohne Zweifel die Schule der sogenannten Präraphaeliten, die gegen Ende der vierziger Jahre mit großem Geräusch und hochgehenden Absichten auftrat, in einem Zeitpunkte, wo die englische Malerei an vielen Stellen einer merklichen Erschlaffung verfallen war. Seitdem hat die Richtung der Präraphaeliten sich bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Sie hatten von Anfang an ein völlig revolutionäres Programm. Sie machten Opposition gegen alles Conventionelle und Akademische und erstrebten eine Kunsterneuerung von Grund aus, indem sie die ganze von der klassischen Epoche der Renaissance ausgehende Kunstentwicklung verwarfen und auf Vorbilder der vorklassischen Zeit, auf die Kunst des 15. Jahrhunderts zurückgingen.

In dieser letzteren Beziehung begegneten sie sich mit Bestrebungen, die in Deutschland schon ein paar Jahrzehnte früher aufgetaucht waren, mit der romantischen Richtung der deutschen Malerei; doch hatten sie mit ihr keine tiefere Verwandtschaft, auch waren sie von ihr in keiner Weise beeinflußt.

Als ihr vornehmstes Muster verehrten sie die Italiener des 15. Jahrhunderts, die vorraphaelischen Maler, nach denen sie sich nannten; sie priesen die naive Poesie dieser Meister, ihre reine unverdorbene Auffassung der Natur. Das Befangene und „knospenhaft Spröde", das ihren Werken noch anhaftet, war für sie von besonderem Reiz. Die kindlichen und jugendlichen Gestalten in den Bildern eines Botticelli, Perugino u. A. fesselten sie am meisten.

Das Ergebniß ihres eigenen Schaffens war seltsam genug. Gerade von dem, was sie an jenen alten Meistern am höchsten rühmten, von echter Natürlichkeit und naiver Poesie, ist in ihren Werken am wenigsten zu spüren. Zum großen Theil sind es sehr befremdliche Producte, Arbeiten, in denen Anempfundenes, künstlich Nachgeahmtes mit Zügen einer wahren Empfindung sonderbar gemischt ist. Am wunderlichsten zeigt sich das Naivseinwollen, dieses Grundübel der Präraphaeliten, wenn sie sich bemühen, die „reizende Befangenheit" der alten Meister, gewisse Unvollkommenheiten der Formengebung, die sie als Merkmale des Naiven betrachten, sorgfältig nachzuahmen. Manche dieser Leistungen sind mit ihrer gesuchten, affectirten Naivität zu den künstlerischen Verirrungen der fatalsten Art zu rechnen.

Auf die farbige Behandlung ward besonderer Werth gelegt; auch sie

sollte naiv sein und poetisch. Man malte in möglichst ungebrochenen Farben, die Localtöne scharf accentuirend, zuweilen ohne jede Berücksichtigung der Luftperspective. In dieser primitiven, elementaren Weise meinte man das Poetische der Farbe am besten zur Geltung zu bringen. Das Resultat war in den meisten Fällen sehr wenig erfreulich — großentheils eine harte Buntfarbigkeit von grellstem Effect. In der Durchführung des Einzelnen befleißigten sich die Uebereifrigen, die Jünger von der strengen Observanz, gleichfalls einer möglichst primitiven Manier, indem sie das Nebensächliche, bis auf Gräser und Halme, Punkt für Punkt mit ängstlich detaillirender Kleinlichkeit behandelten.

In dieser ganzen wunderlichen Art haben die Arbeiten dieser Kunsterneuerer, welche die herkömmliche künstlerische Bildung so gründlich verachteten, vielfach ein völlig dilettantisches Ansehn. Nimmt man hinzu, daß in den dargestellten Gegenständen und in der Erfindung die englische Neigung zum Seltsamen und Bizarren oftmals in auffälligster Weise zu Tage tritt, daß mitunter die wundersamsten, gar nicht darstellbaren Gedanken in den Bildern ausgedrückt werden sollen, so läßt sich denken, welchen Grad des Absonderlichen diese Präraphaeliten-Kunst zuweilen erreicht.

Irgend welche tiefgreifende und nachhaltige Einwirkung auf die englische Malerei konnte von dieser Schule oder, wie man sie richtiger bezeichnet, dieser Secte nicht ausgehen. Ohne Zweifel jedoch besitzt sie das Verdienst, daß sie in einer schlaffen Zeit durch die scharfe Bekämpfung alles Gewohnheitsmäßigen in der Kust, alles Conventionellen die Geister in Bewegung brachte. Der heftige „fight for art", der damals entbrannte, gewann besondere Bedeutung durch die Betheiligung Ruskins, der sich zum literarischen Anwalt der Präraphaeliten machte und ihre Sache mit eindringlicher Beredtsamkeit verfocht. Auch hat die neue Richtung auf wirkliche Talente anregend gewirkt, namentlich in coloristischer Hinsicht; mit ihrem Dringen auf elementare Farbenwirkungen hatte sie zum mindesten das Gute, daß sie das coloristische Gefühl anreizte und schärfte. Das bedeutendste jener Talente war Millais, der sich freilich, nachdem er der Fahne der Präraphaeliten kurze Zeit gefolgt war, sehr entschieden von ihnen lossagte.

Einer der Hauptführer der Secte, der ihre Prinzipien mit fanatischer Schwärmerei vertrat, war Dante Gabriel Rossetti († 1882). Das Alterthümelnde der ganzen Richtung macht sich in seinen großentheils erstaunlich dilettantisch gemalten Bildern mit besonderer Schärfe bemerklich; die meisten, wie „The blessed Damozel" und „Dantes Dream", haben überdies etwas krankhaft Sentimentales, mit einem Stich in's Mystische. Die „poetischen Ideen," die er in seine Darstellungen zu verbergen liebte, hat er zuweilen auch in Verse gebracht. Der Typus mancher seiner Figuren ist Botticelli entlehnt.

Die Bilder Holman Hunts, der gleichfalls zu den Häuptern der

Schule gehört und von ihren Anhängern ganz besonders gefeiert wird, waren in der Ausstellung zu Manchester vielleicht das Befremdlichste, das man dort sehen konnte. Von einer Anlehnung an altitalienische Muster war bei ihnen wenig zu gewahren, aber in ihrer Seltsamkeit bekundeten sie sich durchaus als echte Producte der Schule. Man war in der That nicht wenig erstaunt, wenn man las, mit welchem überschwänglichen Lob diese Bilder in einem Artikel des „Manchester Courier“ und in den Bemerkungen des „Official Guide“ der Ausstellung bedacht wurden. Der „Official Guide“ sagte von dem einen, dem „Schatten des Todes“, daß es vielleicht das schönste religiöse Gemälde der Gegenwart sei. Zweifellos ist es das sonderbarste. In einer Tischlerwerkstätte, deren Fußboden dicht mit Hobelspänen bedeckt ist, steht eine nackte, nur mit einem Schurz versehene männliche Gestalt mit ausgebreiteten Armen, deren Schatten auf die Rückwand fällt. Zur Linken kniet eine weibliche Figur vor einem Koffer, aus dem sie eine Krone heraushebt, während ihr Blick auf den Schatten gerichtet ist. Die nackte Gestalt soll Christus vorstellen, das knieende Weib Maria, der kreuzförmige Schatten an der Wand ist der „Schatten des Todes.“ Der Gedanke des Bildes ist völlig abstrus, die Ausführung wunderlich hart, schwerfällig und kleinlich in allen Details. An abschreckender Sonderbarkeit wird dieses Werk durch zwei kleine, grell bunte, mystisch-symbolische Bilder, „The Scapegoat“ und „Strayed Sheep“, beinahe noch übertroffen.

Ein Maler, der nicht zur Secte der Präraphaeliten gerechnet wird, aber in einigen seiner Bilder recht als ein Geistesverwandter Holman Hunts erscheint, ist G. F. Watts. Die Werke, die als seine originellsten gelten, sind „Gedankenmalereien“ der bedenklichsten Art, allegorische, auf weiten Umwegen der Reflexion ersonnene Darstellungen, deren Sinn zu enträthseln in der Regel sehr schwer fällt. Die Formengebung ist fast in allen diesen Compositionen, die in der Ausstellung eine ganze Saalwand einnahmen, von augenfälliger Schwäche, unklar, unbestimmt, schattenhaft, und nichts kann überraschender sein, als wenn der erwähnte Artikel des „Manchester Courier“ sich zu der Behauptung versteigt, daß seit den Tagen Michelangelos nichts Größeres erfunden worden sei, als die Figur des „Todes“ in dem einen dieser Gemälde („Der Tod und die Liebe“). — Unter diesen „Idealdarstellungen“ von Watts war, streng genommen, nur eine von Interesse, das ansprechende Bild einer Psyche, während seine zahlreichen Portraitbilder gleichfalls nur wenig zu interessiren vermochten.

Bedeutender ist Burne Jones, der Hauptvertreter der jüngeren Präraphaeliten-Schule, der von allen seinen Genossen wohl am meisten wirklich poetische Empfindung und coloristische Begabung besitzt. Mehr als die florentinischen Quattrocentisten, scheint er die älteren Venezianer, die venezianische Malerei aus der Zeit Giorgiones studirt zu haben. Sein Hauptbild „Le Chant d'Amour“ bekundet vor Allem ein sehr

starkes coloristisches Gefühl; in dem goldigen Ton seiner Farbe hat es in der That etwas, das an jene venezianischen Meister, an die Art Giorgiones erinnern kann. Auch in dem Gegenstande des Gemäldes könnte man etwas Giorgioneskes, eine Aehnlichkeit mit den „Concerten“ Giorgiones finden, wäre ihm nicht ein so sonderbares präraphaelitisches Element beigemischt. Ein Garten ist dargestellt, mit einem mittelalterlichen Schloß im Hintergrund, vorn eine Gruppe von drei romantischen Gestalten, eine Jungfrau, die auf einem orgelähnlichen Instrumente spielt, neben diesem der Genius der Liebe, dem eine Function zuertheilt ist, die er wohl noch niemals zu vollziehen hatte: er ist damit beschäftigt, den Blasebalg der Orgel in Bewegung zu setzen, um dem Instrument, wie es in einer Erläuterung des Bildes heißt, den Athem der Liebe zuzuführen; zur Seite auf grünem Rasen sitzt, mit blanker Rüstung angethan, ein ritterlicher Jüngling, den zärtlichen Blick auf die Jungfrau gerichtet. So curios, man kann sagen, abgeschmackt der allegorische Bestandtheil des Bildes ist, die Gestalten mit ihrem schwärmerisch innigen Ausdruck haben etwas eigenthümlich Fesselndes, und die poetische Wirkung des Colorits macht das Wunderliche der Darstellung beinahe vergessen.

Das religiöse Gemälde, das von Burne Jones ausgestellt war, „The Morning of the Resurrection“, hatte in vieler Beziehung einen sehr auffällig archaistischen Charakter, doch fehlte es auch hier nicht an lebendig empfundenen Zügen. Unter den übrigen, vorwiegend allegorisch-mythologischen Bildern des vielseitigen Künstlers, die meist grau in grau gemalt, zu Decorationszwecken bestimmt waren, zeichnete sich das „Rad der Fortuna“ besonders durch die ernste, sehr streng, fast in der Art Mantegnas gezeichnete Hauptfigur aus. Im Uebrigen war die Composition — Fortuna dreht das Schicksalsrad, an welchem nackte Menschengestalten auf- und niederschwanken — ziemlich seltsam.

Aus Millais’ präraphaelitischer Periode war nur ein Gemälde in der Ausstellung vorhanden, ein sehr eigenartiges Werk, das in besonders überraschender Weise zeigte, wie ein starkes Talent auch aus der so vielfach bedenklichen Richtung jener Kunsterneuerer eine bedeutende Anregung zu schöpfen vermochte: The Vale of Rest — ein im Abendlicht ruhender Klostergarten, in welchem zwei Nonnen ein Grab bereiten — ein Bild voll merkwürdig intensiver Farbenstimmung, tief ernst und melancholisch, wie ein Requiem, ohne Zweifel das Bedeutendste, was die Ausstellung aus dem Bereiche der Präraphaelitenschule aufzuweisen hatte.

Mit antik-mythologischen Stoffen, die unter den Präraphaeliten nur Burne Jones ausnahmsweise behandelte, hat die englische Malerei sich sehr selten befaßt. Ein gewisser englischer Schicklichkeitsbegriff, eine Abneigung gegen die Darstellung des Nackten mag zum Theil daran schuld sein. Der Classicismus, der am Ende des vorigen und am Anfang

dieses Jahrhunderts die ganze continentale Kunst beherrschte, ging an der englischen Malerei beinahe spurlos vorüber. Erst später, eigentlich erst in neuerer Zeit kam eine Art classischer Richtung auf, deren Hauptvertreter Frederic Leighton ist, der gegenwärtige Director der Royal Academy. Von modernen Einflüssen ist sein Classicismus keineswegs unberührt. Auf das malerische Element legt er größeren Nachdruck, als alle Classicisten früherer Zeit; sein großes Gemälde, die „Daphnephoria" — in Manchester das hervorragendste seiner Werke — läßt namentlich in der Behandlung des Landschaftlichen ein feines malerisches Gefühl nicht verkennen. Gleichwohl liegt das Hauptgewicht immer auf der klassisch eleganten Form und Zeichnung, die von einer gewissen unlebendigen Glätte in der Regel nicht frei ist. Unter seinen übrigen Gemälden, die zuweilen nahe an's Manierirte streifen, zeichnete sich besonders „Summer Moon" durch eine schöne poetische Stimmung aus. Einen ähnlichen Classicismus vertritt E. J. Poynter, jedoch mit geringerem Talent. In den umfänglichen Gemälden, die von ihm in Manchester ausgestellt waren, hat die Composition meist etwas „Akademisches", die Farbe erscheint ziemlich hart und bunt.

Eine Historienmalerei des großen Stils giebt es in England nicht; die wenigen Anläufe, die im vorigen Jahrhundert in dieser Richtung gemacht wurden, blieben erfolglos. Die Gattung der genreartigen oder an das Genre angrenzenden geschichtlichen Darstellungen hat dagegen viele Vertreter gefunden; doch war in Manchester die Zahl solcher Bilder verhältnißmäßig gering. Auffällig erschien im Allgemeinen, daß sie nur selten Scenen dramatischen Charakters zum Gegenstand hatten; wo dies der Fall war, ließ die Darstellung meist den rechten dramatischen Nerv vermissen. Das interessanteste historische Genrebild der Ausstellung war ohne Zweifel Orchardsons „Napoleon am Bord des Bellerophon, Frankreich verlassend" — der Kaiser im Vordergrund allein, im Hintergrund einige französische Generäle — ein geistreiches, höchst einfach aber ungemein, wirkungsvoll componirtes Gemälde. Unter den übrigen derartigen Darstellungen verdient besonders das in den genannten Besprechungen sonderbarer Weise nirgends erwähnte und in der Ausstellung sehr ungünstig gehängte Bild von A. C. Gow „Cromwell at Dunbar" hervorgehoben zu werden, ein kleines, fein durchgeführtes, namentlich in der Charakteristik der einzelnen Figuren treffliches Werk, das in mancher Hinsicht durch Vorbilder der continentalen Malerei beeinflußt schien. — Bei den sorgfältig behandelten und in vielen Einzelheiten vortrefflichen Historienbildern von Linton machte sich in der Composition der Mangel dramatischer Lebendigkeit besonders fühlbar. Ein geschichtliches Genrebild von Madox Brown, der in der Ausstellung in sehr verschiedenartigen Masken auftrat, „Cromwell on his Farm", hatte in der Behandlungsweise etwas von der Art Moritz Schwinds; in der Charakteristik, wie in der schlichten, etwas eintönigen Färbung erschien es weit besser, als die lange Reihe sehr bunter

und wenig bedeutender Historienbilder, mit denen Brown den Sitzungssaal der Town Hall zu Manchester decorirt hat.

Alma Tadema, den die Engländer jetzt zu den ihrigen rechnen, glänzte in der Ausstellung mit einer beträchtlichen Zahl seiner vorzüglichsten Werke, unter denen sich auch jenes wundervolle „Antike Maler-Atelier“ befand, dessen coloristische Feinheit der Künstler in späteren Werken kaum wieder völlig erreichte — vielleicht das schönste Gemälde der ganzen Ausstellung. Bestimmte Einflüsse Tademas lassen sich bei sehr wenigen englischen Malern erkennen, wohl am meisten bei J. W. Waterhouse, von dessen Bildern besonders „Ein Blumenmarkt im alten Rom“ und „Die Befragung des Orakels“ an Tademas Art erinnerten.

Im Gebiet des eigentlichen Genre war zuerst David Wilkie († 1841) epochemachend aufgetreten. An ihn schloß sich eine Reihe von Malern an, deren Thätigkeit weit in die Victorian Era hineinreicht. Die namhaftesten von ihnen, Webster, Frith und Grant, konnte man in Manchester sehr gründlich kennen lernen; ihre Darstellungen aus dem häuslichen und öffentlichen englischen Volksleben sind hauptsächlich interessant durch die vielen scharf aufgefaßten und scharf gezeichneten, echt englischen Typen. In der Behandlungsweise, in der subtilen, spitzen, auf eine malerische Gesammtwirkung noch nicht berechneten Art der Ausführung haben namentlich die Bilder von Frith und Grant mit den zeitgeschichtlichen Darstellungen des Berliner Krüger Verwandtschaft; einige derselben, besonders die Bilder von Frith, der „Derby Day“ und „Ramsgate Sands“ u. a. sind durch zahlreiche Reproductionen in England populär geworden. Der Genremaler T. Faed, dessen Hauptthätigkeit in die vierziger und fünfziger Jahre fällt, erinnert in der Malweise, wie in den Gegenständen, an die alte Düsseldorfer Genreschule.

Wesentlich verschieden von den Genannten ist eine jüngere Gruppe von Genremalern, die eine in bestimmterem Sinne malerische, eine entschieden coloristische Richtung verfolgten. Eine eigenthümlich englische Empfindungsweise kommt in ihren Bildern oft sehr bestimmt zum Ausdruck. In erster Linie steht Dicksee, ein feinsinniger, poetisch empfindender Künstler, dessen Hauptwerk „Harmony“ in England hoch gepriesen ist — eine junge Dame, die Orgel spielend und ein Jüngling, der ihr träumerisch zuhört —; die schöne Farbe des Bildes hat Accorde von einschmeichelnder Weichheit, die Figuren sind von außerordentlicher Zartheit, den Charakter des Ganzen könnte man lady-like nennen.

Echt englische Eigenart haben ferner die viel reproducirten Genrebilder von Leslie, der mit Vorliebe jugendliche Mädchengestalten aus dem Kreise der höheren Stände schildert, junge, zart blonde Ladies, meist in dem Costüm vom Anfang des Jahrhunderts. Das anziehendste der von ihm ausgestellten Bilder: Waiting for the Ferry — eine junge, anmuthige Lady erwartet am Flußufer in abendlicher Landschaft die Ankunft der

Fähre — ist auch in der Stimmung der sehr einfachen Scenerie nicht ohne Reiz. Oefters hat seine Farbe einen auffällig kühlen und blassen Ton, der jedoch dem englischen Geschmack bei diesen Bildern besonders zusagt. — Ein weit feinerer Colorist ist der schon erwähnte Orchardson. Seine novellistischen Schilderungen aus dem Londoner High-life gehören zu den interessantesten Leistungen der englischen Genremalerei; sie sind mit großer Virtuosität behandelt und besonders wirksam durch den eigenthümlich pikanten, sehr fein gestimmten Gesammtton der Farbe. Die Charakteristik der Figuren streift bisweilen ein wenig ans Karrikirte. — Eine gewisse Hinneigung zum Sentimentalen, die bei den Engländern so häufig zum Vorschein kommt, macht sich bei mehreren zu dieser Gruppe gehörenden Malern bemerklich, besonders bei Marcus Stone, dessen Genrescene „My Lady is a Widow“ sogar an die Sentimentalität der Richardson'schen Romane erinnern kann, ebenso bei Sant, dessen elegisches „Blumenmädchen“ ein Lieblingsbild des englischen Publicums ist.

Zu derselben Gruppe sind noch zwei Genremaler zu rechnen, die in England in besonders großem Ansehen stehen, Mason († 1872) und Walker († 1875). Sie behandelten fast ausschließlich Gegenstände aus dem bäuerlichen Leben und dem Leben der Arbeiter und waren die ersten, die derartigen Gegenständen in der englischen Genremalerei eine hervorragende Stelle verschafften. Zuweilen hat man sie, ganz irriger Weise, als Begründer einer neuen, specifisch realistischen Richtung bezeichnet. Von Mason kann man ganz im Gegentheil sagen, daß er überall auf eine bestimmte Idealisirung seiner Gegenstände ausging. Er ist der Bukoliker unter den englischen Malern; er schildert das Landleben immer in einer bestimmten poetischen Beleuchtung; seine Bilder — eines der ansprechendsten trägt den Titel „A Pastoral Symphony“ — haben durchweg einen anmuthig idyllischen Charakter; ihr Colorit ist weich und gefällig, mitunter ein wenig verschwommen. — Walker ist charakteristischer in der Zeichnung, wahrer in der Farbengebung, aber nichts weniger als Realist im prägnanten Sinne. Er ist vorwiegend Stimmungsmaler. Im Gegensatz zu dem heiter idyllischen Ansehen der Mason'schen Bilder ist in den seinigen eine ernste, schwermüthige Stimmung vorherrschend. Den Charakter der Figuren pflegt er auch in gewisser Weise zu poetisiren, indem er ihnen in Ausdruck und Haltung gewisse bedeutsame Züge giebt, die jedoch nicht immer überzeugend wirken. Die Farbe seiner Gemälde hat meist einen eigenthümlich fahlen und matten Ton. In ihrer malerischen Gesammterscheinung sind diese Bilder, die auch culturgeschichtlich nicht ohne Bedeutung sind, in hohem Grade originell, namentlich „The Harbourg of Refuge“ und „The Old Gate,“ die beiden interessantesten unter den in Manchester ausgestellten. Das erstere schildert den Hofraum eines Asyls für Kranke und Arme, im Hintergrunde eine Gruppe gebrechlicher Herbergsgenossen, vorn eine junge schlanke Mädchengestalt, die einen kraftlosen

Alten führt. Das andere Bild zeigt in herbstlich trüber Landschaft einen verwahrlosten Herrensitz, aus dessen altem Gitterthor eine vornehme Lady in gebeugter Haltung heraustritt; im Vordergrund eine Gruppe von Landleuten mit Hacke und Spaten, die auf ihrem Wege zur Arbeit beim Anblick der Lady innehalten, ein hochgewachsener Bursche mit verächtlichem Ausdruck, die anderen mitleidig oder gleichgiltig.

An Schärfe der Charakteristik und an Energie der malerischen Behandlung übertrifft die zuletzt Genannten sämmtlich der in England seit langer Zeit einheimische, aber aus Deutschland gebürtige H. Herkomer. Das auch bei uns wohlbekannte Meisterwerk desselben, „die Invaliden", war eine der Hauptzierden der Ausstellung.

Endlich — last not least — ist noch der Genrebilder von Frank Holl und Millais zu gedenken; beide, als Portraitmaler am berühmtesten, sind auch im Genre von hervorragender Bedeutung. Frank Holl war als Genremaler nur mit einem Bilde vertreten, einem in der Auffassung und der malerischen Wirkung gleich vortrefflichen Werke: „Gone! (Dahin!)" In einer Bahnhofshalle, aus welcher der Zug eben hinausgebraust ist, steht verlassen eine Gruppe von drei Frauen, die eine der beiden jüngeren mit einem Kind im Arm, die ältere mit hoch erhobenen Händen dem davon eilenden Zuge nachwinkend; im Hintergrund große, fahl beleuchtete Dampfwolken. Im Colorit und in der Art der Behandlung ließ sich belgischer Einfluß erkennen.

Millais hatte sich, als er die Richtung der Präraphaeliten verließ, zu einer freieren realistischen Anschauung fortschreitend, zunächst und hauptsächlich Genredarstellungen zugewandt; später folgten die berühmten Porträts, in denen er die höchste Stufe seines Könnens erreichte. Von seinen Genrebildern in Manchester interessirten besonders: „The Gamblers Wife", sehr fein in der malerischen Haltung, und „The North-West Passage", ein Bild mit fast lebensgroßen Figuren; die Hauptfigur, eine weißbärtige Seemannsgestalt, ist markig charakterisirt, das Motiv freilich nur durch den Titel und die Beischrift des Bildes verständlich; der Alte, mit einer Seekarte vor sich, brütet über dem Plan der „Nord-West-Passage": „It might be done, and England should do it".

Diesen interessanten und bedeutenden Werken gegenüber zeigte sich die englische Genremalerei in einem Bilde des schon erwähnten Madox Brown, „The Work", das erstaunlicherweise nicht geringen Ruf hat, von einer höchst befremdlichen Seite. Madox Brown ist zwar nicht eigentliches Mitglied der Präraphaeliten-Secte, hängt aber als Lehrer Rossettis mit ihr zusammen. Hier, in „The Work", scheint es, als habe er die Absicht gehabt, die Präraphaeliten an Absonderlichkeit noch zu übertrumpfen. Das Colorit des Bildes hat in seiner grellen Buntheit etwas geradezu Verletzendes, das ganze Bild ist eigentlich nur ein Chaos schreiender Farben.

Auch die figürliche Composition ist von einer Verworrenheit, in der es dem Auge kaum möglich ist, sich zurecht zu finden.

Unter den Vertretern der neuesten, sehr augenfällig durch continentale Einflüsse bestimmten Genremalerei finden sich zahlreiche tüchtige Talente. Sie folgen durchweg der malerisch realistischen Richtung, welche die ganze moderne Kunst beherrscht. Im Vergleich mit den englischen Genremalern, die in den fünfziger und sechziger Jahren im Vordergrund standen, mit Leslie, Walker u. A. ist ihr Fortschritt zu einer entschiedneren, bestimmteren schärferen Auffassung der Formen des Lebens, zu einer kraftvolleren, naturwahren Behandlung der Farbe ein überraschender. Eines der beachtenswerthesten Talente dieser jüngsten Malergeneration ist Luke Fildes, der mit seinem umfänglichen Gemälde „The Village Wedding" bedeutenden Erfolg gehabt hat. Das Bild war eines der wenigen Beispiele moderner „Hellmalerei", welche die Ausstellung aufzuweisen hatte, und zwar eines der besten, frei von den Mängeln, welche der Hellmalerei so häufig anhaften, nicht stumpf und grau im Ton, sondern von energischer Lichtwirkung, im Ganzen ein Werk voll großer Lebensfrische und gesunder Kraft. Ein früheres Bild desselben Künstlers, das in der Behandlung noch eine gewisse Unreife zeigt, „The Return of the Penitent", ist im Ausdruck der Figuren nicht ohne ergreifende Züge. — Einwirkungen der italienischen und spanischen Malerei zeigten sich mehrfach, besonders bei Logsdail; dagegen waren Einflüsse der französischen Impressionisten nirgends zu bemerken.

Auf dem Gebiete der Porträtkunst ist in der englischen Malerei während der letzten Jahrzehnte eine Reihe von Werken hervorgetreten, die zum Bedeutendsten gehören, was die moderne Malerei überhaupt auf diesem Gebiete geleistet hat. Einige der hervorragendsten haben in der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 verdiente Bewunderung gefunden. Neben Millais stehen Frank Holl, Ouleß und Herkomer als Porträtmaler in erster Linie. Von den vorzüglichsten ihrer Bildnisse, besonders von denen Millais' und Frank Holls hat man mit Recht gesagt, daß sie den Werken der großen niederländischen Porträtmaler des 17. Jahrhunderts nahe verwandt sind. Im Charakter der malerischen Gesammterscheinung, in der Lebendigkeit und Kraft der Gesammtwirkung stehen sie gegen jene schwerlich zurück. In den Einzelformen ist nichts unbestimmt, nichts unklar gelassen, wenn auch die künstlerische Präcision vielleicht nicht völlig erreicht ist, die bei den Werken jener Niederländer in der Durchbildung des Einzelnen fast stets in gleichem Maße bewunderungswürdig erscheint, wie die schlagende Totalwirkung. Durch geistvolle und malerisch interessante Auffassung ragten in der Ausstellung besonders hervor Millais' Bildnisse von Gladstone und Salisbury und Frank Holls „Lord Overstone".

In der englischen Landschaftsmalerei zeigte sich schon in den zwanziger Jahren, als der Classicismus auf dem Continent auch für die landschaftlichen

Darstellungen den Ton angab, eine realistische Richtung, deren Hauptvertreter Constable war, einer der ersten in England, der sich ausschließlich dem Studium der heimischen Natur zuwandte. Während der historische Landschaftsstil Turners in England keine Nachahmung fand, hat Constable die Richtung der neueren englischen Landschaftsmalerei wesentlich mitbestimmt. Einfache Motive, wie sie das englische Flachland bietet, werden von ihr mit Vorliebe behandelt, in der Art des „Paysage intime", auf dessen Entwicklung Constable durch eine Ausstellung seiner Bilder in Paris wichtigen Einfluß übte. Auffällig selten hat die Natur des englischen Hochlands zu malerischen Darstellungen Anregung gegeben. Schilderungen großräumiger, imposanter, stürmisch bewegter Naturscenen kommen nur ausnahmsweise vor. Zu diesen Ausnahmen gehörte in der Ausstellung Peter Grahams „Spate in the Highlands", ein groß concipirtes und meisterhaft durchgeführtes Werk, das in seiner Darstellung eines mächtig erregten Naturlebens, im Gegensatz zu den übrigen, fast durchweg ruhigen und stillen landschaftlichen Scenen, doppelt wirkungsvoll erschien.

Coloristische Bizarrerien, wie die früher gekennzeichneten, finden sich hier, in der Landschaftsmalerei, weit seltener. Ein gesunder Farbensinn und das Streben, den Natureindruck möglichst unverfälscht wiederzugeben, eine frische, zuweilen etwas nüchterne, aber dennoch nicht reizlose Naturauffassung ist vorherrschend. Wie reizvoll das schlicht aufgefaßte Motiv einer ganz einfachen Gegend des englischen Flachlandes wirken kann, zeigte besonders eine kleine Landschaft „Wise Saws" von Hook, ein Bild von ungemeiner Klarheit und saftiger Frische der Farbe. Durch schöne Luft- und Lichtstimmung zeichnen sich vornehmlich die Landschaften von Leader aus, die den Bildern Liers und seiner Schule verwandt sind.

Unter den Seestücken, deren Zahl in der Ausstellung merkwürdigerweise ziemlich gering war, nahm eines von J. Brett, mit dem Titel „Britannia's Realm", die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Mächtig und imposant, wie man nach der stolzen Benennung erwarten sollte, ist das Bild keineswegs — ein hellblaues Stück Meer mit kleinen glitzernden Wellen, ohne Küstenansicht, darüber ein Himmel mit dünnem, röthlich gefärbten Gewölk; — nichts kann einfacher, man möchte sagen, harmloser sein, als die Art, wie Meer und Himmel hier aufgefaßt sind, aber in dieser Simplicität liegt ein eigener Reiz, die Natur ist mit einem frischen, wirklich naiven Auge gesehen und ihr Eindruck mit großer Unbefangenheit wiedergegeben. — Den großartigen Marinebildern Andreas Achenbachs war auch unter den übrigen Seestücken kein einziges zu vergleichen.

Im Gebiet der Aquarellmalerei, auf welchem die Engländer einen so großen und weit verbreiteten Ruf besitzen, wollte die Ausstellung den hohen Erwartungen, die man ihr entgegenbrachte, nicht völlig entsprechen. Den Aquarellen Adolf Menzels, Passinis und den neuesten italienischen Leistungen auf diesem Gebiet erschien kaum eines der ausgestellten Blätter

ganz ebenbürtig. Doch fand sich unter ihnen eine ansehnliche Zahl vortrefflicher Arbeiten, besonders interessant und zum Theil überraschend durch eine Kraft und Tiefe der Farbe, wie sie in den englischen Oelbildern so selten erreicht wird. Zu den besten Aquarellen der Ausstellung gehörten die von Linton, die in jeder Beziehung, in Rücksicht der malerischen Auffassung, der Composition und der Detailbehandlung den erwähnten Oelbildern des Künstlers beträchtlich überlegen waren; hervorzuheben sind besonders „Off Guard" und „The Cardinal Minister" zwei interessante Genrescenen, und eine Reihe sehr sorgfältig durchgeführter Einzelfiguren. Von großer Feinheit waren mehrere Aquarelle von Walker; unter den Arbeiten der übrigen Aquarellisten zeichnete sich namentlich eine Anzahl wirkungsvoller, sehr flott behandelter Landschaften aus.

Vergegenwärtigt man sich mit einem zusammenfassenden Blick diese so eigenartige und in so vieler Beziehung bedeutende Entwickelung der englischen Malerei, so möchten die folgenden Thatsachen besonders bemerkenswerth erscheinen. Zunächst zwei Thatsachen negativen Characters: die völlige Abwesenheit einer Historienmalerei des großen Stils und die geringe Vertretung der religiösen Kunst. Daß der letztere Umstand hauptsächlich in dem ablehnenden Verhalten begründet ist, welches die englische Kirche seit den Tagen der Puritaner bis heute der Kunst gegenüber beobachtet hat, ist bekannt genug. Von den wenigen religiösen Bildern der Präraphaeliten ist keines ein Kirchengemälde. Mit der geringen Entwickelung der religiösen Malerei hängt jener andere Mangel der englischen Kunst, der Mangel eines großen „historischen" Stils, offenbar sehr nahe zusammen. Von Werken, die sich mit den phantasiegewaltigen, trotz aller Fehler so grandiosen Compositionen des Cornelius oder mit den mächtigen Historienbildern Alfred Rethels vergleichen ließen, hat die englische Malerei in der That kein einziges aufzuweisen. Es wäre voreilig, aus diesem Mangel ohne weiteres auf einen Mangel in der nationalen Begabung, auf ein Deficit im englischen Kunstnaturell zurückzuschließen. Doch ist nicht zu leugnen, daß bisher in solchen Werken der englischen Malerei, in denen eine idealistische, dem höheren Stil zugewendete Richtung auftauchte, wie etwa in den Werken von Watts, immer ein entschiedener Mangel an künstlerischer Phantasie und künstlerischer Darstellungskraft fühlbar wurde. Eine Ausnahme machen in dieser Beziehung eigentlich nur die historischen Landschaftsbilder von Turner.

In der realistischen Richtung, in der sich das englische Kunstnaturell, im Genre und in der Landschaft, so mannigfaltig entwickelte, hat es sich auch am selbständigsten und originellsten gezeigt. Einen wichtigen Grundzug im Charakter des englischen Künstlers bildet die Richtung auf möglichste Ausbildung der individuellen Anschauung. Schulmeinungen und teoretische Maximen sind für ihn von geringer Bedeutung, Unbefangenheit, und Selbständigkeit der Naturauffassung gehören zu seinen bemerkens-

werthesten Eigenschaften. Der Self-made-man spielt auch in der englischen Kunst seine Rolle. Engherziges und rigoroses Festhalten am Traditionellen ist ihr am wenigsten vorzuwerfen — eher das Gegentheil, wenn man sich jener Arbeiten erinnert, in denen sich der Originalitätstrieb zuweilen auf die äußersten Staffeln des Absonderlichen verstieg.

Völlig frei ist die englische Malerei — das ist zuletzt noch zu betonen — von jenen krankhaften Zügen, die sich anderwärts in der modernen Kunst häufig genug wahrnehmen lassen. Die Richtung auf roh sensationelle Effecte, Verirrungen der Phantasie ins Wüste und Grauenhafte sind ihr ebenso fremd, wie pessimistische Tendenzen. Der gesunde Realismus, der ihre neuesten Leistungen kennzeichnet, bietet für eine glückliche Weiterentwickelung die beste Gewähr.

Spanische Städte.

Barcelona.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Man kennt die Unterhaltung der beiden Berliner Droschkenpferde, die sich am Abend im Stall zusammenfinden. „Jott sei Dank!" sagt das eine. „Endlich hat man seine Ruhe. Ick bin den janzen Dag jeloofen . . ." Worauf das andere philosophisch antwortet: „Bille schneller, als ick hier stehe, loofe ick am Dage ooch nich."

An diese Geschichte wurde ich sehr lebhaft erinnert, als ich den ersten spanischen Courierzug benutzte. Wahrhaftig, man traut seinen Augen kaum, wenn man auf dem Fahrplan den schnellstgehenden Zug von der spanischen Grenze bis nach Barcelona mit dem stolzen Worte „correo" als Courier- oder Eilzug bezeichnet sieht.

Von der Grenze, Port Bou, bis Barcelona braucht man, um die 165 Kilometer zurückzulegen, mit diesem „Courierzuge" genau sechs Stunden, während in Deutschland, England und Frankreich die Strecke mit Courierzug-Geschwindigkeit in zweieinhalb bis zweidreiviertel Stunden zurückgelegt werden würde. Auf dieser Strecke, die ein paar Kilometer länger ist als die von Berlin nach Magdeburg, hält dieser wunderlichste aller Courierzüge einunddreißigmal, also alle zehn Minuten einmal. Der gewöhnliche Zug fährt allerdings noch eine halbe Stunde länger, und der eigentliche Bummelzug, der Menschen und Güter befördert, braucht dreizehneinhalb Stunden, von 5 Uhr 25 Minuten Morgens bis 6 Uhr 55 Minuten Abends. Mit einer guten Droschke käme man schneller zum Ziele.

Die erste Eisenbahnfahrt auf spanischem Boden hat etwas ungemein Kindliches. Man glaubt, sich auf der Pferdebahn zu befinden, und zwar auf einer jener bevorzugten Linien, bei denen die Theilstrecken besonders stark benutzt werden. Man hat eigentlich gar nicht die Empfindung des Fahrens, man hat nur die Empfindung des Haltens; und an jeder Haltestelle steigen so und soviel Personen ein und aus. Unausgesetzt läuft der Schaffner durch die Coupés. Der Unglückliche macht sich mehr Bewegung als der Zug. Die Thüren werden heftig zugeschlagen, die Fenster von Diesem, dem der scharf narkotische Geruch des Cigarettentabaks unbequem ist, geöffnet und von jenem Andern, der die Zugluft nicht vertragen kann, wieder geschlossen. Kurz und gut, es geht recht munter her auf diesem Zuge nach Barcelona.

Der Weg ist zunächst landschaftlich sehr anmuthig. Wir behalten für's Erste noch das Mittelmeer und die malerischen Ausläufer der Pyrenäen im Auge. Dann aber wird die Landschaft ziemlich eintönig. Von den Städten und Ortschaften, an denen wir vorüberbummeln, interessirt uns namentlich das durch seinen tapfern Widerstand im Napoleonischen Kriege, 1809, berühmte Gerona, mit seinen alten Häusern, die einen steilen Berg hinaufklettern, seinen vielen Klöstern und Kirchen und der hohen, festen, mit Bastionen flankirten Stadmauer. Gerona macht ganz den Eindruck einer Festung, wie sie sich Kinder vorstellen: zu Füßen der Fluß, die Festung selbst auf dem Berge, umfaßt von ausgezackten Mauern mit Schießscharten, mit Forts, Zugbrücken und Allem, was dazu gehört.

Bis Gerona war unser Coupé der reine Taubenschlag gewesen. Da aber bekamen wir eine Gesellschaft, die bis Barcelona stabil blieb. Es waren merkwürdig aussehende Leute, wahrscheinlich eine Bauernfamilie aus der Umgegend. Es machte auf mich den Eindruck, als ob die Leute nach Barcelona reisten, um wegen des schwerleidenden Familienoberhauptes einen Arzt zu consultiren. Der Unglückliche, ein Mann von etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahren, der sich in sein langes Tuch bis über die Ohren eingemummelt hatte, sah erbarmungswürdig aus. Er war schwindsüchtig im höchsten Grade. Seine fahlgelbe Gesichtsfarbe hatte einen grünlichen Schimmer. Das Auge glänzte unheimlich. Er hatte furchtbare Hustenanfälle, die ihn jedesmal so erschöpften, daß er wie ohnmächtig auf das Polster zurücksank und die Augen schloß. Um ihn sorgte eine junge, nicht hübsche, aber recht frisch aussehende Frau, die in einem Korbe allerhand geheimnißvolle Flaschen mit sich führte und daraus beständig Mischungen herstellte, die sie dem Kranken eingab. Eine ältere, sehr corpulente Frau, offenbar die Mutter und Schwiegermutter, leistete der jüngeren hilfreiche Hand. Sie benahm sich dabei etwas ungeschickt, und der Kranke machte mehrfach abweisende ungeduldige Bewegungen. Die ältere Frau konnte kein Vorwurf darum treffen, denn sie war in ihren Bewegungen nicht nur

durch ihre Körperfülle behindert, sondern auch durch etwas mir zunächst Unerklärliches, das sie in ein gelbes Taschentuch eingebunden in der linken Hand krampfhaft festhielt. Das war ein sonderbares Packet! Manchmal sah es aus, wie ein jedes beliebige Bündel, auf einmal aber fing es an sich zu beleben, da hupfte und zappelte etwas. Ich zerbrach mir den Kopf, was eigentlich in dem gelben Tuche verborgen war. Schließlich hatte die gute Frau, die meine neugierigen Blicke bemerkt haben mußte, die Freundlichkeit, mir unaufgefordert das Räthsel zu lösen. Es war eine lebende Wachtel, die sie nach Barcelona mitnahm. Außer dem kranken Mann, den zwei gesunden Frauen und der lustigen Wachtel gehörte zu dieser Familie noch eine derbe Amme, die ein hinfälliges elendes Kind auf den Armen trug, ein unglückliches Wesen, das unter der verhängnißvollen Erbschaft des Vaters zu leiden schien, das oft gottsjämmerlich weinte und schrie, sabberte und sich überhaupt wie ein armes kleines Kind benahm. Ich hatte, als die Familie des Kranken in dem engen Wagen neben uns Platz genommen und die unzähligen Gepäckstücke: Körbe, Schachteln und Gebündel, so gut es eben gehen wollte, untergebracht hatte, natürlich die Cigarette aus dem Fenster geworfen. Mein Erstaunen war daher groß, als nach einiger Zeit der todtkranke Mann, der kaum sprechen konnte, mit seinen abgemagerten spindeldürren Fingern sich eine Cigarette drehte und anzündete. Nach wenigen Zügen aber bekam er einen so starken krampfartigen Hustenanfall, daß er doch auf das Vergnügen des Rauchens verzichten mußte.

Die catalonische Landschaft zwischen Gerona und Barcelona, die wir in gemäßigtem Tempo durchfahren, zeichnet sich, wie schon bemerkt, nicht gerade durch bedeutende Schönheiten aus. Aber das Land macht mit seiner kräftigen Vegetation, seinem satten Grün und seiner vortrefflichen Cultur einen sehr freundlichen Eindruck. Von dem eigentlichen Charakter der gesegneten südlichen Himmelsstriche, von der heiteren Lässigkeit und genußfrohen Bequemlichkeit, die den lieben Gott walten lassen und sich auch mit dem kümmerlicheren täglichen Brot gemächlich bescheiden, vorausgesetzt, daß der Schweiß nicht durch angespannte Arbeit auf das Angesicht getrieben werde, ist hier wenig wahrzunehmen. Die kräftige Bebauung und rationelle Ausnutzung des Bodens und, je näher wir an Barcelona heranrücken, die passenden Schlote, die regen Gewerbefleiß bekunden, bezeugen uns, daß wir uns inmitten eines rührigen und tüchtigen Völkchens befinden, das sich weidlich schindet und plackt.

Wenn wir in Andalusien nie den Gedanken an die vergnügte Grille loswerden, die den ganzen Sommer singt, ohne an den rauhen Winter zu denken, an die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen und nicht ernten, und die der himmlische Vater doch nährt, und an die Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und nicht spinnen, so müssen wir im Gegensatze dazu in Catalonien beständig an die vorsorgliche Ameise denken und an

die ernsten Sammler jener Schätze, die die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nach graben und stehlen.

Die Catalonier nehmen in ihrem Gesammtvaterlande etwa dieselbe Stellung ein, wie die Piemontesen in Italien und die Preußen in Deutschland. Sie sind die in ihrer Arbeit vielleicht unverdrossensten, aber ihres Daseins wohl auch am wenigsten frohen ihrer Landsleute. Sie besitzen mehr respectgebietende als herzgewinnende Eigenschaften. Sie werden mehr geachtet als geliebt. Das ist das Urtheil, das die Spanier über die Catalonier fällen. Ich habe während meines zweimonatlichen Verweilens auf der Pyrenäischen Halbinsel natürlich nicht Gelegenheit gehabt, vergleichende Studien über die Verschiedenheit der Charaktereigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen anzustellen, und auf mich haben die wegen ihrer ungeselligen Betriebsamkeit verschrieenen Catalonier, soweit ich deren persönliche Bekanntschaft in Barcelona habe machen können, nur den freundlichsten Eindruck gemacht. Ich habe nur tüchtige und zugleich liebeswürdige und in den gesellschaftlichen Formen, namentlich im Verkehr mit uns Fremden, ungewöhnlich höfliche und zuvorkommende Leute kennen gelernt.

Die Catalonier legen übrigens selbst entschiedenen Werth darauf, mit den Castilianern nicht verwechselt zu werden. Sie blicken auf ihre Landsleute mit einem Gemisch von duldsamem Wohlwollen und lächelnder Geringschätzung herab. Sie haben den Stolz ihrer Tüchtigkeit und sind entschiedene Particularisten. Mehr als jedes andere Volk Spaniens sind sie auf die Wahrung ihrer Eigenart bedacht. Sie pflegen ihre alte catalonische Landessprache, die mit der Sprache des Languedoc, dem Provençalischen, auf das Engste verschwistert ist; sie haben ihre eigene Literatur, die sie nach Kräften fördern — in Barcelona ist sogar ein catalonisches Theater —, und sie sprechen auch in den höchsten Kreisen, wenn sie unter sich sind, ihre Landessprache, die für unser Ohr allerdings etwas hart und spröde klingt, der aber von Kennern große Schönheit des Ausdrucks und der charakteristischen Klangfarbe nachgerühmt wird. Die Castilianer behaupten, daß die Catalonier niemals vollkommen spanisch lernen, daß sie immer einen starken, harten Accent beibehalten, der sich unter keinen Umständen verleugnen lasse.

Barcelona ist eine wunderschöne Stadt. Es bildet für den aus dem Norden kommenden Reisenden eine sehr geeignete Ueberleitung von dem ihm Vertrauten zu jenem Neuen und Eigenartigen, das er in dem fremden Lande sucht und kennen lernen will. In den Hauptverkehrsadern ist Barcelona kosmopolitisch. Die Straßen, die der Fremde fast ausschließlich benutzt, die er eigentlich nie verläßt, die zu den schönsten Punkten der Stadt führen, an denen die interessantesten Sehenswürdigkeiten liegen, die Hauptstraßen mit den prächtigsten Gebäuden und schönsten Läden, bieten architektonisch wenig Originelles. Man muß irgend ein Seitengäßchen einschlagen und sich vom Centrum ziemlich weit entfernen, um in den schlecht

gepflasterten, entsetzlich engen, verwickelten, krummen und schiefen Gassen die Spuren der echten spanischen Art zu finden.

Freilich giebt es auch in Barcelona wichtige und bedeutende Denkmäler der nationalen Geschichte und Größe. Da ist die Kathedrale, die unter den berühmten Baudenkmälern Spaniens mitgenannt wird. In der That ein majestätisch stolzer Bau, an den sich nach mittelalterlicher Unsitte die Häuser und Häuschen so unverschämt dicht herandrängen, daß es kaum möglich ist, von der Außenseite irgendwelche Wirkung zu empfangen. Die mächtigen Verhältnisse des Innenraumes aber machen in dem geheimnißvollen Halbdunkel, das da herrscht, einen feierlichen und tiefen Eindruck. Die Spanier haben, wie alle Südländer, die Eigenthümlichkeit, dem Tageslichte das Eindringen in ihre Gotteshäuser fast vollkommen zu wehren. Die Kathedrale von Barcelona gehört aber zu den dunkelsten Kirchen, die ich in Spanien gesehen habe. Wenn man aus der hellen Sonne in diesen hohen mächtigen Raum tritt, so braucht man einige Zeit, um das Auge daran zu gewöhnen, sich in der Finsterniß zurechtzufinden, und ganz allmählich erst lösen sich aus dem Dunkel die gewaltigen Säulenbündel mit ihren reichen Kapitälen los, die die Decken tragen. Wie aus fallendem Nebel gliedert sich Stück um Stück der große Bau. Wir erkennen zwischen den beiden mit Engeln gekrönten Säulen den Hochaltar und die großartige Orgel mit ihrer eigenthümlichen Anordnung der Pfeifen und Tuben. Diese sind nämlich nicht wie gewöhnlich senkrecht gestellt, sondern springen wagerecht hervor. Man sollte glauben, daß die so gerichteten Schallröhren, die nebenbei in dieser Lage sehr malerisch wirken, die Töne, die aus ihnen in das weite gothische Gewölbe hineindringen, in vollerer Reinheit und Kraft ausströmen lassen; und ich wundere mich, daß diese Anordnung meines Wissens keine Nachahmung gefunden hat. Sehr merkwürdig ist der unter der Orgel angebrachte Schmuck, ein mit grausigem Realismus wiedergegebener riesiger Sarazenenkopf, von schwarzem Vollbart umrahmt, mit offenem Munde.

Ueber dem an die Kathedrale angebauten Kreuzgang, der, wie die Hauptkirche selbst, in edlem gothischen Stil erbaut ist und architektonische Einzelheiten enthält, die die Kenner entzücken, ruht eine merkwürdige Stimmung des Friedens und Behagens. Hier in diesem behaglichen, von Säulengängen eingeschlossenen Platze mit seinen Palmen und Orangenbäumen ist es kühl und still. Mit einem Schlage ist man losgelöst von dem überlauten Trubel der unruhigen Stadt. Kein wüster Schrei dringt in diese Andacht. Man vernimmt nur ganz in der Ferne ein wohlthätig gedämpftes dumpfes Rauschen und hört nur das Plätschern des Springbrunnens, der in einer Ecke angebracht ist, geschmückt mit einem kleinen Bronze-Ritter Georg, dessen niedliches Pferd die kleinen Wasserstrahlen ausspeit.

In unmittelbarer Nähe des Domes befindet sich der berühmteste Platz

von Barcelona, der Constitutionsplatz, mit den beiden Hauptgebäuden, dem Palast für die Provinzialstände, „diputacion“, und dem Consistorialgebäude, in dem die Archive der Stadt aufbewahrt werden. Der Hof im Innern der „diputacion“ ist sehr interessant. Eine Freitreppe mit durchbrochenem Geländer führt zum obern Stockwerk auf. Dieses obere Stockwerk springt etwas über, und unter dem obersten Gesims kriechen fratzenhafte Wasserspeier in allen möglichen Verzerrungen aus der Mauer hervor, feiste Mönche und dürre Nonnen, Affen und Pfaffen, Gerippe und dickbäuchige Ungeheuer, echte Erzeugnisse der grotesken und grausigen spanischen Phantasie.

In dem Sitzungssaale, in dem die Abgeordneten Cataloniens tagen, befindet sich das berühmte Kolossalgemälde des größten der modernen spanischen Maler, die Schlacht bei Tetuan, von Mariano Fortuny. Fortuny ist Catalonier. Er ist in Reus geboren und der Stolz seiner Landsleute. Das langgestreckte, großartig angelegte Gemälde ist leider in unfertigem Zustande geblieben. Es ist in der flotten kecken Manier des großen Künstlers gemalt. Und es ist tief zu beklagen, daß der vorzeitige Tod des Meisters ihn daran verhindert hat, dies vielleicht bedeutendste Werk seines Lebens zu vollenden.

Und da wären wir durch einen Todten wieder in die Zeit der Lebenden zurückgeführt, in die Gegenwart, in das Moderne, in jene Verhältnisse, unter denen Barcelona auf uns am nachhaltigsten eingewirkt und die freudigsten Erinnerungen in uns zurückgelassen hat. Gewiß vermag auch Barcelona gewichtige Zeugen seines rühmlichen Alters und seiner geschichtlichen Bedeutung zu stellen. Wer aber die spanische Größe der Vergangenheit in den Werken der Kunst aus Stein und in Farben bewundern will, der sieht sich nicht gerade in Barcelona besonders danach um, der geht lieber nach Toledo oder nach den andalusischen Städten. Das eigentliche Barcelona ist nicht alt und nicht specifisch spanisch, es ist modern und international — ich meine die Werke von Menschenhand, nicht die Menschen selbst. Denn wenn man nur eine halbe Stunde durch das lustige lebhafte Barcelona geschlendert ist und um sich blickt, so steht man völlig unter dem Bann des reizvollen Fremdartigen; und da dem Neuling die feineren Unterscheidungen zwischen dem catalonischen und castilianischen Wesen noch nicht aufgegangen sind, kommt Einem das heiter bewegte Bild, das man vor Augen hat, so spanisch wie nur möglich vor.

Barcelona — ich verstehe darunter die Stadt, die das für den Fremden fast ausschließlich Interessante bietet — ist eigentlich nur eine einzige Straße, die aus einer Aneinanderfügung von verschiedenen Straßen, den Ramblas, besteht. Schon in dieser Beziehung, wie in ihrer ganzen Bedeutung und auch in Aeußerlichkeiten, erinnern die Ramblas von Barcelona an die Boulevards von Paris. Die Ramblas beginnen am

Friedensplatz, der an den Hafen stößt, und durchschneiden in fast gerader Linie die ganze Stadt, in der Richtung vom Süden zum Norden. Sie münden nördlich in den Platz von Catalonien, an den sich der neue Stadttheil mit der Hauptstraße und dem Hauptspaziergang „Paseo de Gracia“ anschließt. Wenn die Ramblas den Boulevards in Paris entsprechen, so entspricht der Paseo de Gracia den Elysäischen Feldern, oder, um eine Analogie mit Berliner örtlichen Verhältnissen aufzustellen, die Ramblas bilden etwa eine Vereinigung der Linden und der Leipzigerstraße, der Paseo de Gracia und die anliegenden Straßen würden der Bellevue- und Thiergartenstraße entsprechen.

Auf dem Friedensplatze am Hafen steht auf einer imposanten korinthischen Säule, deren breite Basis mit allegorischen Figuren geschmückt ist, und um deren Fuß kränzespendende Genien tanzen, in gewaltiger Höhe Christoph Columbus, die Rechte mit ausgestrecktem Zeigefinger vertrauensvoll und keck nach dem Westen richtend. Zu unserer Linken vom Platze aus sehen wir auf dem Felskegel Monjuich (Mons Jovis — es hat zur Römerzeit da wohl ein Jupiter-Tempel gestanden) eine kleine starke Bergveste, die vorgeblich zum Schutze des Hafens da angelegt ist, die aber auch in den nicht allzu seltenen Fällen innerer Unruhen unter Umständen ihre Geschütze auf die Stadt selbst richten und den Aufständischen recht unbequem werden könnte. Zur Rechten führt die Quaistraße den Hafen entlang, beim Palaste des Generalcapitains vorüber über den Palastplatz nach dem Ausstellungspark. Wir aber kümmern uns zunächst weder um die drohenden Schlünde der Citadelle von Monjuich, noch um die jetzt verwaisten Räume der Ausstellung, und schlendern für heute geraden Wegs die Ramblas entlang.

Jedermann, meine ich, wird, wenn er ein fremdes Land oder eine fremde Stadt betritt, schon die Wahrnehmung gemacht haben, daß sich ihm bei seinen ersten Wanderungen unerbeten und auch unabweisbar die Worte des Dichters, der diese Stätten verherrlicht hat, als summende Begleitung beigesellen. Wer zum ersten Mal über die Alpen geht, hört beständig das Lied der Mignon: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen“; wer den Rhein hinunterfährt, vernimmt auch in der allerfröhlichsten und behaglichsten Stimmung das „Märchen aus alten Zeiten“, und er weiß nicht, was es bedeuten soll, daß er so traurig ist, — was in diesem Falle um so erklärlicher wäre, als gewöhnlich die Voraussetzung der Traurigkeit überhaupt nicht vorhanden ist; in Wien giebt man sich im Geheimen beständig die Versicherung, daß es nur eine Kaiserstadt und nur ein Wien gebe; und wenn man vor dem Straßburger Thurm steht, so denkt man an die Schanz, auf der „mein Trauern anging“. So wollte mir auch, während ich mich zweck- und ziellos in glücklichster Laune auf den Ramblas von Barcelona herumtrieb und an den anmuthigen und schönen Mädchen

und Frauen die vollste Freude hatte, der berühmte Anfang der spanischen Lieder von Alfred de Musset:

„Avez-vous vu, dans Barcelone,
Une Andalouse au sein bruni?“

nicht aus dem Sinn, und unter all den reizenden Gestalten hielt ich Umschau und suchte vergeblich nach dem verführerischen Weibe, das Musset besungen hat: „blaß wie eines schönen Herbstes Abend“, suchte nach der Marquesa d'Amaëgui. Aber ich konnte sie leider nicht finden. Und als ich mir die Sache recht überlegte, fand ich das eigentlich ganz natürlich; und nun fiel mir erst auf, wie wunderlich dieses von mir hundertmal ziemlich gedankenlos citirte Gedicht Mussets war, wie sonderbar der Einfall, gerade in den Straßen von Barcelona eine Andalusierin zu suchen! Es würde doch gewiß recht seltsam sein, wenn ein deutscher Dichter ein Lied etwa also begönne:

„Saht Ihr in Landsberg an der Warthe
Das braune Mädchen aus Tyrol?“

Nun kann es allerdings vorkommen, daß sich auch einmal nach Landsberg an der Warthe eine Tyrolerin verläuft, als Jodlerin oder Handschuhverkäuferin; aber im Allgemeinen wird man wohl daran thun, wenn man nach Tyrolerinnen sucht, sich lieber nach Innsbruck zu begeben. Und die unverfälschten Andalusierinnen sind gewiß in Sevilla und Granada häufiger, als in der Hauptstadt von Catalonien. Ich habe den guten Musset in Verdacht, daß er mit jener den Franzosen eigenthümlichen Großartigkeit in der Behandlung geographischer Schwierigkeiten auch Barcelona für eine andalusische Stadt gehalten hat. Ich glaube das um so mehr, als das ganze Gedicht die unverfälschte Localfarbe des sonnigen und sinnlichen Andalusiens mit seinen Liebeshändeln und seinem Guitarrengeklimper trägt:

„Für sie sprang meiner Lieder Quelle,
Für sie hab' ich den Stahl gezückt,
Ich schlich, wie oft! um ihre Schwelle,
Bis ihrer Locken eine Welle
Im Weh'n des Vorhangs ich erblickt!

Auf, Knabe, folge meinen Pfaden,
Die Nacht ist lau, halt dich bereit!
Nun geht's an tolle Serenaden,
Daß fluchen sollen die Alkaden
Der ganzen span'schen Christenheit!“

wie Martin Hahn in seiner meisterlichen Nachdichtung der Musset'schen Lieder*) das berühmte Gedicht übersetzt. Serenaden gehören in dem arbeitsamen und geschäftlich rührigen Barcelona zu den großen Seltenheiten.

*) S. Schottlaender, Breslau.

Aber schön sind die Catalonierinnen, und besonders die der Hauptstadt, auch, zum Theil sogar wunderschön, und ich finde, der brave Hackländer urtheilt recht lieblos und falsch,*) wenn er ihnen nachsagt, sie seien derb und steif, sie besäßen nicht die Grazie ihrer südlichen Landsmänninnen und kleideten sich geschmacklos. Das Urtheil ist mir rein unbegreiflich. Entweder hat Hackländer, der gewöhnlich so gut beobachtet und so scharf hinblickt, unter irgend einer momentanen galligen Verstimmung gelitten, oder der Zufall hat mich in unerhörter Weise begünstigt, oder endlich, die Rasse hat sich in den letzten dreißig Jahren ganz erstaunlich veredelt. Denn ich habe nie zuvor in meinem Leben soviel schöne, zum mindesten interessante und pikante Frauen und Mädchen zusammen gesehen, wie auf den Straßen von Barcelona.

Hackländer mildert übrigens sein hartes Urtheil selbst, indem er hinzufügt: „Drei Dinge findet man auch am Kopf einer Barceloneserin selten unschön, das sind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei vielen auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar ist.“ Weshalb „leider“? Ich finde das sehr hübsch. Und ein weibliches Antlitz mit schönen Zähnen, Augen und Haaren — ja du mein Gott! das finde ich sogar mehr als hübsch, eigentlich schon schön. Da müßte die Natur ganz boshafte Streiche spielen, wenn sie diese liebliche Dreifaltigkeit so verstecken wollte, daß bei diesem Schmuck die Gesammtheit des Gesichts doch unschön würde. Und wenn man zu diesen drei Schönheiten des Antlitzes noch die Kleinheit und Wohlgestalt der Hände und Füße hinzufügt und eine entzückende Leichtigkeit und allerliebste Koketterie in den Bewegungen, — wie kann man da den Muth zu der Behauptung finden, daß diese Weiber nicht schön seien!

Recht eitel und ein bischen putzsüchtig sind die Baceloneserinnen gewiß. Aber daraus mache ich ihnen keinen Vorwurf, denn ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Eitelkeit der Frauen eine Höflichkeit gegen die Männer ist. Was ich da von den Frauen von Barcelona sage, bezieht sich nicht etwa blos auf die Damen aus den begünstigten Zonen der Gesellschaft, es bezieht sich vielmehr, und sogar hauptsächlich, auf die Mädchen aus dem Volke. Gerade unter diesen sind auffallend viel schöne oder doch wenigstens hübsche Erscheinungen. Und ich glaube, daß diese auch in ihrem Bestreben, durch Pflege des Aeußerlichen eine gefällige Wirkung zu erzielen, hinter den begüterten Modedamen keineswegs zurückstehen. Die Arbeiterinnen, Dienstmädchen und Verkäuferinnen tragen an ihren kleinen Füßen Schuhe, wie sie die verwöhntesten weiblichen Mitglieder der internationalen Lebewelt nicht zierlicher und koketter tragen können. Der Schuster spielt denn auch in Barcelona eine große Rolle, und das ehrsame Handwerk hat es dort zu einer seltenen Höhe der Vollkommenheit gebracht.

---

*) Ein Winter in Spanien. Stuttgart, Krabbe. 1855.

Ganz besondere Sorgfalt verwenden die Mädchen von Barcelona auf die Pflege und Ordnung ihrer üppigen schönen Haare, die gewöhnlich glänzend schwarz sind, obwohl auch Blondinen nicht zu den Seltenheiten gehören. Aber es ist ein anderes Blond als das germanische; es ist kräftiger, gesättigter, wärmer in der Farbe. Auch die Fabrik- und Dienstmädchen entziehen ihrem kärglichen Lohn einen verhältnißmäßig erheblichen Theil, um sich wöchentlich einigemal frisiren zu lassen. Die Mädchen aus den sogenannten niederen Ständen schlingen oft um das kunstvoll geordnete Haar ein buntes Kopftuch, das unterhalb des Kinns verknüpft ist, und aus dem das braune Gesicht mit den schwarzen, schwermüthig schmachtenden oder lüstern funkelnden Augen und dem von einem leichten Flaum pikant beschatteten rothen Munde mit den beneidenswerthen, glänzenden Zähnen interessant und lustig hervorschaut.

Viele Frauen und Mädchen aus allen Klassen der Gesellschaft tragen noch die kleidsame Spitzen-Mantilla, die sie so reizend zu schlingen wissen, die den Kopf so malerisch umrahmt und so anmuthig auf die Schultern herabfällt. Aber leider rückt das wüste Ungeheuer der Mode auch hier gegen die nationale Eigenart verheerend vor, und von Jahr zu Jahr schwindet dieser echt spanische, charakteristische und anmuthige Kopfschmuck der Frauen immer mehr. Die fratzenhaften Verzerrungen, die abscheulichen, immer wechselnden extravaganten Hüte, die durch die blödsinnige Caprice und blasirte Dummheit der Mode entstehen, verdrängen die Mantilla, die der nationale natürliche Kunstsinn im Anschluß an das Klima, an die Sonne, an die Umgebung und Beleuchtung geschaffen hat.

Bei den Männern hat sich die nationale catalonische Tracht nur noch auf dem Lande und in den untersten Schichten erhalten. Diese Tracht scheint übrigens viele Spielarten zu haben. Als Kopfbekleidung sah ich bald einen dunklen Filzhut mit sehr breitem Rande, bald die eigenthümliche, aus buntem Stoff gefertigte Mütze, die mit der phrygischen eine entfernte Aehnlichkeit hat; nur endet sie nicht in der hornartigen Spitze, sondern läuft in einen gerade abgeschnittenen Sack aus, der nach vorn bis auf die Stirn gezogen wird. Einige tragen lederne Gamaschen, Andere wollene Strümpfe und eine sandalenartige Fußbekleidung aus Stoff oder Bast, eine mit Bändern verknüpfte Sohle, die bis auf die Zehen den ganzen Fuß freiläßt. Die Beinkleider reichen bis zum Knie. Die Brust wird von einem camisolartigen, ärmellosen Gewande bedeckt. Ueber der Schulter hängt der buntfarbige Mantel herab.

Von der nationalen männlichen Bekleidung wird nur noch ein Stück sehr viel und ohne Unterschied von Hoch und Gering getragen: die capa, der faltenreiche schwarze Mantel mit Kragen und Aufschlägen von farbigem Sammet. Es sieht ganz curios aus, wie sich die Spanier, die gegen Kälte und Zugluft ungemein empfindlich zu sein scheinen, da in den frischeren Stunden des Morgens und des Abends einmummeln. Sie

kriechen in das weite Gewand völlig hinein, so daß nur die Nasenspitze herausguckt.

Das heiter bewegte, lebhafte und doch gemächliche Treiben auf der Straße, das uns jedesmal wieder auffällt, wenn wir nach dem Süden kommen, steht in Barcelona in höchster Blüthe. Ich kenne kaum eine lustigere und amüsantere Straße, die Pariser Boulevards mit eingerechnet, als die Ramblas von Barcelona, die nur während der heißen Mittagsstunden sich entleeren. Die Ramblas sind wie die Hauptstraßen der anderen Weltstädte mit schattigen Bäumen bepflanzt, und genau in derselben Disposition unserer Berliner Linden, so daß in der Mitte ein breiter Spaziergang für die Fußgänger frei bleibt, während rechts und links davon die Straße dem Verkehr für Wagen und Pferde vorbehalten ist und sich an den Häuserreihen schmälere gepflasterte Steige entlang ziehen.

In den Stunden des Vormittags wird auf den Ramblas der Blumenmarkt abgehalten; um diese Zeit ist der von Platanen vor der Sonne einigermaßen geschützte Mittelweg schwarz von Menschen, die sammt und sonders nicht übermäßig viel zu thun zu haben scheinen. Und es ist ein wahres Vergnügen, sich da in die Menge zu mischen, die spottwohlfeilen Blumen von seltenster Pracht und die wunderhübschen und koketten Blumenverkäuferinnen sich anzusehen. Das Straßenleben ist gerade so rege wie im Orient, nur vielleicht etwas weniger buntfarbig und sicherlich weniger lärmend. Dem Fremden fällt die gemüthliche und zugleich zuvorkommende Art des öffentlichen Verkehrs angenehm auf.

Während meines Aufenthaltes in Spanien hat sich in mir von Tag zu Tag die Wahrnehmung mehr gefestigt, daß es kein Volk giebt, das so gut Spaß versteht, wie die Spanier. Sie haben einen ungemein empfänglichen Sinn für das Komische und Lächerliche und legen sich nicht die geringste Zurückhaltung auf, ihre Beobachtungen in lustiger, aber keineswegs kränkender Weise zu äußern. Da macht der Eine mit ziemlich lauter Stimme eine scherzhafte Bemerkung über irgend eine Extravaganz in der Kleidung oder im Benehmen des Vorübergehenden. Die Umstehenden hören es, finden durch eigene Beobachtung die Richtigkeit des Geäußerten bestätigt und lachen. Der Betroffene nickt freundlich und lacht mit. Ein guter oder auch ein schlechter Witz wird niemals übelgenommen.

Man nimmt überhaupt nichts übel. Eine schöne Frau, die die Ramblas entlang geht, hört von Dutzenden begeisterte Ausrufe über die kleinen Füßchen, über die schönen Augen, über den schlanken Wuchs. Sie macht eine leise nickende Bewegung des Dankes mit dem Kopfe, lächelt und geht weiter. Eine vornehme und schöne Dame erzählte uns, sie habe, als sie in der Faschingszeit eines Vormittags auf den Ramblas spazieren ging, soviel Complimente über ihre Schönheit zu hören bekommen, daß sie sich endlich dazu entschlossen habe, einen Fiaker zu nehmen. Als sie dem Kutscher sagte: „Fahren Sie mich nach dem Paseo de Gracia“,

rief dieser begeistert aus: „Diese herrlichen Augen! Für Sie fahre ich in die Hölle!“

Besonders liebenswürdig wirkt die große Freundlichkeit, mit der die Leute, die sich nicht kennen, miteinander verkehren. Wenn man von irgend Jemand auf der Straße Feuer zu einer Cigarette erbittet, so benimmt sich der Angesprochene so, als ob man ihm die höchste Ehre und einen wirklichen Dienst erwiese. Hat man irgend eine Auskunft zu erbitten, nach einer Straße, nach einem Laden, so erachtet es der Spanier als selbstverständlich, daß er dem Fremden das Geleit giebt, bis dieser das Gesuchte finden muß. Ich weiß, daß derartige Dienstleistungen überall erwiesen werden, aber nirgends geschieht es mit einer so vollkommenen Artigkeit, mit einer solchen offenbaren Freude daran, dem Nächsten gefällig zu sein, wie hier.

Wer die Mädchen und Frauen von Barcelona unter den günstigsten Bedingungen sehen will, der muß am Sonntag Vormittag zum Kirchgang auf die Ramblas gehen. Da ziehen sie allesammt, wenn die Messe vorüber ist, mit dem Gebetbuch und dem Rosenkranz in der Hand, langsam die Ramblas auf und nieder, in ihren schönsten Kleidern und am Festtag fast ohne Ausnahme mit der Mantilla, die gewöhnlich durch einen Kamm gehalten, mit einer schönfarbigen Blume, einer großen Rose, Nelke, Camelie oder einem Stiefmütterchen, am Hinterkopf verschlungen ist. In der Rechten darf der Fächer selbstverständlich niemals fehlen. Bald tragen sie ihn erhoben, ausgebreitet als Schutz gegen die Sonne, bald spielen sie damit, indem sie ihn unablässig mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, die virtuos genannt werden müssen, nach allen Richtungen hin öffnen und schließen. Das weit breit und gerühmte Fächerspiel der Spanierinnen ist wirklich keine Mythe. Sie legen den Fächer thatsächlich nicht einen Augenblick aus der Hand, nicht einmal beim Essen. Sie beschäftigen sich unausgesetzt damit. Auf einen gut eingearbeiteten Fächer, der allen Launen der kleinen Hand willig folgt, sind sie gerade so stolz, wie der Raucher auf eine gut angerauchte Meerschaumpfeife. Die Damen der bevorzugten Gesellschaftskreise treiben mit den Fächern großen Luxus. Einige besitzen vollkommene Sammlungen von beträchtlichem Werth, die sie gern ihren Freunden zeigen. Um so erstaunlicher ist es, daß die Fächerindustrie in diesem echtesten Fächerlande unseres Welttheiles doch auf einer recht niedrigen Stufe steht. Die kostbaren und geschmackvollen Fächer kommen allesammt aus dem Auslande, aus Paris, Wien, Berlin, London. Die in Spanien selbst hergestellten sind meist geringwerthig und geschmacklos, plump und schwerfällig, mit schauderhaften Farbendrucken, die gewöhnlich Scenen aus einem Stiergefecht oder andalusische Typen darstellen.

Am lebhaftesten und auch am lautesten wird es auf den Ramblas gegen Abend, wenn unter dem von den elektrischen Lampen grell beleuchteten Grün der Platanen die Leute langsam die Theater oder andere Ver-

gnügungsstätten aufsuchen, in den Schaufenstern die Verkaufsgegenstände in günstigster Beleuchtung verlockend ausgebreitet liegen und die Zeitungsverkäufer die neuesten Nachrichten ausschreien.

Um diese Abendstunden herrscht auf den Ramblas bisweilen ein Gedränge, daß man meinen sollte, es wäre irgend eine Volksbelustigung. Es erscheint kaum faßbar, daß sich eine so kolossale Menschenansammlung ohne besondere Veranlassung und ohne besondern Zweck auf diesem Flecke aufstauen könne. Man würde, wenn man aus diesem ungeheuren Gewühl, das in den Feierstunden auf der Rambla auf- und niederwogt, auf die Bevölkerung von Barcelona schließen wollte, die Einwohnerzahl um das Doppelte und Dreifache überschätzen. Das kommt einfach daher, daß die Ramblas den wahren und alleinigen Mittelpunkt des gesammten öffentlichen Verkehrs in Barcelona bilden, daß von den entferntesten Stadttheilen her Alles nach den Ramblas strömt, um dort auf und ab zu schlendern, Cigaretten zu paffen und sich die hübschen Frauen anzusehen. Alle Mitglieder des männlichen Geschlechts rauchen, gebrechliche Mummelgreise und grüne Jungen von sieben bis acht Jahren, auch die Bettler, diese spanische Landplage, die übrigens hier in Barcelona noch in der mildesten Form auftritt.

Welche ungeheuren Verhältnisse der Verkehr auf den Ramblas besitzt, mag die Thatsache lehren, daß der „Kiosk", eine kleine Bretterbude, in der Wasser verkauft wird — und zwar das Wasser der Gräfin aus dem „Bettelstudent", schönes, reines, klares Wasserleitungswasser —, für jährlich 25 000 Franken verpachtet ist. Das Glas Wasser kostet fünf Centimes. Ob mit oder ohne Fruchtsaft, ist gleichgültig; solche Kleinigkeiten werden hier nicht berechnet. Es müssen demnach jährlich 500 000 Glas Wasser verschenkt werden, um die Pacht herauszubekommen, das macht täglich etwa 1300 Glas. Dann ist erst die Pacht bezahlt. Rechnet man hierzu noch die Spesen, Bedienung, Gefäße u. s. w., und berücksichtigt man die rauhe Jahreszeit, in der doch gewiß der Wasserconsum ein geringer ist, so werden in der guten Jahreszeit täglich zum mindesten 3000 Glas getrunken werden müssen, um die Kosten zu decken. Das macht für jede der zehn Stunden des Hauptverkehrs etwa 300 Glas Wasser, also in jeder Minute 5 Glas. Und nun soll das Geschäft noch ein ausgezeichnetes sein! Wo kommt der Wasserdurst her?

Eigenthümlich ist die Art der Zuckerung des Wassers. In den Kaffeehäusern und Bahnhofswirthschaften findet man ein merkwürdig lockeres weißes Gebäck in langen Stangen, das sich im Wasser sofort auflöst und eben nichts Anderes ist als Zucker mit ein bischen Eiweiß und einem leichten Zusatz von Citronensaft. Es schmeckt ganz gut, aber es sah mir nie recht appetitlich aus.

Das nationale Hauptgetränk ist die Chocolade, die ganz anders zubereitet wird als bei uns, aber wirklich sehr wohlschmeckend ist. Sie wird

8*

in kleinen Tassen in dickflüssigem Bräu aufgetragen, und man nimmt sie ohne Löffel zu sich. Man bekommt dazu ein biscuitartiges süßes Gebäck, mit dem sie aufgesogen wird. Das ist übrigens ein recht billiges Vergnügen. Die Chocolade mit Gebäck kostet 20 Centimes.

Ein ausgebildetes System des gesellschaftlichen Verkehrs, wie es in anderen großen Städten besteht, also namentlich die sogenannten Soiréen mit Thee, Abendbrot und musikalischem Unfug, giebt es in Barcelona nicht, kann es kaum geben. Denn nicht nur ist kein Bedürfniß dazu vorhanden, sondern die Möglichkeit dazu ist sogar erschwert. Die Leute, die anderwärts Gesellschaften geben und besuchen, sind in Barcelona fast ohne Ausnahme Abonnenten des großen Lyceum-Theaters, und die Logen bilden die eigentlichen Empfangssalons für gute Freunde und Bekannte. Die Theaterzeit von etwa neun Uhr bis gegen Mitternacht fällt aber mit der Gesellschaftszeit genau zusammen. Dazu kommen noch die zufälligen Begegnungen auf den Ramblas und die gewöhnlichen in den Clubs, die Höflichkeitsbesuche, und damit wäre den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Zusammenkommens vollauf Genüge geschehen.

Die Clubs spielen in Barcelona, wie überhaupt in Spanien, eine bedeutende Rolle. Sie sind mit großer Behaglichkeit, Bequemlichkeit und zum Theil auch mit wirklichem Luxus ausgestattet. Der besuchteste Club von Barcelona ist wohl der des Lyceums, der im Anschluß an das große Theater im Theatergebäude selbst untergebracht ist. Da wird auch gespielt, aber verhältnißmäßig doch innerhalb bescheidener Grenzen. Jedenfalls ist der Lyceum-Club nicht als ein bloßer Spielclub zu bezeichnen. Es wird da auch viel geplaudert, gelesen, gegessen und getrunken. Es ist der Hauptvereinigungspunkt der bevorzugten Herrengesellschaft in Barcelona.

Das Athenäum hat einen wissenschaftlichen Anstrich. Es besitzt die reichste Bibliothek und das bestversorgte Lesezimmer. Hier werden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten, und wenn irgend ein berühmter Mann von außerhalb als Gast verweilt, so wird ihm eine „velada“ gegeben, das heißt, es wird ihm ein feierlicher Empfang bereitet, in dem der Ehrengast angejubelt wird und seinen Dank in einer längeren Rede abstattet. Die Athenäum-Clubs sind über das ganze Land verbreitet und stehen untereinander in einer Art von Kartellverhältniß. Der Präsident all dieser Athenäum-Clubs hat seinen Sitz in Madrid. Dieser Stellung wird eine gewisse Wichtigkeit beigelegt, und in der That ist der Präsident in der Lage, unter Umständen einen starken Einfluß auf die politischen Beziehungen zu üben. In Barcelona steht das Athenäum im Zusammenhang mit dem Teatro Principal.

Der dritte der wichtigen Clubs führt den Titel „Circulo Ecuestre“. Es ist ein Sportclub, in dem vor Allem die Ausbildung der körperlichen Fertigkeiten gehegt wird. Die Einrichtung ist ganz großartig. Der Club verfügt über große, vortrefflich gehaltene Stallungen, denen ein englischer

Bereiter vorsteht, und in denen gegen verhältnißmäßig geringes Entgelt die jungen Leute, die keinen eigenen Stall haben, ihre Pferde einstellen können; eine vorzügliche bedeckte Manege, eine Turnhalle, mit allen erdenklichen Geräthen in größter Vollkommenheit, Reck, Barren, Sprungbrett, Stangen und all den modernen complicirten Geräthen zur Ausbildung der Körperkraft, zu gymnastischen Uebungen, zur Stärkung der Glieder, Ausbreitung der Brust; einen Fechtsaal mit geschickten Fechtmeistern, Schießstand u. s. w. Im Fechtsaal wird, wie überhaupt im Süden, ausschließlich das Stoßen mit dem Floret geübt. Mensuren auf Schläger kommen wohl gar nicht vor, auf Säbel nur in den allerseltensten Fällen.

Die Beiträge, die die Clubs von ihren Mitgliedern erheben, sind verhältnißmäßig bescheidene. Bei der Aufnahme in die besten Clubs wird ein einmaliges Eintrittsgeld von etwa hundert Franken erhoben, und der Jahresbeitrag schwankt zwischen sechzig und hundertzwanzig Franken.

Auch die Deutschen, die hier die stärkste Colonie in Spanien bilden, haben einen einfachen und gemüthlichen Club, „Germania" geheißen. Da treffen sich namentlich am Sonnabend Abend unsere Landsleute, die fast ausschließlich dem Kaufmannsstande angehören, laben sich an dem Trunke der Heimat, am Bier, das die Spanier allerdings gar nicht zu behandeln verstehen, und dreschen Skat, und zwar genau mit denselben Redensarten, wie auf der deutschen Bierbank. Da wird „gereizt": „Grün, wie Blut!", „Roth, wie eine Wiese!", da wird „unter Biedermännern nachgezählt" und dem Spieler, der die Fehlfarbe dreht, der gute Rath gegeben, eine reiche Heirath zu machen, oder sich durch schleunige Flucht zu retten.

Die Hauptverkehrsstraße, die in die Ramblas mündet, ist die Calle Fernando, die etwa der Rue Richelieu in Paris, der Kärntnerstraße und dem Graben in Wien und unserer Leipzigerstraße entspricht. Da befinden sich die besuchtesten Kaufläden mit ihren pomphaften, zum Theil recht geschmackvoll ausgestatteten Schaufenstern. Unter den dort ausgelegten Gegenständen fesseln uns vor Allem die originellen und geschmackvollen Metallarbeiten, die ihre Heimat in Toledo haben: Arbeiten aus Eisen mit eingefügten Ornamenten aus Silber und Gold. Die Ornamentik ist gewöhnlich sehr geschmackvoll und reich. Die Meister dieser Kunst, die Mauren, haben die Modelle geschaffen, und zum Glück haben die Spanier die alten Formen ziemlich rein bewahrt, wenig hinzugethan, wenig verschlechtert. Der maurische Ursprung zeigt sich nicht nur in der Ornamentik, sondern auch in den Formen der Schmuckgegenstände selbst. Die Broschen haben häufig die Form der runden maurischen Schilde und zeigen in der Mitte den schwarzen Sarazenenkopf mit goldigem Helme, oder sie haben die Gestalt der maurischen Streitäxte und Beile. Die Tuchnadeln haben gewöhnlich die Form des Stoßdegens oder der kurzen Daga. Die

Spanier wissen die edlen Erzeugnisse dieses zu hoher Vollkommenheit gediehenen Kunstgewerbes sehr wohl von den geringwerthigeren Dutzendwaaren zu unterscheiden. Das Auge des Fremden muß aber erst geübt werden. Auf ihn wirkt auch die Dutzendwaare recht künstlerisch vornehm. Der Meister dieser Kunst ist Zuluaja, dessen Arbeiten mit erstaunlich hohen Preisen bezahlt werden, während die gewöhnlichen Artikel verhältnißmäßig billig sind.

Auffallend groß ist die Zahl der Denkmäler in Barcelona. Man schämt sich seiner Unwissenheit, wenn man den dauernden Verherrlichungen so vieler großer Männer in Marmelstein und Erz gegenübersteht, deren Namen man bisher nie gehört hat, und für deren Großthaten man auch nach der bereitwilligen Erklärung der Führer nur ein höchst mangelhaftes Verständniß besitzt.

Einen angenehmen Aufenthalt bietet der schöne Park, in dem man noch auf Schritt und Tritt den Spuren der Ausstellung begegnet, die daselbst im Jahre 1888 stattgefunden hat. Hart am Park und in der Nähe des Bahnhofs steht oder vielmehr stand zu meiner Zeit noch ein riesiges Hotel, das auf ganz amerikanische Weise lediglich behufs dieser Ausstellung in einem Zeitraum von 58 Tagen massiv und äußerlich recht wirksam in der Architektur, allerdings nur mit vergänglichem Blendwerk, mit dem, was die Wiener „G'schnas" nennen, hergerichtet worden ist. Da der gewöhnliche Fremdenverkehr in Barcelona die Anlage einer so gewaltigen Herberge in keiner Weise rechtfertigt, so hat man dies riesige Gebäude einfach wieder abgetragen. Während meiner Anwesenheit waren die Zerstörungsarbeiten in vollstem Gange.

Der schöne Triumphbogen aus rothem Backstein, stumpffarbig mit glasirten Gliederungen, theilweise mit Ornamenten aus bunter Majolika, der in den Verhältnissen wohlgelungen ist, bleibt stehen. Ebenso wohl auch die anderen Gebäude, wie das maurische Haus mit seinem gezackten Hufeisenbogen, den schmalen, mit reichem Schnörkelwerk eingefaßten Fenstern und der Nische, in der in üppigster Verzierung eine sehr anmuthige, ganz moderne Madonna mit dem Kinde steht, in der fröhlichen heiteren Auffassung des Südens; die Speisewirthschaft in ihrem klotzigen, unter diesem Himmelsstrich geradezu blödsinnig wirkenden Feudalstile, u. s. w.

Die Anlagen des Parkes sind sehr schön. In den Alleen von riesigen Cactus, Palmen und Orangenbäumen, an denen die überwinterten Früchte aus dem dunklen Laube hervorleuchten, unter den schönen Platanen, den Buchen des Südens, ist es schattig und kühl. Vom Meere herüber weht eine auffrischende Brise, und das Auge erfreut sich an der unvergleichlichen Schönheit der Blumen. Besonders wohlgefällig wirken die hügelartigen Beete, Erdaufschüttungen, die mit Blattpflanzen und bunten Blumen, namentlich Stiefmütterchen, Nelken, Rosen und Camelien, in reizendstem Geschmacke bepflanzt werden. Gewöhnlich bilden die Camelien in ihrer

einzigen Farbenschönheit, neben deren Zartheit nicht einmal das Weiß der Rose bestehen kann, die Krönung dieser Beete, die auch vielfach in der Stadt, an den Ecken der Straßen als Schmuck angebracht sind. Die Camelien gehören hier keineswegs mehr zu den Luxusblumen. Man erzählte mir, daß vor einiger Zeit einer der reichen Patricier Barcelonas ein Diner gegeben und zum Tafelschmuck nicht weniger als 2800 Camelien verwandt habe, und alle aus seinem eigenen Garten.

Die Gärten sind überhaupt in ganz Spanien von unerhörter Schönheit. Und hier in Barcelona sind auch die hängenden Gärten der Semiramis zur Wahrheit geworden. Auf der zwei Stock hoch gelegenen Terrasse eines der hiesigen Patricier ist so ein Garten angelegt, und da steigen inmitten der bunten Beete die mächtigen Palmen auf, und die dichtbelaubten Zweige der Orangenbäume zeigen das für unser Auge so wunderliche Schauspiel des gleichzeitigen Blühens und der vollen ausgereiften Frucht.

Im Parke steht eine recht lebendige Gruppe, ein Araber, der zwei junge Löwen gefangen hat und mit nerviger Faust an sich drückt.

Den Mittelpunkt dieser großen und gutgehaltenen Anlagen bildet eine Wasserkunst in imposantem Aufbau. In reichem figuralem Schmuck ist da die Venus, der Muschel entsteigend, dargestellt, und die oberste Höhe des monumentalen Baues krönt eine Aurora auf goldiger Quadriga. Unter dem tiefen Blau des wolkenlosen leuchtenden Himmels funkelt auf dem Grau des Steines das Gold ganz herrlich.

Das eigentliche Barcelona endet mit den Ramblas in dem großen sehr belebten Platz von Catalonien, an dem allerhand Schaubuden, Sommertheater, Kaffeewirthschaften u. s. w. liegen. Wenn man dieses eigentliche Barcelona sich als einen Kreis vorstellt, dessen Durchmesser die Ramblas bilden, so wird die Peripherie durch breite schöne Straßen gezogen, die sogenannten Rondas, die ringartig die alte Stadt abschließen.

Hinter dem Platz von Catalonien, in nördlicher Richtung auf die Berge zu beginnt die neue Stadt, die sich um die Hauptstraße Paseo de Gracia ansiedelt. Dieses neue, vornehmste und prächtigste Viertel der Stadt wird nach dem festgesetzten Bebauungsplane ganz regelmäßig in Häuserquadraten nach der Art der amerikanischen Blocks errichtet. Da ist in den letzten Jahrzehnten eine großartige Neustadt erstanden, die allmählich die kleinen Vororte in sich aufgenommen und mit Barcelona vereinigt hat. Da zeigt sich auch für das Auge des Fremden in auffälliger Weise eine ungemein rührige Bauthätigkeit. In diesem Neu-Barcelona mit seiner Hauptstraße Paseo de Gracia und seinen breiten mächtigen Verkehrswegen, den hohen und reichgeschmückten modernen Bauten aus edelstem Material, ist es verhältnißmäßig ruhig. Hier wohnen die begütertsten Barceloneser. Hier sieht man die reichsten Toiletten und die schönsten Wagen.

Eine Eigenthümlichkeit dieses neuen Stadtviertels ist, daß die Eckhäuser nicht wie bei uns gewöhnlich einen rechten Winkel bilden, daß viel-

mehr die Ecke abgestumpft ist, so daß diese Eckhäuser allesammt drei Fronten haben: die beiden Hauptfronten nach den Straßen, deren Ecke sie bilden, und eine schmale Front nach dem Schneidepunkt der Straße zu. Auf diese Weise entsteht an allen diesen Kreuzungspunkten ein kleiner Platz in Form eines Octogons, und auch dieser ist häufig vor den abgestumpften Ecken der Häuser geschmückt mit Gartenanlagen auf erhöhten Beeten, von grünem Epheu ganz umrankt, mit bunten Blumen und großblättrigen Sträuchern, von Palmen überragt. Dieser Schmuck giebt den Straßen der neuen Stadt etwas ungemein Freundliches und Heiteres.

Barcelona ist ganz herrlich gelegen, zwischen Fels und Meer. Die Ramblas führen direct zum Friedensplatze mit der Columbussäule, der an den Hafen stößt. Und wendet man sich um, so sieht man im Norden in bläulichem Dunste die schönen Linien des Tibidabo-Berges.

In Barcelona ist vom Charakter der Seestadt wenig wahrzunehmen. Besteigt man aber am Friedensplatze einen der kleinen Dampfer, die über das blaue Wasser des Hafens den Verkehr vermitteln, so kommt man nach der Vorstadt Barceloneta, in der allerdings das richtige Treiben der Stadt am Meere herrscht. Da sind die Matrosenkneipen zweideutigster Art. Da sieht man die aufgeputzten unverschämt geschminkten Weiber und die unheimlichen kleinen Häuschen, die zum Theil vergittert sind, als ob es Harems wären. Aber trotzdem bereut man den Weg durch die wenig reizvollen Gassen von Barceloneta nicht; denn nur wenige Minuten, und wir haben das unendliche Meer vor uns, das uns hier wie überall mit seiner großartigen Majestät erdrückt.

Aber noch viel mächtiger, wenn auch weniger unmittelbar, wirkt das Meer auf uns, wenn wir es von der Höhe des schönen Berges aus vor uns sehen, des Tibidabo, der Barcelona beherrscht, und dessen anmuthig gezogene Umrißlinien jedesmal unser Auge erfreuen, wenn wir auf die Straße treten.

Dieser Berg bildet einen der beliebtesten Ausflüge für die Bewohner von Barcelona. Seinen eigenthümlichen Namen „tibi dabo" hat er von der kindlichen Legende, daß auf dieser Stelle Christus vom Satan versucht worden sei. „Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg (in praealtum montem) und zeigete ihm alle Reiche der Erde und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: ‚Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällest und mich anbetest.'" (Et haec omnia *tibi dabo,* inquit.)

Wie der Heiland von Palästina nach Catalonien gekommen ist, um sich gerade da versuchen zu lassen, darüber mögen sich Andere den Kopf zerbrechen. Der herrliche Ausblick vom Berge aus, zu dessen Füßen sich wirklich alle Herrlichkeit der Welt auszubreiten scheint, macht es allerdings erklärlich, wie die Sage hat entstehen können.

Durch die schöne breite vornehme Alleestraße, den Paseo de Gracia, die Ausläufer von Neu-Barcelona und die anliegenden kleinen Ortschaften

fährt man auf einer gutgehaltenen, sanft aufsteigenden Chaussee, die auf beiden Seiten mit riesigen Cactushecken besetzt ist, langsam zur Höhe hinauf. Der Weg schlängelt sich am Berge hinan und gewährt beständig reizvolle Blicke, und je höher wir gelangen, je weiter sich der Gesichtskreis erstreckt, desto schöner wird es. Der Weg führt an vielen interessanten Gebäuden vorüber, an Kirchen, Kapellen und Klöstern, an eleganten, von herrlichen Gärten umschlossenen Villen. Der Berg ist bis oben mit gesundem Wald bestanden. Auf der Höhe ist in Holzbau und in ganz freier Lage eine Villa in maurischem Stil errichtet, die nach allen Seiten hin die günstigsten Punkte für die Aussicht bietet.

Zu unseren Füßen sehen wir auf der einen Seite Barcelona mit dem Vorort Gracia und den umliegenden Flecken. Die in Sonnengold gebadete Stadt wirkt entzückend, wie ein niedliches, aus der Schachtel eben ausgepacktes Spielzeug. Das Häusergewirr, das in der Ferne in lustiger Unordnung sich zusammenschichtet, lichtet sich in der Richtung auf den Berg zu und ordnet sich zu den langen und regelmäßigen Zeilen der Neustadt, die von dem uns gegenüberliegenden Paseo de Gracia gradlinig durchschnitten wird. Wir sehen deutlich in der Mitte des Paseo die grünen Bäume der Allee, wir sehen auch die Nebenalleen mit den grünen Strichen der Baumreihen. Die ganze Stadt ist in einer merkwürdig gleichmäßigen Färbung gelbsandig und graugoldig einheitlich abgetönt. Sie ist auch einheitlich in der Profilirung, ohne besondere bauliche Ueberragung. Die mächtigen Thürme der Kirche ordnen sich für unsern Blick durch diese Gleichtönigkeit in die schlichten Verhältnisse der übrigen Bauten ein.

Barcelona bietet von hier aus gesehen den vollsten Gegensatz zu den Städtebildern des Orients. Dort die terrassenartigen Aufthürmungen mit ihrer herrlichen Willkür in den Conturen, den Kuppeln und Spitzen, hier in der Ebene ein friedfertiger Nebeneinanderbau, eine demokratische Gleichordnung; dort die Buntfarbigkeit, hier die Einfarbigkeit. Aber auch dieser Anblick ist entzückend, namentlich machen die in der Ebene um die Hauptstadt Cataloniens zerstreuten Umlagerungen, die einzeln stehenden Häuser in ihren Gärten und Parken, die kleinen Weiler, Flecken und Städtchen, über die der Blick dahinschweift, einen überaus lieblichen Eindruck.

Vor Allem aber der unsagbar großartige und ergreifende Abschluß durch die endlose Fläche des blauen Meeres, das sich weit und immer weiter ausdehnt und in der weitesten Ferne kaum erkennbar mit dem azurblauen Himmel zusammenfließt. Und welcher Himmel! Diese Höhe! diese Farbe! dieses wundervolle Blau, in dem das Sonnengold erzittert!

„Des avalanches d'or s'écroulent dans l'azur.“

Auf der andern Seite haben wir den wegen seines Klosters und seiner Aussicht weit berühmten heiligen Berg, den Montserrat mit seinem wunderlich schön zerhackten und zersägten Rücken vor uns, und dahinter glänzen in der Sonne die schneeigen Häupter der Pyrenäen. Man kann sich nichts

Erfreulicheres, nichts Ergreifenderes denken, als diese Landschaft in ihrer unvergleichlichen Beleuchtung. Und dazu noch die herrliche Kühle, die hier herrscht.

Was man sieht, ist überschön. Aber das genügt dem Menschen noch nicht. Er will mit äußerster Anstrengung noch ein klein bischen mehr sehen, als er ohne Anstrengung bequem sehen kann. Der unerklärliche Drang, in die Weite zu schweifen, weit hinweg über das Gute, das so nahe liegt, befällt ihn auch hier. Jener Mr. Bluff, den Wilhelm Busch als den reisenden Engländer verewigt hat, ist in der That eine typische Figur.

„Warum soll ich nicht beim Gehen,
Spricht er, in die Weite sehen?
Schön ist es auch anderswo,
Und hier bin ich so wie so."

Der Wärter des maurischen Hauses machte uns darauf aufmerksam, daß da hinten in weitester Ferne, ganz verschwommen, am Horizonte ein kleiner bläulicher Fleck zu sehen sei, und er fügte wichtig hinzu, das sei die Hauptinsel der Balearen, Mallorca. Und nun werden alle Gläser nach der bezeichneten Richtung hin gelenkt, und der Eine ruft: „Ich hab's!" der Andere: „Ich habe es nicht!" Und dabei sehen sie über all das Wundervolle hinweg, das sich dem unbewaffneten Auge freundlich darbietet. Und nach der andern Seite hin, — was sucht da der Blick, und was erfreut ihn? Ist es die phantastisch wilde Zerklüftung des heiligen Berges, oder sind es die in wundervoll harmonische Farben getauchten großen Berge der Pyrenäen, die den Horizont so malerisch abgrenzen? „Sehen Sie genau hin, auf den Montserrat, in mittlerer Höhe, ganz versteckt zwischen Bäumen, schimmert etwas Weißliches. Das ist das Kloster." Und nun wird dieser weißliche Schimmer gesucht und bei diesem thörichten Suchen der Genuß an dem wundervollen Ganzen gekürzt. Ich gestehe, daß ich weder das Kloster, noch die Balearen gesehen habe. Aber ich war doch ganz befriedigt von meinem Ausfluge, und ich schämte mich gar nicht, als ich später die in Barcelona an mich gestellte Frage, ob ich denn auch das Kloster auf dem Montserrat habe erkennen können, ehrlich verneinen mußte.

Auf der Rückfahrt sah ich mir die Sommeransiedelungen in und um Gracia etwas genauer an. Diese Herbergen für die heißen Monate erinnern — mutatis mutandis — recht lebhaft an unsere „Sommerwohnungen" vor den Thoren der Stadt, wie sie früher in der guten alten Zeit bezogen wurden, als die Badereisen noch ein zu kostspieliger Luxus waren. Bei uns beginnt jetzt mit dem Anfang der Hitze eine große Völkerwanderung nach verhältnißmäßig weitgelegenen Punkten. Wir reisen jetzt mit der Bahn; früher wurde der Sommerausflug mit dem Möbelwagen bewerkstelligt. Und so ist es jetzt noch in Barcelona. Hier am Fuße des Tibidabo ist eine solche Villenstadt erstanden. Sie bietet an sich wenig Interessantes dar. Die Straßen sind klein und unbedeutend.

Einige Häuser lassen durch die Ausstattung freilich auf den Wohlstand ihrer Besitzer schließen. Aber im Allgemeinen sind diese Sommervillen doch ziemlich anspruchslos und bescheiden. Das Reizvolle versteckt sich hinter dem Hause. Das ist der wundervolle Garten. Und es ist vor Allem im Gegensatz zu dem dampfenden Kessel von Barcelona die frische Luft, die hier beständig weht. Die Straßen sind leider nicht gepflastert, und wenn sich hier ein einigermaßen starker Wind erhebt, so ist der Staub entsetzlich. Wegen der primitiven municipalen Einrichtungen hat ein witziger Kopf einer dieser Straßen in der richtigen Voraussetzung, daß die Spanier den Sinn der Benennung nicht verstehen, den Namen „Calle Craywinckel" gegeben. Krähwinkel bei Barcelona — es macht sich komisch.

Von der Landplage des Staubes bekamen wir übrigens eine recht artige Vorstellung. Wie wird doch unsere arme Mark und unser armes Berlin in dieser Beziehung verleumdet! Von allen mir bekannten Staubarten — und ich habe deren auf meinen Reisen eine erkleckliche Anzahl kennen gelernt — dünkt mich — es ist nicht der Localpatriotismus, der aus mir spricht — unser märkischer Staub als weitaus der erträglichste und wenigst gewaltsame. Den richtigen widerwärtigen, unverschämten Staub lernt man doch nur im Süden und im Westen kennen. Hier wurden Staubsäulen aufgescheucht, die thatsächlich Wagen und Pferde so einhüllten, daß der Kutscher nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte und halten mußte. Es war ein dünner, feiner grauer Staub, der sich wie ein körniger trockener Nebel um uns legte.

Mit dankbarer Erinnerung an all das Schöne, das ich in Barcelona gesehen, an alle Liebenswürdigkeiten, die ich von den mir bisher Fremden erfahren hatte, und mit einem Gefühle leichter Wehmuth und zugleich der freudigen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen nahm ich von Barcelona Abschied. Das Wort des spanischen Dichters, das Barcelona als den Inbegriff der Artigkeit und Zuvorkommenheit und als die gastfreie Stätte der Fremden preist — archivo de la cortesia, albergue de los estranjeros — ich habe es durchweg bewährt gefunden.

Späte Ostern.

Eine Skizze

von

George Stockhausen.

— Berlin. —

Wie es eigentlich gekommen war, er wußte es selbst nicht: Er hatte in einer alten Kiste nach einem Buche gesucht, das er zu seiner neuesten Arbeit glaubte brauchen zu müssen, und hierbei war ihm die alte Bibel in die Hand gekommen. Er hatte sie ganz mechanisch aufgeschlagen und las nun innen auf der Deckelseite:

„Am 10. März 1859 ist mein lieber Neffe George Stein in der Johanniskirche von Herrn Pastor Müller eingesegnet und hat als Spruch empfangen aus dem Briefe an die Korinther die Worte: Die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. — Am Ostersonntage selben Jahres hat er das erste Mal communicirt.

Auguste Stein."

Er las es wieder und noch einmal und alte, alte Zeiten kamen ihm in's Gedächtniß. Er durchlebte seine Schulzeit, er sah sich im Confirmanden-Unterricht und er sah wieder seine alte liebe Tante hinter sich sitzen und hörte sie weinen, aber wieder — genau wie damals — fühlte er, daß es Freudenthränen waren, die sich ihr in die Augen drängten, Freudenthränen, weil sie ihn, den Verwaisten, deß' sie sich angenommen, trotz ihrer eigenen Armuth so weit gut gefördert und gebracht. Und er hörte wieder die Worte des Geistlichen, da dieser zu dem Knieenden sprach: „. . . sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Die Liebe höret nimmer auf."

Da, er befand sich im Geiste noch immer bei der heiligen Handlung, kam es ihm in einer seltsamen Vereinigung von Gegenwart und Vergangenheit unwillkürlich in den Mund und er rief es laut aus:

„Die Liebe?! Doch mit Unterschied! Ich hab's anders erlebt!"

Er rief es laut und hörte seine Stimme wie die eines Fremden — deutlich, vernehmbar. Dann versank er wieder in Gedanken. Und noch deutlicher kam ihm eine Gestalt in's Gedächtniß, die er für immer nach manchem harten Kampfe daraus verbannt glaubte, und ihm war, als stünde sie vor ihm: die kleine schwarze Jenny.

Sie hatte es eilig gehabt damals, von ihrer Liebe hätte man nicht sagen mögen: sie höret nimmer auf, denn beim Abschied hatten sie unter heißen Thränen sich ewige Liebe gelobt und als George nach kaum drei Jahren aus Paris zurückkehrte, wohin er sich aus Erwerbsrücksichten begeben, da war sie schon eines Andern Frau.

Der Professor erwachte aus seinem Traum; dann sprach er vor sich hin:

„Vorbei, alles vorbei! — Doch der Ostersonntag ist wieder da und wieder die Kirchzeit. Ach! wär ich doch dreißig Jahre jünger!"

Die Glocken hatten zum ersten Male geläutet, ihr Ton summte dem sinnenden Manne immer noch im Ohre. Ihm war so weich geworden und wehmüthig bei all' den alten Erinnerungen, und dann fiel ihm ein: St. Johannis ist ja hier gleich nebenan.

Er wunderte sich ein Weilchen bei sich selbst über seine Idee, dann überwand sie ihn und er faßte einen kurzen Entschluß — er führte ihn aus: Er ging zur Kirche, mehr mit einem Gefühl der Neugier allerdings, als der Andacht.

Wie früher war's ihm, als er das alte Portal durchschritt und ebenso seltsam befiel es ihn, als er die Kirche betrat: ihn überlief es so schaurig und doch mild. Er dachte bei sich: „Ich werde mich erkälten, bin zu hastig gegangen und nun fröstelt's mich." Nach diesem, wie er sich's selbst nannte, logischen Denken, setzte er sich auf eine der letzten Bänke in den Schatten eines Pfeilers.

Der Choral begann und der Professor lauschte den vollen gewaltigen Klängen der Orgel. Sie ergriffen ihn mächtiger als er sich's gestehen mochte, und ihr Tönen wiegte ihn endlich in neue Träume. Wider Willen mußte er sich ihnen hingeben und sie gewannen Macht über ihn; so saß er da, die Hand vor den Augen, ohne auch nur ein Wort des Predigers zu hören. Endlich, als die Orgel zum Schlußgesang einsetzte, rüttelte es ihn auf und er sah sich um.

Neben ihm saß eine Frau im Wittwenschleier, er mochte sie nicht erkennen. Dann war der Gottesdienst beendet, seine Nachbarin erhob sich. Er folgte ihr ohne Gedanken.

Draußen in der vollen Helle des Tages löste die Frau etwas die

Hülle. Der Professor sah sie an, ohne Neugier, da zuckte er für einen Augenblick zusammen. Doch dann war's ihm wieder wie in alter Zeit und ohne sich Rechenschaft geben zu können sagte er zu ihr, die er eben erst erkannt:

„Darf ich Dich heimbegleiten, Jenny?"

Er merkte es auch gar nicht, daß sie ihm nicht antwortete, sondern ihn nur so seltsam lieb und doch wieder ängstlich anschaute und trottete neben ihr her, als ob es so sein müsse.

Sie gingen weit hinaus bis in die Vorstadt. Endlich blieb sie vor einem kleinen Hause stehen und sah ihn mit demselben Blicke von vorhin an; gesprochen hatten Beide inzwischen kein Wort. Da kam, wie ein Blitzstrahl dem erschreckten Auge, auf einmal seinem Denken die ganze Tragweite seines Thuns, seine Dreistigkeit und Aufdringlichkeit erschienen ihm unerhört. Er wandte sich und wäre gegangen ohne Gruß. Doch es hielt ihn der Ton ihrer Stimme; es klang zitternd und wie unter Thränen, als sie sagte:

„Ich danke für das Glück, das mir geworden ist."

Er sah ihr starr verwundert in's Gesicht, wieder traf ihn jener Blick. Er mußte an sich halten, um nicht überlaut zu werden, dann faßte er sich und sprach:

„So wollen wir denn die Comödie des Zufalls bis zu einem leidlichen Ende spielen. Komm', wenn Du magst."

Er führte sie hinaus vor das Thor, wie früher, und sie fanden auch wieder die alten Wege durch den Park. Und als er bemerkte, daß kein einsamer Spaziergänger in der Nähe, da brach es los und die Worte strömten nur so von des Professors Lippen. Er warf der Frau ihre Treulosigkeit vor, die kurze Dauer ihrer Liebe und daß sie ihm den Eid gebrochen und so sein Glück und seine Freude für immer vernichtet habe.

Als er geendet, sagte sie ganz leise:

„Aber vergessen habe ich Deiner doch nie."

Er lachte höhnisch auf:

„Wahrhaftig?"

Sie fuhr mit verhaltener Stimme fort.

„Ja! Wahrhaftig! Ich bin damals meinem Gatten gefolgt ohne Liebe. Ich mußte ihn heirathen."

„Du mußtest? Lüge, dreifache Lüge! Des Vaters Einwilligung hatten wir ja und Du mußtest?!"

„Ja, aber die Mutter! Du weißt wohl, sie war stets gegen Dich und sah in Deiner Liebe kein Glück für mich, sie hielt Dich für leichtsinnig und gottlos. Sie war fromm und Du warst in der ganzen Stadt als neuerungssüchtiger Freidenker verschrieen. Sie war stets gegen unseren Bund und der mildere Vater vermochte nicht, sie umzustimmen. Darum

durft' ich Dir auch nie schreiben und Deine Briefe — ich fand sie erst später in Mutters Nachlaß."

Jenny weinte laut auf, dann sprach sie weiter:

„Sie hat mich hart gequält und immer in mich hineingeredet, aber ich blieb standhaft. Da, Du warst nicht viel länger als ein Jahr fort, wurde sie krank. Wir pflegten sie mit allen Kräften, aber es half nichts, nach kaum vierzehntägigem Krankenlager kam sie zum Sterben. Die Nacht vergeß' ich nie! Mutter rang stundenlang mit dem Tode, ich war allein mit ihr, den Vater hatte die Ermattung übermannt. Gegen Morgen richtete sie sich in ihrem Bette auf, sie griff nach meiner Hand und flüsterte kaum hörbar: ‚Thu' nicht gegen meinen Willen; er taugt nicht für Dich. Deine Seele kommt in Gefahr.'

Ich versprach ihr Alles, da verschied sie in Ruhe und ich konnte nicht anders; ich mußte ihr Wort halten.

Ich habe meinem seeligen Manne offen gestanden, daß ich ihn nicht lieben könne; er hat's hingenommen und gemeint, ich sei noch jung, das würde schon kommen. Er hat mich gut und zärtlich gehalten, so lange er lebte; ich hab' ihm von Herzen alles Gute gethan, aber lieben konnte ich ihn nicht. Ich meine, er hat's auch immer gefühlt, er war manchmal recht traurig — aber ich vermochte mich nicht zu ändern und verstellen wollt' ich mich doch auch nicht, gerade weil er mich liebte. Nun ist er auch schon todt, und nun darf ich's Dir ja sagen.

Es ist Alles vorbei und aus, aber es thut mir wohl, daß ich mir's vom Herzen reden konnte."

Sie fiel schluchzend auf die alte Bank, an der Beide standen — sie war ihnen wohlbekannt von früher her.

Einen Augenblick stand der Professor vor Jenny, dann sank er in die Kniee und barg sein Haupt in ihren Schooß und stammelte leise:

„Wohl! laß' auch unsere Liebe ihr Ostern feiern! Magst Du mich noch? Jenny, Geliebte! Die Liebe höret nimmer auf!"

So verblieben sie eine Weile. Darauf hob sie sein Gesicht zu dem ihren und küßte ihn in langem Kuß.

Und selig gingen sie heim.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Robert Hamerling ist vor einigen Monaten seinen langen und schweren Leiden erlegen; seine Freunde und Verehrer sind dabei, ihm ein Monument aufzurichten, das kommenden Geschlechtern von ihrer dankbaren Gesinnung Zeugniß ablegen soll. Noch bei Lebzeiten des Dichters hat es die hamburgische Verlagshandlung, bei welcher seine Werke erschienen sind, unternommen, eine Prachtausgabe einer seiner hervorragendsten Dichtungen, des „König von Sion" zu veranstalten, welche nunmehr auch zu einer Art von Denkmal für den Verstorbenen geworden ist.

Hamerling gehört in Süddeutschland, namentlich in seinem Heimatlande Oesterreich, zu den populärsten Dichtern; seine Werke werden viel gelesen und viel gekauft. „Ahasver in Rom" hat bereits weit über ein Dutzend Auflagen zu verzeichnen und „Der König von Sion" liegt in neunter Auflage vor. In Norddeutschland sind seine Schriften vor der Hand weniger verbreitet; allein auch hier erfreut sich sein Name eines guten Klangs und es steht zu erwarten, daß seine Anziehungskraft fernerhin noch erstarken wird. In der Schätzung des künstlerischen Werthes seiner Schöpfungen gehen die Ansichten ziemlich weit auseinander; übertriebenes Lob auf der einen Seite mag, wie es häufig genug der Fall ist, auf der anderen Seite den Blick für die Schwächen und Mängel geschärft haben. Allein die üppige Fülle seiner Phantasie, die Lebendigkeit seiner Schilderungen, die blühende Diction und die reine Form werden sich überall Anerkennung erringen.

Hamerlings Dichtung, „Amor und Psyche" hat in Paul Thumann den berufensten Illustrator gefunden. Den „Ahasver in Rom" hat die hamburgische Verlagsanstalt in einer illustrirten Ausgabe auf den Markt gebracht, welche vom Publikum mit größtem Beifall aufgenommen worden ist. So lag der Gedanke nahe, ihr eine Prachtausgabe des „König von Sion" folgen zu lassen. Bietet doch die Dichtung, welche die Geschichte der Wiedertäufer in Münster, das merkwürdige Schicksal Johanns von Leyden zur Darstellung bringt, dem Stifte des Künstlers einen überaus reichhaltigen Stoff für die Nachgestaltung des dichterischen Wortes im Bilde.

Aus: Der König von Sion. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Aus: Der König von Sion. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Die beiden Berliner Künstler, Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs, welche die Verlagshandlung für ihr Unternehmen gewonnen hat, haben sich der ihnen gestellten Aufgabe, wie die bisher erschienenen 9 Lieferungen beweisen, in vollstem Maße gewachsen gezeigt. Ihre anschaulichen, charakteristischen und stimmungsvollen Bilder, welche so vertheilt sind, daß sich nirgends eine Ueberladung des Textes geltend macht, verleihen dem Werke einen vornehmen künstlerischen Schmuck. Die Ausführung

Aus: Der König von Sion. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

der theils in den Text eingefügten, theils ein besonderes Blatt in Anspruch nehmenden Illustrationen in Holzschnitt ist eine ganz vorzügliche. Daß die typographische Ausstattung des Buches an Freigebigkeit und Geschmack nichts zu wünschen läßt, braucht kaum noch hervorgehoben zu werden.

Das Werk ist auf ca. 30 Lieferungen berechnet, welche ein Illustrationsmaterial von etwa 200 Holzschnitten enthalten sollen. Wir schließen uns der Hoffnung der Verlagshandlung, daß ihre Prachtausgabe des „König Sion" bei dem gebildeten und kunstsinnigen Publikum freudig begrüßt werden wird, durchaus an. u.

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber.

In zehn Bänden. Erster Band. Stuttgart 1890. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachfolger.

Der Dichter hat es nicht mehr erleben sollen, seine Werke gesammelt dem deutschen Volke zu überreichen; mit den Vorbereitungen zu dieser großen, literarischen That beschäftigt, wurde er im kräftigsten Mannesalter plötzlich dahingerafft. Neben ihm dürfen von allen Dramatikern Oesterreichs nur zwei genannt werden: Raimund und Grillparzer. Schweift der schwärmerische Geist Franz Grillparzers mit Vorliebe in die Vergangenheit, ja in die graue Vorzeit, folgt seine Muse gern dem classischen Vorbilde der Griechen, den romantischen Pfaden der Spanier, so wurzeln Raimund und Anzengruber fest im Boden ihrer Zeit, geben sich ganz als Kinder ihres Landes, folgen unbeirrt den Eingebungen ihres eigenen Genius. Sie haben eine starke innere Verwandtschaft: beide errangen ihre größten Erfolge da, wo sie das Leben und die Empfindungen des Volkes ihrer Heimat schilderten, wo sie Gestalten schufen, so voll dem Leben und der Gegenwart entnommen, daß sie leibhaftig vor uns stehen und wir ihrer gedenken wie Personen, denen wir thatsächlich begegnet sind. Beide haben sich in den tiefsten Schacht der Volks-

seele versenkt, wo dem echten Dichter das reine Menschenthum sich am klarsten und unverfälschtesten offenbart; beide sind zu den freiesten Höhen des Humors emporgedrungen, eines Humors, der durch Thränen lächelt, der die Seele entlastet von dem schweren Druck der alltäglichen Gemeinheit, der die kranken — am Leben kranken — Gemüther wieder aussöhnt mit dem Dasein, und den von Sorgen umwölkten Blick öffnet für die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste.

Hat aber Raimund nach dem Lorbeer des tragischen Dichters nur vergeblich gerungen, so ist Anzengruber gleich groß in der Tragödie wie im Lustspiel; beschränkt sich die Muse Raimunds auf das Theater, so ist Anzengruber auch souverainer Herrscher auf dem Gebiete des modernen Epos, des Romans und der Novelle. In der That, seit dem unglücklichen, nicht zur vollen Reife gelangten Heinrich von Kleist haben nur Wenige mit gleicher Kraft, mit gleicher Vielseitigkeit dramatische und epische Stoffe gestaltet wie Anzengruber. Im Lustspiel zumal ist er den Meisten überlegen. Wir wüßten nicht viele, in denen der Quell echtesten, gesundesten Humors so lauter und rein, und zugleich so reich flöße wie in den prächtigen Dichtungen „Der G'wissenswurm," „Die Kreuzelschreiber," „Doppelselbstmord." Aber auch in der Tragödie werden wir nur wenige Stücke finden, die sich einem „Meineidbauern", einem „Vierten Gebot" würdig an die Seite stellen können.

Die Gesammtausgabe der Werke Anzengrubers kann als ein köstliches Geschenk der Muse an die deutsche Nation nur mit dankbaren, freudigen Herzen aufgenommen werden. Die altbewährte Verlagsbuchhandlung unserer Klassiker sowohl, als auch die Namen der Herausgeber, an deren Spitze Dr. Anton Bettelheim steht, bürgen dafür, daß mit Pietät und Verständniß die wichtige Aufgabe gelöst werden wird. Der vorliegende erste Band entspricht den weitgehendsten Anforderungen. Ein vortreffliches Portrait des Dichters bildet den Eingang. Es folgt ein kurzer Vorbericht der Herausgeber, in welchem uns mitgetheilt wird, daß die Anordnung dieser Gesammtausgabe im Wesentlichen mit den eigenen Wünschen des Dichters übereinstimmt. Sodann zeichnet Dr. Anton Bettelheim in kurzen, aber treffenden und charakteristischen Zügen das Lebensbild Anzengrubers, welcher in einigen „Beiträgen zur Selbstbiographie" aus den Jahren 1871, 1878 und 1883 die vom Herausgeber entworfene Skizze vervollständigt. Die Werke selbst eröffnet der gewaltigste Roman des Dichters, „Der Sternsteinhof", welcher den ganzen ersten Band ausfüllt. In weiteren neun Bänden werden dann seine übrigen erzählenden und dramatischen Dichtungen folgen, soweit sie nicht nach dem Willen des Dichters selbst von der Veröffentlichung ausgeschlossen sein sollen.

Wir sind mit den Herausgebern der Zuversicht, daß die gesammelten Werke des Dichters sich eine Lesergemeinde erobern werden, die seiner Theatergemeinde im Norden und Süden des Vaterlandes in keiner Weise nachstehen, und daß sein wohlverdienter Ruhm nur immerfort wachsen, seine schlichte Größe immer mehr erkannt und anerkannt werden wird.

Wir kommen auf die späteren Bände der Ausgabe noch zurück. Kj.

Bibliographische Notizen.

Die von Julius Zacher begründete, früher von Zacher und Höpfner herausgegebene

Zeitschrift für deutsche Philologie (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.)

beginnt mit dem 1. Hefte ihres 23. Bandes eine neue Folge ihres Erscheinens. Neben dem bisherigen Herausgeber Professor Hugo Gering ist als Mitherausgeber Professor Oscar Erdmann getreten. Die Zeitschrift soll auch fernerhin nicht das Organ einer Schule sein, vielmehr wie bisher zwischen den verschiedenen Richtungen eine vermittelnde, aber selbständige Stellung einnehmen. Das vorliegende Heft enthält Aufsätze von K. Marold „Ueber die poetische Verwerthung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im Minnesang", von R. Röhricht, „Die Jerusalemfahrt des Herzogs Friedrich von Oesterreich," von R. M. Werner: „Gerstenbergs Briefe an Nicolai nebst einer Antwort Nicolais," von H. Düntzer: „Die Entstehung des zweiten Theiles von Goethes Faust, insbesondere der classischen Walpur-

gisnacht, nach den neuesten Mittheilungen"; ferner kleinere Beiträge von O. Erdmann und H. Holstein; endlich eingehende Besprechungen einiger wichtiger, in jüngster Zeit erschienener philologischer Werke.

Selam. Ein Novellenstrauß von Anna Bock. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

In Wahrheit einen Strauß duftiger Blüthen, geschmackvoll ausgewählt und mit dem Goldfaden anmuthiger Poesie umwunden, spendet uns die Verfasserin dieser Blumennovellen. Unter dem sinnbildlichen Namen einer Blume werden uns die verschiedenartigsten Frauenherzen und -schicksale vorgeführt, und immer weiß die Dichterin uns dafür zu interessiren. Wie die Künstlerin durch ihr seelenvolles Spiel das Herz der Hörer gewann — Anna Bock ist als Clavierspielerin in weiten Kreisen gekannt und geschätzt — so gelingt es der Schriftstellerin durch der Sprache bestrickenden Zauber. Mag man mit der Einzel-Ausführung der Geschichten, mit dem Schluß oder mit der Charakterzeichnung sich nicht völlig einverstanden erklären, der Vorzug edelster Form wird diesen Novellen nachgerühmt werden müssen, und das ist nichts Geringes gerade jetzt, wo der Naturalismus auch in dieser Hinsicht andere Anschauungen zu erwecken strebt. Das Kunstwerk soll ideal sein, selbst wenn sein Inhalt streng realistisch ist. Die Novelle „Das Veilchen" ist hierfür ein wahres Muster. Das tragische Problem der unbewußten Geschwisterliebe in ihrer sinnlichen Bedeutung ist hier noch gesteigert dadurch, daß das Schicksal eines Dritten hineingezogen wird, der völlig schuldlos ist, der aber doch zu Grunde gehen muß, weil er sein verborgenes Veilchen nicht besser zu hüten wußte. Der Schluß kann nur ein trauriger sein, und doch wie milde, wie versöhnend weiß die Erzählerin den Tod als einzigen Erlöser aus allen Wirren zu schildern! Von den andern Erzählungen seien nur noch zwei angeführt, die erste: „Du rothe Rose!" und die fünfte: „Haideblume". In jener wird die Vollkraft der in einem Frauenherzen lange zurückgehaltenen Liebe mit einer Gluth dichterischen Nachempfindens dargestellt, der sich nur fischblütige Seelen entziehen können; in dieser findet die Unschuld und Reinheit eines kindlichen Gemüths ihre echte Fürsprecherin. Die „Haideblume" ist vielleicht an novellistischen Motiven ärmer als die anderen Geschichten, in der Charakterisirung der Personen weniger scharf, aber sie dünkt uns die beste Blume des Straußes, sie zeugt von einem tiefen weiblichen Gemüthe der Dichterin.

Leo Tolstoj. Die Kreutzersonate. Uebersetzt vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. Deutsche Ausgabe. Berlin, B. Behr's Buchhandl. (Walter Zimmermann.)

Der Titel „Die Kreutzersonate" ist mehr ein zufälliger. Tolstoj knüpft an dies berühmte Beethoven'sche Musikstück eine allgemeine Betrachtung der Musik, die ihm als eine sinnlich erregende Kunst gilt. In der Erzählung ist sie die letzte Veranlassung zum Ausbruch der verbrecherischen Liebe eines Musikers zu der Frau des russischen Gutsbesitzers Posdnyschew. Der Held der Erzählung ist Posdnyschew selbst. Er ist aus großen Verhältnissen hervorgegangen, hat wie alle Männer in der Welt gelebt und sich endlich mit einem in bescheidenerem Kreise aufgewachsenen Mädchen verheirathet. Die Geschichte dieser Ehe ist der eigentliche Stoff des Romans. Posdnyschew erzählt uns selbst sein und seiner Gattin Schicksal. Er will an ihm zeigen, daß unsere Ehe einzig und allein auf Sinnlichkeit beruht und daß sie darum unsittlich ist. Posdnyschew hat seine Gattin getödtet; er wird von dem Richter freigesprochen, weil er, wie die Begründung des Spruches lautet, nur seine befleckte Ehre vertheidigt habe. Er selbst aber ist ganz anderer Ansicht. Ich habe meine Frau nicht in dem Augenblick gemordet — das ist seine Anschauung —, als ich ihr das Messer in die Seite stieß, sondern vor Jahren, da ich als halbreifer Knabe zum ersten Mal das Weib erkannte. Und so sind wir Alle. Als gefallene Männer treten wir in die Ehe und gründen unser Verhältniß zur Gattin nur auf die Sinnlichkeit. Und die Frauen sind wenig anders. Ihre ganze Erziehung ist nur eine Uebung in der Anwendung der Mittel, die zur Beherrschung des Mannes führen, und der Haupthebel ihrer Handlungen ist wiederum die Sinnlichkeit. Die Tendenz der „Kreutzersonate" ist unzweifelhaft eine barocke; aber die dichterische Kraft, mit der Posdnyschew seine Schicksale erzählt, ist von so unvergleichlicher Wirkung, daß man trotz des Widerspruchs gegen den allgemeinen Gedanken, dem er damit dienen will, in den Bannkreis seiner Empfindungen gezwungen wird und mit ihm wie

mit einem tragischen Helden fühlt, den ein grausames Geschick auserkoren hat, um mit seiner Person eine Schuld der Allgemeinheit zu büßen. Das Buch, das in Rußland so ungeheueres Aufsehen gemacht hat, daß es sogar zu Krawallen an fast allen Universitäten geführt hat, liegt in guter deutscher Uebersetzung mit einer ausführlichen orientirenden Einleitung von Raphael Löwenfeld vor und wird von den zahlreichen Verehrern, die der Dichter der „Anna Karenina" und der „Macht der Finsterniß" in Deutschland hat, mit dem höchsten Interesse gelesen werden.

rl.

Jahreszeiten. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachf. (Bruno Winkler), 2 Bände.

Der alte Bankier Michael Grevenhorst sagt ziemlich am Ende dieses Buchs (II, 273): „Mich deucht, die Menschheit muß wieder aufsteigen nach ihrem tiefen Niedergang in unsern Tagen, und es müssen aus ihrer Verrohung wieder mehr Geister und Herzen erstehen, welche ideale Kunst und Dichtung suchen und als höchstes Menschenbesitzthum ergreifen." Das ist gewissermaßen das Programm für Jensens schriftstellerische Thätigkeit, und diesem echten Idealismus bleibt er auch hier treu. Ueber dem ganzen Roman liegt ein Dufthauch von Poesie, der gelegentlich die scharfen Umrisse der Bilder verdeckt, aber auch alles ästhetisch Unerfreuliche milde umschleiert. Man hat das Mystische seiner Gestalten getadelt; auch der Heldin der „Jahreszeiten" haftet es an, sie wandelt oft genug traumverloren dahin, hart am Abgrunde der Leidenschaft. Man mag das unwahr finden, aber vom künstlerischen Standpunkte aus ist es noch nicht entschieden, ob eine derartige Gestalt nicht ihre Berechtigung habe. Goethes „Mignon" und Zolas „Nana" lassen sich eben nicht mit einander vergleichen. Das Problem der „Jahreszeiten" ist ein sehr glückliches. Das Gutsbesitzer-Ehepaar vom Hove lebt in äußerlich glücklicher, in Wahrheit unbefriedigender Ehe mit einander; der Mann liebt seine Gattin, während sie diese Neigung nicht versteht. Sie sehnt sich nach etwas Unerreichbarem, Unfaßbarem; sie spielt die Rolle der Ibsenschen Ellida. Da gewinnt ihr erträumtes Ideal Leben in der Person des Malers Bernold Aufseß, eines Jugendfreundes ihres Gatten. Auf einer Reise durch Thüringen, die dem Verfasser Gelegenheit giebt, sein meisterhaftes Talent für Landschaftsschilderungen zu zeigen, auf dem sagenhaften Hörselberge zerreißt der Schleier vor den Augen der Betheiligten. Ferdinand vom Hove ist bereit, in eine Trennung zu willigen; eine Prüfungszeit soll aber die Echtheit der Gefühle der beiden andern beweisen. Nun erfolgt der Umschwung. Das schrankenlos gewährte Vertrauen öffnet Helene und Bernold die Augen; statt zu fallen, bleiben sie nach echt Jensenscher Manier stark. Helene wird geläutert durch die Erkenntniß der selbstlosen Liebe ihres Gatten, Bernold kommt auf den rechten Weg, als er der Neigung von Ferdinands Schwester, Fenna zur Hellen, inne wird. Diese Fenna ist, um einmal nicht poetisch zu reden, wirklich ein „interessantes Frauenzimmer." In die schwüle Spannung der Haupthandlung sind sehr glücklich humoristische Episoden eingeflochten, dargestellt von den beiden Kostgängern auf dem Gute, Florian Stoppel und Hugo Schwegler. Eine Figur von rührend kindlicher Naivetät ist der Maler Gerald Minnenpfennig, der gute Engel Helenes. Außer den schon gerühmten Naturschilderungen, die geradezu unübertrefflich sind, bietet der Roman auch manches goldene Wort über unsere modernen Verhältnisse. So ist das I, 164 f. über die Verkehrtheit unserer heutigen Jugendbildung Bemerkte uns aus der Seele geschrieben.

*

Akkorde und Gesänge. Dichtungen von Alberta von Puttkamer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Der musikalisch klingende Titel dieser Dichtungen hat seine volle Berechtigung, denn in prächtig melodischem Strome gleiten die Verse dahin, und es ist an manchen Stellen geradezu erstaunlich, wie sich die Form dem Gedanken anpaßt, wie sie ihn trägt und hebt und wie andererseits doch niemals der geistige Inhalt durch das künstlerische Spiel verdrängt oder beeinträchtigt wird. Dabei wagt sich die Dichterin an die schwierigsten Aufgaben. Die Ode „Lenzsturm" (S. 161 f.) führt das erwählte Thema mit einer Gedankentiefe und einem rhythmischen Wohlklange aus, wie wir dies kaum bei einem neueren Dichter gefunden haben. Auch in den anderen „Gesängen", d. h. eben Oden treffen wir dieselbe Formengewandtheit, denselben hohen Geist; man vergleiche nur „Weltuntergang" (S. 155) und „Mysterium" (S. 163). Ein kecker, frischer

Ton geht durch die „Reiterlieder". In den einfach als „Lieder" bezeichneten Dichtungen offenbart sich eine glühende, aber maßvoll und keusch gezügelte Leidenschaft, die durchaus den Eindruck der Echtheit macht. Zuweilen bricht diese Leidenschaft mit elementarer Gewalt durch, so in dem wonneschauernden kurzen Liede: „Komm'!" mit seinem mahnenden kurzen Kehrreim: „denn die Stunde rinnt", oder in dem naiv-seligen: „Hinter dem Jasminbusch". Der erste Abschnitt der Sammlung behandelt unter dem Titel: „Gestalten" balladenartige Stoffe. Auch hier wendet sich die Dichterin meist erhabenen Problemen zu: „Nero, Cäsar Borgia, Sappho, Judas Ischarioth sind ihre Helden. Das uralte Thema der genossenen Liebeslust mit all ihrer Wonne und all ihrem Schmerz ist in dem stimmungsvollen „Nocturno" behandelt. Da lesen wir die Verse: „Und es ward hörbar still, der Mond ging nur Weltüber, ungehört und nachtbezwingend Dem Tag entgegen, der ein Glück begrub."

Elegisch klingt die Dichtung aus:
„In Frühethränen zitterte der Wald,
Aus dem das junge Weib entgöttert trat —
Es sank ein kalter Edelstein, der Tau,
Auf ihren weiten, namenlosen Weg — —
Indeß das erste, fahle Morgengrau
Wie Totenblumen auf ihr Goldhaar fiel."

Das sind in der That Proben einer ungewöhnlich hohen, künstlerischen Begabung. *

Helene Pichler: „Genrebilder aus dem Seeleben". 3. Aufl. — „Aus der Brandung des Lebens. Fahrten zu Wasser und zu Lande". 2. Aufl. — „Der Nordstern und Anderes". Acht Seenovellen. München. Georg D. W. Callwey.

Was schon beim Erscheinen des ersten der genannten Bücher von der Kritik anerkannt wurde, gereicht auch den beiden andern zum Ruhme: Die Verfasserin schreibt ihre Seegeschichten nicht mit Hilfe eines nautisch-technischen Wörterbuchs, sondern aus langjähriger engster Bekanntschaft mit dem Ungeheuer Ocean. Sie hat das lustige Hafenleben in New-York wie den schrecklichen Taifun der ostchinesischen Gewässer gekostet, die einsame Majestät der norwegischen Küste wie den stahlblauen Himmel der Aequator-Region erblickt, und hier wie dort lauschte sie den Schlägen des eigenen Herzens, beobachtete sie mit scharfem Blick das Seelenleben der sie umgebenden Menschen. Die „Genrebilder" schildern die wechselnden Schicksale eines großen Segelschiffes von seiner „Abfahrt aus dem Hafen" bis zu seiner Ankunft „im sicheren Port". Die leichte novellistische Verknüpfung der einzelnen Skizzen unter einander steigert die Theilnahme des Lesers. „Aus der Brandung des Lebens" enthält einige äußerst spannende Erzählungen, auch solche, die mit dem Seeleben nur in losem Zusammenhang stehen. In der Strandgeschichte „Gänsegrete" behandelt die Dichterin mit Glück das heikle Problem, daß ein Vater beinahe die eigene Tochter liebt. Die neueste Sammlung beweist, daß die Verfasserin ihr Talent unermüdlich weiterzubilden bestrebt ist. Namentlich gelingen ihr hier großartige Landschaftsbilder, wie die Beschreibung der ihr genau bekannten Lofoten-Inseln, der sturmumtosten Far-Oeer u. a. Ein besonders werthvolles psychologisches Kunstwerk dünkt uns die an der nordfriesischen Küste spielende Erzählung: „Die Insel der Seligen." —p—

Ernst Wechsler: „Wiener Autoren". — „Gespenster im Sonnenschein". Leipzig, Wilhelm Friedrich. — „Merkwürdige Alltagsgeschichten" Leipzig, Wilh. Friedrich.

Je schneller heutzutage der Name des Journalisten aus dem Gedächtniß der Mitwelt, von der Nachwelt schon gar nicht zu reden, verschwindet, je häufiger dichterische Talente in der Hochfluth der Feuilleton-Schreiberei zu Grunde gehen, um so verdienstlicher ist ein Werk, welches, wie die „Wiener Autoren" die literarischen Strömungen, die von einem Centrum ausgehen, zu studiren und zu ordnen versucht. Da es sich um Lebende handelt, wird ein solches Buch auch manchen Tadel erfahren; aber Viele werden dem Verfasser dankbar sein für seinen fleißig gearbeiteten Abriß zeitgenössischer, localer Literaturgeschichte. Das Streben nach gerechtem, rein sachlichem Urtheil wird dem Autor niemand absprechen können. Von der im Vorworte angekündigten, weit umfangreicheren Arbeit über „Berliner Autoren" erscheint der erste Band demnächst. — Die „Gespenster im Sonnenschein" sind harmlose, oft recht glücklich getroffene Skizzen, die ohne Anmaßung auftreten, flüchtige Einfälle einer vielgewandten Muse, die zwar zuweilen ein derb realistisches Obergewand trägt, aber das zarte Unterkleid aus Sonnenschein und Märchenduft anbehalten hat. „Der

jüdische Papst" ist eine kühn erfundene Sage; „Herrn Sträußlers Pfingsten", „Die bestrafte Klavierspielerin" u. a. sind Proben eines schlichten, herzlichen Humors. Die sprachliche Form der Skizzen sollte gelegentlich etwas gefeilt werden; Verfasser schreibt immer noch Austriacismen.
*

Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber.

Wenn wir dieses liebenswürdigen Buches erst jetzt erwähnen, so ist das leider recht spät, aber hoffentlich nicht zu spät. Den nach Italien Reisenden möchten wir diese Schilderungen als ein rechtes Vademecum, einen launigen Gefährten und einen treuen Rathgeber anempfehlen. Es ist unendlich schwer, über Oberitalien etwas zu schreiben, fast schwerer als über die Lüneburger Haide; denn das Thema ist zu verbraucht. Aber der Verfasser ist ein ungewöhnlich geistvoller Schriftsteller, einer der scharfsinnigsten Köpfe, ein vorzüglicher Kritiker und rühmlichst bekannter trefflicher Erzähler. Seine vier Reiseberichte wurden zuerst als „Feuilletons" im Berner „Bund", den der Verfasser seit Jahren mit Geschmack und Talent leitet, veröffentlicht; der Beifall, den sie dort fanden, läßt es durchaus gerechtfertigt erscheinen, daß sie in diesem Buche von ihrem Eintags-Dasein zu neuem literarischen Leben erweckt wurden.
*

Brodlose Künste. Blicke hinter die Coulissen der Gesellschafts-Comödie, von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer.

Diese anmuthige Gabe des liebenswürdigen Berliner Humoristen verdient die vollste Aufmerksamkeit aller, die sich noch den Sinn für echten Humor erhalten haben. In der Form zwangloser Plaudereien schildert Stettenheim die verschiedenen „brodlosen Künste," in denen viele Meister zu sein glauben, während sie in Wahrheit nur elende Stümper sind. Der Schalk sitzt dem Autor im Nacken; aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird bald empfinden, daß hinter den feinsinnigen Bemerkungen, die einem sorgfältigen Studium unseres Gesellschaftslebens ihren Ursprung verdanken, hinter den Schlagworten voll sprühenden Witzes ein tiefer Ernst verborgen ist. Man lese nur das Capitel über die schwierige „Kunst, verheirathet zu sein!" Auch die andern Unarten, die hier gegeißelt werden, treten einem nur allzu häufig in unsern modernen Salons entgegen; wie wenige Leute verstehen heute noch die „Kunst zuzuhören" oder „mit einer Dame zu plaudern!" Wie schwer wird es vielen, ein angenehmer Wirth oder ein liebenswürdiger Gast zu sein! Selbst „die Kunst, eine Cigarre anzubieten," ist nicht ganz leicht. Der Verfasser schreibt kein Buch über den „Umgang mit Menschen", seine Satire ist nicht boshaft und verletzend, er schlägt auch nicht mit dem Knotenstock drein; aber seine Absicht erreicht er vortrefflich. Wir freuen uns an den Schaumperlen seiner guten Laune und geloben ihm innerlich, seine Worte zu beherzigen. Wenn man ein Buch mit dem Bewußtsein aus der Hand legt, sich angenehm unterhalten und dabei bleibenden Gewinn erlangt zu haben, so wird man den Titel: „Brodlose Künste" gewiß nicht auf die Kunst dieses Autors anwenden dürfen.
*

Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. Berlin, Walther & Apolant. 2 Bände.

Mitten hinein in die socialen Bewegungen der Gegenwart führt uns der Verfasser. Was er bei seiner umfangreichen redactionellen Thätigkeit zu beobachten Gelegenheit fand, hat er hier zu einem anschaulichen Bilde gestaltet. Der Roman berücksichtigt ausschließlich Berliner Verhältnisse, spiegelt diese aber so vortrefflich wieder, daß man sich unwillkürlich versucht fühlt, an die Stelle der erfundenen Namen die echten zu setzen, welche dem Leser selbst im Gedächtniß haften. Nur vermöge einer glänzenden Gabe der Charakteristik ist dem Schriftsteller eine solche Leistung möglich. Greifen wir beispielshalber eine Figur heraus: Da ist „Schupke", der Commissionär und Hauseigenthümer Schupke, der dunkle Ehrenmann, der Held seiner Partei im Bezirksvereine seiner, natürlich der Rosenthaler Vorstadt. Jeder Berliner kennt den Sinn des Wortes „beschuppen"; daran erinnert der Name dieses Helden. Er hat überall seine Hände im Spiel, wo etwas nicht ganz sauber ist, aber nie ist er zu fassen. Da ist ferner der „Spitzenfritze", ein echter Pennbruder, aber ein Edelstein im Vergleich mit Schupke; dann der Anarchist Elldorfer, der zu großer Idealist für seinen verbrecherischen Beruf ist, und zahlreiche andere Typen der großstädtischen

Bevölkerung. Die Handlung selbst dreht sich um die Person des Oberstolzen; er ist ein einfacher Arbeiter, das Opfer von Schupkes Wohlthaten. Er trägt seinen Namen von seinem Wesen; Schupke sucht ihn zu unterdrücken, er hat ihn von Jugend auf um seinen echten Namen, um sein Erbe, um sein Glück betrogen, bis in's Zuchthaus will er ihn bringen. Mit großem Geschick sind die Maschen des Fangnetzes geschürzt; aber das Netz schlägt nach der falschen Seite. Der Oberstolze wird von seinen Richtern freigesprochen; der Verlauf des Criminalprocesses ist offenbar nach genauen Studien dargestellt. Die Lösung des Knotens geht glatt vor sich, ein wenig nach dem Recept der bekannten Romane von Ewald August König. Die verbrecherischen Existenzen finden ihr Ende, zum Theil ehe sie die irdische Gerechtigkeit erreicht. Schupke kommt davon, aber er ist natürlich stark compromittirt. Die treue Liebe der beiden edlen Mädchen Pauline Eldorfer und Anna Henner wird belohnt. Die Darstellung des Verfassers ist ungemein spannend und anschaulich; er hält den Leser immer in Athem, aber gleichzeitig bei guter Laune, und das ist Alles, was wir von einem derartigen Roman verlangen. *

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, C., Das Kreuz. Betrachtungen über das Duell Vering-Salomon. Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld.

Amelang, G., Waldemar, Markgraf von Brandenburg. Schauspiel. Dresden, E. Pierson.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Aus allen Jahrhunderten. Historische Charakterbilder für Schule und Haus. Herausg. von Werra u. Wacker. Lieferung 1. 2. Münster, H. Schönigh.

Balan, C., Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Offizierkorps. Berlin, Walther & Apolant.

Baltz, J., Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus d. Lebenstagen der Zollernfürstinnen. Erste Reihe. Düsseldorf, J. Bagel.

Bessel als Bremer Handlungslehrling. Aus den Jugendjahren eines grossen Gelehrten. Bremen, J. Kühtmann.

Beyschlag, W., Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie. Berlin, Walther & Apolant.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausg. von C. Falkenhorst. Lieferung 2. 3. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Bodenstedt, Friedrich. Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1890.

Bormann, Georg. Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers. Berlin, Verlag von Kurt Brachvogel 1890.

Brecht, Th., Schwarz weiss roth. Eine Ethik des Patriotismus. Halle, E. Strien.

Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge. Mit Illustr. Lieferung 3. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Breslauer, Duellstrafen. Materialien. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bulle, O., Dantes Beatrice im Leben u. in der Dichtung. Berlin, P. Hüttig.

Chabot, E., Meines Onkels Irrfahrten. Konstanz, W. Meck.

Claras, Die rationelle Ernährung für Gesunde und Kranke. Mit einer Farbentafel über die Zusammensetzung unserer Speisen und Getränke. Stuttgart, Otto Weisert.

Der Felddienst der französischen Armee. Nach amtlichen Quellen übers. u. bearb. von C. H. E. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchh.

Diehl, A., Ein Streik. Novelle in Versen. München, Commiss. Verlag von R. Friese in Leipzig.

Dirichlet, G. L., Paul Güssfeldt und das humanistische Gymnasium. Königsberg i. Pr., W. Koch.

Döllinger, J. v., Akademische Vorträge. Erster Band. Zweite Auflage. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh.

Fester, R., Eine vergessene Geschichtsphilosophie. Zur Geschichte des jungen Deutschlands. (Sammlung gemeinverständl. Vorträge. N. F. V. Serie Heft 98.) Hamburg, Verlags-Anstalt vorm. J. F. Richter.

Griswold, M., Autoren- und Sachregister zu den bedeutendsten deutschen Zeitschriften 1886 bis 1889. Cambridge, (Mass.) Ver. Staaten.

Hagen, H. Ueber literarische Fälschungen. (Deutsche Zeit- und Streitfragen N. F. Heft 60—61.) Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Illustr. von Roessler und Dietrich. Lieferung 8. 9. Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter.

Hansson, O., Parias. Fatalistische Geschichten. Berlin, A. Zoberbier.

Hartung, M., Plato oder von dem Wesen der Jugendliteratur. Leipzig. E. Kempe.

Henzen, Wilhelm. Parzival. Mysterium in fünf Acten. Leipzig, Gustav Fock.

Hensel, J., Das Leben seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Zweite Auflage. Philadelphia, Boericke & Tafel und Leipzig K. F. Koehler.

Herz, F., Weitere Ausbildung der Laplaceschen Nebularhypothese. Ein Nachtrag. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.

Hesekiel, L., Augusta, Kaiserin-Königin. Ein Lebensbild. Herausg. und ergänzt von W. Johnsen Leipzig, G. Böhme Nachf.

Hillern, Wilhelmine von, Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Hopfen, H., Neue Geschichten des Majors. Berlin, Gebr. Paetel.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1889—1890. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausg. von M. Wildermann. Mit Holzschnitten. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Justus, Th., Am Küstensaum. Erzählungen, Leipzig, A. G. Liebeskind.

Koniecki, H., Damascus. Eine Dichtung. Berlin, F. Schneider & Co.

Krauss, F. S., Mehmeds Brautfahrt. (Smailagic Meho). Ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Deutsch von Gröber. Wien, A. Hölder.
Körner, Fr., Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund physiolog. Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete. Zweite Auflage. Leipzig, H. Hartung & C.
Leon, S., Unser heutiges Judenthum. Eine Selbstkritik. Berlin, Walther & Apolant.
Lucani, L., Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen. Mit einem Vorwort von Jac. Moleschott. Autoris. Uebers. von M. O. Fraenkel. Mit Abbildungen und Tafeln, Hamburg u. Leipzig, L. Voss.
Markewitsch, B., Marina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Aus d. Russ. übers. von W. P. Gratt. Berlin, R. Wilhelmi.
Mauthner, Fr., Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung. Fünfte Auflage. Dresden, H. Minden.
Meyer, J. B., Wahrheitskampf, Gelehrtenzwist. und Parteizwist. (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen N. F. Heft 65.) Hamburg, Verlags-Anstalt vorm. J. F. Richter.
Miessner, E., Die Geister von Körnberg. Ein Sang von Einst und Jetzt, Berlin, A. Senff.
Müller, L., Die Entstehung der römischen Kunstdichtung. (Sammlung gemeinverständl. Vorträge N. F. IV. Serie. Heft 92). Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter.
Naaff, Anton August. Aus dem Dornbusch. Lieder vom Hügel. Leipzig. Verlag von Pierson Dresden 1890.
Nerrlich, P., Herr von Treitschke und das junge Deutschland. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Berliner Neudrucke. Zweite Serie, Band III.: Berliner Gedichte 1765—1806. Gesamm. u. herausg. von L. Geiger. Berlin, Gebr. Paetel.
Nordseebäder auf Sylt, Westerland und Wenningstedt. Herausg. v. d. Seebade-Direction. Hamburg, O. Meissner.
Philips, F. C. u. C. J. **Wills,** Die verhängnissvolle Phryne. Roman. Autor. Uebers. a. d. Engl. von F. Mangold. (Engelhorns allgem. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Pichler, A., Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Rafael, L., Gedichte. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Haertel.
Rodenberg, J., Herrn Schellenborgs Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. Berlin, Gebr. Paetel.
Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit Illustr. Lieferung 76—85. Wien, A. Hartleben.
Ruville, Albert von, Dante und Beatrice. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin 1890. Verlag von Hermann Peters.
Schmidt, M., Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild. Mit einem Titelbild nach Zeichnung von Defregger und einer Ansicht von Oberammergau. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Schneider, K., Die Grundzüge des Reichsgesetzes betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung. Unter besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftl. Verhältnisse. Hannover, C. Meyer.
Schwarcz, J., Kritik der Staatsformen des Aristoteles. Eisenach, J. Bacmeister.
Schönfelder, H., Behandlung einiger wirthschaftspolitischer Fragen. Brieg, Selbstverlag.
Semler, Ch., Die Weltanschauung Luthers und Goethes und ihre Bedeutung für unsere Zeit. (Deutsche Zeit- und Streitfragen N. F. Heft 63.) Hamburg, Verlags-Anstalt vorm. J. F. Richter.
Sosnosky, Theodor von, Dichter-Steckenpferde. Imitationen. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.
Sittard, J., Bunte Blätter. Hamburg u. Leipzig, L. Voss.
Sittard, J., Alte und neue Opern. Musikalische Gedenktage. Aphorismen. Hamburg u. Leipzig, L. Voss.
Sittard J., Künstler-Charakteristiken. Aus dem Concertsaal. Hamburg u. Leipzig, L. Voss.
Smith, Adam, der Begründer der modernen Nationalöconomie. Sein Leben und seine Schriften. Berlin, O. Liebmann.
Spielhagen, Fr., Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band. Leipzig, L. Staackmann.
Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Fünfter Band. Zweite Auflage. München, R. Oldenbourg.
Theinert-Mickley und Streissler, Nachschlagebuch der Arbeiterschutz-Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Drittes Tausend. Leipzig, F. W. v. Biedermann.
Tovote, H., Fallobst. Wurmstichige Geschichten. Berlin, Ad. Zoberbier.
Ufer, Chr., Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
Vergleichende Darstellung der Stärken-Verhältnisse der europäischen Heere im Frieden. Nach amtl. Quellen bearb. Zweite Auflage. Berlin, Otto Liebmann.
Vollers, G., Anleitung zur Kerbschnitzerei. Hamburg, C. Kloss.
Wachenhusen, H., Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreissig Kriegs- u. Friedensjahren. Lieferung 1. Strassburg, Strassb. Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co.
Walcker, K., Politik der Constitutionellen Staaten. Karlsruhe, Macklot'sche Buchh.
Wallis, A. S. C., Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Autoris. Uebers. 2 Bände. Gotha, Fr. A. Perthes.
Wetzel, C., Die Scalettabahn, Graubündner Adhäsionsbahn von Landquart über Davos, Samaden u. Maloja nach Chiavenna. Berlin, F. C. Glaser.
Wetz, W., Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte. Erster Band: Die Menschen in Shakespeares Dramen. Worms, P. Reiss.
Wilm, E., Religion und Wissenschaft. Ein Sühneversuch. Leipzig, G. Fock.
Wlislocki, H. v., Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Hamburg, Verlags-Anstalt vorm. J. F. Richter.
Wolters, W., Ein Gastspiel. Roman. Dresden, H. Minden.
Zeitsch. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin. 25. B., 2. H. 24. B., 6. H. Berlin, D. Reimer.
Zink, J. Das Buch für die Hochzeitsreise. Fünf Novellen. Berlin, Guben. Sallis'scher Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 54. — Heft 161.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

August 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Paul Bourget.
Radirung von L. Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zrichten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Paul Bourget

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIV. Band. — August 1890. — Heft 161.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Bourget.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Krokonosch und Ziegenrücken.

Eine Wandergeschichte.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

I.

Die Freunde.

„Das war ja in St. Peter, zwischen dem Krokonosch und Ziegenrücken!"

„Erlaube, Du kannst nicht sagen, daß St. Peter zwischen diesen beiden Bergen liegt —"

„Wo denn sonst?"

„Stelle Dir doch einmal die Lage der Gebirgszüge vor! Nehmen wir an, dies Salzfaß sei die Schneekoppe —" u. s. w. u. s. w., aber die Freunde konnten trotz aller topographischen Versinnbildlichung, die sie mit Hülfe von Messern, Gabeln, Salzfässern und anderen Tischgeräthen vornahmen, zu keiner Einigung gelangen.

Sie saßen an einem wundervollen August-Abend des Jahres 1875 in einem öffentlichen Garten Breslaus, hatten ihre Abendmahlzeit eingenommen und sich dann bei einem Glase Bier am Faden der Erinnerung in die gemeinsam verlebte, noch nicht lange verflossene und doch, wie sie meinten, schon in graue Dämmerung gehüllte Studentenzeit zurückgesponnen.

Sie waren Beide keine Duckmäuser gewesen; im Gegentheil: mit frischen Sinnen und begehrlichen Gemüthern hatten sie zugegriffen, wo immer sich ihnen eine lockende Frucht gezeigt, und nur selten stieg in ihnen die Reue auf über eine Erdbeere, die sie ungepflückt am Wegesrain stehen gelassen.

Auch hatten sie nicht immer ängstlich danach gefragt, ob der Becher, aus dem sie sich Befriedigung tranken, besonders blank und rein gewesen — und doch hatten sie darum nichts an der Reinheit ihrer Seele eingebüßt.

Aber es war jetzt, nachdem sie bereits zwei Jahre als Regierungs-Beamte dem Philisterium angehörten, jene eigenthümliche Melancholie in sie eingezogen, wie sie nur die reife Jugend kennt, die, wenn ein kräftiger Windhauch im Mai die Blüthen von den Bäumen schüttelt, schon wähnt, der Herbst sei gekommen.

Was nun auch immer den Grund zu dieser Stimmung abgegeben haben mochte — vielleicht das graue Einerlei des Beamtenthums, das ihnen zum ersten Male mit erschreckender Deutlichkeit vor die Seele getreten war — genug, sie hielten sich heute Abend für greisenhaft alt und sie sprachen von ihren lustigen Wanderfahrten der Studienzeit wie von verschollenen Sagen, an die man nicht mehr glauben will.

Wie erstaunt wären sie gewesen, hätten sie die Gedanken des alten Herrn am Nebentische, der sie unausgesetzt betrachtete, errathen! Wie mußte er über die lebensmüden Klagen des blonden Jünglings mit den schwärmerischen Augen und dem faltenlosen, blühenden Antlitz lachen, der seinem braunen Freunde mit dem kecken Schnurrbarte und den unternehmungslustigen, blitzenden Augen so lange von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Schönen vorpredigte, daß dieser in die Klagelieder einstimmte und, obwohl er mit allen Fasern seines Herzens am Leben hing, schließlich seufzend betheuerte, daß er, wie sein Freund, längst damit abgeschlossen habe.

Denn wie energisch und praktisch Kurt Schmettow, der braune, auch in allen äußeren Verhältnissen des Lebens auftrat, und so sehr er hierin seinen blonden Freund Hans Döring übertraf, übte dieser doch in allen geistigen Beziehungen einen geradezu beherrschenden Einfluß auf den Freund aus. Hans war eine ideal angelegte Natur, er fand neben seiner amtlichen Thätigkeit noch Zeit, sich eingehend mit Literatur, Kunst und Philosophie zu beschäftigen und Kurt sah lernend und bewundernd zu ihm empor.

So war er ihm denn auch heute in die dunkelsten Gänge des Pessimismus gefolgt.

Als sie endlich eine Pause in ihrer Unterhaltung eintreten ließen, erhob sich der alte Herr am Nebentische, lüftete zum Gruße den Hut, und an den beiden Lebensmüden in militärisch strammer Haltung vorübergehend, sagte er mit tiefem, sanftem Tone:

„Werden Sie nur älter, meine Herren, um wieder jugendlicher zu empfinden!“ Dann entfernte er sich rasch.

Die beiden Freunde sahen sich betroffen an.

Wer war der alte Herr gewesen, den sie vorher im Eifer des Gesprächs garnicht bemerkt hatten? Seine Erscheinung erinnerte sie an glücklich ver-

lebte Stunden und seine wenigen Worte waren durch ihre Herzen gegangen gleich einem linden Frühlingshauche über winterliche Einöden.

Schweigend sannen sie eine Zeit lang nach.

Jetzt wußten sie, daß und wo sie ihn gesehen hatten. Ein ganzer prächtiger Sommertag im sonnenbeschienenen Riesengebirge stieg vor ihren geistigen Blicken wieder auf. Sie hatten den alten Herrn zufällig an der Wirthstafel kennen gelernt und seine überaus geistreiche, lebensprühende Unterhaltung, sein tiefes Wissen auf allen Gebieten, die sie berührten, hatte sie derartig gefesselt, daß sie in seiner Gesellschaft den ganzen Tag verblieben und mit einer wahrhaft schmerzlichen Empfindung von ihm Abschied nahmen, als er sich genöthigt sah, plötzlich abzureisen.

„Das war ja in St. Peter," begann Hans Döring.

„Ja, in St. Peter zwischen dem Krokonosch und Ziegenrücken," bestätigte Kurt Schmettow, worauf sich jener Streit entspann, mit dem wir unsere Erzählung begannen, und der nicht eher endete, als bis sie beschlossen, an Ort und Stelle die Entscheidung über die Lage der beiden Gebirgszüge herbeizuführen.

Das Wetter war so herrlich, schien auch noch lange beständig bleiben zu wollen, und es war mit einem Male eine Sehnsucht in ihnen erwacht, die heiße Stadt zu fliehen und einige Tage im Gebirge zuzubringen, daß sie sich sofort erhoben, noch heute bei dem befreundeten Vorgesetzten einen kurzen Urlaub nachsuchten und ihre Bündel schnürten, um den anderen Morgen mit dem ersten Zuge nach den Bergen aufzubrechen.

II.

Kunstübung auf der Landstraße.

Wem ginge nicht das Herz auf, wenn er, von Hirschberg kommend, auf der Landstraße nach Schreiberhau sich der mächtigen Wand des Riesengebirges nähert!

In seiner ganzen Ausdehnung liegt es vor uns, von der Schneekoppe bis zum Reifträger, mit den zahlreichen freundlichen Ortschaften zu seinen Füßen, mit den bewaldeten Vorbergen, die sich weit in die Ebene hinein erstrecken.

An der sagenumsponnenen Burgruine Kynast vorbei, die zur Linken liegen bleibt, geht es durch die lieblichen Ortschaften Hermsdorf und Petersdorf in jenen entzückenden Hohlweg hinein, der ganz allmählich aufsteigend uns mitten in's Hochgebirge führt.

Da sendet uns Vater Rübezahl zum ersten Willkomm den munteren Zacken, der über Felsgeröll an blumigen Matten entlang uns krystallklar entgegenkommt, fast immer freundlich plaudernd, zuweilen aber auch wildschäumend, wenn die Straße zur Rechten und die Felsenwand links ihn gar zu sehr in die Enge treiben.

Und wie weiß er uns durch seine Windungen zu überraschen! Welche abwechselungsreichen Bilder thun sich da vor unsern Blicken auf! Noch sahen wir eben am fernen Horizonte den mächtigen Gipfel des hohen Rades und der Sturmhaube oder den scharfen Grat der steil herabfallenden Schneegruben, da schiebt sich plötzlich wie eine grüne Coulisse dicht vor unsere Augen eine mit hellen Buchen, Lärchen und dunklen Tannen bewachsene Bergwand, als hieße es: bis hierher und nicht weiter! Es war aber nur schöner Scherz, wir sollten uns ausruhen, uns vorbereiten zu neuen Genüssen des Auges, denn schon öffnet sich wieder das Thal und andere noch schönere Bilder als zuvor bieten sich den erstaunten Blicken dar.

Nicht weit hinter dem Vitriolwerk von Petersdorf ist die Stelle, wo die frischere, kräftigere Hochgebirgsluft sich in überraschender Weise fühlbar macht.

Unwillkürlich athmet man auf und läßt mit vollen Zügen die würzige Luft in sich einziehen.

Auch unsere Freunde empfanden den erquickenden Wechsel der Temperatur, ließen den Wagen halten und stiegen aus, um von nun an den Weg bis zur Josephinenhütte, wo Mittagsrast gehalten werden sollte, zu Fuß zurückzulegen.

Ueber ihnen spannte sich ein wolkenloser Himmel aus, die Landstraße war staubfrei, denn es hatte die Nacht geregnet, und das Laub der Bäume, die tausend verschiedenartigen Blumen auf den zum Theil üppig bewachsenen Felswänden glänzten so frisch und bunt im Sonnenlicht, der Zacken sprang so ausgelassen lustig über die gewaltigen Steinblöcke herab, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, hätten unsre Freunde nicht mit eingestimmt in den allgemeinen Jubel der Natur.

Ja, die Stimmung von gestern Abend schien verflogen. Der letzte Rest davon war im Eisenbahn-Coupé eingeklemmt worden und hängen geblieben, als sie in Hirschberg schnell daraus entschlüpften und der Schaffner hinter ihnen sofort die Thür wieder zugeschlagen hatte.

„O Wandern, o Wandern, Du freie Burschenlust,“ sang Hans mit klangvollem Tenor in die Berge hinein, daß es vielfach wiederhallte, und Kurt wagte es nicht ihn zu begleiten, obwohl ihm die Brust ebenso freudig sich hob, denn:

„sein Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen —“

ihm fehlte jede Singstimme.

Desto überraschter horchten sie auf, als jetzt plötzlich aus dem Gebüsch zur Rechten eine tiefe Baßstimme sich vernehmen ließ, die nicht ungeschickt in das Lied einfiel und es bis zum Schlusse artig begleitete.

Sobald Hans geendet hatte und die Freunde mit ihren Blicken das Waldesdickicht nach dem unsichtbaren Sänger durchspähten, sprang dieser

hinter einer mächtigen Tanne hervor und einen niederen Felsenabsatz so geschickt herab, daß er gerade vor die Wanderer zu stehen kam, und sich tief verneigend sagte er:

„Guten Morgen, meine Herren."

Die Freunde mußten unwillkürlich laut auflachen. Vor ihnen stand ein wunderlicher Heiliger.

Eine große hagere Gestalt von etwa 35 Jahren, bartlos, mit langer schmaler Nase und engzusammenstehenden dunklen Augen, in einem bis an den Hals zugeknöpften, ehemals schwarzen Rocke, der jetzt aber in allen nur möglichen Farben erglänzte.

Unter dem rechten Arm trug der Mann eine lederne Tasche, auf dem Kopfe einen alten Strohhut, der niemals neu gewesen zu sein schien und dessen breite Krämpe verbogen, geschwärzt und durchlöchert war wie die Seele eines armen Sünders.

Gleichwohl gab dieser Hut seinem Träger ein ganz besonders unternehmungslustiges Ansehen.

„Is a Wetterle heute, was? Da muß man schon singen! — Aber verzeihen Sie nur, meine Herren, daß ich so ungefragt in Ihr Lied mit einstimmte."

„Ei, es ging ja vortrefflich," sagte Hans.

„Sie sind wohl Sänger von Profession?" fragte Kurt.

„Gewesen, gewesen, meine Herren!" antwortete der Fremde mit gewichtiger Miene, die schwarzen Augenbrauen hoch in die Höhe ziehend. „Ich bin acht Jahre lang mit einer fahrenden Truppe herumgezogen, die mich einmal aus meiner Heimat hier mitgeschleppt hatte. Aber es war, so zu sagen, ein Hundeleben, meine Herren, ich hielt es nicht aus vor Sehnsucht nach den Bergen, und da nahm ich Reißaus und kehrte zu meiner alten Kunst zurück."

„Also doch Kunst! Und welche ist die?" fragte Hans neugierig.

Der Mann wies auf seine Ledertasche und sagte:

„Ich bin in der Ausübung derselben, meine Herren; komme vom Kirchdorf und soll nach den Kochelhäusern hinüber; habe mir den Weg abgekürzt, zwar etwas beschwerlich, aber was thut man nicht aus Menschenfreundlichkeit! Hat sich da oben ein alter Bauer beim Holzfällen die Axt in's Bein gejagt, da muß ich halt helfen."

„Ah, Sie sind Heilkünstler!"

„Zu dienen, meine Herren!" Er machte eine tiefe Verbeugung.

„Aber gestatten Sie mir meine Verwunderung auszusprechen, meine Herren; wollen Sie denn Ihre schönen Gesichter durch Stoppelbärte entstellen? Wollen Sie in diesem Zustande der Tochter Rübezahls, der keuschen Emma, gegenübertreten? Das könnte Ihnen der Alte verdammt übel nehmen und mit einem grimmen Hagelwetter vergelten! Sie sind heut noch nicht rasirt worden, gelt?"

Hans und Kurt sahen sich lachend an.

„Nein, allerdings nicht," sagten sie, „wir sind so zeitig von Hause aufgebrochen."

„Nun sehen Sie, welch' glückliche Fügung des Himmels, daß er Sie mich treffen ließ! Es stand geschrieben, Sie sollten nicht unrasirt in die Berge gehen! Ich habe alles Nöthige bei mir, das Wasser wird die richtige Temperatur haben, es war vor zehn Minuten kochend.

Und schon hatte er aus seiner Hintertasche die Blechbüchse mit Wasser hervorgeholt, aus der Ledertasche das Messer gezogen und geschärft und allen Einwendungen zum Trotz Hans Döring auf einen niederen Felsenvorsprung sanft niedergedrückt, ihm eine Serviette von zweifelhafter Sauberkeit umgebunden und mit dem Einseifen begonnen.

„So etwas genirt große Geister nicht," sagte er, Hans die Wangen reibend, „ich bitte Sie, meine Herren, da haben wir in Frankreich mitunter noch ganz andere Geschäfte auf offener Landstraße, im Angesicht vieler Hunderter von Zuschauern verrichten müssen! Werden wohl auch dabei gewesen sein! Nun also! Du meine Güte! Ich spreche mit einem gewissen Dichter: nichts Menschliches ist mir fremd. Aber bitte, halten Sie nur recht still, mein Herr!"

Hans hatte den Kopf unwillkürlich ein wenig gewendet, weil er ein verdächtiges Geräusch vernommen, und richtig, da zeigte sich auch schon in der Ferne eine große zweispännige Kutsche, die wegen der mächtigen Steigung der Straße im Schritt dahergefahren kam.

„Da haben wir die Zuschauer!" rief Kurt lachend und Hans wollte aufspringen, aber der Heilkünstler hielt ihn mit kräftiger Hand zurück.

„Hier ist kein Entrinnen," sagte er, „Sie können unmöglich halbrasirt den Fremden gegenübertreten."

„Wenn Dich's allein genirt, Hans," sagte Kurt schnell, „so will ich Dir Gesellschaft leisten! Flugs, Herr Meister, ich nehme mein Taschentuch vor, seifen Sie mich auch ein!"

„Das laß ich gelten!" rief der Heilkünstler, „ließ den halbrasirten Hans los und stürzte sich auf Kurt, den er so schnell einseifte, daß, noch bevor der Wagen herangekommen war, er schon wieder bei Hans die Arbeit aufgenommen hatte.

Dazu sang er laut ein Lied vor sich hin.

In dem Wagen saßen vier Personen, eine ältere Dame und ein frisches junges Mädchen, gegenüber zwei nicht mehr jungen bärtigen Männern.

Die Gruppe am Wegesrande muß sich vom Wagen her recht lustig ausgenommen haben, denn das junge Mädchen, das sie zuerst bemerkte, machte sofort lachend ihre Reisegefährten darauf aufmerksam.

Vier Hälse reckten sich neugierig nach der Gruppe hin und nun war Keiner mehr zu halten. Ein weitschallendes Gelächter brach los, in das

Hans und Kurt und der fahrende Künstler, der seine Handtirung nothgedrungen unterbrechen mußte, aus voller Kehle einstimmten.

„Gute Verrichtung!“ rief einer der Männer im Wagen.

„Allemal, allemal! Darf ich Ew. Gnaden ebenfalls bedienen?“ scholl die Antwort des Heilkünstlers zurück.

„Leider nein, wir lassen wachsen, was da wachsen will, wie Sie sehen.“

„Bedaure unendlich! Aber vielleicht ein kleiner Aderlaß gefällig oder Blutegel oder Hühneraugenoperation? Letzteres ganz besonders zu empfehlen vor dem Bergsteigen!“

Auch dieses Anerbieten wurde durch Kopfschütteln abgelehnt, denn der Wagen hatte sich bereits so weit entfernt, daß eine mündliche Antwort unmöglich war, ja daß auch ein ziemlich laut gesprochenes „Auf Wiedersehen!“ von den rothen Lippen des jungen Mädchens kaum zu den Ohren der beiden Freunde gelangt war. Noch lange aber hörte man das glockenhelle Lachen des Mädchens, bis der Wagen bei einer Wegebiegung den Augen der Nachschauenden entschwand.

„Das erste Reiseabenteuer, meine Herren!“ begann der Künstler wieder, seine Arbeit aufnehmend, „nun werden Sie sehen, was für allerliebste Sachen sich noch daraus entwickeln! Die Kleine im Wagen war nicht übel, wahrhaftig nicht übel! Ich verstehe mich auf dergleichen, bin nicht umsonst bei der Kunst gewesen. Die holen Sie bald ein!“

„Ach! wir sind nicht zu Liebesabenteuern aufgelegt,“ sagte Hans, einen kurzen Rückfall in die gestrige Stimmung erleidend.

„Das hängt nicht von Ihnen ab!“ erwiderte der Heilkünstler mit gewichtiger Miene, die Achsel zuckend. „Die Liebe, die Liebe! Na, Sie werden ja sehen — und besonders auf Reisen!“

Und wie, um die Freunde nicht aufzuhalten, dem Wagen nachzueilen, beendete er so rasch als möglich sein Werk, geleitete sie Beide den bequemsten Weg an den Zacken hinab, wo sie ihre Gesichter waschen konnten, empfing mit tiefen Verbeugungen die sehr reichliche Belohnung seines Dienstes und verließ die Freunde mit tausend Segenswünschen für ihre fernere Wanderschaft.

Als sie schon ein gut Stück Weges gewandert waren, hörten sie ihn noch einmal rufen.

Sie wandten sich um und gewahrten ihn jenseits des Zackens auf einem hochaufragenden Felsen, der zwischen Birken und Lärchenbäumen schwarz sich abhob.

Er schwenkte sein Tuch und sang dann durch die hohlen Hände so laut, daß die Freunde jedes Wortes verstehen konnten, in selbstgewählter Melodie und eigner Dichtung:

„Wandersmann, Wandersmann
Höre mich und denke dran:

Findst Du nirgends was zu lieben,
Besser wärst zu Haus geblieben!"

Die Freunde grüßten lachend ebenfalls mit Tücherwehen, bis der Mann vom Felsen verschwand, und zogen dann ihre Straße weiter.

„Er spielt auf Deine resignirte Aeußerung von vorhin an," sagte Kurt, „und ich glaube, der Mann hat Recht. Zudem, gestehe Dir's nur selbst, mein lieber Hans, wir haben bisher, so oft wir zusammen gewandert sind, noch stets eine „empfindsame Reise" gemacht, und es sollte mich sehr wundern, wenn es diesmal anders würde."

„Ich will nichts verschwören," sagte Hans, „aber ich habe mir vorgenommen, vorsichtig zu sein."

III.

Künstlers Prophezeihung.

Die Freunde hatten sich keineswegs beeilt, dem Wagen nachzukommen; noch genügte ihnen vollkommen ihre eigene Gesellschaft, und auch, als sie jetzt unter den herrlichen Riesentannen der Josephinenhütte ihre Mittagsrast hielten, hatten sie sich ein Plätzchen, möglichst abseits von den anderen Reisenden ausgesucht und sich ganz dem erquicklichen Ruhen im kühlen, harzdurchdufteten Schatten hingegeben.

„Wofür hieltst Du die Leute, die wir vorhin im Wagen trafen?" fragte Kurt seinen Freund nach einer langen Pause des Schweigens; denn sie schwiegen, wenn sie beisammen waren, sehr häufig und langweilten sich doch nicht dabei. Ja, es konnte ihnen begegnen, daß ihre Gedanken unabsichtlich so sehr mit demselben Gegenstande beschäftigt waren, daß der Eine dem Anderen auf eine nur gedachte Frage antwortete oder beide zugleich denselben Satz aussprachen.

„Ich bin nicht recht klug aus ihnen geworden," antwortete Hans, „das Mädchen hatte weder Aehnlichkeit mit der Alten, noch mit den beiden Männern, die wieder unter einander durchaus verschieden waren. Alle, mit Ausnahme des Mädchens, hatten einen recht philiströsen Zug im Gesichte; die Alte ist keineswegs die Mutter der Jungen und die beiden Männer scheinen mir reich gewordene Handwerker und dazu alte Junggesellen zu sein, die vielleicht noch in später Stunde den Entschluß gefaßt haben, zu heirathen."

„So etwas Aehnliches habe ich mir auch zusammengereimt," sagte Kurt, „ich sehe sie nämlich von hier aus und beobachte sie schon längere Zeit. Da drüben sitzen sie."

„Ich weiß, ich weiß, ich habe sie längst bemerkt. Das Mädchen ist jetzt aufgestanden und geht musternd an den Tischen der Gäste vorüber, als suchte sie Jemand, während die drei Anderen die Köpfe zusammen stecken und eifrig über eine augenscheinlich sehr wichtige Angelegenheit discutiren."

„Das Mädchen kommt immer näher, Hans; paß' auf, die sucht uns!"

„Wahrhaftig, es ist so. Jetzt hat sie uns gesehen und kommt lachend auf uns zu."

Das junge Mädchen trat wirklich mit raschen Schritten an den Tisch der Freunde heran, winkte diesen vertraulich zu und sagte, nachdem sie sich noch einmal flüchtig nach den Ihrigen umgesehen hatte, ganz unbefangen:

„Guten Tag, meine Herren, da sind Sie ja endlich, ich habe mir schon fast den Hals nach ihnen verdreht."

Die Freunde erhoben sich, machten eine stumme Verbeugung und mußten wohl unwillkürlich in ihren Gesichtern so viel Verwunderung sehen lassen, daß das Mädchen in ihrer Rede fortfuhr:

„Wundern Sie sich nicht, meine Herren, daß ich so geradeswegs auf Sie losgehe. Mir ist aber von meinen Freundinnen in Spandau — ich bin nämlich aus Spandau, so gut wie Vorstadt von Berlin — gesagt worden, daß man auf solchen Gebirgsreisen nicht zimperlich sein darf, wenn man sich amüsiren will. Da muß man Bekanntschaften machen und die anreden, die Einem gefallen. Nun sehen Sie, ich reise mit meiner alten Tante und zwei ledernen, alten Junggesellen, die mich beide 'heirathen wollen und von denen mir immer Einer mehr zuwider ist, als der Andere. Das ist schrecklich; es scheut sich Jeder mit uns bekannt zu werden. Als ich Sie nun aber vorhin auf der Chaussee in so fröhlicher Laune und bei so origineller Beschäftigung traf, so dachte ich mir: das sind lustige Vögel, das sind gewiß Studenten, mit denen mußt du bekannt werden, und sollten meine Herren Freier auch bersten darüber vor Aerger."

„Das ist gescheut, mein Fräulein," sagte Kurt, auf ihren Ton eingehend, „wir reisen zwar, wie mein Freund Hans eben sagen will, nicht lediglich zum Vergnügen, —"

„Nicht zum Vergnügen?" rief das Mädchen erstaunt dazwischen.

„Nicht eigentlich," nahm nun Hans das Wort und lächelte, „unsere Reise hat den Zweck, die Lage des Krokonosch und des Ziegenrücken festzustellen —"

„Was für Zeug?" fiel das Mädchen erschreckt ein, „das klingt ja entsetzlich! Ziegenrücken! und dann das andere Thier! Sie sind wohl von der Thierarzneischule in Berlin?"

Die Freunde lachten herzlich.

„Das nicht, mein Fräulein, es handelt sich um die Lage zweier Berge, also ein geographischer Zweck, aber das schließt ja natürlich nicht aus, daß man auch allerhand schöne Abenteuer dabei erlebt," sagte Hans, jetzt wirklich ganz lustig; und Kurt, über die Gemüthsstimmung seines Freundes erfreut, klopfte ihm auf die Schulter und rief:

„Hans, ich sage Dir, der Heilkünstler war ein Prophet."

„Freilich war er das," bestätigte das Fräulein vergnügt, „er hat

Ihnen gesagt, daß wir noch miteinander bekannt werden würden, nicht? Sie meinen doch den Heilkünstler von der Landstraße?"

O, über die weibliche Divinationsgabe!" rief Hans, sich die Hände reibend vor Vergnügen.

„Natürlich meine ich den," sagte Kurt, „Sie sind selbst eine Prophetin! Und was befehlen Sie, daß nun geschehen soll, mein Fräulein? —"

„Minna," ergänzte das Mädchen, „Minna Tinzmann heiße ich. Meine Eltern sind todt. Mein Vater war ein wohlhabender Tischlermeister, mein Vormund ist einer von meinen Reisebegleitern, die Sie nachher kennen lernen werden. Ich wohne bei meiner Tante."

Die Freunde nannten nunmehr auch ihre Namen. Minna machte einen niedlichen Knix.

„Und nun," sagte sie entschlossen, „begleiten Sie mich zu den Glasmachern! Ich habe so etwas noch nie gesehen, und weder meine Tante, noch meine Herren Freier wollten mit mir gehen, sie wären zu müde, sagten sie, und müßten von wichtigen Angelegenheiten sprechen, und da fingen sie auch wirklich schon wieder von Hypotheken an! Denken Sie, meine Herren, Hypotheken! Wenn ich das Wort nur höre, läuft es mir ganz kalt über den Rücken! Ei, so redet so viel ihr wollt, dachte ich mir da, jetzt suche ich mir andere Gesellschaft! Und so kam ich zu Ihnen. Sie wissen doch, wo die Glasmacher sind?"

„Freilich, freilich," erwiderten Hans und Kurt, „es wird uns ein ganz besonderes Vergnügen sein, Sie zu begleiten."

Und das junge Mädchen, dessen unbefangene Art frei von jeder Frechheit war, in die Mitte nehmend, wanderten die Drei mit munteren, freudebeflügelten Schritten nach der Glashütte.

Minna sah in ihrem hellgrauen gutsitzenden Reisekleide, das ihre üppige und doch nicht ungraziöse Gestalt voll zur Geltung brachte, mit ihren frischen rothen Wangen und klugen grauen Augen so hübsch aus, daß Kurt und Hans nicht müde wurden, sie mit ihren Blicken in ein förmliches Kreuzfeuer zu nehmen.

Sie überschritten die weißgetünchte Brücke des Zackens, der mitten durch die Fabrikanlagen rauscht, traten in die Glashütte ein und näherten sich den runden Oefen, bei deren heißer Gluth Männer und Knaben mit ruhiger Sicherheit ihr feuriges Handwerk betrieben.

Minna war zunächst stumm vor Verwunderung, ein einziges kurzes Ach! entschlüpfte ihrem halb geöffnetem Munde und ihre Blicke folgten den Bewegungen der Glasbläser mit wachsendem Interesse.

Mit welcher Leichtigkeit sie die flüssige Masse handhabten! Wie geschickt sie aus den langen Röhren das glühende Glas in die verschiedensten Formen bliesen, und wie vertraut sie dabei umgingen mit dem feurigen Elemente selbst, als wären sie gefeit gegen jede Verbrennung.

Nachdem Minna verschiedene Gegenstände, als Cylinder, Biergläser, Lampenglocken u. s. w. hatte vor ihren Augen entstehen sehen, warf sie nunmehr einen prüfenden Blick auf die Arbeiter selbst und erschrak. Wie elend sahen diese Menschen aus! Die hageren Körper, nur mit dünnen Beinkleidern und einem leichten Hemd bekleidet, wie ausgetrocknet von der glühenden Hitze, der sie fortwährend ausgesetzt sind, die Gesichter eingefallen und fahl, noch elender erscheinend durch die dunkelblauen Brillen, mit denen die Meisten von ihnen zum Schutze der Augen versehen waren.

„Wie sehen die armen Menschen aus!" rief Minna halblaut ihren Begleitern zu, sich mit banger Sorge von Einem zum Andern wendend. „Die Leute scheinen Alle die Schwindsucht zu haben."

„Das bringt ihr angreifendes Handwerk mit sich," sagte Kurt und Hans fügte hinzu:

„Die Wenigsten erreichen das 50. Lebensjahr, sehr Viele von ihnen kaum das 40."

In Minnas Augen flimmerte etwas wie eine zurückgehaltene Thräne, sie griff hastig in ihre Tasche und holte ihr Geldbeutelchen heraus, das sie eine Zeit lang unschlüssig in der Hand hielt.

„Die Leute dürfen nichts annehmen," sagte Hans, der ihre Absicht errathen hatte, „sehen Sie, dort steht es an jener Tafel."

„Nichts annehmen?" sagte Minna rasch, „ich möchte doch sehen, wer mir verbieten will, etwas zu geben."

Hans hielt sie sanft zurück.

„Sie setzen die Leute in Verlegenheit," sagte er freundlich, „sie müssen Sie zurückweisen, und dann — wollen Sie Jedem etwas geben?" fragte er lächelnd, „denn Einen bevorzugen, hieße die Andern zurücksetzen."

Minna schwieg verlegen.

„Wir sind zu armselige Geschöpfe," sagte sie halb seufzend, halb grollend, „ich glaube, mir wird es aus Gläsern jetzt überhaupt nicht mehr schmecken."

„Auch diese Leute," sagte Kurt achselzuckend, „holen sich ihren Trost aus dem Glase, mehr als ihnen gut ist, darum verzagen Sie nicht, Fräulein Minna; wollen Sie übrigens etwas für sie thun, so legen Sie Ihr Scherflein in diese Büchse hier, das fließt dann in die gemeinsame Krankenkasse."

„Ja, das will ich thun," sagte Minna und warf ein Zehnmarkstück in die an der Wand angebrachte Büchse.

Auch die Freunde lieferten ihre Beiträge und fast alle anwesenden Fremden folgten ihrem Beispiele.

„Nun aber wieder hinaus in die schöne Gotteswelt!" sagte Minna, „hier drin werde ich ganz traurig und das ist wider meine Natur und macht mich krank. Kommen Sie, meine Herren, und sagen Sie meiner Tante nicht, daß ich Geld ausgegeben habe."

Als sie aus der dunklen Hütte hinaustraten, lag die helle Sonnengluth noch auf den sauberen Kiesplätzen vor den Beamtenhäusern, und doch athmeten sie auf und erfreuten sich des sanften Luftzuges, der von den Bergen her auf sie zu wehte.

Auf der Zackenbrücke blieben sie stehen, lehnten sich über das Geländer und schauten eine Zeit lang stumm dem munteren Spiele der Wasser zu. Das that ihnen so wohl, es war ihnen, als könnten sie stundenlang stehen und nichts anderes thun, als nur hinabschauen.

Da tanzte auf den Wellen eine wilde Rose ihnen entgegen, die ein Wandersmann droben hineingeworfen haben mochte und die fortgerissen wurde hinab in's Thal.

Alle Drei bemerkten sie zugleich.

„Das hat die sich auch nicht träumen lassen", sagte Minna, „als sie da oben in der Waldeinsamkeit auf irgend einem Felsen zuerst ihre Knospe öffnete, daß sie einmal eine so lustige Reise machen würde. Freilich, sie geht daran zu Grunde, aber besser so fröhlich zu Grunde gehen, als unter Felsgeröll einsam verwelken."

Sie seufzte.

„Das klingt ja beinahe sentimental, Fräulein Minna," sagte Kurt, sie von der Seite anblickend.

„Soll's aber nicht sein," erwiderte sie stark, sich ganz aufrichtend, „das könnte mir gerade noch fehlen, sentimental zu werden, obgleich ich vielleicht mehr Recht dazu hätte wie jene vornehmen Damen, die es aus langer Weile werden. Nein, sentimental nicht! Aber dreinschlagen könnt' ich manchmal, wenn die Menschen so dumm und niederträchtig sind, daß Sie das Bischen Sonne, was uns hier scheint, weder sich noch anderen gönnen!"

Sie schaute trotzig in's Unbestimmte hinein.

„Was ist Ihnen auf einmal in den Sinn gekommen, Fräulein," fragte Hans, sie ängstlich anschauend, „sind wir Ihnen etwa mit irgend etwas zu nahe getreten?"

Er sah sie so treuherzig bekümmert an, daß sie lachen mußte.

„Nein, Sie wahrhaftig nicht, meine Herren, ich bin überglücklich, daß ich Sie getroffen habe. Aber jetzt kommt ein wichtiger Augenblick! Wir müssen leider zurück, es ist die höchste Zeit, daß ich Ihnen meine Tante und die Herren Sperling und Zeppmeisel vorstelle."

Die Freunde fuhren leicht zusammen bei diesen Worten und sahen sich fragend an. Minna bemerkte es und sagte traurig:

„Sie werden mich doch jetzt nicht verlassen?"

Wieder folgte durch die Augensprache ein kurzer Gedankenaustausch zwischen den Freunden.

„Nein, Hans, das geht wahrhaftig nicht, wir dürfen Fräulein Minna jetzt nicht verlassen."

„Aber ich habe ja gar nicht gesagt, daß ich das thun will, Fräulein Minna — wir sind ganz zu Ihren Diensten!“

Und wie sie gekommen waren, gingen die Drei, Minna in der Mitte, lustig plaudernd zum Gasthause zurück.

IV.

Ein Abenteuer mit wilden Thieren und seine Wirkung.

Dort hatte während dessen die Tante mit ihren Begleitern die Hypothekenangelegenheit zur Genüge durchsprochen und man war auf ein Thema gekommen, das bisher nur leise angedeutet, hier in der freien Gebirgsluft zum ersten Male mit voller Offenheit behandelt wurde.

Herr Zeppmeisel nämlich, ein wohlhabender Pfefferküchlermeister, 43 Jahre alt, kurz und breit von Gestalt, mit rothem gedunsenem Gesicht, blondem dünnem Bart und kleinen gutmüthig funkelnden Augen, hatte soeben bei dem besprochenen Geschäfte sich von einer so noblen Seite gezeigt, daß er dadurch gerührt und ermuthigt zugleich, nach einigem Räuspern und während ihm das Herz pochte, mit seiner hellen Fistelstimme an Herrn Sperling die Frage zu richten wagte:

„Wie stehen Sie eigentlich mit Minna?“

Herr Sperling, ein entfernter Verwandter Minna's, ebenfalls klein und in demselben Alter, aber schmächtiger von Statur, als sein Nebenbuhler, und von einer gewissen Zierlichkeit, um nicht zu sagen Geziertheit in seinen Bewegungen, Besitzer einer großen Strumpfwirkefabrik, zog die Augenbrauen in die Höhe, senkte den Kopf ein wenig zur Seite und sagte, mit einem scheuen Blick auf Tante Boxhammer:

„Sie wissen, ich lasse dem Kinde Zeit — in einem Jahre ist sie majorenn — dann will ich ihr meine Pläne der Zukunft eröffnen.“

Er strich sich den schon etwas graugesprenkelten Bart, lehnte sich im Stuhle zurück und schaute siegesgewiß seinem Gegner in's Gesicht.

Herr Zeppmeisel schlug seine Aeuglein nieder, nahm allen seinen Muth zusammen und erwiderte:

„Nun, als Vormund können Sie sie allerdings nicht heirathen, ich sehe aber nicht ein, warum das Mädchen noch ein Jahr warten soll, wenn sich ein Anderer schon jetzt gefunden hat, sie heimzuführen.“

„Das heißt — Sie meinen —“ sagte Herr Sperling wieder mit einem Blick auf Madame Boxhammer und stockte in seiner Rede, da er aus ihren Mienen merkte, wie ungelegen ihr dieses Gespräch kam.

Die Tante Boxhammer spielte nämlich im Geheimen ihr besonderes Spiel mit jedem der beiden Freier und zog daraus doppelten klingenden Vortheil, obgleich sie in Wirklichkeit nicht daran dachte, ihre Nichte an diese „übertrabten“ Junggesellen zu verheirathen. Und sie war die Frau, sich das Recht zuzuerkennen, ein Wort in der Sache mitzusprechen.

Jeder der beiden — im Grunde recht gutmüthigen — Rivalen

deutete sich das Mienenspiel der Tante zu seinen Gunsten und diese wiederum sah sich schleunigst nach einer Hülfe von außen um, die unangenehmen Erörterungen, die ihr zweideutiges Spiel hätten verrathen können, rasch zu beenden.

Die Hülfe war auch ganz in der Nähe.

„Ach, sehen Sie nur, welch' possirliches Thier!“ rief sie plötzlich aus, „rufen Sie doch den Menschen zu uns!“

Die Herren Zeppmeisel und Sperling wandten sich sofort nach der angedeuteten Richtung hin und gewahrten einen Savoyardenknaben, der einen Affen und ein Murmelthier mit sich führte und den Gästen allerhand lustige Kunststückchen zum Besten gab.

Herr Zeppmeisel zog sogleich seine Börse und rief den Burschen heran.

„Nun, was können denn Deine Künstler?“ sagte er mit herablassender Gönnermiene, „Sind sie wohl im Stande, eine Wurst im Finstern zu verspeisen?“

Er schüttelte sich vor Lachen über seinen Witz, sah sich nach allen Seiten hin um, ob man ihn auch gehört hätte und freute sich, daß einige bescheidene Seelen ihn ebenfalls belachten.

Der Knabe aber mit seinem melancholischen Gesicht blieb stumm wie zuvor und verzog keine Miene.

„Wie können Sie nur mit dem jungen Mann deutsch reden, Sie sehen doch, daß er ein Kind des Südens ist,“ sagte die Tante würdevoll, Herrn Zeppmeisel einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Kommen Sie doch ein Bisken näher,“ setzte sie gleichwohl, an den Knaben sich wendend in unverfälschtem Spandauisch hinzu, „der Affe ist wirklich allerliebst.“

„Er scheint Sie auch ganz besonders zu bevorzugen, denn er schielt immer nach Ihnen hin; sehen Sie nur!“ rief Herr Sperling.

Der Knabe war dicht an den Tisch herangetreten und das Aeffchen wandte sich in der That am lebhaftesten der Tante zu.

„Ist er auch jutmüthig?“ fragte sie, ihm die Hand entgegenstreckend.

Der Affe aber hatte es augenscheinlich nur auf die großen rothen Beeren am Hute der Tante abgesehen, denn plötzlich saß er mit einem kühnen Sprunge auf ihrer Schulter und zerrte ihr den Hut vom Kopfe.

Frau Boxhammer schrie auf und sank ohnmächtig zurück. Die Herren Sperling und Zeppmeisel sprangen entsetzt auf und eilten zu Hülfe; der Wirth, der zufällig in der Nähe gestanden, riß den Knaben mit dem Affen zur Seite und hieß ihn schleunigst davongehen, während Herr Sperling der Tante ein Glas Wasser ins Gesicht goß und Herr Zeppmeisel fortwährend nach Eau de Cologne schrie.

In diesem Augenblick traten Minna, Hans und Kurt nichtsahnend an den Tisch. Sie hörten noch den lauten Ruf nach Eau de Cologne.

„Hier, hier," rief Minna erschreckt, ein Fläschchen aus der Tasche ziehend, „was ist der Tante?"

Herr Sperling sah sie vorwurfsvoll an.

„Wo bist Du nur so lange gewesen, Minna? Wir hätten sie verlieren können, die gute Tante," sagte er und spritzte Frau Boxhammer von Neuem Wasser in's Gesicht.

„Lassen Sie doch das dumme Gespritze, Herr Sperling!" schrie diese aber, die Augen aufschlagend, in einem Tone, daß Herr Sperling drei Schritte zurückwich, griff nach Minnas Fläschchen, dessen Inhalt sie auf ihre fleischige Hände goß und rieb sich damit die Stirn.

„Es ist wirklich ein Skandal," fuhr sie erregt fort, „daß die Polizei in diesen Bergen einen anständigen Christenmenschen nicht einmal vor den wilden Thieren in Schutz nimmt!"

„Es ist nur gut, daß Sie noch leben," flötete Herr Zeppmeisel theilnahmsvoll.

Ein brausendes Gelächter von allen Tischen ringsum war die Antwort auf diese laut geführte Unterhaltung.

Minna und ihre Begleiter, die bisher nur die ohnmächtige Tante beobachtet hatten, sahen sich verwundert um und gewahrten nun, daß die Blicke fast aller Gäste auf sie gerichtet waren.

Hans und Kurt empfanden das in hohem Grade unangenehm, ein zwischen ihnen rasch gewechselter Blick aber gab ihrer übereinstimmenden Meinung dahin Ausdruck, daß Minna in dieser Situation zu verlassen, Feigheit wäre.

Kurt wandte sich daher, die neugierigen Gesichter nicht achtend, leise an Minna mit der Aufforderung, ihn und seinen Freund den Ihrigen vorzustellen.

Minna sah Kurt mit inniger Dankbarkeit in's Auge, wandte sich dann schnell nach Hans um, und als sie auch aus dessen Blicken die Absicht leuchten sah, sie jetzt nicht zu verlassen, hüpfte sie unwillkürlich vor Freude ein wenig in die Höh', stellte die Herren vor, bat sie Platz zu nehmen und fragte in gedämpftem Tone, was denn eigentlich vorgefallen sei, das die allgemeine Aufmerksamkeit so an ihren Tisch gelenkt hätte?

Sie sollte es sogleich erfahren.

Die Ankunft Minnas und ihrer Begleiter hatte nach allen Richtungen hin beruhigend gewirkt. Der angenehme Eindruck, den die drei frischen jungen Menschen auf Alle, die sie sahen, machte, kam den Herren Sperling und Zeppmeisel, sowie der Tante zu Gute und nahm einen großen Theil der Lächerlichkeit von ihnen hinweg. Das merkten diese nur zu gut, denn sie nickten bei der Vorstellung nur ganz herablassend mit dem Kopfe und schauten sich dann verächtlich nach den Lachern von vorhin um, als ob sie sagen wollten: „Da seht ihr, Pack, was für feine Leute wir sind."

Dann gaben sie mit vieler Weitschweifigkeit und indem jeder seinen

großen persönlichen Muth in das gehörige Licht zu setzen verstand, einen Bericht von dem ganzen Abenteuer. Eine Löwenjagd im Innern Afrikas war ein Kinderspiel gegen die Gefahr, in der sie soeben geschwebt hatten.

Auch schien es den Herren Zeppmeisel und Sperling durchaus angebracht, den beiden jungen Herren gegenüber recht gewählt und gebildet zu sprechen, es mußte ihnen imponirt werden um jeden Preis, schon Minnas wegen.

So sagte denn Herr Sperling mit wichtiger Betonung am Schlusse seines Berichts:

„Die wilde Natur der Bestien läßt sich eben auch durch die Cultur nicht beseitigen.“

„Nein, Sie hätten das wilde, funkelnde Auge des Thieres sehen sollen, meine Herren, als er das Attentat auf unsere verehrte Frau Boxhammer ausübte, es war entsetzlich,“ bestätigte Herr Zeppmeisel im Fisteltone.

Herr Sperling: „Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Bestie Bestie bleibt.“

Herr Zeppmeisel: „Und daß der Mensch vermöge seiner höheren Intelligenz —“

Herr Sperling: „wie Frau Boxhammer bewiesen hat —“

Herr Zeppmeisel: „nur durch die Geistesgegenwart den Sieg davonträgt.“

Herr Sperling: „denn die Natur im Allgemeinen —“

Herr Zeppmeisel: „Sie meinen doch gewissermaßen das Natürliche in der Natur?“

Herr Sperling: „Wenn Sie aufmerksam meinen Erörterungen gefolgt wären, so müßten Sie gemerkt haben —“

Herr Zeppmeisel: „Ganz natürlich, daß Sie unter dem Natürlichen im Allgemeinen, mit Rücksicht auf den speciellen Fall, das heißt, auf besagten Affen —“

Herr Sperling: „Im Gegentheil, ich ging gerade vom Affen auf's Allgemeine —“

Nun hatte Hans genug. Er erhob sich rasch, sah auf die Uhr und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, wir müßen aufbrechen, da wir noch heute nach der Schneegrubenbaude wollen.“

„Also glückliche Reise! Es war uns sehr angenehm,“ setzte Kurt der sich ebenfalls erhoben hatte, hinzu, und beide Freunde verließen so rasch den Tisch, daß sie nicht einmal Gelegenheit hatten, die verblüfften Gesichter zu sehen, die sie an demselben zurückließen. Nur hörten sie beide deutlich Minna in weinerlichem Tone in die Worte ausbrechen:

„Das haben wir Eurem verdammten Gewäsche zu danken!“

„Du bist sehr rasch in Deinem Urtheil, Minna,“ sagte Frau Boxhammer verweisend.

„Fast so rasch wie die jungen Herren,“ meinte Herr Sperling beleidigt, während Herr Zeppmeisel seine Nase verlegen in's Bierglas versenkte.

„O, wäre nur Einer von Euch auch nur den zehnten Theil so rasch,“ erwiderte Minna wüthend und warf ihre Handschuhe auf den Tisch.

Es entstand eine peinliche Pause, in der Niemand sprach und Niemand den Andern ansah. Frau Borhammer aber, die in den Seelen der drei Anderen auch ohnedies zu lesen verstand, sprach zuerst das erlösende Wort:

„Ich denke, die Schneegrubenbaude könnten wir heute auch noch erreichen.“

Dadurch hatte sie alle drei für sich gewonnen: die Herren Zeppmeisel und Sperling durch das Zutrauen, das sie in ihre Raschheit setzte, und Minna, indem sie ihr die Hoffnung machte, die beiden jungen Herren wiederzusehen, die auch die Tante als recht brauchbare und gewinnversprechende Rivalen erkannt hatte.

V.

Was sich in der Schneegrubenbaude zugetragen.

Die Freunde wandern nun stumm und allein den in seinem ersten Theile mit schlanken Lärchenbäumen bestandenen Pfad, der anfangs ganz allmählich, dann plötzlich steil zum Zackenfall hinaufführt, halten sich aber dort nicht auf, da zu viel lärmende Gäste und ein verstimmter Leierkasten sie weitertreiben, den schattigen Fußpfad hinan, der „neuen schlesischen Baude“ entgegen.

Hoher Nadelwald umgiebt sie von allen Seiten, muntere, klare Quellgewässerchen stürzen plaudernd an ihnen vorbei, prächtige Farrenkräuter und blaue Glockenblumen auf ihrem Wege bespülend. Reife Blau- und Preiselbeeren wuchern im dunklen Kraut überall am Boden und zwischen dem Felsgestein.

Zuweilen lichtet sich der Wald und gewährt nun einen köstlichen Blick hinab in's Hirschberger Thal, wo man viele Meilen weit hunderte von Ortschaften bis zum fernen Horizonte mit dem Auge verfolgen kann.

An solchen Stellen machen die Freunde Halt und wenden bewundernd ihre Blicke zurück. Die Brust erweitert sich ihnen, das Herz pocht laut, die Augen glänzen vor Freude. Neugestärkt setzen sie ihre Wanderung fort, die Hitze ist sehr erträglich, die Bäume und Kräuter strömen einen erquickenden Duft aus.

„Ich war schroff zu den Leuten, das ist wahr,“ beginnt Hans Döring nach langer Pause des Schweigens, „aber ich bitte Dich, Kurt, war das Gewäsch der beiden Philister länger zu ertragen? Und denke Dir, wenn wir den herrlichen Weg hier jetzt mit ihnen zusammen machen müßten, wäre das nicht entsetzlich?“

„Freilich wäre es das; aber um Minna thut es mir leid. Sie war ein naturwüchsiges, frisches Kind.“

„Wäre sie nicht gewesen, ich hätte schon weit eher die Geduld verloren, das ist wahr.“

„Ich fürchte, die beiden Freier werden ihr arg zusetzen wegen der harten Kritik, der sie ihr Gespräch unterzogen hat.“

„O, sie wird sich schon ihrer Haut wehren, — und dann, gieb Acht, wir haben sie nicht zum letzten Male gesehen. Ich weiß, daß sie uns nachkommen. Und in den Bauden will ich ganz gern mit ihrer Gesellschaft die der Anderen mit in Kauf nehmen, nur auf der Wanderschaft, denke ich, bleiben wir stets allein.“

„Das meine ich auch. Minna hat ein vortreffliches Gemüth und man fühlt sich wohl in ihrer Nähe. Ueberhaupt muß ich bemerken, Hans, daß in meinem Herzen doch noch nicht Alles todt ist, wie ich gestern Abend wähnte. Ja, es hüpft heute so vergnügt, daß ich mitunter vermeine, von ihm gehoben zu werden und nur so über dem Fußboden dahinzuschweben.“

„Und Du schreibst dieses erhöhte Gefühl der Begegnung mit Minna zu?“

„Das möchte ich nicht sagen. Nein, vielmehr scheint es mir, als ob jedes wackere, gesunde junge Mädchen dieselbe Rolle in meinem Herzen spielen könnte. Sie dient nur zur Ausschmückung meines Inneren, aber sie könnte auch, ohne die Stimmung sehr zu drücken, fehlen.“

„Das laß ich gelten. Vielleicht hat der alte Herr doch Recht gehabt.“

„Ich muß viel an seine Worte denken. — Aber sieh', da ist der Wald zu Ende, ich sehe schon den Rauch aus der „neuen Schlesischen Baude“ aufsteigen.“

In der That hörte der Wald jetzt auf und vor ihnen erhob sich der letzte, steilansteigende, nur hin und wieder mit kleinen Zwergtannen bewachsene Theil des Riesenkammes.

Das niedrige graue Dach der Baude, die wie ein Vogelnest an die Berglehne angeklebt erscheint, wurde sichtbar. Noch aber hatten sie zehn Minuten stark zu steigen, ehe sie erreicht war. Ohne Aufenthalt gehen sie an ihr vorüber.

In ununterbrochener Steigung führt nun der Pfad die Berglehne hinan. Noch dehnen sich zwischen wüstem Steingeröll weite Wiesenflächen mit buntem Blumenflor, auf denen die Viehherden, Nahrung suchend, mit ihrem melancholischen Glockengeläute auf- und abklettern, die Zwergtannen verschwinden allmählich und machen dem saftigen Knieholz Platz, das sich mit seinen seltsam verkrüpelten Aesten dicht am Boden hinzieht. Dann ist die Höhe erklommen und nun wandert man auf dem breiten Rücken des Riesenkammes bequem und eben dahin wie auf einem weichen Teppich, stets begleitet von den dunklen Gruppen des treuen Knieholzes.

Welch' herrliches, leichtes Wandern in dieser luftigen Höhe bei gutem

Wetter! Zur Linken der weite Blick in die bunte schlesische Ebene, zur Rechten die wildromantischen Bergzüge des schönen Böhmerlandes.

Die Freunde gelangten noch bei guter Zeit an die Schneegruben, erlabten sich an der prachtvollen Aussicht und hatten fast Lust, da sie noch keine Ermüdung verspürten, bis zur Elbfallbaude zu wandern, um von da Tags darauf sofort nach St. Peter aufzubrechen.

Allein Kurt plaidirte entschieden für eine Weiterwanderung auf dem Kamme und Besteigung der Schneekoppe am folgenden Tage und Hans ließ sich leicht überreden. So wurde denn beschlossen in der Schneegrubenbaude zu übernachten.

Ob diese Beschlußfassung gänzlich unbeeinflußt war von dem Gedanken, daß Minna dieselbe Tour vorhabe, soll mit Bestimmtheit nicht behauptet werden, muß vielmehr in einer objectiven Berichterstattung dem Urtheil des Lesers überlassen bleiben.

Die Freunde hatten sich möglichst lange im Freien aufgehalten, bis sie die schnell eintretende Abendkühle zwang, das allgemeine Gastzimmer der Schneegrubenbaude aufzusuchen.

Sie trafen laute, lustige Gesellschaft darin. Eine alte häßliche Harfenspielerin sang einen gerade im Schwange befindlichen Gassenhauer und die Anwesenden stimmten mit allen Kräften in den Refrain ein.

In einer Ecke des großen niedrigen Zimmers war noch ein Tisch frei, den die Freunde mit Beschlag belegten. Sie bestellten ein warmes Abendbrot, ließen sich eine Flasche Ungarwein geben und schauten zunächst schweigend dem bunten Treiben vor ihnen zu.

Sie musterten alle Anwesenden, fanden darunter manch' freundliches, auch hübsches Gesicht, aber keine Persönlichkeit, die ihnen ein besonderes Interesse einflößen konnte.

Indessen war die Simmung unter den Gästen eine so harmlos vergnügliche, daß unsre Freunde bald davon angesteckt wurden und tüchtig mitsangen. Hier konnte auch Kurt, unbeschadet des künstlerischen Gesammteindrucks, seine Stimme muthig ertönen lassen, und er that es desto lauter, je mehr der gute Ungarwein seine Wirkung hat.

Eben intonirte die Harfenistin das geistreiche Fuchslied: „Was kommt dort von der Höh," in das alle Anwesenden einstimmten, als die Thür geöffnet wurde und Minna mit den Ihrigen eintrat.

Sie schienen alle Vier durchaus nicht ermüdet zu sein, sahen vielmehr sehr munter aus, und die Herren Zeppmeisel und Sperling, welche im ersten Schrecken geglaubt hatten, das Lied, das soeben begonnen, sei auf sie gemünzt, wurden nur desto vergnügter, als sie merkten, daß man es keineswegs auf ihre ehrenwerthen Persönlichkeiten abgesehen hatte.

Minna hatte mit ihren Luchsaugen sofort entdeckt, daß an dem Tische der Freunde noch genügend Raum für sie sei, und ging denn auch gerades-

wegs auf sie zu. Die Anderen folgten und man freute sich allseitig des fröhlichen Wiedersehens.

„Sie sind aber gut gewandert," bemerkte Hans zu den beiden Freiern gewendet, um sein etwas schroffes Verfahren in Josephinenhütte wieder gut zu machen, „Sie scheinen garnicht sehr erhitzt."

„Und alle Achtung, Madame Boxhammer, Sie müssen eine vortreffliche Fußgängerin sein!" setzte Kurt schmeichelnd hinzu.

Anstatt aber von diesem Complimente sehr angenehm berührt zu sein, machten die Drei, denen es gegolten, verlegene Gesichter, während Minna ausgelassen vor sich hinkicherte und sich augenscheinlich über sie lustig machte. Sie ließ aber nichts davon verlauten, daß Frau Boxhammer den ganzen Weg getragen worden war und die Herrn Zeppmeisel und Sperling abwechselnd sich eines Gaules bedient hatten, während sie selbst rüstig gewandert war, sondern sagte nur, nachdem sie gemerkt, daß Keiner die Wahrheit einzugestehen wage, in lustigem Tone:

„Ja sehen Sie, meine Herrn, das macht eben die Jugend!"

Dazu schnitt sie ein so allerliebst verschmitztes Gesicht, daß sie Alle lachen mußten, welchen Umstand Herr Sperling benutzte, um sofort auf ein anderes Thema abzulenken und das Lob des guten Fußwanderes dabei ruhig einzuheimsen. Und damit der Schein der Jugendlichkeit, der auf sie gefallen war, auch weiter aufrecht erhalten würde, wandten sich die Herrn Zeppmeisel und Sperling nach einer reichlichen Abendmahlzeit dem Ungarwein mit einer Ausdauer zu, daß sie unter den Ausgelassen bald die Ausgelassensten schienen.

Es hatte von Seiten Minnas nur eines Winkes bedurft, so waren die Tische bei Seite geschoben worden und man hatte sich allseitig dem Tanzvergnügen hingegeben. Zur Harfe hatte sich noch eine Geige und eine Guitarre gesellt, die nun die beliebtesten Tänze in rascher Folge aufspielen mußten, da sich aller Anwesenden eine förmliche Tanzwuth bemächtigt zu haben schien.

Auch Hans und Kurt fühlten sich völlig in ihre Studentenzeit zurückversetzt, sie tranken Schmollis mit den Philistern, liebäugelten auf's Keckste mit allen jungen Mädchen, küßten während des Tanzes Minna auf die Stirn, die sich das ruhig und zum stillen Neide der Herrn Freier gefallen ließ, und übten, ohne es zu beanspruchen, eine gewisse gesellschaftliche Herrschaft über alle Gäste aus.

Inzwischen fand Frau Boxhammer Gelegenheit, bald an Hans, bald an Kurt, wenn sie einzeln zu sprechen waren, Fragen zu richten über ihre Stellung, ihr Alter, ihre Zukunft, ja in geschickt unmerklicher Weise sogar über ihre Vermögensangelegenheiten, wobei sie, stets den Einen über den Anderen aushorchend, den jungen Leuten soviel Artigkeiten zu sagen wußte, daß diese, wenn auch halb im Scherz, bereitwillig Auskunft ertheilten.

Die Mitternacht war nicht mehr fern, als plötzlich mitten im Saale

und während des Tanzes ein kleiner Tumult entstand, der bald dem lustigen Beisammensein ein Ende machte.

Herr Zeppmeisel hatte nämlich, ermuthigt durch das Vorgehen der beiden Jünglinge, Minna während des Tanzes einen Kuß auf die Stirn gedrückt; das war von Herrn Sperling bemerkt worden, der wüthend vor Eifersucht herzusprang, das Paar anhielt und es mit lauter Stimme, die im Zorn überschnappte, zur Rede stellte.

Herr Zeppmeisel wollte Anfangs leugnen, murmelte etwas verlegen in seinen Bart, Minna aber fiel ihm, zu Herrn Sperling gewandt, lebhaft in's Wort: sie könne sich küssen lassen, von wem sie wolle, das ginge Niemand etwas an, am allerwenigsten hier im gemüthlichen Beisammensein vor Aller Augen.

„Jawohl," sagte Herr Zeppmeisel, durch Minnas Auftreten keck gemacht, „ein Kuß in Ehren kann Niemand verwehren."

„Das will ich einmal sehen! Ich bin der Vormund und habe über Deine Moralität zu wachen", schrie Herr Sperling Minna an, und einen Schritt näher an Herrn Zeppmeisel herantretend, rief er diesem in drohender Haltung zu: „Merken Sie sich das, mein Herr, für die Zukunft."

„Sie sind ja ein sehr moralischer Vormund!" versetzte Herr Zeppmeisel mit höhnischem Lächeln, „wüßte man nur nicht so genau, wo diese Moralität hinauswolle!"

Herr Sperling fuhr auf, er glühte wie ein eiserner Ofen.

„Das wagen Sie mir zu sagen, mein Herr?"

Ein böses Wort gab das andere, die Beiden wurden immer hitziger, Frau Boxhammer mußte sich in's Mittel legen, damit sie nicht in Thätlichkeiten übergingen, während die übrige Gesellschaft theils lachend, theils mit Widerwillen dem Streite zusah.

„Ich sage Ihnen," schrie Herr Zeppmeisel mit höchster Fistelstimme, „sie wird doch noch die Meine, fragen Sie nur Frau Boxhammer!"

„Und ich sage Ihnen, sie wird niemals die Ihre, sondern die Meine, da fragen Sie nur, wen Sie wollen!" erwiderte Herr Sperling.

Minna aber schlug hier ein helles Gelächter auf und sagte so laut, daß es Jeder vernehmen konnte und mit dem größten Gleichmuth:

„Ich aber sage Euch, sie wird niemals weder die des Einen, noch die des Anderen, da fragt nur hübsch sie selbst."

Und hiermit nahm sie die Frau Boxhammer unter den Arm, machte der Gesellschaft ein freundliches Compliment, sagte sehr vergnügt: „Ich wünsche allerseits wohl zu schlafen" und verließ mit der Tante ruhig den Saal.

Dies Auftreten Minnas hatte sehr sympathisch gewirkt, man rief ihr von allen Seiten in freundlichstem Tone eine „gute Nacht" zu, die Meisten begaben sich ebenfalls sofort zur Ruh, unter ihnen auch Hans und Kurt,

so daß nach kaum einer Viertelstunde die beiden erbitterten Gegner allein im Gastzimmer zurückblieben.

Was hier zwischen ihnen vorgegangen ist, vermag mit Sicherheit nicht angegeben zu werden. Nur so viel steht fest: der Wirth, der im Nebenzimmer beschäftigt war, hörte zunächst nochmals einen heftigen Wortwechsel, darauf wurde es ganz still. Er begab sich in das Zimmer, um zu sehen, was aus den Herren geworden; da lagen sie sich in den Armen und küßten sich unter Thränen. Herr Sperling aber bestellte noch eine halbe Flasche Ungarwein, die die Freunde in ungetrübtem Einverständniß austranken.

Dann hörten Kurt und Hans die Versöhnten die Treppe heraufkommen und an ihrer Kammerthür vorübergehen.

„An Allem waren nur die grünen Jungen Schuld," sagte Herr Sperling.

„Ja, diese Studenten sind mir von jeher zuwider gewesen," stimmte Herr Zeppmeisel bei.

Dann wurden ihre Worte unverständlich und ihre Schritte verhallten.

„Hast Du gehört, Kurt?"

„Freilich, Hans, die haben von ihrem Standpunkte aus gar nicht so Unrecht."

„Wir dürfen uns nicht so laut unterhalten, nebenan schläft Minna mit der Tante und man hört jedes Wort durch die Holzwand," flüsterte Hans.

„Schon recht, gute Nacht," erwiderte Kurt leise.

Noch einmal aber wurden die Freunde in ihrer Ruhe gestört. Es dauerte nämlich gar nicht lange, so hörten sie, wie Jemand an ihrer Thür sacht vorüberschlich und an der Thür zur Nachbarkammer leise klopfte.

„Wer ist da?" fragte Minna halblaut.

„Ich bins," war die ebenso leise ertheilte Antwort.

„Wer ist das ich?"

„Sperling!"

„Sie, Herr Sperling? Was wollen Sie denn noch?"

„Oeffne mir nur einen Augenblick, ich will Deine Verzeihung erflehen, süße Minna."

„Ei, das würde sich jetzt schlecht schicken. Was würde Ihre Moral und meine Tante dazu sagen?"

„Die Frau Tante weiß, wie moralisch ich bin, sie hat gewiß nichts dagegen."

Die Tante murmelte etwas Unverständliches unter der Bettdecke Minna schwieg eine Zeit lang.

„Oeffnen Sie, süße Minna," begann Herr Sperling wieder im Flüsterton, „Sie und die Tante sollen es nicht bereuen, so wahr ich ein reicher Mann bin, öffnen Sie, ich erkälte mich hier daußen, ich bin nur in Strümpfen!"

Die Freunde nebenan hörten, wie Minna sich im Bett erhob, und beider bemächtigte sich ein heftiger Schreck, „Sollte sie wirklich —?“ dachten sie entsetzt. Aber der Schreck ging sofort in helle Freude über, da Minna mit kräftiger Stimme zu singen begann:

„Sperling ist ein kleines Thier,
Hat ein kurzes Schwänzchen,
Steht vor meiner Stubenthür,
Macht sein Reverenzchen.“

Kurt konnte sich nicht halten, er lachte aus vollem Halse und rief so laut, daß es Herr Sperling hören mußte:

„Ist doch ein Prachtmädel, die Minna!“

Dieses Wort weckte ein vielfältiges Echo.

„Gute Nacht, Herr Sperling, gute Nacht, Herr Sperling, gute Nacht, Herr Sperling,“ hörte man plötzlich von den verschiedensten Seiten und in den verschiedensten Tonarten aus allen Stübchen der Schneegrubenbaude ertönen, denn Alle hatten das Zwiegespräch vernommen und Alle waren auf's Freudigste durch den Ausgang der Sache überrascht. Ein schallendes Gelächter durchbebte sodann den hölzernen Bau und verschlang die wüthenden Flüche, die der in seine Kammer flüchtende, mit den akustischen Verhältnissen einer Riesengebirgsbaude unbekannte Herr Sperling gegen alle seine Reisegefährten ausstieß.

VI.

Was eine Sommerweste vermag.

Kaum hatte sich die Sonne über dem Horizont erhoben, so sprangen auch Hans und Kurt vom Lager.

In aller Stille — denn noch schliefen die anderen Reisenden — kleideten sie sich an, begaben sich in die Wirthsstube, nahmen ihren Morgenimbiß und verließen die Baude.

Ohne es auszusprechen, hatten beide den lebhaften Trieb, möglichst rasch das Freie zu gewinnen, gehabt, und als ihnen jetzt die kalte Morgenluft durch alle Glieder drang und die Welt im Morgenglanze, ewig jung und frisch vor ihnen lag, kam ein Gefühl über sie, als schüttelten sie etwas von sich ab, das belästigend auf ihrer Seele gelegen hatte.

Unwillkürlich brach Hans in die Goetheschen Worte aus: „in deinem Thau gesund mich baden!“

„Du meinst, wir müßten uns den gestrigen Philisterabend aus den Gliedern schütteln,“ antwortete Kurt.

„Ja, aber dazu ist mir der bequeme Gang auf dem Kamme zu wenig, wir dürfen uns die Sache nicht so leicht machen; alles Gute will sauer erkämpft sein, ich denke, wir steigen zu unserer Reinigung in die Schneegruben hinab und klimmen dann wieder in die Höh.“

„Vorwärts! an's Werk!“ rief Kurt, den Hut schwenkend und eilte voran, „es soll nichts Muffiges in uns zurückbleiben.“

Und nun begannen sie jene schwierige Kletterpartie am Grat hinunter, der die große von der kleinen Schneegrube trennt, hinab in jene Tiefen, wo neben Schneeflecken, die selbst im Hochsommer nicht thauen, alpine Pflanzen in üppiger Fülle und Schönheit sprießen.

Nach langer und anstrengender Wanderung erreichten sie endlich, mit manchen botanischen Schätzen bereichert, den bequemen Weg auf dem Kamme wieder und machten nicht eher Rast, als bis sie hungrig und durstig an der Spindlerbaude anlangten. Es war noch das alte gemüthliche Haus, das später völlig niederbrannte und einem ungemüthlicheren Neubau Platz gemacht hat.

Schon von Weitem hörten sie Tanzmusik und sie erstaunten nicht wenig, als sie beim Eintritt in das Gastzimmer ihre alte Reisegesellschaft, trotz des Vormittags, schon wieder in sehr animirter Stimmung und dem Tanzvergnügen ergeben, vorfanden.

Die Begrüßung war von beiden Seiten eine etwas verlegene, jeder dachte im Stillen gewisser Scenen des vergangenen Abends und erröthete dabei theils für sich, theils für die Andern. Selbst Minna schien ihre alte Freimüthigkeit verloren zu haben und die Ankunft der beiden Freunde mit nur geheuchelter Freude zu begrüßen.

Sie merkten auch gar bald, aus welchem Grunde.

Es hatte sich ihr ein neuer Reisender angeschlossen, ein hübscher, großer, blonder Mensch mit frischem, gutmüthigem, aber nichtssagendem Gesichte, eine richtige Sommerweste im Mörikeschen Sinne, der unsrer Minna nicht von der Seite wich und zu gleicher Zeit den Herren Zeppmeisel und Sperling, sowie der Tante Boxhammer soviel Artigkeiten sagte, daß er sich bereits bei Allen Liebeskind zu machen gewußt hatte.

Hans und Kurt blieben daher für sich und sahen es nicht ungern, als die ganze Gesellschaft sich bald zum Aufbruch anschickte, trotzdem die Führer warnten, es könne in nicht allzulanger Zeit ein böses Wetter erwartet werden.

„Ach was! wir haben ja unsere Schirme!“ sagte Herr Zeppmeisel muthig, und Herr Sperling setzte würdevoll hinzu: „Welcher Mann wird sich vor einem Bischen Regen fürchten!“

Minna reichte Hans und Kurt nacheinander die Hand und sagte, tief erröthend: „Sehen wir uns noch wieder?“

„Das kommt auf Sie an,“ erwiderte Kurt lächelnd, nach der Sommerweste hinüberschielend.

„Auf mich?“ antwortete Minna verwirrt; dann sich zusammenraffend, sagte sie schnell: „Ich glaube, das Leben hat um einen jeden einen hohen Zaun errichtet, über den er nun einmal nicht herüberkann, wie sehr er sich auch abmüht. Leben Sie wohl!“

Sie drehte sich kurz um und folgte den Andern, die schon voraus waren, nach.

Die beiden Freunde sahen sie mit einer gewissen Wehmuth scheiden. Minnas Frische und Gesundheit hatte ihnen wohlgethan, aber auch sie empfanden, daß sie hinter einem Zaune saßen, über den sie nicht hinwegkonnten und der sie zugleich von Minna und ihren Kreisen auf ewig trennte.

Es kam eine weiche Stimmung über sie, zu der die Betrachtung, daß Minna sich so schnell von ihnen ab und der Sommerweste zugewandt hatte, nicht unwesentlich beitrug.

Die Wirthsstube hatte sich vollständig geleert, nur der alte Harfenspieler, der zugleich noch sechs andere Instrumente zum Schrecken der zarter Besaiteten gespielt hatte, saß jetzt, seiner Instrumente entledigt, still am Ofen und träumte vor sich hin. Es lohnte sich ihm offenbar nicht, für die zwei Anwesenden allein zu spielen.

Draußen aber hatte sich inzwischen ein Wetter erhoben, wie es so plötzlich und mit solcher Gewalt nur Vater Rübezahl zu schicken versteht. Der Hagel schmetterte gegen die kleinen Scheiben der Baude, der Sturm heulte und rüttelte an den Thüren und führte eine solche Masse von Wasser mit sich, als wolle er die ganze Baude erdrücken und ertränken zugleich.

Die Aermsten, die jetzt auf dem Kamme umherirren, ohne ein wirthliches Dach in der Nähe zu wissen!

Aber drinnen im Stübchen der Baude, wie behaglich ist es dort! Weiß man doch, daß die allzustrengen Herren nicht gar zu lange regieren, und daß die Wanderung nachher desto angenehmer ist!

Kurt hat soeben eine neue Flasche bestellt. Wie wohl thut die Ruhe nach der langen Kletterwanderung! Hans winkt dem alten Harfenspieler; er tritt bescheiden näher.

„Wenn ich nicht irre, habe ich Sie früher die Harfe auch allein spielen hören? Wozu machen Sie denn noch so viel Lärm mit den anderen Instrumenten?"

Der Alte zuckt die Achseln, er lächelt trübe. „Das Publikum will es so, die Harfe allein ist ihnen zu zart, auch hier geht die Kunst nach Brot."

„Spielen Sie noch die alten Volkslieder?"

„O, gewiß — sehr gern!"

Hans greift in die Tasche und legt dem Alten ein großes Geldstück hin.

„So spielen Sie uns die alten Weisen auf der Harfe allein. Das Wetter hält uns vor der Hand noch andre Gäste fern."

Und der Alte beginnt die wohlbekannten Melodien. Er spielt sie einfach, innig, sauber, als berührte er kaum die Saiten, er sitzt mit ge-

schlossenen Augen da, man hört es jedem Ton an, daß er mit ganzer Seele dabei ist, daß es ihm wohlthut, vor gebildeten Ohren zu spielen.

Wie schauerlich süß klingt das im Sturmgebraus! — — Musik, Wein, Wanderschaft, Fremde, Jugend, Sehnsucht, das Alles zusammen in einem deutschen Kopfe, muß das nicht eine wunderliche Stimmung hervorrufen?

O, Stunden unwiederbringlicher Wonne, himmlischen Wehs, wer euch nie durchkostet hat, wie arm ist sein Leben zu nennen!

Hans singt mit weicher Stimme die schönsten Lieder mit, der alte Harfenspieler nickt leise zustimmend mit dem Kopfe. Kurt ist Feuer und Flamme, seine dunklen Augen strahlen begeistert, er ist stolz auf seinen Freund, glücklich in seiner Freundschaft, beide aber sehnen sich — nach Liebe, nach einem Weibe, das sie anbeten und das ihre flammende Liebe erwidern könnte.

Der Alte läßt eben das wunderbare Lied austönen:

„Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück,"

dann wird es still in der Gaststube.

Der Wind draußen hat sich gelegt, die Sonne blickt schon zuweilen in die kleinen Fenster.

„Aber wann, wann wird das große Glück kommen für uns, Kurt?" flüstert nach langer Pause Hans.

„Warte nur, es wird kommen, es kommt bald, vielleicht schneller, als wir ahnen," sagt Kurt zuversichtlich.

„Aber siehst Du, Kurt, dann — — wenn ich es kommen sehe, das Glück, so kriecht wie ein Wurm ein abscheulicher Gedanke mit heran."

„Welcher Gedanke?"

„Unsere Herzen haben bisher so merkwürdig ähnlich empfunden! Erinnere Dich, daß wir auf unseren Reisen uns immer zu denselben Menschen, zu denselben Mädchen hingezogen fühlten! Noch jetzt vor kurzem: Minna! — Wenn Minna nun diejenige gewesen wäre, — Du weißt, was ich meine."

„Es waren eben niemals die Richtigen, Hans! Mach' Dir keinen Kummer; so verschieden wir beide — trotz allen scheinbar gleichen Empfindens — sind, so verschieden werden auch die Mädchen sein, die uns einmal von Grund aus gefangen nehmen werden; das glaube mir."

„Ich will es hoffen, aber glauben — —?"

Sie schwiegen, der alte Harfenspieler präludirte wieder auf den Saiten.

„Nun, und wenn das Unglück geschehen sollte, daß wir beide dieselbe lieben, was würdest Du thun?" fragte Kurt, mit dem Munde fast das Ohr des Freundes berührend.

„Was ich thun würde?" Hans starrte rathlos vor sich hin. — „Ich weiß nicht, was ich thun würde, aber eins verlange ich von Dir und mir!"

„Was?" fragte Kurt.

„Daß wir einander nicht belügen, daß wir die volle Wahrheit bekennen, sie habe nun Folgen, welche sie wolle."

„Das gestehe ich zu!" rief Kurt laut und sprang auf.

„Sieh, wie die Sonne scheint," fuhr er lebhaft fort, „der Himmel blaut, jetzt ist es Zeit, den Ranzen zu schnüren!"

Auch Hans sprang auf. Der Alte, der einige Zeit lang eigne Phantasien auf der Harfe vorgetragen hatte, ging jetzt mit kräftigen Accorden in das Lied über:

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!"

Die Freunde ergriffen die Gläser, stehend sang Hans das Lied zu Ende, dann tranken sie aus, drückten dem Alten die Hand und verließen fröhlich und dankbaren Herzens die Baude.

VII.

Das Barometer fällt und steigt.

Mit rüstigen Schritten wanderten die Freunde nun in der durch das Gewitter noch reiner gewordenen Luft auf dem Kamme dahin. Mittag war nicht mehr fern und obgleich die Sonne am wolkenlosen Himmel stand, die Wärme keineswegs lästig.

Die Freunde hatten fast den ganzen Weg über geschwiegen, jeder mit der Betrachtung schöner Zukunftsbilder beschäftigt, wobei ihnen die Zeit so schnell verstrichen war, daß sie es kaum für möglich hielten, als plötzlich das Dach der Riesenbaude, am Fuße des Koppenkegels vor ihnen auftauchte.

Hier wollten sie nur eine ganz kurze Rast machen, um das Mittagbrod auf der Schneekoppe einzunehmen. Sie blieben daher in der Vorhalle der Baude, ohne die eigentliche Wirthsstube zu betreten.

Ein klägliches Gejammere, vermischt mit lauten Schimpfreden, die durch die halbgeöffnete Thür der Wirthsstube zu ihnen herausdrangen, ließ sie einen Blick in dieselbe werfen.

O weh! wie sah ihre Reisegesellschaft aus!

Frau Borhammer lag stöhnend auf einem für sie an den warmen Ofen gerückten Sopha, an dessen Ende noch Herr Sperling kläglich wimmernd, Platz gefunden hatte, während Herr Zeppmeisel — wie sein Freund in Pantoffeln und Hemdsärmeln — mit wüthenden Gesticulationen in dem großen, wenig besuchten Zimmer umherging und auf die niederträchtige Einrichtung schimpfte, daß nirgends auf dem Kamme bei solchen plötzlichen Wettern für Schutzhütten gesorgt sei. Seine Fistelstimme schnappte dabei häufiger als gewöhnlich über. Verächtlich lächelnd saß in einer Ecke des Zimmers die Sommerweste, langsam ein Glas heißen Punsches auslöffelnd und zuweilen einen kecken Blick nach Minna werfend, welche, in ein dickes Tuch gewickelt, an seiner Seite saß und, die Augen trotzig zur Erde gewandt, auf keine der im Flüsterton an sie gerichteten Fragen ihres Nachbars eine Antwort gab.

„Diese Reise ist mein Tod!“ stöhnte Frau Borhammer, „zuerst von wilden Thieren angegriffen, dann in einem Wolkenbruch mit schrecklichem Orkan unter einen Felsen schlüpfen müssen, der jeden Augenblick einzustürzen droht — das ist zuviel für eine gebildete Frau — Sperling, wir müssen nach Spandau zurück!“

„Ja, wir müssen nach Spandau zurück,“ bestätigte Sperling kopfnickend, „was wird der Stammtisch im „goldenen Scepter“ sagen, wenn ich unsere Erlebnisse schildere!“

„Und wer ist im Grunde an Allem schuld?“ kreischte Herr Zeppmeisel, mitten im Zimmer stehen bleibend und die Arme ausstreckend, „kein anderer, als diese verdammten Studenten oder was sie waren, denn sie haben das Wetter kommen sehen und hätten uns warnen müssen, statt dessen ließen sie uns ziehen und blieben selber am warmen Ofen sitzen! Das sind die rechten Helden! Wahre Feiglinge!“

Da sprang Minna von ihrem Stuhle auf und fuhr auf den kleinen dicken Eiferer los, als wollte sie ihn zu Boden schlagen.

„Wie, Herr Zeppmeisel, Sie wagen es, Andere Feiglinge zu nennen? Sie, den ich beschwichtigen mußte wie ein kleines Kind, das in eine Pfütze gefallen ist? Der nicht eher aufhörte zu schreien und zu klagen, als bis sechs Decken und obenauf noch mein Mantel ihn vollständig bedeckten? Der nicht zu bewegen war, unter dem Felsen sich zu ducken, weil er aus Leibeskräften schrie, er könnte einstürzen? Sie sind ein echter Held! Und ich höre schon, wie Sie und Ihr Freund Sperling ihre Heldenthaten den armen Spandauern zum besten geben werden!“

Frau Borhammer ließ Minna ruhig ausreden, sie hatte längst in Erfahrung gebracht, daß die Sommerweste eine viel bessere Partie wäre, als die beiden Spandauer Helden.

Herr Sperling aber mischte sich in den Streit, die Sommerweste redete Allen zum Munde, die Tante wollte Frieden stiften, Einer überschrie den Andern, kurz, es entstand ein Höllenlärm.

Hans und Kurt hörten schweigend und mißmuthig zu. Wie häßlich waren ihre schönsten Träume gestört worden!

Da brach der Streit drin plötzlich ab, und Alles wurde still, Kurt schielte, ohne bemerkt zu werden, in die Stube. Was war der Grund des plötzlichen Verstummens?

Die Wirthin hatte eine große dampfende Schüssel mit Weinsuppe auf den Tisch gestellt. Im Nu saßen Alle um den Tisch herum und ein friedliches Lächeln glitt über ihre Gesichter. Selbst Minna mußte lachen, als sie die eben noch so wilden Thierchen zahm an der Krippe sitzen sah.

„Verbrennen Sie sich nur nicht die Zunge, Herr Zeppmeisel,“ sagte sie gutmüthig ironisch, „die Spandauer könnten sonst um einen großen Genuß betrogen werden!“

Herr Zeppmeisel konnte nicht antworten, er hatte soeben ein ganzes Brödchen auf einmal in den Mund gesteckt. — —

In der Vorhalle aber sitzen Hans und Kurt und tragen kein Verlangen, die Beziehungen zu ihren Reisegefährten wieder aufzunehmen. Der Auftritt drin hat sie tief verdrossen.

„Es scheint, Kurt, daß unsere Reise diesmal doch anders verläuft, als sonst," sagt Hans mit einem leisen Seufzer.

„Ja, es ist nichts," antwortet Kurt resignirt und läßt seine Blicke hinausschweifen nach dem Koppenkegel, der in wunderbarer Klarheit in's reine Blau des Himmels sich erhebt. Dann kehren seine Blicke zurück und sind einige Secunden wie festgebannt; denn was er sieht, fesselt alle seine Sinne.

„Aber das ist etwas!" ruft er plötzlich aus und eilt an die Thür.

Hans folgt ihm und Beide starren voll Entzücken auf eine kleine Menschengruppe, die soeben vor der Baude erschienen ist und augenscheinlich berathschlagt, ob sie hineingehen oder sofort den Gipfel der Koppe besteigen solle?

Und es lohnt sich wirklich, die Gruppe näher in's Auge zu fassen.

Es sind fünf Personen: zwei erwachsene junge Mädchen von etwa zwanzig Jahren, zwei Knaben von 13 bis 14 und ein kleines Mädchen von 12 Jahren.

Sie machen in ihrer Kleidung und ihrer ganzen Haltung nicht den Eindruck von Bergtouristen, sondern von Spaziergängern. Sie haben weder einen Führer bei sich, noch tragen sie Gepäck, nur die eine der Damen trägt ein ledernes Täschchen an einem Riemen über die Achsel gehängt. Im Ganzen — was für prächtige, gesunde, heitere Erscheinungen!

Die Dame mit dem Täschchen scheint die Leiterin der ganzen Gesellschaft zu sein; sie ist nicht groß, aber sehr schön gewachsen, in ihren Bewegungen liegt eine graziöse Lebhaftigkeit, aus ihren funkelnden schwarzen Augen sprüht Lebenslust und Geist, das rothbraune Kleid umspannt eine üppige Büste, das feingeschnittene Köpfchen darauf mit dem diademartigen Hütchen glaubt man auf einer antiken Gemme schon gesehen zu haben. Sie hat die Andern gar bald überredet, nicht erst einzukehren, sondern weiter zu wandern, sie geht lustig voran und es folgt ihr die schlanke Freundin mit dem stillen anmuthigen Lächeln in dem rosigen Madonnengesichte, mit der Fülle des aufgelösten blonden Haares, das leicht gelockt bis zum Gürtel des hellen Sommerkleides hinabwallt. Es folgt ihr das kleine Mädchen, dem man auf dem ersten Blick die Schwesterschaft mit der schlanken Blondine ansieht. Die beiden Knaben in ihren graugrünen Jägerjoppen haben die Mädchen bald eingeholt und eilen ihnen weit voran.

Und auch Kurt und Hans zögern nicht länger. Sie nehmen ihr Ranzen und folgen der verlockenden Spur.

Bald sind sie dicht hinter den drei Mädchen, die mit einander plaudern, ohne zu ahnen, wie sie von vier Männeraugen gemustert werden.

„Wir müssen voran," flüstert Kurt dem Freunde zu. Dieser nickt, und während sie grüßend an den Mädchen vorübergehen, hören sie noch, wie die Dame mit dem Täschchen zu ihrer Begleiterin sagt:

„Liebes Käthchen, jeder Mensch folgt schließlich im Leben seinem Stern."

Die Worte waren ganz zwanglos und doch — wie die Freunde meinten — mit einem wunderbar bewegenden Ausdruck gesprochen worden.

Das Gespräch hörte sofort auf, als die jungen Männer mit stummem Gruß vorübergingen.

Jetzt ist die Rolle, den Beobachter zu spielen, den Mädchen zugefallen. Sie waren fast erschreckt durch den unerwarteten Gruß, aber ihr Auge ruht bald mit Wohlgefallen auf den zwei edlen Gestalten in ihren gutsitzenden Reiseanzügen, auf den schlanken und doch kräftig gebauten Jünglingen, die unter dem Bewußtsein, von schönen Mädchen betrachtet zu werden, unwillkürlich freier und stolzer einherschreiten.

Jetzt haben sie auch die beiden Knaben eingeholt und können sich nicht enthalten, dieselben genauer zu betrachten und anzureden. Auch sie sind blond und haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem kleinen Mädchen. „Also vier Geschwister und eine Freundin!" denken Kurt und Hans.

„Nun, was macht die Lunge?" fragt Kurt den Aelteren.

Dieser bleibt stehen und läßt zur Antwort einen lauten Juchzer durch die Lüfte erschallen.

„So ist's recht," sagt Hans, „aber hier der junge Herr scheint etwas müde," fügt er zu dem andern Knaben gewendet hinzu.

„Ich müde?" antwortet dieser stolz und springt geschickt über einen im Wege liegenden Felsblock.

Da ertönt von rückwärts der Ruf „Peter", „Konrad", und die beiden Knaben eilen zu den Mädchen zurück.

„Abgeblitzt! Der erste Versuch der Annäherung wäre mißglückt," sagt Kurt und schreitet weiter.

„Laß nur," erwiderte Hans, „jeder Mensch folgt schließlich im Leben seinem Stern."

„Ich möchte wissen, worauf sich dieses Wort der jungen Dame bezog?"

„Wir werden's noch erfahren, Kurt."

„Bist Du dessen so gewiß?"

„Ganz gewiß," sagt Hans zuversichtlich, und schweigend wird der Weg bis zum Koppenhause fortgesetzt.

Merkwürdig! Schon ziehen sich Fäden zwischen den jungen Männern und den beiden Mädchen, fast unmerklich und noch so kraus und verwirrt, daß Niemand zu sagen wüßte, ob sie dereinst sich lösen oder straff befestigen werden.

VIII.

Auf der Schneekoppe.

In dem großen Saale des Koppenhauses waren nur wenige Gäste, sodaß die Freunde fast allein an der langen Wirthstafel ihr Mittagsbrod einnahmen, während die übrigen an den kleinen Tischen ringsum Platz gefunden hatten.

Kurt und Hans waren noch mit der Suppe beschäftigt, da erschienen auch die drei jungen Mädchen schon mit den beiden Knaben und nahmen am andern Ende der langen Tafel Platz.

Ein Kellner fragte sie, was man zu speisen wünsche.

„Wir trinken nur Kaffee," war die Antwort, worauf der Kellner mit unverschämtem, ja frechem Tone erwiderte:

„Für Kaffeetrinker ist hier kein Platz, da müssen Sie sich an die kleinen Tische setzen!"

Dabei faßte er den älteren Knaben an der Schulter, wie um ihn von seinem Platze zu entfernen.

Hans wurde bleich im Gesicht und ließ den Suppenlöffel fallen, Kurt aber sprang auf und stand im nächsten Augenblicke zornglühend vor dem Kellner.

„Sie sind ein Flegel! Rufen Sie mir den Wirth!" schrie er so laut, daß man es im ganzen Saale hören mußte.

Der Kellner wollte Einwendungen machen.

„Haben Sie nicht verstanden? Rufen Sie mir Herrn Sommer, den Koppenwirth!" sagte Kurt mit so eindringlichem Tone, daß der Kellner wuthknirschend davonschlich.

Der alte Koppenwirth Sommer aber hatte an der Thür gestanden und den Wortwechsel vernommen. Er trat jetzt ruhig herzu und erkundigte sich nach dem Begehren des Gastes.

Kurt erzählte ihm den Vorfall, worauf Herr Sommer die Dame um Entschuldigung bat und den Kellner, der sich schon mehrfach Ungehörigkeiten erlaubt hatte, sofort seines Amtes entsetzte.

Inzwischen hatte sich auch Hans erhoben und sich mit Kurt den Damen genähert, im Stillen dem Zufall dankend, der so schnell die erwünschte Annäherung herbeigeführt hatte.

„Wie liebliche Blumen doch mitunter dem häßlichsten Boden entsprießen!" dachte er bei sich.

Die Freunde stellten sich den Damen vor, Kurt sich entschuldigend, daß er ungefragt ihre Rechte wahrzunehmen gewagt hatte.

Während sie in lieblicher Verworrenheit einige Worte des Dankes hervorbrachten, begann eine kleine Musikkapelle den unvermeidlichen Radetzkymarsch zu spielen, so laut, daß zunächst jede Unterhaltung unmöglich

wurde. Zudem war auch die hübsche Spandauerin mit ihrer Begleitung wieder erschienen und dicht an die Gruppe neben Kurt herangetreten.

Hatte Minna die Absicht gehabt, noch einmal Annäherungsversuche an die beiden Freunde zu machen, so gab sie dieselbe sofort auf, als sie der schönen Mädchen ansichtig wurde.

Mit echt weiblichem Instinct fühlte sie, daß ihre Rolle nunmehr bei den jungen Männern ausgespielt sei. Sie zog sich schweigend und traurig zurück, während die Herren Zeppmeisel und Sperling, die im Weinberge des Herrn schon sehr thätig gewesen zu sein schienen, mit lautem Wortschwall die Freunde begrüßten. Diese hielten es daher vor der Hand für's Beste, sich auf ihre Plätze zurückzuziehen und ihre Mittagsmahlzeit zu beenden.

Herr Zeppmeisel folgte ihnen und war unermüdlich im Erzählen seiner Heldenthaten.

„Soll denn immer ein Hinderniß dazwischen treten, wenn wir schon dicht am Ziele sind?“ fragte Hans ungeduldig als der lästige Schwätzer sich endlich einmal entfernte.

„Warte nur,“ antwortete Kurt, „mein Plan ist fertig. Sobald die Damen aufbrechen, erheben wir uns ebenfalls und folgen ihnen. Wir sagen nicht, wohin das Ziel unserer Reise geht, sondern schließen uns ihnen an und wanderten sie auch dahin zurück, woher wir eben gekommen sind.“

Hans mußte lächeln, als er die Worte des Freundes vernahm, die wiederum genau seinem Herzenswunsche entsprachen. Er hatte seine gute Laune wieder, zog jetzt Herrn Zeppmeisel mit seinen vermeintlichen Heldenthaten auf, sagte Frau Borhammer Artigkeiten, zog die schmachtende Sommerweste in's Gespräch, fragte Herrn Sperling, wie er die Nacht geruht hätte und ob er sich auch keine Erkältung zugezogen, was ein allseitiges Gelächter zur Folge hatte, bei dem sich Herr Sperling allein nicht betheiligte, kurz, Hans war ausgelassen, wie in seinen Kinderjahren und Kurt hatte seine Freude dran.

Endlich erhob sich die Gesellschaft am anderen Ende der Tafel, und ohne auf die Anspielungen der Spandauer zu achten, nahmen auch die Freunde ihre Ranzen, verabschiedeten sich zum letzten Male von Minna, der es feucht in den Augen schimmerte, und verließen das Koppenhaus.

IX.

Die beiden Käthchen oder Krokonosch und Ziegenrücken.

Heisa, wie lustig da draußen der Sturmwind sauste! Das junge Volk mit den leichten Hüten und Mützen kam ihm gerade recht, er blies ihnen das Zeug von den Köpfen herunter, als wollte er sagen: aufgepaßt und die Honneurs gemacht, ich bin Euer Meister und lasse nicht mit mir spaßen!

Hans und Kurt kannten seine Launen schon, ihre wind- und wetterfesten Mützen saßen wie angegossen auf dem Kopfe. Daher waren sie auch gleich bei der Hand, als hätten sie nur darauf gewartet, die fliegenden Hüte aufzufangen uud den jungen Mädchen wieder zuzutragen.

Bei solcher Hülfleistung wird man schnell handgemein, denn es gilt nicht blos, das Weggeflogene zurückzuerstatten, sondern auch zu befestigen, anzustecken und anzuknüpfen!

Und dabei wiederum kann es nicht fehlen, daß man sich in die Augen schaut, denn man muß doch seinen Dank aussprechen, und da man vor dem Brausen des Sturmes kein Wort versteht, auch die Hände nicht frei hat, um sie sich drücken zu können, so bleibt nichts übrig, als sich mit Blicken zu danken.

Und solcher Dank geht wärmend und begeisternd durch alle Glieder, ja mancher eisgraue Diplomat gäbe gewiß seine sämmtlichen Orden, die Zeichen königlicher Gnade her, könnte er dafür noch einmal solche Dankesspenden einheimsen.

Nun sind alle Kopfbedeckungen in Ordnung und die kleine Karawane kann sich in Bewegung setzen.

Voran eilen — das Schwesterchen in der Mitte, das sie fast tragen — die beiden Knaben. Der Wind treibt sie den steilen Zickzackweg hinab, daß sie kaum mit den Füßen den Boden berühren, immer schneller, immer schneller unter Lachen und Jauchzen.

Die beiden erwachsenen Mädchen müssen ihnen unwillkürlich nach, denn sie fürchten, es könnte den Kindern ein Unglück begegnen. Kurt und Hans trösten sie darüber, und alle ergreift ein förmlicher Taumel der Jugendlust, der sie wie auf Geisterflügeln hinunterträgt bis zur Riesenbaude und weiter auf dem ebenen, weiten Koppenplan.

Da wird das Tempo langsamer, man verschnauft sich ein wenig, aber ohne stehen zu bleiben, denn das verbieten die jungen Herren, da ein feuchter Nebel sich herabgesenkt hat und eine zu plötzliche Abkühlung schädlich werden könnte. Ringsumher ist die Gegend verschwunden, man sieht kaum fünf Schritt weit, aber der Pfad ist immer zu erkennen und es geht wieder allmählich bergab.

Die Freunde bleiben, wie verabredet die letzten.

Als sie nach längerer Pause, in der Niemand gesprochen, die beiden Mädchen so fröhlich Arm in Arm vor sich herschreiten sahen, faßte Hans den Arm seines Freundes und hielt ihn ein wenig zurück.

„Nun? Was sagst Du?“ fragte er ihn halblaut.

„Noch ist mir alles räthselhaft,“ erwiderte Kurt, „wo wollen die hin, ohne Gepäck, ohne Führer, jetzt, da die Nacht nicht mehr fern ist? Und doch hält mir, ich weiß nicht welcher Dämon, den Mund zu, sie zu fragen!“

„Nein, frage sie noch nicht, lüften wir das Geheimniß nicht zu zeitig,

ich will auch vorläufig nicht wissen, wer und woher sie sind. Und da sie beide mit Vornamen Käthchen heißen und sie uns, wie es scheint, von dem eigentlichen Zweck unserer Reise immer weiter entfernen, so schlage ich vor, damit wir uns wenigstens ab und zu daran erinnern, die kleinere, compactere, rundere, braune von den Mädchen ‚Krokonosch‘, die schlanke Blondine dagegen ‚Ziegenrücken‘ zu nennen, wie dies etwa dem Charakter der beiden Berge entsprechen dürfte."

Kurt mußte ein lautes Lachen gewaltsam unterdrücken. „Krokonosch und Ziegenrücken!" sagte er, auf die jungen Mädchen vor sich deutend, wahrhaftig niemals haben häßlichere Namen lieblichere Dinge bezeichnet! Aber, weil Du, Poet, es bist, der sie so nennt, will ich nicht widersprechen, zumal ich den practischen Werth Deiner Bezeichnung wohl zu schätzen verstehe."

Und wieder geht es lustig bergab. Der Nebel wird immer dichter.

Die drei Kinder sind immer Arm in Arm voran. Was haben sie nur? Sie stecken alle Augenblicke die Köpfe zusammen, zischeln sich etwas in die Ohren und sehen lachend zu den Erwachsenen zurück.

Da plötzlich, wie von unsichtbarer Hand gezogen, hebt sich die Nebelwand, und man sieht in das im Abendsonnenstrahle erglänzende Hirschberger Thal hinab.

Das braune Käthchen oder Krokonosch bleibt wie festgebannt stehen und stößt einen kurzen Schrei aus.

„Wo sind wir? Das ist doch nimmermehr das Aupathal, das wir heute Morgen emporgestiegen sind!" sagte sie und sieht erschrocken die Freundin an, die den fragenden Blick zu den jungen Herren weitersendet.

Aber noch ehe diese antworten, kommen die Kinder lustig herbeigesprungen und rufen durcheinander:

„Wir haben schon lange bemerkt, daß wir auf falschem Wege sind haben aber nichts gesagt, weil wir uns über das Abenteuer freuten. Hurrah!"

Die beiden Käthchen machen sehr ernste Gesichter und bleiben rathlos eine Weile stehen. Das stimmt auch die Kinder wieder ernst, die nun verlegen dreinschauen.

„Wollten denn die Damen nach Groß-Aupa zurück?" fragt Kurt theilnehmend.

„Ja, noch weiter, wir wollten zur Nacht in Marschendorf sein, von wo wir heut Morgen nur zu einem Spaziergang auf die Koppe aufgebrochen waren und wo uns unsere gute Wirthin voll Bangigkeit erwarten wird," erwidert Krokonosch, bleich vor Schreck.

„Das ist nicht möglich," sagt Kurt rasch, „wir sind gerade die entgegengesetzte Seite hinabgewandert und müssen in wenigen Minuten bei der Hampelbaude sein, die uns für die Nacht beherbergen wird."

„Nein, nein, das geht nicht!“ fällt jetzt ängstlich das blonde Käthchen oder Ziegenrücken ein, und ihr Gesicht überzieht eine dunkle Röthe, „wir kehren um, es ist gewiß noch Zeit.“

Hans zieht seine Uhr aus der Tasche und mit einem Blick darauf schüttelt er langsam den Kopf.

„Es geht wirklich nicht,“ bestätigt er sanft, „in einer Stunde ist es finstere Nacht und bis zum Koppenplan allein brauchen Sie von hier aus zwei Stunden gut.“

„Aber, um Gottes willen, ich bin ja verantwortlich für Alle,“ ruft Krokonosch und überfliegt mit besorgten Blicken die ihr anvertrauten Reisegefährten, als wolle sie sich vergewissern, daß sie auch noch unversehrt vorhanden seien.

„So müssen Sie sich schon in's Unvermeidliche fügen,“ sagt Kurt tröstend, „die Frau Wirthin in Marschendorf wird wohl als Gebirgsbewohnerin mit der Thatsache rechnen, daß man, ohne einen Unfall zu erleiden, leicht in die Lage kommen kann, Nachtquartier nehmen zu müssen, an das man vorher nicht gedacht hat.“

Nun legen sich die beiden Knaben und das kleine Trudchen auf's Bitten, sie wollen durchaus nicht umkehren, sie hätten sich schon immer gewünscht, einmal in einer Baude zu übernachten, jetzt wäre die Gelegenheit endlich da, nun wollten sie sie auch beim Schopfe fassen.

Auch die Freunde bitten für die Kinder — es ist so wohlthuend für Andere zu bitten, wenn man dabei zugleich einen eigenen Herzenswunsch befriedigen kann.

Die beiden Käthchen gaben endlich nach.

Mit Hurrah! und Halloh! zog die kleine Schaar voran, während ernst und still die Erwachsenen folgten. Die jungen Damen schwiegen so hartnäckig, daß Kurt und Hans es aufgaben, weiter in sie mit Tröstungen und Vorschlägen zu dringen; sie hielten sich bescheiden zurück.

„Sie sind in sonderbarer Lage,“ sagte Hans leise zu Kurt, „sie möchten unsere schützende Gesellschaft nicht entbehren und wissen andererseits nicht, ob sie uns trauen dürfen.“

Kurt nickte zustimmend.

„Wenn ich nicht so erfreut über den Zufall wäre, könnte ich sie bedauern,“ sagte er vergnügt, „Krokonosch und Ziegenrücken gehören unzweifelhaft dem besten Gesellschaftsstande an. Nun thue mir den Gefallen, Hans, und zeige ihnen, wes Geistes Kinder wir sind, Du hast so überzeugende Augen!“ — —

Nach kaum einer halben Stunde trafen sie vor der Hampelbaude ein.

X.

Wie Hans ein Märchen erzählte.

Die Wirthsstuben der Hampelbaude waren überfüllt mit Landvolk beiderlei Geschlechtes.

Es war nämlich der Abend vor dem einzigen Sonntage im Jahre, an welchem auf der Schneekoppe ein Gottesdienst stattfindet, zu dem die Leute meilenweit herzupilgern pflegen.

Die frommen Wanderer gedachten die Nacht in der Hampelbaude zuzubringen und mit Tagesanbruch ihre Pilgerfahrt fortzusetzen.

Unsere Reisenden konnten vor der Hand gar nicht daran denken, in die Wirthsstube einzutreten, es war kein Plätzchen frei und die Luft darin zum Ersticken.

Das Alles war nicht sehr ermuthigend. Auch die Kinder wurden jetzt etwas nachdenklicher.

Zum Glück war es ungewöhnlich warm, obwohl die Sonne sich schon hinter die Berge zurückgezogen hatte.

Auf dem Platze vor der Baude lagen einige lange und starke Baumstämme, die wohl zu einem Erweiterungsbau der Gastwirthschaft bestimmt waren. Auf einem dieser dicken Stämme ließen sich die drei Mädchen und die beiden Knaben in einer Reihe nieder, während Kurt und Hans mit dem Wirthe wegen der Nachtherberge verhandelten.

Sie wurden bald handelseinig; es waren gerade noch zwei Zimmerchen zu vier und zu drei Betten zu haben, und die Freunde beeilten sich ihrer Reisegesellschaft hiervon Kunde zu geben und den Vorschlag zu machen, die beiden Knaben zu sich in's Zimmer zu nehmen, während das andere für die drei Mädchen bestimmt sein sollte.

Der Vorschlag wurde unter dem lauten Beifall der Knaben genehmigt, die sich sehr geehrt fühlten, mit zwei erwachsenen Männern zusammen campiren zu dürfen.

Die jungen Damen saßen aber noch immer in sich gekehrt da, und als Kurt es wagte, sie durch ein freundliches Wort zu ermuntern, sagte das blonde Käthchen tief seufzend und mit einem Blicke auf ihre sommerliche Toilette:

„Wir haben ja nichts — wir haben ja kaum Kleider!“

Das kam so drollig heraus, daß Alle herzlich lachen mußten, und Krokonosch, auf sein ledernes Täschchen klopfend, ausrief: „Ist das nichts? Hier habe ich unsere Kasse, die wird schon für uns sorgen!“

Nun schien das Eis gebrochen. Die jungen Herren dachten es wenigstens und setzten sich auf einen Baumstumpf den Anderen gegenüber. Sie hatten sich aber getäuscht, denn bald streiften die Blicke der jungen Damen wieder scheu und ängstlich an ihnen vorbei und die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen.

Da sagte Hans plötzlich, als habe er vergessen, eine wichtige Mittheilung zu machen, und sah dabei mit großen Augen von Einem zum Andern:

„Haben Sie nicht gehört, was sich neulich hier in den Bergen zugetragen?“

„Nein, nein!“ war die allseitige Antwort.

„Es klingt wie ein Märchen und ist doch wahr. Hören Sie nur!“

Und mit gespannter Aufmerksamkeit richteten sich aller Augen auf Hans, als dieser zu erzählen begann: „Vor etwa acht Tagen unternahm eine Gesellschaft von mehreren Herren und Damen eine Partie von Agnetendorf nach der großen Schneegrube.

Alle waren sehr lustig und vergnügt, denn das Wetter war herrlich, kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, die Tannen strömten ihren köstlichen Duft aus und die blauen Glockenblumen des Enzian blühten überall üppig zwischen dem hohen Farrenkraut.

Nachdem man sich genugsam an der balsamischen Luft, an Spiel und Scherz gelabt hatte, traten sie ihren Rückweg an, da die Sonne sich schon dem Untergange zuneigte.

In der Gesellschaft befand sich auch ein junges Mädchen, das hatte eine heimliche Liebe im Herzen, und da ihr Schatz in weiter Ferne weilte, so drängte es sie, mit ihrer Sehnsucht allein zu sein und sie blieb immer hinter den Andern zurück und pflückte einen großen Strauß Enzian.

Die Andern aber dachten, sie thäte es nur aus Vorliebe für die Blumen.

Wie sie nun so ganz mit ihren Gedanken beschäftigt war, merkte sie es nicht, daß sie blumenpflückend immer tiefer in den Wald und von dem Fußpfade abgerieth, bis sie plötzlich vor einem reißenden Wasser stand, das ihren Weg hemmte und sie gewahr werden ließ, wie sie die Gesellschaft vollständig aus den Augen verloren hatte.

Da wurde ihr bange zu Muthe und eilig lenkte sie ihre Schritte zurück, um den Fußpfad wiederzugewinnen. Aber sie täuschte sich in der Richtung und gerieth immer tiefer in den Wald und entfernte sich immer weiter von den Anderen.

Da rief sie laut ihre Namen und horchte lange und bange auf Antwort, aber es schallte ihr immer nur das Echo ihrer eigenen Stimme zurück.

Im Walde war es schon ganz finster geworden und weinend setzte sie sich auf einen Stein, um so den Morgen zu erwarten. Auch der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt und kein Sternlein blickte ihr trostspendend entgegen.

Als sie nun in tiefster Bekümmerniß so dasaß, sah sie plötzlich einen Mann durch den Wald gehen, der kam gerade auf sie zu.

Das Mädchen erschrak heftig und dachte bei sich: nun bin ich verloren.

Der Mann aber trat an sie heran und winkte ihr nur mit der Hand, sie solle ihm folgen. Er hatte ein Lächeln auf seinem Gesicht, das ihr so fürchterlich erschien, daß sie nur mit Zittern und Beben sich erhob und ihm nachging, aber sie fühlte, daß jeder Widerstand ihre Lage nur verschlimmern konnte. Auch war ihr Mund wie verschlossen, sie konnte nicht das kleinste Wörtlein hervorbringen.

Der Mann aber ging immer voran, und wie er immer die bequemsten und sichersten Pfade zu finden wußte, so daß des Mädchens Fuß nie an einen Stein stieß, wuchs ihr Zutrauen und endlich verlor sie alle Furcht.

Der Wald lichtete sich jetzt, aber die Nebel brauten vor ihnen her, sodaß man das Thal unten immer noch nicht sehen konnte.

Da nahm die Gestalt des Mannes auf einmal eine ganz andere Form an, er schien selbst im Nebel zu zerfließen, aber er war viel lichter und glänzte wie ein Komet und durch ihn hindurch sah das Mädchen plötzlich die Häuser von Agnetendorf vor sich auftauchen.

Ein Schrei der Freude und des Entzückens entrang sich ihrem Munde, sie wollte dem Manne danken, der aber war inzwischen ganz zur feurigen Kugel geworden, er entschwebte in die Lüfte, das Mädchen folgte ihm mit den Augen, bis er am Himmel stehen blieb als glänzender Stern — —"

Hans hatte bei den letzten Worten seine Augen ebenfalls langsam zum Himmel gerichtet und seine Zuhörer waren ihm ohne Ausnahme gefolgt, — jetzt schauten sie zusammen hinauf zum eben hervorgetretenen Abendstern.

Sie schwiegen Alle und Hans schloß mit den Worten des braunen Käthchens, welche die beiden Freunde zuerst aus ihrem Munde vernommen:

„So traue nur jeder im Leben seinem guten Stern!"

„Das war schön," sagten die beiden Knaben gleichzeitig und Trudchen fügte hinzu: „Das war gewiß der Rübezahl!"

Die Damen aber erhoben sich und reichten schweigend Hans die Hand. Sie hatten ihn verstanden.

„Es wird kühl, ich dächte, wir gingen hinein und sähen uns nach einem Abendimbiß um," sagte Kurt, mit unverhohlener Freude seinem Freunde die Hand kräftig drückend.

„Ja," erwiderte das braune Käthchen entschlossen, sich an die beiden jungen Männer wendend, „gehen wir in unsere Gemächer, und wenn Sie nichts dagegen haben, so mache ich die Wirthin und lade Sie zu uns ein!"

Wer konnte da etwas dagegen haben! Hei! gab das einen Jubel unter dem kleinen Volk!

(Schluß folgt.)

Paul Bourget.

Von

Ferd. Groß.

— Wien. —

Unser Goethe ist das höchste Muster des naiv schaffenden Dichters, der über die Werke seines Genius vielleicht am meisten erstaunt, und danach brennt, von Anderen, Urtheilsfähigen zu erfahren, was der Gott in seiner Brust geschaffen hat. An dem Urtheile Dritter lernte er sich selbst begreifen, und je objectiver und fremder ein über ihn gefälltes Urtheil ihm entgegentrat, desto willkommener war es ihm als Leuchte in den verschlungenen Gängen seiner poetischen Zeugung. Es erscheint darum nicht als Phrase, sondern als Ausdruck einer ehrlichen Meinung, wenn Goethe dem französischen Uebersetzer von „Faust", Gérard de Nerval, versichert, er habe den „Faust" nie besser verstanden als in dieser Version. Wir ahnen mit Ehrfurcht den Umfang von Goethes Ursprünglichkeit, wenn wir lesen, wie er im Juli 1796 inmitten eines Briefwechsels über „Wilhelm Meister," sich an Schiller mit der Bitte wendet: „Fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen."

An diese Seite — einer der merkwürdigsten — von Goethes Wesen erinnere ich mich, so oft ich mitansehe, wie heutzutage die Autoren nicht darauf erpicht sind, sich ihre Productionen von einem klar blickenden Sinne commentiren zu lassen, sondern eine fieberhafte Hast bekunden, Hervorbringende und Beurtheilende in einer Person zu sein und ihre Absichten möglichst genau und ausführlich selbst zu erörtern; sie fürchten offenbar, in einem Detail verkannt oder mißdeutet zu werden, und deshalb nehmen sie sich als echte Freunde ihrer Leser und Verehrer die Mühe, minutiös zu verrathen, was sie wollen, in welchem Verhältnisse zu der älteren

Literatur sie stehen, welche Wirkung auf die Zukunft sie sich zuschreiben. — Jeder von ihnen geberdet sich, als sei es seine heiligste Pflicht, das Thema zu behandeln: „Ich und die Welt"; es muß Einer ein Monstrum an Bescheidenheit sein, bis er sich der Form bedient: „Die Welt und ich."

Namentlich die Franzosen haben es zu einer vor zwanzig Jahren noch unbekannten Virtuosität gebracht, die künstlerische Richtung, den moralischen Gehalt, den letzten Endzweck ihrer Schriften zu verkünden, in jüngster Zeit ist dieser Gebrauch oder wenn man will: diese Geschicklichkeit, nach Deutschland herübergedrungen, und es giebt jetzt auch bei uns Helden von der Feder, die ihre Mission redselig ausdeuten, und nach deren Ansicht das Kunstwerk nur existirt, damit sie an demselben ihre Theorien entwickeln können . . . Man weiß, daß Emil Zola seine „Schule" mit unentwegbarer Beharrlichkeit erörtert, daß er sich nicht damit begnügt, zu bilden, sondern daß er viel, sehr viel redet. Er würde sich für einen Schiller bedanken, der ihn mit seinem eigenen Werke „bekannt machen" wollte. Er kennt sich und seine Bücher, er spricht von denselben, als rührten sie von einem Dritten her, und doch wieder ganz subjectiv, denn er kann sich als Selbstkritiker nicht losreißen vom Autor, der er zugleich ist, er braucht keine Hülfe, um sich zu verstehen und dieses Verständniß öffentlich an den Tag zu legen. Sein Beispiel hat Nachahmung gefunden. Wohin wir blicken, wir finden französische Schriftsteller, welche, Mann für Mann, eine separate „Schule" als Erlösung des Schriftthums von allem Uebel preisen. Nicht wie der Vogel singt, soll maßgebend sein, sondern ob er auf einem Aste sitzt, den vor ihm noch kein Vogel bewohnt hat. Daß der Enthusiasmus dann oft mehr dem Aste als dem Vogel gilt, macht Letzterem kein Bedenken — er meint vom Erfolge: „Non olet" . . . Diese Strömung ist so stark, daß wir uns ihr nicht entziehen können, wenn wir einen modernen französischen Schriftsteller auf die wichtigsten Züge seiner Erscheinung hin prüfen. Wir wissen, daß man uns vor Allem nach seiner Richtung, Tendenz, nach seinem literarischen Glaubensbekenntnisse, nach seiner Stellung als „Meister" oder „Jünger," danach fragen wird, wie er zu klassificiren, wohin er einzuschachteln ist. Und weil wir das wissen, beeilen wir uns, Paul Bourget — von dem hier die Rede sein soll — mit einer Spitzmarke zu versehen: Er ist, wie er versichert, ein Analytiker.

I.

Paul Bourget, derzeit etwa vierzig Jahre alt, hat bisher zwei Bände Gedichte, fünf Romane: „André Cornelis," „Cruelle énigme," „Crime d'amour," „Mensonges" und „Le disciple," ferner einen Band Novelletten unter dem Titel: „Pastels" und zwei kritische Bücher: „Essais de psychologie contemporaine" und „Nouveaux essais de psychologie moderne" erscheinen lassen. Er steht heute obenan unter den Lieblingen der Franzosen, und auch außerhalb Frankreichs hat man den überaus geist-

reichen Vivisector des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens schätzen gelernt. Bourget schloß sich keiner bestehenden Clique an; er verschmähte es, sich von den hochgehenden Wogen des Naturalismus tragen zu lagen: die Doktrin von den „documents humains," die man sammeln müsse, von dem milieu, aus welchem der Mensch herauswachse, ging an ihm unbeachtet vorüber. Er versuchte keine photographisch getreue Schilderei. Er griff auch nicht auf die idealistische Welt der George Sand, nicht auf die von Riesen und Zwergen bevölkerten Sphären Victor Hugos, nicht auf die abenteuerlichsten Ammenmärchen des älteren Dumas zurück, er suchte nicht die Gunst der feinen unverstandenen Damen, kokettirte nicht mit den Philistern und wagte keine Rühreffecte. Sein Bestreben war es von Beginn an, sich analytisch in etliche Gestalten, die er auf die Scene stellte, zu vertiefen; sein Verstand grub sich wie ein Bohrer in ihr Seelenleben ein, er behandelte Haß und Liebe wie ein anatomisches Präparat. Doch kam es ihm aber keineswegs bei, Thesen aufzustellen. Er legte die geheimsten Fasern eines von ihm mit der Loupe untersuchten Gewebes los; Schlußfolgerungen zu ziehen, überließ er dem Leser, er trieb die Objectivität so weit, den Faden der Erzählung abzureißen, wenn dieser der beabsichtigten Analyse genugsam gedient hatte — wer dann Lust verspürte, mochte ihn weiterspinnen. Ein also gearteter Schriftsteller war in erster Linie zum Kritiker geboren. Als solcher hat Bourget sich glänzend bewährt; seine Studien über einzelne Schriftsteller zeichnen sich durch frappanten Scharfsinn aus, manchmal allerdings auch durch die Vertheidigung ganz unhaltbarer Ansichten wie der Behauptung: Leconte de Lisle, der Chef der „Parnassiens," der mit Recht als „impassible," als unbeweglich in Glück und Unglück, als ewig gleichgestimmt, als marmorkalt Verschriene, sei von heiß pulsirendem Leben erfüllt, oder die andere Behauptung, die jüngste französische Schriftstellergeneration stehe unter dem Einflusse Charles **Baudelaire's**, während in Wirklichkeit dieser krankste Dichter Frankreichs, der die künstliche Rose reizender findet als die natürliche, mit der realistischen Strömung absolut nichts gemein hat.

Bourget mochte das Bedürfniß empfinden, zu einer großen Menge zu sprechen, und die Form des Essay zieht, wie man weiß, nur eine enge Gemeinde an. Er übertrug sein analytisches Verfahren auf das Gebiet der Erzählung, und mit der Fabel fand er sich ab, so gut oder übel seine geringe Phantasie es ihm gestattete. Seine Gabe, einen seelischen Organismus zu zergliedern, ist so groß, daß er durch dieselbe über seinen Mangel an Erfindung zu täuschen und den Leser in eine Spannung zu versetzen weiß, die sonst nur durch die verwickeltsten Actionen erreicht wird. In seinen Romanen finden sich natürlich Ereignisse, aber diese gehen nur zum geringsten Theile außen in der Welt vor, meistens in der Brust der Helden und Heldinnen.

Neben der offenkundigen Analyse ist der Skepticismus der hervor-

stechendste Zug in Bourget's Physiognomie. Ein Skepticismus, der, wenn er auch durch schwarze Brillen schaut, doch nicht verzweifelnd die Hände in den Schooß legt, sondern der Jugend thatkräftiges Ringen zumuthet, ein arbeitsfreudiger Skepticismus, der sich nicht verhehlt, wie die Menschheit jetzt bar sei des Idealismus, diesem aber zu seinem Rechte verhelfen möchte, und es tief bedauert, daß der Materialismus unser Geschlecht umgarnt halte. Bourgets Skepticismus ist ein gekränkter Optimismus.

Wie beinahe alle Prosaisten hat Bourget mit Versen begonnen. Im Anfange gewinnt die lyrische Stimmung noch die Oberhand. Man ahnt nicht den unerbittlichen Analytiker, wenn die „Italienische Serenade“ an unser Ohr klingt:

„Laß' uns hinaus uns flüchten auf das Meer,
Die Nacht bei Sterngefunkel zu verbringen,
Der Windhauch weht so freundlich zu uns her,
Zu bläh'n die Segel, uns're Schiffes Schwingen.

Der greise Fischer, seiner Söhne zwei,
Sie führen uns, sie hören uns, sie lauschen,
Doch räthselhaft klingt ihrem Ohr vorbei
Des Wortes Sinn, das uns're Lippen tauschen.

Die Wellen sanft und still im Dunkel geh'n,
Wir kommen, Seel' in Seel' gezogen,
Und die, was wir uns sagen, auch versteh'n,
Sind nur die Nacht, der Himmel und die Wogen.“

Solches, von keines Gedankens Blässe angekränkelte Erfassen des Augenblickes taucht nur selten auf; desto öfter und eindringlicher breiten düstere Schleier sich über die Lieder Bourget's — so in „Beau soir“:

„Wenn der Sonnenuntergang
Rosig auf den Wassern liegt,
Und durch's Korn, das Feld entlang,
Still ein lauer Schauder fliegt,

Allen Dingen dann entschwebt
Wie ein Rath es ringsumher:
„Glück erstrebe, was da lebt“ —
Und die Seele wird Dir schwer!

Glück zu haschen, mahnt es Dich,
Noch zur Zeit der Jugendgluth,
Denn wir weichen, wie die Woge wich —
Wir zum Grabe, sie zur Fluth.“

Wenn Bourget das Saitenspiel des Sängers rührt, vermag er den Hang zum Spintisiren nicht zu unterdrücken. Unter jedem blühenden Fleische

sieht er das Skelett, das hinter ihm steckt — und wenn ein Verliebter im Sinnenrausche sich glücklich wähnt, dann ruft Bourget ihm zu:

„Du preisest deinen Stern, weil Du bei Nacht
Ein junges Weib umarmen darfst, umfangen?
Doch ohne Seele dieses Körpers Prangen —
Hast Liebe Du Dir anders nicht gedacht?“

In einer umfangreichen Erzählung in Versen, „Edel“, berichtet ein Künstler von seiner Leidenschaft für eine „nordische Lilie,“ für die reizende, noch halb kindliche Edel, die ihm einige harmlose Rendezvous bewilligt, bis sie innerhalb ihrer vornehmen Gesellschaftssphäre sich verlobt und dem Künstler unbefangen bedeutet, sie müßten Beide ihre Narrethei vergessen. Bei ihm, dem starken Manne, hat die Liebe sich nachhaltiger erwiesen, als bei dem Mädchen — der Poet läßt da schon etwas von der Psychologie des Weibes ahnen, die er als Kritiker und noch mehr als Romancier mit soviel Nachdruck betreiben sollte. Wie eine zarte Blume hat die Skandinavierin Edel des Künstlers Leben einen Augenblick lang durchduftet — dann entflieht sie ihm, er bleibt zurück mit seinem zerstörten Traume — aber er will arbeiten, damit sie eines Tages über ihre dahingegangene Neigung nicht zu erröthen brauche.

Auf die Dauer konnte der Vers nicht das Instrument sein, dessen Bourget sich bediente. Er griff zur Prosa, zu einer einfachen, schmucklosen, die eine gewisse Beredsamkeit erlangt, wo der Autor von Schritt zu Schritt immer tiefer in's Dunkel eines Menschenherzens hinabzudringen sucht. Den Ehrgeiz, ein Poet zu sein, ließ Bourget gar bald fahren; auch das Schildern, das Malen reizt ihn nicht, er bemüht sich nicht, eine Scenerie, das Aeußere einer Oertlichkeit, ein Landschaftsbild festzuhalten. Sogar wie seine Leute aussehen, ist ihm ziemlich gleichgültig; was kümmert ihn ihr Gesicht, was kümmert ihn — selbst bei den Damen! — die Toilette, für ihn ist nur Eines wichtig: der innere Vorgang, der psychologische Proceß. Das An und Auf soll der Leser sich construiren, wenn er kann; und wenn er es nicht kann, so liegt auch nicht viel daran — wer wird sich um solche Lappalien scheeren!

Die Franzosen behaupten, das grüblerische Wesen habe Bourget sich aus deutschen Denkern und Dichtern angelesen. Nun, in der That beweist er sich wohlbewandert in unseren Philosophen; er ist mit Kant, Hegel, Schopenhauer und Hartmann vertraut — aber er hat sie aufgesucht, weil sein ganzes Wesen ihn zu ihnen hingezogen, dieses war fertig entwickelt, als er in die Gedankenwelt eines fremden Volkes eindrang, die besagten französischen Beurtheiler Bourgets verwechseln also die Wirkung mit der Ursache. Uebrigens macht Bourget kein Hehl aus der großen Meinung, die er von den germanischen Einflüssen hegt. Er läßt sich nicht genügen, den gegenwärtigen Stand der französischen Geistescultur zu ver-

zeichnen, als richtiger Analytiker geht er auf den Grund, forscht nach Erklärungen, und wenn er diese gefunden hat, verkündet er sie, auf die Gefahr hin, der landsmännischen Leserwelt etwas Unangenehmes zu sagen. „Es ist offenbar," läßt er sich in den „Nouveaux essais" vernehmen, „daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert im Kampf um's Dasein der lateinische Geist den germanischen besiegte. Der Beweis hierfür liegt darin, daß während dieser Periode alle nordischen Nationen die von unseren Schriftstellern ausgesprochenen Gedanken wiedergedacht haben. In unserem neunzehnten Jahrhundert besitzt der germanische Geist die höhere Energie, das heißt: die größere Schaffenskraft, denn seit fünfzig Jahren haben unsere größten Autoren nur die Gedanken wiedergedacht, welche jenseits des Rheines und des Canals La Manche geboren wurden. Hat Baudelaire die Vision der ihm eigenen poetischen Schönheit nicht unmittelbar von der englischen Poesie empfangen? Kommen die Herrn Renan eigenen Theorien religiöser Kritik nicht von der deutschen Exegese? Ist nicht der Hegelianismus die Quelle für das System des Herrn Taine, aus welchem als eine Folge die ganze Doctrin des Herrn Zola und seiner Jünger hervorging?" Es gehört für einen Franzosen Muth dazu, solch ein Geständniß abzulegen; in einem Roman hätte er es nicht machen dürfen, denn ein solcher wendet sich an die breite Masse, welche keine unliebsame — für den Nationalstolz unliebsame — Wahrheit verträgt; das Essay wird von jener kleineren Schaar gelesen, der man einige Vorurtheilslosigkeit zumuthen darf. Die beiden Bände Essays sind wichtig für Bourget's Eigenart. Die Manier, wie er eine Reihe der hervorragendsten französischen Geister (von Fremden nur Turgenjew und den Schweizer Amiel, der aber in französischer Sprache schrieb) behandelt, giebt uns ein Spiegelbild des ganzen Bourget. Man tritt diesem schon näher, wenn man sich vor Augen hält, wie es ihm nicht genügt, einen Autor nach allen Seiten zu betrachten; nein, er zerlegt sich ihn in vier Viertel, jedes Viertel erfährt dann eine abgesonderte Analyse. Dumas fils zerfällt für ihn zu gedachtem Zwecke in die Kapitel: „Der Moralist", „Die Analyse der Liebe", „Die Unfähigkeit, zu lieben" und „Quellen des Mysticismus". Folgt man den Spuren eines Romanciers, so mag man über dessen Meinungen leicht in Unklarheit gerathen, denn oftmals erwachen auch in dem scharfsinnigsten Leser Zweifel, wo der Autor seine persönliche Meinung ausgesprochen, und wo er nur den Gestalten die ihrem Chatrakter sich anschmiegenden Worte geliehen habe. Im Essay tritt der Autor als unleugbares Ich hervor; da redet er und kein Anderer, da trägt jeder Satz sein Siegel, besonders, wenn von mitstrebenden Zeitgenossen gesprochen wird. Man darf bei stark ausgeprägten Individualitäten den Versuch wagen, einen Schluß auf die bei ihnen vorwaltenden Neigungen daraus zu ziehen, wovon sie in ihren Büchern am öftesten sprechen. In Bourgets Schriften stößt man immer wieder auf die Worte: „Analyse" und „Skepticismus." Nirgends offenbart er sich mit dem Cultus dieser

Richtungen so deutlich wie in der Vorrede zu den „Nouveaux essais.“ Er behauptet in dieser, er sei einer der Ersten, welche in der heutigen Jugend die Herrschaft des Pessimismus, das Wiederauftauchen von dem, was man 1830 „die Krankheit des Jahrhunderts“ genannt, signalisirte. Jetzt wie damals herrsche „eine tödtliche Lebensmüdigkeit, ein düsteres Erfassen von der Eitelkeit alles Strebens.“ Aus dem letzten Kriege, so behauptet er, sei den Franzosen etwas verblieben „wie eine Vergiftung, die uns schwächer und unfähiger gemacht hat, der geistigen Krankheit zu widerstehen.“ Von einem Heilmittel gegen solche Krankheit verräth er nichts. Aber das ist nicht seine Sache, er stellt die Diagnose, ein Anderer bemühe sich um die Therapie. Was er für seine Mission hält, theilt er unzweideutig in seiner meisterhaft ausgeführten Studie über Alexander Dumas mit: „Der Psycholog analysirt nur, um zu analysiren, der Moralist, um zu richten.“ Bourget ist der Analytiker, Dumas der Moralist . . . Und in dem Essay über Flaubert schlägt er seiner Göttin eine Pauke des Ruhmes, er nennt die Analyse „eine an unserer Stirn befestigte Leuchte, mit welcher wir, wie mit der Lampe des Bergmanns, die Abgründe betrachten können, in die wir hinabsteigen.“ In die Schriften wie in ihren Urheber fährt sein prüfender Blick mit Dolchesschärfe hinein. „Man kann sagen“, so lesen wir in dem Essay über Taine „daß im Hintergrunde jedes schönen literarischen Werkes die Bestätigung einer großen psychologischen Wahrheit sich birgt, wie im Hintergrunde jedes schönen Werkes der Malerei oder Bildhauerei die Bestätigung einer großen anatomischen Wahrheit.“ Könnte er seinem Wunsche völlig ungehindert folgen, er würde den Autor, mit dem er sich beschäftigt, in Atome verkleinern und jedes Atom, für sich betrachten; seine Freude entspringt dem naturwissenschaftlichen Gesetze, daß es auf der Welt nichts Untheilbares giebt. Gar gelegen kommt ihm daher die Idee Taines, sich selber zu halbiren. „Ich mache“ so beichtet Taine, und Bourget citirt ihn mit Behagen „zwei Theile aus mir: den gewöhnlichen Menschen, welcher ißt, trinkt, Geschäfte besorgt, sich hütet, schädlich, sich bestrebt, nützlich zu sein — und den anderen Menschen, welchem ich gestatte, sich mit Philosophie zu befassen, und welcher nicht weiß, daß ein Publikum existirt . . .“ Mit Vorliebe schildert Bourget Menschen, welche die Zweiseelentheorie verkörpern. Ohne daß sonst Aehnlichkeiten zwischen den Beiden bestehen, glauben wir angesichts dieser Tendenz manchmal, eine liebe deutsche Stimme zu hören: diejenige Adolf Wilbrandts, dessen Fridolin mit sich selbst, sein eines Ich mit seinem anderen, verheirathet ist . . . In einem seiner „Pastels“ läßt Bourget einen Künstler sich äußern: „Das hieße, den Doppelmenschen schlecht kennen, der ich immer war, der Ihr seid, der wir armen Schriftsteller Alle sind, welche wir uns leichten Muthes gewöhnt haben, auf der einen Seite zu leben, auf der anderen zu denken.“

Um sich von Bourget ein zureichendes Bild zu machen, muß man

seine zwei Bände Essays aufmerksam studiren. In seinen Romanen tritt er zwar ebenfalls in der Eigenschaft des Analytikers auf, aber er muß sich doch Zügel anlegen, er kann die Reflexion nicht so frei vorwalten lassen, wie in den kritischen Studien. Sein letzter Roman freilich ist nur ein Vorwand für die Verkündung eines Gedankens, und er muß deshalb in einem Athem mit den Essays erwähnt werden. Bourget, der Pessimist, der sich der Erkenntniß aller Fehler und Verirrungen seiner Zeit nicht verschließt, sieht mit Entsetzen die Ideale dahinschwinden. Er schreit in diesem Entsetzen gepeinigt auf, und was Octave Feuillet mit schwächerem Talent und geringerer Kühnheit in „La morte" gethan, das versucht nun Bourget in „Le disciple" auf seine Weise: Darwinismus und Schopenhauerismus als einen Fluch der Menschheit darzustellen, uns zu überreden, daß wir sittlich verloren seien, wenn wir nicht an das Unfaßbare, an die unsterbliche Seele, an das Göttliche im Menschen, an eine jenseitige Vergeltung, an unsere Verantwortlichkeit vor einem unsichtbaren Tribunale glauben. „Le disciple" ist eine Polemik, eine Streit- und Brandschrift. Damit man nicht im Zweifel sein könne über Bourgets Ansichten und Absichten, richtet er an „einen jungen Freund" eine Vorrede, in welcher es heißt: „Die Wissenschaft von heute, die aufrichtige, moderne, anerkennt, daß am Ende ihrer Analyse der Bereich des Unerkennbaren beginnt. Der alte Littré, ein Heiliger, hat in prächtiger Weise vom Ocean des Geheimnisses gesprochen, der an unser Ufer schlägt, den wir leibhaftig vor uns sehen, für den wir jedoch weder Schiffe noch Segel haben. Denjenigen, welche Dir sagen, hinter diesem Ocean sei nichts als Leere, der Abgrund der Finsterniß und des Todes, magst Du ruhig erwidern: „Ihr wißt es nicht." Also Psycholog, Analytiker und dabei Metaphysiker! Wir wollen an dieser Dreiheit festhalten, wenn wir Bourgets Gesammterscheinung uns einprägen . . . Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß Bourget den Romanleser nicht festhalte. Nur können wir uns nicht im Unklaren bleiben, daß die Fabel ihm einen Deckmantel abgiebt für seine Untersuchungen. Der Kern der Geschichte in „Le disciple" ist leicht bloszulegen. Robert Greslou, ein junger Mensch aus unbemittelter Familie, nimmt, um sich Brot zu erwerben, eine Hofmeisterstelle in dem gräflichen Hause Jussat-Randon an. Zu diesem gehört eine Tochter, Charlotte, ein reizendes Mädchen, von den Eltern einem Baron Plane zur Gattin bestimmt. Kaum hat Robert sie gesehen, als er sich vornimmt, sie zu verführen. Er wirbt um ihre Liebe, sie weist ihn züchtig ab, er beschäftigt ihre Phantasie, indem er ihr rührende Geschichten aus seinem Leben vorspiegelt, er droht ihr, sich umzubringen, wenn sie ihn nicht erhöre; erschüttert durch diese schreckliche Aussicht, giebt sie sich ihm ganz zu eigen, freilich erst, nachdem Beide beschlossen haben, gemeinsam zu sterben. Robert bereitet das Gift, Charlotte will davon trinken — er aber weigert sich nunmehr, in den Tod zu gehen, und ob sie ihn einen Feigling schilt und sich für schmählich ver-

rathen erklärt, er mag nicht sterben, nachdem er von dem liebenswerthen Geschöpfe Besitz ergriffen hat. Charlotte fühlt, daß sie nach der ihr gewordenen Entehrung das Leben nicht länger ertragen könne. Zudem verschafft sie sich Einblick in Roberts Tagebuch, und entsetzt erfährt sie daraus, daß er systematisch auf ihre Verführung losgegangen, daß alle romantischen Märchen, mit denen er sie zu berücken gewußt, Mittel zu seinem schnöden Zwecke waren. Er erzwingt sich noch eine Unterredung mit ihr, sie aber nöthigt ihn, das Schloß zu verlassen, da sie sonst Alles entdecke. Robert muß ihr gehorchen. Dann schleicht sie sich in sein Zimmer, leert dort die Hälfte des Giftes aus Roberts Flasche in ein kleines Gefäß und füllt jene wieder voll mit Wasser, damit ihre Eltern nicht erfahren, wie sie sich das tödtliche Mittel verschafft hat. Ihrem Bruder André, der abwesend ist, schreibt sie die Wahrheit, damit er sie räche . . . Sobald sie todt aufgefunden ist, lenkt sich auf Robert der Verdacht, sie vergiftet zu haben. Die Dienerschaft hat ihn in der letzten Nacht das Zimmer des Fräuleins verlassen sehen (es war das nach der entscheidenden Unterredung) — Robert hat seine angebliche Neigung für Charlotte oft genug verrathen — das Gift war mit Wasser vermengt worden, offenbar, um den theilweisen Verbrauch zu maskiren — das kleine Gefäß war in den Garten geworfen worden (Charlotte hatte das in Wirklichkeit gethan) und, das wichtigste Belastungsmoment: Robert ist früh Morgens aus dem Schlosse verschwunden. Er wird in Clermont, wo seine Mutter lebt, verhaftet, kommt unter der Anklage des Mordes vor Gericht, und, wie um seine Schuld zu sühnen — vielleicht auch, weil er hofft, André werde ihn nicht unschuldig verurtheilen lassen, denn Robert weiß, daß Charlotte dem Bruder die volle Wahrheit anvertraut hat — nimmt er die That auf sich. Im entscheidenden Augenblicke erscheint André, deckt den Vorgang auf, Robert wird freigesprochen, aber unmittelbar danach schießt André ihn nieder — das Rachewerk ist vollbracht . . . Wir haben den Gang der Handlung skizzirt, um zu zeigen, in welche Gattung von Gewand Bourget seine Ideen einzukleiden liebt. Was er betonen will, das liegt außerhalb der hier angedeuteten Geschichte: Robert Greslou ist ein „disciple" des Philosophen Adrien Sixte, des berühmten „Leugners." Indem der junge Mensch sich seinen Lehren — nach Bourget: „Irrlehren" — hingiebt, verliert er den moralischen Halt, geht er bewußt, nachdenklich die Bahn des Verbrechens. Damit wir nicht im Zweifel bleiben, auf welche Seite Sixte seinen Jünger gedrängt, sagt Bourget über des Meisters Theorien: „Indem er das Gesetz der Entwickelung auf alle Momente des menschlichen Empfindens anwendete, wollte er darthun, daß unsere feinsten Gefühle, unsere subtilsten moralischen Regungen, wie unsere schändlichsten Verirrungen das letzte Ergebniß, die höchste Metamorphose sehr einfacher Instinkte sind, sowie letztere nur als Transformation der Eigenthümlichkeiten der Urzelle gelten können; die moralische Welt reproduzire die physische, sei nur das schmerzliche

oder akstatische Bewußtsein der letzteren . . ." Adrien Sixte, vor den Untersuchungsrichter geladen, sagt diesem zum Erstaunen des in starren Rechtsbegriffen aufgewachsenen Büreaukraten: „Für den Philosophen giebt es kein Verbrechen und keine Tugend. Unsere Willensäußerungen sind Thatsachen einer gewissen Ordnung, gelenkt von gewissen Gesetzen, „sonst nichts."

Greslou hat heimlich an Sixte ein Memorandum gerichtet, in welchem er seine Handlungsweise erklärt. In diesem Memorandum bringt Bourget Philosophie und Verbrechen so perfid und dabei so geschickt in Zusammenhang, daß man über die Weltweisheit erschrecken müßte, wenn man sich nicht sagte, daß Parteilichkeit dem Autor die Feder geführt hat. In dem wunderlichen Document spricht Robert von den verhängnißvollen Vorgängen mit der erschreckenden Ruhe eines Unbetheiligten. Er wollte, sagt er, Charlotte verführen, „um eine psychologische Studie über den Mechanismus der Liebe anzustellen und die Richtigkeit seiner Theorien zu prüfen." Nach seiner Meinung sind „alle Seelen für den Gelehrten Experimente, unternommen von der Natur." Bei dem Gedanken, Charlotte zu Falle zu bringen, habe die Vererbungstheorie bei ihm mitgewirkt. Was sei natürlicher, als daß in ihm, dem Plebejer, der ererbte, in seinen Vorfahren angesammelte Ingrimm sich Luft machen wollte? Er habe sich über die Aussicht entzückt, daß er, „der Enkel von Bauern, vielleicht dahin gelangen werde, die Enkelin der großen Herren durch die Macht seines Geistes zu verführen. Robert ist ein gelehrtes Ungeheuer; wenn Skrupel ihn überkommen, erholt er sich Raths in den Büchern. „Darf ich?" fragt er sich, „Charlotte als Gegenstand meiner Experimente behandeln?" Er schlägt die „Theorie der Leidenschaften" von Adrien Sixte auf, und da steht geschrieben: „Es ist das Weltgesetz, daß jede Existenz eine Eroberung sei, ausgeführt und aufrecht erhalten durch den Stärkeren auf Kosten des Schwächeren. Das bezieht sich auf das moralische wie auf das physische Leben. Es giebt Raubseelen, so wie es Wölfe, Pardelkatzen und Sperber giebt." Robert qualificirt sich als Raubseele, und imputirt sich daher das Recht, mit Charlotte nach seinem Belieben umzuspringen . . . Im letzten Augenblicke erinnert Bourget sich, daß er doch Einiges thun müsse, um sein Buch gegen den Vorwurf leidenschaftlicher Parteinahme zu verwahren, und so legt er dem „Meister" die Worte in den Mund: „Einer Doctrin die Verantwortlichkeit zuschieben für die sinnlose Auslegung, welche ein aus dem Gleichgewichte gerathenes Gehirn ihr giebt, das ist beiläufig dasselbe, als klage man den Chemiker, welcher das Dynamit erfunden hat, wegen der Attentate an, zu denen diese Substanz verwendet wird." Da wir die Vorrede noch im Gedächtnisse haben, kann Bourget uns nicht darüber täuschen, daß sein Herz bei den Anti-Materialisten ist, und wir müssen ihm den Vorzug der Originalität immerhin zugestehen, wenn wir ihn im Kampfe als transcen-

dentalen, idealistischen Skeptiker erkennen. Im „Disciple,“ wie in seinen übrigen Romanen ist die Erfindung eine gequälte, sie entbehrt des freien Flusses, und dem Erzähler schlägt unablässig der Kritiker ins Genick. Es ist bezeichnend für das heutige französische Schriftthum, daß zwei hervorragende Belletristen wie Zola und Bourget die blendendsten Facetten ihres Könnens in ihren kritischen Auseinandersetzungen leuchten lassen. Wie Bourget sich als eigentlicher Erzähler geberdet, das wollen wir cursorisch an seinen vier Büchern zeigen: „Mensonges,“ „Cruelle émigne,“ „Crime d'amour“ und „André Cornélis.“

II.

Am meisten entspricht „Mensonges“ den Anforderungen, welche man gemeinhin an den Roman zu stellen pflegt. Die Vorgänge spannen uns, wir sind begierig, zu erfahren, wie das Schicksal der Hauptpersonen sich formt; schon deshalb wird „Mensonges“ immer auf das Interesse der Leser rechnen dürfen, weil in diesem Buche die Gewalt der Liebe dargethan wird, allerdings nicht feiernd, nicht preisend — wie weit ist Bourget hier weg von seinen ersten lyrischen Gedichten! — sondern als ein Elementarunglück, gegen das der Mensch sich nicht zu wehren vermag. Wir sehen wie zwei Männer verloren sind gegenüber den Zauberkräften der Liebe; der Eine, der Jüngere, René Vincy, macht einen Selbstmordversuch, weil er entdeckt, daß Frau von Moraines außer ihm noch einen Geliebten hat, und zwar einen reichen, der ihr bedeutende financielle Opfer bringt. Der Andere, der Aeltere, Claude Larcher — Schriftsteller, wie sein Freund René — kann sich von der Liebe zu Colotte Rigaud nicht lossagen, trotzdem er ihre Schändlichkeit erkennt. „Was wollen Sie?“ sagt er. „Ich werde ihr immer glauben, wenn sie mit einer gewissen Betonung mit mir spricht.“ Claude gesteht zu, daß die Schlechtigkeit der Frauen den Mann oft am sichersten gefangen nehme. „Et puis,“ lautet eine seiner Aeußerungen, die wir nicht übersetzen wollen „quelle poudre de cantharides que la trahison!“ In „Mensonges“ wie in „Cruelle énigme“ erweist der Mann sich als derjenige Theil, der die Liebe reiner und edler auffaßt. Hier wie dort wirft die Erfahrung ihn schier nieder, daß das von ihm angebetete Weib ihm untreu ist, hier wie dort mag er nicht daran glauben, bis erdrückende Beweise vor ihm auftauchen. „Cruelle énigme“ ist das lebenswahrere Buch, denn der zweiundzwanzigjährige Hubert Laurian legt nicht Hand an sich, sondern, trotzdem er von der Schuld seiner Geliebten, Madame de Sauve, sich überzeugt hat, sinkt er ihr schließlich doch wieder in die Arme — sie braucht sie nur nach ihm auszubreiten im Bewußtsein der Sieghaftigkeit. Bourget trachtet, das menschliche Herz zu erklären, aber er steht demjenigen der Frauen voreingenommen gegenüber, er theilt den Standpunkt Schopenhauers; den Männern schreibt er das reine Empfinden zu, insoferne sie nicht die Verführung als einen Sport betreiben;

dort, wo das geschieht, schleudert er auch seinen Geschlechtsgenossen harte Worte in's Gesicht, ja, den ganzen Roman „Crime d'amour" hat er geschrieben, um den Beweis zu erbringen, daß das schwerste Liebesverbrechen derjenige begehe, der eine Frau zum Falle bringe, ohne daß er liebt . . . Dagegen gehört Bourgets Bedauern ganz dem Manne, der in unreine Frauenhände fällt, ja, er geht so weit, Frau Laurian, Huberts Mutter, darüber verzweifeln zu lassen, daß ihr Sohn überhaupt auf eine so bedenkliche Bahn gerathen sei. Er umschreibt den Gedankengang der würdigen Dame: „Ihr Sohn war ein Ehebrecher! Schreckliches Wort, das ihr, der Loyalen, Reinen, Frommen, die Schmach der Lüge, vermengt mit fleischlichen Schändlichkeiten bedeutete!" Die rührende Erscheinung dieser Mutter hat grelle Gegensätze in vielen anderen weiblichen Figuren, für welche unser Autor sich unerbittlich zeigt. Er findet manchmal eine erschreckend krasse Form, um seine mysoginen Ueberzeugungen auszudrücken. Daß gerade in der vornehmen Gesellschaft der französischen Hauptstadt die fleckenloseste Mädchenliebe selten sei, kleidet er in das Paradoxon: „In Paris findet man kein Mädchen, das liebt, niedriger als im dritten Stockwerke." Ein gar grelles Streiflicht wirft er auf das weibliche Gefühlsleben, indem er von einer Frau bekennen läßt: „Man weiß nicht, welche Meute schlechter Instinkte man in sich trägt, so lange die Gelegenheit sie nicht entfesselt hat." Noch positiver klingt der Ausruf: „Aus welchem Schmutze ist das Frauenherz geknetet, daß eine Creatur dem Gatten eine Madonnenstirne darbieten kann, während sie noch von Kopf bis Fuß den Schauer der Küsse fühlt, die sie bei einem heimlichen Stelldichein empfangen!" Was bei so vielen französischen Schriftstellern nur eine Ausflucht, ein Vorwand ist, das dünkt uns bei Bourget völlig glaubwürdig: der ehrliche Wille, das Laster zu malen, um davor abzuschrecken. Armand de Querne denkt an seine Geliebte, Hélène Chapel, und daran, daß sie im Trotze der Verzweiflung sich Herrn von Varades an den Kopf geworfen. „Sicherlich," folgert er, „wird sie nach der Intrigue mit ihm noch andere haben. Findet man je einen Stillstand auf dieser abschüssigen Bahn, welche vom zweiten Geliebten zum zehnten führt? Wenn man die Gewohnheit der Selbstachtung, dieses Princips aller Würdigkeit, verloren hat, welchen Damm will man der überwältigenden Fluth der Versuchung und der Begier entgegensetzen?" Für Bourget ist der gewissenlose Lebemann ein Verbrecher, welcher ohne Skrupel die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung niederreißt, und den die schwersten Anklagen und Vorwürfe treffen sollen. Wuchtig bekämpft er diese Race, indem er deren Gedankengang kennzeichnet: „Wir Männer sind so beschaffen, daß wir eine Frau wegen ihrer leichten Sitten in den Himmel heben, wenn sie zu unseren Gunsten eine Schlechtigkeit begeht, dieselbe Frau aber sofort verachten, wenn sie für unseren Nachbar thut, was sie für uns gethan. Süße Logik!"

Bourget hat an dem bloßen Fabuliren nicht die Befriedigung, welche

dem geborenen Romancier innewohnt. Auf dem Umwege durch die Verschlingungen einer Geschichte will er die Ergebnisse seiner Untersuchungen darbringen. Und wenn er den oben erwähnten Unterschied zwischen dem Analytiker und dem Moralisten strenge aufrecht erhalten wissen möchte, so verfällt er in eine Selbsttäuschung. Man zerfasert nicht die menschlichen Regungen, ohne diesen gegenüber — vielleicht unbewußt — einen sittlichen Standpunkt zu gewinnen. Bourget ist mehr Moralist, als er sich träumen läßt, er ist es in weit höherem Maße als Diejenigen, welche sich als berufene Wächter der öffentlichen Moral geberden. Wer möchte verkennen, daß ein mächtiges Stück Abschreckungstheorie in dem Schlusse von „Cruelle énigme" liegt, in der Wehrlosigkeit, mit welcher Hubert trotz Allem und Allem Thérèse de Sauve wieder an die Brust sinkt! Bourget hat sein größtes künstlerisches Behagen allerdings nicht an der ethischen Seite seiner Romane, sondern an ihren zerfasernden und zersetzenden! Er prüft Herz und Nieren seiner Leute mit scharfen Gläsern, und dabei liest er manches Detail auf, das vor ihm nie oder selten literarisch eingefangen wurde. Wenn Thérèse de Sauve Hubert anräth, er möge doch von ihr lassen, so macht Bourget die Anmerkung: „Es ist ein so köstliches Vergnügen, den Geliebten freizugeben, ihn zu reizen, er möge uns opfern, wenn über seine Entscheidung im Vorhinein kein Zweifel herrschen kann." Zuweilen vertieft Bourget sich allzusehr in's Spintisiren, er sucht dann complicirte Erklärungen, wo die einfachsten als hinreichend auf der Hand liegen — seine Taktik in solchen Fällen ist dann am besten durch die französische Wendung charakterisirt: „chercher midi à quatorze heures." Daß Hubert sich nicht von Thérèse zu emancipiren vermag, liegt offenbar in dem physischen Zauber, den die schöne Frau auf ihn ausübt. Bourget will sich damit nicht für befriedigt erklären. „Es ist," meint er, „eine tiefe Wahrheit, daß der Mensch so ist wie seine Liebe. Aber warum überkommt uns diese Liebe, woher stammt sie? Frage ohne Antwort und — wie der Verrath durch die Frau, wie die Schwäche des Mannes — ein grausames, grausames Räthsel!" Ungleich pessimistischer als „Cruelle énigme" ist „Mensonges". Der weibliche Hang zum Lügen findet in Suzanne Moraines eine geradezu typische Vertretung. Wie René de Vincy sie zuerst auf einer kleinen Unwahrheit ertappt, diese aber nur den Ausgangspunkt für ein ganzes vielmaschiges Lügennetz bildet, das führt Bourget mit sicherer Meisterhand aus, zugleich mit dämonischer Freude daran, dieses Netz, Faden für Faden, zu entwirren. Unser Autor schaut seinen Gestalten bis in's Innerste, er schlüpft in ihre Haut, er athmet mit ihren Lungen, er denkt mit ihrem Gehirne, und so gelangt er zu manchem sie charakterisirenden Satze, der mehr besagt als die minutiösesten Beschreibungen. Wir machen uns einen hinreichenden Begriff von dem sinnlichen Ausdrucke im Wesen der Suzanne, wenn Bourget sagt, ihr Gewand sei das einzige Uebersinnliche an ihr: „Sa robe lui sert de spiritualité." Uebrigens entbehrt „Mensonges"

nicht der Effecte; Bourgets ungewöhnliches Talent täuscht leicht darüber, daß das Fabuliren ihm nicht angeboren ist. Wir haben noch in wenig Romanen eine köstlichere Figur gefunden als den alten Desforges, welcher für die gewaltigen financiellen Bedürfnisse von Suzanne sorgt, weil er sie liebt — aber nur an bestimmten Wochentagen liebt, da er auch in Sachen seiner Neigungen strenge Ordnung einhält. . . . Und andererseits enthält dieses Buch packendste Scenen, wie jene, wo Suzanne dem René nothgedrungen eingesteht, daß Desforges von ihr begünstigt wird, sich aber durch Lügen reinzuwaschen sucht und dabei von einem Widerspruche in den andern geräth. Man liest diese Stellen nicht anders als athemlos . . . Aber die Psychologie steht Bourget allezeit höher als das Thatsächliche. Ob letzteres räumlich ausreicht oder nicht, das erwägt Bourget kaum . . . . In „André Cornélis“ kann der Titelheld, ein anderer Hamlet, zu keinem Entschlusse kommen, wie er seinen Stiefvater Jacques Termonde, den Mörder seines leiblichen Vaters, strafen soll. Nicht direct hat Termonde den Mord begangen, sondern sein Bruder, ein heruntergekommenes Individuum, führte in seinem Auftrage den Stahl; Jacques liebte Madame Cornélis, er ließ den Mann aus dem Wege räumen, um die Wittwe zu heirathen. André ahnt den Zusammenhang; mühsam gelangt er dazu, den Beweis herzustellen; in einem hochdramatischen Auftritte mit Termonde ersticht er diesen. Ein in Belgien stattgehabter Proceß lieferte Bourget das Rohmaterial, das er entsprechend verwendete. Was Bourget am nachdrücklichsten verfolgt, das sind die inneren Conflicte, welche André durchkämpft — seine Furcht, die Mutter unglücklich zu machen, welche den zweiten Gatten, von dessen Schuld sie nichts ahnt, innig liebt — der Drang, Gericht zu halten über den Missethäter — die Furcht, vielleicht doch ein Unrecht zu begehen — endlich die schmerzliche, tragische Freude bei der Gewißheit, daß Jaques schuldig ist — diese Regungen sind Linie für Linie bis in's geringste Detail immer wieder retardirend, ausgeführt. André-Hamlet, der richtige Sohn Bourgets, kommt vor Nachdenken nicht zum Handeln. So oft er zur Paul entscheidenden Action schreiten soll, redet er sich mit triftigen, scharfsinnig ausgeheckten Gründen zu, und nachdem er den Mörder gemordet, läßt er noch immer nicht von der reflectiven Betrachtung. Er meint, Jaques mache aus dem Sarge heraus ihm die Mutter streitig: „Stunde um Stunde nimmt er mir sie weg, und ich kann gegen diese Liebe nichts thun. Ich möchte ihr Alles enthüllen, von dem scheußlichen Verbrechen, das er begangen, bis zur Urtheilsvollstreckung, die ich vollzogen habe. Aber sie würde mich hassen, weil ich ihn getödtet habe. So wird sie altern, und immer werde ich sie um ihn weinen sehen. Wozu habe ich gethan, was ich that, da ich ihn nicht ihrem Herzen zu tödten vermochte!“

Sittlich steht „Un crime d'amour“ höher als die bisher genannten Schriften Bourgets. Es ist eine edle Idee, den Verführer, der ein Weib verdirbt, ohne daß dabei sein Herz in's Spiel kommt, als Verbrecher zu

brandmarken. Alfred de Gueron zählt zu dieser Verbrechergattung. Er ist so oft von Frauen belogen worden, hat so oft von ihnen dieselben Redensarten gehört, daß er ungläubig lächelt, wenn Hélène Chazel ihm schwört, er sei ihre erste und letzte Liebe. Darin liegt seine theilweise Vertheidigung. Zu spät sieht er ein, daß er Unrecht gethan, Hélène mit seinen früheren Eroberungen in Einen Topf zu werfen, er kann nicht mehr gut machen, was er an Hélène begangen — aber er faßt neuen Glauben an das Hehre, das er verleugnet hatte, und mit dieser psychologischen Wendung entläßt uns der Autor, während Hélène die Brücke zur Rückkehr auf den Weg der Ehrbarkeit sucht. Dieser Ausgang wird kaum Jemanden befriedigen, aber Bourget ist es um eine passende romanhafte Entwickelung weniger zu thun, als um einen Protest gegen den gewissenlosen Lebemann. Ueberdies versenkt er sich in die seelischen Erlebnisse der Frau, welche sich die Liebe außer der Ehe idealistisch vorgestellt, welche gehofft hatte, die Untreue des Herzens mit einem Einhalten der ehelichen Schwüre vereinigen zu können. Nach und nach erkennt sie die Unmöglichkeit solcher Vereinigung. „Seele und Körper," docirt Bourget, „lassen sich nicht von einander trennen, und die Liebe giebt kein anderes Gesetz zu, als sich selbst." Hélène meidet jede Annäherung an ihren Gatten, seitdem sie Alfred gehört. Dieser lebt in einer anderen Empfindungswelt, er nennt die Liebe „einen absurden Traum, den die Civilisation dem bloßen Paarungstriebe aufgepfropft hat". Für Alfred und Hélène, hat das Wort: „Liebe" nicht die gleiche Bedeutung. Auf diesem Boden begreifen sie einander nicht. Unser Autor zeichnet mit scharfer Linienführung den Unterschied, der sich zwischen Frauen, wie Hélène und Männern, wie Alfred, aufthut: „Was eine Frau dieser Art einem Libertin unverständlich macht, das ist, daß dieser sich gewöhnt hat, die Angelegenheiten des Herzens von jenen des Vergnügens zu trennen und sich des Vergnügens unter erniedrigenden Bedingungen zu freuen, während die romantische, verliebte Frau, welche das Vergnügen nur zusammen mit der vornehmsten Schwärmerei kennen gelernt hat, ihre Genüsse dem Cultus einverleibt, den sie für moralische Erregungen hat". Alfred de Guerne, der das Vergnügen um des Vergnügens willen betreibt, ohne die Stimme seines Gewissens zu hören, darf als eine der gelungensten Schöpfungen Bourgets erwähnt werden. Hier verdichtet die Psychologie sich zu einem lebenswahren Charakter, hier wird die Lehre zu Fleisch und Blut, und den Autor, der diesen Alfred hingestellt hat, muß man einen Moralisten nennen, auch wenn er ausdrücklich auf diesen Titel verzichtet und lediglich den Rang eines literarischen Analytikers für sich in Anspruch nimmt. Die Sittlichkeit hat in der modernen französischen Literatur wenige beredtere Anwälte gefunden als Paul Bourget — ob er es Wort haben will oder nicht.

Die Bauernbefreiung in Preußen.

Von

Franz Rühl.

— Königsberg. —

Man hört noch heute in gehobener Rede Preußen gelegentlich als den Staat Friedrichs des Großen bezeichnen. Es geschiht das nicht ganz mit Unrecht. In der That ist es ja der große König, welchem Preußen nicht nur seine Weltstellung, sondern auch seinen einheitlichen staatlichen Charakter verdankt; erst durch ihn wurde diese Monarchie aus einem Territorium des deutschen Reichs zu einem stelbständigen Staatengebilde, gewannen ihre Bewohner ein wirkliches Gefühl innerlicher Zusammengehörigkeit. Was ihm der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. in dieser Hinsicht vorgearbeitet hatten, war häufig nicht zielbewußt, blieb auch jedenfalls von der Erreichung des Zieles noch weit entfernt. Auf der anderen Seite dagegen müssen wir bekennen, daß, wenn wir die Grundlagen des Staatslebens und den Geist, der es beherrscht, die Aufgaben der inneren Politik oder die Kräfte und die Mittel, durch welche ihre Verwirklichung angestrebt wird, näher betrachten, der Staat Friedrichs des Großen jetzt längst dahin ist; er gehört nicht minder lediglich der Geschichte an, wie etwa der Ludwigs XIV. Es würde allerdings schwer fallen, für das heutige Preußen in ähnlicher Weise einen bestimmten Namen zu finden; es wäre sogar gegenwärtig vielleicht für den größten Kenner der Dinge unmöglich, die bewegte Uebergangsperiode in welcher wir leben, voll von tief einschneidenden Umwandlungen, auch nur scharf zu charakterisiren. Das Preußen aber, das unsere Väter gekannt haben, und das sein Ende etwa mit dem Erlaß der Verfassungsurkunde erreicht hat, war der Staat Friedrich Wilhelms des III. Man darf jene Zeit unbedenklich nach diesem Monarchen nennen, so wenig er

seiner Natur nach auch dazu angethan scheint, einer ganzen Epoche seinen Stempel aufzudrücken. Denn dieses „altpreußische" Staatswesen, wie es lobend genannt zu werden pflegt, trägt in allen wesentlichen Zügen, im Guten wie im Schlimmen, die Kennzeichen seines Geistes. Wir sehen eine große, freie und weitherzige Auffassung der Aufgaben des Staates, unablässige Arbeit zu ihrer Durchführung und doch wieder auf der anderen Seite ein zaghaftes Zurückschrecken fast unmittelbar vor dem angestrebten Ziele, eine bewußte Ausbildung und Entfesselung aller geistigen Kräfte und daneben eine unbestimmte Furcht vor den Früchten, welche die Freiheit des Geistes möglicherweise zeitigen könnte, unverdrossenste, bestgemeinte, im höchsten Sinne ehrliche Anstrengung für das Wohl des ganzen Volkes, aber ohne diesem Volke selbst eigentlich eine Meinung darüber zuzugestehen; vollständige Fessellosigkeit in der Theorie und fast absolute Gebundenheit in der Praxis, Würde und Festigkeit nach Außen und doch wieder gänzlichen Mangel an thatkräftiger Initiative und keckem Zugreifen, wie es die Voraussetzung und die Bürgschaft glänzenden Erfolgs ist. Das Alles aber war wesentlich durch die Persönlichkeit des Königs bedingt. Die echt sittlichen Grundanschauungen des damaligen Beamtenthums, seine mit Recht hochgepriesene Uneigennützigkeit, Pflichttreue und Aufopferung gegenüber dem Staatsdienst wären ohne das Beispiel, welches der König selbst gab, nicht erwachsen; sein bewundernswürdiger moralischer Muth hätte sich einem anders gearteten Regenten gegenüber schwerlich entwickelt und — sagen wir es gerade heraus — ohne den offenen Sinn Friedrich Wilhelms für Gerechtigkeit und bürgerliche Freiheit, ohne seinen klaren, wenn auch etwas hausbackenen Verstand hätten alle jene Reformen, welche die Wiedererhebung des Staates vorbereiteten und ermöglichten, niemals verwirklicht werden, hätten die Stein, die Schön, die Hardenberg, die Scharnhorst nie ihre segensreiche Wirksamkeit entfalten können. Auf der anderen Seite wieder zeigte dieser kriegerisch so tapfere Herrscher in der Verwaltung und Gesetzgebung ein auffallendes Maß von Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit; er hegte einen mit den Jahren wachsenden Widerwillen gegen das Arbeiten mit Personen, deren geistige Ueberlegenheit er erkannte, er scheute zurück vor dem lauten Getriebe des öffentlichen Lebens und zudem wußte seine trotz reicher Kenntnisse nicht sehr tief gehende Bildung über mancherlei früh eingesogene und allmählich lieb gewordene Vorurtheile nie recht Herr zu werden. Durch alles das ist es verhindert worden, daß die begonnene Neugestaltung Preußens planvoll zu Ende geführt wurde, ward es verschuldet, daß das Gemeinwesen von manchen der ausgezeichnetsten Kräfte nicht den Nutzen gezogen, den sie ihm gewähren konnten oder daß vorzeitig auf ihre Dienste Verzicht geleistet wurde, und schließlich kam es ja auch dahin, daß selbst dieser Staat, dessen Losungswort vor Allem ein kräftiges Vorwärts hätte sein sollen, innerlich still zu stehen begann.

Welche Hemmnisse indessen auch der inneren Weiterbildung des

Staates in den beiden letzten Jahrzehnten der Regierung Friedrich Wilhelms III. entgegentraten, durch die ruhmreiche Reformperiode, welche auf den Tilsiter Frieden folgte, war ein neues Preußen geschaffen worden und der Grund war gelegt, auf dem die heutige Stellung Preußens und Deutschlands erwachsen ist. Die Gesichtspunkte deutlich zu erkennen, von welchen damals ausgegangen wurde, die verschiedenen, mit einander kämpfenden Strömungen zu verfolgen, welche schließlich zu den vor Augen liegenden Ergebnissen führten, der Stellung aller einzelnen Betheiligten nachzugehen gehört daher zu den anziehendsten Aufgaben der historischen Forschung. Klar sehen wir allerdings auch heute noch lange nicht. Es hat dies verschiedene Gründe. Die meisten dieser Vorgänge haben sich im Cabinet, man darf vielleicht sagen in den Acten abgespielt; sie waren schon von Haus aus nur Wenigen bekannt. Daß man dann zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. über die intimeren Hergänge und namentlich über alles Persönliche so gut wie gar nichts erfuhr, lag gleichfalls in der Natur der Sache, und als Pertz in seinem Leben Steins endlich die ersten authentischen Aufschlüsse brachte, mußten diese nothwendig an mannigfacher Einseitigkeit leiden, und der wirkliche Sachverhalt wurde durch geschickte Ausstreuungen der damals in Preußen herrschenden Partei vielfach noch mehr verhüllt oder falsch beleuchtet. Es war daher nicht zu verwundern, daß von der Tradition, welche sich allmählich herausbildete, gewisse Grundzüge zwar richtig sind, alle Einzelnheiten aber einer gründlichen Revision bedürfen. Mit dieser Revision ist die Forschung noch im Augenblick beschäftigt.

Eine der wichtigsten Reformen, die Befreiung des Bauernstandes aus der Erbunterthänigkeit, ist erst kürzlich von G. F. Knapp in seinem Werke über die Bauernbefreiung in Preußen auf Grund des aktenmäßigen Materials eingehend behandelt worden. Dieses Buch gehört in mancher Hinsicht zu den ausgezeichnetsten historischen Arbeiten, welche wir besitzen. Die thatsächlichen Verhältnisse, in welche die Reform einzugreifen hatte, sind hier mit einer Meisterschaft gezeichnet worden, für welche es wenige analoge Beispiele geben dürfte und ebenso ist die Geschichte der preußischen Agrarreformen bis in die neueste Zeit mit unübertrefflicher Klarheit zur Anschauung gebracht worden. Eine gewisse Einseitigkeit liegt allerdings vor. Knapp behandelt eben ausschließlich die Bauernbefreiung, nicht die Umwälzung des Staates im Ganzen; der Gegenstand bleibt also etwas isolirt, und namentlich kann der Leser leicht verleitet werden, Persönlichkeiten und Motive, die er nur von einer einzigen Seite kennen lernt, unrichtig zu beurtheilen. Indessen das ist ein Uebelstand, der jeder monographischen Arbeit bis zu einem gewissen Grade anhaften muß; wer einen einzelnen Gegenstand so eingehend behandelt, darf bei seinen Lesern voraussetzen, daß sie das Neue, was sie erfahren, in einen vorher gegebenen Rahmen einzuordnen wissen werden. Knapp aber will eingestandenermaßen ein Kapitel aus der Geschichte der Gesellschaft, nicht aus der des

Staates behandeln: Damit hängt eine zweite Eigenthümlichkeit seines Werkes zusammen, es geht durchaus von der Wirthschaft aus und nicht von den Menschen. Gerade dadurch ist es so ungewöhnlich belehrend und zugleich in einzelnen Theilen so geradezu bestrickend geworden. Knapp schreibt über die Bauern mit einer, man möchte sagen, versteinernenden Objectivität. Ihre Zustände, die ihn doch offenbar auch innerlich bewegt haben, beschreibt er ohne zu urtheilen, scheinbar ohne alle Empfindung. Ein Naturforscher, welcher den Staat der Ameisen oder der Bienen darstellt, kann nicht ruhiger, unbefangener, kälter erzählen, als uns hier Knapp von Rittergütern und erbunterthänigen Bauern, von Wurthen und Dorffluren, von Hofediensten und Dreschgärtnern berichtet. Wer die Dinge sehen will, wie sie wirklich gewesen sind, der kann sich keinen besseren Führer wählen.

Für die Forschung über die preußische Reformperiode hat das Buch übrigens noch eine ganz besondere Bedeutung. Man weiß, welchen Sturm der Entrüstung die Veröffentlichungen aus Schöns Papieren in gewissen Kreisen erregten. Sie waren allerdings dazu angethan, mancher fable convenue ein Ende zu machen und gewisse neuerdings beliebte Geschichtsconstructionen unangenehm zu durchkreuzen.

Man suchte sich auf die Art zu helfen, daß man Schön für einen eitlen Lügner erklärte, der keine andere Größe neben sich habe dulden wollen, der sich fremdes Verdienst ungescheut angeeignet habe und in seinen Urtheilen wie in seinen Berichten von hämischem Neid gegen Andere und Bedeutendere erfüllt gewesen sei. Heinrich von Treitschke, dem Schön freilich seinem ganzen Wesen nach gründlich antipatisch sein mußte, hat es sogar über sich gewonnen, ihn geradezu als unwahrhaftig zu bezeichnen. Es fehlten allerdings auch damals nicht die Mittel, solchen Behauptungen entgegenzutreten, und ich selbst bin vor Jahren in dieser Zeitschrift mit in den Streit eingetreten. Allein von jenen Anklagen, die bald pretentiös im Gewande „methodischer“ Forschung, bald rein autoritativ in jenem absprechenden Tone vorgebracht wurden, welcher dem unbefangenen Leser so leicht imponirt, scheint doch hier und da allerlei haften geblieben zu sein. Bei Knapp finden wir nun wenigstens hinsichtlich einer wichtigen Frage, der Entstehungsgeschichte des berühmten Edicts vom 9. October 1807, die definitive Lösung. Die betreffenden Acten waren zum Theil verschleppt und unauffindabr gewesen; das geheime Staatsarchiv besaß nur Weniges von ihnen. Bei Knapps Nachforschungen in den verschiedenen Ministerien sind sie zu Tage gekommen und sie liegen jetzt in leidlicher Vollständigkeit vor. Sie liefern nunmehr den schlagenden Beweis, daß Schöns Angaben durchweg richtig sind, obwohl sie hier und da durch das neue Material ergänzt werden. Hat sich aber so die Zuverlässigkeit des großen Staatsmanns hinsichtlich dessen bewährt, was er immer für den höchsten Ruhmestitel seiner langen und reichgesegneten Laufbahn erklärt hat, so wird bei jedem Unbefangenen

wohl auch das etwa noch zurückgebliebene Mißtrauen gegen seine sonstigen Berichte aus jenen Jahren schwinden müssen. Und das ist für die richtige Erkenntniß vieler Vorgänge von gar nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Sehr merkwürdig ist es zu beobachten, wie sich die Darstellung von Pertz zu den jetzt vorliegenden Urkunden verhält. Es scheint nicht, als ob Pertz die Acten selbst gesehen habe; er wird seine Angaben anderweitigen Quellen verdanken. Eine vollständige Kenntniß der Hergänge besaß er nicht, allein doch eine genauere, als man bisher angenommen hatte. Er ist vielfach mißverstanden worden, weil er so unklar schreibt und nicht zu erzählen versteht. Dazu kommen die sonderbaren weitschweifigen historisch-politischen Erörterungen, welche er mitten in seine Berichte über Thatsächliches einzuschieben liebte. Es ist die Vermuthung gewagt worden, er habe gerade bei der Geschichte der Bauernbefreiung sich nicht frei äußern dürfen, er sei irgendwie gezwungen worden, ein Einschiebsel von fremder Hand aufzunehmen. Das ist möglich. Es ist indessen ebenso möglich, daß hier nur wieder ein augenfälliger Beweis dafür vorliegt, wie Recht Alexander von Humboldt hatte, als er das Pertz'sche Werk „geistlos redigirt" nannte. Die Betrachtungen von Pertz sind überhaupt durchweg schwach, und Niemand wird bei dem Berliner Bibliothekar und Herausgeber der Monumenta Germaniae historica eine tiefdringende oder auch nur geistvolle Auffassung vom Wesen des Staats, ein einigermaßen wohlbegründetes politisches Urtheil suchen dürfen. Außerdem aber gehörte er, wie so manche Stellen seiner Schriften zeigen, zu jener nicht ganz kleinen Anzahl von Fremden, welche der Ruhm, die Machtstellung, das geistige oder politische Leben Preußens in den Dienst dieses Staates gezogen hat und welche die wirklichen Verhältnisse des Landes doch nie kennen gelernt haben.

Die preußischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts haben Manches für die Bauern gethan; so viel man sehen kann nicht gerade aus Gründen der Menschlichkeit, sondern mit Rücksicht auf die Staatszwecke. Friedrich Wilhelm I. war der Begriff des freien Menschen überhaupt noch nicht aufgegangen; Friedrich der Große vermied sorgfältig jede Erschütterung dessen, was er als die Grundlage des Staates ansah. Man befolgte die Grundsätze der Populationistik, d. h. man erstrebte eine möglichst dichte Bevölkerung des Landes. Darum widersetzte sich die Regierung in fortdauerndem systematischem Kampfe jenem „Bauernlegen", wie es z. B. in Schwedisch-Pommern im Schwange war, und die Könige übten den „Bauernschutz" kräftig und erfolgreich. Freilich war es nicht eben der Bauer, welchem dieser Schutz zu Gute kam, sondern die Hofstelle. Was verlangt wurde, war, daß der Rittergutsbesitzer kein Bauernland zum Gute einzog, sondern jede aus irgend einem Grunde freiwerdende Bauernstelle sofort wieder an einen neuen „Unterthan" austhat. Der einzelne Bauer selbst wurde im Besitz der Stelle nicht geschützt; er konnte, wo nicht ganz bestimmte Privatrechtstitel entgegenstanden, willkürlich vertrieben und ein

Anderer an seine Stelle gesetzt werden. Es heißt zwar in einem Befehl Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1739, kein Landesvasall solle einen Bauern „ohne gegründete Raison aus dem Hofe werfen“, aber was eine „gegründete Raison“ sei, darüber entschied doch wesentlich der Landesvasall selbst. Der König brauchte die Bauern als Steuerzahler und ihre Söhne als Rekruten und man wollte verhüten, daß durch eine Verminderung der Bauernstellen für die übrigen die Hofedienste und Nachbarlasten zu einer unerträglichen Höhe gesteigert würden. Es war ferner jene brutalste Form der Leibeigenschaft in Wegfall gekommen, der wir noch um die Mitte des Jahrhunderts in Pommern begegnen, wonach der Bauer auch allein, ohne Land, beliebig verkauft und vertauscht werden konnte. In dem neu einverleibten Westpreußen wurde diese „eigentliche Sclaverei“ schon 1773 abgeschafft und gleichzeitig wurde sie auch in Ostpreußen und Litthauen, wo sie wenigstens formell rechtlich noch bestand, beseitigt. Für die Bauern auf den königlichen Domänen, wo also der König selbst Grundherr war, ist allerdings mehr geschehen. Nach verschiedenen mißglückten Anläufen hatte Friedrich der Große die Höfe wenigstens bis zu einem gewissen Grade erblich gemacht und in Ostpreußen und Litthauen war er sogar noch einen Schritt weiter gegangen, indem er den Gesindedienstzwang abschaffte, so daß die dortigen Domänenbauern als freie Leute betrachtet werden konnten. Es geschah das Alles, weil man mit Recht voraussetzte, dadurch werde der Bauer veranlaßt werden, sein Besitzthum nicht mehr so zu vernachlässigen, wie bisher. Hinsichtlich der Privatbauern dagegen — und diese machten natürlich die große Mehrzahl aus — war so gut wie gar nichts erreicht worden, wenn auch verschiedene Male versucht worden war, bald hier, bald da die Leibeigenschaft „ohne alles Räsonniren“ abzuschaffen; einzelne Verbesserungen, welche Friedrich der Große wirklich durchgesetzt hatte, schliefen nach seinem Tode einfach wieder ein. Die Könige vermochten offenbar nicht, den Stand der Dinge in allen Einzelnheiten zu übersehen, der Adel setzte sich ihren Bestrebungen überall entgegen und das Beamtenthum zog an demselben Strange, bald weil es eng mit den Interessen der Rittergutsbesitzer verknüpft war, bald weil es tief eingreifende Reformen überhaupt scheute. Beide hatten zahllose Mittel des passiven Widerstandes zur Verfügung, so daß der beste Wille der Regenten schließlich scheitern mußte. An der Aufstellung von Urbarien, welche die Dienste und Verpflichtungen der Bauern bestimmt begrenzen sollten, wurde fortwährend gearbeitet, allein ohne daß diese Arbeiten ihren Abschluß erreicht hätten. Der Inhalt dieser Urbarien blieb zudem den Bauern vielfach ein Geheimniß und es soll in Schlesien vorgekommen sein, daß man Bauern beliebige Papiere in die Hand gab, um sie dem Könige vorzuzeigen, falls er nach Besitzbriefen fragen sollte. Selbst der Bauernschutz wurde nur sehr langsam zur Wahrheit. Es zeigte sich dieselbe Erscheinung, wie noch heute in Rußland. Wo Oeffentlichkeit des Staatslebens und Freiheit der

Discussion und Kritik fehlen, da können die Acten in wunderbarer Ordnung sein und die wirklichen Zustände doch ganz anders, als man nach den Acten erwarten sollte; den Herrscher, welcher neuernd eingreifen will, kann man mit Leichtigkeit je nachdem täuschen, oder durch zahllose Einwendungen, welche er nicht zu widerlegen vermag, von den heilsamsten Plänen abstehen machen. So blieb denn die große Masse der preußischen Bauern ein unendlich geplagtes Volk: ohne Eigenthum, ohne Bewegungsfreiheit, überhäuft mit Arbeit für fremde Zwecke, nach Willkür zum Gesindedienst des Herrn gezwungen und beliebig von ihm mißhandelt. Noch das Edict von 1811 spricht es amtlich aus, daß der Bauer bis zum äußersten Maße seiner Kräfte für die Zwecke des Herrn angespannt sei. Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung von diesem Meer von Elend zu machen; man soll sich ja nicht etwa damit trösten, daß die Dinge in Wirklichkeit nicht so schwarz gewesen seien wie sie uns erscheinen möchten, daß der Tadel gesprächiger sei, als das Lob. Die Schilderungen, welche uns vorliegen, sind durchaus naiv, von sachverständigen und keineswegs sentimentalen Männern, ohne alle demagogischen Absichten entworfen; sie wollen auch keine Ausnahmen hervorheben, sondern sie reden von dem, was das Gewöhnliche ist. Wie es bei dieser materiellen Lage mit der geistigen Bildung und der Sittlichkeit der Bauern stand, das braucht man blos anzudeuten. Unglaublich verroht, ohne alles Interesse an der eigenen Wirthschaft oder gar der des Herrn, kriecherisch, und dabei aufsässig, faul, lügenhaft, allen Lastern ergeben; wen der Herr zum Gesindedienste gezwungen hatte, war nicht selten sogar geradezu auf den Diebstahl angewiesen, da der übliche Lohn keineswegs immer für die Beschaffung der Kleidung zureichte. Kein moralisches Mittel konnte zur Besserung angewendet werden, keine Strafe konnte fruchten; mit stoischer Ruhe ließ sich der Bauer heute auspeitschen, um morgen genau dasselbe zu thun, weshalb er gestraft war. „Bauernbuckel kann viel vertragen" war ein ostpreußisches Sprichwort. Die Willkür des Herrn war grenzenlos, denn den Bauern fehlte jeder Rechtsschutz. In Pommern z. B. nahm das Hofgericht überhaupt keine Klagen der Bauern an, sondern wies sie an ihre Erbobrigkeiten zurück, man begründete das damit, daß der Bauer, wenn man ihm ordentliche Processe gegen seine Gutsherrschaft gestatten würde, immer auf der Straße liegen und seine Hofwehr und alles Uebrige verprocessiren würde.

Natürlich war ein Unterschied zwischen den einzelnen Provinzen. So schlimm wie in Schlesien war es nicht überall. Dort machte die Luft eigen und noch in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen konnte ein Edelmann den Versuch machen — an dessen Ausführung man ihn rechtlich nicht hätte hindern können — den Sohn eines reichen Kaufmanns im Gebirge, der eben von einer Reise nach England, Frankreich und Spanien zurückgekehrt war, zum Gesindedienst als Sauhirten einzuziehen.

Seit dem Ende des siebenjährigen Krieges kamen diese Zustände aber

doch einigermaßen in's Wanken. Einmal von der materiellen Seite, indem der Aufschwung, welchen die deutsche Landwirthschaft damals nahm und die veränderte Culturmethode für verständige und gebildete Gutsherrn die Erbunterthänigkeit und was damit zusammenhing doch auch als eine Fessel für den Fortschritt erscheinen ließ. Es wurde allmählich vortheilhafter, die Vorwerke mit eigenem Gespann und eigenen Leuten zu bebauen, als durch die Bauern. Dann aber machte sich auch das Jahrhundert der Aufklärung mehr und mehr geltend. Friedrich der Große selbst scheint in seinen letzten Lebensjahren die Bauernfrage bereits auch vom Standpunkt der Menschenrechte aus betrachtet zu haben. Man suchte in der Praxis wenigstens die ärgsten Mißbräuche zu beseitigen, weil man fürchtete, der König möchte sonst doch einmal energisch durchgreifen und die Sklaverei mit einem Schlage beseitigen. Ueberall in Deutschland erhob sich die Meinung der Besseren gegen das abscheuliche Herkommen; in Preußen war es insbesondere Immanuel Kant, der in diesem Sinne wirkte. Hie und da gingen einzelne verständige und gutherzige Edelleute auf ihren Gütern mit der Abschaffung oder Milderung der Leibeigenschaft vor, was dann — wie von Voß in seinen Idyllen — mit Recht gepriesen und als nachahmungswerthes Beispiel hingestellt wurde. Auch in Preußen kam es vor, es blieb aber vereinzelt, so vereinzelt, wie etwa die Sorge des trefflichen Rochow auf Rekahn für das Volksschulwesen. Man wird sich auch nicht wundern, daß einzelne von jenen Versuchen mißlangen oder nicht die gewünschten Wirkungen äußerten. Sie dienten dann als abschreckendes Beispiel oder wurden auch wohl wieder rückgängig gemacht. Das allgemeine Landrecht änderte kaum etwas an den rechtlichen Verhältnissen. Seine Bestimmungen enthielten Milderungen höchstens für Weßpreußen und wenn es die eigentliche Sklaverei für unzuläßig erklärte, so war für die feierliche Verkündigung dieses staatsrechtlichen Grundsatzes, wie wir gesehen haben, für den damaligen Umfang der Monarchie kaum noch eine Veranlassung vorhanden; man möchte wirklich fast vermuthen, die Verfasser des Landrechts hätten bereits weitere polnische Erwerbungen ins Auge gefaßt gehabt.

Anders dagegen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. Es war keine Phrase, wenn er 1807 aussprach, daß er sich die Aufhebung der Erbunterthänigkeit von Anfang seiner Regierung an als Ziel gesteckt habe. Er wollte wirklich ein König freier Menschen sein und es ist bekannt, wie wiederwärtig ihm jene sarmatische Kriecherei war, welche ihm bei seinem ersten Besuche der ehemals polnischen Landestheile entgegentrat. Auch bei der jüngeren Generation der höhren Beamtenwelt hatten die neuen Ideen wenigstens hie und da Anklang gefunden, und auch die Wirkung der französischen Revolution, deren Anfänge wie in ganz Europa so auch in Deutschland mit so feuriger Begeisterung begrüßt worden waren, darf man nicht unterschätzen. Die Bauern selbst begannen hie und da schwierig zu werden. Man weiß, was am Anfang der neunziger Jahre am Rhein

geschah; aber auch in Sachsen mußte ein Bauernaufstand niedergeschlagen werden und selbst in Ostpreußen herrschte eine gefahrdrohende Aufregung. Politisch revolutionär waren die preußischen Bauern freilich nicht. Sie setzten ihre Hoffnung auf den König; sie meinten, dieser wolle das Scharwerk abschaffen, aber die Adligen und die Beamten enthielten den Bauern die Wohlthat vor. Das materielle Interesse des Gutsherrn aber drängte, wie vorhin bemerkt, mehr und mehr auf die Beseitigung der auf die Erbunterthänigkeit gebauten Wirthschaftsweise. So kam es denn dahin, daß in den ersten Regierungsjahren des neuen Königs auf sehr vielen Domainen die Dienste der eigentlichen Bauern gegen Erbpacht oder Erbzins abgelöst oder auch gegen eine Entschädigung in Land aufgehoben wurden. So größtentheils in Preußen, dann auch vielfach in Pommern, in der Kur- und Neumark. Frei wurden die Bauern damit keineswegs überall. Nicht nur wurde vielfach der Gesindezwangsdienst noch für einige Uebergangsjahre festgehalten, sondern in Pommern wurde z. B. ausdrücklich angeordnet, daß die Bauernkinder ohne Genehmigung des Amts kein Handwerk oder städtisches Gewerbe betreiben, überhaupt den Landbau nicht aufgeben dürften. Für die Privatbauern geschah aber gar Nichts. Erleuchtete Männer, wie Stein und Schrötter, sahen zwar ein, daß auch hier im Interesse des Staats und der Landescultur Wandel geschafft werden müsse, aber die Schwierigkeiten schienen ihnen unübersteiglich zu sein. Bei der Masse des Adels und in den eigentlich maßgebenden Kreisen wollte man überhaupt Nichts davon hören. Es war unglaublich sanguinisch oder vielleicht eher eitel Prahlerei und auf den Adressaten berechnet, wenn im August 1799 ein preußischer Minister dem französischen Gesandten Otto sagte, die Revolution, welche in Frankreich von unten nach oben gemacht worden sei, werde sich in Preußen von oben nach unten durch langsame Mittel vollziehen, in wenigen Jahren werde es in Preußen keine feudalen Vorrechte mehr geben. Der König arbeitete allerdings unausgesetzt in dieser Richtung; allein er war so machtlos, wie es gerade absolute Monarchen ihrer Verwaltung gegenüber nicht selten sind. Knapp meint, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit sei sichelreif, schon 1798 nur noch eine Frage der Zeit gewesen. Die Thatsachen sprechen nicht dafür. Allerdings hat Friedrich Wilhelm III. bereits damals den Auftrag gegeben, eine Verordnung zur Aufhebung der Erbunterhänigkeit zu entwerfen, aber die Sache kam nicht vorwärts. Man betrachte nur die Schwierigkeiten, welche ein so vortrefflicher und einsichtsvoller Mann wie der alte Schrötter hervorhebt. Da ist zunächst der Eingriff in das Eigenthum, dann die Befürchtung, die Güter in den schlechten Gegenden würden in den nächsten Jahren wüst liegen bleiben und die weitere, die Losleute, d. h. die ohne Grundstücke, würden von ihren alten Herrschaften fortziehen, also, darf man schließen, ein Mangel an Scharwerkern entstehen. Man müsse eine politisch ruhige Zeit abwarten, nach und nach, nicht auf einmal vorgehen und Ent-

schädigungen feststellen. Wer aber den preußischen Beamtenstaat kannte, der mußte sich sagen, daß jeder einzelne der von Schrötter gegen ein sofortiges durchgreifendes Vorgehen geltend gemachten Gründe genügt haben würde, die Reform auf St. Nimmermannstag zu verschieben.

So wird man es begreiflich finden, daß Schön, als er seit 1802 in Berlin amtlich und außeramtlich für die Aufhebung der Erbunterthänigkeit zu agitiren begann, den Leuten Arabisch zu reden schien und auch in der Gesetzgebungscommission fand er insbesondere bei den Mitgliedern aus Westfalen und der Mark nur taube Ohren. In zahlreichen Gutachten und Denkschriften vertrat er, bis in alle Einzelnheiten der Frage eingehend, seinen Gedanken, aber ohne allen Erfolg. Der damals noch nicht dreißigjährige Mann stand allerdings in einem schroffen Gegensatz zu den alten im Dienst ergrauten Herren. Sach- und Geschäftskenntniß konnte ihm keiner abstreiten, aber nicht in den Geschäften hatte er seine staatsmännische Bildung erworben. Er war ein klarer, bewußter und begeisterter Schüler von Kant und Kraus, erfüllt mit den Ideen des philosophischen Jahrhunderts und immer von Ideen ausgehend. Mit diesen königsberger Anschauungen hatte er dann Preußen und einen großen Theil des nördlichen Deutschlands durchreist; seine gedruckt vorliegenden Tagebücher beweisen, wie scharf und zugleich wie kritisch er beobachtet hatte. Er war dann über ein Jahr in England gewesen und dort war ihm eine ganz neue Welt aufgegangen, die der Freiheit und des öffentlichen Lebens. Der Gedanke der Vernichtung der Sklaverei war der, welcher ihn am Lebendigsten erfüllte; was er philosophisch als Recht des Menschen begriffen, das hatte er in England lebendig und concret vor Augen gehabt. Wenn er nun in Berlin für seine Ideen einzutreten begann, so mögen die Argumente, welche er vorbrachte, allerdings für den normalen preußischen Beamten von damals einfach unverständlich gewesen sein. Wirthschaftliche Gesichtspunkte, wie sie dort vielleicht auf Anklang zu hoffen hatten, scheint er doch nur nebenbei vorgebracht zu haben und auch wieder von einem höheren Standpunkt aus, als dem in Berlin landesüblichen. Es sind namentlich zwei Gründe, auf die er immer zurückkommt. Der eine ist die menschenunwürdige Lage des Bauern, dem doch von Gottes- und Rechtswegen nicht weniger natürliche Freiheit zukomme, wie dem Edelmann; es drehte sich ihm das Herz im Leibe um, wenn er dieser Gräuel gedachte. Der zweite ist rein staatlicher, wenn man will monarchischer Natur. Schön war ein Royalist vom Wirbel bis zur Zehe; er hielt es für unwürdig und für verhängnißvoll für den Staat, daß ein so großer Theil der Unterthanen nur in einem mittelbaren Verhältnisse zu dem Könige stehe und infolge dessen eigentlich gar kein directes Interesse an dem Staat habe; wie krafterzeugend das Gegentheil wirke hatte er in England gelernt. Vielleicht darf man sagen, daß schon zum bloßen Verständniß solcher Anschauungen mehr echte Bildung gehörte, als die „praktischen Geschäfts-

männer" von damals aufzuweisen hatten. Schön und der ihm zustimmende Klein blieben mit ihren abolitionistischen Gedanken in der Gesetzgebungscommission völlig vereinsamt, und wie die Dinge lagen, stand für den nüchternen Beobachter zu befürchten, daß die „sichelreife" Institution noch mindestens Jahrzehnte lang als eine der Grundlagen von Staat und Gesellschaft bestehen bleiben würde. Der König nahm allerdings noch einmal einen Anlauf. In einer Cabinetsordre an den Minister für Ostpreußen vom 11. März 1803 trug er diesem auf, bei der Entwerfung des zur Ergänzung des allgemeinen Landrechts bestimmten Provinzialrechts so zu verfahren, daß die Erbunterthänigkeit modificirt und allmählich abgestellt werde. Insbesondere sollten alle nach Erlaß des Gesetzes geborenen Kinder unterthäniger Eltern für frei erklärt werden. Es wurde aber auch daraus Nichts. Die „Provinzialbehörden", d. h. doch wohl Schrötter, vielleicht nach Anhörung der Stände, machten geltend, es sei kein Grund vorhanden, in den bäuerlichen Verhältnissen etwas zu ändern. Der Bauer müsse kurz gehalten werden, sonst könne man mit ihm nicht fertig werden, und jede Verbesserung der Lage des Bauern würde den Ruin des Adels herbeiführen. Man möge es daher lassen, wie es bisher gewesen. Und so geschah es. Dies Spiel hätte sich natürlich in mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen bis in's Unendliche wiederholen lassen und es war zu erwarten, daß der König schließlich mit der ganzen Angelegenheit nicht mehr würde „turbirt" sein wollen. Immerhin bezeugt Schön, daß es doch schon 1805 soweit gekommen war, daß man sich schämte, über den Gedanken der Aufhebung der Erbunterthänigkeit zu lachen, und einen kleinen Erfolg hat er doch auch schon damals davongetragen. Friedrich dem Großen war nämlich eingeredet worden (und die Möglichkeit einer solchen Täuschung ist bezeichnend für das Preußen des 18. Jahrhunderts), auf den Domänen im eigentlichen Preußen bestände noch die Erbunterthänigkeit; er wollte sie wenigstens mildern und erließ 1773 eine Verordnung, welche die Kinder der Unterthanen dem Zwangsgesindedienst unterwarf, den er doch selbst, wie wir oben sahen, abgeschafft hatte. Wie sich indessen die Behörden um die wohlwollenden Absichten der Könige häufig wenig bekümmert hatten, so bekümmerten sie sich auch um diese neue Verordnung, die eine crasse Rechtsverletzung enthielt, gar nicht, obwohl sie auch keine Gegenvorstellungen machten. Es blieb Alles, wie es 1767 geworden war. Nun kam aber 1804 ein Fall vor, wo dieser Zwangsgesindedienst praktisch in Anspruch genommen wurde, und daraufhin gelang es Schön durchzusetzen, daß die Erbunterthänigkeit auf den Domänen des eigentlichen Preußens durch ein Edict vom 21. December 1804 definitiv abgeschafft wurde.

Stein hat mit allen diesen Dingen Nichts zu thun gehabt. Es war mehr, als seltsam, Schön Schuld zu geben, er habe Stein zu den Westfalen in der Gesetzgebungscommission gerechnet, die von der Abschaffung der

Erbunterthänigkeit Nichts wissen wollten, um so mehr, da der rheinische Freiherr dieser Commission gar nicht angehörte.

Es kam die Schlacht von Jena, der Zusammenbruch des Staates. Nun scheint es zwar Mode werden zu sollen, diese Katastrophe lediglich als ein unglückliches Kriegsereigniß zu betrachten, allein wie sich die Geschichte eine solche Auffassung nicht gefallen lassen wird, so haben sie auch die denkenden Zeitgenossen nicht getheilt, einerlei ob sie ihnen unerwartet kam oder ob sie eine bange Vorahnung davon gehabt hatten. Die Grundlagen der ganzen Monarchie hatten sich als verrottet erwiesen; es zeigte sich nur zu deutlich, daß man einen eigentlichen Staat, den jeder Einzelne im Volke als sein eigenstes Eigenthum betrachtete, der eine lebendige Gemeinschaft des Volkes gewesen wäre, gar nicht besaß. Hier mußte von Innen heraus geholfen werden und in dieser Stimmung hat Schön bereits mitten im Kriege zu Bartenstein Hardenberg angegangen, einen kräftigen Schritt zur Beseitigung der Sklaverei zu thun; es sei der Moment, die Masse des Volkes zu heben. Indessen Hardenberg wollte oder konnte sich auf Nichts einlassen; „anfangs glatte Worte", sagt Schön, „dann immer mehr Aeußerungen, daß Hardenberg keinen Begriff von und keinen Sinn für Menschenrechte hatte". Man wird Hardenberg daraus keinen schweren Vorwurf machen dürfen. An dem Liberalismus Hardenbergs kann Niemand zweifeln; die freisinnige Richtung war ihm, wie Gervinus mit Recht sagt, eine Sache der Natur und des unfreiwilligen Triebes und als solche unverwüstlicher, als selbst ein erworbener Grundsatz. Allein was bei ihm angeborene Anlage und Wirkung der allgemeinen Aufklärung des 18. Jahrhunderts war, das war bei Schön tiefgegründete philosophische Ueberzeugung. Vor allen Dingen aber, wie Schön bei einer anderen Gelegenheit selbst bemerkt, hatte Hardenberg damals ganz andere Dinge im Kopfe: die auswärtigen Angelegenheiten, die Verhandlungen mit Rußland nahmen ihn ganz in Beschlag. Auch wird man sich erinnern dürfen, daß Hardenberg immer der Mann des Lavirens gewesen ist und allen Grund hatte, die Schwierigkeiten, denen ein so kühner Plan unter den damaligen Umständen am Hofe begegnen mußte, nicht zu unterschätzen, während Schön seit Jahren eigentlich nur dieser einen Idee gelebt zu haben scheint und jetzt den Augenblick ergreifen wollte. Eigentliches Uebelwollen Schöns gegen Hardenberg muß man übrigens aus jenen Worten auch nicht entnehmen wollen; Schön selbst hat die großen und trefflichen Seiten des späteren Staatskanzlers wiederholt hervorgehoben und im Großen und Ganzen weit wärmer anerkannt, als dies heute gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Was in Bartenstein fehlschlug, gelang nach dem Frieden von Tilsit. Ost- und Westpreußen waren durch den Krieg in unglaublicher Weise mitgenommen worden; auf den Domainen, wie auf den Rittergütern waren eine Unmenge von Bauernstellen wüste geworden, d. h. die Gebäude waren zerstört, der Rindvieh- und Pferdebestand, sowie das sonstige Wirthschafts-

inventar vernichtet. Es wäre nun nach den Gesetzen die Pflicht der Gutsbesitzer — auf den Domainen die des Königs — gewesen, diese Bauernstellen wieder herzustellen und die Bauern selbst mit ihren Familien bis zur nächsten Ernte zu unterhalten. Dazu waren aber viele Rittergutsbesitzer, die selbst furchtbar gelitten hatten, einfach außer Stande. Das scheint nun in manchen Köpfen den Gedanken angeregt zu haben, jetzt die Erbunterthänigkeit aufzuheben, aus der allein jene Verpflichtungen abgeleitet werden konnten. Der Kriegsrath Wilkens reichte schon am 16. Juli ein darauf bezügliches Promemoria ein, allein es verschwand in den Akten. Der wirkende Anstoß kam doch von Schön. Der preußische Provinzialminister von Schrötter hatte unter dem 20. Juli beantragt, den Domainenbauern zur Wiederherstellung ihrer Gebäude mit unentgeltlichen Holzlieferungen zu Hilfe zu kommen und außerdem einige Tausend Kühe in Kurland ankaufen und unter sie vertheilen zu lassen. Der König genehmigte das und bewilligte 50,000 Thaler für den Ankauf der Kühe, nicht ein Drittel der von Schrötter beantragten Summe; er hatte eben nicht mehr. Zugleich aber wies er den Bericht zur Begutachtung an die vor Kurzem eingesetzte Immediatcommission, welche die oberste Landesverwaltung bis zur Ankunft des wieder zum Minister ernannten Stein führen sollte. Sie bestand damals aus Stägemann, Klewitz und Schön.

Auf Schön machte der Vorschlag des Ministers, wie es scheint, zunächst einen geradezu verblüffenden Eindruck. Mit solchen kleinlichen Mittelchen wollte man an der furchtbaren Noth des Landes herumdoctern! Und zugleich: jede derartige Hilfe konnte doch nur vom Staate selbst, aus dem Vermögen seiner Bürger aufgebracht werden; Hilfe für den einen Theil der Bevölkerung war nur auf Kosten des andern möglich. Da kam bei Schön der Gedanke zum Durchbruch: jetzt oder nie! Wenn wirkliche, echte, dauernde Hilfe gebracht werden sollte, so konnte das nur dadurch geschehen, daß man neue Lebenskräfte im Staate erweckte und die Hemmnisse, welche ihrer Entwickelung im Wege standen, beseitigte. Wollte man das, so mußte natürlich zuerst die Erbunterthänigkeit fallen. Genügen konnte das Schön freilich nicht; es mußte eine breitere Basis gewonnen werden. Schön faßte die ganze Aufgabe sofort in großem Stile an; er wollte eine vollständige Umgestaltung der Agrarverfassung in Preußen. Mit der Feudalität und dem Mittelalter sollte gründlich gebrochen werden. Mit allen übrigen Reformen, die sich nöthig machten und welche Preußen wirklich alle die Vortheile zuwenden sollten, welche Frankreich gewaltsam durch seine blutige Revolution hatte erringen müssen, konnte und mußte gewartet werden, bis Stein ankam; hier aber war sofort einzugreifen. Schön setzte seinen beiden Collegen auseinander, die Zeit sei gekommen, die Grundfehler der preußischen Staatseinrichtungen mit der Wurzel zu vertilgen und so dem Volke zu zeigen, daß mit ihm die Regierung in einem neuen Leben wandeln wolle. Zu dem Ende müsse jede Spur der

Sklaverei vernichtet und zugleich freie Verfügung über alles Grundeigenthum hergestellt werden. Der verderbliche Kampf zwischen dem Adel und den anderen Ständen müsse durch ihre gegenseitige Verbindung aufgehoben und mit allmählicher Auflösung der bisherigen Verhältnisse vorgegangen werden; den Besitzern von Majoraten und Fideicommissen, die politisch von einigem Werthe sein könnten, staatswirthschaftlich aber verderblich wären, müsse die Verschuldung derselben zum Retablissement verstattet sein. Daß Schön das eigentliche Verdienst zukomme, hat ihm Klewitz 28 Jahre später ausdrücklich bezeugt; er hebt aber, ebenso wie Schön, hervor, daß er selbst und Stägemann diesen Grundsätzen beistimmten. Schön übernahm darauf die Bearbeitung der Denkschrift für den König. Er war in tiefer Niedergeschlagenheit des Gemüthes: seine heißgeliebte Gattin lag fern von ihm, in Königsberg, auf dem Sterbebette. Indessen er überwand seinen Schmerz und das heiße Verlangen, zu der Geliebten zu eilen. Wer das Schriftstück liest, wird von der Stimmung des Verfassers Nichts darin bemerken; Selbstbewußtsein und Schwung wird ihm auch von Gegnern nachgerühmt. Der Entwurf Schöns ist vom 12. August datirt. Stägemann erhob Einwendungen gegen einige Einzelnheiten, ließ sie aber, vielleicht auf Zureden von Klewitz, ohne besonderen Widerstand fallen. In den Hauptgrundsätzen waren die Mitglieder der Immediatcommission von vornherein einig. Am 17. August wurden Schöns Vorschläge einfach angenommen und der Bericht unterzeichnet; unmittelbar darauf eilte Schön zu der sterbenden Gattin. Er fand sie nicht mehr am Leben, und der Schlag traf ihn so fürchterlich, daß er sich zunächst zu aller Arbeit unfähig fühlte.

An jenem selben 17. August richtete Schrötter aus Königsberg eine Eingabe an den fortgesetzt in Memel weilenden König, welche die Aufnahme einer Anleihe zur Deckung französischer Forderungen behandelte. Sie ist erst durch Knapp bekannt geworden und klärt endlich einige Angaben in den uns bisher zu Gebote stehenden Quellen auf, in allen Einzelnheiten können wir den Zusammenhang der Dinge indessen auch heute noch nicht übersehen, da Knapp sie leider nur im Auszuge mitgetheilt hat. Es erhellt so viel, daß Schrötter eine Conferenz mit einigen höheren Staatsbeamten und einigen Mitgliedern der preußischen Stände über die Beschaffung der Anleihe gehalten hatte und bei dieser Gelegenheit der Oberlandesgerichtspräsident Morgenbesser durchgreifende Reformen, namentlich die Aufhebung der Erbunterthänigkeit als einziges Mittel zur Beseitigung der Landesnoth vorgeschlagen hatte. Davon scheint die Immediatcommission noch während ihrer letzten Berathung durch Beyme Kunde erhalten zu haben. Morgenbessers Gedanke fand bei den beiden Schrötter, dem Minister und dem Kanzler, Anklang, obwohl der Erstere, wie wir sahen, noch vor vier Jahren sich gegen solche Pläne erklärt hatte. Als daher der Minister Schrötter wegen der Anleihe berichtete, stellte er zugleich den Antrag auf Aufhebung der Erbunterthänigkeit und einiger Beschränkungen in der Freiheit

des Grundeigenthums, jedoch nicht, wie die Immediatcommission, für die ganze Monarchie, sondern nur für das eigentliche Preußen. Der König schien von beiden Vorschlägen keineswegs überrascht und konnte es nach Allem, was vorangegangen war, kaum sein. Er antwortete Schrötter, er billige seine Vorschläge, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit sei von Anfang seiner Regierung an sein Ziel gewesen. Aber der Vorschlag der Immediatcommission gefiel ihm doch besser, als der der beiden Schrötter; er übersandte ihn an den Minister und trug ihm auf, auf dieser Grundlage einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, während, wie es scheint, gleichzeitig die Immediatcommission selbst einen ähnlichen Auftrag erhielt.

Der Bericht der Immediatcommission, wie er in den Papieren Schöns jetzt gedruckt vorliegt, ist ein staatsmännisches Meisterwerk ersten Ranges. Pertz oder sein Interpolator sagt darüber, Schön sei im Sinne der in sich abgeschlossenen Theorie verfahren, welche auf jedem gegebenen Raume die möglichst große Masse von äußeren Gütern schaffen und zu diesem Zwecke die bestehenden Verhältnisse bilden zu sollen meinte, und stellt ihm, die „wirkliche Aufgabe der Staatskunst" entgegen, welche „vielmehr die Förderung des wahren Wohls des bestimmten vorhandenen Volks" in's Auge zu fassen gehabt habe; „es mußte," sagt er „auf Erhaltung, Veredelung und Ausbildung gerade dieses Volkes und seiner edelen Eigenthümlichkeiten unter den gegebenen Verhältnissen durch die geeignetsten Mittel und auf dem angemessenen Wege hingewirkt werden." Was sich Pertz dabei gedacht hat, was er sich namentlich unter den „edelen Eigenthümlichkeiten" des preußischen Volkes, welche von der reinen Theorie bedroht wurden, vorgestellt haben mag, ist schwer zu ergründen; jedenfalls hat er durch seine musterhaft unklare Ausdrucksweise viel zur Entstehung der Meinung beigetragen, als sei das, was als Edict vom 9. October 1807 mit Steins Gegenzeichnung erschien, von dem, was Schön gewollt hatte, irgend wie und zwar gründlich verschieden. Denn daß er seinem Helden die Einsicht in die wirkliche Aufgabe der Staatskunst habe absprechen wollen, ist doch nicht wohl anzunehmen und daß er den Bericht der Immediatcommission vor sich gehabt hat, ist sicher. Allerdings ging Schön von einer in sich geschlossenen Theorie aus, d. h. seine Vorschläge sind ohne inneren Widerspruch in sich, sie sind klar und consequent, hängen logisch mit einander zusammen und sind geeignet, den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, zu erreichen. Aber was man Systemgeist zu nennen pflegt, davon sind sie frei. Sie berücksichtigen im äußersten Maße die gegebenen Verhältnisse, vernünftige wie unvernünftige, das geschichtlich Gewordene, wie man es hochtrabend zu nennen pflegt und sind gerade speciell auf das preußische Volk und auf seine besonderen Gefühle gegenüber seinen Königen berechnet.

Der Bericht hat es mit viel mehr zu thun, als mit der Bauernbefreiung. Er weist nur nach, daß diese die Grundlage und die unumgängliche Voraussetzung jeder Reform sein müsse. Er deutet alle übrigen wirthschaftlichen

Reformen, deren der Staat überhaupt bedurfte, bereits an, er behandelt aber eingehender nur die, welche im eigentlichen Preußen am Dringendsten waren und welche sofort zur Ausführung kommen konnten. Abgesehen von denen, die mit der Bauernbefreiung direct im Zusammenhange stehen, ist es vor allen Dingen die mangelnde Creditfähigkeit der Gutsbesitzer, die er beseitigen will, welche eben durch die Privilegien der Adeligen und nebenbei noch durch das Moratorium vom Mai 1807, densogenannten Generalindult, herbeigeführt wurde. Gegen die unwiderstehliche Logik der hier vorgetragenen Sätze war nicht wohl anzukämpfen; daß aber die Anwendung des einzig möglichen Heilmittels wenn nicht sofort, so doch nach wenigen Jahren eine vollständige Revolution in dem socialen Zustande von Preußen hervorrufen mußte, konnte Niemandem verborgen bleiben. Vielleicht dürfen wir annehmen, daß die durch die Verfassung vom 22. Juli angeordnete Aufhebung der Erbunterthänigkeit in dem neuen Herzogthum Warschau und ihre voraussichtlichen Folgen gerade auch für Ost- und Westpreußen es gewesen sind, die schließlich alle Bedenken zum Schweigen brachten. Die Immediatcommission hat es nicht unterlassen, energisch darauf hinzuweisen.

Das Princip war also angenommen, jetzt begannen die Schwierigkeiten der Durchführung im Einzelnen. Die Immediatcommission hatte zwar näher bloß die Verhältnisse im eigentlichen Preußen berücksichtigt, aber doch, wie deutlich zu sehen, sofort die Monarchie in's Auge gefaßt; der König hatte darauf den Wunsch ausdrückt, die Erbunterthänigkeit in dem ganzen Staate aufgehoben zu sehen; der ängstliche Schrötter verlangte jetzt direct eine Beschränkung lediglich auf Ost- und Westpreußen. Das war schlimm genug, aber den eigentlichen Stein des Anstoßes bildete die Frage nach dem Bauernlande und dem Bauernschutz.

Dreizehn ostpreußische Adelige, welche Schrötter zu jener Conferenz zugezogen hatte, griffen schon am 29. August in einem „Privatgutachten" an den König die Sache auf ihre Weise an. Sie stimmten der Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die ihnen auf alle Fälle verloren schien, zu, allein sie wollten die Vortheile, welche sie daraus gezogen, im Wesentlichen behalten und die günstige Gelegenheit benutzen, neue dazu zu erwerben. Die Herren verlangten zunächst gänzliche Beseitigung des Bauernschutzes und völlig freie Verfügung über das Bauernland; sie wollten sich bloß verpflichten, für jeden eingehenden Bauer eine Familie mit 2—3 Morgen Land anzusetzen. Sie verlangten weiter eine Gesindeordnung, welche einem fünfjährigen Dienstzwang für alle Leute auf ihren Gütern festsetzte und endlich, was fast noch ärger ist, sollten alle befreiten Bauern nicht nur ihr Land nicht ohne Kündigung und Bezahlung ihrer Schulden verlassen, sondern sich auch anderswo nur auf dem Lande niederlassen dürfen. Damit hätten diese Junker den Namen der Erbunterthänigkeit fallen lassen, wären aber in Wirklichkeit bloß von den Lasten befreit worden, welche die Gesetzgebung ihnen bis dahin auferlegt hatte, sie hätten die Bauern in Tagelöhner verwandelt

und diese gezwungen, zu Preisen, welche der Gutsherr bestimmte, für sie zu arbeiten, zugleich auch dafür gesorgt, daß ihnen diese Arbeiter auf ewige Zeiten erhalten bleiben mußten. Eine „Sachsengängerei" wäre bei einer solchen Gesetzgebung allerdings unmöglich gewesen. Das Alles hinderte diese Korff, Schlieben u. s. w. nicht, am Schlusse zu bemerken, selbst nach Bewilligung ihrer Forderungen würde die Aufhebung der Erbunterthänigkeit noch immer eine bedeutende Aufopferung bleiben.

Das war selbst Schrötter etwas zu stark, aber obwohl er die gegen die persönliche Freiheit der Bauern gerichteten Bitten abwies, so machte die ganze Eingabe doch auf ihn wie auf den König einen bedeutenden Eindruck und der von ihm, wohl unter Beiziehung Morgenbessers, ausgearbeitete Gesetzentwurf vom 9. September spricht den Gutsbesitzern, indem er den Bauernschutz aufhebt, unbedingte Verfügungsfreiheit über das Bauernland zu. Er ging wieder an die Immediatcommission. Hier hatte der leitende Kopf längere Zeit gefehlt; Schön bedurfte einiger Zeit, um die alte Spannkraft wieder zu erlangen. Inzwischen hatte Stägemann einen Entwurf auf Grund des früheren Berichts, aber, wie der Schröttersche, mit Beschränkung auf das eigentliche Preußen ausgearbeitet. Er wurde jetzt sammt dem Schrötterschen neu berathen, da in den letzten Tagen auch Niebuhr und Altenstein in die Commission eingetreten waren. Schön drang dabei mit seinen Ansichten auch im Einzelnen durch; der neue Entwurf ging mit einer kurzen Kritik des Schrötterschen an den König ab und dieser scheint ihn bereits vollzogen gehabt zu haben; die Veröffentlichung wurde jedoch aufgeschoben, weil man die Ankunft von Stein abwarten wollte. Dieser kam am 4. October. Beyme legte ihm das Edict vor; es gefiel ihm Mancherlei darin nicht besonders, aber er mußte doch in allen Hauptsachen zustimmen. Eigentlich änderte er nur eins: er verlangte die Ausdehnung des Gesetzes auf den ganzen Staat. Der König stimmte sofort zu, die nöthigen Redactionsänderungen wurden in fieberhafter Eile getroffen, das Gesetz wurde auf's Neue vollzogen und am 9. October erschien die berühmte Habeascorpusakte von Preußen.

Das Verdienst Steins beschränkt sich also in diesem Falle auf die sofortige Ausdehnung des Edicts auf alle Provinzen und auf die Contrasignatur. Für den Inhalt gebührt Schön Ruhm und Verantwortung. Ueber den allgemeinen Theil des Edicts brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren: nie hat ein Verständiger an seiner Vortrefflichkeit gezweifelt. Aber streitig ist heute und war es zum Theil damals, ob die Anordnungen hinsichtlich des Bauernlandes und Bauernschutzes zweckmäßig seien. Schöns Bestrebungen gingen auf die Herstellung allgemeiner Verkehrsfreiheit auch mit dem Grund und Boden; es mußte aber fraglich erscheinen, wie der Uebergang aus dem Zustande fast absoluter Gebundenheit am Besten bewerkstelligt werde. Es scheint fast — denn ausführliche und eingehende Erörterungen darüber liegen von ihm nicht vor — als habe Schön

tabula rasa machen und an die Stelle der bisherigen unterthänigen Bauern einen neuen Stand von Landbewohnern setzen wollen, wobei ihm englische Verhältnisse vorschwebten. Neuvorpommerische oder mecklenburgische Zustände hat er ganz gewiß nicht erstrebt. Es ist vollkommen richtig, daß er auf die einzelnen vorhandenen Bauern sehr wenig Rücksicht nahm und ebensowenig darauf, daß gerade das Land Bauernland blieb, welches es zufällig 1807 gewesen war. Für Beides aber sprachen sehr gute Gründe. Er hatte durchaus Recht, daß Zwergbauern vom Uebel seien, daß es für den Staat und die Gesellschaft besser sei, wenn die kleinen Bauerngüter zu größern von 6—10 Hufen zusammengeschlagen würden, und einen Rechtsanspruch auf Bauernschutz hatte der einzelne nichterbliche Lassit ja keineswegs. Es wird sich ferner kaum bestreiten lassen, daß der Bauernschutz als eine politische Maßregel aus der Erbunterthänigkeit hervorgegangen war und ihr schließlich nachfolgen mußte, und es ist endlich zu bedenken, daß einer Aufsaugung der Bauerngüter durch die Großgrundbesitzer durch eine weitere Ausbildung der Agrargesetzgebung, wie sie Schön vorschwebte, verhütet worden wäre. Denn wenn die Grundsätze des freien Verkehrs auch auf alle Arten des Großgrundbesitzes volle Anwendung fanden, so brauchte man solche Befürchtungen allerdings in keinem Falle zu hegen und das Ausbleiben dieser Reform darf wohl als eine Hauptursache der heutigen agrarischen Mißstände im deutschen Osten bezeichnet werden. Allein für den Augenblick war doch die Gefahr zu groß, daß mit dem Wegfall des Bauernschutzes auch die Mehrzahl der Bauerngüter verschwinden werde. Man half sich mit einem Compromiß, daß schließlich Stein formulirt hat; es ist die einzige materille Aenderung, welche er an dem Gesetzentwurf, wie er ihn vorfand, gemacht hat; man gab den Bauernschutz theoretisch auf, knüpfte diese Aufhebung aber praktisch an die Zustimmung der Aufsichtsbehörde, welche dabei nach noch zu erlassenden Instructionen verfahren sollte.

Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war zur rechten Zeit gekommen; bereits drohten Gefahren, welche, an sich geringfügig, bei der damaligen Lage des Staats doch keineswegs unbedenklich waren. Die Bauern in Ostpreußen waren unruhig und auch in Schlesien scheinen sie hie und da aufsässig geworden zu sein, ohne daß man ihnen entgegenzutreten wagte. Vielleicht erklärt sich aus diesen Vorgängen die Entstehung des seltsamen Mythos, als hätten in Schlesien die Behörden bereits beim Einrücken der Franzosen die Erbunterthänigkeit aufgehoben. Diese Sage findet sich auch bei einigen sonst gewissenhaften Schriftstellern und hat bei einem eine noch viel seltsamere Form angenommen; eine einfache staatsrechtliche Erwägung schon konnte ihren Ungrund zeigen. Schlesien machte dann aber noch weitere Schwierigkeiten; das Edict wurde dort von Bauern und Provinzialbehörden gleich mißverstanden; man schrieb ihm eine Ausdehnung zu, die es nicht hatte und man glaubte hie und da auch bereits solche Reformen darin ent=

halten, welche, wie die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, zwar im Plane seiner Urheber lagen, aber zur Zeit noch nicht einmal angedeutet waren. Solche Mißverständnisse führten im August 1880 zu einem Aufstande in Reußendorf, der durch Militär unterdrückt werden mußte. Schön übernahm es, diese irrigen Vorstellungen zu berichtigen, in amtlichen Erläuterungen und in einem Artikel der schlesischen Provinzialblätter und es gelang ihm auch ohne große Mühe. Wie sich im Allgemeinen das, was wir öffentliche Meinung nennen würden, verhielt, ist nicht ganz leicht zu sagen. Eine politische Presse gab es so gut wie gar nicht; Kunde und Verständniß des Neuen verbreitete sich äußerst langsam; die Bauern selbst haben die Einzelnheiten des Gesetzes und was für Fragen noch zu lösen seien, nur nach und nach begriffen. Auch dem Adel mußte man die Sache vielfach erst klar machen. Im Großen und Ganzen muß man sagen, daß er sich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt fühlte. Vergebens bewies ihm Schmalz, welche Vortheile ihm das Gesetz brächte, indem er allerdings etwas voreilig, darlegte, wie ihm namentlich jetzt die Einziehung zahlreicher Bauerngüter zu Vorwerksland ermöglicht werde. Jener v. d. Recke, welcher den heillosen Ausspruch that: „Lieber noch drei Auerstädter Schlachten, als ein solches Gesetz" drückte doch wesentlich die Meinung seiner Standesgenossen aus. Man sah wieder einmal deutlich, wie mächtig Gefühle, Vorurtheile und Gewohnheiten bei den Menschen sind, wie sie die Befriedigung nicht nur guter, sondern auch schlechter Affecte — in diesem Falle des Uebermuths, der Eitelkeit, der brutalen Herrschsucht, — in der Regel höher zu stellen pflegen, als den sogenannten materiellen Vortheil. Als nachher die Bauern zu Eigenthümern wurden, hieß es, das Leben auf ihren Gütern müsse jetzt für die Adligen allen Reiz verlieren, und Einer nannte gar die Urheber solcher Gesetze Catilinas, die den König und den Adel ermorden wollten. Es kam auch vor, daß man durch juristische Kniffe, gerade auf Grund des Edicts, die Bauern materiell in eine schlechtere Lage zu bringen suchte, als vorher und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß in der Grafschaft Glatz gerade die Edelleute die Bauern zu Unruhen anstifteten, um die Regierung zu schrecken und zur Rücknahme ihrer Maßregeln zu bewegen. Was das — wie soll man sagen, Merkwürdigste oder Natürlichste? — ist: es gab Spitzen von Provinzialverwaltungen, die an die Rückkehr des alten Zustandes glaubten. Der Haupthaß jener Leute, welchen es besser däuchte, daß der Staat untergehe, als die Gutsherrschaft, concentrirte sich auf Stein, vor dessen „Cyklopenhänden" auch Wohlmeinenden gebangt hatte; sie haben das Ihrige zu seinem Sturze beigetragen.

Vorläufig aber war ihr Einfluß, wenn auch nicht beseitigt, so doch zurückgedrängt. Schon am 28. October 1807 erfolgte ein weiteres Gesetz, wodurch die Erbunterthänigkeit auf den Domänen bereits mit dem 1. Juni 1808 aufgehoben wurde und kurz darauf begannen die Ver-

handlungen über die Verleihung des Eigenthums an die Domänenbauern. Den Anstoß dazu gab eine anonyme Eingabe des Kriegsraths Wlömer in Marienwerder. Die Domänenbauern hatten durch den Krieg mindestens ebensoviel gelitten, als die Privatbauern; die Pflicht, sie zu retabliren, lag dem König ob und er konnte sich ihr auf keinen Fall entziehen. Ob er aber so bald völlig im Stande dazu sein würde, war fraglich, denn es wäre ein Aufwand von Millionen erforderlich gewesen. Dem gegenüber sei, meinte Wlömer, das einzige Mittel zur Abhülfe freie Verleihung des Eigenthums an die Domänenbauern; sie würden dann den nöthigen Credit finden, um sich selbst zu helfen. Der Vorschlag machte in den maßgebenden Kreisen großes Aufsehen. Die verschiedenen Instanzen, denen er zur Begutachtung überwiesen wurde, Schrötter, die Immediatcommission, Broscovius fanden ihn gut, wollten aber die Bauern wenigstens in den meisten Fällen eine kleine Entschädigung zahlen lassen und verquickten ihn zum Theil mit ganz anderen Dingen, wie der Gemeinheitstheilung. Darauf machte denn die Immediatcommission auf Schöns Veranlassung einen neuen Vorschlag, der außerordentlich merkwürdig ist. Es ist vielleicht das revolutionärste Aktenstück, das jemals von einer preußischen Behörde ausgegangen ist und wir müssen lebhaft beklagen, daß es uns noch nicht im Wortlaut vorliegt und über die Berathungen der Immediatcommission, die zu diesen Vorschlägen geführt haben, gar nichts bekannt ist. Schön schlug in der Hauptsache vor, alle Remissionen und Unterstützungen an die Bauern in Bauholz oder Geld aufzuheben. Wer dann trotzdem bestehen bleibe und seinen Erbzins richtig zahle, solle Eigenthümer werden; die anderen Bauern sollten ihren Besitz verlieren. Das würden aber nach Lage der Dinge die meisten sein, es würden also eine Menge Bauernhöfe vacant werden und das auf diese Weise freiwerdende Land solle die Domänenkammer gegen Einkaufsgeld als Eigenthum austhun. Das ist kein Bauernlegen, wie Knapp meint, sondern ist eine Maßregel, die gerade auf die Erzeugung eines kräftigen Bauernstandes hinausgeht. Die Domänenbauern waren ökonomisch in einer so üblen Lage, ihre Güter meist so klein, ihre Fähigkeit zur wirthschaftlichen Selbständigkeit so zweifelhaft, daß es sehr fraglich war, ob sie sich als Eigenthümer ohne Staatsunterstützung zu halten vermögen würden. Der Plan der Immediatcommission hätte dazu geführt, daß nur die wirklich lebensfähigen erhalten blieben und die neuen Ansiedler, denen man natürlich nicht zu kleine Parcellen hätte zuweisen dürfen, wären wirthschaftlich voraussichtlich noch kräftiger gewesen. Der Staat, die Gesammtheit konnte also nur gewinnen, auch abgesehen davon, daß der bedrängten Staatskasse eine nicht unerhebliche Einnahme zugeführt wurde. Aber zwei große Rechtsverletzungen schließt der Plan ein: der Staat fängt damit an, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, ohne den Bauer zu fragen, ob er auf diese Bedingungen hin auch Eigenthum erwerben will und er treibt die Bauern, welche diese Bedingungen nicht aushalten,

aus einem Besitz, der ihnen erblich zugesichert war. Man wird es also begreiflich finden, daß Stein auf diesen Plan nicht einging. Ob aber das schließliche Resultat für die Bauern besser war, als das, was Schön geplant hatte, ist fraglich. Denn die Verordnung vom 27. Juli 1808, welche den „Immediateinsassen" im Königreich Preußen sämmtlich das Eigenthum ihrer Stellen verlieh, legte ihnen, unter Wegfall aller bisherigen Leistungen des Staats so hohe Lasten auf, daß sie nur in den allerkümmerlichsten Verhältnissen leben konnten und Wlömer schon nach wenigen Jahren fast Grund zu haben glaubte, den Anstoß, den er gegeben, zu bereuen. Eigentlichen Gewinn — und zwar einen sehr hohen — machte der Staat, dessen Einnahmen durch den Wegfall seiner bisherigen Verpflichtungen außerordentlich stiegen. Volkswirthschaftlich ist jedenfalls ein ungeheurer Fehler bei der Verordnung mit untergelaufen. Man gab den Bauern keinen Wald und während, wenn Krapp genau berichtet hat, Schön ihnen blos den bisherigen Bezug von Bauholz aus den Königlichen Forsten nehmen wollte, nahm ihnen die Verordnung auch den Bezug von Brennholz und beseitigte auch alle ihre übrigen Servituten auf den Wald. Die Gesichtspunkte, welche das für den Fiscus und für die Forstleute sehr wünschenswerth machten, liegen auf der Hand, allein die traurigen Zustände so vieler Dörfer im Osten der Monarchie sind gerade aus dieser Maßregel zu erklären. Die Einsicht in die Unentbehrlichkeit des Waldes für eine Dorfgemeinde scheint indessen auch später in Preußen nicht zum Durchbruch gekommen zu sein; man würde sonst z. B. mit der Gesetzgebung in Kurhessen während der Dictaturperiode vorsichtiger vorgegangen sein.

Viel wichtiger aber war natürlich die Ordnung der Verhältnisse der Privatbauern und am Dringendsten war die Schaffung endgültiger Bestimmungen hinsichtlich derer mit nicht erblichem Besitz. Bei Berathung der versprochenen Instructionen für die Kammern prallten die Gegensätze der Interessen und der staatswirthschaftlichen Anschauungen noch einmal hart aufeinander. Den Bauernschutz in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten war natürlich unmöglich, ihn vorläufig festzuhalten und streng durchzuführen ging vielfach praktisch nicht an, da namentlich in Ost- und Westpreußen viele Gutsbesitzer einfach nicht im Stande gewesen wären, die devastirten Höfe wieder auszurüsten und neu zu besetzen; die Gutsbesitzer schlossen daraus, man solle ihnen die Einziehung alles lassitischen Bauernlandes gestatten, wogegen sie sich, die alten populationistischen Grundsätze bei der Staatsverwaltung noch immer voraussetzend, erboten, statt der Bauern eine entsprechende Anzahl Büdner anzusetzen. Auf diesen Standpunkt stellte sich der Minister von Schrötter, der zunächst mit der Bearbeitung der Frage betraut worden war, und verbrämte ihn mit einigen theoretischen Wendungen, die, an sich völlig richtig, auf die gegebenen Zustände gar nicht paßten. In den Provinzen, welche weniger vom Krieg gelitten hatten, wäre voraussichtlich das ganze lassitische Bauernland zu den Vor-

werken geschlagen worden. Darum verwarf Stein diesen Plan ohne Weiteres und beauftragte die Immediatcommission mit der Ausarbeitung eines neuen, und so kam die Sache wieder in die Hände von Schön. Der näherte sich nun keineswegs, wie gemeint worden ist, nothgedrungen dem Standpunkte Steins — eine solche Annahme kann nur hegen, wer seinen Charakter nicht genügend kennt — sondern er entwickelte unter einigen Verbeugungen gegen die theoretischen Auseinandersetzungen Schrötters etwas ganz Neues. Er will offenbar einen kräftigen Bauernstand schaffen und doch nicht in die Privatrechte der Gutsbesitzer und noch weniger in die ihrer Gläubiger eingreifen. Infolge dessen unterscheidet er zunächst zwei Arten von nicht erblichem Bauernland, altem und neuem, wobei er für Ostpreußen 1752, für Westpreußen 1774 als Normaljahre annimmt. Die seit jenen Jahren auf Ritteracker angelegten Bauernstellen sollen der Zusammenschlagung und Einziehung (natürlich vorbehaltlich civilrechtlicher Ansprüche der zeitigen Besitzer) unbedingt unterliegen, das ältere Bauernland soll aber nur so weit zu Vorwerksland gemacht werden dürfen, als gleichzeitig eine ebenso große Fläche in Gütern von mindestens 4 Hufen in der Niederung, 8 Hufen in der Höhe erblich ausgethan würde. Das ging weit über Steins ursprüngliche An- und Absicht hinaus, der nur an die Regelung der devastirten Höfe gedacht hatte, es war, wie oben bemerkt, ein tabula rasa-Machen, aber die letzte Bestimmung lag durchaus in der Richtung von Steins Ideal eines Bauernstandes und die erste zwang sich förmlich auf, wenn man — insbesondere bei dem fortdauernden Indult — die Hypothekengläubiger der Rittergutsbesitzer und die Pfandbriefinhaber nicht schädigen wollte. Das Ganze aber war wieder so gehalten, daß auch eine Schädigung der Rittergutsbesitzer vermieden war, indem den Verlusten, die sie nothwendig erleiden mußten, doch auch große neue Vortheile gegenüberstanden. Schön ist auch hier wieder durchgedrungen; die Instruction vom 14. Februar 1808 für Ost- und Westpreußen und Litthauen beruht auf den von ihm entwickelten Grundsätzen und ist von ihm entworfen*). Sie ist dann auch das Vorbild für die späteren Verordnungen für Schlesien, Pommern und die Marken geworden. Tadel haben diese Verordnungen vielfach gefunden. Der Adel war außer sich, daß er nicht alles Bauernland sollte einziehen dürfen, von anderer Seite wurde beklagt, daß die Einziehung so vieler Bauernstellen gestattet worden sei. Man könnte sagen, diese beiden Vorwürfe höben sich auf; man kann mit noch mehr Recht bemerken, sie seien unter den obwaltenden Verhältnissen Beide auch an sich unbegründet gewesen. Denn der Wegfall des Bauernschutzes war ein großer

*) Wer sich an einem schlagenden Beispiel überzeugen will, welch' ein unzuverlässiger Schriftsteller Pertz gelegentlich sein kann, der möge seine Darstellung Steins Leben II. S. 21 f. vergleichen. Er zieht nicht einmal den Inhalt der Verordung richtig aus.

Gewinn für die Rittergutsbesitzer; seine strenge Durchführung im damaligen Zeitpunkte würde sie zum großen Theil ruinirt haben. Der Staat war damals nicht in der Lage, sie dabei zu unterstützen, wie Friedrich d. G. nach dem siebenjährigen Kriege gethan hatte. Den Bauern wurde aber kein Recht genommen, das sie als Einzelne damals besaßen und die Noth der Zeit sorgte dafür, daß es auch mit der Einziehung zu Vorwerksland nicht so hastig ging, wie Manche gehofft oder gefürchtet hatten. Daß aber das nothwendige Complement der Reform, die Beseitigung des befestigten Grundbesitzes, nicht in's Leben trat, daran trifft nicht Schön die Schuld. Es bleibt die Frage nach dem Schicksal der Bauern, die ihre Stellen verlieren sollten. Man braucht sich nicht mit dem Hinweis zu begnügen, daß die spätere Gesetzgebung ihnen kaum mehr gebracht habe. Sie haben das Hauptcontingent zu dem heutigen Stande der Landarbeiter rechts von der Elbe gestellt. Ihr und ihrer Kinder Loos war und ist kein beneidenswerthes. Allein eine unparteiische Betrachtung muß anerkennen, daß sie nicht nur rechtlich, sondern auch materiell nicht geschädigt wurden. Auch abgesehen von der persönlichen Freiheit, die sie erlangten, ist das Schicksal eines ostpreußischen Instmannes oder Häuslers ein glücklicheres, als das des kleinen Pachtbauern vor der Reform, der im tiefsten Grunde auch weiter nichts war, obwohl er mehr Land bewirthschaftet.

Indessen, wie das Edict vom 9. October 1807 nur „die Basis“ weiterer Reformen sein sollte, so konnten auch diese Verordnungen nur provisorische Bedeutung haben, bestimmten sie doch garnichts für den Fall, daß der Gutsherr überhaupt kein Land einziehen wollte und waren die Verhältnisse der Bauern mit erblichem Besitz doch auch einer Neuregelung dringend bedürftig. Die Lösung dieser Fragen aber fiel neuen Männern zu. Stein ward gestürzt, ehe er diese wichtigen Dinge hatte angreifen können, Schön trat in provinziale Verhältnisse zurück, und Altenstein und Dohna waren keiner der dringenden Aufgaben des Staates gewachsen. Es trat eine Art von Reaction gegen die ruhmreichen Tendenzen der unmittelbar vorhergehenden Jahre ein und die Männer der alten Zeit gewannen einigermaßen wieder Oberwasser. Dazu trug bei, daß der Regierungssitz wieder von Königsberg nach Berlin verlegt ward; man weiß, wie oft es als ein Unglück empfunden worden ist, daß dieser Ort in der Kurmark liegt. Ganz aus dem Auge verloren aber wurde die Bauernfrage nicht. Die ersten Gesichtspunkte für ihre fernerweite Lösung stellte ein blutjunger Mann auf, der Regierungsassessor Friedrich von Raumer. Ueberblickt man das lange, mannigfach bewegte Leben dieses vielseitig thätigen Mannes, so wird man ihm wohl beistimmen dürfen, wenn er sich in seinem 80. Lebensjahre glücklich pries, die Laufbahn des Beamten frühzeitig mit der des akademischen Lehrers vertauscht zu haben; er würde, so meinte er, am grünen Tisch verkümmert, höchstens alljährlich nach Karlsbad oder Teplitz gereist und doch längst gestorben sein. Erwägt

man auf der anderen Seite, welche klägliche Rolle er als Gesandter des deutschen Reiches in Paris gespielt hat, so könnte man sich versucht fühlen, auch den Staat glücklich zu preisen, daß er sich seinem unmittelbaren Dienste so bald entzog. Und dennoch: wer den aufstrebenden jungen Mann genauer betrachtet, wird sich sagen müssen, daß Preußen in diesem jungen Anhaltiner eine ganz hervorragende Kraft auf dem Gebiete der Verwaltung besessen und sich hat entgehen lassen. Noch wenige Jahre in der Schule Hardenbergs und er hätte in einem vorwärtsstrebenden Staate selbständig eine fruchtbare und segensreiche Thätigkeit zu entfalten vermocht; in einem verknöcherten wurde er im Verkehr mit durch und durch unpolitischen Kreisen jene Gestalt, als die er vor uns steht. Damals nun, im Frühjahr 1810, führte ihn die Bearbeitung der mit der Gemeinheitstheilung zusammenhängenden Fragen auf die nach der „Regulirung" der Bauern. Er beantragte, in Gemeinschaft mit dem Regierungsrath Heinsius, seinem Collegen an der Potsdamer Regierung, die Stellen der Privatbauern in dienstfreies Eigenthum zu verwandeln. Das war freilich an sich nichts Neues; die Gemeinheitstheilung mußte nothwendig dahin führen. Allein während in den bis dahin vorliegenden Entwürfen verlangt worden war, daß die erblichen Bauern für die Aufhebung des Obereigenthumsrechtes ein Viertel ihrer Grundstücke abgeben sollten, zeigte Raumer, daß das Obereigenthumsrecht an sich gar keinen besonderen Werth habe, indem die Verpflichtungen, die es auferlegte, allen daraus erwachsenden Nutzen so ziemlich aufhöben, daß es also durchaus ungerecht sein würde, den Bauern für seinen Wegfall um einen so bedeutenden Theil seines Landes zu bringen und daß überdies dann viele bäuerliche Wirthschaften, bei dem Fortbestand der Dienste, garnicht mehr weiter zu halten sein würden, also ihre Besitzer zu Tagelöhnern herabsinken mußten. Diesen Ansichten stimmte Dohna zu; er gedachte sie bei der Bearbeitung des Gesetzes über Gemeinheitstheilungen zu verwerthen. Das war aber recht weitaussehend; in rascheren Fluß gerieth die Sache erst seit der Ernennung Hardenbergs zum Staatskanzler. Hardenberg brachte neues Leben in die stockende Reformthätigkeit. Es geschah in einem Geiste, welcher von dem der Stein'schen Periode nicht unwesentlich verschieden war, allein es war doch wieder Geist und Leben. Wie man auch über die Zweckmäßigkeit von Hardenbergs Maßregeln im Einzelnen denken mag, Großartigkeit und Zielbewußtheit kann man ihnen nicht absprechen. Hardenberg erscheint doppelt bewunderungswürdig, wenn man die damaligen äußeren Verhältnisse de Staates bedenkt, welche viel verzweifelter war, als nach dem Frieden voi Tilsit. Hardenberg war in einer üblen Lage: die fähigsten Köpfe, ein Schön, ein Niebuhr versagten sich ihm, da sie seine einzelnen Pläne nicht billigten und er ihnen nicht diejenige Stellung einräumen wollte, welche sie ihrerseits fordern mußten oder fordern zu sollen glaubten. So sah er sich auf Männer zweiten Ranges und auf junge, aufstrebende Köpfe angewiesen.

Wie Andere, so zog er auch Raumer in seine unmittelbare Nähe und dieser erlangte rasch eine ungemein einflußreiche Stellung. Der Staatskanzler machte ihn zum Mitglied einer außerhalb des gewöhnlichen Behördenorganismus stehenden Commission, welcher auch die Regulirungsfrage übertragen wurde. Sie sollte jetzt selbständig, getrennt von der sonstigen Culturgesetzgebung, erledigt werden. Hier hat nun Raumer einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, welcher, kühn wie er war, doch alle Bedingungen des Problems löste und dessen Gerechtigkeit sich kaum bezweifeln läßt. Er unterschied zwischen erblichen und lebenslänglichen Besitzern auf der einen und Zeitpachtbauern auf der anderen Seite. Die ersteren sollen sofort zu Eigenthümern erklärt werden und dann soll zwischen dem Bauern und dem Gutsherrn eine Auseinandersetzung über die beiderseitigen Rechte und Lasten stattfinden; für den Ueberschuß soll eine Entschädigung in Land, Rente oder auf andere Weise statthaben; ist die Auseinandersetzung vollendet, so gehen die Bauerngüter in den freien Verkehr über. Die Zeitpachtgüter sollen in der bisherigen Lage bleiben, aber dem Gutsherrn soll es freistehen, wenn er die Hälfte davon an beliebige Abnehmer zu Eigen giebt, die andere Hälfte, nach Erledigung der bestehenden Besitzrechte einzuziehen oder zu veräußern. Geschieht das, so soll auch für diese Güter der Bauernschutz aufhören.

Warum dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist? Es ist eine merkwürdige Geschichte. Der heftige Widerstand, welche seine Reformprojecte bei dem Feudaladel fanden, hatte Hardenberg veranlaßt, eine Versammlung von „Landesdeputirten" zu berufen und dieser wurde der Regulirungsplan vorgelegt. Diese Landesdeputirten, oder, wie man sie nachher hieß, die „Nationalrepräsentation" hatte die Geschichte so gut wie vergessen; Alfred Stern hat sie förmlich neu entdeckt. Man hat erst seitdem allerlei Bemerkungen von Zeitgenossen, welche sich auf sie bezogen, wieder verstehen gelernt und dann auch noch mancherlei Neues über sie erfahren: es ist meist nichts Gutes. Es war eine Versammlung etwa von dem Charakter des heutigen Herrenhauses, obwohl acht vom König erwählte Bauern unter den ursprünglich 45, später 64 Mitgliedern waren. Raumer war damals schon im Begriffe, nach Breslau abzugehen, die Vertretung des Entwurfs wurde dem Kriegsrath Scharnweber übertragen, welchen der Staatskanzler schon in Ansbach um sich gehabt hatte. Hardenberg hat sich leider selbst um die Einzelnheiten wenig bekümmert; sein Interesse und seine Kraft waren auch jetzt in erster Linie den auswärtigen und den allgemeinen Verhältnissen zugewandt. Scharnweber, dem u. A. auch Thaer zur Seite stand, widmete sich seiner Aufgabe mit Talent und Hingebung. Er wollte die bestehenden Bauern erhalten, er war ein Feind jenes tabula rasa-Machens, wie es Stein und Schön vorschwebte. Der jetzige Entwurf hatte also seine ganze Sympathie und er wäre im Interesse der Pachtbauern gern noch weiter gegangen. Allein die Landesdeputirten wollten

von dem Allen gar nichts wissen; sie sahen bloß ihre Rechte und übersahen ihre Lasten; ihr Ideal war der Zustand vor 1807. Sie drangen durch; ihre Vorschläge sind es, welche in dem Regulirungsedict vom 14. September 1811 ihre Verkörperung erfahren haben. Der Raumersche Entwurf wurde geradezu auf den Kopf gestellt. Die Bauern mit dem lebenslänglichen Besitz wurden mit den Zeitpachtbauern zusammengeworfen; die Eigenthumsverleihung sollte nicht sofort, sondern erst nach der Auseinandersetzung stattfinden; was aber die Hauptsache war, es sollte keine Auseinandersetzung von Fall zu Fall eintreten, keine individuelle Abschätzung von Rechten und Pflichten, wobei es nicht völlig ausgeschlossen gewesen wäre, daß der Bauer unter Umständen ohne Entschädigung Eigenthümer geworden wäre, oder gar in einzelnen Fällen noch etwas herausbekommen hätte. Vielmehr bestimmt das Edict bekanntlich, daß erbliche Wirthe ein Drittel, nicht erbliche die Hälfte ihrer Grundstücke an den Gutsherrn abzutreten haben, um Eigenthum und Dienstfreiheit zu erlangen.

Dieses Gesetz hat neben hohem Lobe allzeit auch den heftigsten Tadel erfahren. Die Einen hielten es für einen unerlaubten Eingriff in das Privateigenthum, und einen solchen Eingriff enthält es ohne Frage, im Gegensatz zu dem Raumerschen Entwurf, in Bezug auf die Pachtbauern, die Anderen haben es getadelt und tadeln es — gleichfalls mit Recht — wegen der ganz unbegründeten Begünstigung des Gutsherrn, Dritte endlich werfen ihm vor, daß es die regulirten Bauernwirthschaften, indem es den Bauern Land nahm, statt ihnen eventuell eine Rente aufzuerlegen, so klein gemacht habe, daß sie sich zum großen Theile nicht halten konnten, daß die Bauern vielfach zu Arbeitern herabsanken und der Latifundienbildung vorgearbeitet wurde. Endlich darf man nicht vergessen, daß es Gutsbesitzer genug gab, die durch das Land, welches ihnen durch die Regulirung überwiesen wurde, geradezu in Verlegenheit gesetzt wurden. Zu den Haupttadlern gehörten Stein und Schön. Wir sind nicht in der Lage, ihre Ausstellungen im Einzelnen zu würdigen, da ihre Ansichten nicht im Zusammenhange vorliegen; aus Adelsgesichtspunkten gingen sie jedenfalls nicht hervor. Schön hatte noch speciell zu beklagen, daß man eine Reihe auch für die Bauern wichtigster Reformen, welche das politische Testament Steins angedeutet hatte, vor Allem die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, nicht in Angriff nahm. Er führte das auf die freiherrlichen Gefühle Hardenbergs zurück.

Ueberhaupt scheint die öffentliche Meinung weder damals noch später mit dem Edict vom 14. September recht zufrieden gewesen zu sein. Wenn das Comité der ostpreußischen Stände im April 1814 seine Aufhebung forderte und sich dabei — allerdings auch aus anderen Gründen — gegen Scharnweber wandte, der doch nur sehr theilweise dafür verantwortlich ist, so hat noch in den dreißiger Jahren Preuß darüber zu klagen, daß man den Segen der Agrargesetzgebung seines Königs nicht überall einsehe. Die Motive dieser Opposition oder richtiger dieser Oppositionen im Einzelnen

zu entwirren, ist nicht durchweg leicht; wir treffen auf die allerverschiedensten Gesichtspunkte. Ein Theil des Tadels traf auch das gleichzeitig erlassene Gesetz über die Beförderung der Landescultur, das uns hier nicht berührt; wer ein vollständiges eigenes Urtheil gewinnen will, wird zugleich den damaligen Stand der auswärtigen Angelegenheiten nicht übersehen dürfen. Wenn indessen die Rittergutsbesitzer sich vielfach bedrückt fühlten, so konnten sie doch nicht eigentlich behaupten, daß man den Bauern zu viel gewährt habe, und wir müssen im Gegentheil sagen, daß das Edict von 1811 einen großen Erfolg der Gutsherren darstellt.

Sie errangen dann einen zweiten, für die künftige Gestaltung aller Wirthschaftsverhältnisse noch wichtigeren durch die „berüchtigte" Declaration vom 29. Mai 1816, welche dem Einflusse Schuckmanns verdankt wird. „Sie eröffnete", sagt Gervinus, „die viel verspotteten Zeiten der wechselnden Gesetzeserläuterung in Preußen". Die Aufhebung des Regulirungsedicts, welche sie mit Bestimmtheit erhofft hatten, konnten die Gutsherren zwar nicht erreichen, allein unter dem Vorwande, es zu erläutern ward es verkümmert. Die Declaration beseitigte den letzten Rest des Bauernschutzes und hob zugleich die Regulirbarkeit für die nicht spannfähigen Laß- und Pachtbauern auf und für die spannfähigen, soweit sie nicht katastrirt oder nach den seiner Zeit von Schön aufgestellten Normaljahren errichtet waren oder nicht unter Besetzungszwang gestanden hatten.

Damit endet die Geschichte der eigentlich so genannten Bauernbefreiung in Preußen; es beginnt eine neue Entwickelung, die bis zur Revolution von 1848 dauert und eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse auf dem platten Lande, unter deren Einwirkung wir noch heute stehen. Wie die heutigen Landarbeiter in den östlichen Provinzen Preußens entstanden sind, aus welchen Theilen der früheren Bevölkerungsclassen sie sich zusammensetzen, wie ihre Lage sich im Einzelnen gestaltet und umgewandelt hat, das zu betrachten, fällt außerhalb unserer Aufgabe, obwohl es in dem Buche Knapps eine der Hauptsachen ist. Den Hergang der Dinge in der großen Reformperiode vermögen wir jetzt in seinen Umrissen zu überschauen, ihn im Einzelnen völlig zu verstehen, bleibt schwierig, da uns die Geschichte so vieler anderer Fragen noch nicht völlig klar ist. Wir sehen aber jedenfalls auch hier keine reine Entwickelung, sondern, wie bei so vielen gesetzgeberischen Reformen in Preußen, ein Abbrechen des Begonnenen und später eine Fortsetzung auf ganz anderer Grundlage. Fehler sind ohne Frage vielfach begangen worden, indessen kaum mehr, als bei solchen vollständigen Umgestaltungen bestehender Verhältnisse begangen zu werden pflegen; daß die Gesammtreform so bald in's Stocken kam, so daß sogar die Erinnerung an das königliche Versprechen verfehmt ward, das hat auch dem preußischen Bauernstande größeren Schaden gebracht, als die Mängel einzelner Gesetze.

Jugenderinnerungen.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Wenn das Alter naht, und der Wanderer merkt, daß es nicht mehr aufwärts, sondern bald rapide bergab geht, dann wagt das Auge nicht mehr nach Zukunftsgefilden auszuschauen, wendet sich dagegen gern rückwärts, wo sich bisweilen Perspectiven der Vergangenheit in freundlichem Sonnenlicht ausbreiten. Je mehr aber die Seele sich in die verflossenen Zeiten vertieft, desto klarer treten diese vor uns hin, und desto unwiderstehlicher wird der Drang, aus den wechselnden Bildern dasjenige herauszuheben, was vielleicht des Aufbewahrens werth ist, was auch Fernstehenden als etwas allgemein Menschliches und doch wieder Besonderes ein Interesse gewähren könnte. So habe ich mich denn entschlossen, aus meinen Lehr- und Wanderjahren Einiges mitzutheilen, was vielleicht Manchem unter den Vielen, welche mich seit einem Vierteljahrhundert zum Führer in die Kunstgeschichte erwählt haben, von Werth erscheinen könnte. Das Werden des Menschen ist ja stets ein interessanter Proceß, sicher so fesselnd wie das Keimen, Wachsen und Blühen der Flora im Frühling; so mag es vielleicht auch nicht werthlos sein, wenn ich erzähle, wie ich zu einer Zeit, als das Wort „Kunstgeschichte" noch kaum erklungen war, zum Kunsthistoriker ward.

Wenn ich meiner Erzählung einen Abschnitt aus der Selbstbiographie meines Vaters vorausschicke, die dieser im hohen Alter auf meinen Wunsch niederschrieb, aber leider nicht vollendete, so glaube ich nicht blos den

Boden deutlicher zu zeichnen, aus dem ich hervorwuchs, sondern auch für den tüchtigen, aus den schwierigsten Verhältnissen durch eigene Kraft sich herausarbeitenden, nach einem hohen Ideale mit nie ermattender Begeisterung ringenden Mann ein warmes Interesse voraussetzen zu dürfen. Außerdem aber gewährt seine schlichte, anspruchslose Erzählung einen merkwürdigen Beitrag zur Culturgeschichte der ersten beiden Decennien unseres Jahrhunderts, besonders zur Würdigung der damaligen Verhältnisse der Volksschule und ihrer Lehrer.

I.

Aus dem Leben eines Volksschullehrers.

Am 3. Januar 1798 wurde ich, Peter Lübke, in Balve, einem Städtchen des ehemaligen Herzogthums Westphalen, geboren und am 6. ejusd. in der dortigen Pfarrkirche getauft. Meine Eltern waren Franz Wilhelm Lübke und Anna Gertrud Kremer aus Grevenstein. Mein Vater war seines Geschäfts ein Strumpfwirker, wobei er Wollspinnerei und Färberei betrieb. Er war ein ganz schlichter, aber sehr fleißiger und thätiger Mann, der vom frühesten Morgen bis zum späten Abend arbeitete. Sein Geschäft verstand er gründlich und seine Kunden bediente er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Billigkeit; übrigens war er ohne Schulbildung. Etwas Schreiben konnte er, aber vom Zifferrechnen verstand er nichts. Von Buchführung war daher keine Rede, obgleich er sehr viele Kunden bediente. Sein vorzügliches Gedächtniß ersetzte die schriftlichen Notizen. Bei größeren Schulkenntnissen hätte er das Geschäft sehr ausdehnen und einen bedeutenden Gewinn erzielen können. Aber zum Reichwerden hatte er keine Anlage. Meine Mutter war hingegen eine sehr kluge, verständige, religiöse und tugendhafte Frau. Dabei war sie überaus häuslich, arbeitsam, fleißig, sparsam, ohne Knauserei und Geiz, ja sie war überaus mildthätig, theilnehmend, hülfreich. In der ganzen Nachbarschaft holte man bei ihr Rath, Trost und Hülfe. Da wir zwei Gärten und einige Morgen Ackerland bewirthschafteten, so hielten wir eine Kuh und mästeten jährlich zwei Schweine. Allein die Mutter besorgte die ganze Haushaltung und die Gärten ohne Magd. Des Nachts flickte sie die Kleider für die Kinder, von vier Knaben, von denen ich der älteste war. Und trotz ihrer vielen Arbeit brachte sie uns Kinder, als wir noch klein waren, selbst zu Bette und ließ uns knieend das Abendgebet verrichten, das ich noch auswendig weiß. Dabei ging sie jeden Morgen zur heiligen Messe und nahm uns Kinder, ehe wir in die Schule gingen, mit. „Wir wollen uns in der Kirche den Segen Gottes holen," pflegte sie dann zu sagen, „denn an Gottes Segen ist Alles gelegen." In unserem Hause herrschte die größte Liebe und Eintracht zwischen Vater, Mutter und Kindern. Ich habe nie gehört, daß zwischen den Eltern ein unfreundliches Wort vorgefallen wäre. Der Vater bekümmerte sich nur um sein Geschäft, und nicht um die Er-

ziehung der Kinder; diesen widmete sich aber die Mutter mit der größten Sorgfalt, und darin hatte sie eine besondere Gabe. Ein ernster Blick von der Mutter rührte mich mehr, als ein Tadel vom Vater. Ich erinnere mich nie, eine körperliche Züchtigung erhalten zu haben.

Als ich 5¼ Jahr alt war, wurde ich in die dortige Elementarschule gebracht, worin ich lesen, schreiben, biblische Geschichte und den Katechismus lernte. Andere Gegenstände kamen nicht vor, weder Rechnen noch deutsche Sprache, noch weniger andere Realien. Der Lehrer, Schelte mit Namen, war dem Trunke ergeben. Am Nachmittage schlief er regelmäßig in seinem Lehnstuhle, während der ganzen Schulzeit. Da nun jeder Schüler einzeln an den Katheder treten und seine Lection aufsagen mußte, so beeilte sich Jeder, dieses während seines Schlafes zu thun; alle Schüler waren aber mäuschenstill, um den Lehrer nicht zu wecken; denn wenn er aufwachte, war er mißgestimmt und es gab Ruthenhiebe, zu welchem Zwecke er mehrere Birkenreiser zusammengebunden hatte. Daß man in einer solchen Schule nicht viel lernte, liegt klar auf der Hand. Als ich 10¼ Jahr alt war, kam ich zur ersten heiligen Communion und wurde dadurch der Schule entlassen, weil der damalige Pfarrer Brunswicker sagte, ich könnte in der Schule nichts mehr lernen. Das mochte sein; aber meine damaligen Schulkenntnisse erreichten, im Vergleich zur jetzigen Schulbildung, nicht die eines 8—9jährigen Schülers; ja im Rechnen sind diese viel weiter, weil bei uns kein Rechnen vorkam.

Als ich nun der Schule entlassen war, sollte ich meines Vaters Geschäft erlernen, wozu ich gar keine Lust hatte. An nichts hatte ich mehr Freude, als am Lernen; aber meinem Vater waren die Gelehrten zuwider, und ich mußte mich fügen. Ich bat ihn, mich zu einem Vicar Schmale zu schicken, der Knaben im Lateinischen, Französischen und Rechnen unterrichtete und die Schüler bis zur Secunda eines Gymnasiums brachte; aber auf vieles Bitten meiner Mutter gab der Vater nun zu, daß ich einige Rechnenstunden nahm und die vier Species in reinen Zahlen rechnen lernte. Die übrige Zeit des Tages mußte ich Wollgarn spinnen und mir, als ich etwas mehr herangewachsen war, die Wolle dazu selbst zubereiten. Dabei mußte ich mit einem Esel, den wir hielten, das nöthige Brennholz aus dem Walde holen und das Futter für die Kuh und die Schweine aus den Gärten und dem Felde herbeischaffen. Auch mußte ich im Frühjahr Feldarbeit verrichten und im Herbste einernten, Kartoffeln ausgraben und nach Hause fahren und im Winter dreschen helfen. Als Eseltreiber kam ich mit Jünglingen in Berührung, die dasselbe Geschäft trieben. Diese verleiteten mich zum Tabakrauchen, welches ich dann heimlich trieb. Als dieses meine Mutter erfuhr, war sie ganz untröstlich, besonders darüber, daß ich das Rauchen heimlich und hinter ihrem Rücken getrieben hatte. Dieses ging mir an's Herz und ich versprach ihr, nie wieder zu rauchen. Dieses Versprechen habe ich auch treulich gehalten. Wenn ich in späteren

Jahren zum Rauchen animirt wurde, so war ich dessen eingedenk und überwand dadurch jede Versuchung. Als mein Bruder, der 1½ Jahr jünger war als ich, herangewachsen war, mußte er dasselbe thun und ebenfalls das Geschäft erlernen, wozu dieser aber Lust hatte. Ich bat nun meinen Vater, zu bestimmen, wie viel Garn ich jeden Tag liefern müßte; dann wollte ich das fertig schaffen, die übrige Zeit aber dann für mich studiren. Da setzte er mir dann, ein Pfund Garn zu liefern und die Wolle dazu selbst zuzubereiten. So viel brauchte ein Gesell nur zu liefern. Nun stand ich des Morgens um 5 Uhr auf und arbeitete in einem Zug fort, bis ich mein Quantum hatte, das ich oft schon um 2 Uhr Nachmittags abliefern konnte. Dann setzte ich mich hin, schrieb, zeichnete, rechnete, copirte Bilder und dergleichen. Das konnte nun mein Vater gar nicht leiden. Er sagte dann oft, wenn ich nicht mehr Lust zum Handwerk bekäme, müßte ich noch betteln gehen. Ich erwiderte auf diese Bemerkung nichts, fühlte aber in mir, daß ich zum Betteln keine Anlage hatte und hielt die Prophezeihung meines Vaters für nicht zutreffend. Er konnte es aber nicht leiden, daß ich meine Feierstunden zu meiner eigenen Ausbildung benutzte, und steigerte daher das Quantum, das ich liefern mußte. Allein auch dieses lieferte ich ohne Widerrede und benutzte dann die übrige Zeit zu meiner Ausbildung. Ich lieh mir Rechenbücher, Lehrbücher über deutsche Sprache, deren es damals noch wenige gab, und Zeichnungen, die ich copirte. Der Pastor lieh mir die Jugendschriften von Christoph Schmid und Campe, die mir sehr viel Belehrung verschafften. Die guten Lehren und Wahrheiten, die diese Werke enthalten, haben mir später als Lehrer noch große Dienste geleistet.

Alle Zeit, die ich von der Arbeit erübrigen konnte, verwandte ich auf mein Privatstudium. Keine Stunde, ja keine Minute durfte mir verloren gehen. Sogar während des Mittagsessens hatte ich ein Buch in der Hand, aß schnell meine Portion, damit ich Zeit gewann, etwas zu lernen. Ich hielt das Buch dann unter dem Tische, damit mein Vater es nicht sehen konnte. Sah er es dennoch, so wurde er unwillig; meine Mutter aber suchte ihn zu begütigen. Der ganze Sonntag vom Morgen früh bis zum Abend spät wurde darauf verwendet, mit Ausnahme der Zeit, in der ich die Kirche besuchen mußte, nämlich die Zeit des Hochamtes und des Nachmittagsgottesdienstes. Durch dieses Privatstudium brachte ich es so weit, daß ich meine Gedanken ziemlich sprachrichtig ausdrücken und schriftlich darstellen konnte. Auch hatte ich das Rechenbuch von Schlieper und Schürmann, die für Autodidacten gar nicht geschrieben sind, ganz durchgerechnet.

Die Extraction der Quadratwurzel machte mir die meiste Mühe, weil dazu nur die einfache Formel ohne Erklärung gegeben war.

Nachdem ich vierzehn Tage alle Versuche und Experimente vergebens angestellt hatte, fiel mir ein altes Rechenbuch aus dem vorigen Jahrhundert

in die Hände, worin eine Aufgabe über die Extraction der Quadratwurzel vollständig erklärt war. Dadurch lernte ich diese Rechnungsart. Aus Raff's Naturgeschichte lernte ich etwas Naturbeschreibung. An geographischen Lehrmitteln fehlte es mir ganz und gar. Wie erstaunte ich, als mir später ein Atlas zu Gesichte kam. Das Lernen wurde mir im Ganzen sehr leicht. Ich hatte ein vorzügliches Gedächtniß, sodaß ich das, was ich einmal gelesen oder gehört hatte, wieder erzählen konnte. Eine Predigt konnte ich vom Anfang bis zum Ende vollständig aufschreiben, was ich hauptsächlich meiner Mutter zu verdanken hatte, indem ich dieser jeden Sonntag, als ich noch nicht schreiben konnte, etwas aufsagen mußte. Ehe ich dieses gethan, bekam ich am Mittage nichts zu essen. Allein diese Uebung brachte mich so weit, daß ich später die ganze Predigt aufschreiben konnte. Hier habe ich wieder den alten Grundsatz der Pädagogen bewährt gefunden, daß man das Gedächtniß in der frühesten Jugend üben müsse. Ebenso ist es auch mit der Einbildungskraft. Bilder, die ich in meiner frühesten Jugend gesehen, stehen mir noch vor Augen. Daher soll man den Kindern recht früh aber nur gute und keine schlechten Bilder vorführen.

Dem Pfarrer habe ich oft am Montage die Predigt schriftlich gebracht, die er am Sonntage gehalten hatte. Als daher im Jahre 1813 in Grevenstein eine Somnambule, ein Mädchen von elf Jahren, auftrat, die in ihrem somnambulen Zustande predigte und immer Strafpredigten hielt, schickte mich der Pastor dahin, um die Predigten aufzuschreiben.

Besondere Freude hatte ich an der Musik, aber gar keine Gelegenheit, irgend ein Instrument zu erlernen; denn in dem ganzen Orte war nur der Küster etwas musikalisch, so viel, daß er in der Kirche die Orgel spielte. Ich kaufte mir nun einmal auf der Kirmeß eine kleine Pickelflöte und versuchte es, auf dieser Melodieen zu spielen. Allein trotz aller Versuche konnte ich dennoch Melodieen, die einen Umfang über fünf bis sechs Töne hatten, nicht herausbringen. Das hatte der Justizamtmann Hörster, der neben unserem Hause wohnte, gehört. Er ließ mich eines Tages rufen und sagte mir, daß er mich auf der Flöte unterrichten wollte. Wer war glücklicher als ich. Fast jeden Abend ging ich zu diesem gütigen Herrn und übte mich auf der Flöte, wozu er mir eine gründliche Anweisung gab. Dazu schenkte er mir eine D-Flöte mit drei Klappen. Er legte bei mir den ersten Grund zur Notenkenntniß. Es währte nicht lange, so konnte ich mit ihm schon leichte Duette blasen. Da er beim Pfarrer einige Zeichnungen von mir, die ich copirt, gesehen hatte, lieh er mir mehrere Kupferstiche, Porträts von Königen und Fürsten, Dichtern und Künstlern, die ich mit Tinte in Kupferstichmanier abzeichnete. Später bekam ich von einem Nachbar, einem Juden, der sich für mich interessirte, ein Stückchen Tusche geschenkt. Nun ging es noch besser. Nun zeichnete ich die Brustbilder von Schiller, Goethe, Mozart in Punktirmanier. Der

obengenannte Jude, Abraham Zimmermann mit Namen, nahm diese ohne mein Vorwissen mit nach Düsseldorf, weil er glaubte, ich hätte Anlage zur Kupferstecherkunst und brachte die Nachricht mit, daß man mich, da ich ohne Mittel war, unentgeltlich ausbilden wollte. Da in solchen kleinen Städten die Eltern, wenn sie über das Loos ihrer Kinder bestimmen wollen, immer erst den Pfarrer um Rath fragen, so trug auch meine Mutter, die so gern gesehen, daß ich meinem Triebe nach Ausbildung hätte folgen können, dem Pfarrer diesen Plan vor. Aber dieser war schnurstracks dagegen. Er sagte: Wenn Ihr Sohn Maler werden soll, dann kommt er in die weite Welt und da kann er leicht verdorben werden. Laßt ihn seines Vaters Handwerk lernen, dann hat er auch sein Brot. Das war meinem Vater aus dem Herzen gesprochen. Ich wurde nun um so mehr zum Geschäfte angetrieben. Da wir auch Strümpfe webten, so wurde ich nun auch dazu angehalten, und brachte es bald dahin, daß ich täglich 3 Paar Frauenstrümpfe oder 2 Paar Mannesstrümpfe weben konnte. Auch die Wollfärberei mußte ich erlernen, welches Geschäft mir aber, weil Urin dazu verwendet wurde, ganz zuwider war. Dafür aber brauchte ich den Esel nicht mehr zu treiben; das mußten meine jüngeren Brüder thun, deren ich noch drei hatte, von denen noch zwei leben, die das Geschäft des Vaters treiben und jetzt angesehene Bürger sind.

Trotz aller dieser Mühsale ging die Lust zum Lernen mir nicht verloren. Willig und ohne Murren verrichtete ich die Arbeiten, die mir der Vater aufgab, obgleich ich ihm oft erklärte, daß, sobald meine Brüder ihn unterstützen könnten, ich mich weiter ausbilden würde. Ein Ereigniß verhalf mir endlich zur Ausführung dieses Entschlusses. Im Jahre 1819 wurde ich militärpflichtig und da zu meiner Befreiung vom Militärdienste keine Gründe vorlagen, so blieb mir nichts Anderes übrig, als den bunten Rock anzuziehen, wogegen ich den größten Widerwillen hatte, weil mir dann keine Hoffnung blieb, meinen Zweck erreichen zu können. Meine Mutter war darüber ganz untröstlich. Sie berieth sich daher mit dem Pfarrer und dieser sagte, wenn ich mich dem Lehrfache widmen wollte, dann wäre es möglich, mich vom Militärdienste zu befreien; denn damals fehlte es an Elementarlehrern sehr, und der Regierungs- und Schulrath Sauer in Arnsberg eröffnete jedes Jahr im Monat Juli und August einen methodologischen Cursus von acht Wochen, um junge Leute zum Lehrfache vorzubereiten. Die Zöglinge mußten dann zwei oder drei Jahre diesen Cursus besuchen und den übrigen Theil des Jahres als Gehülfen unter einem Lehrer arbeiten, um sich im Schulhalten praktisch zu üben. Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit. Der Pfarrer gab mir ein Schreiben an den Regierungsrath mit und ich stellte mich zur Prüfung. Da kamen mir nun meine Privatstudien zu Statten. Ich bestand in der Prüfung und wurde in den Cursus von 1819, der im Juli und August abgehalten wurde, aufgenommen. Die Unterrichtsgegenstände waren: Lesen,

Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, etwas Geographie und Religionslehre, dann Methodik und Pädagogik. Durch Fleiß und Aufmerksamkeit suchte ich mir die Gunst meines Lehrers zu verdienen, was mir auch vollkommen gelang. Ich arbeitete meine Aufsätze, die alle pädagogischen oder methodischen Inhalts waren, mit Sorgfalt aus, und wenn ich beim Durchlesen des Aufsatzes nur ein Wort ausstreichen mußte, so schrieb ich den ganzen Aufsatz lieber noch einmal ab, als daß ich ihn verbessert abgegeben hätte. Nach beendigtem Cursus bekam ich das Zeugniß, daß ich einer Elementarschule selbständig vorstehen könne. Im Herbste desselben Jahres mußte ich unter die Musterung nach Iserlohn und wurde dort, weil ich noch keine Schule hatte, festgezogen und zur Garde nach Berlin geschrieben. Ich eilte nun nach Arnsberg, um meinem Gönner, dem Regierungs- und Consistorialrath Sauer, dies mitzutheilen. Dieser sagte mir die tröstlichen Worte: ‚Ich will dafür sorgen, daß Sie eine Schule bekommen und dann will ich mit dem General von Briesen sprechen, daß Sie unter der Departementscommission in Hagen frei werden.‘ Dies geschah und ich wurde frei.

Ich fühlte mich über die Maßen glücklich und eilte nun gleich nach Arnsberg, um meinem Erretter auf's Innigste zu danken. Kurz darauf bekam ich von diesem ein Schreiben, daß ich eine Lehrerstelle in Canstein, Kreises Brilon, zwei Stunden von Marsberg und ebensoweit von Arolsen, der Hauptstadt von Waldeck, annehmen möchte. Die Stelle sollte 129 Thl. gemein Geld und das Schulgeld von 40 Kindern à 1 Gulden einbringen. Das war für die dortige Gegend ein großes Gehalt. Die 129 Thl. bekam ich aus der gräflich v. Spiegel'schen Rentenkasse; es war das Gehalt für einen Burgcaplan, der aber nicht da war. Am 4. December 1819 reiste ich von meiner Heimat Balve ab, ging zu Fuß bis Arnsberg und von da mit der Post in der Nacht vom 4. bis zum 5. December bei strenger Kälte und tiefem Schnee, bis Bredelar; von da ging's dann wieder drei Stunden zu Fuß bis Canstein. Dieses war ein Dorf von wenigen Lehmhütten und fünf Bauernhäusern, deren Wände ebenfalls nur aus Lehm bestanden, mit dem Stammschlosse der Grafen von Spiegel zum Desenberg-Canstein. Das Schloß liegt auf einem Berge, an dessen Fuße eine große ausgedehnte Meierei lag, die 36 Pferde und 72 Kühe hielt und von einem Gutspächter, Amtmann Buttemeister, bewirthschaftet wurde. Auf dem Schlosse wohnten der Amtmann Philippi, als Geschäftsführer des Grafen, ein Rentmeister, ein Secretär und einige Domestiken. Das Dorf liegt in einem Thale an der Chaussee von Cöln nach Cassel. Dreimal in der Woche fuhr ein Postwagen diese Straße, und das Fuhrwerk nach Berlin passirte ebenfalls dieselbe, da sie damals die einzige war zwischen Cöln und Berlin. Das Schulhaus war ein einstöckiges Gebäude von Fachwänden. Die beiden Schulzimmer waren, das eine mit Quadern, das andere mit einem Gipsgußboden belegt. Das mit Steinen gepflasterte

eigentliche Schulzimmer lag nach Norden und war sehr kalt. Am 6. December wurde ich vom Pfarrer Kiffe in Heddinghausen in mein Amt eingeführt.

Wenn ich nicht eine so große Lust zum Lehrfache gehabt hätte, so hätte mir am ersten Tage beim Anblicke meiner Schüler der Muth sinken müssen; denn ein großer Theil derselben, besonders die Knaben, kamen im kalten Winter barfuß zur Schule, in grobe, schmutzige Leinewand gehüllt, die ehemals grau gewesen war. Die leinene Jacke ging bei den Knaben bis an den Bauch, und zwischen Hose und Jacke blieb eine Handbreit Raum, wo sich das Hemd oder der bloße Leib präsentirte. Bei den Mädchen reichten die leinenen Röcke bis ans Knie, und die Füße waren nackt, aber mit einer Kruste von Schmutz bekleidet. Ich glaubte, unter die Hottentotten gerathen zu sein. Ueberdies hatten die Kinder in 1½ Jahren keinen Lehrer gehabt und waren ganz verwildert. Bald gewahrte ich aber, daß es gutmüthige und folgsame Wilde waren, die sich culturfähig und empfänglich für den Unterricht zeigten. Mit großer Freude ging ich ans Werk, sie zu bilden und zu erziehen. Zuerst arbeitete ich darauf hin, daß sie mit Schuhen und Strümpfen zur Schule kamen. Das kostete viele Mühe, denn die Meisten waren zu arm, um Schuhe kaufen zu können. Diese erschienen daher in Holzschuhen. Am dritten Tage meines Dortseins, am 8. December, am Tage Mariä Empfängniß, bekam ich zuerst ein Bild von der Lebensweise dieser Menschen. In der ersten Zeit logirte ich in dem der Schule nahen Wirthshause, dem einzigen des Orts, dessen Besitzer der gräfliche Förster war; erst nachdem ich mir ein Bett angeschafft hatte, wohnte ich im Schulhause, speiste aber im Wirthshause.

Am Abende des genannten Tages fand ich in der großen Wirthsstube fast meine ganze Schulgemeinde. Die Männer spielten Karten und tranken Branntwein, die Mütter mit ihren Kindern auf dem Schoße sahen zu und tranken mit. Die meisten meiner Schüler waren auch gegenwärtig, sahen dem Kartenspiel mit Andacht zu und tranken ab und zu aus dem Glase des Vaters. Gegen 8 Uhr erinnerten die Mütter dann die Männer aufzuhören und nach Hause zu gehen. „Johannes et is Tied, latt us gohen!“ Aber Johannes erwiderte: „Drink no emol Lisbeth!“ Die Frau trank dann und wurde auf kurze Zeit wieder beruhigt. Meine erste Sorge war nun, die Kinder aus dem Wirthshause zu halten und dann auch auf die Mütter in dieser Beziehung zu wirken. Mit meinen Schülern war ich bald fertig, aber den Müttern konnte ich nicht beikommen.

Ich machte daher durch meine Schüler bekannt, daß ich an den Sonn- und Feiertagen von 3—5 Uhr in der Schule für Frauen und Jungfrauen Vorträge halten würde. Am nächsten Sonntage war die Schule ganz voll. Ich schilderte nun das Leben von tugendhaften Frauen und Jungfrauen, gab praktische Winke für Kindererziehung, machte sie aufmerksam auf gute Sitten und schlechtes Betragen, schilderte den Segen der ersteren und die schlimmen Folgen des letzteren und munterte sie dann

auf, das Gute zu wählen und das Böse zu verabscheuen. Am Schlusse wurde dann ein Choral, auch wohl ein anderes Lied eingeübt und gesungen. Nach kurzer Zeit ging keine Mutter mehr ins Wirthshaus. Ich gewann immer mehr Vertrauen bei diesen gutmüthigen Menschen. In jeder Angelegenheit wurde ich um Rath gefragt, und mein Rath wurde immer befolgt. Die Kinder lernten mit Lust und Eifer und keines versäumte je die Schule. Mit ganzer Seele hingen sie an mir. Sie zu bilden, war meine größte Lust und Freude. Am Sonntage versammelte ich sie in der Schule und führte sie nach Heddinghausen eine halbe Stunde weit zur Pfarrkirche, zu der vier Dörfer gehörten.

Als nun der Frühling herankam, erklärten die Bauern und Tagelöhner, daß sie ihre Kinder im Sommer nicht zur Schule schicken könnten, denn im Sommer hätten sie nie Schule gehabt, und das müßte auch jetzt so sein. Die Gründe, die sie dafür angaben, bestanden darin, daß sie im Sommer der Herrschaft Dienste leisten müßten. Ein Kötter, der ein oder zwei Pferde hielt, mußte 18 Spanndienste, die Tagelöhner 18 Handdienste thun und zu jeder Zeit dazu bereit sein. Die Dienste dauerten von Morgens 8—12 und am Nachmittage von 2—6. Ich sah wohl ein, daß die Eltern, wenn sie der Herrschaft dienten, ihre kleinen Kinder zu Hause nicht ohne Aufsicht lassen konnten; aber es lag auch klar am Tage, daß die Schüler das, was sie im Winter gelernt hatten, im Sommer wieder vergessen würden. Ich machte ihnen daher den Vorschlag, im Sommer von 5 Uhr des Morgens bis 8, und am Nachmittag von 12—2 Uhr Unterricht zu ertheilen, womit sie ganz zufrieden waren. Es fehlte dann auch kein Kind in der Schule, und die Absentenliste hatte nie ein Kind zu verzeichnen. Die Kinder hingen mit ganzer Liebe an mir und ich habe in 4½ Jahren nur einmal nöthig gehabt, ein Kind körperlich zu bestrafen. Im Sommer führte ich die Schüler an den zwei freien Nachmittagen in Feld und Hain und lehrte sie die heilsamen und schädlichen Pflanzen kennen. Ich war im ganzen Dorfe der Bauern Rathgeber, Arzt und Apotheker. Im Sommer suchte ich heilsame Kräuter und Blumen, Camille, Hollunder, Schafgarben, Wegbreit, Schleenblüthe, Wachholderbeeren und andere und verwendete sie bei Krankheiten. Die Kenntniß der Heilkräfte dieser Pflanzen verschaffte mir ein Werk, welches ich in der gräflichen Bibliothek fand unter dem Namen: „Böhmische Flora von Dr. Mattersteck". Diesem Werke verdanke ich die erste Anregung zur Botanik, die ich später jeden Sommer als ein Lieblingsstudium betrieb. Diese Bibliothek enthielt alle Werke, welche bis zum Jahre 1815 in der Literatur erschienen waren, vom ABC-buche an bis zum größten wissenschaftlichen Werke; denn der im Jahre 1815 verstorbenen Kammerpräsident von Spiegel, der zugleich Studienpräfect von der Universität Bonn war, hatte Alles angeschafft, was im Buchhandel erschienen war. Darunter waren sehr kostbare naturgeschichtliche Werke mit den getreuesten Abbildungen. Dieser Bibliothek, die mir

stets zu Gebote stand, verdanke ich meine meisten naturgeschichtlichen, historischen und pädagogischen Kenntnisse, weil auch fast sämmtliche erschienene Erziehungswerke darin enthalten waren. Für die Botanik brauchte ich das Linné'sche System und suchte nach demselben die Pflanzen zu bestimmen und kennen zu lernen.

Der Weg eines Autodidacten ist immer schwieriger und mühsamer als der eines Unterrichteten, doch ließ ich nicht nach, bis ich den Zweck erreicht hatte. Alle Stunden, die ich vom Tage erübrigen konnte, widmete ich dem Privatstudium. Ich hatte mir einen vollständigen Stundenplan gemacht, um genau zu wissen, was ich in jeder Stunde vornehmen wollte. Da mir nun bei der Botanik Latein nöthig war, ersuchte ich den Pastor Kisse in Hebbinghausen, mir Unterricht im Lateinischen zu geben, was dieser mit Freuden that. Ich ging nun am Nachmittage nach der Schule dorthin, und lernte mensa decliniren. Broeders Grammatik ward zu Grunde gelegt und ich brachte es in einem Jahre dahin, daß ich Cornelius Nepos mit ihm lesen konnte. Im dritten Jahre wurden Julius Caesar und später einige Reden von Cicero z. B. die gegen Catilina und andere gelesen, ebenso Cicero de amicitia, de senectute u. s. w. Da der Pastor früher Lehrer am Gymnasium gewesen war und eine Gabe zum Unterrichten hatte, so machte es ihm Freude, einen alten Schüler bearbeiten zu können. Auch freute es ihn, daß er auf dem einsamen Dorfe mit Jemand über wissenschaftliche Gegenstände sprechen konnte. Ich gewann in der lateinischen Sprache so viel Kenntnisse, daß ich später in Dortmund Schüler zur Tertia vorbereiten konnte. Der geistige Verkehr unter den vier Lehrern seines Pfarrbezirks bestand darin, daß der Pastor die Lehrer, die alle im vorgerückten Alter waren, in jedem Monate des Sommers einmal zusammenkommen ließ, wo ich sie dann mit der neuen Lesemethode (Lautirmethode) bekannt machen mußte. Wie dürftig es damals mit der Bildung der Lehrer stand, ist uns jetzt unbegreiflich. Selten fand man einen, der verständlich lesen und seine Muttersprache richtig schreiben und sprechen konnte. Nach der Schule trieben die meisten Ackerbau und pflügten mit ihren Kühen die Felder. Am Sonntage saßen sie im Wirthshause und spielten mit den Bauern Karten.

Die Lebensweise der Bauern war eine sehr dürftige und einfache. Von Martini bis Weihnachten wurden alle Tage zweimal blos Rüben gegessen, die zu Mittag gekocht und am Abend wieder aufgewärmt wurden. Einige Bauern kochten für die halbe Woche auf einmal. Von Weihnachten bis Ostern wurden in derselben Weise täglich zweimal Erbsen gegessen, die mit Rüböl mundgerecht gemacht waren, und von Ostern bis die frischen Gemüse herankamen, zweimal Linsen. Fleisch wurde nur an den vier Hauptfesten gegessen. Am Morgen wurden Kartoffeln gerieben, mit Salz gewürzt und an den Ofen geklebt; waren sie von einer Seite gar gebacken, so wurden sie umgedreht. Solche Kuchen nannte man Waffelkuchen. Während

des Backens der Kuchen briet man Erbsen und Roggen in einem Tiegel braun, mahlte dann die Mischung auf einer Kaffeemühle, goß Wasser darauf und fabricirte so den Kaffee, wozu dann die Waffelkuchen gegessen wurden. Anderes Brot kannte man in den meisten Häusern fast nicht; denn die kleinen Bauern, wenn sie auch zwei Pferde hielten, producirten nicht so viel Korn, als sie dem Gutsherrn als Pacht abliefern mußten. Eier und Geflügel, das man auferzog, mußte nach Arolsen zum Markte wandern. 20 Eier kosteten 2½ Sgr. Wer ein Schweinchen schlachtete, brachte Schinken und Speck nach Arolsen und begnügte sich mit den Würsten, die dann eine Sonntagsspeise wurden.

Ich hatte in dieser Beziehung ein besseres Loos. Ich logirte, resp. speisete im ersten Jahre in dem Wirthshause, dessen Besitzer, wie gesagt, gräflicher Förster war. Obgleich derselbe nun alles Wild, das er in der gräflichen Jagd schoß, abliefern mußte, so ging er mit seinem Sohne im Winter zur Nachtzeit in's Waldeckische, dessen Grenze von Canstein nur eine halbe Stunde entfernt war, und wo es von Hirschen und Rehen wimmelte. Aber nie kehrten sie zurück, sie hatten einen Hirsch auf dem Schlitten, den sie zu diesem Zwecke mitgenommen hatten. Da gab es denn in diesem Wirthshause den ganzen Winter hindurch Wildbraten, Mittags und Abends, vom Sonntage bis zum Samstage, so daß einem das fortwährende Essen von Wild zuwider ward und eine Mettwurst als Leckerbissen galt. Ein Pfund Hirschfleisch kostete 1 Sgr., denn man hatte keinen Absatz dafür. Im Dorfe konnte Niemand davon kaufen, weil dort gar kein Verdienst war. Ein Mann bekam täglich bei eigener Kost 3 Sgr. Tagelohn, eine Frau 1½, und doch fanden sie keine Arbeit. Das einzige Verdienst, was die Leute dort hatten, bestand darin, daß sie im Sommer Flachs zogen, diesen zu Garn spannen, das Garn zu Leinwand verwebten — in jedem Hause war ein Webestuhl — und die Leinwand nach Arolsen verkauften.

Mit der Familie des Amtmannes Philippi auf dem Schlosse, die zwei Kinder und mit der Familie des Amtmannes Büttemeister, die ebenfalls zwei Mädchen zur Schule schickten, verkehrte ich viel. Als dieser von der Erbärmlichkeit meines Kosthauses Kunde erhalten hatte, bot er mir an, bei ihm den Mittagstisch zu nehmen, worauf ich auch mit Freuden einging. Es war eine fein gebildete Familie, die mir auch zum Abendbrote Fleisch, Würste, Butter, Weißbrod in's Haus schickte, so daß ich meinen gesunden Appetit in reichem Maße befriedigen konnte. Das Beste dabei war noch, daß ich einen Freitisch hatte. Leider verließen diese guten Leute im Jahre 1822 die Pachtung und zogen fort. Ich war nun wieder auf mich selbst angewiesen. In einem benachbarten Kaffeehause ließ ich mir nun selbst das Mittagessen kochen und schaffte die nöthigen Sachen dazu an, wobei ich mich auch nicht gut stand. Am Abende begnügte ich mich mit einem Butterbrode oder auch einem Stück trocknen Brodes, wozu

ich ein Glas Wasser trank. Durch diese Lebensweise, besonders aber durch eine Erkältung, die ich mir im Winter bei tiefem Schnee und strenger Kälte auf dem Kirchwege und in der kalten Kirche, in der ich dann zwei Stunden mit nassen Stiefeln und eiskalten Füßen aushalten mußte, zugezogen, hatte ich meine Gesundheit so sehr ruinirt, daß ich keine Speise mehr vertragen konnte. Eine heftige Diarrhoe wechselte mit einer hartnäckigen Verstopfung periodisch ab. Dabei trat endlich ein so starker Schweiß ein, daß ich mich in einer Nacht mehrmals umkleiden mußte. Da dieses nun auf kaltem Zimmer geschehen mußte, so wurde die Erkältung immer heftiger. Bei meiner von Natur festen Gesundheit, die durch Abhärtung in der Jugend sich gekräftigt hatte, beachtete ich anfangs dieses Uebel nicht, bis ich endlich so hinfällig wurde, daß ich das Bett hüten mußte. Meine Verdauungsorgane waren so geschwächt, daß ich die leichtesten Speisen nicht mehr vertragen konnte. Alle Mittel, die ich dagegen selbst anwandte, fruchteten nichts, weil ich die Ursache des Uebels nicht erkannte. Im nächsten Sommer kam nun der Graf von Spiegel als Kaiserlich-Oesterreichischer Gesandter bei den Höfen Hannover und Hessen nach Canstein mit seiner Familie, und verweilte dort acht Wochen. Er ließ mich rufen und ersuchte mich, seinen beiden Kindern, einem Mädchen von 9, und einem Knaben von 7 Jahren, täglich zwei Stunden Unterricht zu geben. Da ich sehr leidend aussah, fragte mich der Graf, was mir fehle. Als ich ihm mein Uebel geschildert hatte, ließ er seinen Leibarzt rufen, damit er mich untersuche und behandle.. Dieser erklärte nun, daß ich eine sehr feste Gesundheit haben müsse, daß es aber jetzt die höchste Zeit sei, ernstliche Mittel zu gebrauchen, sonst würde die Schwindsucht eintreten und meinem Leben ein Ende machen. Jetzt schätzte ich erst den Werth des Lebens, brauchte die verordneten Mittel und wurde bald wieder hergestellt. Aber mit einer Schwäche der Verdauungsorgane habe ich mein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt. Die geringste Erkältung wirkt auf dieselbe und zieht nur Diarrhoe zu, und die Nachtschweiße haben mich bis auf den heutigen Tag nicht verlassen und waren in meinen dreißiger Jahren so stark, daß ich mich jede Nacht zwei bis dreimal umkleiden mußte. Habe ich mich erkältet, so bleibt dieser regelmäßige Nachtschweiß aus; eine Beförderung desselben verscheucht dann aber auch die Folgen der Erkältung. Ich habe diesen Passus hergesetzt, um zu zeigen, daß man eine Vernachlässigung in der Jugend oft das ganze Leben hindurch büßen muß. Je achtsamer man auf kleine Fehler in der Jugend ist, seien es körperliche, seien es moralische, desto leichter und sicherer kann man im Alter größere vermeiden.

Der Unterricht bei den Kindern des Grafen hatte auch noch den Vortheil für mich, daß, da ich auf dem Schlosse nun viel verkehrte, ich feinere Sitten sah und annehmen konnte, was mir in meinem späteren Leben von großem Nutzen gewesen ist. Als Honorar für den Unterricht

bekam ich wöchentlich Einen Thaler. Das war nicht gräflich belohnt, aber den Zeitverhältnissen, wie man damals Lehrer besoldete, entsprechend. Jetzt ist das, Gott Lob, anders geworden.

Die Bauern glaubten nun, ich könnte beim Grafen viel für sie auswirken, und dieser wünschte, ich möchte die Bauern von Processen zurückhalten, indem sie sich zu ihren Verpflichtungen oft gerichtlich anhalten ließen. Was ich für Recht hielt, that ich, und mitunter auch mit Erfolg. Wenn ich einsah, daß die Bauern durch Processiren gegen den Grafen nichts ausrichten konnten, was um so schwieriger war, da sie vor dem gräflichen Patrimonialgerichte ihre Klagen anbringen mußten, so rieth ich ihnen davon ab. Der Graf hingegen ließ von seinen Rechten gegen die Bauern kein Jota schwinden.

Mit meiner Schule ging es mit jedem Jahre besser. Beim Schulvorstande trug ich darauf an, einen bretternen Fußboden in die Schule zu legen, was auch geschah. Da jedes Schulkind im Winter jeden Morgen ein Stück Holz zum Einheizen des Schulofens mit zur Schule bringen mußte, ein gewiß großer Uebelstand, so trug ich darauf an, daß man das nöthige Brennholz für den Schulofen im Herbste anfahren, klein hauen und trocknen möchte, damit die Kinder nicht nöthig hätten, jeden Morgen das nöthige Holz mitzubringen. Auch das geschah. Ich bekam zu meinem Bedarf aus dem gräflichen Forste 9 Meter Brennholz, womit ich vollständig ausreichte. — In meinem Gärtchen am Hause wurde eine kleine Baumschule angelegt, um die Schüler mit der Obstbaumzucht bekannt zu machen. Das Veredeln der Bäume und die Pflege derselben machte den Knaben große Freude. Sie bekamen Lust an der Obstbaumzucht, was auch noch den Vortheil hatte, daß sie später vor Baumfrevel bewahrt wurden.

Jedes Jahr brachte ich die sechs Ferienwochen bei meinen Eltern zu, worüber sich meine gute, vortreffliche Mutter besonders freute. Fast jeden Tag ging ich zur Mädchenschule, deren Lehrerin meine Mitschülerin gewesen war und ertheilte dort Unterricht im Gesang. Auch zeichnete ich einen Herbst für den Pfarrer ein Christusbild in natürlicher Größe, das als Altarblatt gestickt werden sollte.

In dem folgenden Herbste schrieb ich dem Apotheker vor alle seine Gläser, Töpfe und Gefäße neue Namen und verdiente mir dadurch das Reisegeld. Diese Arbeiten gereichten aber auch selbst zu meiner weiteren Ausbildung. Auch ging ich zuweilen zum Küster, um als Autodidact mich im Clavierspielen zu üben. In Canstein hatte ich mir ein Clavier und Noten angeschafft, um das Clavierspielen durch Selbststudium zu erlernen. Allein so vielen Fleiß ich darauf verwendete, so war es mir nicht möglich, etwas Erkleckliches zu erreichen, weil meine Finger wegen der schweren Arbeit in meiner Jugend nicht mehr Gelenkigkeit genug hatten. Gewisse Dinge, und dazu gehört die Musik, kann man nur lernen, wenn man in früher Jugend damit beginnt.

Im Frühjahr 1823 kamen der Regierungspräsident von Vorbeck und der Consistorialrath Sauer aus Arnsberg nach Canstein, besuchten und prüften meine Schule und machten mir die erfreuliche Mittheilung, daß die Regierung mich für die kath. Schule in Dortmund, deren Patron sie war, ausersehen habe; ich möchte gleich hinreisen, um mich zu präsentiren, zu welchem Zwecke mir der Schulrath, wenn ich durch Arnsberg käme, ein Schreiben mitgeben wollte.

Wer war froher als ich, denn ich hatte mir schon lange einen größeren Wirkungskreis gewünscht. Bei meiner Ankunft in Dortmund gefiel mir alles vortrefflich, und ich nahm die Stelle an. Da der damalige Lehrer Brinkmann aber sich in Untersuchung befand, so mußte ich warten, bis diese zu Ende war. — Auch der vorige Lehrer Valentin war abgesetzt worden. — Die Untersuchung währte bis zum Frühjahr. Die Regierung hatte aber schon unterm 14. Februar 1824 mein Patent ausgestellt, weil mehrere Gemeindemitglieder einen Bürgersohn, also ein städtisches Kind, zum Lehrer haben wollten und deshalb bei königlicher Regierung petitionirt hatten.

Mein Abschied von Canstein wurde mir sehr schwer. Meine Schüler begleiteten mich über eine Stunde Wegs und nahmen dann unter Thränen Abschied; denn nie mag ein Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern und deren Eltern inniger gewesen sein, als das meinige war. Mit den besten Segenswünschen entließ ich meine lieben folgsamen Schüler und den friedlichen Ort, wo ich so reine Freuden genossen hatte. Am 16. März reiste ich ab, feierte am 17. den Namenstag meiner theueren Mutter Gertrud, dessen ich jedes Jahr in dankbarer Liebe gedachte, reiste am 18. März nach Dortmund, nahm mein Absteigequartier bei der Wittwe Klentgen, wo auch der Pastor Stratmann logirte, wurde am 22. in der Kirche nach einem feierlichen Hochamte in mein Amt eingesetzt und dann in die Schule geführt. Der Text der Einsetzungsrede war: „Weil Du über Weniges getreu gewesen bist, will ich Dich über Vieles setzen."

Die Anzahl der katholischen Schüler sollte sich auf 140—150 belaufen; in der Schule erschienen aber anfangs nur etwa 70, weil der früheren Schulverhältnisse wegen mehrere Kinder evangelische Schulen besuchten und viele gar keinen Schulunterricht genossen hatten. Nach und nach stieg aber diese Anzahl und kam bald auf 140. Die Schule versah bei meiner Ankunft eines Bürgers Sohn provisorisch. Seine Verwandten und Freunde waren mit einer großen Anzahl Unterschriften bei königlicher Regierung eingekommen, ihm die Schulstelle zu verleihen, aber abschläglich beschieden worden, was mir anfangs keine angenehme Stellung bereitete. Das frühere Refectorium im Kloster war zum Schulzimmer eingerichtet. Die Schulbänke waren aus aufgebrochenen alten Dielen zusammengeschlagen, unabgehobelt und sehr unbequem. Auch mir wurde im Südflügel eine Wohnung im zweiten Stock angewiesen. Außerdem wohnten in diesem großen

dreiflügeligen alten Gebäude noch der letzte Prior des Klosters, Werner und ein alter Pater, Namens Crämer, der, weil er bis zur Ankunft des Pastor Stratmann die Pfarrdienste versehen hatte, Pastor genannt wurde. Beide Geistliche bekleideten die beiden bei der Pfarrkirche errichteten Kaplaneistellen und bezogen das Gehalt dafür als Pension, Prior Werner 300, Pastor Crämer 200 Thlr. Dann wohnte auch noch der Küster Stephan Stille, ein früherer Klosterbruder im Kloster. Wir vier Personen bewohnten das weitläufige, zerfallene Klostergebäude und hatten zur Gesellschaft eine Menge Eulen und Fledermäuse. Auch Ratten und Mäuse fehlten nicht, weil auf dem Klosterboden das Domainenkorn aufbewahrt wurde, wo sie reichliche Nahrung fanden.

Mein Gehalt bestand aus den Prästationen eines Bauernhofes zu Altenderne, welche im Grundetat der ersten Lehrerstelle zugetheilt worden waren und mir überwiesen wurden. Diese Prästationen bestanden zur Zeit in:

8	Scheffel	Weizen	Dortmunder Maß, welches sich zum Berliner verhält wie 7—5
40	"	Roggen	
40	"	Gerste	
24	"	Hafer	
2	Spanndienste		
2	Schweine		
6	Hühner		

Diese Prästationen waren angesetzt zu	139 Th.	10 Sgr.	
dazu 7 doppelte Gartenstücke im großen Garten veranschlagt zu	8 "		
und ein Garten vorm Burgthor.	5 "	20 "	
wodurch das Gehalt auf die Summe von	153 Thlr.		

gebracht wurde.

Nach Erledigung zweier, damals noch besetzter Vicarien wuchs diesem Gehalte noch so viel zu, daß es 180 Thlr. 3 Sgr. betragen würde. Erst im Jahre 1840 ist das Vicariengehalt flüssig geworden und meinem Gehalte die betreffende Quote zugesetzt worden.

Die sämmtlichen Schulen Dortmunds, damals vier, also auch die katholische, standen unter der städtischen Schulcommission, die aus sämmtlichen Pastoren und dem Bürgermeister bestand. Einen besondern katholischen Schulvorstand gab es daher nicht.

Zu meiner Stelle gehörte auch der Organistendienst, den ich aber bei meiner Anmeldung ablehnte, weil ich nicht fähig war, die Orgel zu spielen. Ich wurde auch vom Organistendienste entbunden, weil damals ein besonderer Organist fungirte, der für Bedienung der Orgel aus der Kirchenkasse 30 Thlr. jährlich bezog. Als ich aber die Stelle wirklich antrat, also ein Jahr später, hatte der Organist abgedankt und in Ermangelung eines anderen wurde ich aufgefordert die Orgel zu bedienen. Nun war Holland in Noth, weil ich noch nie mich auf der Orgel versucht hatte. Doch wollte ich mir

keine Blöße geben. Ich übte mir Tag und Nacht die Kirchenmelodien nach einfachen Singnoten und nach dem Gehör ein, desgleichen das, was der Priester sang. Wie oft mag ich da doppelte Quinten und dergleichen gegriffen haben. Am nächsten Sonntage wagte ich es, die Orgel beim Gottesdienste zu spielen. Stecken blieb ich nicht, wie es aber geklungen hat, das mögen die Götter wissen. Da ich vom Generalbaß nichts wußte, so griff ich die Accorde nach dem Gehör. Als ich auf diese Weise alle Melodien ziemlich spielen konnte, übte ich den vierstimmigen Satz nach Kaisers Choralbuch und brachte es endlich dahin, den einfachen Choral richtig spielen zu können. Zu einer auch nur mittelmäßigen Fertigkeit auf der Orgel konnte ich es nicht bringen, weil ich zu spät mit dem Clavierunterrichte begonnen hatte. Als nun das Jahr zu Ende war, wollte man das Honorar von 30 Thalern nicht auszahlen, weil man vorgab, der Organistendienst gehörte zu meiner Stelle. Da ich aber ein Schreiben von dem damaligen Pastor Stratmann hatte, worin es hieß, ich brauchte nur im Nachmittagsgottesdienste die Orgel zu spielen, so wandte ich mich an die königliche Regierung, welche verfügte, daß mir jene 30 Thaler ausgezahlt werden sollten, welche ich dann auch erhalten habe bis zum Jahre 1860, wo ich den Organistendienst quittirte. Dieses war der erste Conflict, den ich mit dem Kirchenvorstande hatte, dem nachher noch mehrere gefolgt sind.

Lange hatte ich das Verlangen gehabt, Französisch zu erlernen, wozu es mir an Gelegenheit fehlte. In Dortmund fand sich diese nun. Bei einem Lehrer des Gymnasiums, dem Lector Roeder, nahm ich Unterricht, um die Elemente und die Aussprache zu erlernen und brachte es nach einem Jahre und durch Privatstudium so weit, daß ich einen leichten Schriftsteller leidlich interpretiren konnte. Später ertheilte ich selbst Unterricht in dieser Sprache, wodurch ich selber mehr Fertigkeit in derselben bekam. Wie glücklich sind doch lernbegierige Kinder, die in früher Jugend Gelegenheit haben, fremde Sprachen zu erlernen, weil dann das Gedächtniß reger, schärfer und empfänglicher ist.

In Dortmund hatte ich auch Gelegenheit, pädagogische Zeitschriften zu lesen und das zu erfahren, was auf dem Gebiete der Pädagogik und Methodik Neues zu Tage gefördert worden war. In Hörde bestand unter der Leitung des Pastors Wilsing eine Lehrerconferenz, wozu die Lehrer des Inspectionsbezirkes, auch die katholischen gehörten, denn auch diese waren, mit Ausnahme der Lehrer Dortmunds, die wie oben gesagt, unter einer besonderen Schulcommission standen, einem evangelischen Schulinspector untergeben. Allein auch die Lehrer Dortmunds nahmen Antheil an dieser Conferenz, die alle 14 Tage stattfand und in Hörde abgehalten wurde. In dieser Conferenz wurden die besten damals bekannten pädagogischen Zeitschriften gehalten, welche unter den Lehrern circulirten. In der Conferenz mußte jedesmal von einem Lehrer eine Lehrprobe gehalten werden,

die dann von den Anwesenden besprochen wurde. Diese Conferenz war recht bildend. Auf Vorschlag und Anregung des Lehrers Uvermann in Dortmund wurde auch eine freie Dortmunder Conferenz gegründet, wozu die vier Dortmunder Lehrer und zwei auswärtige gehörten. Die Conferenz fand jeden Samstag Nachmittags statt und wurde in den Häusern der Lehrer nach einem festgesetzten Turnus abgehalten, wobei die Lehrerfrauen den Kaffee servirten. Da fühlte ich dann auch das Bedürfniß, eine Familie zu gründen und vermählte mich am 12. October 1824 mit der Tochter eines achtbaren Bürgers, Wilhelmine Endhaus, die mir das ganze Leben hindurch eine treue Lebensgefährtin gewesen ist und durch die besondere Sorgfalt, die sie auf meine Pflege verwendete, wie auch durch Fleiß und Sparsamkeit zu dem Glücke unserer Ehe redlich beigetragen hat. Die sieben Kinder, die aus dieser Ehe hervorgegangen, haben uns bis an unser hohes Alter große Freude gemacht.

In der oben angeführten Conferenz wurden nur Schulangelegenheiten besprochen und andere nützliche und lehrreiche Gegenstände behandelt. Wenn ein Lehrer mit seinen Vorgesetzten oder sonst Jemand in Conflict kam, so wurde die Sache in der Conferenz behandelt, wodurch mancher Lehrer von Uebereilung bewahrt worden ist, was jungen Lehrern besonders nützlich war; denn mancher konnte in der Sache Recht haben, in der Behandlung derselben aber Fehler machen.

Diese Conferenz hat auch sonst viel Gutes gestiftet. Sämmtliche Lehrer vereinigten sich, das Betragen der Schüler auch außerhalb der Schule zu überwachen und wahrgenommene Fehler vor die Conferenz zu bringen und sie dem betreffenden Lehrer zur Bestrafung anzuzeigen. Wenn unter den Schülern der verschiedenen Confessionen Streit entstanden war, der auf der Straße zum Austrag gebracht werden sollte, was zuweilen, aber doch selten vorkam, so wurde derselbe im Keim erstickt. Das Zusammenhalten aller Lehrer der verschiedenen Confessionen — die jüdischen gehörten auch zur Conferenz — machte auch auf die Bürger einen guten Eindruck, und die Lehrer hatten sich in Dortmund eine Stellung und eine Achtung erworben, wie es in keiner zweiten Stadt Westphalens der Fall war. Als wir daher im Jahre 1842 auf die Idee kamen, eine Lehrerwittwenkasse für die Stadt Dortmund zu stiften, unterstützten uns die Bürger mit ansehnlichen Beiträgen, so daß die Kasse gegenwärtig (1868) einen Fond von 6000 Thaler besitzt und jeder Wittwe 60 Thaler jährlich austheilen kann. Auch hat die Gesellschaft Corporationsrechte erhalten. Jeder Lehrer zahlt 20 Thaler Eintrittsgeld in 4 Jahren und jährlich 2 Thaler Beitrag. Die Verwaltung der Kasse geschieht durch die Lehrer selbst unentgeltlich; jedoch wird dem Magistrat jährlich Rechnung gelegt, weil die Kämmereikasse einen Zuschuß leistet, was auch die evangelischen Kirchenkassen thun, nur nicht die katholische, obgleich sie mehrmals darum angegangen ist.

Als nun seit 1848 die Anzahl der Lehrer sich sehr vermehrte und die Lehrerwohnungen zur Abhaltung der Conferenz zu klein waren, wurden dieselben jeden Samstag in einem öffentlichen Locale abgehalten. In den letzten Jahren wurde am Schlusse des Jahres ein sogenanntes Lehrerfest gefeiert, woran sich die Bürger, besonders die Schulfreunde zahlreich betheiligten. Der Abend wurde dann mit Gesang und entsprechenden Reden gewürzt. Die Conferenz hat bestanden bis zum Jahre 1866, wo die evangelischen Lehrer einen besonderen Rector bekamen, der selbst Conferenzen abhält. Die katholischen Lehrer haben sich auch separirt und eine eigene Conferenz gegründet. Das Leben der früheren gemeinschaftlichen Conferenz ist aber nicht in dieselbe gedrungen und ihre Wirksamkeit auf Schule und Lehrer dürfte auch minder segensreich sein. Wenn die Conferenzen vom rechten Geiste beseelt sind, so haben sie einen großen Einfluß auf die Bildung der Lehrer und den guten Fortgang der Schulen.

Im ersten Jahre meines Hierseins (1824) nahm ich das Schulgeld selber ein, was auch alle evangelischen Lehrer thaten. Dasselbe betrug für jedes Kind jährlich Einen Thaler und 5 Sgr. für Feuerung.

Für die Armen bezahlte jedoch die Armenpflege-Commission nur die Hälfte, die andere Hälfte mußte der Lehrer verlieren. Obgleich ich durch meinen Hebezettel auf das volle Schulgeld aller Kinder berufen war, so mußte ich doch diesen Ausfall leiden. Von meinen 70 Kindern nahm ich kaum 40 Thaler ein. Ich trug daher beim Landrath darauf an, daß das Schulgeld von einem Rendanten eingenommen werden möchte. Es wurde gewährt und der damalige Polizei-Commissar Brügmann damit beauftragt, dem ich 3% Hebegebühren bezahlen mußte. Für die Armen bekam ich vor wie nach nur die Hälfte. Auf meine Beschwerde darüber bei der Königl. Regierung bekam ich die Antwort, daß, wenn keine Fonds vorhanden sein, um mich zu entschädigen, die Gemeinde für den Ausfall aufkommen müsse. Allein der Schulvorstand sträubte sich dagegen, und so blieb es beim Alten. Die Anzahl armer Schulkinder war in den vierziger Jahren so groß, daß ich jährlich am Schulgelde einen Ausfall von 20 bis 25 Thalern hatte.

Mein fixes Gehalt, das in den Prästationen des Hugemanns Hofes zu Altenderne bestand und 139 Thlr. 10 Sgr. ergeben sollte, brachte im Jahre 1824 wegen der sehr niedrigen Kornpreise*) nur 46 Thaler ein. Der Bauer sollte mir für die ganze Prästation 50 Thaler bezahlen und Nichts abliefern; allein er wollte darauf nicht eingehen. Im Jahre 1825 betrug diese Prästation 63, im Jahre 1826 — 74 Thaler. Meine sämmtlichen Verluste an den genannten Prästationen betrugen bis zum Jahre 1837, nach dem hiesigen Martini-Mittelmarktpreise 619 Thlr. 29 Sgr. Auf meine Beschwerden darüber bei der Königl. Regierung bekam ich immer

*) Berliner Scheffel Roggen kostete 17, Weizen 20, Gerste 14, Hafer 11 Sgr.

die Antwort, sie habe keine Fonds mich für die Verluste zu entschädigen; wenn die Kornpreise stiegen und über den angesetzten Preis kämen, so würde ich dadurch entschädigt werden. Allein diese Zeit ist bis zur Ablösung der Prästationen nicht gekommen.

Als nun im Jahre 1837 die Prästationen von Hugemann für 6200 Thaler abgelöst wurden, besorgte dieses Geschäft, in Ermangelung eines besonderen Schulvorstandes, der Kirchenvorstand und zog das Ablösecapitel widerrechtlich zur Kirchenkasse, aus welcher mir dann der in meinem Hebezettel für diese Prästationen angesetzte Betrag von 139 Thlr. 10 Sgr jährlich ausbezahlt wurde.

Ich trug nun zuerst beim Kirchenvorstande, dann beim Landrath und endlich bei der Regierung darauf an, mir die sämmtlichen Zinsen des Ablösecapitals, das an die Stelle der Prästationen getreten sei und zu meiner Stelle gehöre, zu überweisen oder mir die Zinsen wenigstens so lange zukommen zu lassen, bis ich für die an den Prästationen erlittenen Verluste der Vergangenheit im Betrage von 619 Thlr. 29 Sgr. entschädigt worden sei. Die Regierung fand dieses billig und forderte den Kirchenvorstand auf, mit mir darüber ein gütliches Abkommen zu treffen. Allein dieser hielt die Sache bald unter diesem, bald unter jenem nichtigen Vorwande von einem Jahre zum andern auf; denn was die Kirche einmal in den Händen hat, das giebt sie nicht wieder heraus. Nachdem ich nun Jahre lang diese Angelegenheit mit der Regierung verhandelt hatte, erklärte sie, daß sie den Vorstand nicht zwänglich zur Zahlung anhalten könne, weil die Regierung die Verwaltung des Kirchen-Vermögens abgegeben hätte; ich möchte denselben im Wege des Prozesses dazu anhalten. Das schien mir in meiner Stellung zu bedenklich zu sein, weil ich glaubte, es könne mir in meiner amtlichen Wirksamkeit hinderlich werden. Nun starb im Jahre 1847 der Pfarrer Stratmann, und ich mußte warten, bis der neue damals hier unter dem Titel Vicarius fungirende Geistliche Wiemann zum Pfarrer eingesetzt worden war. Aber kaum war dies geschehen, so kam das Jahr 1848 mit seinem Sturm. Als nun im Jahre 1851 der Strom der Empörung sich wieder beruhigt hatte, legte ich dem jetzigen Propste Wiemann in einer ausführlichen Darstellung meine Gehaltsentschädigungs-Angelegenheit vor und glaubte, dieser würde so viel Gerechtigkeitssinn haben, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. Allein ich hatte mich sehr geirrt. Er gab mir auf meine Eingabe keine Antwort, so oft ich ihn auch mündlich und schriftlich daran erinnert hatte. Als ich nun nach einem vollen Jahre, 1852, nochmals dringend um eine schriftliche Antwort gebeten, sagte er mir, daß Herr Gerichtsrath Spanken, der damals Mitglied des Kirchenvorstandes war, die Sache zu bearbeiten hätte. Ich begab mich nun zu demselben und bat um eine Antwort. Dieser sagte mir nun: „Ich soll Ihnen eine

abschlägige Antwort geben, und das kann ich nicht; ich werde die Acten dem Herrn Pastor wieder zurückgeben."

Hieraus ging doch wohl deutlich hervor, daß es sich mit seiner moralischen Ueberzeugung und mit seinen Rechtsansichten nicht vereinige, mir eine abschlägige Antwort zu geben. Ich habe nun den Pastor 1853 und 1854 zu wiederholten Malen um Antwort gebeten, aber keine erhalten. Hätte er mir mit Fug und Recht eine abschlägige geben können, so hätte er mich nicht 3 Jahre darauf warten lassen.

Da nun meine Gesundheit seit dem Jahre 1856 mit jedem Tage schwankender wurde, so habe ich, um mich nicht aufzuregen, die Sache ruhen lassen, entrüstet über eine so schändliche Behandlung.

Um diese Gehaltsangelegenheit im Zusammenhange zu geben, habe ich von den verschiedenen Zeitperioden meines amtlichen Wirkens Abstand nehmen müssen, und gehe daher jetzt wieder auf die ersten Jahre meines Hierseins zurück.

Als im Jahre 1828 ein zweiter Lehrer nöthig wurde, und der Küster, Bruder Stephan, als Gärtner nach Brüninghausen ging, bildete ich einen talentvollen jungen Mann, Namens Verron, der auch in der Musik erfahren war, wozu er große Anlagen hatte, zum Lehrer aus, der dann im Seminar zu Büren sein Lehrerexamen machte. Er wurde sodann provisorisch als zweiter Lehrer angestellt, wobei er den Küsterdienst versehen mußte. Er hatte aber dazu keine Anlage und kam deshalb mit der Geistlichkeit oft in Collision. Er mußte bei jeder Leiche mit zum Kirchhofe und die Schüler so lange herumlaufen lassen. Auch mußte er jeden Sonntag drei Mal den Klingelbeutel herumtragen. Man sieht hieraus, daß der Küsterdienst wichtiger war, als der Schuldienst. Und wirklich war der Pastor Stratmann der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn die gewöhnlichen Leute, also Handwerker und Tagelöhner viel lernten. Als ich ihn einst bat, für die Schule eine Landkarte anschaffen zu wollen, sagte er, die Kinder brauchten keine Geographie zu lernen; wenn sie etwas lesen, schreiben, rechnen könnten und dabei die biblische Geschichte und den Katechismus verständen, so sei das genug. Unlängst hätte ihm ein Mann, ein Müller, einen groben Brief geschrieben, was er nicht gethan haben würde, wenn er nicht hätte schreiben können. Ein vortrefflicher Beweis für seine Behauptung. Da ich aber den Unterrichtsplan, worauf auch Geographie verzeichnet stand, von der städtischen Schulcommission erhalten hatte, so trug ich darauf an, Lehrmittel, also Landkarten, für diesen Unterrichtsgegenstand anzuschaffen, oder denselben vom Lectionsplane zu streichen. Da Pfarrer Stratmann erklärte, dazu nicht ermächtigt zu sein, so wurde eine Landkarte angeschafft. Das war damals das ganze Schulinventar.

Ich suchte nun meine Schule auf einen möglichst hohen Standpunkt zu bringen. Da mir der übergebene Stundenplan nicht genügte, so ent-

warf ich mir einen neuen, nahm noch mehr Lehrgegenstände in denselben auf als: Deutsche Sprache, Aufsatz, Naturkunde, Zeichnen, Geschichte und theilte die Zeit so ein, daß alle Gegenstände nach dem Maße ihrer Wichtigkeit bedacht wurden. Meine Leistungen fanden nicht nur in der katholischen Gemeinde, sondern auch in der ganzen Stadt Anerkennung, so daß ich in den Jahren 1834—1838 zwanzig bis dreißig Kinder der ersten evangelischen Familien in der Schule hatte. Da ich wegen meines kärglichen Gehaltes vom frühen Morgen bis zum späten Abend Privatunterricht ertheilen mußte, den nun auch alle evangelischen Kinder besuchten, so vermehrte dieser Unterricht meine Einnahme und schützte mich vor Mangel; denn unter den Katholiken waren wenige, die ihren Kindern Privatunterricht konnten geben lassen. Diejenigen, welche die Mittel dazu hatten, schätzten oft nicht den Unterricht, weil sie selbst nichts gelernt hatten. Hiervon ein Beispiel. Ein reicher Geizhals, der keine Wissenschaft besaß, aber wohl die Kunst verstand, Geld zusammenzuscharren, schickte mir im ersten Jahre, als ich das Schulgeld noch selbst einnahm und dasselbe damals vierteljährlich 18 Stüber Kassengeld betrug (72 Stüber Kassengeld = 1 Berliner Thaler), eine Düte voll Geld. Ich glaubte, darin ein bedeutendes Honorar zu finden; sie enthielt — 18 Vierpfennigstücke. Das sollten 18 Stüber oder 7½ Sgr. sein. Es fehlten daher 1½ Sgr. Dessenungeachtet behielt ich die Pfennige. Als er aber im folgenden Quartal dieselbe Operation wiederholte, sandte ich ihm das Geld zurück mit dem Bemerken, daß es zu wenig sei. Das hat er mir lange nachgetragen. Im Jahre 1838 kam ein neuer Caplan hierher, ein crasser, zelotischer Priester, der zwischen den Katholiken und Protestanten, die bis dahin in dem schönsten Einverständnisse und im Frieden mit einander gelebt hatten, Zank und Zwietracht stiftete, gemischte Ehen Concubinate nannte u. dgl. Darum nahmen die protestantischen Eltern ihre Kinder aus der katholischen Schule.

Dieser Caplan, Vicar Hildebrand, verlangte, daß wir Lehrer die Schüler an den Werktagen des Morgens in die Kirche führen sollten. Obgleich ich jeden Morgen selbst der heiligen Messe beiwohnte und auch die Schüler dazu ermahnte, so wollte ich mich doch nicht zwingen lassen, die Schüler vorher in der Schule zu versammeln und sie zur Kirche zu führen, da das bisher hier nicht Observanz gewesen und es mir bei meiner Anstellung nicht zur Pflicht gemacht worden war. Da er mich dazu durch die geistliche Behörde nicht zwingen konnte, was er versucht hatte, so suchte er die Sache anonym in öffentlichen Blättern zu verhandeln. Mein College L. und ich beschwerten uns über seine Zumuthung bei der königlichen Regierung und diese nahm uns in Schutz. Da der Vicar in seinen Predigten immer fanatischer wurde, so traten die einsichtsvollen Katholiken endlich gegen ihn auf, schilderten seine Handlungsweise beim Vicariate und dieses fand sich genöthigt, ihn von hier wegzunehmen.

Er zog ab. Aber den Haß und die Feindschaft, die er zwischen Katholiken und Protestanten gesäet hatte, ließ er zum Theil zurück.

Um den Kirchengesang zu verbessern und dadurch die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen, gründete ich in den dreißiger Jahren einen Gesangverein, einen gemischten Chor, um Choräle, Cantaten und andere Kirchenlieder vierstimmig einzuüben, was auf die Veredlung des Kirchengesanges nicht wenig einwirkte. Auch lateinische Messen wurden eingeübt und in der Kirche aufgeführt. Da ich den ganzen Tag mit Privatunterricht beschäftigt war, so konnten die Gesangproben nur an den Sonntagabenden abgehalten werden.

Bei meinem geringen Gehalte und den großen Gehaltsverlusten, sowohl an meinem Fixum, als am Schulgelde, mußte ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, oft bis zehn Uhr, Privatunterricht ertheilen, um meine zahlreiche Familie, aus neun Personen bestehend, ernähren zu können. Dabei waren noch die letzten Unterrichtsstunden des Tages die anstrengendsten, weil ich alsdann entweder Jünglinge zum Examen für den einjährigen Dienst vorbereitete oder Jungfrauen zur Ablegung ihres Examens als Lehrerin ausbildete. Diese Stunden wurden immer Abends von 8—10 Uhr gegeben. Viele Jahre hindurch habe ich täglich 11—12 Stunden Unterricht ertheilt. In den letzten dreißig Jahren meiner Amtsführung habe ich selbst an den freien Nachmittagen, Mittwoch und Samstag, unterrichtet und viele Stunden für einen Wechsel auf den Himmel gegeben. Das war besonders bei den jungen Mädchen der Fall, die ich für's Lehrfach ausbildete, weil denen die Mittel fehlten, ein Seminar besuchen zu können. An den Sonn- nnd Feiertagen mußte ich vier Stunden die Orgel bedienen. Als aber mein ältester Sohn, Wilhelm, zwölf Jahre alt war, erhielt ich an diesem, der viel Anlagen zur Musik hatte, in dieser Beziehung eine große Stütze, ebenso in der Correctur der Aufsätze, weil dieses Geschäft, da ich von den Schülern jede Woche einen Aufsatz machen ließ, alle meine freien Stunden in Anspruch nahm. Vom Besuchen der Gesellschaften konnte gar nicht die Rede sein, weil mir dazu die Zeit fehlte. Nur an der Lehrerconferenz, die jeden Samstag Nachmittag stattfand, nahm ich regelmäßig Theil.

Bei diesen großen Anstrengungen unter drückenden Nahrungssorgen hatte ich nun noch allerhand Kränkungen zu erdulden. Der Pastor und spätere Dechant Str. war nicht nur jeder Gehaltsverbesserung und Gehaltsentschädigung entgegen, sondern er suchte auch noch meine rechtmäßige Diensteinnahme zu schmälern. Nach meinem Hebezettel gehörten mir sieben doppelte Gartenstücke im großen Klostergarten, angesetzt zu acht Thlr. Da er nun den großen Garten verpachtet hatte, ersuchte er mich, den kleinen am Kloster liegenden Garten, der nur 6½ Gartenstücke enthielt und weniger fruchtbar war, dafür zu nehmen; das fehlende halbe Gartenstück könnte ich mir von dem Spielplatze der Kinder, der davor lag, nehmen. Um

des Friedens willen ging ich darauf ein, nahm aber nichts vom Spielplatze, um nicht eigennützig zu erscheinen.

Da nun ein doppeltes Gartenstück damals 2 Thl. an Pacht betrug, so hatte ich von 1824—1842 18 Thl. an Pacht verloren, die der Pächter in die Tasche gesteckt hatte. Ich habe auch niemals an diesen Verlust erinnert. Im Jahre 1842 ersah ich mit Erstaunen aus dem Dortmunder Anzeiger, daß sämmtliche Klostergärten verpachtet werden sollten; die jetzigen Besitzer derselben sollten aus dem Pachtzins so viel erhalten, als ihnen im Hebezettel dafür angerechnet sei. Ich beschwerte mich beim Kirchen- und Schulvorstande über dieses Verfahren und protestirte gegen die Verpachtung meines Gartens. Darauf wurde mir erwidert, daß, wenn ich mich der Verpachtung meines Gartens widersetze, man mich durch's Gericht aus dem Besitz setzen würde. Auf diesen Bescheid wandte ich mich an die königliche Regierung und bat um Schutz und dieselbe gewährte meine Bitte; ich behielt meinen Garten. Nun trug ich auch darauf an, daß mir das fehlende halbe Gartenstück zugemessen würde, was auch geschah und zwar von dem früheren Baumhofe, jetzt Spielplatz der Kinder, der neben meinem Garten nach Westen hinlag. Es wäre mir dann ein großer schöner Birnbaum zugefallen, wenn die Linie mit meinem Garten parallel gezogen worden wäre, was ja recht war. Um mir aber diesen Vortheil zu entziehen, wurde mir das Gartenstück nur an der Südseite zugemessen und der Birnbaum blieb daher zur Benutzung des Pfarrers, obgleich derselbe gar keinen Anspruch darauf hatte, da er die vierundzwanzig doppelten Gartenstücke des großen Gartens benutzte.

Im Jahre 1845 zog der Pastor Str., damals Dechant, der bis dahin 25 Jahre in der Stadt bei der Familie, später Wittwe K., gewohnt hatte, mit dieser ganzen Familie in's Kloster, weil Frau K. Bankerott gemacht hatte. Der Pastor oder Dechant verlangte nun von mir, ich sollte ihm ein Zimmer, die südöstliche Eckstube im zweiten Stock abtreten, die ich aber damals gar nicht entbehren konnte, weil sie mein Sohn Wilhelm bewohnte, der im Begriffe stand, sein Abiturientenexamen zu machen. Da Str. aber erst im folgenden Frühjahr einziehen wollte, so erklärte ich ihm, daß er dann das Zimmer bekommen könnte, weil mein Sohn dann zur Universität gehen würde und wir dann im Nothfalle dieses Zimmer entbehren könnten. Der Pastor bestand aber darauf, es sofort abzutreten und wenn ich nicht gutwillig wollte, so würde er Zwangsmaßregeln gebrauchen. Wegen dieser Drohung wendete ich mich an die Regierung und bat um Schutz. Diese beauftragte den damaligen Landrath Pilgrim, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese Untersuchung fiel zu meinen Gunsten aus. Ich behielt das Zimmer, trat es aber im folgenden Frühjahre freiwillig ab. Dessenungeachtet suchte sich der Pastor für meine erste Weigerung zu rächen. Im nächsten Frühjahre ging ein

simpler Steuerbote und ein Flickschneider, der seinen Namen nicht schreiben konnte, durch die Gemeinde, um Unterschriften gegen mich zu sammeln, damit ich abgesetzt würde. Obgleich sie sich alle Mühe gegeben, hatten sie doch keine einzige Unterschrift gegen mich erhalten können. Als ich von diesem Treiben Kunde bekam, zeigte ich diese beiden Individuen dem Gerichte an und trug darauf an, ihre Behauptungen zu beweisen. Ich staunte über diese groben Verleumdungen. Der erste Punkt war: ich zöge die vornehmen Kinder in der Schule vor; zweitens ich hätte in der Schule gesagt, Luther wäre ein frommer, heiliger Mann gewesen; drittens die Schulkinder müßten das Geld, das sie für's Meßdienen und das Kreuztragen bekämen, mir geben; viertens ich hätte gesagt, die Mönche hätten dicke Schmeerbäuche und Hühnerbeine gehabt 2c. Als ich nun die Klage gegen diese Verleumder eingelegt hatte, kamen sie zu mir und weinten. Der Steuerbote sagte, er würde abgesetzt, wenn er gestraft würde, ich möchte doch die Klage zurücknehmen. Ich bemerkte ihm, daß meine Ehre es verlange, die Sache zum Urtheile kommen zu lassen, nachdem das Urtheil gesprochen, würde ich thun, was meine Christenpflicht verlangte. Da wurde ein Caplan, der kurz vorher hierher gekommen war, zu mir gesandt, der mir die wichtigen Worte sagte: Der Pastor, Dechant Str. habe die beiden Verklagten veranlaßt, die Klagen gegen mich aufzusetzen. Das wolle er mir schriftlich geben, wenn ich die Klage zurücknehme. Mit Erstaunen hörte ich dieses und bemerkte dem Caplan, ob der Pastor auch wisse, daß denjenigen, der zu einer Verleumdung angereizt hätte, die Hälfte der Strafe des Verleumders selbst träfe. Ich wollte aber aus Rücksicht gegen seinen Stand von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen, wenn ich ihn auch sonst als Menschen verachten müsse. Das Urtheil des Gerichtes war, daß die Verleumder mit sechs Monaten Gefängniß bestraft wurden. Diese Strafe erließ ich denselben aus Rücksicht gegen ihre Familien.

(Schluß folgt.)

Feldzüge literarischer Kritik.

Von

J. Mähly.

— Basel. —

Ob sich schon Jemand an eine Geschichte der literarischen Kritik gewagt hat, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß eine solche von einem gebildeten Publicum dankbar würde aufgenommen werden, vielleicht sogar eine empfindliche Lücke ausfüllen würde. Man wird freilich einwenden, jede anständige, ihrer Aufgabe sich bewußte Literaturgeschichte übe ja auch jene Kritik. Wohl; aber erstens sind umfassende Gesammtdarstellungen der Literatur, besser gesagt der Literaturen — ich meine in der Art von Rosenkranz' „Geschichte der Poesie" aber ergänzt durch einen zweiten, mindestens gleichwerthigen Theil, die Prosa — höchst seltene Vögel, zweitens aber verstehe ich diesmal unter literarischer Kritik nicht diejenige, (wenigstens sie nicht in erster Linie) die von literarisch gebildeten Fach- und Berufsmännern an den Erzeugnissen der Vor- oder der Mitwelt geübt wird, sondern die Kritik, die sich in den Augen der Zeitgenossen, insbesondere der rivalisirenden und gleichstrebenden spiegelt, ohne daß diese sich als literarische Forscher oder gar als berufsmäßige Literarhistoriker geberden oder auch nur fühlen; ich denke an das Beispiel des Aristophanes gegenüber seinem poetischen aber auch politischen und sonstigen Gegner Euripides, oder, aus näherliegenden Zeiten und Verhältnissen, an die kritischen Feldzüge eines Lessing gegen die Gallomanen, oder die Platen's gegen die Romantiker. Diese Art der Kritik hat vielleicht eine subjectivere Haltung, als die andere, weil sie unter den Eindrücken eines von ihr selbst empfundenen Lebens steht und sich vollgesogen hat von den Einflüssen einer unmittelbaren Gegenwart, aber dieser Mangel, wenn es überhaupt einer ist, wird voll aufgewogen durch die frische, un-

gekünstelte Empfindung, deren jene kühle, aus zweiter und dritter Hand empfangende Objectivität nie fähig ist; das Erleben geht eben über das Erlernen. Eines haben immerhin die beiden Arten von Kritiken gemein: Die Mitwelt wie die Nachwelt nimmt ihre Sprüche nicht unbesehen und ungeprüft hin als canonisch und unanfechtbar, sondern sie prüft nach, ob sie ihrer Aufgabe gerecht geworden sind. Und wenn ein Urtheil einem Gegenurtheil, dieses einer ferneren Berichtigung ruft u. s. w., so kann es kommen, daß eine solche kritische Reihe niemals zum Abschluß gelangt, es kann ferner kommen, daß in einem kritischen Zeitalter, wie das unserige eines ist, ein Abschluß, nachdem er Jahrhunderte lang für einen solchen gegolten, plötzlich wieder angefochten und die längst schlafen gegangene Antwort wieder als Frage aus ihrer süßen Ruhe aufgerüttelt wird. Wir haben es erlebt am alten Homer, dessen künstlerischer Werth ja heut zu Tage anfängt bezweifelt zu werden — nicht zum ersten mal, es geschah schon, aber wirkungslos, vor zwei Jahrtausenden.

Und noch etwas anderes ist es, was jene beiden Arten gemeinsam haben: Sie wurzeln auf einem echten und wirklichen Kulturboden. Nur gebildeten und zwar auf der Höhe der Bildung stehenden Völkern ist es gegeben, um sich und in sich zu schauen und zu fragen: Was haben wir, was haben die Unsrigen geleistet? Nur ein gereiftes, durchklärtes Geistesleben kennt eine solche geistige Einkehr. Die Kritik, und vor allem diejenige, die ihre Kraft am Höchsten erprobt, ist die reiffste und edelste Geistesfrucht, das Höchste aber im Reiche des Geistes ist für ein Volk seine Literatur. Die Zeit ist vorüber, wo man die Literatur für eine, wenn auch nicht nothwendige, so doch immerhin dankenswerthe Beispielsammlung des „Angenehmen" und „Nützlichen" gehalten hat; man weiß jetzt, daß sie der untrüglichste Volksspiegel ist, zugleich aber auch der kostbarste Schatz des Volkes, das Inventar seines besten Könnens und Wollens, daß also, wer sich mit ihr, sei es mittheilend sei es empfangend, beschäftigt, mehr verdient als den Namen eines Schöngeistes. Auch wer ihre Entwickelungsgeschichte verfolgt, thut keinen unnützen Gang und wär's auch nur für ihn selber; er lernt dabei „vieler Menschen (und Völker) Sitten und Sinnen."

Als „Vater aller literarischen Kritik" wird, ich denke mir, unbestritten, der alte Aristoteles, zu gelten haben — also ein Grieche. Nicht, daß vor ihm alles stumm geblieben wäre. Plato, sein Lehrer, hat laut genug seine Stimme erschallen lassen, freilich nur im negativen Sinne, um zu warnen und zu verdammen, aber Kritik war es immerhin, wenn er den ehrwürdigen Homer aus seinem Staat verbannt wissen wollte, wenn er den Komikern das Handwerk legen wollte und, in heiligem Ingrimm, allen und allem zu Leibe ging, was seinem Sitten- (und Staats-) Ideal gefährlich zu werden drohte — es war Kritik, aber im Grunde keine literarische, sondern moralische; die Tendenz stand ihr nicht blos

auf der Stirn geschrieben, sondern steckte ihr im Fleisch, war ihr ganzer, unverholen ausgesprochener Inhalt. Und auch Plato hatte schon unter seinen Fachgenossen Vorgänger in dieser Richtung, die sich mindestens eben so unzweideutig über gewisse Dichter ausgesprochen hatten, und aus denselben Gründen, also aus Rücksichten, die mit der Aesthetik nichts, um so mehr dagegen mit der Ethik zu thun hatten. Von ihrem Standpunkt aus hatten sie aber Recht. Wie sollten die Epiker mit ihren Götterbuhlschaften und Götterfehden, die Komiker mit ihren Unflätereien und empörenden Rücksichtslosigkeiten gegen Staats- und Privatpersonen Anspruch machen dürfen auf das platonische und überhaupt das philosophische Himmelreich? Und doch hat Aristoteles höchst wahrscheinlich — der betreffende Theil seiner „Poetik“ ist leider verloren gegangen — den Komikern als Dichtern ihr volles Recht wiederfahren lassen, und am wenigsten hat er Homer angetastet; er wußte eben zu scheiden, er gab Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er geht rein wissenschaftlich und objectiv zu Werke, kennt keine Partei und keine Tendenz. Er weiß zwar in seiner Poetik — denn leider sind von seinen Schriften die speciell der literarischen Kritik gewidmeten gleichfalls verloren gegangen — auch zu tadeln; so den Euripides wegen seiner überflüssigen Göttermaschinen oder seiner Inconsequenz in der Charakteristik oder der fehlerhaften, d. h. nichtssagenden Rolle, die er dem Chore zuweist — aber es ist der Tadel eines Kritikers, der die Kunstregeln verletzt sieht, also echt literarische Kritik, da diese eben zu untersuchen hat, ob Inhalt und Form eines litterarischen Werkes in ihrer Verbindung dem inneren Zweck der Gattung entsprechen oder nicht. Und nur von dieser sprechen wir hier, nicht von der, zwar ebenfalls als „literarisch“ bezeichneten Kritik des Echten und Unechten, die einem schriftstellernden Individuum, aus inneren oder auch aus äußeren, immerhin aber dieser Individualität entnommenen Gründen dieses oder jenes Werk zu- oder abspricht, eine Thätigkeit, die in Griechenland gleichfalls und zwar lange schon vor Aristoteles geübt wurde; man braucht nur an den „Tyrannen“ Pisistratus und seine Bemühungen um Homer und die übrigen Epiker zu denken. Es ist sehr wohl möglich, daß diese Kritik energisch und radikal ins Zeug ging; gewiß ist, daß sie nicht von bewußten wissenschaftlichen Principien geleitet und geregelt war; gewiß ist ferner, daß auch Aristoteles nicht zuerst jene andere Art literarischer Kritik geübt hat, sondern nur in Regeln und System faßte, was die Praxis schon geraume Zeit vor ihm getrieben hatte, daß er also bloß in Hinsicht auf seine theoretischen Leistungen als „Vater der Kritik“ bezeichnet werden darf. Denn war es nicht auch Kritik, wenn das griechische Volk Wettkämpfe zwischen den Dichtern veranstaltete und dem Sieger den Kranz reichte, und zwar lange bevor man von Tragödien und Tragikern überhaupt, geschweige denn von gekrönten etwas wußte?

War es nicht Kritik, wenn bestellte Kampfrichter den aufgeführten dramatischen Werken die ihnen „nach bestem Wissen und Gewissen" dieser Richter gebührende Rangnote ertheilten? Oder wenn Sophokles sich zu einer Schrift über den „Chor" veranlaßt fühlte, der Philosoph Demokrit sich in speciellen Untersuchungen über Homer, über die alten Aöden (Sänger), über die Schönheiten des Heldengesangs u. a. vernehmen ließ, und die Sophisten (Sokrates nicht ausgenommen) über Dichter und Dichterauslegung ihre Stimme abgaben? Läge nur heutzutage mehr davon vor, wie gern würden wir es mit einem Schock von vorhandenen Pergamenten fadesten und trivialsten Inhaltes erkaufen! Interessant wäre es auch zu vernehmen, was denn jener alte Zoilus, genannt die „Homergeißel" (er erinnert als solcher lebhaft an Godegisel Attila) an Homer auszusetzen fand, dem Unfehlbaren, der den Griechen ihre „heilige Schrift" geschrieben hatte; weniger interessant, was sein römischer Nachahmer an Virgil's Heldengedicht anstößig und mißrathen fand, und welche Plagiate (furta) ihm ein anderer Kritiker auf die Rechnung setzte, und zwar darum weniger, weil auch in unseren Augen die Glorie Virgils trotz Alterthum und Mittelalter ziemlich verblaßt ist. Was wir dann aus nacharistotelischer Zeit noch übrig haben, theils in geschlossenen Abhandlungen, theils in Bruchstücken, stammt von einem Rhetor der augusteischen Zeit: es sind Kritiken über Redner und Geschichtsschreiber, hochinteressant, wenn auch oft fehlgreifend in Folge ihrer Einseitigkeit. Der Verfasser, als Rhetor, beurtheilt und verurtheilt alles aus dem Gesichtspunkt seines Berufs und nach dem Ertrag, den jene Schriftsteller dem angehenden Redekünstler gewähren — und das ist so viel, als wenn er ausgesprochener Parteimann wäre. Während er auf diese Weise dem Demosthenes, seinem Ideal, vollkommen gerecht wird, weiß er Plato (den Feind der Rhetoren) nicht zu würdigen, verkennt in ihm den Schriftsteller wie den Philosophen und zieht den Herodot dem Thucydides vor! Solche Vergleichungen liefern jeweilen die sprechendsten Züge zur Charakteristik eines Kritikers. Wenn der spätere Plutarch den Aristophanes und den Menander auf seine kritische Wage legt und den letzteren schwerer, viel schwerer wiegen läßt als jenen, so wissen wir sofort, weß Geistes Kind er ist, ohne es ihm verargen zu wollen oder zu dürfen. Die Zeiten waren andere geworden, und behält Plutarch nicht noch heute recht, wenn nicht sowohl Person gegen Person, als Gattung gegen Gattung abgewogen wird? Wenn uns der Raum nicht mangelte, so würden wir einige seiner Urtheile über Musik mittheilen; man würde uns wenigstens kaum vorwerfen dürfen, daß wir Allotria treiben, denn heutzutage gehört ja, wie man (allerdings mit Unrecht) behauptet, die Musik auch zur Literatur!

Das Interessanteste bleibt immer, was Zeit- und Fachgenossen sich gegenseitig leisten, und da wir uns aus mehr als einem Grunde, nicht blos, weil „der Weg durch die Theorie lang, der durch die Beispiele kurz

und ausgiebig ist", an letztere halten wollen, so sei hier als das Lehrreichste und Anschaulichste der Feldzug des Aristophanes gegen Euripides erwähnt. Ein Feldzug ist es ja, der mit allen Waffen des Ingeniums geführt wird, mit Gewalt, List und Bosheit, vor Allem aber — mit Geist. Ein heißer Strauß wird ausgefochten in dem „Lustspiel", das hier in Betracht kommt; es ist geharnischt so gut wie in unserem Jahrhundert Rückerts „Sonnette", wenn es schon den unschuldigen Namen der „Frösche" an der Stirn trägt. Zwar donnert und blitzt es auch in anderen Stücken des grimmigen Sittenrichters gegen denselben Frevler, nirgends aber wird dem Dichter so unbarmherzig zugesetzt. Um diese Strenge zu begreifen, müssen wir freilich wissen (was auch die Urtheile Platos und anderer Philosophen begreiflich macht), daß den Griechen der Dichter auch Lehrer, Prophet und Priester war. In jenem Stücke also — moderne Erklärer haben den Namen der „Frösche" mit dem bezeichnenderen der „Dichterwage" vertauscht — hält Aeschylus, der Vertreter des alt-ehrwürdigen, erhabenen Stils, dem jüngeren, neuernden Rivalen sein Sündenregister vor (es helfen auch andere Personen mit, andererseits bekommt auch Aeschylus sein Theil ab) wie folgt — es ist ein buntes Gemisch von Wahrheit und Dichtung —: Euripides ist der Liebling der „zügellosen" Jugend, er hat durch verführerische Schmeichellaute, die das Nichtsthun und die Weichlichkeit predigen, die Ringschulen, jene alten Stätten der männlichen Uebung entvölkert, er hat durch seine Sophistik die Beutelschneider und Straßenräuber in ihrem Handwerk bekräftigt (hält er ihnen doch noch in der Unterwelt Vorlesungen!), er hat durch seine Lumpenkönige und Bettelfiguren eine falsche entnervende Rührung eingebürgert, er hat durch seichtes Geschwätz, durch leeren Wortschwall die Kraft des Inhalts verwässert und eine wuchernde Saat desselben Unkrauts in der gegenwärtigen Generation großgezogen; er hat das religiöse Gefühl auf's Tiefste verletzt, hat die Götter theils geleugnet, theils beschimpft, er hat durch die Schlingen seiner Dialectik den gesunden Verstand verdreht und die Moral erwürgt, er hat die Würde der Tragödie mit Füßen getreten, indem er sie in den Dienst der kleinlichsten Intriguen, der ganzen Misère des gemeinen bürgerlichen Lebens zwang; durch diese und andere „Hausmittel" hat er sie „purgirt", so daß sie aus einer stattlichen Figur zu einer mageren Jammergestalt zusammengeschrumpft ist; er hat durch offene Schaustellung von Buhlschaften die Scham getödtet und die böse Lust geweckt; die Sprache hat er verschlechtert, indem er sie in hyperfeine Gedankenspänchen sich zerfasern ließ; seine Verslein und Sprüchlein, seine Subtilitäten und Antithesen, sein „Splittergekräusel" haben den guten Geschmack verderbt, seine neuen und schlechten Bilder haben die Rede überwürzt und, wie ein allzupikantes Gericht, den Gaumen, überreizt; vollends den Chor hat er auf's Aeußerste mißhandelt, hat seine rhythmische Strenge gelockert, seine wundervollen Melodien in lauter Liederchen verzettelt, seinen Verband mit der Bühne

zerschnitten; auch sonst hat er die Kraft der Musik gebrochen durch seine aus allen möglichen Tonarten zusammengestoppelten, mit unnatürlichen Trillern durchwirkten Sologesänge u. s. w. — Das war viel auf einmal; wie viel davon wahr ist, haben wir hier nicht zu untersuchen, noch weniger aber dürfen wir unsere Leser mit einem Müsterchen jener Kritik behelligen, wie sie, die Zunftbrüder der Comödie zum Hausgebrauch auf Lager hielten, um sie gelegentlich unter einander und gegen einander zu verwerthen — sie wühlt im Schmutz und wirft mit Schmutz um sich; wir wollen ihn nicht auflesen.

Wie jede Kunst, haben die Römer auch die Kritik von den Griechen geerbt und gelernt, und wir haben noch glänzende Proben dieser Kritik übrig. Eine bei aller Knappheit treffendere Zeichnung der griechischen und römischen Charakterköpfe als sie Quintilian, der berühmte Rhetor des ersten Jahrhunderts n. Chr., in seinem literarischen Vademecum liefert, ist kaum denkbar, aber er ist nicht Dichter, nicht Fachmann (außer in seinem engen Bezirk): ob jener es war, der gegen den Geschichtschreiber Sallust seine Verse losließ, worin er alterthümelnde Gepräge seiner Diction an den Pranger nagelte, oder der, welcher bald nach dem Tode Virgils Vorlesungen über den Verstorbenen hielt, bleibt dahingestellt; ein Gelehrter aber war es, der den Manen dieses Dichters gegen die Neider und Verkleinerer zu Hülfe kam, ein vielseitig gebildeter Staatsmann, Feldherr und Dichter (Asinius Polio) war es, der in besonderen Schriften die Sprache des oben genannten Sallust einer (tadelnden) Kritik unterzog und im Stil des Livius einen heimatlichen Erdgeschmack nachzuweisen unternahm. Ueber den feinen Geruch einer solchen Spürnase werden wir billigerweise staunen; überhaupt mag hier bemerkt sein, daß Griechen und Römer in den Anforderungen an die Sprache und im stilistischen Feingefühl unsern modernen Sprachkritikern und Sprachkünstlern weit voran sind. Was (auch hier) die Komiker einander am Zeuge flicken, verdient freilich nicht mehr den Namen Kritik; es ist der leidige Kunstneid, wohl gar der plumpe Brotneid, der seine unschöne Sprache führt und seine Witze reißt. Dagegen finden sich wahre Cabinetstücke literarischer Kritik, von einem Fachmann gegen Zeitgenossen und gegen Vorgänger geübt, bei Horaz, und zwar vorzugsweise in seinen Satiren und seinen Briefen, dem kaum mehr erreichten Muster der Gattung. Zu diesen Briefen gehört auch seine „Poetik“, deren anspruchs- und zwanglose Form neuere Kritiker in merkwürdiger Verkennung ihres Charakters mit Gewalt in ein strenges Lehrsystem zwängen wollen und zu diesem Behufe unbarmherzig in Stücke reißen. Besonders der Schluß derselben gehört in unser Capitel, er enthält „eine geharnischte Erklärung gegen mittelmäßige Dichter und die dringende Empfehlung einer ehrlichen und einsichtigen Kritik“, ferner das launige, drastische Charakterbild eines von Einbildung verrückten und entzückten Dichterlings, den seine Bekannten perhorresciren und die Gassenbuben höhnend verfolgen. — Anderswo mußte sich Horaz

für seine eigene Person und Stellung wehren. Es galt, dem Vorurtheil der Alterthümler entgegenzutreten, welche im alten Lucilius und dessen ebenso form- als schonungslosen Satiren die Krone aller Poesie erblickten und von keinem Fortschritt wissen wollten. Die Art, wie hier Horaz bei aller Schonung, ja Anerkennung des alten Löwen für sein eigenes Recht und für das einer geläuterten, formvollendeten Poesie in die Schranken tritt, verdient das höchste Lob und erweckt das Gefühl, als sei besseres nicht möglich. Das gleiche Gefühl begleitet uns auch in jenem Briefe, wo er noch einmal, und jetzt vor höchster Stelle, d. h. vor dem Kaiser, Richtung und Streben der neuen Schule zu vertreten und verfechten hat. Denn was er und seine Gesinnungsgenossen anstrebten, war wirklich neu, wenn auch begreiflich und natürlich genug, und durfte, gegenüber den verstockten Verehrern des Alten, Hergebrachten, sich eine „Schule" nennen. Er predigt — aber in welch' feinem, unnachahmlichem Ton! — nichts mehr und nichts weniger als das Recht und die Naturnothwendigkeit des Fortschritts, einer Macht, der auch die Griechen sich zu beugen hatten. Einmal sei ja alles neu gewesen, und das wahrhaft Klassische brauche nicht hundert Jahre um endlich gewürdigt zu werden. Er bespricht die Vorliebe der großen Masse für das Theater, die doch zum Theil nur auf roher Schaulust beruhe, und empfiehlt der Huld des Augustus die für den Leser arbeitenden Dichter, welche dieselbe freilich oft genug durch Eitelkeit, Anmaßung und andere Unarten verscherzen mögen. — Natürlich verbarg sich bei seinen Widersachern unter der conservativen Maske auch der blasse Neid, die Scheelsucht des Schwächeren gegen den Starken. Solchen Gepräges scheinen jene Bavius und Maevius (Pseudonyme) gewesen zu sein, die auch den Virgil mit ihrem Geifer bespritzten. Horaz kommt zu oft auf diese Frage zu sprechen, als daß man nicht merken sollte: Hier gilt es Ernst, das sind nicht bloße Plänkeleien, ein Vorschieben von Ansichten gegen Ansichten, sondern hier herrscht Krieg, es ist ein Kampf entbrannt um's Höchste, wie seiner Zeit zwischen den attischen Komikern und dem Neuerer Euripides, bloß, daß dort im Lager der Poesie sich noch andere Mächte, — die Politik, Ethik, Religion — als natürliche Bundesgenossen eingefunden hatten.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte neuerer Literaturen, etwa der unsrigen oder der französischen, ähnliche Kämpfe kennt, Kämpfe nämlich von solcher Tragweite, Kämpfe, wo solche Interessen auf dem Spiel und die Parteien einander so schroff gegenüber standen. Man könnte, aus neuerer Zeit, an den Sturm erinnern, der in Deutschland und bald nachher auch jenseits des Rheins ausbrach, als die Romantik ihr in Deutschland wenigstens „mondbeglänztes" „märchenbekränztes" Haupt gegen den Klassicismus erhob, oder an das Nachspiel, das von Platen, Immermann und Heine aufgeführt wurde, weiter rückwärts an Lessings Feldzug gegen die Gallomanie und anderen Unverstand, und an die Fehde des steifen

Perrückenmeisters Gottsched mit den nicht weniger nüchternen, aber fortschrittlichen, strebsamen Schweizern, und bei unseren westlichen Nachbarn könnte an das Auftreten des großen Molière gegen das kleine Unwesen der Blaustrümpfe und der Zieraffen von Damen, es könnte an die Reformen eines Malherbe und an die Anläufe seiner Gegner, ferner an die Geschlossenheit der sogen. Plejade oder an die beutereichen Jagd- und Streifzüge des genialen Rabelais gedacht werden — mit Ausnahme vielleicht von Lessings machtvollem Eingreifen sind diese Fehden und Stürme ruhiger und wirkungsloser verlaufen. In allerneuester Zeit hat zwar der Richard Wagner-Sturm eine Masse Staubes aufgewühlt, und wenn der Werth eines Meisters sich nach der Zahl und der Begeisterung seiner Jünger bemißt, so hat es der große Literarmusiker allen anderen zuvorgethan. Doch, „es war ein falsches Lied", was er sang, und es stand von Anfang an bei allen Nüchternen fest, daß das „Kunstwerk der Zukunft", wenigstens wie er es meinte, keine Zukunft haben könne. Was er erstrebte, war ein Traum, der sich zu keiner Wirklichkeit mehr verdichten konnte, weil dieses Reale, (die innige Durchdringung von Wort und Ton) schon längst von den vorwärts drängenden Wellen der Zeit weggespült worden war, und dieses Ereigniß — ein Schisma darf man es nennen — mußte mit Naturnothwendigkeit eintreten, nachdem die eine der beiden Künste, die Musik, zu ungeahnter Selbständigkeit und Vollkommenheit gelangt war. Daß Wagner für den Aufbau der Zukunftsoper wohlthätig gewirkt habe, soll nicht geleugnet werden; ein falsches Princip auf falsche Verhältnisse angewandt kann, wie in der Mathematik die beiden Minus, positiv wirken; ein falsches Verhältniß war nun in der vorwagnerischen Oper zwischen Wort und Musik unleugbar vorhanden, aber falsch war auch das neue Princip. Wie Wagners Musik beschaffen war, geht uns hier gar nichts an — aber eine Literaturgröße, vorab eine reformatorische, war er auf keinen Fall; nicht der Wille dazu fehlte ihm, wohl aber die Kraft; darum darf auch die literarische Kritik ruhig an ihm vorübergehen. Wir wollen lieber etwas weiter ausholen und ungezwungen am chronologischen Faden einige Erscheinungen aufreihen, die nach literarischer Kritik aussehen, wenn sie auch nicht gerade zu einem Kampf auf Leben und Tod gerüstet oder gewillt sind. Wir werfen einen Blick in den Salon Rambouillet, in welchem es einer hochgebildeten und edlen Frau vorbehalten war, den Kampf gegen die Unsitte aufzunehmen, das heißt gegen die soldatische Roheit und Unfläterei der Umgangssprache, zu welcher das damalige Lagerleben und die Verwilderung der Sitten Veranlassung gegeben hatte. Aber indem nun die Mitglieder jenes Salons nach einem Mittel zur Heilung des Uebels suchten, griffen sie zu dem Extrem und brachten einen Stil zu Stande, der gleichsam eine Blüthenlese war aus dem englischen (von Shakespeare so genial persiflirten) Euphuismus, dem italienischen Marinismus (war doch Marini selber zum großen Verdruß Malherbe's ein gern und öfter gesehener

Gast jenes Kreises) und dem spanischen Gongorismus, das heißt also, einen gesuchten, mit wunderlichen Bildern verquickten, mit rhetorischen Effecten, blendenden Antithesen und Impromptus gespickten Ausdruck, der genau besehen die reine Unnatur war. Es genügt, an die von solchem Ueberschwang und daneben noch von der fadesten Galanterie triefenden Romane des Fräuleins von Scudéry zu erinnern. Die unerquickliche Literatur der liebelnden und schmachtenden Schäferei feierte wieder ihre Triumphe, auch dienen die Namen eines Chapelain und Ménage nicht gerade zur Empfehlung dieses Kreises. Und dennoch hat er seine unleugbaren Verdienste. Nicht nur, daß hier jene durchsichtige und elegante Conversationssprache geschaffen und gepflegt wurde, die seither Gemeingut der gebildeten französischen Gesellschaft geblieben ist; es fanden sich in jenem Kreise auch Mitglieder, welche ganz anders als die Anbeter des Fräuleins von Scudéry, der Natur und Einfachheit die Ehre gaben und gegenüber den Schnörkeleien des bel Esprit den gesunden Menschenverstand muthig verfochten, ganz im Sinn und Geiste Malherbe's welcher übrigens, freilich bereits als alternder Mann, selber noch Fühlung mit dem Hôtel Rambouillet hatte. Er hatte damals seine Rolle als Sprach- und Verstyrann schon gespielt, seinen Angriff gegen Ronsard's „des Dichterfürsten" gallogräcische Richtung und Schule siegreich durchgeführt, die Sprache von dem griechischen, lateinischen und italienischen Aufputz unerbittlich gesäubert und der Versification eine feste, geregelte Kunstform gegeben; ihm mußte folgerichtig die Schnörkelei und Ziererei, die im Hotel Rambouillet blühten, mißfallen. Und es fand sich nun bald ein französischer Shakespeare, der wie sein großer Vorgänger in „verlorener Liebesmüh" jene oben berührten sprachlichen Verirrungen, so in zwei Lustspielen das Thun und Treiben jener Blaustrümpfe, welche im Hotel Rambouillet und ähnlichen sprach-literarischen Salons den Ton angaben, mit unsterblichem Witz persiflirte — Molière in seinen „Femmes savantes" und den „Précieuses ridicules". Besonders kommt hier die zweitgenannte Komödie in Betracht. Die Geschmacksrichtung war bereits überwunden und der Lächerlichkeit verfallen, Molière war also nicht der erste, der sie mit den Pfeilen seines Spottes überschüttete; aber gerade weil er in so genialer Weise aussprach, was jeder dachte und fühlte, war sein Erfolg so ungeheuer. Selbst das Hotel Rambouillet mußte Beifall klatschen. „Molières Stück war ein Ereigniß, es war das Manifest einer gegen die Herrschaft des bel Esprit gerichteten Revolution." Boileau's gegen den Roman der Scudéry geschriebene Satire „les Héros de Roman" ist unter der unmittelbaren Wirkung von Molières Stück erschienen, aber auch in anderen hat Boileau an den Frauen und ihren Schwächen bittere Kritik geübt. Es wäre über diesen „zweiten Malherbe" der an Geist und Charakter den ersten überragt, noch manches zu sagen, wir müssen uns aber begnügen, ihn als denjenigen zu nennen, der, ohne sich zu einer scharfbegrenzten Richtung zu bekennen — wenn man nicht sein Princip des Verstandes und der Wahrheit

als das einzig Berechtigte in der Poesie als solche ansehen will — mit unerbittlicher Schärfe, aber in Versen von tadelloser Eleganz und höchstem Wohllaute allen mittelmäßigen Poeten damaliger Zeit in's Fleisch schnitt.

Man darf die Frage aufwerfen, ob die Griechen vielleicht auch Salons und Cirkel nach Art des Hotel Rambouillet gekannt haben. Die Erinnerung an die Stellung der Frauen gibt uns sofort die Antwort: Nein! Doch verdient als Curiosität aus der späteren, nachklassischen Zeit erwähnt zu werden, daß uns unter Nero eine Dame, Pamphila, als Vorsteherin einer Art literarischen Kränzchens entgegentritt, die ihre Unterhaltungen mit Schöngeistern veröffentlichte. Der gelehrte Aulus Gellius hat dieselben in seinem Werke „Attische Nächte" stark benutzt.

Es ist beinahe eine Sünde gegen den Geist, wenn wir an Voltaire's, des ewig Streitbaren, großer Gestalt stumm vorbeigehen und, vorwärts eilend, nur mit einem Wort jenes langen Feldzuges gedenken, den in den dreißiger Jahren — man kann sozusagen den Geburtstag angeben, nämlich die erste Aufführung von V. Hugo's „Ernani" — die Romantiker gegen die Classiker führten. Beinah wäre er durch andere als geistige Waffen, nämlich durch die sehr materiellen Fäuste der beiderseitigen Anhänger inaugurirt worden. Er ist schließlich nach langem Hin- und Herschwanken durch gegenseitige stillschweigende Concessionen zum Austrag gebracht worden, so jedoch, daß die Romantik sich als Siegerin betrachten darf. Wenigstens sind aus ihrem Boden die „Camelien" aufgeblüht, welche der üppigen Literatur des demimonde zum Symbol und Erkennungszeichen dienen — gegen sie ist Mario Uchard in seiner „Fiammina" zu Felde gezogen — und auch der allerneueste Realismus, der am zuckenden blutenden Fleische seine Freude hat, ist ihres Stammes und Geschlechtes. Mit der deutschen Romantik, ihrem Spuck und Zauber, Dämmern und Träumen, ihrem Natur- und Mariencultus, ihrer Sehnsucht nach dem Mittelalter, ihrem Festhalten an vaterländischer Art und Sitte einerseits und Ausflug zu fernen Völkern und Zonen andererseits hat die Romantik der Franzosen keine Verwandschaft als die der Opposition gegen die herrschende Richtung.

Was wohl Lessing zu der „deutschen Romantik" gesagt hätte, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, ihre Blüthe zu erleben? Ihr ganzes Treiben würde ihm wohl zu ungenirt, zu regellos erschienen sein — und doch wäre es Unrecht zu verkennen, daß sie die deutsche Literatur mit wirksamen und fruchtbaren Fermenten versehen und mit einer Fülle neuer Formen und Ideen bereichert hat. Auch Schiller hat sich schließlich ihrem Einfluß (vgl. die „Jungfrau von Orleans") nicht mehr entziehen können, obschon die (in seinem Musenalmanach zuerst erschienenen) „Xenien", zu welchen er doch das größte Contingent und das meiste Salz geliefert hatte, dem neuen Wesen mit ätzender Schärfe zu Leibe gegangen waren. Aber die Keime zu diesem neuen Wesen schwirrten damals in der Luft herum und wären auch ohne den befruchtenden Regen der Schelling'schen Natur-

philosophie in den Gemüthern der Menschen aufgegangen. Es war natürlich, daß sich der Geist endlich einmal aufbäumte gegen den strengen Bann des formschönen, aber marmorkalten Klassicismus, und wir wollen uns doch freuen, daß es so geschehen. Auch Goethe hat sich in seiner Jugend gegen den Classicismus aufgelehnt; sein „Werther" und sein „Götz" sind unter Anderem auch Fehdebriefe. Aber der Klassicismus, den er vorfand, war ein anderer als den er später selber im Anschauen der antiken Muster vertrat und darstellte. Jener war unecht gewesen, eine bloße Mischung von steif, conventionell und verstandesmäßig, blos die kalte Regel machte sich in ihm fühlbar, kein warmer Herzschlag; viel Form, wenig Inhalt. Er war der von Professor Gottsched gepredigte, französische — nur daß ihm französische Anmuth und französischer Wohllaut fehlten — und die Schweizer waren trotz Lessings Anschluß mit ihrem gegnerischen Programm noch nicht durchgedrungen. Sie waren auch trotz ihres Ernstes und Eifers nicht die Männer dazu. Mit der bloßen Kühle und Nüchternheit des Verstandes konnte man wohl gegen Gottsched ausziehen, nicht aber gegen den französischen Klassicismus, der, trotz aller seiner Fehler, durch seine formelle Vollendung zu einer Größe ersten Ranges geschaffen war. Ob es Lessing allein gelungen wäre ihn von seiner Stelle zu drängen, steht dahin; als er starb, konnte er die ganze Bedeutung Goethes noch nicht ahnen. — Was der letztere in jugendlichem Kraftgefühl gegen Wieland geschrieben hatte („Götter, Helden und Wieland") ist weder ernst zu nehmen noch hat es durchgeschlagen; Wieland selber beurtheilte es mit freundlicher, sogar wohlwollender Nachsicht. Eine Fehde war es auch kaum zu nennen, was Schiller, der in seinen Briefen über „Don Carlos" ja das großartigste Beispiel einer unbestochenen Selbstkritik lieferte, gegen Bürgers „Leonore" unternahm, deren Vorzüge er ja nicht verkannte; hat er doch mit demselben unparteiischen Freimuth auch die Leistung eines Größeren, Goethes („über G.'s Egmont") beurtheilt. Das von böser Laune und persönlicher Gereiztheit eingegebene, von Gift und Galle triefende Machwerk H. Heine's, „der Schwabenspiegel," darf den Anspruch auf eine ehrliche, ernste Streitschrift nicht erheben; ein wirklicher Feldzug dagegen war es, den Platen in seinem „romantischen Oedipus" gegen die Formlosigkeit, Willkür und Geschmacksverirrung der Romantiker und gegen den „stümpernden Eclecticismus" der zeitgenössischen Poeten eröffnete, ein Feldzug ferner sein gegen die Schicksalspoeten und andere falsche Propheten gerichtetes Tendenzdrama „die verhängnißvolle Gabel", wenn dieses auch nicht an die Höhe des „Oedipus" hinanreicht. Was er hier gegen Immermann („Nimmermann") gesündigt hat, ist ihm längst vergeben, seit ihn der Angegriffene selber in edler Selbstlosigkeit eines Platzes in „Wallhalla" würdig erklärt hat. Durch dieses Bekenntniß ist Immermanns eigenem Pamphlet von dem im „Irrgarten der Metrik herumtummelnden Cavalier" die Berechtigung abgesprochen. Bei aller Formvollendung der Platen'schen Poesie, die wir in den genannten Dramen, vor allem in den

prächtigen schwungvollen Parabasen bewundern, muß übrigens doch der Wahrheit zu Ehren gesagt werden, daß sie auch bedenkliche Schwächen zeigen. Besonders die „verhängnißvolle Gabel“, wo Erfindung und Witz gleich mager ausgefallen sind, ja erstere nicht bloß mager, sondern unerquicklich und unnatürlich. Wenn ein Dichter von sich selber singt:

Ich bin im Jambenschleudern ein Archilochos,
Ein Zeus in meinem Silbenfall, ein Donnerer —

so hätte er wenigstens den ersten Vers mit mehr Kraft und Schneide bewahrheiten sollen; die Reinheit der Jamben thut es nicht allein. Der „schwulsteinpöcklerische Musensohn“ (Immermann) hat in seinem „Münchhausen“ seine Ideen mit weniger Erbitterung, aber mit mehr Witz verfochten. Und Platen, dem Meister der Form, der mit Recht über den dactylischen „Holzklotzpflock“ sich lustig macht, hätte es nicht passiren sollen, das Distichon für mustergültig auszugeben, womit sein Oedipus über die Sphinx triumphirt und sie zum Sprunge in den Abgrund zwingt. (Es happert nämlich in den Akzenten). Diese „Menschlichkeiten“ sollten aber Platens Verdienst, als Kritiker, nicht schmälern. Es war ihm heiliger Ernst mit seiner Kritik, und es fällt bei solchen Fehden und Feldzügen, wenn sie mit Ernst unternommen und mit Talent ausgefochten werden, immer ein Gewinn ab für die Literatur. Auch aus der allerneuesten Bewegung, die sich mit „Sturm und Drang“ in unserer deutschen Literatur geltend zu machen sucht, kann schließlich ein Nutzen für diese erwachsen. Einstweilen aber geberden sich ihre Hauptgrößen noch zu anspruchsvoll, polternd und ungezogen, als daß man erwartungs- und vertrauensvoll in die Zukunft blicken dürfte. Ihrem Ernst fehlt nicht sowohl das Talent, — obschon sie sich in diesem Punkt maaßlos überschätzen — als die sittliche Unterlage, die selbstlose Ueberzeugung von dem Wahren und Rechten. Es ist ihnen nur Ernst um ihre Interessen, viel weniger um das Publicum und die Literatur, um das Publicum nur so viel, als es ihnen zu ihrer Glorification und zum Erwerb dient. Sie haben neue Wege geöffnet, nicht sowohl weil die alten ausgetreten und langweilig geworden, als weil sie ihnen versperrt sind; auf den neuen wandelt es sich bequemer, und die Früchte wachsen am Hag. Wenn diese Eindrücke falsche sind, so haben es die Schriftsteller der neuen Richtung selber verschuldet. Ihr maßloses Gebahren gegen jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit läßt kein anderes Gefühl aufkommen; man glaubt, die Stimmen des bösen Gewissens zu vernehmen. Das „junge Deutschland“ von ehedem war auch nicht aus lauter Heiligen bestellt, und manches Profane wurde in die literarische Hülse eingewickelt und feil geboten; seine Physiognomie zeigte aber im Ganzen doch ernstere, ja idealere Züge als das „allerjüngste Deutschland“. Dieses sieht bis jetzt nicht so aus, als ob es um seiner Ideen willen das Matyrium auf sich zu nehmen gewillt wäre.

Im Morgengrauen.

Novellette

von

Sara Hutzler.

— Berlin. —

Die kleine Provinzstation war nur noch spärlich erleuchtet. Als der Personenzug langsam in die Bahnstation einrollte, erschien ein müd' aussehender älterer Portier und stellte sich mit stumpfem Gesichtsausdruck auf dem Perron auf.

Der Zug hielt. Aus den Wagen dritter Classe stiegen einige Bauersleute, die mit leichtem Gruße an dem alten Portier vorüber der hinter dem kleinen Stationsgebäude gelegenen Ortschaft zugingen. Dem einzigen Coupé erster Classe entstieg mit leichtem Sprung ein elegant gekleideter Herr, der mit Unwillen um sich blickte und dann den Conducteur herbeirief.

„Ist das die verd...... Station, wo ich gefälligst — liegen bleibe?"

„Jawohl — Herr!"

„Wer nimmt denn hier das Handgepäck? Gepäckträger!"

Derlei dienstthuende Männer meldeten sich nicht, dafür aber näherte sich der alte Portier mit unterthänigem Gruße dem Reisenden.

„Wann kann ich denn weiter nach N.?" fragte er den davoneilenden Schaffner.

„Schnellzug 5½ Uhr früh", rief dieser zurück und der Fremde überließ mit verdrießlicher Miene sein Handgepäck dem Portier und ertheilte ihm kurz seine Weisung.

„In's nächstgelegene Hotel!"

Der Beamte blieb stehen.

„Geschlossen", sagte er kurz. „Die in der „Weißen Krone" sperren um elfe zu."

„Giebt es kein Anderes?"

Der Mann schüttelte verneinend den Kopf.

„Ein Anderes giebt's hier nicht!"

„Wo liegt denn die „Weiße Krone"? Es läßt sich wohl Jemand herausklopfen!"

„O — das ist weit. Ganz unten im Dorfe. Sehen Sie wohl — da hinter den Bäumen! Da kann ich nicht mehr mit hingehen!"

„Da gehe ich selbst nicht hin. Aber was wird denn mit mir? Irgendwo muß ich doch bleiben, lieber Freund!"

„Ja — ja!"

Der Portier nickte einige Male begütigend mit dem Kopfe, und that dann einige Schritte vorwärts.

„Na — was soll's — wohin geht's?" fragte der Fremde, schon etwas unwirsch.

„Kommen Sie nur mit. Ich schließe Ihnen den Wartesaal auf. Da sind Bänke d'rin. Da können Sie sich die paar Stunden ausstrecken!"

„Angenehme Aussicht — zu Tode zu frieren bei dem naßkalten Wetter!"

„I wo! Ich habe eingefeuert. Schon wegen der Anderen, die auch liegen geblieben ist, weil die „Weiße Krone" zu weit ab war. Kommen Sie man mit, 's ist warm drinnen!"

Der Alte ging, während er sprach, voran, und der Fremde folgte langsamen Schrittes nach.

In dem Wartesaal übernachten! Die Aussicht that dem verwöhnten Herrn nicht wohl — indeß das naßkalte Wetter jagte einen Jeden unter Dach — da blieb keine andere Wahl.

Sie hatten die Thüre erreicht. Der Mann öffnete und ließ den Fremden vor sich her eintreten. Der Raum war klein und trostlos, baar aller Möbel. Bänke längs den Wänden, einige Holztische in der Mitte. Zu erkennen war nichts genau, da das ganze Zimmer im Dunkel lag und die einzige Beleuchtung von einer matt brennenden kleinen Oellampe niederfiel, welche an der Wand neben der Thüre an einem verrosteten Nagel hing.

Dieses wenig ergiebige Licht erhellte knapp den unter ihm stehenden Tisch, Alles sonstige in dem Zimmer befindliche lag im tiefsten Dunkel — nein, nicht Alles. In der linksseitigen Ecke des Wartesaals glühte ein kleiner eiserner Ofen und das Roth der Gluthen ergoß sich auf eine Gestalt, die ausgestreckt auf einer Bank lag und ihren Plaid und einiges Handgepäck zum Ruhen unter ihrem Kopf aufgepolstert hatte.

Eine Frau! Eine Dame, ihrem Ansehen nach! Der Fremde zögerte aufzutreten.

„Gehen Sie nur an den warmen Ofen heran", ermuthigte der Portier mit rücksichtslos lauter Stimme, „die Andere da schläft schon seit um zehne. Will auch morgen früh weiter. Gehen Sie nur immer 'ran und machen Sie sich's bequem. Um halb 6 wecke ich Sie dann. Wohl zu schlafen, Herr!"

Der Fremde hatte mehrfach durch abwehrende Gesten und ruhegebietende Mienen dem redseligen Mann abgewinkt, doch dieser hatte sich nicht beirren lassen; er schlurrte, geräuschvoll mit seinem Schlüsselbunde klappernd, zur Thüre hinaus und warf dieselbe unnöthig hart in's Schloß.

Bei dem Geräusch war die Dame erwacht.

Sie richtete sich halb aus ihrer liegenden Stellung auf. Bei der raschen Bewegung rollte ihr das zusammengewickelte Plaid unter dem Kopf fort auf die Erde.

Der Fremde hob dasselbe eilfertig auf und reichte es ihr galant hin.

„Ich bitte tausend Mal um Vergebung, meine Gnädigste", sagte er, den Hut ziehend, „es ist unverantwortlich von mir, daß ich Sie störe, aber es ist wirklich ohne mein Verschulden geschehen. Ich habe den Courier-Zug versäumt und erst hier erfahren, daß der Anschluß nach B. um halb 6 Uhr morgens" —

„Also ein Leidensgenosse", erwiderte die Dame, sich nunmehr ganz aufrichtend, „ich bitte sehr, sich's so bequem wie möglich zu machen. Auf viel Comfort werden Sie nicht rechnen dürfen."

„Ich habe Ihre Ruhe gestört!"

„O nicht doch, ich war schon wach!"

„Ich mache mir Vorwürfe, meine Gnädigste. Sie hatten erste Rechte auf diesen Raum!"

„O bitte, mein Herr, er ist groß genug für uns Beide!"

„Aber es muß peinlich sein für eine Dame, mit einem Manne zusammen —"

„Ganz und gar nicht, mein Herr. Der Raum bietet mir und einem Jedem Obdach, der das Unglück hat, auf einer solchen Station Stunden verbringen zu müssen. Das Peinliche weicht den Verhältnissen; wir wählen uns die Situation nicht, wir ertragen sie nur!"

Sie hatte gute Haltung. Der Mann konnte nicht anders, als den Tact bewundern, mit dem sie die Sachlage kühl präcisirte. Zudem hatte ihr Organ einen seltenen Wohllaut.

Es kam dem Manne der Gedanke, daß es am Ende nicht das Schlimmste sei, die Nacht in dem Wartezimmer der Station B. zu verbringen.

Er hatte mit einem Blick auf den rothglühenden Ofen seinen weiten

Mantel aufgeknöpft, so daß die ganze Schlankheit seiner vornehm lässigen Gestalt erkennbar wurde.

Er warf den Mantel und den weichen Hut, den er gehalten, auf die Bank ihr zu Füßen, und begann, während er vor ihr stand, den Handschuh von seiner linken Hand abzuziehen.

Die Dame beschäftigte sich damit, ihr in Unordnung gerathenes Lager wieder zurecht zu rücken.

„In meinem Handgepäck befindet sich ein Kissen; darf ich es Ihnen anbieten, meine Gnädige?“

„O — ich danke Ihnen, Sie werden es selber brauchen können!“

„Ich versichere Sie, daß ich um so besser ruhen werde, wenn ich Sie behaglicher weiß!“

„Sie sind zu liebenswürdig, mein Herr!“

„Gestatten Sie mir!“

Er trat zu ihr, und schob ihr das weiche Seidenkissen, das er von einem Gepäck losgeschnallt, sorglichst unter den Kopf. Es berührten dabei seine Hände unversehens ihr Haar. Es war weich und flockig. Von welcher Farbe es wohl sein mochte?

Es war in dem Halbdunkel nichts zu sehen, nichts als die Umrisse einer halbaufrechtsitzenden üppig schlanken Gestalt, und über den geschmeidigen Halslinien ein kleines Köpfchen, aus dem zwei große Augen gespenstisch hervorleuchteten.

Sie mußte schön sein — sehr schön. Der Mann zweifelte nicht daran. Der Wuchs — die Stimme, das feine Lachen, das weiche Haar!

Sie mußte bezaubernd schön sein.

Welch' ein Glückszufall hatte seine Schritte geführt! Er mußte das holde Geschöpf näher kennen lernen.

„Wollen Sie auch nach Be . . . . .?“ fragte er, sich auf das Fußende der Bank niederlassend.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe es nicht so gut,“ antwortete sie einfach, „ich will nach N . . . . .!“

„Ach, nach Nau . . .?“ Ein hübsches Städtchen?“

„Sie kennen es?“

„Ich war 'mal dort zur Jagd!“

„So!“

Er schien mit dem kleinen „so“ nicht zufrieden, genirte sich jedoch, weiter mit Fragen in sie zu dringen. Um der Verlegenheit, die sich eindrängen wollte, zu entkommen, erhob er sich und nannte seinen Namen!

„Gestatten Sie mir, mich vorzustellen: Von Pahlen, Gutsbesitzer.“

„Ich danke! Mein Name ist einfacher — ‚Lena Sanden!“

„Aeußerst angenehm, meine Gnädigste. Wollen Gnädigste länger in Nau . . . bleiben?“

„Hoffentlich, Herr von Pahlen. Ich werde trachten dort eine Heimat zu finden!"

„Eine Heimat!" Sein Blick glitt rasch an ihr hernieder. Sie war schwarz gekleidet „Gnädigste haben Trauer?"

„Nicht doch," entgegnete sie rasch, „das heißt, nicht unmittelbar. Ich bin seit zwei Jahren eine Waise — eine ‚alte' Waise werden Sie denken!"

„Mein gnädiges Fräulein!"

„Ich bin seit zwei Jahren eine Waise, und seit dem Tode meiner Eltern nirgends recht zugehörig. Doch — ich bin Ihnen fremd und — —" Herr von Pahlen beugte sich rasch vor.

„Ich bitte Sie, meine Gnädigste — ich versichere, daß es mich lebhaft interessirt und daß ich discret bin!"

„Discret? O, mein Herr. Ich habe nichts in meinem Leben, was Discretion herausfordern könnte. Ich war lange Zeit Erzieherin bei Bekannten meiner verstorbenen Eltern, und nun komme ich zu Verwandten, bei denen ich repräsentiren soll — wenn ich gefalle — für immer, wenn nicht — um von Neuem heimatlos zu sein. Das Geschick theile ich, glaube ich, mit Vielen!"

„Es ist traurig, mein Fräulein, und ich beklage Sie!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr! Theilnahme thut wohl!"

„Und darf ich fragen, was Sie zunächst beginnen, wenn — wenn Sie N. wieder verlassen?"

Sie ließ die Hände mit einer Geste der Hoffnungslosigkeit in den Schooß sinken und schüttelte den feinen Kopf.

„Ich weiß es nicht, mein Herr, ich weiß es nicht!"

„Hm, hm!"

Der Mann erhob sich und ging einige Mal in dem Raume auf und ab.

„Herr von Pahlen!"

Er blieb vor ihr stehen.

„Die kleine Oellampe ist im Erlöschen. Sie riecht schon schlecht. Wollen Sie sie nicht auspusten?"

„Gewiß — selbstverständlich!"

Nachdem er ihren Auftrag erfüllt, war es in dem kleinen kärglichen Raum völlig finster geworden. Das einzige Licht, das in das Zimmer fiel, kam von dem Ofen her, der starke Gluth ausströmte.

Während der Mann sich der Bank wieder näherte, auf der das Mädchen lag, kam ihm plötzlich das Gefühl einer Enttäuschung.

Er machte sich nicht klar warum, aber es fiel ihm peinlich auf, daß sie — die Dame es gewesen war, die das Auslöschen der Lampe befohlen.

So waren sie nun allein — im Dunkel und in der Nacht.

Und sie? Sie lag auf der harten Bank so ruhig dahingestreckt wie zuvor. Die Gestalt war klein, offenbar klein und zart. Er hatte von jeher zarte Weiber bevorzugt.

„Befehlen Sie noch eine Reisedecke, mein Fräulein, ich habe eine bei mir?"

„Ich danke — nein. Mir ist sehr warm!"

Er ließ sich, während Frage und Antwort fielen, wieder auf die Bank zu ihren Füßen nieder. Wie fatal, daß es so finster war, daß er von dem schmalen Gesichte nichts, gar nichts sehen konnte. Ha! ein Einfall!

Wenn er rauchte! Er würde dann mindestens mit dem Zündhölzchen —

„Gestatten Sie, daß ich rauche?"

Sofort richtete sie sich auf.

„Ich bitte — nicht. Ich — ich vertrage den Rauch nicht!"

„Ach!" —

Sie war in der halbaufgerichteten Stellung geblieben. Bei der Bewegung die sie gemacht, rollte die Decke, welche über ihren Knien lag, etwas herunter. Sie haschte rasch nach derselben.

Zugleich mit ihr hatte auch Herr von Pahlen zugegriffen, und so geschah's, daß er unvermuthet ihre Hand in der seinen hielt. Welch' ein Glück!

Er hielt sie mit festem Griff umschlossen, während sein Auge in der Finsterniß versuchte, das ihre zu treffen.

„Mein Herr!"

Bei diesem erschreckten Ausruf ließ er ihre kleinen Finger seiner Hand entgleiten, und Lena ließ sich wieder auf die Bank zurücksinken wie um zu schlafen.

Anders der Mann! Ihm war der Schlaf fern. Draußen fiel der Regen hernieder. Die Tropfen trommelten gegen die verhängten Fensterscheiben, und ein unangenehmer Wind umpfiff den kleinen Raum. War es auch innen kalt? Ihn fröstelte, trotz des eisernen Ofens, der — das gewahrte er erst jetzt — schwarz geworden war.

„Ich werde Feuerung nachlegen. Die Gluth im Ofen hat nachgelassen," sagte er halblaut, wie in Besorgniß sie zu stören.

Sofort schoß sie in die Höhe.

„Ich bitte Sie, mein Herr! Es ist so warm hier!"

„Warm?"

„Ja. Außerdem — außerdem ist es gesünder, in nicht heißem Raum zu schlafen!"

Der Mann ließ das Holzscheit, das er in der Hand hielt, wieder zur Erde fallen und kehrte auf seinen Platz neben dem Mädchen zurück.

„Gestehen Sie mir zu, daß ich folgsam bin, Fräulein Sanden!"

„Folgsam! O mehr. Sie sind ein Cavalier!"

„Sie sagen das so überzeugend, als ob Sie es meinten!"

„Zweifeln Sie an mir, Herr von Pahlen?"

Der Mann klemmte trotzdem es dunkel war, sein Monocle in's linke Auge ein, bevor er leise zu trällern anhub:

„Ach wie so trügerisch
Sind Weiberherzen!

Ich, meine Gnädigste, habe merkwürdige Erfahrungen mit Frauen gehabt. Schmeichlerisch sind sie Alle. Das liegt so drin!"

„O, das ist schade!"

„Wie sagten Sie?"

„Ich bedauerte, daß Sie so häßliche Erfahrungen gemacht haben. Wie sollte man etwas andres sagen als man denkt?"

Herr von Pahlen sah die Sprechende starr an. Es war dunkel. Trotzdem aber leuchteten die Mädchenaugen zu ihm auf mit fast unheimlich gradem Blick.

Frl. Sanden," rief er aus — „mein Fräulein!"

„Herr von Pahlen!"

„Sagen Sie — gehen Sie gern zu Ihren Verwandten nach N.?"

„Gern? O mein Herr, ich sagte ihnen ja, daß ich einer Ungewißheit entgegengehe!"

„So gehen Sie nicht dorthin! Thun Sie's nicht!"

„Ich verstehe nicht, mein Herr —"

„Sehen Sie mein Fräulein, ich bin Ihnen fremd — hier in der Nacht zu Ihnen hereingeweht von einem naßkalten Ostwind. Ich stehe hier vor Ihnen, ein wildfremder Mann, der für sich nichts in die Wagschale zu legen hat als seine Personalien — so klar und wahr, wie sie eben sind. Meinen Namen kennen Sie. Ich bin Gutsbesitzer, lebe in Schlesien. Ich bin 34 Jahre alt — in guten Vermögensverhältnissen und frei. Habe auf der Welt keine Angehörigen, keinen, der an mir hängt oder dem ich verpflichtet bin. Ich fühle mich zu Ihnen hingezogen. Ich frage Sie — wollen Sie Ihre Verwandten in N. lassen? Wollen Sie mit mir gehen — mir folgen als mein Weib?"

„Herr von Pahlen!"

„Es ist Nacht — es ist dunkel — wir sind allein — wir sind uns fremd, und doch lebt in uns ein göttlicher Funke, der uns antreibt, der uns leitet, der in unseren Seelen spricht: ich will oder: ich will nicht. Lena — ich will; ich liebe Sie — Sie sollen an meiner Seite ein gutes Loos finden; sprechen Sie — was antworten Sie mir?"

„Ich — o mein Herr — ich finde keine Worte. Ich bin überrascht. Wie können Sie mir dieses sagen, ohne mich zu kennen?"

„Ich kenne Sie. Mein Herz hat Sie erkannt!"

„Aber Sie wissen nicht einmal, wie ich aussehe!"

„Was thut das? Was sind Aeußerlichkeiten? Ob Sie blond sind oder braun — Sie werden dadurch nicht weniger liebenswerth!"

„Aber es ist unnatürlich, es ist gegen alle Usance —

„Lena!“

„Sie können mich nicht wählen — im Dunklen, in der Nacht, ohne zu wissen. Nein, es ist unmöglich. Sie sind thöricht. Sehen Sie, der Morgen wird kommen — Sie werden mich sehen. Wenn Sie mir dann Ihren Antrag wiederholen — dann Herr von Pahlen — dann sag ich Ja. Aber jetzt im Dunklen, da Sie von einem Gefühl des Mitleids geleitet sind — Sie würden im Morgengrauen bereuen — nein dringen Sie nicht weiter in mich!“

„Lena, wollen Sie klug sein in dieser Stunde? Wollen Sie über das sprechen, was sich nur fühlen läßt?“

„Ja, Herr von Pahlen, das muß ich. Ich muß vernünftig bleiben. Ich bin nicht sehr klug. Glauben Sie's mir, aber ich weiß, daß Männer mit den Sinnen lieben. Wenn Sie mich sehen, werden Sie von Ihrem Beschlusse abstehen. Ich bin nicht schön, mein Herr!“

„Sie sind's — Sie sind's!“

„Ich bin's nicht, leider nicht, wiewohl ich Anspruch darauf hätte, denn die Schönheit ist ein Erbtheil meiner Familie. Meine beiden Schwestern sind Schönheiten. Sie sind verheirathet und wohl situirt. Wäre ich ihnen gleich gewesen! Einmal, als halbes Kind, nahm ich einen Anlauf zum Schönwerden — so sagte man. Dann aber kam die schwere Krankheit, die mein Schicksal auf immer besiegelte. Meine Chancen, einem Manne zu gefallen — sanken dahin. Ich bin ehrlich gegen Sie, Ich übe eine Ueberwindung, indem ich Ihnen das Alles sage, denn, mein Herr, Sie wissen nicht, was es für mich bedeuten könnte, dürfte ich Sie heute beim Worte nehmen!“

„Sie sollen's — Sie können's — Sie dürfen's!“

„Und ich thue es dennoch nicht,“ fuhr Lena mit unerschütterter Ruhe fort, „ich warte den Tag ab.“

„Es ist lang bis dahin —“

„Lang? Herr von Pahlen, wir werden schlafen und die Zeit wird unbemerkt dahinziehen.“

„Und weshalb, wenn Sie sich zu mir hingezogen fühlen, wollen Sie die Entscheidung hinausschieben?“

„Weshalb? Um gerecht gegen Sie zu sein, mein Herr, um Sie nicht beim Wort zu nehmen in der Nacht und Ihre Reue zu sehen, wenn der Tag kommt. Sie werden mich, wenn Sie mich *sehen* — nicht wollen!“

„Wie können Sie so etwas von mir denken, Lena?“

Sie sprach ihre Antwort leise sinnend.

„Sie sind ein Mann, Herr von Pahlen, und Männer lieben mit den Augen. Es spielt dabei die Eitelkeit eine große Rolle. Ein Mann will stolz sein auf seine Frau. Auf mich, mein lieber Herr von Pahlen, würden Sie nicht stolz sein können!“

„Sie täuschen sich, mein Fräulein. Sie täuschen sich, Lena! Ich

würde Sie lieb haben und hegen mein Lebelang — selbst für den Fall daß Sie meinem Schönheitsideal nicht entsprächen!“

„So bilden Sie eine Ausnahme von Ihrem Geschlecht?“

„Wahrscheinlich. Vergessen Sie nicht, daß ich kein Jüngling mehr bin, der voreilig einen Entschluß faßt.

„Nein, sondern ein Mann, der die Consequenzen vielleicht tragen und es mich aus Schonung nie empfinden lassen wird, wenn er bemerken muß, daß in seinem Bekanntenkreis die Frau nicht zur Geltung kommt!“

Herr von Pahlen erhob sich. Er stand vor ihr in seiner ganzen schlanken Höhe und breitete die Arme weit aus. „Lena,“ sagte er ernsthaft, „Lena, ich sagte Ihnen schon, daß ich ein freier Mann bin nach jeder Richtung. Ich habe keine kleinliche Eitelkeit. Meine Frau heirathe ich für mich und nicht zum Vorzeigen in Freundeskreisen. Verscheuchen Sie Ihre Bedenken, Lena!“

„Auf morgen, mein Freund!“

„Also unerbittlich, Lena?“

„Unerbittlich, aber — wie es auch kommen mag — dankbar, von ganzem Herzen dankbar für den hellen Lichtschein dieser Nacht!“

„Lena, Lena!“

„Auf morgen, mein lieber Reisegefährte — und auf länger — wenn Sie morgen denken wie heute!“

„Ich werde immer so denken, theures Mädchen!“

„Gute Nacht denn, und bis morgen!“

„Gute Nacht Lena, liebe Lena!“

Sie streckte und reckte sich ein wenig und wandte ihren Kopf zur Seite. Als er einige Schritte that wie um sich von ihrer Seite zu entfernen, schob sie ihm rasch ihre kleine Hand hin.

„Wiederholen Sie das,“ bat sie mit leiser müder Stimme, und der Mann beugte sich über sie und küßte die kaltgewordenen schlanken Finger.

„Schlafe süß, liebe, liebe Lena!“

„Gute Nacht!“ hauchte sie, seine Hand nunmehr mit der andern bedeckend und Dank — Dank!“

Der Mann trat von ihr fort. Er wählte eine ihr nahe gelegene Bank, um den Rest seiner Nacht ruhend zu verbringen.

Nachdem er mittelst Plaid und Ueberzieher sein Lager bereitet, zog es ihn immer wieder hin zu der Bank des Mädchens, das so still und ruhig ausgestreckt lag, als schützten sie tausend Schlösser und Riegel. War sie so sicher? War es so gefahrlos mit ihm, dem Lebemann dem Weiberfreund —

Sie war sehr reizvoll, dieses stille Geschöpf — anders als alle die Damen, mit denen er näher und leichter bekannt war.

Ja — Lena war reizvoll. Die Augen, der Wuchs, die merkwürdige einschmeichelnde Stimme!

„Auf morgen!“ hatte sie gesagt.

„Wohl denn — morgen!“

Mit diesen und anderen Gedanken schlief auch er endlich auf seiner Bank ein, und in dem kleinen Wartezimmer wurde es still; beide Reisende fanden die kurze Ruhe, der sie nach der erregten Stunde bedurften.

* * *

Die Nacht zog still dahin und Lena öffnete bei dem rauhen Anruf des Bahnwärters die schlaftrunkenen Augen und sah sich frostschauernd um.

„Was ist?“ fragte sie.

„Auf, meine Dame — Ihr Zug nach N.!“

Nach N.? Was sagte der Mann? Sie richtete sich auf und blickte verwirrt um sich.

Wo war sie? Ach ja. Der Bahnhof — kein Anschluß — im Wartezimmer übernachten — einfeuern — sie sollte ganz ungestört bleiben und dann —

Dann — wie war doch das Alles gewesen? Der häßliche kärgliche Raum — die Holztische — die eingetrocknete Oellampe, der kalte eiserne Ofen und auf der nahen Bank und sonst — sonst —

Sie faßte mit einer raschen nervösen Handbewegung nach ihrem Kopf. Das Haar war wirr. Ihre Wange war kalt.

„Wie spät ist es?“ Sie hörte nicht auf die Antwort des biederen Beamten, sie sehnte sich nur nach dem Klang einer menschlichen Stimme.

„Halb sieben. Zug nach N. — Abfahrt in 18 Minuten.“

Noch einmal ging ihr Auge über den Raum.

Alles leer. Sie war allein.

Mit einer scheuen angstvollen Hast hielt sie den Wärter auf.

„Der Herr?“ fragte sie zagend, „der mit mir hier übernachtet hat?“

„Den habe ich um halb sechs geweckt. Hat den Frühzug benutzt nach Be . . . . !“ Der Beamte war gegangen.

Sie schloß mit zitternder Hand ihr Vorhängetäschchen und nahm daraus einen kleinen Handspiegel, den sie in der linken Hand hielt, um sich mit der Rechten ihr wirres Haar zu ordnen.

Während sie in das Glas hineinsah, löste sich die Gespanntheit in ihren Zügen. Eine eigene Wehmuth zog darüber hin. Es war ein spitzes, von Pockennarben übersätes Gesichtchen, das zu ihr zurücksah, ein Frauengesichtchen ohne Reiz und ohne Chance.

Sie hielt den Spiegel vor sich und athmete tief auf, dann nickte sie mit traurigem, wehem Ausdruck ihrem unschönen Spiegelbilde zu, bevor sie sich erhob und ohne einen Laut — ja ohne einen Seufzer das Wartezimmer verließ.

Ja, der Tag — der Morgen!

„O, wäre es Nacht geblieben!“

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Im Hochgebirge. Wanderungen von Dr. Emil Zsigmondy mit Abbildungen von E. T. Compton. Herausgegeben von K. Schulz, Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1889.

Am 6. August 1885 stürzte der Verfasser des vorliegenden Werkes bei einer Bergbesteigung in den Alpen Frankreichs von den Felsen der Meije und fand dabei seinen Tod. Dieses traurige Ereigniß rief gerechtes Bedauern in der ganzen gebildeten Welt hervor, umsomehr, als es sich hier nicht um einen waghalsigen Bergfex handelte, den die Eitelkeit, die Sucht von sich reden zu machen, auf die Höhen der Alpen getrieben hatte, sondern tiefinnerste Bewunderung der großartigen Natur, echter wissenschaftlicher Drang, reiner Forschungstrieb, und als der Verunglückte die Jünglingsjahre noch kaum überschritten hatte.

Dr. Emil Zsigmondy wurde am 11. August 1861 in Wien geboren, genoß unter Leitung seines Vaters, des vortrefflichen bekannten Arztes, eine sehr sorgfältige Erziehung, durch die vor Allem die Liebe zur Natur geweckt und gepflegt wurde, und widmete sich, nachdem er 1879 mit Auszeichnung die Abgangsprüfung auf dem Gymnasium bestanden hatte, dem Studium der Medizin. 1884 erfolgte seine Promotion zum Doctor der gesammten Heilkunde, 1885 wurde er zum k. k. Oberarzt der Reserve ernannt. Er besuchte darauf die chirurgischen Kliniken in Prag, Leipzig, Halle, Berlin, Kopenhagen, Amsterdam, London, Paris und erhielt nach seiner

Aus den hohen Tauern.

Rückkehr die Stelle als Operateur in der chirurgischen Klinik des Professors Albert in Wien. „Gründliche theoretische Bildung und praktisches Geschick" — so urtheilt sein Freund K. Schulz — „hatten ihm diese Auszeichnung vor anderen Bewerbern verschafft. Sicher und gewandt verstand er Krankheitsbilder und Präparate zu zeichnen und mehrere Operationen hatte er schon mit Glück ausgeführt. Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters, sowie eine eiserne Ausdauer verbanden sich bei Emil mit einem idealen Sinn und einer feurigen Begeisterung für alles Gute und Schöne. Offenheit, Freundlichkeit und große Herzensgüte gesellten sich jenen Eigenschaften bei und vollendeten das Bild eines liebenswürdigen und edlen Menschen. Emil war ein vortrefflicher Sohn, Bruder und Freund und im reichsten Maße wandten sich ihm Liebe und Freundschaft zu."

So stand er am Beginn eines hoffnungsreichen Lebens, als ihn der Tod in seinem 24. Jahre den Seinen und der Wissenschaft entriß.

Aus den Zillerthaler Alpen.

Schon frühzeitig hatte er, gewöhnlich in Gemeinschaft mit seinem Bruder, bald mit, bald ohne Führer, anstrengende und gefährliche Bergbesteigungen ausgeführt, denen stets sorgfältige Studien voraufgingen und folgten. 1882 veröffentlichte er seinen ersten Aufsatz in der alpinen Zeitschrift: „Der Tourist", eine Beschreibung der schwierigen Tour auf den Ortler vom Hochjoch aus. Ihr folgten in den nächsten Jahren die kühnen Fahrten in den Dolomiten und in den Walliser Bergen; eine große Anzahl von Gipfeln in dem weiten Alpenkranz vom Hochschwab bis zum Dauphiné hat er bestiegen, darunter beinahe 100 Gipfel über 3000 Meter.

Aus den Dolomiten.

„Durch die mehr als zehn Jahre hindurch fortgesetzten Wanderungen" sagt sein Freund Schulz, „hatte Emil Zsigmondy, der kräftig und gesund, obwohl nur mittelgroß und schmächtig war, sich eine außerordentliche Leistungsfähigkeit, ein klares und sicheres Urtheil und eine seltene Kenntniß der Alpen und ihrer Naturgewalten erworben. Er war unstreitig einer der hervorragendsten und einsichtsvollsten Alpenreisenden und Bergsteiger, die jemals gelebt haben."

Die Erfahrungen und Beobachtungen, die er auf seinen Hochtouren gemacht, faßte Zsigmondy in dem allen Alpenfreunden wohlbekannten Buche über die Gefahren der Alpen zusammen, das im Frühjahr 1885 erschien und ein Jahr später in's Französische übersetzt wurde.

Das vorliegende Werk umfaßt die Wanderungen des Verfassers in den Emsthaler und Zillerthaler Alpen, in den hohen Tauern, dem Stubai, den Dolomiten, dem Ortlergebiet, in der Adamellogruppe, im Engadin, in den Wallliser und Berner Alpen und dem Dauphiné.

Zsigmondy erzählt schlicht und einfach, mit einem Anflug von Humor, dabei höchst anschaulich und fesselnd; mit einem Worte: man gewinnt den Verfasser lieb.

Das Werk ist von der Verlagshandlung prächtig ausgestattet; die zahlreichen Abbildungen von Künstlerhand gewähren dem Beschauer einen wahren Hochgenuß und erwecken herrliche Erinnerungen in Jedem, der die Alpenwelt jemals betreten hat. Ein vortreffliches Portrait des Verfassers bildet den Eingang.

Indem wir dieses Prachtbuch jedem Naturfreunde auf's dringendste empfehlen, schließen wir mit den Worten des Herausgebers: „So mögen die Schilderungen Emil Zsigmondys hinausgehen und Freunde finden, nicht wegen der kühnen Thaten und muthigen Klettereien, von denen sie berichten, sondern weil sie der Spiegel eines liebenswürdigen und edlen Herzens, eines tiefen Natursinnes und eines reinen Gemüthes sind. Klar wie die Seen der Alpen und rein wie die Luft, die auf den Gipfeln weht, tritt uns der Charakter des Erzählers entgegen. Nur ein idealer Sinn kann die Alpenwelt mit solcher Begeisterung in sich aufnehmen und so liebenswürdig und bescheiden von dem erzählen, was Andere vor ihm niemals erreichten."

—e.

Südslavische Volkslieder.

Gesammelt von Prof. Kuhač. 4 Bände (800 Seiten enthaltend).

Agram. Verlag von Lav. Hartmann (Kugli & Deutsch).

Die ureigenste Musik eines Volkes bilden seine Lieder, die Volkslieder. Ihr Entstehen und ihr Verbreiten hat noch Niemand ergründet: „sie werden" — sagt ein treffendes Dichterwort — „nicht gemacht, sie wachsen, fallen aus der Luft, fliegen über Land wie Mariengarn, hierher, dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen!" Unter keinem Volk aber steht die Musik mit dem Volksleben in so innigem Zusammenhang, als bei den Südslaven, und nirgendswo sonst also erscheint sie als ein so starker Behelf, das Gemüths- und Geistesleben zu erforschen, als bei ihnen. Die Slaven sind überhaupt ein sangesfreudiges Volk und gerade bei ihnen spiegelt das

Volkslied ihre Sitten und ihre Gebräuche, ihre Freuden und Leiden, ihr Träumen und ihr Hoffen mit voller Treue wieder. Der Slave, sei er Bulgare oder Pole, Czeche oder Croate, Slavone oder Serbe, singt immer und überall; er singt, wenn er lustig, er singt, wenn er traurig ist, er singt, mag er lieben oder trinken, beten oder tanzen, arbeiten oder müßig gehen, er singt im Hause und auf dem Felde, in der Kirche und in der Schenke, und seine Lieder sind ihm ein um so kostbarerer Schatz, den er ebenso treu behütet als seine nationale Tracht und das Andenken an seine nationalen Helden, als sie zugleich das geistige Band zwischen den zahlreichen Gliedern der großen slavischen Mutterfamilie bilden und in diesen einzelnen Gliedern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken. Wir Deutsche müssen einmal mit den slavischen Thatsachen rechnen: wird auch schon vorgesorgt werden, daß die slavischen Bäume nicht in den Himmel wachsen, wir können und dürfen nicht übersehen, daß das Slaventhum, das gekämmte und das ungekämmte Slaventhum, ein Factor ist, mit dem gerechnet werden muß.

Alle bedeutenden Culturhistoriker haben, aus dem bereits angeführten Grunde, dem slavischen Volksliede von jeher ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, selbstverständlich zunächst den Liedern der mächtigsten und volkreichsten slavischen Stämme. Die Volkslieder der Russen, der Polen, der Czechen sind längst gesammelt und auch die volksthümlichen Dichtungen der Croaten und Serben sind uns nicht unbekannt, aber eine vollständige Zusammenstellung des Liederschatzes der Südslaven ist uns erst jetzt geboten, seit Prof. Kuhač in Agram in 4 starken Bänden nicht blos mehr als 1600 ihrer Lieder verzeichnet, sondern sie auch in die entsprechende musikalische Form gebracht hat. Die Sammlung ist das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens und hat nur mit den größten persönlichen Opfern zu Stande gebracht werden können; wohl votirte die südslavische Akademie der Wissenschaften eine einmalige Unterstützung von 2000 fl., aber die kleinliche Kirchthurms-Eifersüchtelei, welche die Serben auf die Croaten, die Croaten auf die Serben scheel herabblicken läßt, hielt jede weitere Hilfe hintenan und es gehörte die ganze selbstlose Begeisterung Kuhač's dazu, sein Werk zu Ende zu führen, welches nach seiner Absicht auf der Grundlage der Volksmelodieen die Nationalmusik der Südslaven weiterbilden, die sämmtlichen südslavischen Stämme zu einem einzigen Musikvolke vereinigen und damit zu einem südslavischen Styl gelangen soll, der der Weltmusik als neues Material sich zuführen lasse.

Die Nationalmusik zu einem Theil der Weltmusik zu gestalten, d. h. derjenigen Musik, an welcher alle Völker der Erde Theil haben, das ist der leitende Gedanke des Unternehmens. Nicht als eine niedere Gattung der Weltmusik denkt er sich die Nationalmusik, sondern als einen werthvollen Factor der Weltmusik, dem die Möglichkeit geboten werden soll, in seiner Sphäre zur höchsten Entfaltung zu gelangen. Wie man durch die Eroberung einer fremden Sprache den Gesichtskreis erweitert und eine ganz andere Weise der Bezeichnung der Dinge gewinnt, in denen eben eine andere Seite ihres Wesens oder doch wenigstens die Formung und Beherrschung des Denkstoffes hervorgehoben ist, so ist es auch auf dem Gebiete der Musik. Nur muß, wie dort die zu erlernende Sprache eine originale und nicht ein bloßer Dialect zu sein hat, hier die volle Eigenthümlichkeit vorhanden sein, die ihr einen selbständigen Charakter aufdrückt und dazu sind in der südslavischen Musik alle Bedingungen gegeben, individuelle Materie, individuelle Form und individuelle Farbe. Die südslavische Musik ist phantasiereich, voll des tiefsten und innigsten Gefühls und doch sinnlich dabei, den Gegenstand, den sie behandelt, immer scharf charakterisirend, daher nach Umständen idyllisch, naiv oder kriegerisch, freilich der übrigen Welt gegenüber fragmentarisch, eine Geheimsprache, die nur der Südslave ganz zu verstehen im Stande ist, immer aber von sittlichem Anstande. Wohl ist sie verwandt mit der nordslavischen und speciell mit der russischen Musik, aber doch nicht näher verwandt als etwa die französische mit der italienischen.

Wird es indeß möglich sein, kann man fragen, wirklich alle Südslaven zu einem einzigen Musikvolk zu machen und also einen südslavischen Styl zu schaffen? Sind nicht die Südslaven staatlich und politisch, sind sie nicht confessionell und selbst sprachlich auseinandergerissen? Es wird möglich sein. Wir haben eine deutsche und eine italienische Musik, nicht eine aparte preußische, bayrische, süddeutsche, nicht eine verschiedene römische, toskanische, sicilianische Musik. Die staatlichen Interessen, besonders Deutschlands, mögen zu Zeiten noch so weit auseinander gegangen sein, auf dem Gebiet der Literatur und Musik sind alle deutschen Stämme jederzeit zusammen marschirt. Was in Deutschland und Italien geschehen konnte, wird auch anderswo zu erreichen sein. Die intellec-

tuelle wie die materielle Kraft der einzelnen südslavischen Glieder ist nur eine geringe; eine rein kroatische, serbische, bulgarische, slavonische Nationalmusik wird es nie geben können. Aber die geeinten Glieder können eine Nationalmusik um so sicherer haben, als sie sprachlich nicht gehindert sind, sich zu einigen, als ihre Dialecte nicht mehr von einander abweichen, als die vier Hauptdialecte der Italiener, und als die Dialecte der Oesterreicher, der Preußen, der Niedersachsen, der Schweizer und selbst der Holländer.

Wie dem aber auch sei, die in Rede stehende Liedersammlung darf eine hervorragende musikwissenschaftliche Bedeutung in Anspruch nehmen und sie fordert das höchste Interesse aller musikalischen Kreise heraus. In 25 Abtheilungen bringt sie Liebeslieder, weibliche Lieder, Spinn-, Ernte-, Sagen-, Wiegen- und andere Kinderlieder, Trauerlieder, mythologische Lieder, Koleda-, Pfingst-, Johannes- und religiöse Lieder, Tanz- und Spiellieder, humoristische Lieder, Hochzeits-, Kriegs- und patriotische Lieder, Balladen, Bettler- und Reiselieder, dramatische Gesänge und endlich fremde Melodien, die das Bürgerrecht erlangt haben und mit slavischem Text gesungen werden. Vertreten in der Sammlung sind Slavonien, Kroatien, die Militairgrenze, die Bačka, das Banat, Serbien, Bulgarien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien mit seinen Inseln, das kroatische Küstenland, Krain, Kärnthen, Steiermark und das westliche Ungarn: alle Lieder sind mit Clavierbegleitung versehen, deren Oberstimme die Melodie wiedergiebt. So sorgsam ist Alles gearbeitet, daß selbst die Tempi genauer bezeichnet sind.

Gustav Weisbrodt.

Musikalische Literatur.

Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text, Musik und Scene erläuternd. Von Otto Neitzel. I. Band, erste Abtheilung. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der Führer durch die Oper schließt sich nach Form und Inhalt dem vor wenigen Jahren in demselben Verlage erschienenen „Führer durch den Concertsaal" von Hermann Kretzschmar würdig an. Der erste Band behandelt die Gluckschen Opern (Orpheus, Armida und die beiden Iphigenien), Mozarts Hochzeit des Figaro, Don Juan, Zauberflöte, Entführung und Cosi fan tutti und Beethovens Fidelio. Jedes dieser Werke ist in nahezu erschöpfender Weise analysirt. Die beigegebenen historischen Einleitungen enthalten zwar nicht wesentlich Neues, fassen aber das bereits Bekannte und Gesicherte übersichtlich und in geschmackvoller Diction zusammen. Die zahlreichen Notenbeispiele machen es auch dem Laien möglich, in die Feinheiten der Compositionen einzudringen und sich ein klares Bild von dem eigenartigen Schaffen der einzelnen Tonsetzer zu machen.

m.

Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart von Josef Sittard. Altona und Leipzig. Verlag von A. C. Reher.

Gestützt auf mühsame und umfassende Quellenstudien entrollt Sittard ein anschauliches Bild des Musikwesens in Hamburg. Die beiden ersten Capitel behandeln die fahrenden Spielleute, die Stadttrompeter, die Rathsmusikanten, die Roll- und Grün-Musikanten und die Cantoren und Musikdirektoren an den Kirchen und Schulen. Das dritte Capitel ist dem Concertwesen von 1719—1761 gewidmet; im Mittelpunkte dieser Epoche steht der mehr fruchtbare als originelle Componist Georg Philipp Telemann. Im nächsten Abschnitt wird die weitere Entwicklung des Concertwesens bis 1830 geschildert. Die beiden Schlußkapitel beschäftigen sich mit den Concertunternehmungen und Concertgesellschaften von da an bis zur Jetztzeit. Sittard hat es verstanden aus den zum Theil recht spärlich vorhandenen Materialien ein Werk zu schaffen, welches den Musikhistoriker ebenso befriedigt, wie den kunstliebenden Dilettanten.

eb.

Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Nach Originalquellen von Josef Sittard. Erster Band, Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer.

Die Absicht des Verfassers, ein zusammenhängendes fortlaufendes Ganzes zu bieten und demselben durch Hereinziehung des kultur- und literarhistorischen Elements eine Form zu geben, welche auch den der Musik ferner stehenden Kreisen ein größeres Interesse abgewinnt, darf nach dem vor-

liegenden ersten Bande, welcher die Zeit von Herzog Ulrich bis zum Tode des Herzogs Eberhard Ludwig (1498—1733) umfaßt, als verwirklicht angesehen werden. Stuttgart war namentlich im 16. Jahrhundert im Gegensatz zu andern deutschen Höfen, an welchen hauptsächlich Niederländer und Italiener in musikalischen Dingen den Ton angaben, ein Sammelpunkt deutscher Meister. Sittard ist es gelungen, in den Stuttgarter Archiven eine Menge historischer Documente zu entdecken, vermöge welcher wir über die näheren Lebensverhältnisse hervorragender deutscher Musiker, die uns bisher nur durch wenige Tonsätze bekannt waren, in überraschender Weise aufgeklärt werden. Unter den Spezialforschungen der Neuzeit nimmt Sittards Buch eine hervorragende Stelle ein.

Die Physiologie der Tonkunst. Von Dr. Eugen Dreher. Halle a. d. Saale. C. E. M. Pfeffer (Robert Stricker).

Der Verfasser lehnt sich an Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen an, giebt jedoch nicht wie dieser eine vollständige Theorie der Harmonie, sondern bemüht sich, den physiologischen Gesetzen nachzuspüren vermittelst welcher ein Tondichter, bewußt oder unbewußt sein Schaffen regelt. Der Begriff „physiologisch" ist im weitesten Sinne genommen und schließt zugleich den der Psycho-Physik oder Psycho-Physiologie mit ein. Das anziehend geschriebene Buch ist nicht leicht und flüchtig zu lesen, sondern langsam und gründlich zu studiren. m.

Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie von Wilhelm Tappert. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, List & Francke.

Der Verfasser als gründlicher Musikforscher in Fachkreisen wohl bekannt und geachtet, weist an der Hand eines reichen Materials nach, wie eine Anzahl von Melodien sich durch Jahrhunderte in immer neuer Umbildung erhalten und fortgepflanzt haben. Musikalische Leser werden in der anregend geschriebenen Broschüre viel Neues und Interessantes, hin und wieder allerdings auch manche gewagte Hypothese finden. eb.

Bibliographische Notizen.

Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Hermann Jaenicke. (I. Theil. Pensum der Unter- und Obersecunda, II. Theil. Pens. der Unter- und Oberprima). Breslau, Verlag von Eduard Trewendt 1890.

Ein allgemeiner Vorzug des genannten Werkes besteht in der Form, in der lesbaren Darstellung. Wir sind nämlich wie einige Fachlehrer nicht der Ansicht, daß bei einem solchen Lehrbuch dem Lehrer wenig oder nichts zu thun übrig bleibe. Welche Aufgabe für ihn, die Gedanken des Buches in frischem, packendem Vortrage, wie es seinem Charakter eben entspricht, den Schülern nahe zu bringen! Welche Aufgabe andererseits, den so gebotenen Stoff durch Frage und Antwort zum bleibenden geistigen Besitz ter Schüler zu machen! Wohl ihm, dem dieses schwere Werk in zwei, höchstens drei Stunden wöchentlicher Arbeit durchzuführen gelungen ist. — Wir verzichten übrigens an dieser Stelle ausdrücklich darauf, die Nachtheile jener Bücher aufzuzählen, die in ihrer skelettartigen Form alles dem Vortrage des Lehrers und der — häufig oder meistens schlechten Nachschrift — des Schülers überlassen müssen.

Im besonderen ist dem Theile der alten Geschichte nachzusagen, daß mehr Nachdruck auf eine sachliche Kritik gelegt ist, wie es sonst in Schulbüchern der Fall zu sein pflegt. Wir glauben auch mit dem Verfasser, daß es den Schülern der oberen Classen nichts schadet, wenn sie durch einige kritische Bemerkungen darauf hingewiesen werden, wie so manche kindlich fabulirende Erzählungen in der alten Geschichte leicht in nichts zerrinnen. Dem Quellennachweis legen wir vom Standpunkt der Schule keinen besonderen Werth bei; indessen schaden kann er keineswegs, und mancher, der sein Lehrbuch liebgewonnen, wird vielleicht nach der Schulzeit noch auf dasselbe zurückgreifen, um sich sagen zu lassen, wo er diese oder jene geschichtliche Frage quellenmäßig erörtert finden kann.

Im zweiten Theile des Buches, dem Mittelalter und der Neuzeit, steht naturgemäß die deutsche und später die brandenburgisch-preußische Geschichte im Mittel-

punkte der Darstellung, und die außerdeutschen Verhältnisse werden, wenn wir richtig sehen, mit Recht nur soweit erzählt, als sie bestimmend auf die deutschen Dinge eingewirkt haben, oder doch geeignet sind, die eigenartigen Geschicke Deutschlands besser verstehen zu lassen. Einzelne Anmerkungen sachlicher oder erklärender Art unter dem Texte sind mit Dank hinzunehmen.

Alles in allem, wir haben hier ein Lehrbuch und gleichzeitig ein Lesebuch der Geschichte, wie schon am Anfange dieser Erörterung angedeutet. Aus diesem Grunde werden auch diejenigen das Werk mit Erfolg um Rath fragen können, die in kurzer, frischer Darstellung in irgend einer Periode der Geschichte einen orientirenden Ueberblick wiedergewinnen wollen, den sie bei harter Berufsarbeit verloren haben. —

Druck und Ausstattung des Werkes sind recht gut. wd.

Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung. Literaturhistorische und kritische Streifzüge von Erwin Bauer. Mit 9 Portraits. Berlin, Hans Lüstenöder.

Zu den Wenigen, die bei uns mit wirklicher Sachkenntniß über russische Literatur schreiben, gehört Erwin Bauer. Was da in Feuilletons und Büchern, die meist nichts anderes sind als die gesammelten Feuilletons, über Rußlands Geistesleben in Deutschland alles gefehlt wird, ist kaum zu sagen, und was erst die Herren Uebersetzer für Unglück damit anrichten, daß sie jedes neue Werk eines beliebigen russischen Dutzendschriftstellers in unser geliebtes Deutsch übertragen! Speculation, nichts als Speculation. Die deutsche Zeitung braucht einen Roman für ihre weiblichen Leser, und da ein Schutz des geistigen Eigenthums für russische Werke nicht vorhanden ist und der deutsche Uebersetzer bezw. Uebersetzerin für ein Spottgeld arbeiten, so werden uns tagtäglich neue russische Schriftsteller angeboten, die sich nicht im Geringsten über das erheben, was durchschnittlich bei uns geleistet wird. Und übersetzt sollten doch nur diejenigen Erzeugnisse fremder Völker werden, die sich über die Alltagsliteratur erheben. Ermöglicht wird diese Speculation durch die große Ueberschätzung der modernen russischen Literatur, die wiederum ein Ausfluß der Unkenntniß ist. Bauers Buch wird zur Aufklärung in dieser Frage viel beitragen. Er sieht in den Erzeugnissen der jungen russischen Naturalisten nur die andere Seite des Nihilismus. Was dieser in der Politik, das ist der Naturalismus im Schriftthum. Wir kennen nur diese beiden Erscheinungen des geistigen Lebens unserer Nachbarn; der Idealismus, der in Dichtern wie Feth, Alexis, Tolstoj und Maikow zur Erscheinung kommt, die gesunde realistische Richtung von Ostrowskis Komödie ist uns beinahe ganz fremd, und hier empfangen wir von Bauer zuverlässige Belehrung in der geistvollsten Form. Nachdem er Gogol und seine Jünger, Leo Tolstoj, Dostojewski und Aksakow abgehandelt hat, wendet er sich den hervorragenden Lyrikern zu, seine Ausführungen mit zahlreichen ausgezeichneten Proben erläuternd, bespricht (etwas zu kurz) Ostrowskis Wirksamkeit und bietet uns — ein Kapitel, auf das wir besonders aufmerksam machen — eine gute Ueberschau über Zeitungen und Zeitschriften in Rußland. Die hier gesammelten Aufsätze stehen in einem engen Zusammenhang und beziehen sich unmittelbar auf unsere eigenen literarischen Bestrebungen in jüngster Zeit. Sie suchen festzustellen, was von den Erzeugnissen der Russen eine welthistorische Bedeutung haben mag, was durch eine Ueberschätzung des Augenblickes Ruhm erlangt hat, was mit Recht Einfluß auf das europäische Schriftthum gewonnen und was in Rußland fortzeugend Gutes wirken kann. Würden alle Schriftsteller, die in Deutschland über Rußland schreiben, auf so sichere Kenntniß des Materials bauen wie Erwin Bauer, so würden nicht so falsche Vorstellungen bei uns herrschen, dann wären wir gefeit gegen die Ueberschätzung von Werken, die in Rußland weniger wegen ihrer künstlerischen Bedeutung als wegen ihrer socialpolitischen Aufsehen erregt haben, die aber für uns und die Weltliteratur schwerer wiegen als hundert Erzeugnisse unseres eigenen Schaffens. rl.

Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Dem deutschen Volke geschildert von Aurelius Polzer. Mit 9 Holzschnitten. — Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. Von Karl Erasmus Kleinert. Hamburg, Verlagsanst. und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)

Polzers Biographie ist mit großer, vielleicht mit allzugroßer Liebe geschrieben. Der Dichter tritt uns aus diesem Buche nicht als Persönlichkeit entgegen. Es

wird so viel mit seinen eigenen Worten erzählt, so wenig Kritik geübt, daß das Buch wohl dahin führen kann, den Dichter lieb zu gewinnen, nicht aber so zu sehen, wie er war. Der Unterschätzung, die in jüngerer Zeit oft Worte gefunden hat, wird die Ueberschätzung in diesem Buche die Wage halten; keineswegs ist es aber als eine Biographie in höherem Sinne anzusehen. — Die wenig umfangreiche Arbeit Kleinerts (ein Bändchen in der Virchow-Holtzendorf'schen Vortrags-Sammlung) ist in dieser Hinsicht vorzuziehen; es ist weniger Thatsächliches darin aber mehr Charakterisirendes. Beide Arbeiten sind wohl als Gelegenheitsschriften zu betrachten, die der Tod des verehrten Mannes hervorgerufen hat. Auf die Hamerling-Biographie warten wir noch. rl.

Die Frithjofs-Sage von Esaias Tegnér. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung.

Diese billige Ausgabe des berühmten nordischen Gedichtes gehört zu der von der Verlagshandlung herausgegebenen Serie von „Meisterwerken unserer Dichter“, für welche laut Prospect die Grundsätze: „sorgfältige Auswahl, correcter Abdruck, gute Ausstattung bei niedrigem Preise, gediegene Erklärungen und sittliche Reinheit — maßgebend sein sollen. — Dem Texte ist die Uebersetzung von G. Mohnike zu Grunde gelegt worden. Die im ersten Gesange fortgelassene Strophe „(Idunas Busen schön und weich“ 2c.) hätte wohl — unbeschadet der „sittlichen Reinheit“ — stehen bleiben können. Das Bemühen, den Text von allen Druckfehlern frei zu halten, ist nicht durchweg geglückt: Am Ende des 19. Gesanges (S. 124) findet sich ein recht sinnentstellender: „Flieg, sowie die Steine leiten“ (statt: soweit Dich Sterne leiten). — Bei den Erläuterungen zu einzelnen Stellen scheint uns der Verf. der Fassungsgabe seiner Leser, auch der jugendlichen, doch gar zu wenig zuzumuthen. So ist z. B. zu dem Verse im 6. Gesange: „Leer Dein Horn“ die Erklärung „Trinkhorn“ doch gewiß überflüssig. Eher wäre bei dem Hinweise auf die in Gesang 21 angewandte Alliteration eine nähere Ausführung, was darunter zu verstehen sei, für jugendliche Leser von Nutzen gewesen. — Die in der Einleitung gegebene biographische Skizze, sowie die kurze Einführung in die Dichtung selbst, würden dem Publicum, auf welches diese Aufgabe berechnet ist, willkommen sein.

O. W.

Erzählungen aus dem Orient. Von Dr. E. Müllendorff. Budapest, Verlag von G. Grimm. 1890.

Haben wir es in den vorliegenden kleinen Erzählungen mit Bearbeitungen vorhandener orientalischer Dichtungen zu thun, so kann man dem Verfasser ein großes Geschick in der Uebertragung derselben für den occidentalen Geschmack nicht absprechen. Nun versichert aber der Verfasser in der Vorrede, daß die Erzählungen eigene Erlebnisse seien und da wir keinen Grund haben, ihm hierin nicht Glauben zu schenken, so steigt unsere Achtung vor seinem Erzählertalent noch um ein Erhebliches. Er weiß von Anfang bis zu Ende zu interessiren, er hat den ausgeprägtesten Sinn für das Wesentliche, er bringt den poetischen Grundgedanken bei aller Kürze und Knappheit in der Ausführung durchaus zur Geltung und seine Schreibweise ist einfach, ungekünstelt, anmuthig und von gesundem Humor getragen. Die Lectüre dieser kleinen Geschichten kann auch verwöhnteren Lesern empfohlen werden.

Kj.

Parias. Fatalistische Geschichten. Von Ola Hansson. Berlin, Verlag von Ad. Zoberbier.

Es ist kein Schriftsteller gewöhnlichen Schlages, mit dem wir es hier zu thun haben; aus jeder Zeile tritt uns eine Individualität entgegen, ein Mann, der aus seinem eigensten Wesen schöpft und den Muth hat, unumwunden auszusprechen, was er denkt und empfindet. Es handelte sich ihm darum in den vorliegenden Skizzen — denn mit Ausnahme der letzten, ausgeführten Erzählung sind sie nichts anderes — „das innerste Verknüpftsein des Individuums mit der streng naturbedingten Außenwelt nachzuweisen, wodurch es von angeerbten Dispositionen, von Zufälligkeiten, von geheimnißvollen Mächten und unerklärlichen Neigungen abhängig ist, sodaß bedeutungslose Kleinigkeiten und die Launen des Zufalls und die flüchtigsten, losesten Eingebungen des Augenblicks wie halb närrische Alleinherrscher über sein Leben und Glück entscheiden“. Es ist eine Reihe criminalpsychologischer Studien, in denen die Frage der Zurechnungsfähigkeit erörtert wird, aber nicht von einem Juristen oder Philosophen, sondern von

einem Dichter. Die letzte größere Erzählung: „Heimlos“ kann man das Muster einer stimmungsvollen, psychologisch tiefen Novelle nennen, in welcher die Doppelnatur eines Menschen, der im Kampfe mit sich selbst zu Grunde geht, in dämonischer Weise zur Anschauung gebracht wird.

Kj.

Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt von J. V. Widmann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die beiden mit gemüthlicher Weitschweifigkeit erzählten Geschichten aus einer Kleinstadt der Schweiz und aus einer Zeit datirend, in welcher die idyllische Ruhe jenes Städchens durch Eisenbahn und Telegraph von dem Lärm des Weltgetriebes außerhalb, noch nicht aufgescheucht wurde, wirken auf unsern an scharf gewürzte Kost gewöhnten Geschmack vorerst etwas fade, aber es ist gesunde Hausmannskost, die der Verfasser bietet, und so eng das Stoffgebiet auch ist, es gewährt Raum genug für die feinfühligste dichterische Beobachtungsgabe in der Darstellung von Begebenheiten und in der Schilderung von Charakteren, wie sie nur auf dem Boden kleinstädtischen Lebens sich entwickeln können; — der Humor, von dem die Erzählungen getragen werden, ist weder packend noch prickelnd, aber er hilft eine behagliche Stimmung erzeugen, welche sich nach und nach bei dem Leser einstellt, die wohlthuend und beruhigend auf die Nerven wirkt und nach aufregend realistischer oder naturalistischer Lectüre sich empfehlen dürfte.

Besonders geeignet halten wir das Buch zur Anschaffung für Volks- und Jugendbibliotheken.

mz.

Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald. Von H. Robert. Stuttgart, Adolf Bonz. 1890.

„Ein Stückchen Wald kommt zu Besuch“, und zwar herzerfreuenden, geheimnißvollen, sagen- und märchenreichen, noch nicht abgeholzten Waldes, der als echter deutscher Wald auch zu melden weiß von allem, was das deutsche Herz bewegt. So klingen die gewaltigen herzerschütternden Ereignisse des Jahres 1888 in rauschenden Tönen in diesen Bergtannen wieder, so Scheffels des Schwarzwaldfreundes Hingang, so der deutsche Familiensinn — Mutterliebe — Weihnachtsfest! Nie verläßt den Verfasser sein feiner Geschmack und sein ansprechendes Formtalent; am anmuthendsten aber werden seine Verse, wenn er direct die Schönheit seines Lieblingsgebirges besingt. Den „literarischen Revisoren“ hat er selbst in seinem „Kehraus“ abgesagt:

„Und hab ich fehlgesungen, unwahr und falsch und schlecht,
Dann pfeift, ihr Vogelzungen, dann schelte Meister Specht!
Euch andere Federwesen jedoch entbehr' ich gern
Mit kritischem Federlesen ihr hochgestrengen Herrn;
Es braucht kein Zwischentragen zwischen mir und meinem Wald,
Der soll es selber sagen, wie es hineingeschallt . . .“

Da wäre es wahrlich unangebracht, mit dem Stifte des Merkers noch gewisse Unvollkommenheiten rügen zu wollen. Es giebt aber auch Kritiker, die noch eine Herzensfreude empfinden, wenn sie den Goldglanz echten Gefühls und wahr empfundener Dichtung wahrnehmen. Der Verfasser dieser Zeilen freut sich aufrichtig, daß der auch von ihm vielgeliebte Schwarzwald eine so würdige Verherrlichung gefunden hat. Auch stimmt er von Herzen ein in den Wunsch des Dichters:

„Mög ihr (der Bergeinsamkeit) niemals störend nahn
Kellnerfrack und Zahnradbahn
Und der Schwarm der Sommergäste,
Stürmend deine stille Veste!
Gott behüte sie für immer
Und erlasse Dir noch lang
Schwärmerische Frauenzimmer
Bei dem Sonnenuntergang!“ —

M.

Nordlandsharfe. Ein Ueberblick über die moderne Lyrik des Nordens. Uebersetzungen von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.

Ungemein lebhaft ist in der letzten Zeit das Interesse für die Literaturen der uns stammverwandten nordischen Völker geworden; und der moderne Zug, welcher durch dieselben weht, die Kühnheit und Tiefe, mit welcher die Poeten Scandinaviens die Probleme der Gegenwart erfassen und zu lösen versuchen, hat ihnen einen mächtigen Einfluß auf das dichterische Schaffen Deutschlands verschafft. Dichter wie Björnson, Ibsen, Rud. Schmidt, Strindberg, Scharling und viele Andere werden von dem deutschen Publicum mit nicht geringerem Eifer gelesen und besprochen wie unsere einheimischen schriftstellerischen Größen. Dieses Interesse beschränkt sich indessen wesentlich auf zwei Dichtungsgattungen; auf die dramatische und novellistische. Wir glauben aber, daß trotz der unserer Zeit eigenen Abneigung gegen die lyrische Dichtung Alle, welche den nordischen Literaturen

eine tiefere, ernstere Theilnahme entgegenbringen, die Gelegenheit, einen Ueberblick über die Lyrik Scandinaviens zu gewinnen, wie sie Willatzens Buch bietet, freudig begrüßen werden. Die „Nordlandsharfe", ist bereits im Jahre 1858 erschienen und der vorliegende Band kann als eine, freilich außerordentlich vermehrte und sicher auch verbesserte Auflage jenes Büchleins gelten. Man ersieht schon aus dieser Angabe, daß die hier gebotenen Uebertragungen Früchte einer sich über lange Jahre erstreckenden Thätigkeit sind und daß das Horazische „nonum prematur in annum" von dem Verfasser in ausgedehntestem Maße befolgt worden ist. Wir haben es hier nicht mit Uebersetzungen gewöhnlichen Schlages, sondern — einige Ausnahmen abgerechnet — mit Nachdichtungen zu thun, die Form, Geist und Stimmung der Originale treu wiedergeben. — Was die Auswahl der Gedichte anbetrifft, so hat der Verfasser im Vorworte offen zugestanden, daß Mancher hier und da Bedenken erheben, daß er manchen Dichter nicht genügend oder nicht charakteristisch genug vertreten glauben, ja manchen bedeutenden Namen ganz vermissen könnte. Von dergleichen Vorwürfen wird wohl kaum eine Anthologie ganz und gar verschont bleiben, da hier der individuelle Geschmack das Urtheil zu sehr beeinflußt. Die Schwierigkeit einer solchen Auswahl, und die Unmöglichkeit, es Jedem recht zu machen, muß man sich gegenwärtig halten, um das, was der Verfasser geleistet, gebührend würdigen zu können; jedenfalls ist fast keine der mitgetheilten Dichtungen so unbedeutend, daß ihre Uebertragung ungerechtfertigt erscheinen könnte; und wenn sich auch im Einzelnen einige Ausstellungen machen ließen, so erfüllt doch das Ganze den vom Verfasser beabsichtigten Zweck, dem deutschen Publicum eine Vorstellung von der Pracht und dem Reichthume der nordischen Lyrik zu geben, in anerkennenswerther Weise. — Dagegen halten wir es für einen bedauerlichen Mangel, daß eine Einleitung, welche, wenn auch nur in kurzen Zügen, eine Charakterisirung der nordischen Lyrik gäbe, sowie jegliche literarhistorischen und biographischen Notizen fehlen. Die so beliebte Entschuldigung mit der gebotenen Raumersparniß dürfte hier dem Leser nicht genügen. Wir glauben auch, daß ohne wesentliche Umfangserweiterung des Werkes eine Befriedigung wenigstens bescheidener Ansprüche in dieser Hinsicht sich recht wohl hätte erreichen lassen. — O.W.

Episoden und Epiloge, kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange von Julius Grosse. München, Verlag von Georg D. W. Callwey, 1890.

Das Buch, das in zweiter Auflage vorliegt, hat bei seinem ersten Weltgange bereits vielseitige Würdigung erfahren. In der That zeigen die den Haupttheil bildenden episch-lyrischen Gedichte den Schwung und die Gestaltungskraft, die fast alle Grosse'schen Dichtungen aufweisen; die Composition läßt jedoch hie und da zu wünschen übrig, indem bei einigen der erste Theil eine sorgfältigere Ausarbeitung erfahren hat, der Schluß aber nur in ziemlich flüchtigen Umrissen daran gesetzt ist. Auf die Form hätte der Dichter wenigstens bei der zweiten Auflage füglich etwas mehr Fleiß verwenden können; sie zeigt allzu häufig eine Flüchtigkeit und Holprigkeit, die man selbst einem geringeren Künstler, wie Julius Grosse, nicht verzeihen würde. Was den aus Gelegenheitsgedichten bestehenden Anhang des Buches betrifft, so wollen wir seinethalben mit dem Dichter nicht rechten. Wir für unser Theil finden keinen Geschmack an einer Sammlung von Gelegenheitspoemen. Was für einen bestimmten Zweck und für eine zu diesem versammelte begrenzte Anzahl von Menschen geschrieben ist, wird selten allgemeines Interesse — besonders bei der Nachwelt — erwecken können, mag es seiner Zeit noch so zündend gewirkt haben und noch so begeistert aufgenommen worden sein. Es fehlt die besondere Stimmung, die zu der besonderen Gelegenheit von jedem Theilnehmer mitgebracht wurde. Alles in Allem hat das deutsche Volk von Julius Grosse schon werthvollere Gaben empfangen, als das vorliegende Buch. F. G.

Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781 bis 1789. Herausgegeben von Max Martersteig. Mannheim, J. Bensheimer.

Dahlberg, der aus der Schiller-Zeit bekannte Intendant des Mannheimer Nationaltheaters ist längst als ein Mann anerkannt, dessen Verdienste um die deutsche Bühne dauernde, lang nachwirkende waren. Sowohl seine dramaturgische Thätigkeit im engeren Sinne wie seine Verwaltung der Bühne sind in vieler Beziehung vorbildlich für die Zukunft geworden; was aber bisher mehr durch Ueberlieferung bewahrt war oder bruchstückweise veröffentlicht

worden, wird uns jetzt durch den Druck der „Protokolle“ actenmäßig in die Hand gegeben. Dahlberg regierte jahrelang, wenn man so sagen darf, republikanisch. Er hatte aus den hervorragendsten Schauspielern einen Ausschuß gebildet und berieth mit diesen alle wichtigen Fragen der Kunst und der Verwaltung. Die Protokolle dieser Berathungen legt uns Max Martersteig, der theatergeschichtskundige, literarisch gebildete Regisseur der Mannheimer Bühne vor. Es hätte vielleicht eine Auswahl aus dieser großen Zahl von Protokollen genügt, aber lieber zu viel als zu wenig, und schließlich findet man sich mit Hülfe des guten Personen- und Sachregisters, welches dem Buche beigefügt ist, auch durch die gebotenen zahlreichen Protokolle bequem hindurch. Der Anhang, gewissermaßen ein erklärender Text zu ihnen, ist von großem Werthe. rl.

Der verlorene Sohn. Schauspiel in 4 Acten von Heinrich Bulthaupt. Mit einer Vorrede: Ein Wort über moderne Stoffe im Drama. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hof-Buchdruckerei. (A. Schwartz.)

Heinrich Bulthaupt hält nach der Vorrede seinen „Verlorenen Sohn“ für eins seiner besten Werke. Wir können ihm leider nicht beistimmen. Das Stück enthält einen dritten Act von großer Wirkung. Um diese herbeizuführen, hat der Dichter Voraussetzungen geschaffen, an die man schwer glaubt. Der junge Adelige unter dem Cirkuspack erscheint fast wie eine Unmöglichkeit. Die Intrigue mit den Papieren, die über die Grenze geschafft werden sollen, ist nicht ganz klar, und die starre Treue des alten Freiherrn als ein Motiv, von welchem Bulthaupt glaubt, daß es „der menschlichen Theilnahme selbst dann noch werth ist, wenn sie die Pfade des Verbrechers betritt,“ hat eher etwas Abstoßendes als Fesselndes. In der Vorrede sagte Bulthaupt wie immer, wo er als Dramaturg das Wort ergreift, viel Beherzigenswerthes. Das Stück hat, so viel wir wissen, schon die Erstaufführung erlebt; es soll in Berlin an Barnays „Berliner Theater“ zur Aufführung angenommen sein. Warten wir also ab; ein endgültiges Urtheil über eine dramatische Arbeit kann man ja doch erst fällen, wenn man ihre Wirkung von der Bühne herab erprobt hat. rl.

Dramaturgie des Schauspiels. Dramaturgie der Classiker.) Von Heinrich Bulthaupt, Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei, (A. Schwartz.)

Dieser Band des auch von uns schon nach Gebühr anerkannten Werkes umfaßt die Dichter Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, Gutzkow und Laube. Mit seiner tiefgehenden Methode erörtert Bulthaupt die Bedeutung dieser fünf Männer für die deutsche Dichtung und für die Bühne. Er unterscheidet scharf zwischen poetisch und theatralisch Bedeutendem; in der Vereinigung des Poetischen, Dramatischen und Theatralischen sieht er das Anzeichen des genialen Bühnendichters. Wer immer Bulthaupts Studien liest, wird reichlichen Gewinn aus ihnen ziehen: der Dichter, der Darsteller, der Freund der Bühne und nicht zum mindesten der Kritiker; besonders die große Schaar der Tageskritiker sollte von Bulthaupt lernen, wie man einem dichterischen Werk gegenübertritt. Nicht mit dem bloßen Lob in abgegriffenen Wörtern und mit achselzuckendem Tadel ist es gethan: man muß mit der Genußfähigkeit des Unverbildeten dem Dichterwerk gegenübertreten und abwägend Vorzüge und Schattenseiten erfassen. Diese Kritik allein hat ihre Berechtigung, denn sie ist schöpferisch und fördert die Kunst. Mehr vielleicht noch als bei den anerkannten Herren, welche die vorangegangenen Bände der „Dramaturgie der Klassiker“ behandelt haben, als bei Shakespeare, Schiller, Goethe und Lessing wird der Vortheil der Bulthauptschen Methode in der Kritik der fünf Dichter dieses Bandes klar. Sie werden förmlich durch ein Sieb geschüttelt, damit festgestellt werde, welche ihrer Werke von dauernder Bedeutung für die deutsche Bühne seien. Wenn man auch nicht immer Bulthaupts Ansicht zustimmt, so wird man doch auch, wo man abweicht, seinen Gründen und seiner Beweisführung Kraft und Sicherheit zugestehen müssen. Und wie bei ästhetischen Urtheilen immer, kann ja auch hier nur die Zeit entscheiden. Jedenfalls ist Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels“ das Bedeutendste, was wir auf diesem Gebiete besitzen. rl.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. In zehn Bänden. Zweiter Band. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.

Beaulieu, G. v., Neu-Berlin. Was Frau Guticke in der Reichshauptstadt erlebt. Mit einem Vorwort von Julius Stettenheim. Breslau. Schles. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Bielsky, B. v., Erloschen. Roman a. d. Petersb. Gesellschaft. Berlin, C. Ulrich & Co.

Biesendahl, K., Der Stern des Korsen. Tragödie. Berlin, Hans Lüstenöder.

Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge. Mit Illustr. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Charles, M., (Max Chop.), Zeitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen. Neue Folge. Leipzig, Rossbergsche Buchh.

Francesco Caracciola. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Basel, B. Schwabe,

Gerdenitsch, H., Märzenluft und Maienklänge. Ausgewählte Gedichte und Gedanken. Zürich. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Graf, A., Naturgeschichte des Teufels. Einzige vom Verfasser autoris. deutsche Ausg. Aus d. Italien. von R. Teuscher. Jena, H. Costenoble.

Greinz, R. H. und **J. A. Kapferer**, Tiroler Schnadahüpflen. Zweite Folge. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Haeger, A., Gedichte eines Freigeistes. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Hallier, E., Das Coelibat. Novelle. Hamburg, Otto Meissner.

Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaft. Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellschaft Urania. Berlin. Herm. Paetel.

Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 2. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagshandlung.

Homer, Ilias, Erster bis neunter Gesang. Von Herm. Grimm. Berlin, W. Hertz. (Bessersche Buchh.)

Illustrirte Geschichte Deutschlands. Herausg. von Th. Ebner. Mit über 1000 Text- und Vollbildern. Lieferung 60—69 (Schluss.) Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Jaenicke, Dr. H., Lehrbuch der Geschichte für die ob. Klassen höh. Lehranstalten I. u. II. Breslau, Eduard Trewendt.

Kamp, O., Die Abend-Haushaltungsschule in Frankfurt am Main, als praktische Lösung einer socialen Aufgabe. Berlin, O. Liebmann.

Kilian, E., Goethes Götz und die neu eingerichtete Münchener Bühne. München, M. Kellerer.

Klein, H. J., Astronomische Abende, Allgem. verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmels-Erforschung. 3. Aufl. Leipzig, E. H. Mayer.

Lammert, G., Geschichte der Seuchen, Hungers- u. Kriegsnoth zur Zeit des dreissigjährigen Krieges. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Leimbach, K. L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 4. Band. Dritte Lieferung. Kassel, Th. Kay.

Mielke, H., Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Mohr, F., Das enthüllte Geheimniss der Pythia oder die Kunst, ohne Kenntniss der lateinischen Sprache auf mathematischem Wege lateinische Hexameter zu machen, die zugleich weissagend auf eine vorgelegte Frage die Antwort ertheilen. Mit einem Vorw. von A. Amthor. Hannover, Schmorl & von Seefeld, Nachf.

Mushacke, B., Deutsche Rhapsodien. Brandenburg a. H., P. Haeckert.

Muskat, E., Das zukünftige deutsche Civilrecht. Allgem. Theil. Breslau, Preuss & Jünger.

Ohnet, G., Sergius Panin. Roman in zwei Bänden. Autorisirte Uebers. von W. Hanckel. Zwei Bände. Engelhorns Allgem. Romanbibl. 6. Jahrg. Band 20. 21.) Stuttgart, J. Engelhorn.)

Ohorn, A., Im Cölibat. Vier Klostergeschichten. Breslau, Schles. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Rassmus, Th., O quae mutatio rerum! Reminiscenzen eines alten Jenensers. Mit 12 Illustr. Leipzig, A. Lorentz.

Reise-Schilderungen aus dem Flussgebiete des Dnjepr. Von O. A. G. T. Hannover, Helwingsche Bhdlg.

Riegel, H., Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten. Berlin, Hans Lüstenöder.

Ruppius, O., Gesammelte Erzählungen aus dem deutsch-amerik. Volksleben. Lieferung 1. u. 2. Leipzig. Th. Knauer.

Schilling, M., Quellenlectüre und Geschichtsunterricht. Eine Pädag. Zeit- u. Streitfrage. Berlin, R. Gaertner.

Schmidt-Weissenfels, Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kulturentwicklung. Berlin, H. Lüstenöder.

Schranka, E. M., Der neue Demokrit. Erster Band. Berlin, Hans Lüstenöder.

Schönthan, P. v., Neue Geschichten. Ernstes und Heiteres. Zittau, Pahl'sche Buchh.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Lieferung 15 bis 17. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag, Alexander Dorn.

Sommerfeld, A. v., Entgötterte Welt. Philosoph. Plaudereien. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Sosnosky, Theodor von, Dichter-Steckenpferde. Imitationen. Dresden. H. Minden.

Stanley, H. M., Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's. Autoris. deutsche Ausgabe. Aus dem Engl. von H. von Wobeser. Mit 150 Abbildungen und 3 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Stern, M. R. v., Höhenrauch. Neue Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Tettau, v., Russische Sprachführer für den deutschen Offizier. Hannover, Helwing'sche Buchh.

Trautmann, K., Oberammergau und sein Passionsspiel. Mit Zeichnungen von D. Halm. 1.—3. Aufl. Bamberg, Buchner'sche Verlagshandlung.

Vely, E., Malaria. Roman. Breslau. Schles. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 4 u. 5. Berlin. D. Reimer.

Vortmann, Th., Bergkrystalle. Gedichte. Graz. Verlag „Leykam."

Weber, A., Eheglück. Roman. 3 Bände. Berlin, Otto Janke.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausg. von L. Quidde. III. Band. Erstes Heft. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 54. — Heft 162.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

September 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Gregor Csiky.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Verlag der Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156 ,157, 158, 159, 160, 161

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LIV. (Juli bis September 1890)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII,. LIII.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: .... Name: ....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIV. Band. — September 1890. — Heft 162.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gregor Csiky.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Krokonosch und Ziegenrücken.

Eine Wandergeschichte.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

(Schluß.)

XI.

Suchet nicht, so werdet ihr finden.

Es stellte sich heraus, daß das Herrenstübchen, nur durch eine bretterne Wand von dem Damenstübchen getrennt, geräumiger war als dieses, auch den Luxus eines Tisches aufweisen konnte, und so wurde die Abendmahlzeit bei den Herren vorbereitet.

Das braune Käthchen hatte sich mit der Frau Wirthin in Verbindung gesetzt, im Sturm durch einige freundliche Worte ihr Herz erobert, und überall selbst angreifend, — da es bei der Fülle von Gästen an hülfreichen Händen mangelte — das Beste aus Küche und Keller heraufschaffen lassen.

In kurzer Zeit war alles Wünschenswerthe beisammen, die Knaben holten die Stühle aus dem Nachbarzimmer, setzten sie um den Tisch und nun placirte man sich, so gut es in dem engen Raume eben gehen wollte, in bunter Reihe um die reichbesetzte Tafel. Jedes Mißtrauen war aus den Herzen der beiden Käthchen geschwunden, Alle waren in bester Stimmung, die noch dadurch gehoben wurde, daß man Gelegenheit gefunden hatte, eine Nachricht über den Verbleib der Damen und ihrer Schutzbefohlenen nach Marschendorf gelangen zu lassen.

Kurt hatte nämlich vor dem Hause ein Bäuerlein zu dem andern sagen hören, er wolle noch die Nacht, da heller Mondschein sei, nach Marschendorf wandern, wo eine Schwester von ihm verheirathet sei.

Sofort machte Kurt hiervon den Damen Mittheilung, welche den Mann baten, in's Gasthaus zum „wilden Mann" zu gehen und der Frau Wirthin ein Brieſchen abzugeben, worin sie ihr schrieben, sie solle sich nur nicht ängsten, sie wären unter gutem Schutz und kämen erst später heim.

So war denn Alles in schönster Ordnung und Jeder innerlich erfreut über das hübsche Abenteuer, das noch viel Heiteres für den kommenden Tag versprach.

Bei der Mahlzeit selbst waltete das braune Käthchen wie eine Hausfrau, theilte Jedem zu und legte auch den Herren vor, die sich das um so lieber gefallen ließen, als es in so anmuthiger und appetitlicher Weise geschah, daß sie noch niemals so genußreich gespeist zu haben glaubten.

Dann wurde abgeräumt, und da bei dem Lärm, den die Wallfahrer in den unteren Räumen der Baude vollführten, an Schlafen noch lange nicht zu denken war, so ließen die Mädchen es sich gefallen, daß die Herren eine Bowle zurecht machten, um dabei desto gemüthlicher plaudern zu können.

Als die Gläser zum ersten Male alle gefüllt waren, erhob sich Kurt, um in heiterer Laune zu erzählen, wie er mit seinem Freunde ausgezogen sei, die Lage des Krokonosch und Ziegenrücken festzustellen, wie sie sich dabei von ihrem guten Stern hätten leiten lassen, der sie so wunderbar und ganz anders, als sie es hätten erhoffen können zum Ziele geführt hätte. Und nun berichtete er getreulich, mit welchen Gedanken sie von der Koppe den Mädchen nachgegangen seien, wie Hans den Vorschlag gemacht, die beiden Käthchen zur Unterscheidung den Krokonosch und Ziegenrücken zu taufen, und wie Alles so herrlich geglückt sei, daß er nun aus voller Seele bäte mit einzustimmen in den Ruf: es lebe Krokonosch und Ziegenrücken, dreimal hoch!

Dies geschah denn auch recht kräftig und die neuen Namen wurden von dem jungen Volk sofort in Gebrauch genommen.

Das braune Käthchen aber drohte dem Redner mit dem Finger und sagte, so seien sie also doch Verführer gewesen, die eigentlich zur Strafe verdienten, daß man sogleich sich dem Bäuerlein anschlösse, das noch heut Nacht nach Marschendorf wandern wolle. Hiergegen protestirten aber die Herren mit solchem Glücke, daß sich Alle wieder setzten, ihre Gläser austranken und sie von Neuem füllen ließen.

Welch' wunderbare, reine, frohe Jugendstimmung erfüllte nun das kleine Gemach in der Hampelbaude! Wie trug die Gegenwart der Kinder dazu bei, alles Zweideutige und Verfängliche der Situation zu bannen und die Gemüther sich ergehen zu lassen in ungeschminkter herzlicher Offenheit.

Die beiden Käthchen wurden allmählich immer gesprächiger und die Freunde hörten ihrem Geplauder mit wirklichem Antheile zu. Die Mädchen berichteten von ihren Eltern und Lebensschicksalen.

Das braune Käthchen Steinkeller, ein Jahr älter als die blonde Freundin, war die Tochter eines höheren Offiziers; sie hatte in früher Jugend beide Eltern verloren und wäre in der Welt verlassen gewesen, hätte sich ihrer nicht die befreundete Familie Lenz, des blonden Käthchens Eltern, angenommen und zugleich mit den eigenen Kindern erziehen lassen.

So galt Käthe Steinkeller als älteste Tochter im Hause und vertrat zugleich Mutterstelle bei den jüngeren Geschwistern, da Herr Lenz, ein reicher Kaufmann in Dresden, inzwischen Wittwer geworden war. Er hielt sich viel auf Reisen in Holland und England auf, sodaß die Kinder häufig allein die Sommerferien im Gebirge zubringen mußten, wie auch gegenwärtig.

Sie hatten Marschendorf in Böhmen zu ihrem diesmaligen Sommeraufenthalte gewählt, einmal, weil sie das Riesengebirge noch gar nicht kannten, und ferner, weil in dem genannten Orte ein alter Oheim ein einsames Schlößchen bewohnte, das sie wegen seiner prächtigen Lage und schönen inneren Einrichtung bei dieser Gelegenheit kennen lernen wollten.

Der alte Herr hatte ihnen zwar bereitwilligst seine Räume zur Verfügung gestellt, sie hatten dieses Anerbieten aber ausgeschlagen, um weder ihn noch sich in ihrer Freiheit zu beengen.

So waren sie nur ab und zu Gäste des alten Herrn, der sie stets auf's Liebenswürdigste aufnahm und bewirthete.

Sie wußten so manchen komischen Charakterzug des alten Junggesellen zu berichten, aber stets mit größtem Wohlwollen, ja fast mit Ehrfurcht für seine Person, der nicht nur als ein tiefer Gelehrter und ein durch weite Reisen geschulter Weltmann, sondern auch als ein herzensguter, im Wohlthun und in Werken der Liebe unermüdlicher Mensch sich stets erwiesen habe.

„Fast möchte ich glauben,“ sagte Kurt, als die Mädchen in ihren Plaudereien eine Pause eintreten ließen, „daß der alte Herr auch uns nicht fremd ist,“ und sah lächelnd zu Hans hinüber.

„Ich habe es schon längst bemerkt,“ bestätigte Hans, „daß der gute Onkel identisch ist mit Herrn von Götzen, dem alten Herrn, der uns vor Jahren in St. Peter durch seine Gesellschaft so angenehme Stunden bereitet und der auch unbewußt den Anstoß gegeben hat zu dieser unserer Wanderung.“

„Nicht möglich!“ riefen die Mädchen, das müssen Sie uns erzählen! „Er ist in der That erst vorgestern aus Breslau zurückgekehrt, wo er einen alten Freund besucht hatte.“

Nun war die Reihe, zu berichten, an den jungen Herren und sie verschwiegen nichts, nicht einmal die trübselige Stimmung, in der sie sich befunden, als der alte Herr, wie aus einer Versenkung emporgestiegen, an ihrem Tische auftauchte und die denkwürdigen Worte äußerte: „werden Sie nur erst älter, meine Herren, um wieder jugendlicher zu empfinden.“

Alles wurde von den Mädchen mit Interesse entgegengenommen, sie freuten sich jeder Wendung des Gesprächs, die einen charakteristischen, von ihnen längst wahrgenommenen Zug des alten Herren kundthat, und des Fragens und Ausforschens war kein Ende. Schließlich wollten sie auch wissen, warum die jungen Herren so trübseliger Stimmung gewesen?

Das war nun freilich schwer zu begründen, denn sie wußten es selber nicht, sie konnten nur versichern, daß ihnen zu Muthe wäre, als hätten sie in den letzten zwei Tagen Jahre erlebt und als wäre die Prophezeihung des alten Herrn schon eingetroffen, denn sie fühlten sich jetzt so jugendlich und glücklich wie noch nie im Leben.

Dabei schauten sie den jungen Mädchen mit leuchtenden Augen in's Antlitz, daß diese erröthend und verstummend die Blicke zu Boden senkten.

„Ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns zurückziehen, die Kinder werden müde sein und morgen soll tüchtig gewandert werden," sagte das braune Käthchen und erhob sich.

Die Kinder aber baten flehentlich, man möchte doch noch ein wenig warten, sie wären gar nicht müde und der Lärm der Gäste würde sie ja doch nicht schlafen lassen.

Noch ehe man ihnen etwas erwidern konnte, stimmte Hans mit kräftiger Stimme das Lied an:

„O, säh' ich auf der Haide Dich,
Im Sturme Dich, im Sturme Dich —'

Das braune Käthchen setzte sich wieder und, der blonden Freundin zuwinkend, sagte sie: „Das können wir auch!"

Diese ließ sich nicht lange bitten und fiel mit der ersten Stimme rein und hell ein.

Wie hübsch das zusammenklang!

Nun wurde aber der Lärm unten unerträglich, sodaß man fast den Gesang nicht mehr vernehmen konnte.

„Das muß anders werden!" rief Kurt und sprang auf, „ich will doch sehen, was sie da unten treiben!"

Er ging die Treppe hinab und das braune Käthchen begleitete ihn.

In der großen Wirthsstube war es unter den Gästen zu Zank, fast zu einer Rauferei gekommen. Kurt trat mitten unter sie, während das braune Käthchen an der Thür wartete, und rief mit starker Stimme dazwischen:

„Heda, Ihr Leute, auf ein Wort!"

Beim Anblick Kurts und des schönen Mädchens an der Thür wurden Alle mit einem Male still.

„Ich dächte, lieben Leute, bei dem Gange, den Ihr vorhabt, geziemte es sich, etwas weniger laut zu sein und Euch vorzubereiten für den morgigen Tag."

Kurt war unwillkürlich in einen etwas pastoralen Ton verfallen, der sichtlich Eindruck auf die Leute machte. Von verschiedenen Seiten fielen Aeußerungen, wie die folgenden:

„Wer sein denn die? — Doch Wallfahrer? — Is' er denn geistlich? — Stille! das sein gewiß d'e jungen Grafenleute!"

Ein findiger Kopf war auf den Einfall gekommen, das müßte der junge Graf Schaffgotsch sein mit seiner Schwester oder Braut. Und da, je abenteuerlicher eine Behauptung ist, sie desto schnelleren Glauben findet, so war bald Jeder davon überzeugt, daß man hier die Beherrscher des halben Riesengebirges vor sich habe.

„Ihr thätet gut, Ihr verließet den Raum hier, in dem Ihr schlafen sollt, noch auf eine halbe Stunde — die Nacht ist ja warm — und ließet ein wenig frische Luft herein. Draußen vor den Fenstern könnt Ihr auch noch etwas Schönes mit anhören."

Das braune Käthchen nickte zu diesen Worten Kurts bestätigend mit dem Kopfe und das war für Alle das Zeichen, sich vor das Haus in die Mondnacht hinauszubegeben und zu erwarten, was man denn Schönes hier hören würde.

In demselben Augenblick stimmten Hans und seine Partnerin das Mendelssohn'sche Duett:

„Ach wie sobald verhallet der Reigen"

an, und dieses Lied ging vortrefflich, es fehlte keine Note, es schmiegte sich eine Stimme so sicher an die andere, daß, als der letzte Ton verklungen war, ein brausendes Beifallsrufen und Klatschen von unten erscholl.

Kurt hatte oben das Fenster geöffnet und zeigte sich jetzt an demselben.

„Die Sänger! Die Sänger! Wir wollen die Sänger sehen!" schallte es ihm mehrstimmig entgegen, und da half kein Sträuben: Hans und das blonde Käthchen mußten sich am Fenster zeigen und wiederholte Beifallssalven dankend entgegennehmen.

Nun kamen andere Lieder an die Reihe von Schubert und Franz, alle mit gleichem Geschick ausgeführt und mit rauschendem Applaus aufgenommen, bis es draußen zu kühl wurde und der Wirth selbst mahnte, sich zur Ruhe zu begeben, da die Meisten schon um 3 Uhr Morgens weiterziehen wollten.

Bevor die Leute sich jedoch in's Haus begaben, trat das braune Käthchen unter sie und rief: „Halt, lieben Leute, das war zum Besten armer Reisender, für die dort die Sparbüchse hängt. Jede Gabe, und sei's ein Pfennig, ist willkommen; bitte, bitte!"

Und dabei ging sie, einen Teller in der Hand, von Einem zum Andern, und es war Keiner, der nicht mit Freuden in die Tasche griff und sein Scherflein beisteuerte. Der reichliche Ertrag wurde dann vor Aller Augen von Käthchen eigenhändig in die Sparbüchse geworfen. Jeder

Hader war verstummt, mit guten Worten verabschiedete sich Jeder von dem schönen Mädchen.

Nun rüsteten sich auch die jungen Damen zum Aufbruch in ihr Zimmerchen, nachdem sie noch dafür gesorgt, daß Teller, Gläser und was sonst noch auf dem Tische oder in der Stube stand und unnützen Raum wegnahm, entfernt worden war.

Man trennte sich mit herzlichem Handschlag und mit dem Gefühle, einen köstlichen Abend verlebt zu haben.

Als die Mädchen allein in ihrem Zimmerchen waren, wurde zunächst rasch das kleine Trudchen, das sehr müde geworden war, zu Bett gebracht. Dann schauten sie sich ernst und schweigend in's Gesicht, als wollten sie einander fragen: haben wir auch recht gehandelt? Sie verstanden sich, sanken sich in die Arme und drückten lautlos einen Kuß auf ihre Lippen. Dann entkleideten sie sich so leise als möglich und suchten, nur im Flüstertone einige freundliche Worte wechselnd ihr Lager auf.

Die Freunde im Nebenzimmer aber sorgten in kameradschaftlicher Weise für ihre jungen Genossen, bedeckten sie mit ihren Reisetüchern, daß sie auch ja nicht frören und gingen dann ebenfalls zu Bett.

Kurt hatte dem Freunde vorher die Hand gereicht und ihm dabei forschend in's Auge sehen wollen; der aber hatte sich abgewandt und sich sehr eifrig mit seinem Nachtzeuge zu schaffen gemacht.

Allmählich wurde es still und stiller in der Baude.

Im Nachbarstübchen der Freunde hatte ein Bauer mit seinem Sohne Unterkunft gefunden, die auch nach der Koppe wallfahrten wollten; man hörte jedes Wort, das sie sprachen. Sie drückten ihre Bewunderung über die Schönheit und Weiße der Betten aus.

„Nu, mir sein ooch reinlich,“ sagte der Alte, dann begann er zu schnarchen.

Als Alle zu schlafen schienen, fragte Kurt von seinem Bett aus leise „Hans?“

„Nun?“ erscholl es ebenso leise zurück.

„Schläfst Du schon?“

„Nein!“

„Ist der gefürchtete Augenblick etwa da?“

„Noch nicht — aber —“

„Was aber?“

„Gute Nacht.“ Ein Seufzer.

„Gute Nacht!“

XII.

„Ueber die Berge steigt schon die Sonne!"

„Vatel, stieh ock uf, suste gieht D'r de Sunne uf!"

Mit diesen sehr laut und mehrmals rasch hintereinander gesprochenen Worten weckte der Bauernsohn im Nachbarzimmer nicht nur den Vater, sondern auch die beiden Freunde, welche fast gleichzeitig sich im Bette aufrichteten und nach dem Fenster sahen, in das der dämmernde Morgen noch grau hereinblickte.

„Es ist noch zu zeitig," sagte Kurt und legte sich wieder um, Hans folgte seinem Beispiel. Die Knaben schliefen noch fest.

Nun begann aber das Lärmen wieder unten und oben und nebenan von den allmählich sich erhebenden und für die Weiterwanderung vorbereitenden Pilgersleuten. Davon wachten auch die Knaben auf und konnten nicht wieder einschlafen.

„Wie wär's" sagte Kurt halblaut, „wenn wir Viere uns aufmachten und einmal in dieser Morgenfrühe zum kleinen Teich hinunterkletterten! Das ist nicht weit und sehr lohnend und wir können wieder zurück sein, bevor die Damen und das Frühstück fertig sind."

„Ja, ach ja!" jauchzten die Jungen und fuhren aus den Betten in ihre Kleider.

Als die Vier vor die Baude traten, standen sie in dichtem Nebel und es war sehr kalt. Aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten von ihrer Morgenwanderung. Kurt, der jeden Stein kannte, machte den Führer und Hans gab Acht, daß die Knaben nicht fehltraten. Sie waren glücklich und stolz über jedes Wort, das man an sie richtete.

Unten in der Tiefe ballten sich die Nebel schon zusammen zu wunderlichen Gebilden und stiegen allmählich in die Höhe. Es braute um die Wanderer herum wie in einer Hexenküche.

Da lag die Teichbaude unter ihnen und nun sah man auch den dunklen Wasserspiegel des kleinen Teiches, das melancholische Meerauge des Riesengebirges.

Die Knaben hatten nicht üble Lust, trotz der Morgenfrische, ihre Kleider abzuwerfen und ein Bad zu nehmen. Kurt und Hans widersetzten sich dem aber energisch, denn sie wußten, daß das eisige Wasser ihnen den Tod hätte geben können.

Immer höher stiegen die Nebel und wurden immer dünner, da zeigte sich auch schon ein Stückchen blauen Himmels.

„Wir bekommen einen herrlichen Tag," sagte Kurt.

Jetzt erklangen Heerdenglocken und aus der Baude trat eine Kuh nach der andern heraus in regelmäßigem Schritt, alle dieselbe Wendung machend, einem bestimmtem Pfade zu, als wären sie einexercirt.

Die Knaben zählten, wie viele es wären; schon bei sechs dachten sie, nun müßte es die letzte sein, aber es folgten immer neue, wie aus dem berühmten Zauberhute des Taschenspielers, bis die zwanzig voll war. Man sieht es den Bauden nicht an, wie viel Raum für Menschen und Vieh sie umfassen.

Unsere Wanderer durchströmte ein Gefühl wonnigsten Behagens, wie jetzt der Tag vollends erwachte. Alles, was sie umgab — von den colossalen Felswänden an bis herab zum kleinsten Blümchen — erschien ihnen so neu, so anstaunenswerth, als wenn es eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen wäre. Dazu die bis in's innerste Mark dringende, alle Lebensgeister neu belebende, von Alpenkräuterhauch gewürzte Luft!

Und endlich — für die beiden Freunde der unausgesprochene, aber desto lebhafter empfundene Gedanke an die herrlichen, lieben Mädchen dort oben, wohin sie nun glücklich zurückkehren sollten.

Sie pflückten einen Strauß, so eilig, als ob sie es garnicht erwarten könnten, wieder hinaufzuklettern und den Mädchen zu sagen, wie köstlich der Morgen sei und wie schön die Welt und wie über alle Begriffe beseligend das Leben!

Als sie vor der Baude wieder ankamen, glitten schon die ersten Sonnenstrahlen über das Dach, und da Hans nicht zu befürchten hatte, daß er noch irgend Jemand im Schlafe störte — die Wallfahrer waren längst abgezogen — so sang er mit heller Stimme das bekannte Lied:

„Ueber die Berge steigt schon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern,
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh' ich Dich gar zu gern.

„Ich schaue hinauf mit spähender Miene,
Leb' wohl, mein Schatz, ich ziehe von hier —
Umsonst, es regt sich keine Gardine — —"

Aber er sang nicht zu Ende, denn in diesem Augenblicke regte sich allerdings die Gardine und zwei, von Frohsinn und Schalkhaftigkeit leuchtende Mädchengesichter erschienen am Fenster. Die Mädchen öffneten es und schauten heraus. Die Knaben warfen ihnen die Alpenblumen als Morgengruß hinauf, die jungen Männer schwenkten ihre Hüte in der Luft und riefen den Mädchen zu, sie möchten nur eilig herunterkommen, es wäre schade um jede Minute, die man an solchem Morgen nicht im Freien zubrächte.

Das Frühstück mußten sie aber wegen der Morgenkühle doch noch im Innern der Baude einnehmen. Die Frau Wirthin hatte ihre beste rothe Decke über den Tisch im Wirthszimmer ausgebreitet und die schönste

Bunzlauer Kaffeekanne und Tassen von Porzellan für die Gäste, die ihr so wohlgefielen, aus dem Glasschrank genommen.

Als alle Sieben um den Tisch Platz genommen und Käthchen Steinkeller wieder mit Anmuth und Würde jedem seine Tasse gefüllt hatte, stand die behäbige Frau Wirthin immer noch neugierig und mit schmunzelndem Gesichte dabei und musterte Eine nach der andern.

„Nun, liebe Frau Wirthin, was erregt denn so sehr Ihre Aufmerksamkeit?“ fragte sie Kurt.

„Ihr seid gar so hibsche Leite, daß ma wirklich ni' weeß, wer der Gescheidtere von Eich is! Ob de Mannsleite sich de schmuckeren Mädel oder de Mädel sich de schmuckeren Mannsleite ausgesucht haben!“ sagte die Frau Wirthin und ahnte nicht, wie sehr sie das Blut der jungen Mädchen durch diese Worte in Aufruhr versetzte. Ihre Wangen überzogen sich mit dunkler Röthe, und sie ergriffen ihre Tassen und nahmen einen so ungewöhnlich langen Schluck, als wollten sie mit ihren Näschen gar nicht wieder aus den Tassen herauskommen.

Die jungen Männer aber lachten still für sich hin, und Hans wußte das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem er mit ernster Miene sagte:

„Es ist nur gut, liebe Frau Wirthin, daß die Bunzlauer Kaffeekannen noch immer so schöne dicke Bäuche haben, denn meine Töchter sind — wie Sie sehen — so starke Kaffeetrinkerinnen, daß sie gar nicht aus den Tassen heraus wollen und gewiß noch einige vertilgen werden.“

Die Mädchen versenkten sich lachend nur noch tiefer in ihre Tassen, die Frau Wirthin aber rief verblüfft: „Ihre Töchter!“ und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Freilich, freilich,“ fuhr Hans sehr ernst fort, „packen Sie uns nur recht rasch ein gutes zweites Frühstück zusammen, viel Fleisch und Butterbrötchen, denn mein Bruder und seine beiden Söhne — hier deutete Hans auf Kurt und die Knaben — müssen jede Stunde etwas zu essen haben, wenn sie nicht umsinken sollen!“

Nun brachen Alle über das erstaunte Gesicht der Wirthin in ein fröhliches Gelächter aus, und diese, gute Miene zum bösen Spiel machend, entfernte sich eiligst, um ihre Gäste nicht weiter zu belästigen und den Auftrag betreffs des Frühstückes nach besten Kräften auszuführen.

Dann berieth man das Programm des Tages, und da der Muth der jungen Damen bei der fröhlichen Offenheit und der Zutrauen erweckenden Sicherheit der jungen Männer sehr gewachsen war, so ließen sie sich leicht überreden, nicht denselben Weg nach Marschendorf zurückzunehmen, sondern den schönen Umweg über St. Peter, das sie noch nicht kannten.

Das Frühstück war bald beendet, und nun stiegen unsere Wanderer wieder flott bergauf, dem Koppenplane zu. Das Wetter war über alle Beschreibung schön, kein Wölkchen am Himmel, die Luft warm und doch kräftig, sodaß die Sonne niemals lästig wurde.

Die kleine Karawane von sieben Menschen blieb ununterbrochen zusammen, es sonderten sich keine Gruppen ab, jeder wollte hören, was jeder sagte, jeder wollte jeden Augenblick sich der Gegenwart der Anderen freuen.

Es wurde harmlos gescherzt, gelacht, gesungen, geplaudert. Die Knaben klammerten sich von Zeit zu Zeit mit Ungestüm an ihre erwachsenen Kameraden, um ihnen auf diese stürmische Weise ihre Hingebung, ihre Bewunderung auszudrücken; das kleine Trudchen, sonst so wild mit den Knaben, schmiegte sich zärtlich an die beiden Käthchen an und wich nicht von ihrer Seite, es herrschte unter Allen ein freier, rückhaltloser und doch so zarter und rücksichtsvoller Ton, wie er nur aus gesunden, unverfälschten und gebildeten Herzen strömen kann.

Noch früh am Tage gelangten sie so an die Wiesenbaude, die auf dem herrlichen Hochplateau des Riesenkammes, rings von grünen Wiesenmatten umgeben, im hellen Sonnenscheine dalag.

Die Baude war voller Gäste und neugierig wandten sich Aller Blicke nach den auffallend hübschen Menschen, die jetzt eintraten und sich vergeblich nach einem Tische für sich umsahen.

Verschiedene Herren erhoben sich, andere rückten zur Seite, um den Eingetretenen Platz zu machen, unseren Reisenden schien es aber in dieser Enge durchaus nicht zu behagen. Kurz entschlossen sagte daher Käthchen Steinkeller:

„Ich weiß einen besseren Platz für uns, kommt nur!"

Und rasch, von zahlreichen verwunderten Blicken begleitet, eilte sie voran zur Thür hinaus, die Andern folgten.

„Sollen wir uns da drin einpferchen lassen und behorchen, daß wir kein vernünftig Wort mit einander sprechen können?" sagte sie; „bleiben wir hier auf der Wiese, ein Stück hinauf, dort an dem klaren Wasser ist ein reizendes Plätzchen für uns. „Unser Papa," fügte sie mit einem neckischen Blicke auf Hans hinzu, „hat ja für das nöthige Frühstück gesorgt."

Und so lagerten sich Alle auf der trockenen Wiese an dem krystallklaren Wasser, das sie durchläuft. Hier kommen Wanderer nicht vorbei.

Die Freunde packten das Frühstück aus, das ihnen die Wirthin der Hampelbaude mitgegeben und reichten es wie selbstverständlich dem braunen Käthchen zur Vertheilung unter die Anderen.

Es schmeckte nach dem tüchtigen Marsche vortrefflich und blieb auch nicht ein Krümchen davon übrig.

Dann lagen sie schweigend und genossen die schöne Aussicht. In der Ferne weidete eine große Heerde Vieh. Die Knaben und Trudchen fragten, ob sie wohl hingehen dürften? Es wurde ihnen gestattet nnd bald befanden sich die drei mit den jungen Hirten dort in eifrigem Gespräch.

Wie die vier Erwachsenen nun allein waren, zog Hans seinen kleinen

Goethe, den er immer beim Wandern mit sich trug, aus der Tasche und begann vorzulesen.

Man kann nicht jeden Dichter im Freien genießen, Goethe aber mundet vortrefflich, besonders wenn er so einfach, so verständnißvoll und wohlklingend vorgelesen wird, wie Hans dies verstand.

Alle Vier empfanden ein Glück, das sie vorher nie gekannt zu haben schienen, sie waren sich des Lebensgenusses in hohem Grade bewußt, sie waren durchdrungen von der Schönheit der Gegenwart.

„Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen;
Und jeder günst'ge Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen."

Niemals hatten sie so tiefes Verständniß für diese Worte gehabt, als jetzt, da Hans sie ihnen vorlas. Ihr Glück war noch durchaus gesund, es hatte noch nicht jene bedenkliche Steigerung erreicht, von wo es so leicht in das Gegentheil hinüberspringt.

XIII.

„Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst Du nicht zum zweiten Mal."

Die Sonne stieg höher und fing nun doch an, selbst hier oben empfindlich zu werden.

Unsere Wanderer machten sich auf, um recht bald den schattigen Waldpfad zu erreichen, der an der Berglehne des Ziegenrückens entlang nach dem Dorfe Spindelmühl oder St. Peter, wie es die Meisten nach dem Kirchlein daselbst nennen, führt.

Herrliche Blicke öffnen sich von Zeit zu Zeit in den langen Grund hinab, hinüber nach der Geierguche und dem Krokonosch.

Die Freunde hätten gute Zeit und Gelegenheit gehabt, jetzt den Zweck ihrer Wanderung zu erreichen, das heißt, die Lage des Krokonosch und Ziegenrücken festzustellen, aber wer verdenkt es ihnen, daß sie dieses Zweckes völlig vergaßen, da die beiden Berge so lieblich in Fleisch und Blut vor ihnen herwandelten? Und sie wurden nicht müde, die Natur dieser wandelnden Berge zu studiren, ihre Formationen zu betrachten, Vergleiche zwischen ihnen anzustellen, die Schichten ihres Inneren klar zu legen.

Fürwahr ein beneidenswerthes Studium!

Und je rastloser sich daher die Gedankenfäden von Einem zum Anderen hinüberspannen, desto weniger wurde gesprochen, man begnügte sich, mit einem Worte eine Saite anzuschlagen, die dann wunderbar lange nachklang.

Endlich lag der entzückende Thalkessel von Spindelmühl vor ihnen.

Sie blieben in Bewunderung einige Minuten stehen und labten ihre Augen an den kühn geschwungenen Berglinien, den frischen Wiesenmatten, an den malerisch gruppirten Häuschen, an dem schmalen Silberband der jungen Elbe, die tief unten das Thal durchzieht.

Dann machten sie in dem ersten und damals fast einzigen Gasthause von Vincenz Richter Rast.

Der Tisch war gedeckt, das Mittagsmahl bereit, sie durften sich nur niederlassen und zulangen.

Und dies geschah mit einer gewissen Hast, denn, die vielen neugierigen Blicke, die sich auf sie richteten, waren ihnen — sie wußten selbst nicht, warum — recht lästig. Wie war ihnen doch sonst Gesellschaft so willkommen gewesen, heute strebten sie nur danach, recht bald wieder das Freie zu gewinnen und nur unter sich an möglichst einsamem Orte zu plaudern und zu träumen.

Und so erhoben sie sich denn auch gleich nach beendeter Mahlzeit und zogen zusammen hinab in die Tiefe — denn die Sonne brannte in dem geschützten Thalkessel glühend heiß — an die schattigen Waldufer der jungen Elbe.

Dort machte Kurt einen köstlichen Platz ausfindig.

Mitten in der Elbe, deren Wasser um diese Zeit nicht sehr reich war, lagen, wie Sessel für eine Conferenz von Riesen hingestellt, vier gewaltige Felsblöcke. Man konnte über andere Steine hinweg leicht zu ihnen gelangen. Mit den Reisedecken der jungen Männer wurden bequeme Sitze für die Damen hergerichtet; auf den beiden Felsblöcken gegenüber nahmen die Freunde Platz. Die drei Kinder sprangen im Walde umher und suchten Erd- und Heidelbeeren, die in großen Massen dort wuchsen.

Durch die hohen dunkeln Tannen drangen gemildert die heißen Sonnenstrahlen und auch von dem schnellfließenden klaren Wasser der Elbe wehte erquickende Kühlung her.

Die Bäume aber und das Moos und die Waldblumen und Beeren strömten in wunderbarem Gemisch jenen unbeschreiblichen Duft aus, der berauscht — nicht wie der Wein, sondern wie ein edler Gedanke, der unsere Seele durchzieht.

Hans wollte vorlesen, aber er verstummte bald, ohne daß die Anderen ihn ermahnten, fortzufahren. Man wollte nur träumen mit Bewußtsein.

So saßen die Vier und lauschten dem leisen Geflüster der Bäume, dem geheimnißvollen Gurgeln und Murmeln des Wassers zu ihren Füßen.

Und hier in dieser Fülle von Duft und räthselhaftem Klang, in diesem traulichen Halbdunkel des Waldes, in dieser reinen, von sommerlicher Gluth durchbebten Luft, — wie die Blicke von Stein zu Stein hinüberflogen, — entzündete sich der elektrische Funke, der das Leben vermittelt von Generation zu Generation. Er glühte in den Herzen der vier jungen Menschen, aber sie waren sich dessen — zu ihrem Glücke — noch kaum bewußt. Zu

ihrem Glücke, sage ich, denn es störte noch nicht die Ungezwungenheit und Harmlosigkeit des Verkehrs, sie hatten nur sämmtlich das Gefühl namenloser Wonne, der sich noch kein Wunsch, kein Begehren beigesellte.

Sie hatten es sich bequem gemacht, in halbliegender Stellung, die Gesichter einander zugekehrt, ruhten sie von der langen Wanderung.

Auch die Kinder waren, der Beeren satt, im Moose niedergesunken. Trudchen schlief bald, von Müdigkeit übermannt, ein, und auch die beiden Knaben saßen zu ihrer Seite und wehrten zudringliche Insecten von ihrem Gesichte ab.

Es bemächtigte sich aller ein Gefühl der Unendlichkeit, als gäbe es keine Zeit, als wäre es immer so gewesen und müßte immer so sein. Sie sahen es nicht, wie die Schatten der Bäume immer länger und länger wurden.

„Nun ist mir so, als läge ich in meinem Traumschloß," sagte Hans nach langem Schweigen.

„Was ist das für ein Traumschloß?" fragte Käthchen Steinkeller.

„Haben Sie nicht auch manchmal Träume, die genau in derselben Weise von Zeit zu Zeit wiederkehren?" fragte Hans dagegen.

„Nein, ich träume überhaupt sehr selten," erwiderte sie.

„Ich habe noch nie geträumt," sagte Kurt.

„Mir sind diese wiederholten Träume schon oft begegnet," bemerkte Käthchen Lenz, „und an welchen Traum dachten Sie jetzt eben?"

„Ein Traum, so klar und deutlich, und stets genau von denselben Empfindungen begleitet, daß ich ihn sogar in Verse gebracht habe."

„Laß hören!" sagte Kurt und auch die Mädchen baten ihn darum.

Hans sprach mit gedämpfter, weicher und doch vernehmlicher Stimme:

„Mir träumt zuweilen von einem Schloß,
Recht tief in Waldes Mitten,
Dahin noch drang keines Jägers Geschoß,
Dahin kein Fuß noch geschritten.

Vom Himmel ergießt sich der Sonnenschein
Durch schattige Buchenriesen,
Vergoldet das Moos auf dem alten Gestein
Und spielt auf den marmornen Fliesen.

Der Epheu rankt zum Gesims empor
Und Blumen, die nie verwelken,
Umgeben das Schloß in buntem Flor,
Rosen, Levkoien und Nelken.

Und innen ist es so still, so kühl
In den weiten, erhabenen Räumen,
Kein Ton aus dem lärmenden Weltgewühl
Stört hier mein Sinnen, mein Träumen.

Es klingt eine ewige Melodie
Ganz leise im Sonnenschimmer,
Sie singt und klingt und ermüdet nie,
Stets neu und dieselbe doch immer.

Und alle Sehnsucht ist abgestellt,
Und alle Schmerzen zerronnen,
Ich suche nichts in der weiten Welt,
Denn ich habe Alles gewonnen.

Wo liegst Du, Schloß, wo liegst Du, Wald,
Ihr schweigenden hohen Bäume,
Dahin es mich zieht mit Sehnsuchtsgewalt,
Davon so gerne ich träume?"

Und wieder schwiegen Alle und es war ihnen, als wölbte sich über ihnen das geheimnißvolle Schloß und sie lauschten mit Entzücken der ewigen Melodie.

XIV.

Erwachen aus Träumen.

Da fuhr, wie um mit Absicht die Stimmung, in der sich unsere Wanderer befanden, mit einem Male zu zerstören, ein brutaler Ton aus dieser Welt in ihre Traumwelt.

Ein klägliches Jammergeschrei aus Kindesmund, unterbrochen von lauten, rohen Scheltworten einer Mannesstimme, erhob sich unweit der Lagernden.

Bald auch wurde ein halbausgewachsenes Mädchen sichtbar, das ein bärtiger Mann in der Kleidung der Waldwärter und mit einem Bündel Holz in der Hand, an den Haaren hinter sich herzog, wobei er heftig ausrief:

„Habe ich Dich endlich erwischt, verdammtes Ding! Warte nur, jetzt sollst Du in's Loch und Dein Strolch von Vater dazu! Vorwärts, vorwärts, nicht gemuckst, Du Diebsbrut!"

Unsere Wanderer sprangen, wie auf ein gemeinsames Zeichen, auf die Beine. Die Mädchen erblaßten vor Schreck und Empörung, Kurt und Hans waren mit zwei Sätzen an der Seite des Unmenschen.

„Lassen Sie das Kind los!" schrie Kurt ihn an.

„Scheeren Sie sich zum Teufel, Herr," war die barsche Antwort.

„Wenn sie gestohlen hat, wird sie ihre Strafe ja erhalten, Sie haben aber nicht das Recht, sie zu mißhandeln!"

Kurt faßte seinen Arm und versuchte die Hand von den Haaren des Mädchens zu lösen.

Der Mann ließ das Mädchen los, stieß aber Kurt vor die Brust, daß er zurücktaumelte, dann faßte er das Mädchen von Neuem bei den

Haaren. Nun machte sich Kurt und Hans gemeinschaftlich an ihn, befreiten das Mädchen und nahmen es in ihre Mitte.

„Wollen Sie das Mädchen gutwillig herausgeben, oder soll ich Sie mitverhaften?" schrie der Mann, bebend vor Wuth, die Freunde an.

„Führen Sie uns zum Gemeindevorsteher, das Mädchen geben wir nicht heraus!" sagte Kurt fest.

Noch einmal versuchte der Mann, das Mädchen den jungen Männern zu entreißen, es gelang ihm aber nicht. Wuthschnaubend ging er jetzt voran und befahl ihnen, zu folgen, er würde sie zum Gemeindevorsteher führen.

Im Abgehen rief Kurt den Damen zu: „Bleiben Sie hier, erwarten Sie uns, wir kehren bald zurück." Er wußte, daß das Haus des Gemeindevorstehers nicht weit entfernt war. Die beiden Käthchen sahen den Abgehenden mit sorgenvollen Mienen nach.

Die Knaben wollten mitgehen, allein Kurt bat sie, zurückzubleiben und die Damen zu beschützen. Hierdurch geschmeichelt kehrten die Knaben zu den Mädchen zurück, die durch die jähe Zerstörung ihrer schönsten Träume auf's Aeußerste bestürzt und niedergeschlagen waren. — —

Unterwegs fi[illegible] das Kind an, den Forstaufseher in rührender Weise zu bitten, er so[illegible] sie doch noch einmal freilassen, sie würde ja ganz gewiß nicht wieder stehlen, nur die äußerste Noth hätte sie dazu getrieben.

Der Mann schwieg hartnäckig und ging mit großen Schritten voran, ohne sich umzusehen.

Nun legte sich auch Hans, der bisher kein Wort gesprochen hatte, in's Mittel.

In seiner milden und vertrauenerweckenden Art ließ er sich mit dem Manne in ein Gespräch ein, fragte dies und das, worauf ihm nur zögernd Bescheid wurde, erzählte, wie oft er schon hier in der Gegend gewesen wäre, wie schön er es immer gefunden und daß er gar nicht gedacht hätte, daß es hier so harte Menschen geben könne, die so grausam mit der Armuth verführen.

„Man muß hart werden unter solchem Raubgesindel," sagte der Mann, schon in milderem Tone.

„Na aber — ich glaube, Ihr fangt das doch nicht richtig an," sagte Hans, „das Kind ist doch nur abgeschickt von den Eltern. Und Ihr, Ihr solltet Euch doch nicht an ihm vergreifen, der Ihr so stark seid, daß wir zwei kräftige Menschen es kaum mit Euch aufnehmen können. Ihr seid gewiß Soldat gewesen!"

„Freilich!" sagte der Mann und kehrte sich um.

„Nun seht Ihr, da sind wir ja Kameraden! Ei, ei, ei! ein Soldat und sich an so einem jungen Menschenkinde vergreifen! Wie soll ich mir das erklären?"

„Na, es ist sonst auch nicht meine Art," erwiderte der Mann rasch,

„aber wenn Sie wüßten, was ich heut schon für einen Aerger gehabt habe, so würden Sie mich milder beurtheilen."

Und nun erzählte er, wie er durch die Unvorsichtigkeit des Vaters des verhafteten Mädchens, eines argen Trunkenboldes, um seinen ganzen Hühnerstall mit allem Federvieh darin gekommen sei. Der Mann wäre in vollständig trunkenem Zustande im Morgengrauen heimgekehrt, hätte sich an seinem Hühnerstalle eine Pfeife angezündet und dadurch einen Brand verursacht, den man erst bemerkt hätte, nachdem nichts mehr zu retten gewesen.

„Ah, das erklärt manches!" sagte Hans und blieb stehen, um sich eine Cigarre anzuzünden. „Das ist freilich schlimm. Rauchen Sie nicht eine Friedenscigarre mit? Sie sind verzollt."

Zögernd und mit einem etwas verlegenen Blick auf Kurt nahm der Mann die Cigarre.

„Da sind Sie wirklich zu bedauern; wie hoch ist wohl Ihr Schaden," sagte jetzt Kurt.

„Nun, das Ställchen war versichert, das erhalte ich ersetzt, aber ein Hahn und zehn Hühner sind pfutsch, macht einen Schaden von zehn Gulden; die wollen verdient sein." — Dann wandte sich der Mann plötzlich an das Mädchen und sagte barsch: „Mach, daß Du fort kommst und laß Dich nicht wieder erwischen!"

Das Kind sah ungläubig zu ihm empor, doch als er seine Worte wiederholte, lief es glückstrahlend davon.

„Das war recht," sagte Hans, „sie wird sich's wohl hinter die Ohren schreiben — und was Ihren Schaden anbelangt, so würden Sie uns ein Vergnügen machen, ihn von uns ersetzt zu nehmen."

Kurt nickte zustimmend und zog wie Hans seine Börse.

„Wo denken Sie hin, meine Herren, das sähe ja aus wie Bestechung!" sagte der Mann, nun vollends freundlich.

„Nicht im geringsten," erwiderte Hans, „Sie hatten das Mädel ja schon vorher laufen lassen."

„Nein, es geht aber nicht —"

„Warum denn nicht? Wir sind ja Kameraden, die müssen einander in jeder Noth aushelfen."

Endlich nahm der Mann das Geld, bat wiederholt um Entschuldigung, daß er sich von seinem Zorn so habe hinreißen lassen, und forderte die Herren auf, in seinem Hause, das er ihnen aus der Ferne zeigte, eine Erfrischung anzunehmen. Diese wurde natürlich abgelehnt.

Mit lebhaften Dankesbezeugungen entfernte sich der Forstaufseher und ließ die beiden Freunde allein auf der Landstraße.

Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden, aber die Luft noch ungewöhnlich schwül.

Nachdem sie einige Zeit schweigend neben einander hergegangen waren,

blieb Hans plötzlich stehen, breitete seine Arme weit in die Luft aus, wie wenn er sich zum Fluge aufschwingen wollte, und sagte, seinem Freunde mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Erregung, Furcht, Hoffnung und Freude in's Auge schauend:

„Kurt, dieses kleine Intermezzo hat bei mir das Eis zum Durchbruch gebracht. Das rauhe Erwachen aus dem süßen Traume hat mir gezeigt, daß es hier auf Erden nicht unsere Sache ist, zu träumen, sondern die Augen offen zu halten und zuzugreifen, wenn das Glück vorüberfliegt. Kurt, diese kleine Trennung von ihr, der Einzigen, hat mir zugleich gezeigt, daß ich vor Sehnsucht sterben würde, wenn ich sie länger, als einen Tag verlassen müßte."

Er ließ die Arme sinken und Kurt legte beide Hände auf die Schultern des Freundes.

„Lieber Hans" sagte er erregt, „mir geht es kaum anders, und ich sehe, der kritische Augenblick ist gekommen; wir stehen so zu sagen am Vorhange unseres Schicksals und wenn ich ihn jetzt lüfte, so sind wir entweder die glücklichsten oder die unglücklichsten Menschen."

„Ja," erwiderte Hans und das Blut schoß ihm in's Gesicht, — „aber Du hast es mir versprochen, die reine Wahrheit zu sagen, und so frage ich Dich, welches von beiden Käthchen hat Dein Herz?"

Kurt zögerte mit der Antwort.

„Wollen wir nicht den morgigen Tag noch so hingehen lassen — in Ungewißheit — und — wer weiß —?"

„Nein, nein, keine Secunde," drängte Hans und ergriff die Rechte des Freundes, sie heftig drückend, „ich muß Gewißheit haben, ob das Schicksal uns wieder den furchtbaren Streich gespielt, daß wir von derselben Neigung erfaßt worden sind, ich muß!"

„So sprich Du zuerst!" sagte Kurt.

„Nein, Du sprich es aus, sage, welche ist es.

„Nun denn, so komme, was da kommen mag!" und seinen Mund dicht an das Ohr des Freundes legend, sagte Kurt leise: „Ziegenrücken!"

„Ist es wahr? Ist es wirklich wahr?" rief Hans in vollster Aufregung einen Schritt zurücktretend, „habe ich recht gehört? Ziegenrücken?"

Kurt nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Hurrah!" schrie Hans, „Gott sei Dank! Ich liebe den Krokonosch!" Er umarmte den Freund, drückte ihn heftig an sich und drängte ihn dann vorwärts dem Walde zu, wo sie die Mädchen verlassen hatten.

„Was meinst Du wohl, wie wir uns ergänzen!" rief er begeistert, Du und das blonde Käthchen Lenz, ich und mein brauner Krokonosch!"

„Wer hätte das Alles gedacht!" erwiderte Kurt selig.

Kaum waren sie einige Schritte gegangen, so hörten sie hinter sich einen Wagen in scharfem Trabe herankommen, sodaß sie bei Seite treten mußten. Als er vorüberfuhr, erkannten sie deutlich Minna an der Seite

der Sommerweste, die Tante mit ihren Begleitern waren verschwunden, folgten auch nicht etwa in einem Wagen nach.

Minna aber lag an der Brust des Mannes und er hatte seinen rechten Arm fest um ihren Hals geschlungen. Beide waren so mit sich beschäftigt, daß sie die Wanderer am Wege nicht bemerkten.

Das Wiedererscheinen Minnas in diesem Augenblicke und unter solchen Umständen machte einen besonderen Eindruck auf die Freunde. Sie mußten beide der Unterredung gedenken, die sie mit ihr in Josephinenhütte hatten, als sie über das Brückengeländer gelehnt in das tosende Wasser schauten und die wilde Rose auf den Wellen in's Thal hinabtanzte.

Dann hatten sie die Empfindung, als wären sie, kurz vor dem hohen Ziele, das sie jetzt erreicht glaubten, in der Person Minnas einer großen Gefahr entgangen, und doch stärkte sie wieder das rücksichtslose Zugreifen dieses Mädchens in ihrem Vorhaben, das Glück nun nicht wieder aus den Händen zu lassen.

Mit diesen Empfindungen schauten sie dem Wagen nach, bis er an einer Wegbiegung verschwand.

Dann beschleunigten sie ihre Schritte, und den Wald betretend, der ihr ganzes Glück in sich schloß, riefen sie, daß es laut von den Bergen widerhallte: „Es lebe der Krokonosch! Es lebe der Ziegenrücken!"

XV.

Kreuz und quer.

Während die Freunde ihr Abenteuer mit dem Forstaufseher hatten, waren die beiden Käthchen in großer Unruhe zurückgeblieben.

Trudchen war durch das Geschrei des Mädchens und das hastige Aufspringen der Knaben an ihrer Seite aufgeweckt und so erschreckt worden, daß sie zu weinen anfing und nur mit Mühe beruhigt werden konnte.

Die Knaben aber brachten ihr Blumen und Beeren, Farrenkräuter und Tannenzapfen und boten ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, dem Schwesterchen den unangenehmen Vorfall vergessen zu machen und es in die alte gute Stimmung zurückzuversetzen. So waren die drei Kinder vollkommen mit sich beschäftigt und boten dadurch den beiden Käthchen Gelegenheit, recht ungestört mit einander zu plaudern.

Auch sie waren durch den jähen Zwischenfall aus ihren Träumen aufgerüttelt worden und hatten Klarheit über sich selbst erlangt. Das muthige Vorgehen der jungen Männer gegen den erheblich stärkeren Forstaufseher, ihr Eintreten für das arme Kind, die Unerschrockenheit, mit der sie sofort bereit waren, vor dem Gemeindevorsteher die Sache der Armuth und der Verfolgten zu verfechten, hatten einen tiefen Eindruck auf ihre Herzen gemacht. Dazu gesellte sich jetzt noch die Besorgniß, es könnten den jungen Männern hier im Auslande von der Behörde Schwierigkeiten gemacht

werden, ja bei der Roheit des Forstaufsehers schien ihnen eine Verhaftung der jungen Männer am Ende nicht ausgeschlossen.

„Wir hätten sie in keinem Falle verlassen dürfen,“ sagte Käthchen Steinkeller eifrig.

„So laß uns ihnen noch folgen,“ erwiderte die Freundin.

„Nein, nun ist es zu spät. Wir haben sie schon aus den Augen verloren und es ist ihr ausdrücklicher Wunsch gewesen, daß wir hier bleiben. Sie würden uns sonst am Ende nicht wiederfinden.“

„Also es liegt Dir viel daran, daß sie uns wiederfinden?“ fragte Käthchen Lenz schelmisch.

„Dir — nicht?“ erwiderte Käthchen Steinkeller langsam und sah ihr lächelnd in die Augen.

Käthe Lenz verbarg ihr Gesicht an der Brust der Freundin. Dann hob sie den Kopf wieder, wandte sich ein wenig zur Seite und sagte zitternd:

„Ich habe eine Angst — ich kann es Dir garnicht beschreiben — wenn sie ihn nun wirklich verhaften, wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte — und er war doch eigentlich gar nicht Schuld an der Sache!“ — Sie brach in Thränen aus.

„Wen meinst Du?“ fragte Käthe Steinkeller gespannt.

„Nun — Hans!“

„Gott sei Dank, Hans!“ Sie athmete erleichtert auf. „Nun, siehst Du, liebes Herz,“ fuhr sie freudig fort, „ich habe ein Zutrauen zu der Energie und Mannhaftigkeit Kurts, daß er allen Gefahren Trotz bietet und als Sieger hervorgeht.“

Nun mußte Käthe Lenz lachen, sie lachte unter Thränen, lachte, wie nur das Glück lachen kann, umhalste die Freundin, küßte sie und sagte:

„Wir haben uns beide schön verplappert; aber nun es heraus ist, bin ich wieder froh und ich hoffe bestimmt, daß sie Beide kein Mittel unversucht lassen werden, um zu uns zurückzukehren.“

Sie kletterten über die Steine wieder auf ihre alten Sitze und riefen sich die eben so köstlich verlebten Stunden in's Gedächtniß zurück.

„Was würde mein Vater sagen, wenn er uns hier so sitzen sähe,“ begann Käthe Lenz wieder, „was würde er sagen, wenn er unser Abenteuer erführe und wie wir mit fremden jungen Männern in der Welt herumziehen! Ich stelle mir jetzt sein ernstes gutes Gesicht vor, ich trete vor ihn hin und bekenne ihm alle meine Unthaten, verschweige nichts, schütte mein ganzes Herz aus. Würde sich seine liebe Stirn mit Runzeln bedecken? Würden seine Augen noch ernster werden? Ich denke nein! O, er hätte ihn sehen sollen, wie er uns vor der Hampelbaude das Märchen erzählte, um uns Zutrauen einzuflößen, — ganz wie ich mir immer mein Ideal gedacht habe, — er hätte ihn singen hören sollen, am Abend, als unten die Menge lauschte; am Morgen, als er uns aus unserem Zimmerchen

herunterlockte; er hätte sehen sollen, wie ihm das Blut in's Gesicht schoß, als er die abscheuliche Behandlung des armen Mädchens hier wahrnahm. Ich denke, mein Vater würde mir nicht zürnen, wenn ich an der Hand dieses jungen Mannes vor ihn hinträte und sagte: so habe ich mir immer den gedacht, der meinem Vater am ähnlichsten sein soll."

„Wie Dich die Liebe beredt macht, mein Blondchen!" sagte Käthe Steinkeller, „aber ich glaube, ich könnte mit derselben Berechtigung einen gleichen Lobeshymnus auf Kurt anstimmen. Denke daran, wie er auf der Schneekoppe dem Kellner entgegentrat! Das war gleichsam die Ouvertüre zu seinem ganzen späteren Verhalten, — ganz wie ich mir immer mein Ideal gedacht —; wie er dann mit dem Winde kämpfte, unsere Kopfbedeckungen zu retten; wie er der tobenden Masse imponirte in der Hampelbaude, wie er hier mit dem starken Forstaufseher rang und das arme Kind befreite! Ja, das ist ein echter, rechter Mann mußte ich mir sagen. — Ich will aber von alledem schweigen," fügte sie etwas kleinlaut hinzu, „denn so glücklich ich auch bin, so verläßt mich doch ein fürchterlicher Gedanke nicht."

„Um Gottes willen, Du hältst sie doch nicht etwa für Betrüger?" platzte Käthe Lenz heraus.

„Nein, wahrhaftig nicht! ich möchte meine Hand in's Feuer legen für die Reinheit ihrer Absichten, aber — ist Dir denn gar nichts aufgefallen?"

„Aufgefallen? — Du steckst mich schon an mit Deinen Zweifeln — mir ist aber nichts als Gutes und Schönes aufgefallen."

„Mir schien es so, als ob Kurt mehr Aufmerksamkeit für Dich als für mich gehabt hätte!"

Das blonde Käthchen wurde bleich bei diesen Worten, es faßte sie ein Schauer und unwillkürlich klammerte sie sich mit beiden Händen an den Felsen, auf dem sie saß.

„Schien Dir das so?" sagte sie zögernd, — „und fandest Du etwa auch, daß Hans mehr Aufmerksamkeit für Dich als für mich hatte?"

„Ich kann es nicht leugnen, ja — aber was ist Dir? Du bist auf einmal ganz blaß geworden. Es fängt an kühl zu werden hier über dem Wasser, stehen wir auf!"

„Nein, nein, bleiben wir noch," antwortete Käthe Lenz rasch, „ich will Dir nun gestehen, daß ich einmal auch die Empfindung hatte wie Du, aber ich hielt sie für eine unberechtigte Regung der Eifersucht. Wenn Du Recht haben solltest, wenn — wir uns etwa gar — über's Kreuz lieben sollten —"

Käthe Lenz schüttelte sich vor Frost, die Freundin aber konnte nicht umhin die „Liebe über's Kreuz" gar zu komisch zu finden und mußte herzlich lachen.

„Nun steh' aber auf und laß uns ein wenig hin und hergehen, es ist wirklich hier auf dem Wasser schon kühl. Ich bin für Dich verant-

wortlich, sei vernünftig. Und siehst Du, seitdem ich den Gedanken ausgesprochen habe, bin ich ihn auch völlig los. Du hast ganz Recht, es wird weiter nichts gewesen sein, als eine Regung von Eifersucht. Komm, wir wollen uns warm laufen!"

Vorsorglich half sie ihr auf, raffte die Tücher, auf denen sie gesessen, zusammen, und führte die Freundin zu den Kindern, die ihnen entgegen kamen und über Hunger klagten.

„Habt nur noch ein wenig Geduld," tröstete Käthe Steinkeller die Knaben, „die Herren werden gewiß bald zurückkehren, dann gehen wir hinauf und ihr dürft euch bestellen, was ihr wollt."

„Hei, wir dürfen uns selbst aussuchen auf der Speisekarte?" riefen die Knaben entzückt.

„Ihr dürft euch selber aussuchen, was ihr wollt!"

Die Knaben sprangen lustig über ein Paar Felsblöcke hinweg und Trudchen klatschte in die Hände.

Da hörte man vom Rande des Waldes her die lauten Rufe: „Es lebe der Krokonosch! Es lebe der Ziegenrücken!"

Die beiden Käthchen erbebten vor Freude, denn sie wußten ja, wem die Namen galten. Wer aber hatte das eine, wer das andere gerufen? Sie hatten es zu ihrem Leide — oder zu ihrem Glücke? — nicht unterscheiden können, die Entfernung war noch zu groß.

Als aber jetzt die Gestalten der beiden jungen Männer zwischen den Stämmen der Bäume sichtbar wurden, liefen ihnen alle — selbst die Damen — entgegen — und Niemand konnte sich des lebhaftesten Ausdrucks der Freude erwehren. Käthe Lenz hatte ihre Furcht vor der „Liebe übers Kreuz" völlig verloren; es war, wenn sie Alle zusammen waren, als schlüge ihre Liebe gemeinschaftlich zu einer einzigen großen Flamme empor.

Man feierte ein Wiedersehen, als ob man seit Jahren getrennt gewesen wäre, des Fragens und Antwortens war kein Ende — wobei jedoch das Geschenk an den Forstaufseher keine Erwähnung fand — jeder Schatten war gewichen und das Glück strahlte wieder sonnig aus aller Augen.

XVI.

Fledermäuse.

Auf den heißen Tag war ein wundervoller Abend gefolgt. Im wolkenlosen Himmel schwebte der volle Mond und goß sein zauberisches Licht in den Thalkessel von Spindelmühl, der mit seinen Wiesen in dem grau dämmernden Nebel und mit den zerstreut darin liegenden Häuschen, von oben her sich ausnahm, wie ein stiller See, aus dem hie und da ein Inselchen hervorragt.

Die Abendmahlzeit war beendet, Trudchen und die Knaben hatten

bereits ihr Nachtlager aufgesucht; sie schliefen schon halb, als sie noch kaum die Decken über sich gezogen, so müde hatte sie der Tag gemacht.

Die beiden Käthchen und die Freunde saßen abseits von dem großen Schwarm der Gäste auf einer Bank vor dem Wirthshause von Vincenz Richter.

Der morgige Tag sollte die Damen nach Hause bringen und so wäre eigentlich das hübsche Reiseabenteuer zu Ende gewesen.

Bei diesem Gedanken waren alle Vier in tiefes Schweigen versunken, — es wollte Keiner so recht daran glauben, daß die herrliche Zeit vorbei sein sollte.

„Wie wäre es," unterbrach Kurt das Schweigen, indem er sich an Hans wandte, „wenn wir dem alten Herrn von Götzen, der nun ein doppeltes Interesse für uns gewonnen, in seinem Schlößchen zu Marschendorf unsere Aufwartung machten?"

„Eine vortreffliche Idee!" sagte Käthe Steinkeller.

„Ja, das sollten Sie thun, der Onkel würde sich herzlich freuen," bestätigte Käthe Lenz.

Hans sprang auf und rief: „Herrlich, herrlich! Ja, das thun wir, — — wenn anders die Damen gestatten, daß wir sie begleiten," setzte er mit tiefer Verbeugung leiser hinzu.

„Sie würden Ihre Beschützerrolle ja nur halb gespielt haben, wenn Sie uns nicht bei der Frau Wirthin zum „Wilden Mann" gesund ablieferten," entgegnete Käthe Steinkeller lächelnd.

Eine tiefe Befriedigung kehrte in Aller Herzen ein bei der Hoffnung, noch länger mit einander vereint sein zu können, und der alte Onkel erschien Jedem als der geeignetste Vertraute und Förderer seiner Herzensangelegenheit, die man nun sicher und behaglich im Stillen hegen und pflegen konnte. — „O weh!" rief Hans plötzlich halblaut aus, vorsichtig nach der Thür des Gasthauses schielend, aus der soeben ein weißbärtiger Herr heraustrat, — „nehmen wir uns in Acht, der alte Justizrath Drewitz ist in Sicht, das geschwätzigste alte Weib, das ich je in Mannskleidern erblickt habe! Ich fürchte, er hat mich schon bemerkt, hier ist nur noch ein Mittel: sofortige Flucht!"

Alle erhoben sich ängstlich und machten einige Schritte vom Hause weg. „Nur jetzt kein Fremder in unseren Kreis!" Das war die Empfindung, die Jeden mit gleicher Stärke beseelte.

Die Mädchen gingen Arm in Arm voran, die Freunde ihnen nach, dem Kirchlein zu, das in einiger Entfernung vom Gasthause im Mondlicht dalag, umwoben von dem vollen Zauber einer schönen Sommernacht.

Zur Rechten des Kirchleins, nur getrennt durch einen breiten Fußweg, liegt, von niedriger Mauer umgehen, der Friedhof mit seinen grünen Grabhügeln und vergoldeten Kreuzen, auf denen das Mondlicht leise

flimmert. Es giebt wohl nicht viele so schöne Ruhestätten der Todten wie die von St. Peter!

Hier blieben unsere Wanderer stehen und lehnten sich in stummer Betrachtung über die Mauer.

Der Nebel im Thale war fast völlig geschwunden. Ein starker Duft von Nachtviolen und Reseda drang aus dem Friedhofe zu ihnen empor.

„So wie dieser Duft verwehen wird, so werden auch wir einst — wer weiß, wie bald — verweht sein und keine Spur von uns wird zurückbleiben,“ sagte Käthe Steinkeller ohne Sentimentalität, fast freudig.

Käthe Lenz aber schrak zusammen bei diesen Worten und sagte:

„Wie können Dir jetzt solche Gedanken kommen? Gerade hier, mit dem Blick in diese herrliche Landschaft, bei dieser Beleuchtung und dem balsamischen Blumenduft bin ich durchdrungen von dem Gedanken der Ewigkeit, von der Hoffnung eines nie endenden höheren Daseins.“

Das braune Käthchen schüttelte langsam den Kopf.

„Du weißt ja, wie ich darüber denke,“ sagte sie ruhig.

„Aber fühlst Du denn nichts von der Sehnsucht in Dir, die uns so häufig verzehrt, wie nach einem schönen Vaterlande, das wir einst besessen?“ fuhr Käthe Lenz eifrig fort.

„Das ist nur der Trennungsschmerz, der in uns fortdauert, und der entstand, als wir von der Allmutter Natur losgerissen wurden zu einem selbständigen Dasein; der Tod vereinigt uns wieder mit ihr,“ sagte Käthe Steinkeller fest.

„Und doch hörte ich aus Ihrem Munde zuerst jenes Wort von dem Sterne, dem Jeder im Leben folge?“ fragte Kurt lächelnd.

„Nicht wahr? Das hat sie Alles, was sie da vorhin sagte, von unserem alten Philosophie-Professor; ist das nicht inconsequent?“ fiel Käthe Lenz lebhaft ein.

„Das will ich nicht sagen,“ erwiderte Kurt, „aber mich wundert dieses Vertrauen einerseits und der gänzliche Verzicht andererseits — —“

„Mich nimmt das durchaus nicht Wunder,“ unterbrach ihn Hans, „dieses ‚seinem Stern vertrauen‘ erscheint mir nur als der freudige Ausdruck einer starken, mit sich im Klaren befindlichen Natur, die stets das Richtige trifft, wenn sie ihren eigenen Impulsen folgt.“

Er sprach das mit Begeisterung und sah mit leidenschaftlicher Gluth in die braunen Augen seiner Angebeteten, die erstaunt über das Verständniß, das sie bei ihm gefunden, mit tiefem Erröthen seinen Blick erwiderte. Ihr fiel dabei wieder das Wort der Freundin von der „Liebe über's Kreuz“ ein, ihre Gedanken verwirrten sich, sie senkte die Augen und schwieg. „Er ist doch nicht mein Ideal?“ dachte sie dann, „wie kann er mich so verstehen?“

Käthe Lenz hatte nichts von den leidenschaftlichen Blicken Hansens

bemerkt, sie war damit beschäftigt, eine recht treffende Widerlegung der Anschauungen ihrer Freundin, die sie schon so oft vergeblich bekämpft hatte, zu formuliren. Aber es wollte ihr durchaus nicht gelingen. Kurt merkte es und gedachte ihr Hülfe zu bringen.

„Wir könnten hier stehen bis an den jüngsten Tag," sagte er, sich freundlich zu ihr wendend, „und unsere Köpfe darüber zergrübeln, wir würden doch die Wahrheit nicht finden. Da halte ich es immer mit Vater Goethe, der es für das schönste Glück des denkenden Menschen erklärt, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Aber auch das genügte dem blonden Käthchen nicht, sie schaute sich, wie um Schutz flehend, nach Hans um, der ihre Verlegenheit fühlte und die Worte Kurts dahin ergänzte:

„Wie sich aber Einer das Unerforschliche in seinem Innern zurechtlegt, das muß ihm ganz allein überlassen bleiben. Und wem der Glaube an die Unsterblichkeit — wie er ihm von Kindheit an eingeflößt ist — unentbehrlich geworden, der soll ihn behalten und ihn pflegen und er wird darin selig sein!"

Das blonde Käthchen schien einigermaßen beruhigt.

„Aber was für Thoren sind wir," fuhr Hans lebhaft fort, „daß wir uns wieder, wie der Dichter sagt, die köstliche Neige der Zeit durch den Gedanken der Ewigkeit verwässern! Halten wir uns an das, was uns gegeben, kehren wir dahin zurück, von wo unser Gespräch ausgegangen, zu dem süßen Duft der Blumen, selbst hier an der Stätte des Todes! Ist das nicht hoffnungsvolle Verheißung? Laßt uns, Freunde, dankbar der schönen Gegenwart genießen, die in berauschender Fülle uns umgiebt! Die grauen Regentage werden gewiß nicht ausbleiben, heben wir uns das Grübeln nach Weisheit für sie auf!"

Kaum hatte Hans zu Ende gesprochen, so rief Kurt warnend:

„Dein Justizrath in Sicht! Er kommt hierher!"

Sie mußten den schönen Platz an der Mauer aufgeben.

„Das ist schon so ein Stückchen von einem grauen Tage," sagt Käthe Lenz in Bezug auf den Justizrath seufzend und zog die Freundin mit sich fort.

Sie gingen hinter dem Kirchlein herum und hofften so dem gefürchteten Störenfried zu entgehen. Als sie vor dem Portale angelangt waren, drückte Kurt auf die Klinke, ohne eigentlich die Absicht zu haben, zu öffnen; aber die Thür gab seinem Drucke nach, die Kirche war offen.

Fast erschrocken hielt er die Klinke einige Secunden in der Hand. Dann aber trat er rasch in die Kirche ein und winkte den Anderen nachzukommen.

Ohne zu zögern traten sie Alle ein und Kurt schloß die Thür wieder zu.

Das schöne Gotteshaus, durch dessen hohe Fenster das Mondlicht magisch hereinströmte, erfüllte sie mit frommem Schauer.

Das Licht fiel voll auf das Altargemälde, eine Mutter Gottes mit dem Kinde. Auch die Wände waren reich mit Bildern geschmückt und an den Feilern hingen verblichene Todtenkränze.

Schweigend und leise auftretend gingen sie vor bis zum Altar. Sie standen sämmtlich im Schatten und Keiner konnte des Anderen Gesicht sehen. Minutenlang standen sie so vor dem Bilde. Dann wandten sie sich langsam zurück und als die beiden jungen Männer wieder in das Mondlicht traten, kehrten sie sich plötzlich um und blieben den Mädchen gegenüber mitten in der Kirche stehen.

Wie sie nun einander sehnsuchtsvoll in die Augen blickten, geschah es wie von selbst, daß die Mädchen wechselseitig die Arme um ihre Schultern legten und ebenso die jungen Männer, so daß die Vier wie in einem Kranz verbunden dastanden.

Eine wunderbare Ruhe war über sie gekommen, eine heilige Stimmung hatte sie ergriffen, Jeder hatte das Bewußtsein, daß er diesen Augenblick in seinem ganzen Leben nie aus dem Gedächtniß verlieren könnte.

Da wurde die tiefe Stille plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch an einem oberen Fenster unterbrochen.

Die Heiligkeit mußte der Leidenschaft weichen und wie sich Hans mit Lebhaftigkeit dem braunen, Kurt dem blonden Käthchen zuwenden wollte, wichen die Mädchen zurück und alle Vier stoben, wie von einem Dämon getrieben, auseinander.

Es war etwas über ihre Köpfe hinweggeflogen, etwas Unheimliches, sie hatten sämmtlich das Flattern und Flügelschlagen vernommen.

„Eine Fledermaus!“ sagte Kurt ärgerlich, der sie zuerst erkannt hatte.

„Eine Fledermaus!“ wiederholte Hans verdrießlich und erklärte sich dadurch das scheue Zurückweichen der Mädchen.

Diese aber sagten kein Wort, sie drückten sich nur leise die Hand und verstanden sich. Nicht die Fledermaus hatte sie auseinander getrieben, denn sie wußten nun, daß sie sich wirklich „über's Kreuz“ liebten.

Rasch verließen sie die Kirche und verabschiedeten sich von den jungen Männern, indem sie über große Müdigkeit klagten. Uebrigens versprachen sie recht früh aufzustehen, damit man in den schönen Morgen hineinwandern könne.

Die Freunde blieben in ernster, aber nicht unglücklicher Stimmung zurück und da sie dem Justizrath nicht in die Hände fallen wollten, begaben auch sie sich auf ihr Zimmer, um bei einem Schlaftrunk die Erlebnisse des reichen Tages sich noch einmal zu vergegenwärtigen. Sie waren sehr zufrieden damit und auch der Schluß beunruhigte sie keineswegs, da die folgenden Tage, wie sie hofften, ja Alles zur erwünschten Reife bringen müßten.

Die jungen Mädchen aber saßen lange, lange in ihrem Zimmerchen im Finstern, leise mit einander plaudernd, tausend Möglichkeiten erwägend und das festere braune Käthchen hatte große Mühe die zartere Freundin zu beruhigen und ihr vorzustellen — denn leider glaubte sie selbst nicht daran — daß Alles sich noch zum Besten wenden würde.

„Geh' nur schlafen jetzt, liebes Herz," schloß sie ihre Ermahnungen, „und versprich mir, daß Du morgen recht heiter bist. Da wollen wir endgültig prüfen. Komme, was kommen mag, wir wollen dann wenigstens noch einmal recht glücklich sein."

Mit diesem sauersüßen Troste begaben sich die beiden Käthchen zu Bette.

XVII.

Sommerschwüle.

Am folgenden Morgen stieg die Sonne wieder klar am blauen Himmel empor; im August pflegt das Wetter im Riesengebirge beständig zu sein.

Schon gegen sieben Uhr sah man unsere Wanderer frisch und munter aus dem Gasthause treten und dem Thale zuwandern. Die Fledermäuse schienen verscheucht, man lachte und scherzte in dem angenehmen Gefühle, einen langen schönen Tag vor sich zu haben.

Nur in der Nähe des Kirchleins, an dem sie vorbei mußten, schienen die beiden Käthchen unwillkürlich ihre Blicke zu senken und leise Seufzer auszustoßen.

Aber die Lerchen! Die Lerchen zu ihren Häuptern! Das thaufunkelnde Gras auf den Wiesen, die weidenden Heerden mit ihren Glocken, die frische Morgenluft und endlich das gesunde, jugendlich pochende Herz in der Brust, sie alle zusammen jagten den letzten Rest von Trübsinn aus ihren Gemüthern.

Als sie auf die Landstraße hinuntergekommen waren, bemerkten sie schon von Weitem den Waldaufseher von gestern vor seinem Häuschen stehen. Er schien sie zu erwarten, denn er blickte unverwandt nach der Richtung, von wo unsere Wanderer herkamen. Als er sie sah, nahm er rasch ein Körbchen, das neben ihm auf einer Bank stand, in die Hand und ging ihnen entgegen.

Höflich lüftete er seine Mütze zum Morgengruß und bat um die Erlaubniß, den Damen zur Erinnerung an St. Peter ein Sträußchen von blauen Glockenblumen zu überreichen, die so schön nur in einem ganz bestimmten Thale am Fuße des Krokonosch wüchsen, wo er sie heute vor Tag schon gepflückt hätte. Den Knaben schenkte er Reiherfedern und Tannenzapfen von enormer Größe, die mit vieler Freude in Empfang genommen wurden

Man war allseitig durch das artige Betragen des Mannes angenehm

überrascht und zugleich verwundert, daß er gewußt hatte, wann die Wanderer hier vorüberziehen und daß sie gerade diese Straße nehmen würden. Er hatte sich aber, wie er erklärte, schon gestern Abend im Gasthause danach erkundigt.

Nun begleitete er die Wanderer noch eine Strecke Weges, die Namen der Berge ringsum angebend und von mancher schönen und lohnenden Partie berichtend.

An einem schmalen Pfade, der in den dichten Wald hineinführte, machte er Halt, um sich zu verabschieden. Man sah ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte. Nachdem er Allen die Hand gereicht, gewann er es über sich, tief erröthend auf den Vorfall von gestern zurückzukommen. Er nannte sein Betragen ein schändliches, das harte Strafe verdient hätte und nicht so viel Wohlthat, als ihm von den jungen Herren erwiesen worden sei. Er bat herzlich darum, man möchte alles Häßliche vergessen und ihm ein freundliches Andenken bewahren.

Das versprachen ihm Alle, worauf er sich, seine Mütze zum Abschied schwenkend, rasch in den Wald entfernte.

Kaum war er den Blicken der Wanderer entschwunden, so brach Käthe Lenz in ein heftiges Weinen aus, das sie, trotz aller Mühe, die sie sich ersichtlich gab, nicht zu unterdrücken vermochte.

Die Anderen umstanden sie ängstlich und fragten, was ihr fehle.

„Nichts, nichts," erwiderte sie, jetzt unter Thränen lachend, „es ist eine reine Dummheit von mir, ich wollte eigentlich lachen und habe mich nur in die Thränen verirrt. Ich freue mich immer so sehr, wenn ich sehe, daß harte Menschen durch Liebe und Güte gebändigt werden. — Was haben Sie nur dem Manne angethan, um ihn so umzustimmen?" setzte sie, einen scheuen Blick auf die Freunde werfend, hinzu.

„Ach, es ist nicht der Rede werth!" sagte Hans und wanderte vergnügt weiter. Nun fragten auch die Anderen so inständig, daß Kurt endlich den Sachverhalt einfach berichtete.

Die Thränen des blonden Käthchens waren aber doch ein so merkwürdiges Symptom ihres seelischen Zustandes gewesen, daß Jeder sich seine eigenen Gedanken darüber machte. Die jungen Männer wußten sie sich auf's lieblichste zu deuten, das braune Käthchen dachte nur mit Besorgniß daran und das blonde ärgerte sich im Stillen, daß es nicht größere Herrschaft über sich selbst besessen.

Man wanderte eine lange Strecke schweigend dahin, Jeder das heimliche Feuer der Liebe schürend, das immer mächtiger um sich griff, und da jetzt Jeder vom Anderen wußte, daß er ihn durchschaue, so wollte die alte Lustigkeit und Harmlosigkeit der vergangenen Tage nicht so recht Platz greifen.

Auch der herrliche Weg an der jungen Elbe entlang, die brausend

bald rechts, bald links vom Wege neben den Wanderern herlief, vermochte nicht mehr die überhandnehmende Schwüle der Stimmung zu bannen.

Die Freunde empfanden heute die Gegenwart der Kinder fast lästig; zwar wagten sie es von Zeit zu Zeit mit ihren Angebeteten allein vorauszugehen oder zurückzubleiben, aber merkwürdigerweise scheiterten ihre Versuche, die Mädchen in ein intimeres Gespräch zu verwickeln, an einer eigenthümlichen Unruhe, die sich der jungen Damen regelmäßig zu bemächtigen schien und die erst wich, wenn die Freundinnen wieder beisammen waren.

Dazu wurde der Tag glühend heiß, das Wandern hörte auf, ein Vergnügen zu sein. Wo irgend sich eine schattige, grüne Matte, zum Lagern einladend, darbot, wurde Rast gemacht, man wollte so langsam wie möglich gehen, um sich nur recht lange noch ungestört und vom gewöhnlichen Weltgetriebe entfernt zu haben und zu genießen.

Die jungen Männer gaben es allmählich auf, heute irgend einen Schritt, der sie ihrem Ziele hätte näher bringen können, zu thun, und erklärten sich die Scheu der jungen Mädchen, sich mit ihnen unter vier Augen zu unterhalten, als jungfräuliche Schüchternheit, die ja gerade am auffallendsten in Gegenwart derer sich kundthue, denen ein Mädchenherz nicht gleichgültig entgegenschlägt.

Ihr Betragen war darum desto zarter und zurückhaltender, aber Alles, was sie sagten, war absichtslos so durchtränkt von leidenschaftlicher Gluth, ihre Blicke, ihre Bewegungen, das unbewußte Erröthen, das Zusammenzucken, wenn sie zufällig die Hand oder auch nur das Kleid der jungen Mädchen berührten, sprachen viel deutlicher, als eine langathmige Liebeserklärung es im Stande gewesen wäre, und setzten die jungen Damen über das, was die Männer bewegte, außer jeden Zweifel.

Einmal, als die kleine Karawane sich gerade an einer wildromantischen Stelle an der Elbe gelagert hatte, fuhr ein Wagen vorüber, in welchem Frau Vorhammer mit den Herren Zeppmeisel und Sperling saßen. Sie erkannten die jungen Männer und versuchten sich ihnen bemerkbar zu machen, wahrscheinlich, um sich nach Minna zu erkundigen.

Die Freunde aber wandten sich absichtlich von ihnen ab, der Anblick dieser Menschen erschien ihnen wie eine Profanation ihrer heiligsten Gefühle. Sie sprangen daher über die Steine an's andere Ufer der Elbe und suchten eifrig Blumen, bis der Wagen sich wieder in Bewegung setzte und ihren Blicken entschwand.

Gegen Mittag, also nach fünfstündiger Wanderung, trafen sie in Hohen-Elbe ein — unter gewöhnlichen Verhältnissen hätten sie diesen Weg bequem in zwei bis drei Stunden zurückgelegt —, machten dort in einem Gasthause Mittagsrast, wobei sie gezwungen waren, in aufdringlicher Gesellschaft zu speisen und sich jeder Vertraulichkeit zu enthalten, und be-

schlossen, da die Hitze fast unerträglich geworden war, am Nachmittage zu Wagen nach Marschendorf zu fahren.

Je näher sie ihrem Bestimmungsorte kamen, desto schweigsamer, aber desto aufgeregter und unruhiger wurden die jungen Damen.

Sie hatten die dumpfe Empfindung, daß in Kurzem Alles, Alles, was so schön begonnen hatte, zu Ende sein müsse, sie wußten nur noch nicht, wie es enden würde; ob nicht doch ein Weg gefunden werden könnte, der Allen zum Heile gereichte? Sie zermarterten ihre Köpfe mit solchen Gedanken, sie führten sich jeden kleinen Umstand, der für eine glückliche Lösung hätte sprechen können, vor's innere Auge, um sich am Ende sagen zu müssen, daß an der „Liebe über's Kreuz“ nichts zu ändern sei; daß wohl die Männer sich noch im Irrthum befinden könnten, nicht aber sie, die in diesem Punkte viel weitsichtigeren Mädchen.

XVIII.

Im „wilden Mann.“

Es dunkelte schon, als der Wagen mit unseren Reisenden vor dem Wirthshaus zum wilden Mann hielt.

Die Frau Wirthin ließ sich gar nicht sehen, das war ein schlimmes Zeichen! Dagegen trat der Herr Wirth, selber wie ein „wilder Mann“ aussehend, groß, breit, gebräunt, mit langem schwarzen Bart, an den Wagenschlag und öffnete.

Er war freundlich, aber kurz und gemessen und sah nicht ohne einen prüfenden, etwas überlegenen Blick auf die beiden jungen Männer, die zuerst aus dem Wagen sprangen, um den Damen behilflich zu sein.

Mit kurzem Abschied verfügten sich die Parteien in ihre Quartiere, nachdem man verabredet, das Abendessen gemeinschaftlich einzunehmen.

Die Freunde hatten bald ihre Toilette beendigt und begaben sich in den Garten, um dort des Winkes der Damen für das gemeinschaftliche Abendessen gewärtig zu sein. Sie hatten keine Ahnung davon, was, während sie in den Gängen des Gartens auf- und abgingen, im Zimmer der Damen sich zutrug.

Die Frau Wirthin nämlich hatte sich bald bei ihnen eingefunden und, ihrer vermeintlichen Mutterpflichten eingedenk, sich sehr mißbilligend über das lange Ausbleiben der Damen unter so verdächtigen Umständen ausgesprochen. Der Bote hatte ihr berichtet, wie lustig die jungen Damen in Gesellschaft fremder Herren, mit denen sie in demselben Zimmer Abendbrot gegessen, gewesen seien und allerhand Muthmaßungen daran geknüpft, welche die Frau Wirthin zu theilen nicht ungeneigt schien.

Uebrigens war sie eine durchaus bescheidene und ehrliche Frau, welcher es um den guten Ruf ihrer jungen Damen aufrichtig zu thun war, sodaß ihre Worte keineswegs beleidigend wirkten. Sie warnte schließlich vor dem gefälligen Wesen und gewandten Auftreten junger Männer, denen man

nie trauen könne und sprach die Hoffnung aus, daß noch nichts Schlimmes geschehen sei und der Herr Onkel nicht Grund haben würde, gegen die jungen Männer energisch vorzugehen.

Die Mädchen ließen sie ruhig ausreden und obgleich die Worte keineswegs so wirkten, wie sie beabsichtigt waren, nämlich als wohlangebrachte und verdiente Warnung, so übten sie doch einen gewaltigen Eindruck nach ganz anderer Richtung auf die Damen aus.

Beide überfiel ein geradezu schmerzhafter Ekel vor der gemeinen Alltäglichkeit, in die sie jetzt verurtheilt schienen aus allen ihren Himmeln zurückzusinken; eine Oede ergriff ihr Inneres, die sie nie gekannt hatten, die ihnen das Leben so entsetzlich schal und nichtig erscheinen ließ, daß es weiterzuleben sich kaum verlohnte.

Käthe Lenz war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Wie mit zugeschnürter Kehle stand sie, der Frau den Rücken zukehrend, am Fenster und kämpfte mit den Thränen.

Käthe Steinkeller vermochte es aber noch, in anscheinend ruhigem Tone zur Wirthin zu sagen:

„Sie haben vielleicht Recht, liebe Frau, wir werden uns die Sache im Stillen überlegen und uns schlüssig machen, was wir zu thun haben. In jedem Falle können Sie unsretwegen ganz beruhigt sein.“

Kaum hatte die Wirthin das Zimmer verlassen, so brachen beide Mädchen in einen Strom von Thränen aus und sanken einander schluchzend in die Arme.

Auch das tapfere braune Käthchen war mit seiner Philosophie zu Ende; von Leid überwunden, überließen sich Beide rückhaltslos dem Schmerze.

Dann aber faßten sie einen Entschluß. Sie wollten noch heute all' ihre Sachen zusammenpacken, um den nächsten Morgen nach Dresden abzureisen, vorher aber in einem Briefe, den Jede für sich schreiben sollte, dem guten alten Onkel die Motive der plötzlichen Abreise klar darlegen. — —

Inzwischen sind die Freunde unablässig im Garten hin- und hergewandert, einmal auch um das ganze Haus herum, wo sie eine merkwürdige Beobachtung machten. Im Hofe des Wirthshauses saß der „wilde Mann“ — er war früher Koch gewesen — mit einer weißen Schürze bekleidet, auf einem umgestürzten Faß und drehte einigen Hühnern die Hälse um. Er schien dies, als unsere Freunde vorübergingen, mit ganz besonderer Grausamkeit zu thun, wobei er verschmitzt zu ihnen hinüberlächelte.

„Kurt,“ rief Hans seinem Freunde halblaut zu, „in was für Hände sind diese Mädchen gefallen! Ich gestehe, daß ich in großer Angst ihretwegen bin! Wo bleiben sie? Was zögern sie so lange? Wer weiß, was diese Leute mit ihnen im Schilde führen!“

Alles kam den Freunden in diesem Augenblicke verdächtig vor, und mißmuthig zogen sie sich in eine große Laube inmitten des Gartens zurück.

Kurt nahm in einem Sessel aus Strohgeflecht Platz und Hans streckte seine müden Glieder auf einer breiten Holzbank lang aus.

Keiner sprach ein Wort, das Herz war beiden zum Zerspringen voll von Sehnsucht und Liebesqual.

Die beiden Knaben und Trudchen waren auch längst im Garten, aber die Freunde vermieden es absichtlich, nach dem Verbleib der Damen sich zu erkundigen. Die Kinder schienen auch nicht zu wissen, daß die Freunde sich in der Laube befanden, denn sie spielten davor und sprachen so laut und ohne Scheu von Onkel Hans und Onkel Kurt, wie sie es sich sonst nicht erlaubt haben würden.

Plötzlich unterbrach Trudchen die Knaben, die sich stritten, welcher von den Freunden wohl der ältere wäre, mit den Worten: „Die Hauptsache wißt ihr doch nicht!"

„Ach Du — Du willst immer was Besonderes wissen!" erwiderte der Eine.

„Du willst uns wohl sagen, daß die beiden Onkels den Krokonosch und den Ziegenrücken heirathen werden?" sagte der Andere, wie wenn er von etwas Selbstverständlichem spräche.

„Eetsch!" erwiderte Trudchen, „gerade das Gegentheil! Ich hab' Alles mit angehört in der Nacht in St. Peter" — und etwas leiser, aber mit gewichtiger Stimme fügte sie hinzu: „Onkel Hans liebt den Krokonosch, aber der Krokonosch liebt den Onkel Kurt; und Onkel Kurt liebt den Ziegenrücken, der Ziegenrücken aber liebt den Onkel Hans — eetsch! — und so können sie sich nicht heirathen!"

Die Knaben brachen über diesen Wirrwarr in ein lautes Gelächter aus.

Da aber wurden plötzlich von der Hausthür her laut ihre Namen gerufen, und über Stock und Stein liefen alle Drei davon. —

Die Freunde hatten sich nach diesem Gespräch, das sie Wort für Wort mit angehört, einige Minuten still, wie erstarrt verhalten, dann war Hans aufgesprungen, hatte den Freund an beiden Schultern gefaßt und entsetzt ausgerufen:

„Hast Du gehört?"

Kurt nickte stumm mit dem Kopfe.

„Sind wir denn beide blind gewesen? Darum also die Scheu, mit uns allein zu sein! — Kurt, dies Schicksal ist vernichtend für mich!"

Hans rannte in Verzweiflung in der Laube hin und her, es war ihm so wüst im Kopfe, daß er keinen vernünftigen Gedanken zu fassen vermochte.

Endlich blieb er wieder vor Kurt stehen und fragte:

„Ist es denn möglich, Kurt, ist es möglich? Sage mir doch, ob es möglich ist!"

„Es scheint mir sogar gewiß," antwortete Kurt dumpf, „die Kinder

sind die besten Beobachter und Trudchens Worte ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig."

„Aber, was ist da zu thun? Sollen wir uns ruhig darein ergeben? Giebt es kein Mittel — —" Er schwieg plötzlich, denn am Eingange der Laube war der „wilde Mann" erschienen.

„Guten Abend, meine Herren," sagte er, wieder mit dem spöttischen Lächeln auf dem Munde, „die Damen lassen sich den Herren empfehlen und sich entschuldigen, daß sie zum Abendessen nicht mehr herunter kämen, sie sind zu ermüdet."

„Ich danke, es ist gut," sagte Kurt möglichst unbefangen, während Hans den schwarzen Mann vor sich wie ein Ungeheuer aus der Märchenwelt mit unbeweglichen Augen anstarrte und auch noch einige Secunden so stehen blieb, nachdem der Wirth sich bereits entfernt hatte.

„Da haben wir's!" fuhr Kurt wild heraus, „das ist die Bestätigung dessen, was das Kind vorhin ausgesprochen. Und nun, lieber Freund, beantworte Dir die Frage selbst, ob es noch irgend ein Mittel giebt, das Unabänderliche abzuwenden!"

Hans erwiderte nichts. Es war ihm plötzlich, als ob der Boden unter seinen Füßen sich zu neigen beginne und taumelnd sank er in die Arme seines Freundes.

In der Laube war die Luft unerträglich schwül gewesen. Kurt führte den Freund sogleich in's Freie, wo er bald seine Kräfte wiedergewann. Sie warfen noch einen Blick nach dem erleuchteten Zimmer mit den herabgelassenen weißen Vorhängen, hinter denen all' ihr Glück, all' ihr Leid verborgen war, dann verließen sie Garten und Haus, dessen Anblick ihnen vor der Hand unerträglich war, und wanderten ziellos in die dämmernde, schwüle Nacht hinein.

XIX.

Der alte Herr.

Sie gingen die Dorfstraße hinauf und schlugen dann einen sich nach links abzweigenden, schön geebneten, breiten Fußpfad ein, der über Wiesenland zu einigen villenartigen Gebäuden auf der Höhe führte.

Anfangs waren sie Beide in tiefes Sinnen verloren, sie achteten weder auf die im stillen Abendfrieden vor ihnen liegende Landschaft, noch auf das Wetterleuchten am Horizont, noch auf die ihnen etwa begegnenden Menschen; die so ganz unerwartete Wendung ihres Geschickes nahm alle ihre Gedanken in Anspruch.

Endlich begann Hans wieder in leidenschaftlichem Tone:

„Unbegreiflich finde ich jetzt, daß wir diese entsetzliche Möglichkeit nicht früher in's Auge gefaßt haben! Wir müssen eben Beide — wie es auch thatsächlich war — so tief von unsrer unwandelbaren Liebe und von dem freudigen Gefühle, daß unsre Neigungen diesmal verschiedene Wege

eingeschlagen hatten, durchdrungen gewesen sei, daß wir darüber alles Andere, ebenso Wichtige, aus den Augen verloren haben."

„Ja, mir ist es nun auch ein Räthsel," sagte Kurt in rathloser Verzweiflung.

„Und wie raffinirt ist das Schicksal mit uns verfahren," fuhr Hans laut und heftig mit den Armen gestikulirend fort, „uns erst das ganze, unaussprechlich holdselige Glück zu zeigen, um es dann hohnlachend für immer zu entreißen! Nein, dies zu ertragen, bin ich nicht im Stande, so verhöhnen darf sich ein Mann nicht lassen, uns bleibt nichts anderes übrig, als diesem nichtigen Dasein ein Ende zu machen!"

„Na, na, na! Was ist denn das nun wieder?" ertönte plötzlich eine wohllautende Stimme neben ihnen.

Die Freunde wandten verblüfft ihre Köpfe zur Seite, da stand auf den untersten Stufen einer Terrasse, die zu einem anmuthigen Schlößchen hinaufführte, der alte Herr von Götzen, der ihnen in diesem Augenblicke wie aus einer besseren Welt gesandt schien.

Sie hatten ihrer Umgebung so wenig Beachtung geschenkt, daß sie erst jetzt bemerkten, wie sie in ein wohlgepflegtes Vorgärtchen hineingerathen waren, das offenbar schon zur Villa oben gehörte.

Erschreckt und angenehm überrascht zugleich, zogen sie schweigend ihre Hüte und verneigten sich tief.

„Muß es denn wirklich geschieden sein von diesem Planeten, so erweisen Sie mir wenigstens die Ehre, die Henkersmahlzeit bei mir einzunehmen, ich denke, es wird für uns drei langen."

Kurt wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber der alte Herr ließ ihn gar nicht ausreden.

„Nein, nein, kommen Sie nur herauf," sagte er freundlich, „es that mir neulich in Breslau recht leid, mich von Ihnen so schnell entfernen zu müssen, ohne den Grund Ihrer weltschmerzlichen Stimmunng zu erfahren, heute kommen Sie nicht so leichten Kaufes davon, ich beanspruche eine Generalbeichte. Der Umstand, daß Sie mir mit Ihrem wunderlichen Vorhaben wieder in die Arme geführt worden sind, erscheint mir doch beinahe mehr als zufällig, also bitte, folgen Sie mir, meine Herren!"

Sie folgten von Herzen gern, denn wem hätten sie in diesem Augenblicke lieber ihren Kummer anvertraut, als diesem eben so klugen wie liebenswürdigen Herrn?

Er schritt mit seiner hohen, trotz des Alters schlanken und eleganten Figur leichten Fußes die Terrasse voran und forderte, oben angelangt, die jungen Männer auf, in einer geräumigen Veranda vor dem Hause Platz zu nehmen, gab einem Diener kurze Befehle und setzte sich dann zu seinen Gästen.

„Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, bevor das Abendessen fertig ist, also bitte meine Herren, beginnen Sie!"

Ohne zu zögern, begann Kurt, hin und wieder von Hans abgelöst, eine genaue Erzählung ihrer ganzen Wanderschaft, von dem Augenblicke in Breslau an, wo sie den Entschluß dazu gefaßt hatten, bis zur letzten traurigen Wendung ihres Geschicks.

Der alte Herr hatte sie ruhig reden lassen, nur einmal, als die jungen Damen in der Erzählung auftauchten, hatte er dazwischen gerufen:

„Also Sie waren die Schwerenöther, die mir meine Mädels entführt haben!"

Am Schlusse der Erzählung überwältigte der Schmerz die beiden Jünglinge derartig, daß sie ihm ohne jede Verhüllung Ausdruck gaben und Hans schloß mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Und nun frage ich Sie aufrichtig, Herr von Götzen, ob Sie nach alledem nicht auch der Meinung sind, daß hier ein plötzliches Ende das Beste wäre?"

In der Dunkelheit konnte man das feine Lächeln nicht sehen, das den bartlosen Mund des alten Herrn umspielte.

„Meine lieben jungen Herren," erwiderte er in einem Tone, dem man auch nicht den leisesten Spott anhörte, „ich halte diese Frage für so schwerwiegend, daß man sie ohne Weiteres nicht enscheiden kann, wir wollen sie überlegen, reiflich in Erwägung ziehen und ich werde Sie veranlassen, selbst die Antwort zu geben.

Damit erhob er sich, öffnete eine hohe Glasthür, die in den Speisesalon von mäßiger Größe führte und lud die Freunde ein, näher zu treten.

Das ganze Zimmer athmete vornehme Behaglichkeit, jeder Gegenstand, den es barg, von den die Wände bedeckenden guten Gemälden an bis herab auf die geschnitzten Stühle war ein Kunstwerk für sich und paßte doch harmonisch dem Gesammteindruck sich an.

In der Mitte stand eine für drei Personen gedeckte Tafel mit Tellern und Schüsseln vom feinsten Porzellan, die hohen, mit kunstvoller Emaillearbeit versehenen Sect-Pokale hatten schon viele, längst zu den Vätern versammelte Generationen erfreut.

Die Freunde, soeben noch von bangen Todesschauern erfüllt, fühlten sich mit einem Male in eine Atmosphäre heitersten Lebensgenusses versetzt, die sie unwiderstehlich gefangen nahm. Dazu gesellte sich ein gewaltiger Hunger bei ihnen, und die auf dem Tische dampfenden Riesenkrebse sahen in ihren rothen Panzern so verlockend aus, der Champagner-Kork flog so lustig zur Decke — denn Herr von Götzen liebte es, gleich in medias res zu gehen und mit dem Sect zu beginnen — daß die Jünglinge es nicht verschmähten, vorerst mit dem Leben noch ein Compromiß zu schließen.

Zu seiner großen Beruhigung bemerkte auch Herr von Götzen, daß die jungen Herren einen bei Todes-Candidaten ganz außergewöhnlich starken Appetit entwickelten, weshalb er Muth und Hoffnung faßte, sie dem irdischen Dasein noch weiter zu erhalten.

Nachdem die Mahlzeit beendet und die Cigarren in Brand gesetzt waren, ließ Herr von Götzen, da es unerträglich heiß im Zimmer geworden war, die Flügelthüren nach der Veranda öffnen und gestattete dem Diener sich zu entfernen.

Draußen strömte der Regen und erquickliche Kühle drang in das Zimmer; das Gewitter schien sich zu nähern.

Der alte Herr lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück und den edlen Kopf mit den treuherzigen blauen Augen zur Zimmerdecke emporwendend, schien er einige Minuten lang nur dem Regen und den an den Bergen dahinrollenden Donnern zu lauschen.

Dann füllte er noch einmal selbst die Pokale, stieß mit seinen Gästen an und sagte:

„Meine lieben jungen Herren, ich bin zwar ein alter Junggeselle, aber ich glaube in Liebesaffairen doch einige Erfahrung zu besitzen. Vielleicht findet sich noch einmal Gelegenheit, ihnen die eine oder andere interessante Geschichte aus meinem Leben mitzutheilen. Ich will Sie heute nicht aufhalten, sondern möchte Ihnen nur zweierlei sagen. Erstens: nach meiner Ueberzeugung kann jeder Mann, der die Sache richtig anfängt — selbstverständlich sind alle unmoralischen Mittel ausgeschlossen — jedes Weib erobern, das er wirklich liebt. Zweitens: Sie haben die Sache bisher nicht richtig angefangen oder besser gesagt: Sie haben sie überhaupt noch nicht angefangen. Folglich ist auch noch nichts verloren!“

Die Freunde sahen sich lächelnd an, sie glaubten dem alten Herrn schon, noch ehe sie seine Gründe gehört hatten, die Hoffnung hatte sie wieder ganz erfüllt. Herr von Götzen aber fuhr ruhig fort:

„Die erste Schwierigkeit, die Ihnen in den Weg tritt, entmuthigt Sie schon so sehr, daß Sie das Leben überhaupt aufgeben wollen? Ist das recht? — Ich schelte Sie nicht darum, denn ich weiß, daß Ihre Gefühle durchaus natürlich sind, der große Menschenkenner Goethe hat nicht ohne Grund gesungen: „Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt“ — ja, zum Tode betrübt, aber was ist damit gewonnen? Bedenken Sie doch, daß Sie mit Ihrem Entschlusse auch das Glück derjenigen für immer vernichten würden, die Sie so heiß lieben! Also — dieser — verzeihen Sie, unmännliche Gedanke ist, hoffe ich, für immer beseitigt.“

„Wahrhaftig,“ sagte Kurt, „ich schäme mich vor mir selbst, ihn gefaßt zu haben.“

„Ich war der Schuldige,“ bemerkte Hans.

„Sie brauchen sich nicht zu schämen; die jungen Leute mit so glühender Liebe sind heutzutage eine Seltenheit geworden. — Nun aber weiter! Ich kenne die beiden jungen Mädchen genau, sie sind in einem Alter, wo die Sehnsucht, geliebt zu werden, ihr ganzes Dichten und Trachten ausmacht. Sie tragen in ihrem Herzen das Ideal eines Mannes, das sie sich bis in äußere Kleinigkeiten hinein genau construirt haben. Tritt nun

ein Mann in ihren Gesichtskreis, der vielleicht auf den ersten Blick diesem Ideal entspricht, so bemächtigt sich ihrer Phantasie diese Persönlichkeit vollständig, und obwohl sie in der That durchaus nicht die passende ist, wird doch mit einer Zähigkeit daran festgehalten, die es dem wahrhaft Liebenden oft sehr schwer macht, sein Ziel zu erreichen. Hier scheint mir nun, wie ich Sie und die Mädchen kenne, die Sache auch so zu liegen. Ich billige Ihre Wahl vollkommen, Sie scheinen mir das Richtige getroffen zu haben. Was aber haben Sie gethan, den Andern zu verdrängen? — Sie sagen mir, Sie hätten gestern auf der Wanderung an der Elbe entlang, die ersten entscheidenden Schritte zu thun beabsichtigt! Verzeihen Sie mir, verkehrter hätten Sie die Sache kaum anfangen können. Bei hellem, heißen Sonnenschein, auf offener staubiger Landstraße ist eine Liebeswerbung so unangebracht wie nur irgend möglich! Ich möchte bezweifeln, daß Sie dabei eine günstige Figur gemacht haben. Oder täusche ich mich?"

Der alte Herr machte ein so gutmüthig zweifelndes Gesicht, daß die jungen Männer unwillkürlich lachen mußten.

„Ich gestehe," erwiderte Hans erröthend, „daß ich mir unglaublich albern vorkam: Alles, was ich sagen wollte, kam so ungeschickt und ganz anders heraus, als ich es im Herzen trug; ja, ich glaube, ich habe verschiedene Male das gerade Gegentheil von dem gesagt, was ich sagen wollte. Darüber wurde ich unmuthig und ungeduldig und schließlich schwieg ich ganz."

„Mir ging es kein Haar anders," versicherte Kurt lebhaft, „es war mir zu Muthe, als ob ich in meinem Leben noch nie so kopflos und confus gewesen wäre."

„Nun sehen Sie," erwiderte der alte Herr, „wie sollen Sie da den Mädchen imponirt haben! Hier fällt mir ein kleines Gedicht von Theodor Storm ein, das Sie sich zu Nutz und Fromm einprägen mögen:

„Die Sonne scheint; laß ab vom Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz schämt sie sich zu schauen,
Ein Räthsel will sie bleiben oder sterben.
Doch wenn der Abend still herniedergleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet,
Und alle Formen in einander schwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt, wird Alles bald erreicht."

„Also, meine jungen Freunde, hoch die Köpfe! Seien Sie die nächsten Tage meine Gäste! Heut können Sie ohnehin nicht mehr zum ‚wilden Mann' zurück, den Sie übrigens ohne Grund in Verdacht haben. Ich glaube kaum, daß in der ganzen Welt ein zahmeres Exemplar des homo sapiens existirt, sein Aeußeres täuscht gar sehr. — Aber Regen und Ge-

witter werden immer stärker, ich werde sogleich für Ihr Quartier Sorge tragen."

Er erhob sich und zog an einem Klingelzuge. Zugleich aber erhoben sich auch die jungen Männer und protestirten gleichzeitig in höflichen Worten gegen ein Verbleiben über Nacht.

„Aber Sie machen mir nicht die geringsten Umstände!"

„Verzeihen Sie, Herr von Götzen," erwiderte Hans bescheiden, „ich spreche auch im Sinne meines Freundes, wenn ich gerade heute, bei dem heftigen Gewitter, das den Höhepunkt noch nicht erreicht hat, in der Nähe der Damen sein möchte, die unserer vielleicht bedürfen. Wir fühlen uns noch als Reisekameraden. Das Wirthshaus ist überfüllt, die Gewitter in Marschendorf sind ganz besonders gefürchtet, man kann nicht wissen, was geschieht."

Herr von Götzen sah lächelnd von Hans zu Kurt und als er in dessen Mienen den Wunsch des Freundes, zu scheiden erkannte, sagte er lustig:

„Nun, meinetwegen! Ich halte es zwar für unnütze Vorsicht, — indessen, ich glaube, ich handelte an Ihrer Stelle ebenso. — Also auf Wiedersehen, meine Herren! Franz," fügte er zu dem eingetretenen Diener hinzu, „wird Ihnen zwei wasserdichte Regenmäntel verabfolgen, denn ohne diese könnten Sie unterwegs ertrinken."

Dagegen hatten die Freunde nichts einzuwenden und nach herzlicher Verabschiedung machten sie sich trotz Regen, Hagel, Donner und Blitz auf den Weg zum „wilden Mann."

XX.

Unverhofft kommt oft.

Dort hatten sich inzwischen die beiden Mädchen nach rasch eingenommener Abendmahlzeit — sie aßen fast nichts — an ihr trauriges Geschäft des Briefschreibens gemacht.

In dem stillen Stübchen — Trudchen schlief im Cabinet nebenan, die Knaben im daranstoßenden Zimmer — hörte man bald nichts als das Raschеln der über das Papier fliegenden Federn.

Vollkommene Offenheit hatten sich Beide zur Pflicht gemacht.

Anfangs ging Alles ganz glatt: Die erste Begegnung, das Abenteuer mit dem Kellner, der Abend in der Hampelbaude, das war Alles leicht wiederzugeben. Schwieriger wurde die Sache, als die seelischen Stimmungen geschildert werden mußten. Hier übermannte die schönen Beichterinnen doch der traurige Gedanke der bevorstehenden Trennung, das Zurücksinken in die Oede des Lebens, wie sie es früher geführt hatten, gar zu sehr. Die Worte wollten nicht mehr recht auf's Papier und schließlich hörte das Schreiben ganz auf. Von Zeit zu Zeit stieg ein Seufzerlein zur Zimmerdecke, aber die Mädchen selbst schienen es gar nicht zu vernehmen, denn jede an ihrem eignen Schreibtischchen war gar zu sehr mit sich beschäftigt.

Das braune Käthchen hatte sich zuerst die Frage vorgelegt: „wie kommt es denn eigentlich, daß ich Kurt seinem Freunde Hans vorziehe, warum liebe ich ihn denn mehr als den Andern? Es ist doch eigentlich sehr liebenswürdig und anerkennenswerth von Hans, daß er mich vorzieht! Denn daß er mich vorzieht, kann ich mir nicht mehr verhehlen, das ist ja sonnenklar! Er wechselte die Farbe seines Gesichts, so oft er sich mir näherte, er zitterte fast; das that er niemals, wenn er mit Käthe Lenz sprach. Freilich, freilich ist er ein Jüngling, wie ihn sich nur ein Mädchen zum Geliebten wünschen kann, aber er paßt doch eigentlich weniger zu mir, als Kurt. Der imponirt mir, er ist mehr Mann, ich weiß, ich würde in der Ehe Respect vor ihm haben; Hans ist so sanft und gut, so weich, so schwärmerisch, ja poetisch, den würde ich ja beherrschen! Und ich habe mir meinen Auserwählten immer anders gedacht! Ganz wie Kurt habe ich ihn mir gedacht, bräunlich, mit schwarzem Schnurrbart, dunklen Augen, der ritterlichen Haltung, man reckt sich unwillkürlich grade, wenn man ihn gehen sieht, so stramm, so selbstbewußt! Hans hat etwas weiches, sein Gang, seine Haltung ist zwar auch frei, elastisch, man sieht ihm an, daß er Soldat gewesen, wie Kurt, aber er wiegt sich mehr in den Knieen, er läßt den schönen Kopf mitunter sinken — — aber, er liebt mich nun doch einmal —, warum liebt er nicht das Blondchen?! — —"

Nun war der Kreis der Gedanken wieder geschlossen, ein Seufzer wurde laut und das Grübeln fing von vorne an. „Könnte ich ihn denn lieben?" schoß es ihr dann auf einmal durch den Sinn; „o ja! wenn nur der Andere nicht wäre! Aber nun ist ja auch Alles zu spät, der bloße Gedanke daran wäre ja eine Treulosigkeit gegen die Freundin!"

Sie blickte zu ihr hinüber und ihre Augen trafen sich, sie erriethen, daß sie Beide dasselbe gedacht.

Sie legten die Feder weg und erhoben sich. Es war so entsetzlich schwül im Zimmer, sie öffneten die Fenster und lehnten sich hinaus. Der Regen strömte dicht herab und benetzte ihre Stirnhaare; das that ihnen so wohl. Blitz und Donner störten sie nicht.

Und was sie bisher empfunden und gedacht, sprachen sie jetzt rückhaltlos gegen einander aus in der trauigen Gewißheit, daß ihnen doch nicht mehr zu helfen sei.

Wie um sich selbst jeden Gedanken an Rettung abzuschneiden, machten sie sich mit fieberhafter Eile an das Einpacken der Sachen, da gab es soviel zu ordnen, zurechtzulegen, daß immerhin einige Stunden vergingen, in denen die nagenden Schmerzgefühle durch emsige Thätigkeit in den Hintergrund gedrängt wurden.

Die Freunde waren inzwischen so schnell als möglich in das Gasthaus zurückgekehrt.

Leise schlichen sie die Treppe hinauf und nahmen den Weg an dem Zimmer der Damen vorüber. Durch eine Spalte der schlecht schließenden

Thür drang ein Lichtstrahl. Sie schliefen also noch nicht! Das Blut schoß Hans in den Kopf. Von Leidenschaft überwältigt hatte er schon den Arm erhoben, um anzuklopfen, aber Kurt war ihm noch rechtzeitig entgegengetreten und hatte ihn mit aller Kraft zurückgehalten. Er führte den halbwiderstrebenden Freund in das gemeinschaftliche Zimmer und schloß die Thür.

„Nein, Hans," sagte er ernst, „das dürfen wir nicht thun, wir würden sonst die Mädchen mit Minna auf die gleiche Stufe setzen."

Hans erwiderte nichts, laut aufseufzend ließ er sich auf dem harten Sopha nieder. Sie blieben im Finstern.

„Und was willst Du eigentlich, daß wir thun sollen," sagte er endlich mißmuthig, „sind wir darum zurückgekehrt, daß wir hier die Hände in den Schooß legen? Das Gewitter wird immer heftiger, die Mädchen und vor Allem die Kinder werden sich fürchten."

Er sprang auf und trat an das offene Fenster.

„Geh', Hans, geh'; thue, was Du für das Beste hältst!" erwiderte Kurt ruhig, „ich halte Dich nicht zurück!"

„Sieh' nur da unten die stille Laube," fuhr Hans etwas ruhiger fort, „sie hat vorhin unseren ersten fürchterlichen Schmerz gesehen; wenn wir Kerle gewesen wären, wie sich's gehört, wie auserlesen wäre sie, jetzt im starken Regen unser Glück zu Vieren zu beschützen. Wahrhaftig, Herr von Götzen wird uns auslachen!"

Ein greller Blitz beleuchtete mit einem Male die ganze Gegend bis an die Berge und ein furchtbarer Donnerschlag folgte fast unmittelbar darauf.

„Herrlich, herrlich!" rief Hans spöttisch, „die armen Mädchen werden in Angst vergehen und wir sitzen thatenlos hier!"

„Nun meinetwegen!" sagte Kurt halb ärgerlich, „so komme, vielleicht hast Du Recht, daß sie uns erwarten. Ich will nur Licht anzünden!"

Aber er hatte den Leuchter noch nicht ergriffen, da erfolgte ein Blitz und Schlag, der das ganze Haus erzittern machte und die Freunde für einige Augenblicke vollständig betäubte. Hans hatte die dumpfe Empfindung: „nun ist es zu spät!"

Dann hörten sie plötzlich eine Stimme draußen rufen: „Es brennt! Es hat eingeschlagen!"

Thüren wurden aufgerissen und zugeworfen, aus allen Zimmern stürzten in tollster Verwirrung die Gäste, um nur so schnell als möglich in's Frei zu gelangen.

Dazu ein Lärm, ein wüstes Geschrei, ein Durcheinander von Fluchen, Beten, Hülferufen, ein Poltern auf den Treppen und das Alles übertönt von neuen, rasch auf einanderfolgenden Donnerschlägen, welche die Angst und Verzweiflung der Flüchtenden auf den höchsten Grad steigerten.

Sobald die Freunde zur Besinnung gekommen, waren sie nach dem

Zimmer der Damen gestürzt, in welchem sie aber nur das braune Käthchen, bleich vor Schreck, betäubt und regungslos auf dem Sopha sitzen fanden. Wo war Käthe Lenz, wo waren die Kinder? Kurt eilte sofort wieder aus dem Zimmer, verzweifelt nach Käthchen Lenz und Trudchen rufend, Hans aber umschlang, ohne ein Wort zu verlieren, fest das braune Käthchen mit beiden Armen, hob es auf und trug es sicher die Treppe hinab in den strömenden Regen hinaus, durch den Garten nach der schützenden Laube.

Hier ließ er seine schöne Last sanft auf eine Bank nieder, auf der er vor wenigen Stunden ausgestreckt gelegen und sagte nur:

„Bleiben Sie ruhig hier, ich bitte Sie dringend, ich eile zu sehen, wohin die Anderen sich geflüchtet haben und wie sie sich befinden. Vielleicht gelingt es mir, sie ebenfalls hierher zu retten. In jedem Falle erhalten Sie in wenigen Minuten Nachricht."

Dann stürzte er wieder in den Regen hinaus.

Das braune Käthchen saß im Finstern, unwillkürlich zusammenschaudernd und starrte vor sich hin. Nur ganz allmählich kam sie zu sich und machte sich klar, was geschehen und wo sie sich befinde.

Dann war sie weit mehr erstaunt über das, was Hans soeben gethan und gesprochen, als über alles Uebrige, was sie in den letzten Minuten Schreckliches erlebt.

War das noch derselbe Hans mit dem schwärmerischen Blick, der Hans, welcher halb träumend auf dem Stein in der jungen Elbe saß und Verse recitirte? Der immer zusammenfuhr, wenn er sie anredete? War das nicht ein kühner, unerschrockener Mann, dem im Augenblicke der Gefahr das Herz auf dem rechten Flecke saß?

Sie hatte sich an seine starken Arme geklammert, wie ein Kind, sie hatte auf seinem festen, nervigen Körper, den sie durch seinen Rock hindurchfühlte, so sicher geruht wie in eisernen Banden.

Und wie hoch rechnete sie es ihm an, daß er keinen Augenblick bei ihr in der Laube gezögert hatte, um das Rettungswerk auch an den Andern zu vollbringen, daß er ihre Furcht, ihr Alleinsein nicht wie ein Feigling benutzte, ihr seine Liebe zu erklären!

Dieser Gedanke fiel nach der langen, langen Nacht wie heller Sonnenschein in ihr trübes Innere, erfüllte sie so ganz, daß sie an keine Gefahr, weder für sich noch für ihre Freundin und deren Geschwister glauben konnte. Der Schreck, die Betäubung waren vollständig gewichen, sie stand hochaufgerichtet in der Laube, sie wäre am liebsten hinausgestürmt, den Anderen entgegen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, im Dunkel der Nacht und in den verschlungenen Wegen des Gartens sie zu verfehlen; endlich auch — hatte er es nicht gewollt, daß sie hier wartete?

Nur wenige Minuten verstrichen so, in denen sie gespannt in den brausenden Gewitterregen hinauslauschte.

Dann hörte sie wieder eilige Schritte sich der Laube nähern, das mußte er sein! Was wird er bringen? Ihr Herz pochte laut, noch einmal überfiel sie eine schreckliche Angst, es möchten sich nicht Alle gerettet, es könnte das Feuer ein Menschenleben gefordert haben.

Da stand er vor ihr, nach Athem ringend, kaum seiner Stimme Herr.

„Käthchen!" rief er endlich aus, „es ist Alles gut, es ist Niemand verletzt, das Feuer gelöscht. Der Blitz hat nur einen vorspringenden Giebel heruntergeschlagen und ein hölzernes Geländer verzehrt; damit hat er sich begnügt. Alles ist beruhigt, die Kinder, welche Kurt selbst angezogen hat, sitzen schon unter den Gästen im großen Wirthszimmer und wollen eben zur Stärkung ein Täßchen Kaffee zu sich nehmen, Alle sprechen nur von der glücklich bestandenen Gefahr und denken nicht an Schlafen; und Kurt, hoffe ich, wird uns hier finden, hier —" er konnte sich nicht mehr beherrschen — „hier, wo ich mein Alles, meinen Stern halte, dem ich im Leben folgen soll und den ich nie, nie wieder lasse!"

Und damit schlang er die Arme um das braune Käthchen und drückte sie an sich und bedeckte ihren Mund und ihren Hals mit leidenschaftlichen Küssen. Sie zitterte am ganzen Körper, aber sie ließ es ruhig geschehen, ja, sie erwiderte bald seine Küsse mit der gleichen leidenschaftlichen Gluth.

Und dann hielt er sie fest an sich gepreßt und flüsterte ihr in die kleinen Ohren:

„Käthchen, Du liebst mich nicht? Wirklich nicht? Ich aber sage Dir, Du täuschest Dich, denn meine Liebe zu Dir ist so heiß, so glühend, daß sie Dich mit ergreifen muß und schon ergriffen hat. Du bist nicht mehr zu retten, Geliebte, Du loderst in meinen Flammen, Du mein angebeteter Krokonosch, und nun sage, sage es ohne zu lügen: Du liebst mich wirklich nicht?"

„Hans! Hans!" rief sie und schlang nun ihre beiden Arme um den Geliebten, „was ist mit Dir geschehen? Wie war es nur möglich, daß ich auch nur einen Augenblick glauben konnte, ich liebte einen Anderen! Nein, nein, nur Dich! Gott, Gott, ist denn diese Wonne zu ertragen!"

Und sie ließ ihren Kopf auf seine Brust sinken und brach in Thränen aus, die er ihr in überseligem Entzücken von den Augen küßte.

So standen sie und merkten es nicht, daß inzwischen ein anderes Paar in die Laube getreten war, gleich selig wie sie.

„Hans, Du bist doch ein prophetischer Junge mit Deiner Laube hier!" rief da plötzlich Kurt laut, daß Hans und seine Käthe erschreckt zusammenfuhren, und dann stürzten sich die beiden Mädchen mit lautem Freudenaufschrei in die Arme.

„Aber wie ist denn Alles so gekommen?" fragte das braune Käthchen.

„Weiß ich es denn?" rief die Freundin glücklich, „aber Du hättest ihn nur sehen sollen, diesen Kurt, wie er mir meine Knaben, die ganz

den Kopf verloren hatten, anziehen half, wie er mein Trudchen tröstete und beruhigte, so sanft, so zart, und wie wir, das heißt Alle im Hause seiner Ruhe, seiner Besonnenheit und Umsicht, seiner aufopfernden Thätigkeit verdanken, daß in dem furchtbaren Wirrwarr nicht wirklich ein Unglück geschehen ist. Ach, was waren wir doch für kurzsichtige Dinger!"

Und lachend sprang sie auf Kurt zu und klammerte sich mit beiden Armen um seinen Hals.

XXI.

Letzte Wegstrecke.

Am Abend des folgenden Tages saßen die beiden glücklichen Paare an der üppigen Tafel des alten Herrn Onkels, in dessen vornehmen Schlößchen.

Bei reichlich strömendem Sect belachte man heute die gestrige Traurigkeit und Allen erschien der schöne Wechsel des Geschicks wie ein holdes Wunder.

Der alte Herr war kaum weniger glücklich, als seine Gäste.

„Daß die Sache sich so schnell machen würde," sagte er, „hätte ich doch nicht gedacht. Aber es bewährt sich da wieder einmal ein altes Wort eines geistreichen Franzosen: in Bezug auf die Liebe ist Alles wahr und Alles falsch; sie ist der einzige Gegenstand, über den man absolut keine Dummheit sagen kann."

Während er dann dem lustigen Treiben des jungen Volkes zusah, keimte in seinem Herzen ein Plan, den er noch dieselbe Nacht ausführte. Er vermachte sein Schlößchen testamentarisch den vier jungen Leuten zu gemeinschaftlichem Eigenthum, mit der Auflage, „daß sie von Zeit zu Zeit in den Räumen dieses Schlößchens zu seinem Andenken und zur Feier an die schöne, verhängnißvolle Wanderung zusammenträfen und sich mit dem Glücke vergangener Zeiten die Gegenwart verschönten in nie erkaltender treuer Liebe und Freundschaft."

Das waren seine eigenen Worte im Testamente.

Und so geschah's. Der alte Herr ruht längst bei seinen Vätern, das Schlößchen aber hat seine Bestimmung glänzend erfüllt. Und wenn auch die grauen Tage im Leben der beiden Paare nicht ausblieben, wie es sich gehört, — in diesem Schlößchen werden immer nur goldene verlebt.

Es lacht auch jeden Wanderer, der daran vorübergeht, so freundlich an; nur schütteln die meisten verwundert den Kopf, wenn sie die Inschrift darauf lesen:

„Zum Krokonosch und Ziegenrücken."

Gregor Csiky.

Ein ungarischer Dramatiker.

Von

Julian Weiß.

— Budapest. —

Tief unten im Ungarland, im Banat, liegt ein reizendes, liebliches Städtchen, das mit seinen kleinen schmucken Häusern, seinen breiten Straßen auf den Fremden einen wohlthuenden Eindruck macht, selbst wenn er noch keine Ahnung davon besitzt, daß diese Stadt die erste in Oesterreich-Ungarn ist, welche die elektrische Beleuchtung in allen Gassen und fast in allen Häusern eingeführt hat. Temesvár — denn von diesem Klein-Wien, wie es in Ungarn genannt wird, ist die Rede — spielt in der ungarischen Geschichte eine große Rolle und manche wundersame Episode aus den Türkenkriegen wurde auf diesem historischen Boden ausgetragen. Doch der Wunder kleinstes ist es sicherlich nicht, daß diese Stadt eine deutsche Sprachinsel blieb, während ringsumher alle Idiome der Welt gesprochen werden. In unmittelbarer Nähe Temesvárs wohnen Serben und Rumänen und diese beiden Nationalitäten bilden die Majorität im Banat; die Magyaren sind schwächer vertreten, die deutschen „Schwaben" sind numerisch zwar unbedeutend und der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß es in Banat Dörfer giebt in welchen nur Bulgaren und einen Ort sogar, in welchem blos — Franzosen wohnen. Vielleicht ist dieses babylonische Sprachengemisch der beste Beweis dafür, daß die zwangsweise Magyarisirung in Ungarn — von welcher in Deutschland von Zeit zu Zeit gesprochen wird, doch nur ein Märchen ist, denn thatsächlich schreitet die Magyarisirung nur langsam vorwärts, und wenn von einer Eroberung überhaupt die Rede sein darf, so kann nur von einer friedlichen Eroberung gesprochen werden. Was Temesvár betrifft, so blieb diese Stadt im Kern deutsch und hier

hat man der deutschen Kunst und Literatur stets das größte Interesse entgegengebracht und auch — denn dies ist ein Grundzug der deutschen Bildung — die echte ungarische Kunst und Literatur gefördert.

In dieser deutschen Stadt hat sich der größte magyarische Dramatiker Ungarns, Gregor Csiky, entwickelt; hier haben ihn die Schwingen seines Talentes zum ersten Mal emporgetragen und umrauscht von deutschen, französischen und slavischen Sprachwellen hat er seine Bühnenwerke gedichtet. Hier war es wo ich ihn kennen lernte. Wir saßen einen ganzen Winter hindurch nebeneinander im deutschen Theater, denn damals, vor fünfzehn Jahren, gab es in Temesvár nur eine deutsche Bühne. Csiky galt zu jener Zeit bereits als tüchtiger Gelehrter. Er war katholischer Priester und als solcher Professor der Theologie am Seminar. In seinen Mußestunden — und ein katholischer Priester hat viel Zeit — übersetzte er die alten Klassiker, lernte fremde Sprachen und schrieb dramatische Werke. Csiky hat im Seminar wohl ein halbes Dutzend Theaterstücke gedichtet, die er später sammt und sonders dem Flammentode preisgab, aber er hielt damals seine heimliche Ehe mit Frau Thalia geheim und nur in seinem regelmäßigen Besuch des Musentempels äußerte sich seine Vorliebe für das Theater. Ich war vor fünfzehn Jahren genau fünfzehn Jahre alt, doch ich erinnere mich deutlich, daß alle Welt den häufigen Theaterbesuch Csikys zum Gegenstand ernster Erörterungen machte und daß man — in kleinen Städten nährt man sich bekanntlich von der Medisance — als Beweggrund des fleißigen Theaterbesuches jede andere Liebe lieber gelten lassen wollte, als die Liebe zur Kunst. Die Wahrheit kam allerdings bald an's Tageslicht. Csiky hatte sich ein Herz gefaßt und eines seiner Musenkinder, nach Budapest geschickt, damit dasselbe an einer akademischen Concurrenz theilnehme, und siehe da, das Stück bekam den ersten Preis. Seit diesem Tag war Csiky der berühmteste Mann in Temesvar, doch er blieb nicht lange in dieser Stadt, denn er schied aus dem Priesterverband und widmete sich ganz der Dichtkunst. Er lebte in Budapest, Wien und Paris, und ließ sich schließlich in Budapest dauernd nieder, wo er sich eine Familie gründete und wo wir uns nach zehn Jahren wiedersahen, er: als einer der ältesten und berühmtesten Dramatiker, ich: als einer der jüngsten und unberühmtesten Kritiker.

Csiky hat mir die wichtigsten Momente seiner Biographie mitgetheilt, doch aus derselben läßt sich nur schwer seine Vorliebe für das Theater ableiten. Er wurde im Jahre 1842 zu Arad geboren. Sein Vater war ein angesehener und wohlhabender Advocat, der jedoch im Freiheitskampfe den größten Theil seines Vermögens einbüßte, so zwar, daß die Familie Gregor, so bald als dies nur möglich war, in ein Priesterseminar steckte, wo er zum Priester erzogen wurde und schließlich selbst Priester erzog. Daß dem jungen und körperlich überaus kräftigen Mann das fromme Leben in der klösterlichen Einzelhaft nicht sonderlich behagte, begreift auch

jener Literarhistoriker leicht, welcher nicht der Saint=Beuve'schen Deductions=methode in allen Stücken folgen will. Csiky suchte Beschäftigung, denn das Beten und das Unterrichten genügten ihm nicht; er warf sich mit Eifer auf das Studium der alten Klassiker, übersetzte Sophokles und Plautus und diese Uebersetzungen, die geradezu meisterhaft sind, erschienen später in Druck. In dieselbe Zeit fallen die ersten dramatischen Versuche des Dichters, die ihm Anfangs nur ein Zeitvertreib waren. Freilich, in jener Stunde, in welcher er ein Telegramm erhielt, daß ihm meldete, daß sein Lust=spiel in Versen: „A jóslat“ (die Prophezeihung) von der Akademie mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde, war sein Schicksal entschieden. Er verließ die kleine Stadt Südungarns, nahm von der Theologie für alle Zeit Abschied, warf die Kutte hinter sich und eilte der aufgehenden Sonne entgegen.

Die nächsten Preise, welche die Akademie für dramatische Werke aus=schrieb, gewann er. Nach der „Prophezeihung“ wurde „Janus“ und nach diesem Stücke „Der Unwiderstehliche“ preisgekrönt. Doch Csiky nahm selbst wahr, daß diese akademischen Preise ihm weit mehr schaden, als nützen. Literarische Preisausschreibungen haben in der Regel keinen Werth — wenn man von den ausgesetzten Preisen absieht. In Ungarn werden all=jährlich einige Preise für die relativ besten Theaterstücke ausgeschrieben und zumeist heimsen unsere besten Dramatiker die Preis=Dukaten für ihre schlechtesten Stücke ein. So kommt es, daß manches „ausgezeichnete“ Bühnenwerk niemals aufgeführt wird, denn was den Preisrichtern der Akademie gut genug ist, erscheint den Theaterdirectoren Ungarns noch lange nicht gut. Ein Bühnenwerk jedoch, das kein Werk für die Bühne sein kann, ist so überflüssig, daß man wünschen muß, die ungarische Akademie möge in Zukunft den preisgekrönten Dramen eine Gebrauchsanweisung mit auf den Weg geben. Wenn auch zahlreiche ungarische Dramatiker (darunter in erster Reihe Csiky) den akademischen Preisausschreibungen ihren Ruf zu verdanken haben, so haben diese Preisausschreibungen doch weit mehr Nachtheile als Vortheile und ein wahrer Poet, der nicht mit Hilfe des Zufalls, sondern nur mit Hilfe seines Talents Erfolge erringen will, sollte sich hüten, an solchen Concurrenzen theilzunehmen. Die Bestimmungen der Preisausschreibungen sind spanische Stiefel, die den Geist des Dichters beengen, ihm Verse und Versmaß, Anfang und Ende seines Stückes vorschreiben und dadurch naturgemäß den Flug seiner Gedanken, seiner Phantasie lähmen. Csiky hat das begriffen und Jahre hindurch die Akademie gemieden. Er ging nach Paris und lernte hier das moderne Theater kennen. Augier, Dumas und Sardou, das dramatische Triumvirat Frankreichs zu Ende der Siebziger Jahre bewies ihm, daß seine akademische Richtung falsch war. Nach der ersten Häutung Csikys, als mit Theologie und Kutte auch die jugendlichen Römertragödien fielen, erblickten wir einen neuen Csiky, der sich in die griechische Toga hüllte und nebenbei mit Degen= und Mantelstücken die ungarische Bühne erobern

wollte. Doch auch die Toga flog sammt Degen und Mantel in die Ecke und mit der Heimkehr des Dichters aus Paris sahen wir den neuesten Csiky und damit auch das zeitgenössische ungarische Schauspiel. Seine „Proletarier" waren der erste Griff in's volle Menschenleben und sie bedeuteten eine Epoche auf der ungarischen Bühne. Es folgten bald: „Mukányi", „Glänzendes Elend", „Martha Bozóthi", „Seifenblasen", „Der schwarze Punkt", „Der gute Philipp", „Ein Modebild", „Der Mann von Eisen", durchaus Dramen, die in der modernen Gesellschaft spielen und Geist von unserem Geist, Fleisch von unserem Fleisch sind. Allerdings kehrte Csiky oft zu seinen dramatischen Jugendschwärmereien zurück. Vielleicht reizten ihn die blauen Blümlein der Bühnen-Romantik, vielleicht auch die hundert Ducaten der Akademie. Zweifellos ist, daß „Anna" und der „Magier" zwei in klassischer Form geschriebene Trauerspiele in jeder Hinsicht an die Anfänge Csikys errinnern, während der in einzelnen Theilen herrliche „Spartacus", sowie das preisgekrönte Lustspiel: „Der Komödiant" (welches ich in meiner Uebersetzung den Lesern dieser Zeitschrift vorlege*) und das ebenfalls preisgekrönte Schauspiel: „Der Mann von Eisen", obgleich die letztgenannten Werke wieder in Versen geschrieben sind, alle Vorzüge Csikys zeigen: eine blendende Technik, eine poetische Sprache und vor Allem die außerordentliche Gabe, alle Personen so treffend zu charakterisiren, daß dieselben selbst bei der Lektüre lebensvoll und lebenswahr erscheinen.

Es würde den Rahmen dieser Skizze weit überragen, wollte ich jedes einzelne Werk Csikys schildern und kritisch beleuchten. Csiky hat bisher nicht weniger als zwanzig Theaterstücke geschrieben, obgleich er erst im Jahre 1875 zum ersten Mal mit einem Werk auf der Bühne erschien. In den letzten fünfzehn Jahren schrieb der Dichter neben diesen zwanzig dramatischen Werken, an welche der Maßstab ernster Kritik gelegt werden kann, noch zwei Possen für das ungarische Volkstheater und einen Operettentext. Ferner hat er einige Theaterstücke aus dem Deutschen, Französischen und Englischen übersetzt, Shakespeare mit einem Commentar herausgegeben, die englische Literaturgeschichte Taines meisterhaft übertragen und eine ganze Menge von Gedichten, Novellen, Romanen und dramaturgischen Essays geschrieben. Gleich an dieser Stelle will ich bemerken, daß Csiky weder als Essayist, noch als Romancier halbwegs so bedeutend ist, wie als Dramatiker, und daß er seine Stellung in der Literatur nur seinen Dramen verdankt. Auch in seinen Romanen und Novellen tritt der Bühnendichter hervor; die Capitel gleichen oft Actschlüssen und es macht fast den Eindruck, als ob die Romane Csikys umgearbeitete Theaterstücke wären, ganz im Gegensatz zu jenen unglückseligen deutschen Theaterstücken,

---

*) Wegen Mangels an Raum können wir das genannte Lustspiel erst in einem der nächsten Hefte dieser Monatsschrift bringen. Die Red.

welche dramatisirte Romane zu sein scheinen. Doch auch darin äußert sich die außerordentliche Productivität Csikys und sein Ueberfluß an guten Ideen für die Bühne. Ungarn und vor Allem Budapest mit seinen Theatern ist ihm viel zu klein und er muß daher auch die Zeitschriften und Zeitungen zu Hilfe nehmen, um seine Schauspiele und Trauerspiele, als Novellen und Romane maskirt in die Welt senden zu können. Seit Lope de Vega hat es keinen so vielseitigen und fruchtbaren Dramatiker gegeben und Csiky würde sogar den alten Szigligeti in Schatten stellen (welch' Letzterer das ungarische Nationaltheater ein Decennium hindurch fast ganz allein mit Stücken versorgte) wenn sich die Verhältnisse in Ungarn nicht wesentlich verändert hätten und die Theaterdirectoren jetzt nicht der Devise huldigten „Variatio delectat“. Man will Abwechselung, man will viele Dichter zu Wort kommen lassen. Möglicherweise ist auch dieser Umstand mit Schuld daran, daß Csiky kein Genre verschmäht. Er hat vom Operettentext bis zur Römertragödie, vom Volksstück bis zum Lustspiel in Versen Alles geschrieben, was man für die Bühne schreiben kann, offenbar in dem Glauben, daß er mit der Wahl des Stoffes auch sich selbst von Stück zu Stück verändern werde. Doch das ist ihm nicht gelungen. Trotz seiner Häutungen ist er im Wesen derselbe geblieben, denn aus sich selbst heraus kann schließlich kein Mensch. Der Dichter hat im Laufe der Jahre viel gelernt, aber seine robuste Natur, sein phlegmatisches Temperament konnte er nie verleugnen, und so sehen wir denn schon in seinem ersten Jugendwerk gewisse Herbheiten und Härten, die später verstärkt oder vermindert wiederkehren. Csiky ist nicht vornehm, ist nicht fein. Im Seminar lernte er die vornehme Welt selbstverständlich nicht kennen und später hat er sich von derselben absichtlich ferngehalten. Er lebt wie eine Spinne einsam für sich und zieht wie diese Alles aus sich selbst heraus. Die Welt, die er uns auf den Brettern zeigt, hat er sich zusammengesetzt, die Menschen, die er auf die Bühne stellt, hat er, ähnlich wie der gute Wagner seinen Homunculus, in der Retorte seines Studirzimmers gezeugt, aber es spricht für seine außerordentliche Begabung, daß er die Wahrheit erräth und Menschen und Dinge fast immer so schildert, wie sie sein können oder sein könnten. Wenn Csiky in seinem Arbeitszimmer seine Stücke combinirt, in der Art und Weise wie geistvolle Schachspieler ihre Partie im Geiste festsetzen und seine Helden und Heldinnen im Kessel braut, in der Art und Weise wie tüchtige Chemiker ihre Präparate herstellen, so sieht ihm sicherlich die Muse bei diesen Arbeiten über die Schulter und küßt ihn wohl auch auf die Stirn, denn man mag noch so viele Einwände gegen die rasche Production, Manche sagen sogar Fabrikation von Theaterstücken erheben, Eines ist zweifellos: Csiky gehört zu den wenigen echten Dichtern, welche Ungarn besitzt.

Wenn Csiky nichts Anderes geschrieben hätte, als seine Werke: „Die Prophezeihung“, „Die Proletarier“ und „Der Mann von Eisen“, so

würde schon sein Name an der Spitze der Namensliste aller modernen ungarischen Dramatiker zu stehen verdienen. Im ersten Werk schildert uns Csiky ein heiteres Stück Griechenland. Um die Prophezeihung des Orakels dreht sich das ganze Stück und schließlich verliebt sich die weissagende Pythia in einen Jüngling, der bei ihr Trost sucht und findet. In den „Proletariern“ sehen wir eine verlotterte Gesellschaft von Herabkömmlingen aller Familien. Hier wird gestohlen und betrogen, ja sogar unerlaubter Handel mit Ehefrauen getrieben. Dieses Schauspiel hielt einem Theil der sogenannten guten Gesellschaft in Ungarn einen Zerrspiegel vor, und wenn auch der Dichter in seiner Unkenntniß des socialen Lebens Manches große Wort gelassen aussprach und manche Figur karikirte, so war dieses Stück dennoch eine That, denn es brachte neues Leben auf die Bretter und wie ein eisiger Windhauch fuhr es in das alte Gerümpel des ungarischen Theaters. Im letzten Stück: „Der Mann von Eisen“ schildert Csiky eine bürgerliche Familie und im Helden des Stückes einen Eisenkopf, der keinen fremden Willen neben sich dulden will und der in seinem Eigensinn das Glück seines Sohnes zerstört und endlich selbst elend und unglücklich wird. Diese drei Stücke sind die Meilensteine auf dem Wege des Dichters und sie beweisen, daß Csiky vorwärts gekommen ist, obgleich sich sein Weg hin und wieder in Spiralen bewegte und es in Folge dessen den Anschein hatte, als ob er am Ende zu jener Stelle zurückkehren würde, von welcher er ausging.

In der Prophezeihung lernen wir die poetische Sprache Csikys und sein dramatisches Talent kennen. Schon in diesem ersten Werke frappirt die Sicherheit, mit welcher Csiky seine Personen agiren läßt. Jeder ist an seinem Platze, jeder kommt und geht zur rechten Zeit, die Handlung fließt munter fort, während gute Reden dieselbe begleiten und nirgends berauscht sich der Dichter an seinen eigenen Worten. Im Gegentheil, er bleibt nüchtern, ja bei den Liebesscenen kühl bis an's Herz hinan, was schließlich bei einem katholischen Prister nicht Wunder nehmen darf, denn Csiky schrieb wie erwähnt, als katholischer Geistlicher dieses Stück und dasselbe wurde sogar aufgeführt, während er noch dem Priesterstand angehörte. Sein zweites Stück ist ein wenig wärmer. Hier pulsirt frisches und derbes Leben, nur geberdert sich der Most dann und wann gar zu absurd. Im ersten Lustspiel des Dichters lugte bereits da und dort unter den vornehmen griechischen Kleidern ein behaarter, derber Fuß hervor und man merkte, daß der Dichter die krassen Effecte liebt. Doch der blaue Himmel Griechenlands besänftigte den Autor und erst als er mit seinen „Proletariern“ den heimischen Boden wieder betrat, da stampfte er mit beiden Füßen, daß das Theater erzitterte und manche Coulissen einen Riß bekamen. Doch nichtsdestoweniger bekundete dieses Stück ein so außerordentliches dichterisches Talent, es war so viel Lust und Leben in diesem Werk, jede Scene, selbst die derbste bekundete so viel Originalität, daß sich die Menge von dieser

ungezügelten Kraft mit fortreißen ließ. Diese Wildheit hat Csiky später theilweise verloren; er hat gelernt, mit seinen Kräften hauszuhalten und wenn auch der „Mann von Eisen" nicht ganz frei ist von wohlfeilen, rohen Effecten, welche die „oberen Zehntausend" der Galerien entzücken, so verräth doch dieses Werk ein zielbewußtes Wollen, ein gereiftes Können, und es ist hinsichtlich des poetischen Flusses der Verse, der treffenden Charateristik der Personen, der sicheren Führung der Handlung fast ohne Einschränkung zu loben, ja man darf vielleicht dieses Werk als das beste Csikys bezeichnen.

Im modernen Lustspiel hatte Csiky ebenso große äußere Erfolge wie im modernen Schauspiel, doch diese Erfolge sind nur ephemer. „Mukányi" ist sein bestes satirisches, „Der gute Philipp" sein bestes harmloses Lustspiel. In „Mukányi" wird ein eitler Ordensjäger gegeißelt, und über zahlreiche Sitten denn Unsitten der ungarischen Gesellschaft Gericht gehalten. Das Lustspiel ist sehr heiter und die Tendenz eine durchaus löbliche. „Der gute Philipp" hinwieder ist der beste Mensch von der Welt; er will Jedem dienen, Allen helfen und doch ruft er nur Unheil und Schrecken hervor. Sowohl „Mukányi" wie „Der gute Philipp" sind nicht ganz neue Figuren und fast in allen europäischen Literaturen sind diese beiden Species der Dummköpfe: des Eingebildeten-Egoistischen und des Harmlosen-Selbstlosen vertreten. Csiky hat diese Figuren magyarisirt und bei seinem großen Geschick für die „Mache" konnte der Beifall des großen Publikums nicht ausbleiben. Die ernste Kritik ratificirte jedoch das Urtheil der Menge nicht und ein wählerischer Geschmack wird bei Csikys Lustspielen selten Befriedigung finden. Zu den gelungensten Lustspielen gehört zweifellos der „Comödiant", denn hier macht sich ein liebenswürdig-gutmüthiger Humor geltend, und wenn auch die Sprache nicht immer höfisch vornehm ist, so wird dieselbe doch niemals unangenehm brutal. Der „Comödiant" ist ein freundliches und heiteres Stück, doch leider kann dieses Urtheil nicht über jedes Lustspiel des Dichters gefällt werden. Schon früher wurde bemerkt, daß dem Autor Leichtigkeit und Feinheit fehlen und daß er eine übertriebene Vorliebe für starke Effecte besitzt. Dieser Mangel einerseits und dieser Ueberfluß andererseits machen viele seiner Lustspiele sehr bühnenfähig, aber keineswegs immer salonfähig. Er bebt nicht vor den Handgreiflichkeiten des Pulcinello-Theaters zurück, und bei ihm kommt es vor, daß eine junge Dame über ihre Transpiration Aufschluß giebt. Wenn er eine seiner Figuren verwunden läßt, so stößt man nicht mit dem Fleuret zu, sondern schlägt den Aermsten mit einem centnerschweren Hammer zu Boden. Csiky ist oft schwer, grobkörnig und massiv; er belehrt uns mit dem spanischen Rohr in der Hand und kitzelt uns mit der Kleiderbürste.

Und in seinem Aussehen und Wesen spiegelt sich seine Dichtkunst wieder. Er besitzt nichts von der Noblesse moderner Autoren, die es zu

einiger Berühmtheit gebracht haben, und man würde unter den modernen Dichtern des westlichen Europa schwerlich einen finden, der ihm ähnlich wäre. Man muß auf die antediluvianischen Zeiten des Theaters zurückgreifen, um eine Gestalt zu entdecken, die mit ihm verglichen werden kann, und man findet dann den genialen Ben Jonson, der von seinen Zeitgenossen folgendermaßen geschildert wird: „Kräftige, schwerfällige, brutale Gestalt, breites und langes Gesicht, mächtige Backenknochen und ein feierliches Aussehen; sein strenger Blick gleicht demjenigen eines Menschen, der zornig ist." Dazu kommt noch „starker Bauch und plumper Gang", wie er selbst sagte. Vielleicht träumt auch der ungarische Poet, wie Ben Jonson, daß auf dem Nagel seiner großen Zehe Schlachten stattfinden (bei welchen einige Kritiker erschlagen werden), denn Csiky ist ein förmlicher Athlet. Seine breiten Schultern, seine großen Hände, sein wuchtiges Auftreten und sein düsterer Blick deuten an, daß mit diesem Mann nicht gut sei, Kirschen zu essen. In der That ist er rauh in seinen Umgangsformen, unfreundlich und unliebenswürdig, doch nichtsdestoweniger seinen Freunden gegenüber ein guter und ehrlicher Freund. Schade, daß er im Leben so wenige Freunde besitzt und daß selbst die Verehrer seines großen Talentes nur schwer mit ihm auszukommen vermögen. Er witterte so lange überall Feinde, bis er thatsächlich überall Feinde hatte, denn nicht viele Menschen vermögen den Dichter von seinem Werk zu trennen, am allerwenigsten in einem verhältnißmäßig so kleinen Lande wie Ungarn, in einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt wie Budapest, wo die Gebildeten auf einen Verkehr unter einander angewiesen sind und wo man die kleinen Querelen des socialen Lebens auch in die Literatur hinüberträgt. Daß Csiky mißmuthig und verbittert ist und im letzten Jahre mit keinem Stücke hervortreten wollte — er, der sonst oft drei Stücke in einer Spielzeit aufführen ließ — daran trägt er zum großen Theil selbst Schuld. Diejenigen, welche einen Dichter nur nach seinen Werken beurtheilen — und zu diesen gehört auch der Schreiber dieser anspruchslosen Zeilen — werden allerdings den Verfasser der Stücke „Die Proletarier" und „Der Mann von Eisen" hoch verehren und sie werden in ihm nicht nur einen großen Dramatiker erblicken, sondern auch einen bedeutenden Gelehrten und einen ganzen Mann. Sie werden alle seine Eigenheiten mit in den Kauf nehmen, weil sie wissen, daß der Weg zum Parnaß nirgends beschwerlicher ist, als in Ungarn und daß man mit Noth und Elend, Kummer und Sorge, Neid und Scheelsucht, kämpfen muß, ehe man den kleinsten Erfolg erringt. Doch wenn man Csiky auch keinen Rosenkranz spenden kann, wie man denselben liebenswürdigen Schmeichlern, optimistischen Dichtern zu schenken pflegt, denen „der Lieder süßer Mund" von den Göttern verliehen ward, so gebührt ihm doch sicherlich der grüne, kühle Lorbeer, der die Stirn des ernsten Denkers, rastlosen Kämpfers und wahren Dichters schmückt.

Das Königreich Westphalen und Jérome Bonaparte.

Von

A. Rogalla v. Bieberstein.

— Breslau. —

Wer kennt ihn nicht aus der napoleonischen Geschichte, den champagner- und weiberfröhlichen König Jérome von Westphalen und sein geflügeltes Wort nach durchschwärmter Nacht: „Morgen wieder lustik!"

Wer erinnert sich nicht der Legende von den sybaritischen Bädern des der Stärkung bedürftigen Lebemannes Jérome in Burgunderwein, der nach stattgehabtem Gebrauche von einer geriebenen Hofverwaltung an harmlose Bürger Cassels, die an der Vorgeschichte dieses Burgunders keinen Anstoß nahmen, oder sie höchstwahrscheinlich nicht kannten, verkauft worden sein soll! —

Allein die Geschichte, die Regierung und der Hofhalt des Königreichs Westphalen bezeichnen eins der dunkelsten und traurigsten Bilder aus der Zeit deutschen Niedergangs, aus der Zeit napoleonischer Fremdherrschaft, und es dürfte eines wenn auch schmerzlichen Interesses nicht entbehren, dieses Bild, welches uns auf ernstem historischen Hintergrunde entgegentritt, einmal zu entrollen, um an seiner Betrachtung von Neuem zu würdigen, welche hohen Güter Deutschland durch seine heute im siegreichen Kampfe gegen französische Suprematie errungene Einigung und Machtentfaltung gewonnen hat, und derart dem Entschlusse, die Errungenschaften in Einigkeit mit starker Hand für alle Zeiten fest zu halten, neue Nahrung zu geben.

Das Königreich Westphalen verdankte der durch den unglücklichen Frieden von Tilsit geschaffenen politischen Lage im Sommer des Jahres 1807 seine Entstehung. Napoleon hatte seinen Brüdern mit Ausnahme

des die Annahme einer Krone verweigernden Lucian bereits Kronen verliehen, um sie zu hervorragenden Werkzeugen seiner Pläne zu machen; jetzt, fast im Zenith seiner Macht stehend, beschloß er auch, seinen jüngsten Bruder, den 23jährigen Jérome, zum Könige zu erheben.

Jérome Bonaparte war am 15. November 1784 zu Ajaccio geboren, und früh in die französische Marine getreten, wo er nicht ohne Auszeichnung gedient, und bei einem Aufenthalt in Nord-Amerika, wohin ihn die Engländer, während er mit einer Fregatte kreuzte, zu flüchten genöthigt hatten, die Tochter eines reichen Baltimorer Handelsherrn Elisabeth Patterson geheirathet hatte.

Nach Europa zurückgekehrt, befehligte er mit Vandamme das 10. französische Armeecorps im Kriege von 1806/7 gegen Preußen, zog am 6. Januar 1807 in Breslau ein, und belagerte und eroberte mehrere schlesische Festungen. Napoleon hatte Jéromes Ehe mit Elisabeth Patterson für ungültig erklärt, und vermählte ihn am 12. August 1807 mit der Prinzessin Katharine, der Tochter König Friedrich I. von Württemberg. Französische Zeitgenossen schildern Jérome Bonaparte zu jener Zeit als persönlich tapfer, edelmüthig und heiteren Sinnes, jedoch der Verschwendung und im Uebermaß den Frauen huldigend.

Der neucreirte König trat unreif und in keiner Weise für seine hohe Aufgabe vorbereitet, die Regierung an. Das ihm über Nacht in den Schoß gefallene Königreich Westphalen war aus einem Conglomerat folgender vielfach heterogener deutscher Gebietstheile zusammengesetzt. An preußischen, aus dem Eichsfeld, der Grafschaft Hohenstein, dem Harz, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, der Altmark, dem Saalkreis, Hildesheim, Paderborn, Minden, Ravensberg; an kurfürstlich hessischen, Ober- und Niederhessen, Hersfeld, Fritzlar, Ziegenhayn, Schmalkalden; an Braunschweigischen, aus den Grafschaften Schaumburg, Wernigerode und dem Bisthum Osnabrück. Dieses Gebiet war 1906 Quadratmeilen groß, und hatte 2 Millionen Einwohner, und ein Einnahmebudget von 5 Millionen Thalern. Gesetze, Sitten und Gebräuche, sowie die Religion seiner Bewohner waren vielfach verschieden. Magdeburg, von französischen Truppen besetzt und excentrisch gelegen, war die einzige Festung von Bedeutung und Göttingen, Halle und Marburg, die Universitäten des Königreichs. Dasselbe wurde in 7 Departements eingetheilt. Es waren: 1) das Fuldadepartement mit der Residenzstadt Cassel und den Bezirken Cassel, Höxter und Paderborn, 2) das Werradepartement mit den Bezirken Marburg, Hersfeld und Eschwege, 3) das Harzdepartement mit den Bezirken Heiligenstadt, Duderstadt, Nordhausen und Osterode, 4) das Ockerdepartement mit den Bezirken Braunschweig, Helmstedt, Hildesheim, Goslar, 5) das Saaldepartement mit den Bezirken Halberstadt, Blankenburg und Halle, 6) das Elbdepartement mit den Bezirken Magdeburg, Neuhaldensleben,

Stendal und Salzwedel, 7) das Leinedepartement mit den Bezirken Göttingen und Eimbeck.

Der in den Regierungsgeschäften völlig unerfahrene und den Geschäften überhaupt abgeneigte Jérome fand außerordentliche Schwierigkeiten und finanziell erschöpfte Länder vor, um so mehr hätte es seine Aufgabe sein müssen, sich persönlicher Verschwendung zu enthalten, und das Beispiel einer geordneten Lebensführung zu geben. Die Stimmung der Bevölkerung war in gewisser Hinsicht der neuen Ordnung der Dinge besonders im eigentlichen Westphalen nicht völlig abgeneigt, da dieselbe unter dem sie ausbeutenden Joch der französischen Kriegscommissäre seufzte. Deputationen, unter ihren Mitgliedern der berühmte Historiker Johannes von Müller, erstere wohl von französischer Seite in Scene gesetzt, gingen nach Paris, um Jérome die Wünsche der Bevölkerung vorzutragen, und deren Ergebenheit auszudrücken. Jérome entsandte zunächst zwei seiner Vertrauten, den Oberst Morio und den Marineoffizier Rewbell nach Cassel, die ihn über den dortigen Stand der Dinge, die Hilfsquellen des Landes und last but not least — über die Zerstreuungen, welche dasselbe böte, die Schlösser, Palais, Theater u. s. w. informiren sollten.

Man entwarf in Paris eine der französischen ähnliche Constitution für das neue Königreich; dieselbe wurde im August 1807 publicirt. Die Bevölkerung Westphalens begann in ihr ein Palladium gegen das herrschende von den französischen Agenten so brutal gehandhabte Eroberungsrecht zu erblicken; sie sah sich jedoch bald arg enttäuscht. Ein kaiserliches Decret setzte eine provisorische aus französischen, der deutschen Sprache unkundigen Staatsräthen, bestehende Regierung ein. Der Mainzer Präfecturrath Morsdorf wurde ihre rechte Hand. Napoleon erhielt von einem Mitgliede der Regierung dem Minister Jollivet und von seinem Gesandten Baron Reinhard fortlaufend geheime Berichte über den Stand der Dinge in Westphalen und das Hof- und Privatleben Jéromes. Die kaiserlichen Intendanten und Gouverneure wurden beibehalten und fuhren ihrerseits fort, Steuern zu erheben, und das Land zu bedrücken. In Folge dessen herrschte in der Finanzverwaltung des neugeschaffenen Reiches die größte Anarchie. Jérome sah sich genöthigt, eine Anleihe von 1800000 Frcs. bei der Consignationskasse in Paris zu contrahiren, um die ersten Bedürfnisse des Hofes und der Regierung zu bestreiten. Die Bevölkerung reclamirte gegen den Steuerdruck ohne jeden Erfolg.

Endlich am 1. Dezember 1807 erschien eine kaiserliche Ordre, welche die Verwaltung dem Könige ausschließlich zuwies. Die Creaturen Jéromes, ein gewisser Meyronnet, ein ehemaliger Schiffsjunge, und la Flèche, der Sohn eines Marseiller Kaufmanns, gewannen bald großen Einfluß. Jérome machte seine frühere Favoritin Blanche Corréga, die Gattin la Flèches, zur Baronin von Keudelsheim und Hofdame, und verschwendete

große Summen an dieselbe. Der Lebenswandel der neugeschaffenen Baronin gab bald Veranlassung zu großem Aergerniß.

Am 7. Dezember 1807 traf Jérome in Wilhelmshöhe, welches er Napoleonshöhe nennen ließ, ein, hielt am folgenden Tage seinen feierlichen Einzug mit der Königin in Cassel, und ernannte ein fast ausschließlich aus Franzosen bestehendes Ministerium. Der einzige Deutsche in demselben, Johannes von Müller, wurde zum Staatssecretär ernannt, in seiner Abwesenheit vertrat ihn der Franzose Cousin de Marinville, bisher Professor der Mathematik am Collége de France. Johannes von Müller lehnte den Staatssecretärposten ab und bat um die Leitung des öffentlichen Unterrichts. An seine Stelle trat der Privatsecretär Jéromes, le Camus, ein Créole aus Martinique, unter Erhebung zum Grafen von Fürstenstein. Jérome fuhr fort, große Summen an seine Günstlinge zu verschwenden, le Camus erhielt einen Grundbesitz mit 40000 Frcs. Revenue, eine für die damalige Zeit enorme Summe. Der Kaiser Napoleon tadelte die Verschwendung Jéromes, und die Ungnade, welche derselbe Johannes von Müller fühlen ließ, aufs ernsteste. Der große deutsche Gelehrte blieb derselben jedoch nicht lange ausgesetzt; er starb einige Monate nach seiner Ernennung.

Le Camus unterstützte die Passionen Jéromes und bemächtigte sich des größten Einflusses, ebenso der Korse Boucheporn, welcher früher Spitzen und Zahnstocher in den Wiener Cafés verkauft hatte, und zum Präfecten des Palais ernannt worden war. Als dritter im Bunde fungirte der Oberst Morio.

Diese Umgebung des Königs war nicht geeignet, ein vernünftiges Regiment aufkommen zu lassen, überdies berief der Kaiser die wenigen verdienstvollen Männer, welche seinem Bruder gefolgt waren, nach Frankreich zurück.

Der Kriegsminister General la Grange, welcher von den hessischen Domänenbehörden, die um seine Gunst warben, Geld angenommen hatte, und den Jérome, dessen eigene Kassen leer waren, dieserhalb verhaften ließ, und von dem er die Rückgabe der Gelder verlangte, entzog sich einem Prozeßverfahren durch die Flucht nach Frankreich. Oberst Morio wurde an seine Stelle zum Kriegsminister ernannt.

Eine Menge von Abenteurern strömte an dem neuen westphälischen Hofe zusammen, ein gewisser Duplex, früher Holzhändler in Frankreich, wurde Intendant des Schatzes, Staatsrath und Inspecteur der Revuen. Ein untergeordneter Beamter des französischen Kriegsministeriums, Namens Lahaye, wurde Divisionsgeneral und Chef der Militäraushebung. Derselbe ließ sich mit den bei der Aushebung unrechtmäßig genommenen Geldern ein Haus in Cassel bauen, das er zu einem Serail machte. Seine Beamten bereicherten sich ebenfalls auf Kosten der zur Aushebung kommenden Bevölkerung. Alle Klagen blieben ohne Erfolg.

Die neugebildete Armee bestand aus heruntergekommenen Leuten, die die Hospitäler füllten oder aus Vagabonden, die beständig desertirten. Der Kaiser, der in militärischen Dingen sehr ernst dachte, erfuhr das Alles zu seinem größten Mißvergnügen. Der Kriegsminister Morio machte Ersparnisse am unrichtigen Orte, indem er beispielsweise die Rationen für die Offizierspferde aufhob. Der König und die Minister beschäftigten sich zuerst mit den kläglichen Finanzen des Landes. Ihr erster Act bestand darin, die im Verhältniß zu den Einnahmen des Landes sehr hohe Civilliste von 5 Millionen Frcs. einzutreiben. Aber die Kassen waren leer, seit beinahe einem Jahr waren die Gehälter der Civil- und Militärbeamten und der Geistlichen nicht mehr gezahlt worden. Gleichzeitig verlangte der Kaiser kategorisch die Bezahlung der Kriegscontribution. Man griff zu einer Anleihe, und ein jüdischer Banquier schoß 2 Millionen Frcs. gegen hohe Zinsen vor. Dieselben wurden von der Civilliste absorbirt. Der Staatsschatz konnte vor einem Vierteljahr auf keine Einnahmen rechnen. In diesem Moment traf der General Daru aus Paris mit der Mission ein, die Bezahlung einer Kriegscontribution von 25 Millionen Frcs. zu fordern, und die gesammten Einkünfte der westphälischen Domänen mit Beschlag zu belegen. Man beschloß die von ihm geforderte enorme Summe im Lauf von 18 Monaten zu bezahlen, allein diese Maßregel hatte die schärfste Bedrückung der Unterthanen Jéromes zur Folge, und war nur geeignet, denselben bei ihnen verhaßt zu machen. Napoleon kannte die traurige Finanzlage des Königreichs wohl, bestand jedoch, da Jérome unausgesetzt verschwenderisch auftrat, auf seinen Forderungen.

Jérome berief jetzt die Stände des Königreichs nach Cassel; allein da kein Zweig der Verwaltung organisirt war, so vermochte man keine Entscheidungen zu treffen, und das Resultat der Versammlung war die Entfaltung eines eitlen Prunks vor den Augen der Bewohner Cassels. Man schritt nun zur Organisation der Verwaltung und der Finanzen des Königreichs. Präfecten, Unterpräfecten, General-Steuereinnehmer wurden ohne jede gewissenhafte Auswahl der Persönlichkeit ernannt, jedoch die ersten Stellen mit Deutschen besetzt. Gegen Ende des Monats Februar 1808 waren die Civil-, Gerichts- und Finanzverwaltungen, so gut wie es ging, organisirt.

In dieser Zeit ereignete sich ein Zwischenfall, der beträchtliches Aufsehen erregte. Der Generaldirector der Harzbergwerke, Herr von Meding, einer der ersten Beamten des Landes, war geheimer Beziehungen zu England verdächtigt worden; man beging den Mißgriff, eine Haussuchung bei ihm abhalten zu lassen, die kein Resultat ergab und sah sich genöthigt ihn nach einer ebenso ergebnißlosen Untersuchung in Cassel, auf seinem Posten zu belassen; die Angelegenheit verursachte einen unangenehmen Eclat, und wurde von Napoleon sehr gemißbilligt. Die neue Regierung traf einige Verbesserungen der Straßenbeleuchtung und Reinigung Cassels,

sowie der Polizei; allein gleichzeitig begannen Restaurants, Cafés, Theater, Spiel- und Prostitutionshäuser zu entstehen, Dinge, die man dort bisher nicht gekannt hatte, und keineswegs mit Freuden begrüßte. Der König legte sich in eine Unzahl galanter Abenteuer ein, und ernannte seine derzeitige erste Favoritin, die Gräfin T. W. zur Oberhofmeisterin, und ihren Gatten zum ersten Kammerherrn.

Napoleon erhielt, wie bemerkt, durch den Minister Jollivet und den französischen Gesandten Baron Reinhard unausgesetzt Berichte über die Vorgänge in Cassel. Der französische Minister des Auswärtigen schrieb im Auftrage Napoleons an Baron Reinhard: „Se. Majestät wünscht außerdem, daß Sie Ihren Depeschen nicht unterzeichnete Bulletins beifügen, welche Nachrichten aus der Gesellschaft, die in der Stadt circulirenden Gerüchte, die wahren oder erdichteten Vorgänge, von denen man spricht, kurz eine Chronik des Landes enthalten, welche ihn über dasselbe informirt."

Jollivet sandte daher am Schluß des Jahres 1807 den folgenden Bericht an den Kaiser: „Die Sympathien der Bevölkerung Cassels sind seit dem Eintreffen des Königs wesentlich erkaltet. Man jammert und beklagt sich.

„Die Dinge gehen nicht, wie man Anfangs versprochen hatte. Die nach Westphalen gekommenen Franzosen verlassen unzufrieden in Menge das Land. Die Stadt ist traurig, der Hof mißfällt sich, da es ihm an Geld und Zerstreuungen (?) fehlt. Der König erhält keine Respectsbezeugungen. Selten grüßt man ihn in den Straßen, die er oft zu Pferde passirt. Er hat in der öffentlichen Meinung verloren. Einige galante Affairen haben ihm sehr geschadet. Das Publikum weiß, daß eine der Hofdamen der Königin seinetwegen von dieser entlassen wurde. Der erste Kammerherr le Camus hatte jedoch diese Dame in Cassel für seinen Herren zurückbehalten. Die Königin hat auf ihrer Entfernung bestanden, und die Polizei hat sie schließlich von ihr befreit. Le Camus gilt für einen Gelegenheitsmacher des Königs. Durch seine Bemühungen ist eine Schauspielerin, die der König aus Breslau her kannte, auf Befehl desselben nach Cassel gezogen worden. Die Casseler Mütter scheuen es ihre Töchter an den Hoffestlichkeiten Theil nehmen zu lassen.

„Die Königin ist beliebt. Man fürchtet für ihr häusliches Glück. Der Polizeichef von Cassel, Lajariette, gilt für einen Störenfried und Schwätzer. Seine Polizei besteht in der Ueberwachung des Theaters, und wird im Uebrigen aller Welt lästig. Er verletzt das Postgeheimniß, und alle Welt erfährt es. Er colportirt Liebesgeschichten, und trägt dazu bei, die Bewohner von Cassel gegen den Hof und die Regierung aufzubringen. Alles geht sehr schlecht." —

Auf demselben Wege erfuhr Napoleon, daß Jérome eine Schauspielerin aus Paris hatte kommen lassen, und zu seiner Geliebten gemacht hatte.

Der Kaiser ließ sie eines Tages arretiren und nach Frankreich zurückbringen. Jérome beeilte sich dieselbe durch die Gesellschaftsdame seines Justizministers zu ersetzen. Alle diese Abenteuer wurden in der Stadt bekannt. Die Stellung des Justizministers Siméon wurde unhaltbar, und derselbe als Gesandter nach Berlin geschickt.

Am Hofe bestanden zwei einander scharf gegenüberstehende Parteien, die deutsche und die französische. An der Spitze der ersten stand der Finanzminister von Bülow, und vermöge ihres Einflusses auf den König, die Gräfin T. W. Le Camus war das Haupt der französischen Partei. Der Gräfin war es gelungen die Ernennung von Präfecten und Generalen ihrer Partei durchzusetzen und der Einfluß Bülows und der deutschen Partei begann zu überwiegen. Einer von le Camus angezettelten Intrigue gelang es jedoch die Gräfin zu stürzen.

Ende März 1808 war die Regierung in der Lage, trotz des herrschenden Geldmangels, die Organisation einiger Verwaltungszweige zu beenden, allein die Finanzwirthschaft des königlichen Hofhalts war in Folge der Ausgaben, der verschwenderischen Geschenke, der Maitressenwirthschaft und des Luxus Jéromes derart anarchisch, daß am Ende des ersten Vierteljahres bereits 2/3 der Civilliste verausgabt waren. Der Finanzminister Jollivet verweigerte die Fonds, berief sich auf den Kaiser, und wurde von Jérome abgesetzt. Napoleon beglaubigte ihn unmittelbar darauf als außerordentlichen Gesandten am westphälischen Hofe mit dem Auftrage die Kriegscontribution einzutreiben.

Zu dieser Zeit war das ursprüngliche Ministerium ein anderes geworden. La Grange war durch Morio ersetzt, Jollivet ausgeschieden, Simeon nach Berlin gegangen, Beugnet kehrte nach Frankreich zurück, und Bülow, früher preußischer Kammerpräsident in Magdeburg, war Finanzminister geworden. Er sah bald ein, daß vor Allem Geld in die Staatskassen und die der Civilliste kommen müsse, und griff zu dem Mittel der Zwangsanleihen, und nahm die Juden zu Hilfe. Obgleich das Königreich die für ein so schwach bevölkertes Land enorme Schuldenlast von 112 Millionen Francs hatte, schlug er eine Zwangsanleihe von 20 Millionen vor, die von den Ständen bewilligt wurde. Bülow übernahm ferner bald das Kriegsministerium, und gewann den größten Einfluß. Morio kehrte nach Paris zurück.

In dieser Periode beschloß Jérome einen Ritterorden ähnlich dem der Ehrenlegion für seine Länder zu stiften. Er ließ eine Zeichnung des Ordens entwerfen und übersandte sie dem Kaiser, der, als er sah, daß sie mit Adlerköpfen, Pferden und anderen Vier- und Zweifüßlern überladen war, lachte und meinte: „Il y a bien des bêtes dans cet ordre là.“ Der westphälische Orden wurde jedoch gestiftet und hatte eine kurze, wenig ruhmvolle Dauer.

Inzwischen fuhr Jérome in seiner Günstlingswirthschaft fort. In

weniger als einem Jahre hatte er den ehemaligen Schiffslieutenant Rewbell zum Divisionsgeneral, Staatsrath und Gouverneur von Cassel befördert, und ihn nebst dem Palaispräfecten Boucheporn und dem Kammerherrn Marinville mit der Leitung der Theaterangelegenheiten betraut. Man ließ die besten Kräfte aus Paris kommen. Jérome gab den drei ersten Künstlern je 20 000 Francs Gage, während die Divisionsgenerale und Staatsräthe nur 15 000 Francs erhielten. Das Casseler Theater kostete der Civilliste 400 000 Francs. Napoleon wies bei seinen Contributionsforderungen von Neuem tadelnd auf die Summen, welche sein Bruder für seine Feste, Theater und Favoritinnen verschwendete, hin. Als Erwiderung ließ Jérome in Napoleonshöhe ein Sommertheater errichten, in welchem die üppigsten Vorstellungen stattfanden. Das deutsche Theater in Cassel wurde geschlossen und die Künstler entlassen.

Neue Günstlinge Jéromes, zum Theil von dunkelster Vergangenheit, traten auf, wie der Großstallmeister General d'Albignac, der Polizeichef Legras de Bercagny, der Finanzrath Duchambon, der Hofpoet und Cabinetsecretär Bougnières, dem es gelang beim Zusammenbruch des Königreichs mit 400,000 Thalern nach Frankreich zurückzukehren. Jérome nobilitirte diese Männer unter deutschem Namen.

Der Finanzminister Bülow, dem es durch wiederholte Anleihen gelang, die Finanzen des Landes über Wasser zu halten, befestigte sich immer mehr in der Gunst des Souveräns, und war factisch leitender Minister und der einflußreichste Mann des Reiches. Es gelang ihm, im November 1808 nach Paris gesandt, einen einjährigen Aufschub für die Bezahlung der Kriegscontribution, welche erst zu einem Viertel erfolgt war, zu erhalten. Als jedoch Bülow, wie erwähnt, eine Zeit lang auch das Kriegsministerium inne hatte, sandte Napoleon den General Eblé in diese Stellung.

Der neue Kriegsminister war ein höchst erfahrener, arbeitsamer und rechtschaffener Beamter. Er unternahm eine völlige Umgestalung in der Bureaukratie seines Ministeriums, purificirte das Beamtenpersonal, annullirte die anrüchigen Contracte, schloß neue ab, trat der herrschenden skandalösen Vergeudung mit Energie entgegen, und sagte nicht nur den Ministern, sondern auch dem Könige die Wahrheit; allein er drang trotz seines muthigen Vorgehens nicht durch, ein Theil der anrüchigen Beamten wurde behalten, und, angeekelt von dem herrschenden System, verließ Eblé Cassel und kehrte nach Frankreich zurück.

Inzwischen spielte sich eine neue Skandalgeschichte zwischen Jérome und der Frau des in seinem Dienst befindlichen General du Coudras ab. Jérome, der zu derselben in intimen Beziehungen stand, ließ sie, da sie ihn hinterging, mit ihrem Liebhaber beim Verlassen des Theaters arretiren, und über die Grenze bringen.

Das Jahr 1809 war für das Königreich Westphalen durch mehrere Aufstände und ernste Ereignisse bezeichnet, die jedoch den Hoffestlichkeiten

und Abenteuren Jéromes keinen Abbruch thaten. Am 21. April fand in Stendal unter Leitung eines Schill'schen Offiziers, von Katt, der Versuch einer Erhebung statt, der jedoch bald durch das Militär und die Gendarmerie Jéromes unterdrückt wurde. Den politischen Agenten Jéromes, welche schlecht ausgewählt waren, waren die Vorbereitungen zu dieser Erhebung entgangen, einer derselben stand sogar im Solde Englands.

Am 22. April hätte ein ernsterer Aufstand Jérome beinahe gestürzt.

Der Oberst Dörnberg war das Haupt desselben, und erschien mit etwa 20,000 hessischen, auf die verschiedenste Art bewaffneten Landleuten, einigen Reitern, und zwei Haubitzen, völlig unvermuthet vor Cassel. Dörnberg beabsichtigte Jérome aufzuheben, und nach England zu bringen.

Jérome befand sich in der kritischsten Lage, seine Truppen waren in Spanien, und er vermochte dem Aufstande nur 2000 Mann Infanterie und 1800 seiner Gardereiter entgegen zu stellen, zudem waren diese Truppen unzuverlässig. Er benahm sich jedoch intelligent und entschlossen, stieg zu Pferde, versammelte die Truppen und hielt eine sie gewinnende Ansprache. Inzwischen ließ General Eblé, der zu dieser Zeit sich noch in Cassel befand, etwa 20 alte Geschütze an den bedrohten Punkten der Stadt aufstellen, beschoß die Angreifer und ließ sie durch die Cavallerie attaquiren. Der Erfolg war auf Seiten Jéromes; Dörnberg zog sich zurück. Ein Versuch auf Marburg, welches die Aufständischen bereits eingenommen hatten, wurde durch ein Bataillon Kellermanns von Frankfurt her vereitelt. Jérome benahm sich den Theilnehmern an der Erhebung gegenüber mit kluger Mäßigung, die sein Ansehen in den Augen seiner Unterthanen etwas hob. Die darauf folgende Unternehmung des heldenmüthigen Schill gegen Magdeburg scheiterte am Widerstande der ihm entgegentretenden Garnison. Schill ging nach Dömitz zurück, und Jérome entsandte den General d'Albignac mit inzwischen zusammengerafften Truppen nach Dömitz, während die holländische Division Gratien Schill den Rückzug abschneiden sollte. Es gelang Schill jedoch, nach Stralsund abzuziehen, und d'Albignac kehrte, anstatt ihn zu verfolgen, nach Magdeburg zurück, es der holländischen Division überlassend, Schill den Rückweg zu verlegen. Die Division Gratien nahm Stralsund und Schill fand dort den Heldentod.

Inzwischen traf Napoleon mit seiner Armee die Vorbereitungen für die Schlacht bei Wagram. Um jedoch im Herzen Deutschlands ein Corps zu haben, das im Stande sei, die Aufstände zu unterdrücken, beauftragte er Jérome, mit dem, was derselbe an Truppen hatte, und der Division Gratien und dem Regiment Berg, ein Corps von 20000 Mann zu organisiren und nach Sachsen auf Dresden zu rücken. „Niemals," sagt ein französischer Autor, „war ein Corps schlechter geführt." Generalstabschef war der frühere Schiffslieutenant Rewbell, Divisionsgenerale: du Coudras, d'Albignac und Bongars, sämmtlich mittelmäßige Militärs, endlich Gratien, der an

der Spitze der Holländer sehr unabhängig auftrat. Jérome behielt einen Theil seines Hofes und das diplomatische Corps bei sich. Der Train seines Armeecorps wurde dadurch unnütz vermehrt, Schauspieler und Schauspielerinnen befanden sich bei demselben. Jérome rückte nach Sachsen ab, vereinigte sich mit den Holländern bei Leipzig und drang in Böhmen ein. Das Corps marschirte in großer Unordnung. Seine Kriegscommissäre plünderten, die Offiziere tranken, die Soldaten maraudirten, die Generale spielten und hofirten die Schauspielerinnen. Zu seinem Glück stieß das Corps auf keinen Feind.

Der Waffenstillstand von Znaim beendete den Feldzug, die österreichischen Hülfscorps, darunter das des Herzogs von Braunschweig-Oels, waren jedoch nicht in denselben eingeschlossen. Der Herzog faßte den Entschluß zu dem berühmten Zuge aus Böhmen durch das westphälische Gebiet an die Nordseeküste. Sein Corps war 3—4000 Mann, darunter 700 Reiter, stark. Der Herzog führte dasselbe von Eger nach Sachsen, besetzte Halle, zog einige im westphälischen Saale-Departement liegende Verstärkungen an sich und marschirte den Harz entlang. In Cassel befand sich damals nur das 51. Linien-Regiment unter dem Commando des Großmarschalls Meyronnet, welcher den Befehl hatte, auf Hamburg vorzugehen. Er rückte nach Halberstadt ab und bezog dort Quartiere. Der Herzog von Braunschweig beschloß, das ohne die erforderichen Sicherheitsmaßregeln marschirende Regiment aufzuheben, rückte des Abends nach Halberstadt, drang in die Stadt, griff das Regiment an, zersprengte es, nahm Meyronnet gefangen und zog danach auf Braunschweig ab.

Jérome hatte soeben eine seiner Divisionen in der Stärke von 5000 bis 6000 Mann unter Rewbell nach Cassel geführt. Rewbell erhielt den Befehl nach Norden abzurücken, um den Engländern entgegenzutreten. Als Jérome den kühnen Marsch des Herzogs erfuhr, sandte er Rewbell den Befehl nach Braunschweig zu marschiren und dem Herzog den Weg zu verlegen, während ihn die Division Gratien im Rücken angreifen sollte. 12—15 000 Mann westphälischer Truppen gingen derart gegen das 3000 bis 4000 Mann starke ermüdete braunschweigische Corps vor. Alles deutete darauf hin, daß das Corps des Herzogs gefangen genommen oder zersprengt werden würde. Es trat jedoch nichts derartiges ein. Der Herzog langte einen Tag vor Rewbell bei Braunschweig an. Die westphälische Division lagerte während der Nacht zwischen Lüneburg und Braunschweig. Mit Tagesanbruch rückte der Herzog gegen dieselbe vor und griff sie an. Das 6. westphälische Regiment wich zurück, löste sich auf und verwickelte die übrigen Truppen der Division Rewbell in seine Flucht. Erst nach zwei Stunden vermochte Rewbell seine 6000 Mann wieder zu sammeln. Der Herzog aber marschirte nach Bremen und schiffte dort sein Corps ungehindert nach England ein. Der geschlagene Rewbell wurde von Jérome seines Dienstes entlassen.

Napoleon berief bald hierauf Jérome und seine Gemahlin Catharine nach Paris, um den Feierlichkeiten bei seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise beizuwohnen.

Im Monat October 1809 wurde der Minister Bülow von der französischen Partei der Verbindungen mit Preußen und des Hochverraths beschuldigt. Eine Durchsuchung seiner Papiere ergab nichts Compromittirendes, der Anschlag der französischen Partei gegen die deutsche mißlang und die Angelegenheit erregte gewaltiges Aufsehen. Inzwischen begann die durch Napoleon veranlaßte Spionage in Cassel sich sogar auf die Person Jéromes zu erstrecken und demselben Grund zur Klage bei Napoleon zu geben. Jérome begab sich nach Paris, um dort dem Kaiser seine sämmtlichen Beschwerden vorzutragen und überreichte demselben am 6. December 1809 eine Note, aus der hervorging, daß das Königreich Westphalen sich nicht halten könne, wenn der Kaiser in Anbetracht der in sein Gebiet eingeschlossenen Territorien, Hannover, Fulda, Hanau und derjenigen vieler kleiner Fürsten, ihm nicht für seinen Handel einen Ausweg eröffnete, ferner ihm nicht die rückständige Contribution erließe und ihm nicht die Domänen zuspräche, über die er noch nicht verfügt hatte und die 400 000 Francs Ertrag ergeben. Napoleon gab in Folge dieser Note Hannover an Westphalen, jedoch mit Beschränkungen, welche die Vortheile dieses Gebietes zunächst aufhoben. Man fand in Westphalen bald, daß das neue Territorium 10 Millionen mehr kosten würde, als es einbrächte.

Nichtsdestoweniger wurde trotz der Vorstellungen Jéromes der betreffende Vertrag abgeschlossen.

Im Laufe der Zeit umgab sich Jérome neben seinem kostspieligen Hofhalte mit einer Unzahl von Würdenträgern, creirte Grafen und Barone und sogar drei Generalcapitäne, was von Napoleon höchst mißliebig bemerkt und wieder rückgängig gemacht wurde; auch beging er Fehler in der Ordnung der Rangverhältnisse, indem er seinen Adjutanten nicht nur den Vortritt, sondern auch Machtvollkommenheiten über die Civilbehörden zuerkannte.

Im April 1810 begleitete Jérome und seine Gemahlin, für welche Napoleon die höchste Achtung und Freundschaft empfand, den Kaiser und Marie Louise auf einer Reise im nördlichen Frankreich. In Westphalen hoffte man von diesem Aufenthalte Jéromes bei seinem Bruder Vortheile für das Land und besonders eine Verbesserung seiner Finanzen, sah sich jedoch bald enttäuscht. Auch ein vom 16. Juni 1810 vor seiner Abreise nach Paris datirter Brief Jéromes an seinen Bruder, in welchem er denselben um Zurückziehung der französischen Truppen aus Westphalen bis auf 5000 Mann und die Rückkehr der westphälischen Truppen aus Spanien bat, blieb ohne Erfolg. Nach Cassel zurückgekehrt, begab sich Jérome am 31. Juli 1810 in sein neues Gebiet Hannover. Sein Hof

brauchte zu dieser Reise 700 Pferde. Nach der Rückkehr von Hannover knüpfte Jérome eine neue Liaison mit der Frau eines seiner Hofmarschälle an und man behauptete allgemein, daß das Lager, welches er jetzt seine Garderegimenter und einige Linientruppen in der Nähe von Cassel beziehen ließ und in welchem er persönlich Manöver anordnete und leitete, mehr zur Unterhaltung der neuen Favoritin und der Damen des Hofes, die sich täglich zu Wagen nach demselben hinausbegaben, als ernsten Kriegszwecken dienen sollte.

Napoleon mißbilligte die Errichtung dieses Lagers aus politischen und finanziellen Gesichtspunkte und ließ dasselbe nach kaum 14tägiger Dauer aufheben. Auf Veranlassung eines Wortwechsels Jéromes mit seinem Kriegsminister D'Albignac bei Gelegenheit eines beim Lager abgehaltenen Manövers erfolgte der Sturz und die Entlassung des letzteren.

Gegen Ende December 1810 trennte ein einfaches kaiserliches Decret Hannover wieder von Westphalen ab, Jérome hatte sich geweigert, einen dahinzielenden Vertrag zu unterzeichnen.

Napoleon bezeichnete durch diesen Act die Stellung, welche der neugeschaffene Staat in den Augen der Souveräne Europas einnehmen sollte. Man sah auf's Deutlichste, daß sein Herrscher stets nur ein tributärer Vasall des französischen Kaiserreichs sein würde, und daß die nationale Selbständigkeit in den Augen des Eroberers nur ein Phantom war. Jérome protestirte in einem Schreiben an den Kaiser feierlich und nicht ohne Würde gegen diesen Act der Willkür, so daß Napoleon nach dem Durchlesen desselben ausrief: „Ich glaube, wenn mein Bruder 300 000 Mann hätte, würde er mit mir Krieg anfangen."

Allein der Kaiser betrachtete das Königreich Westphalen einfach als eine Apanage seiner Familie und bewilligte den von Bülow erbetenen Aufschub der Kriegscontributionszahlung nur gegen die Abtrennung Hannovers und der Elbe- und Wesermündungen, deren er zur Vervollständigung der Continentalsperre bedurfte.

Am 7. April 1811 kehrte Bülow aus Paris zurück und wurde von Jérome auf's Freundlichste empfangen. Allein bald darauf erschien zum Erstaunen des Ministers der Polizeichef von Cassel bei demselben, kündigte ihm seine Absetzung an, und forderte ihn auf, auf Befehl des Königs die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen und sich auf sein Landgut im Braunschweigischen zu begeben. Bülow ging, von Gensdarmen escortirt, dorthin.

Als Grund dieser alle Welt in Erstaunen setzenden Maßregel gab man an, daß Bülow Napoleon den Vorschlag gemacht habe, Westphalen mit Frankreich zu vereinigen, sowie die Entrüstung des Kaisers, der diesen Vorschlag Jérome mitgetheilt haben sollte; allein da sich nirgends ein Anhalt für diese Angabe findet, so liegt es näher, daß die eigentliche Ursache dieses kategorischen Vorgehens darin bestand, daß man mehrere Briefe des

Generalsecretärs der Finanzen Provençal geöffnet hatte, in welcher dieser von der inzwischen eingerissenen Unordnung gesprochen und die Franzosen und Jérome selbst lächerlich gemacht hatte. Provençal wurde abgesetzt; Bülow entfloh bald darauf nach Magdeburg; er wurde später preußischer Finanzminister. Ein ehemaliger Lakai des Bischofs von Hildesheim Malchus, der sich bei der Säcularisation der Kirchengüter thätig gezeigt hatte, wurde an Bülows Stelle Finanzminister und entwickelte die größte Unfähigkeit in diesem Amte.

Der einzige übrige fähige westphälische Minister war Simeon, dem man das Ministerium des Innern genommen und die Justizverwaltung gegeben hatte, die er vortrefflich leitete. D'Albignaec war durch einen früheren Marineoffizier, den General de Salha, ersetzt worden, der vom Landkriegswesen Nichts verstand. Alle Abtheilungschefs im Ministerium nahmen Geld, wo sie es fanden. Ein hoher Beamter des Kriegsministers und zugleich Revue Inspecteur, Namens Buttlar, sollte einem Günstling de Salhas Platz machen; man fand das Auskunftsmittel, ihn zum Inspector der Geflügelzucht der königlichen Schlösser zu ernennen.

Jérome begann nach dem Beispiele des Kaisers, eine topographische Abtheilung zu errichten; allein es wird versichert, daß dieselbe unter ihrem unfähigen Chef Gautier anstatt Marschrouten auszuarbeiten und Positionen zu studiren, nur Jagd- und Vergnügungsprogamme entwarf. Gautier erhielt den Auftrag, die besten Gemälde der Braunschweiger Galerie auszusuchen und nach Cassel bringen zu lassen. Zum Glück für die Stadt Braunschweig wählte er aus Unkenntniß die schlechtesten.

Zu dieser Zeit ereignete sich ein neuer Scandal am Casseler Hofe. Der Intendant der Civilliste la Flèche, dessen Gattin lange Zeit eine der Favoritinnen Jéromes gewesen war, entfloh, da Jérome das Verhältniß löste, mit der ihm anvertrauten Kasse von mehreren 100 000 Francs. Eine neue Liaison Jéromes folgte der eben aufgelösten und nicht nur ein großer Theil der Civilliste, sondern auch öffentliche Gelder wurden in dieser Richtung verwandt. Der Finanzminister Malchus sah sich genöthigt, eine neue Zwangsanleihe auszuschreiben, die durch Gensdarmen eingetrieben wurde. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land; der neue Finanzminister setzte sich kaltblütig darüber hinweg und förderte seine Privatangelegenheiten auf's Erfolgreichste, so daß er sich in den Besitz der prächtigen Staatsdomäne Marienrode bei Hildesheim zu setzen vermochte.

In dieser Zeit ereignete sich ein Attentat mit tödlichem Ausgange auf den ersten Günstling Jéromes, den Ober Stallmeister Morio; derselbe wurde von einem durch ihn seines Dienstes entlassenen Hufschmied in den Ställen des Königs ermordet. Dieser Mord war ein düsteres Omen für die herannahenden verhängnißvollen Ereignisse.

Im Mai des Jahres 1812, während der Monarchenzusammenkunft in Dresden, wohin Napoleon die Königin Chatharine berufen hatte, begab

sich Jérome auf Befehl des Kaisers nach Polen, wo er das Commando über den 60 000 Mann starken rechten Flügel der großen Armee übernehmen sollte, die durch Sachsen nach Schlesien im Marsch begriffen war. Jérome hatte die Generale Vandamme, Hammerstein, Allix, Damas, Zandt und Ochs unter seinem Befehl. Den letzteren, von untergeordneter Begabung, ernannte er zum Generalstabschef. Die Generale waren im Ganzen tüchtig, die Truppen gut disciplinirt und ausgerüstet. Allein ihr Führer Jérome war der großen ihm zugefallenen Aufgabe dem Corps von Bagration und Barclay de Tolly den Rückzug abzuschneiden, der ersten besonders wichtigen Operation des Krieges, nicht gewachsen. Das Armeecommando war ihm überdies von Napoleon hauptsächlich nur in der Absicht anvertraut worden, ihn zum Könige von Polen, dessen Wiederherstellung der Kaiser eine Zeit lang beabsichtigte, zu machen, und ihn zu diesem Zweck in Polen mit dem erforderlichen Glanz auftreten zu lassen. Sobald der Kaiser diese Absicht fallen ließ, unterstellte er Jérome durch eine geheime Ordre dem Befehl Davousts.

Jérome, in seinem Stolze verletzt, verließ die Armee mit seiner Garde du Corps trotz der Bitten der Königin, und traf Anfangs August wieder in Cassel ein. Napoleon nahm hieraus Veranlassung ihm bis zum Jahre 1815 kein Commando mehr anzuvertrauen. — Am Abend des Tages, an welchem Jérome in Cassel wieder anlagte, gab man — eine Ironie des Schicksals — im dortigen Theater zufällig das Stück: „Der Deserteur."

Auf den Wunsch Jéromes verließ die Königin Katharine das damals von allen Seiten bedrohte Königreich. Die verschwenderischen Ausgaben Jéromes dauerten fort, ebenso die Weigerung Napoleons die Lasten des Landes zu erleichtern. Die Verwaltung der Civilliste Jéromes sah sich genöthigt zu einer abermaligen Anleihe von 450,000 Frcs. zu schreiten Das Geld zerrann jedoch unter Jéromes Händen, er machte Geschenke in der Höhe von 100,000 Frs. und darüber. Die westphälischen Obligationen verloren in der Folge allen Credit beim Publikum.

Während sich das Schicksal Europas auf den Schlachtfeldern Rußlands entschied, fuhr Jérome fort, im Bade Nenndorf Feste zu geben, und die Einkünfte seines Landes zu vergeuden. In seinem Staatsrath befanden sich damals einige Männer von Verdienst, es waren die Deutschen: Dohm, Martens und Phiselbeck, während die Franzosen Malchus, Dupleix und Coninx völlige Nullen waren. Das Ministerium war kläglich, der Staatsschatz geleert, eine Armee existirte nicht mehr in Westphalen. Das Commando der westphälischen Truppen bei der großen Armee hatte Junot übernommen, er verstand es jedoch nicht, die Deutschen richtig zu behandeln, und wurde von allen gehaßt. Trotzdem schlugen sich die westphälischen Truppen, bosonders an der Moskwa, gut; sie mußten es als eine Ungerechtigkeit empfinden, daß man sie allein nicht in Moskau einziehen ließ.

Der Rückzug der großen Armee begann am 12. October, von den westphälischen Truppen kehrten nur einige Tausend in ihre Heimat zurück. Etwa 40 000 Mann der flüchtigen französischen Truppen sammelten sich hinter der Elbe auf westphälischem Gebiet. Eugene Beauharnais, Ney, Sebastian und Vandamme bemühten sich mit diesem Rest die Elbe zu halten. Alles deutete darauf hin, daß Westphalen der Schauplatz des neuen Kampfes werden würde. Napoleon schuf wie durch ein Wunder eine neue Armee, und Westphalen verkaufte seine letzten Domänen, um einige Regimenter zu organisiren.

In diesen Tagen wurde das alte Schloß in Cassel ein Raub der Flammen, man hielt den Brand für angelegt; die Polizei vermochte jedoch nichts zu entdecken.

Die Rekrutirung der westphälischen Regimenter stieß auf Hindernisse und die Rekruten wollten nicht marschiren, der sächsische Parteigänger Oberst Thielmann beunruhigte das Land, Streifcommandos des Corps Wallmoden drangen von der unteren Elbe bis vor die Thore Braunschweigs, Lüneburgs und Hannovers, Jérome konnte sich nicht mehr auf seine Truppen verlassen und hatte nur eine handvoll Franzosen um sein Land zu vertheidigen.

Die Bevölkerung wurde unruhig und den Maaßregeln der Regierung hinderlich. Die Steuern wurden nicht mehr gezahlt. Die Beamten ließen nach, die Soldaten wurden schwierig, die Minister waren unthätig. Jérome lebte seinen Vergnügungen und war nicht einmal über den Stand der Dinge informirt. Der Rest seiner Truppen wurde in einem Lager bei Cassel zusammengezogen, wo man sie dem einem Abfall geneigten Geist der Bevölkerung fern zu halten hoffte; sie desertirten truppweise, und ein durch mehrere Executionen und Dienstentlassungen statuirtes Exempel fruchtete Nichts. Der Geist der Mannschaft blieb unzuverlässig.

In dieser Verfassung befanden sich die westphälischen Truppen als der Feldzug von 1813 begann.

Um sein durch seine Rückkehr von der Armee beim Kaiser und in seinem Lande noch mehr erschüttertes Ansehen wieder herzustellen bat Jérome denselben um ein Commando, erhielt jedoch eine abschlägige Antwort.

Napoleon erschien wieder in den Ebenen Sachsens an der Spitze einer starken Armee. Lauriston befand sich mit 20000 Mann in Magdeburg, Ney und Vandamme bei Bremen, Eugène Beauharnais an der Saale. Die preußisch-russische Armee stand bei Leipzig und hatte Corps in Hamburg, Lüneburg und am ganzen rechten Elbufer postirt. Von hier aus drangen häufig Streifcommandos in westphälisches Gebiet ein, belästigten die Transporte und die französischen Detachements, und nahmen mehrere derselben gefangen. Gleichzeitig wurden Proclamationen, die eine Erhebung der Bevölkerung hervorrufen sollten, verbreitet. Der

Kronprinz von Schweden, Bernadotte, erschien jetzt mit 30000 Mann auf dem Kriegsschauplatze, und Napoleon drang in Schlesien ein, um die Vereinigung der österreichischen Armee mit der preußischen und russischen zu verhindern, dieselbe vollzog sich jedoch in der Gegend von Dresden. In diesem Zeitpunkt verließen der Oberst Hammerstein mit 1000 Reitern, und der Oberst von Rentz mit seinem Husarenregiment die westphälischen Truppen. Der General von Hammerstein, der um die Pläne seines Bruders gewußt hatte, wurde in Cassel verhaftet und als Staatsgefangener nach Ham gebracht. Jérome griff zu strengen Maßregeln; er ließ die Standarten der abgefallenen Regimenter verbrennen und erklärte letztere für aus der Liste der Armee gestrichen.

Napoleon wies durch die Schlacht von Dresden den Angriff der Verbündeten zurück. Allein Ney wurde bei Dennewitz geschlagen, Macdonald an der Katzbach besiegt, und Vandamne erlitt bei Culm eine Katastrophe.

Auf dem westphälischen Gebiete äußerten sich zuerst die Folgen dieser Niederlagen. Die preußische Landwehr ging über die Elbe, besetzte Sechhausen und Osterburg, und veranlaßte die Erhebung der Altmark. Das Corps Wallmoden ging bei Dömitz über die Elbe, und schlug den von Ney zum Schutz der westphälischen Grenze mit 6 Bataillonen entsandten General Pecheux. Die Kosaken Tettenborns verfolgten dieselben bis in die Gegend von Braunschweig. Preußische Landwehrcavallerie vertrieb den westphälischen General Klösterlein aus Braunschweig und zersprengte sein Detachement. Den westphälischen Truppen war jede Lust, für ihre Unterdrücker zu fechten, benommen.

Die Kosaken Tschernytschews setzten sich über Eisleben und Roßla, das westphälische Detachement Bastinellers bei Heiligenstadt umgehend, dann über Sondershausen und Mühlhausen auf Cassel in Marsch, und erschienen am 28. September Morgens überraschend vor der Stadt. Das Corps Tschernytschews war 2000 Mann Infanterie und 2000 Reiter stark. Er bemächtigte sich schnell der nur von einem Posten bewachten 6 Geschütze vor dem Leipziger Thor. Die Ueberraschung war in Folge nachlässiger Sicherheitsmaßregeln eine vollständige. Jérome fand kaum Zeit, sich anzukleiden und zu Pferde zu steigen. Es gelang jedoch den Generalen Allix und Chabert die Garde zu Fuß und etwa 1000 Mann Cavalerie zu versammeln, und Jérome setzte sich an die Spitze seiner Garde du Corps.

Der Hof mit seinem Anhange flüchtete in größter Verwirrung, ein Theil schleppte Werthgegenstände mit sich, ein Theil verbarg sie in den Kellern.

Die Vertheidiger der Leipziger Vorstadt gaben dieselbe vor dem Angriff der Russen auf, und verbarrikadirten die Fuldabrücke der unteren Stadt. Die Russen postirten ein Geschütz gegen diese Brücke, und General

Allix ließ ein vor Kurzem eingetroffenes französisches Husarenregiment absitzen, und die Brücke, um den Abzug Jéromes zu decken, vertheidigen. 400 Kosaken passirten die Fulda vermittelst einer Furth an der Frankfurter Straße, und wandten sich gegen die Stadt. Es blieben den fliehenden Franzosen jedoch mehrere Thore offen. Jérome zog mit seinen Garde du Corps, Chevauxlégers und einigen anderen Truppen in Ueberstürzung nach Felsberg ab, während Allix die Vertheidigung der Stadt fortsetzte. Jérome hoffte noch die Generale Zandt und Bastineller an sich ziehen zu können. Der erstere befand sich in einer Aufstellung bei Göttingen und beobachtete die Straße nach Braunschweig mit einem Detachement leichter Truppen; allein da keiner dieser Generale erschien und die von Kellermann aus Frankfurt erbetene Unterstützung ausblieb, so mußte man ernstlich an den Rückzug denken. Jérome sammelte die Reste seiner Truppen bei Wetzlar und ging mit seinen Ministern und Generalen nach Coblenz.

Der in Cassel zurückgebliebene General Allix vertheidigte die Brücke bis zum 30. September, wo er sich entschloß, die Stadt zu räumen. Als er mit seinem schwachen Corps kaum die Thore der Stadt hinter sich hatte, erhielt er eine eilige Botschaft des Casseler Präfekten Plantatz, der ihm mittheilte, daß Tschernytschew, der von seinem Rückzuge keine Kenntniß hatte, eine Capitulation anböte. Allix kehrte sofort nach Cassel zurück und unterzeichnete dort eine Capitulation, in der er sich als Sieger gerirte; er stellte freien Abzug der französischen und westphälischen Truppen mit Waffen und Gepäck und eine Sicherheitsescorte von Kosaken bis auf 2 Meilen von Cassel zur Bedingung. Nach Zugeständniß dieser Bedingungen zog Allix auf der Straße nach Marburg ab. Tschernytschew erreichte mittelst eines Nachtmarsches vom 28. zum 29. September die westphälischen Kürassiere unter Bastineller, zersprengte sie, nahm 2 Geschütze und zog am 30. Abends in Cassel ein. Die Freude der schwer geprüften Bevölkerung war unbeschreiblich; man empfing den russischen General im Triumphe; viele westphälische Offiziere nahmen unter ihm Dienste, mehr als 2000 westphälische Soldaten traten in seine Truppen ein. Während sich dies in Cassel ereignete, zog der General Allix in Marburg die französischen Husaren und die westphälischen Truppen, welche Jérome bei Wetzlar gelassen hatte, an sich. Die musterhafte Disciplin, welche diese Truppen bis zuletzt zeigten, nöthigten aller Welt die höchste Achtung ab. Nach einiger Zeit traf der General Rigaud mit einem Corps von 5—6000 Mann französischer Truppen bei Marburg ein, vereinigte sich mit den westphälischen Truppen und rückte mit ihnen von Neuem in Cassel ein, welches Tschernytschew kurz vorher verlassen hatte, um zur Ausführung anderer Unternehmungen zu schreiten. Dieser plötzliche Wechsel der Dinge war ein schwerer Schlag für den kaum zum Ausbruch gelangten Enthusiasmus der Bewohner Cassels. Man fürchtete bei der Rückkehr unter das französische Joch die Vergeltung des Feindes.

Jérome begab sich von Coblenz in kleinen Tagereisen in seine Länder zurück und erließ Proclamationen, die nichts weniger wie beruhigend für die Bevölkerung lauteten. Nach seinem Eintreffen in Cassel bestanden die ersten Acte seiner Regierung in neuen Fehlern und Thorheiten, das Ministerium blieb unfähig, und der Hof beharrte in cynischer Genußsucht.

Man erließ eine Art Verdächtigungsgesetz, Kraft dessen die Polizei eine Menge Bürger in's Gefängniß warf. Die Willkürmaßregeln jagten sich. Die Reaction vollzog sich überall da, wo der König Truppen zur Verfügung hatte, scheiterte jedoch an allen Punkten. Das Gefängniß von Cassel war von Staatsgefangenen überfüllt, man sprach davon ihnen den Proceß zu machen, und sie vor Militärcommissionen zu stellen, obgleich sich die Meisten nur leichte oder bloß durch Worte begangene Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Eine Art Schreckensherrschaft griff in Cassel Platz, der Savary Westphalens Bongars und seine Agenten sprachen nur vom Füsiliren; dumpfes Schweigen herrschte in der Stadt; es war die Windstille vor dem Sturm.

Zu dem Zeitpunkt, wo dies in Westphalen vorging, bereiteten die Kriegsereignisse in Sachsen die endliche Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft vor.

Jérome erhielt erst am 25. October Nachmittags vom Ausfall der Schlacht bei Leipzig Kunde. Er verhinderte, daß dieselbe in's Publicum drang, und verließ noch in derselben Nacht seine Hauptstadt zum letzten Male, unter der Eskorte eines kleinen ausgewählten Garde du corps-Detachements. Da die Bayern schon die Straße nach Frankfurt sperrten, wählte er die nach Wetzlar, und ging über Elberfeld nach Cöln.

Ein zweiter Zusammenbruch der fremden Regierung fand in Cassel statt, die Verwirrung war jedoch nicht so groß, wie beim ersten Male, da der Feind nicht vor den Thoren erschien, und überdies die französischen Truppen des General Rigaud mehrere Tage in der Stadt blieben. Der Transport der Effecten der Franzosen vollzog sich in der Stille, und die Bewegung der Bevölkerung äußerte sich nicht in öffentlichen Manifestationen.

Jérome war nur von einer kleinen Anzahl Günstlinge, den Generalen Chabert, Dau-loup-Verdun, dem Grafen Hoene, dem Oberceremonienmeister Malsburg und dem Polizei-Präfecten Bongars begleitet. Die Minister reisten ein jeder für sich, ab. Simeon ging nach Paris, Malchus auf linksrheinisches Gebiet, Wolffatt allein folgte Jérome nach. Boucheporn, Moulard, Dupleix und Humbert flohen mit den von ihnen zusammengerafften Geldern nach verschiedenen Richtungen.

Jérome blieb einige Zeit, umgeben von Flüchtlingen seines Königreichs in Cöln; alle befanden sich in der drückensten Lage. Jérome besaß nicht einmal die Mittel zur Bestreitung seiner eigenen Ausgaben. Man verkaufte das Silbergeschirr mit dem königlichen Wappen, um die laufenden Kosten seines Haushalts zu bezahlen, die westphälischen Emigranten erhielten

keine Unterstützung und geriethen in's Elend. Die meisten verkauften ihre Effecten und Pferde, um leben zu können. Die Gardes du Corps, welche Jérome bis nach Cöln begleitet hatten, wurden hier entlassen.

Trotz seiner drückenden und beschämenden Lage begann Jérome und seine Vertrauten, da sie den Mangel an Abwechselung des cölner Aufenthalts nicht zu ertragen vermochten, einige Schauspieler, die ihnen aus Cassel gefolgt waren, Comödie spielen zu lassen.

Inzwischen hatten die Generale Rigaud und Allix Cassel verlassen, und am 8. November kehrte der Kurprinz von Hessen, der Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. unter dem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt zurück. Das Volk spannte ihm die Pferde aus dem Wagen, und brachte ihn im Triumph in's Schloß, von wo er die folgende Proclamation erließ:

„Hessen! Ich nenne Euch wieder bei Euerem Namen. Ihr hattet ihn und den Namen Deutsche eingebüßt, aber Ihr habt Euch und Eure Anhänglichkeit an Euren Fürsten nicht aufgegeben. Der Jubel mit dem Ihr mich empfingt, und der mir den Tag meines Einzuges ewig unvergeßlich macht, bietet mir dafür Bürgschaft. Von den Schlachtfeldern, auf welchen die siegreichen Waffen der Alliirten Eure Befreiung von fremdem Joch errangen, eile ich zu Euch. Ich finde Euch würdig Eurer tapferen Vorfahren wieder, die den Gefahren des Krieges stets muthig getrotzt haben. Binnen Kurzem werdet Ihr Eueren Platz in den Reihen der Krieger, die die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands vertheidigen, wieder einnehmen. Stellt Euch denjenigen, die ich Euch bezeichnen werde, und die Euch für diese hohe Aufgabe vorbereiten sollen. Wenn mein Vater, Euer Souverän, der im Begriff steht in Eure Mitte zurückzukehren Euch rufen wird, so zeigt Euch seiner Liebe, Eures Stammes, Eures Namens, Eurer Befreiung würdig, indem ihr Mäßigung, Ruhe und Ordnung bewahrt, und später unter den Waffen den Muth und die Beharrlichkeit, die Euch immer auszeichneten!"

Derart endete das Königreich Westphalen.

Die Königin Katharine hatte bereits Anfang März 1813 das Land verlassen, und sich nach Frankreich zu der Mutter Napoleons begeben. Der Kaiser ertheilte Jérome die Weisung, in einem der Schlösser des nördlichen Frankreichs seinen Wohnsitz zu nehmen, die Königin dorthin kommen zu lassen, und die Ereignisse abzuwarten. Jérome fügte sich diesen Anordnungen nicht, und begab sich zum großen Mißvergnügen Napoleons nach Nogent s. Seine zur Mutter des Kaisers. Als 1814 der Feind in Frankreich eindrang, bat Jérome um eine Unterredung mit seinem Bruder, und verlangte ein Commando in der Armee. Napoleon weigerte sich, ihn zu empfangen, und verbot der Kaiserin Marie Louise Jérome und die Königin Katharine öffentlich oder privatim zu sehen. Am 21. Februar 1814 theilte er seinem in Paris als Statthalter gebliebenen Bruder Joseph seine Intentionen

hinsichtlich Jéromes in einem Schreiben mit. Der Kaiser sprach die Absicht aus, denselben nach Lyon zu schicken, um dort den Herzog von Castiglione zu ersetzen. Die Ereignisse folgten einander jedoch mit einer derartigen Schnelligkeit, daß Jérome nicht die Zeit blieb, sich nach dieser Stadt zu begeben. Er verweilte seit der Abreise Marie Louises in Paris; folgte ihr später nach Blois, und verließ sie erst in dem Augenblick, als die Kaiserin sich nebst dem König von Rom am 19. April 1814 in Orléans den Oesterreichern übergab.

Die Königin Katharine ging am 10. April nach Paris, um ihren Bruder, den Kronprinzen von Württemberg, zu sehen. Der Kronprinz empfing sie jedoch nicht, und ihr Vater ließ ihr durch seinen Gesandten den durch die Ereignisse und das Verhalten Jéromes wohl nur zu sehr gerechtfertigten Wunsch aussprechen, sie solle sich von ihrem unwürdigen Gemahl trennen; allein sie wies dieses Verlangen in mehreren wahrhaft heroisch gehaltenen Briefen an den König zurück.

Nach dem Frieden verließ Jérome Frankreich, hielt sich einige Zeit in der Schweiz, dann in Gratz und 1815 in Triest auf, wohin ihm seine Gemahlin nachfolgte. Auf die Nachricht von der Rückkehr Napoleons nach Frankreich eilte er nach Paris, und traf noch rechtzeitig ein, um dem Maifelde beizuwohnen, wurde zum Pair ernannt, und erhielt das Commando einer Division, an deren Spitze er bei Ligny und Waterloo mit Bravour focht, und verwundet wurde.

Nach der Abdankung Napoleons zog Jérome nach der Schweiz, und lebte dann mit einer russischen Pension in Württemberg, später abwechselnd in Oesterreich, Italien und der Schweiz, zuletzt meist in Florenz. Im Jahre 1848 wurde ihm die Rückkehr nach Frankreich gestattet; er wurde zum Gouverneur der Invaliden, und 1850 zum Marschall von Frankreich ernannt. Nach der Thronbesteigung Napoleon III. zum eventuellen Thronerben mit dem Titel eines Prinzen von Geblüt und dem Prädicat kaiserliche Hoheit erhoben, verlebte er noch eine lange Reihe von Jahren in dieser neuen glänzenden Situation, seinen alten Neigungen keineswegs entsagend, und starb, 75 Jahre alt, am 24. Juni 1860 in Villegenis bei Paris.

Wenig Sterblichen ist eine derartig wechselnde und zugleich so außerordentlich vom Glück begünstigte Laufbahn beschieden gewesen, wie Jérome Bonaparte. Nach einander Schüler des Collège, Offizier, Seemann, Kriegsschiffscapitain, Geschwaderchef, CorpsCommandeur und Souverain eines Königreichs, als solcher vertrieben und wieder zurückgekehrt, dann abermals gestürzt, Privatmann und Exilirter, erhebt sich sein Stern nochmals, er greift, ein moderner Condottieri, wie sein Bruder, wiederum zum Degen, um das Verlorene zurück zu gewinnen und kämpft 1815 als Divisions-General. Von Neuem zur Flucht und Verbannung genöthigt, erklimmt er die Stufenleiter dynastischer Herarchie nochmals als Präsident des Senats,

Gouverneur der Invaliden, Marschall von Frankreich, und eine Zeit lang als Kronprinz und präsumtiver Thronerbe, und stirbt fast im Vollbesitz seiner früheren Würden und Güter in dem Augenblick, wo sein von Neuem emporgekommenes Haus abermals den Gipfel seiner Macht erreicht hat.

Allein, welche Momente bezeichnen den Lebensgang des Königs von Westphalen in der Weltgeschichte?! Weder eine weise Gesetzgebung noch eine gute Verwaltung seines Reiches, noch hervorragende kriegerische Thaten, weder eine Fürsorge für Förderung des darniederliegenden wissenschaftlichen Lebens, noch eine Förderung der Kunst in seinem Ländergebiete, es sei denn des Theaters leichtester Gattung; weder monumentale Bauten, noch Belebung des Handels; statt alles dessen nur die Verwünschungen der Bewohner eines Fünftels des damaligen Deutschlands, das Unglück einer Schaar betrogener Frauen und die sprichwörtlich bekannt gewordene Devise: „Morgen wieder lustik.“

Jugenderinnerungen.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

(Schluß.)

II.

Aus den Lehr- und Wanderjahren eines Kunsthistorikers.

Als das älteste von sieben Kindern — fünf Knaben und zwei Mädchen — wurde ich am 17. Januar 1826 in Dortmund geboren. Wer heutigen Tages meine Vaterstadt sieht, an einem der belebtesten Knotenpunkte des bergisch-märkischen Eisenbahnnetzes, inmitten des westfälischen Kohlendistriktes und eines hochgesteigerten industriellen Treibens, umstarrt von einem Walde dampfender Schornsteine, in einer dicken Atmosphäre von Staub, Rauch, Ruß und qualmenden Dämpfen aller Art, der wird sich keine Vorstellung machen können von dem idyllischen Frieden, der vor wenigen Decennien die Stadt und ihren weiteren Umkreis umfing. Die jetzt auf etwa 85000 Einwohner angewachsene Fabrikstadt war damals ein stilles Landstädtchen von etwa 6000 Einwohnern, die sich hauptsächlich dem Ackerbau und der Viehzucht widmeten. In einer der gesegnetsten Korngegenden der Provinz gelegen, war die Stadt zunächst von einem Kranz von Gärten umgeben, die indeß keine Ziergärten waren, sondern der Gemüse- und Obstzucht dienten. Um diesen inneren Kranz dehnte sich ein zweiter gut eine halbe Stunde breiter Gürtel von Wiesen aus, auf denen die Heerden der Bürger in gemeinsamer Hut weideten. An diese wieder schlossen sich nach Norden, West und Ost herrliche alte Eichenwälder, während südwärts, wo die Terrainwelle allmählich anstieg, sich ein Hügelrücken hinzog, von dessen Höhe man anmuthige Blicke auf

die waldige Kette des Ardey und die dahinter aufragenden Berge des Ruhrthales genoß. Ohne höhere landschaftliche Reize hatte die Lage Dortmunds damals doch eine schlichte Anmuth, ein rein ländliches Gepräge, das noch durch keinen Fabrikschornstein gestört wurde. Dabei war die Stadt noch im Besitz ihrer mittelalterlichen Befestigungen, ihrer Mauern mit ihren Thürmen, ihrer Wälle und Gräben, obwohl letztere längst theilweis ausgefüllt waren und besonders geschützte wohlgepflegte Obst- und Gemüsegärten enthielten. „Fest wie Dortmund" war in alten Zeiten ein Sprüchwort gewesen, und noch jetzt beharrte die ehemalige freie Reichsstadt bei streng geschlossenen Thoren, die sich der Abends nach Sonnenuntergang von einem Ausflug heimkehrende Bürger durch den Pförtner öffnen lassen mußte.

„Und das Stadtthor schließt sich knarrend." Innerhalb dieser Mauern bewegte sich das Leben in ruhigem gleichförmigem Geleise. Abends saßen die Bürger hembärmelig auf der Bank vor ihrer Thüre, plauderten mit den Nachbaren und labten sich an dem damals berühmten heimischen Gerstensaft, denn das bayrische Bier war bei uns noch nicht entdeckt, und der Dortmunder „Adam", so hieß die stärkste Sorte, war wegen Kraft und Wohlgeschmack vielgepriesen.

Die Wälle aber waren für uns Kinder der eigentliche Fest- und Spielplatz, namentlich da wo sie sich über den Thorgängen zu größeren Rasenplätzen erweiterten. Wie oft hab' ich an milden Frühlingstagen mich dort im hohen Grase gesonnt, geträumt und wohl auch ein Gedicht riskirt! Doch gab es einen noch bevorzugteren Lieblingsplatz: das waren die beiden uralten Vehmlinden vor dem Burgthor, die sich dicht an der Stadtmauer auf einem etwas erhöhten Rasenplatze erhoben und den Tisch mit den steinernen Bänken überschatteten, auf welchen in grauer Vorzeit der oberste Gerichtshof der Vehme seine Sitzungen unter freiem Himmel auf rother Erde gehalten hatte. Es gab nichts Köstlicheres, als dort mit einem Bande Schiller oder Goethe zu sitzen; das Auge schweifte dann oft von dem Gelesenen hinweg über die sich weithin breitenden Gärten und Wiesen bis zum dunklen Saum der Wälder. Man hörte nichts als von fern das Glockengeläut der Heerde, oder Abends auch wohl die Gesänge der Milchmädchen, die vom Melken in die Stadt heimkehrten. Jetzt sieht man die kümmerlichen Ueberreste der ehrwürdigen Bäume inmitten des modernen Eisenbahngetriebes, eingepfercht in einen Zaun, umbraust vom heutigen Geschäftsverkehr und umqualmt von seinen Rauchwolken.

Aus dem Mittelalter als der Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes hatte die Stadt vier ihrer alten Kirchen bewahrt: St. Marien, die älteste, eine edle romanische Gewölbbasilika, S. Reinoldi, die imposante Hauptkirche mit ihren großartigen Pfeilerhallen des Uebergangsstyls, die minder ansehnliche Petrikirche und endlich die ehemalige Dominikanerkirche, die sammt ihrem Kloster der katholischen Gemeinde zugetheilt war, während

die drei anderen dem evangelischen Cultus dienten. So war auch ungefähr das numerische Verhältniß der beiden Confessionen: drei zu eins. Den Lehrern und Geistlichen der katholischen Gemeinde war das alte Dominikanerkloster als Wohnsitz zugewiesen, wo auch die beiden Schulklassen ihrer Schule sich befanden. So kam es, daß ich als eigentliches Klosterkind geboren ward. Ehe die Gemeinde in den Besitz des Klosters gelangte, waren die Räumlichkeiten desselben, die sammt der Kirche in dem edlen gothischen Styl des 14. Jahrhunderts erbaut waren, arger Verwahrlosung anheimgefallen. Die herrlichen Kreuzgänge waren theilweise ihrer Gewölbe beraubt worden, und im westlichen so gut wie völlig preisgegebenen Flügel hatte freche Raubsucht sogar die Balkenlage ihrer Bretter entkleidet, so daß man aus dem oberen Stock bis in den Keller hinabblicken konnte. Ueber diese grausig gähnende Kluft uns im verwegenen Fangespiel von Balken zu Balken hinzusetzen, war ein Lieblingssport für uns Buben. Der westliche Flügel war überhaupt am meisten verwahrlost; dort lag Alles offen, Jedermann zugänglich, weshalb es bei eingebrochener Dunkelheit für uns Kinder nie ohne ein leises Grauen abging, wenn wir vereinzelt diese Gegend passiren mußten. Dagegen hatte man den östlichen und südlichen Flügel leidlich in Stand gesetzt und ihn für die Schullocale und die Wohnungen der Geistlichkeit und Lehrer eingerichtet. Die Wohnung meiner Eltern war sonnig und luftig, so daß ich mich des Vorzugs erfreute, in hohen lichten Räumen aufzuwachsen; zugleich gewährten die über drei Fuß starken Mauern genügenden Schutz gegen die große Sonnengluth und Winterkälte. In diesen Räumen sollte ich meine ganze Kinderzeit bis zum Abgang auf die Universität verleben: eine Kindheit, wie sie glücklicher und ungetrübter kaum zu denken ist.

Das ganze Kloster war von einem großen mit hohen Mauern abgeschlossenen Garten umgeben, der zum Theil der Geistlichkeit gehörte, theilweise meinem Vater zugewiesen war. Hier fanden beide Eltern ihre volle Freude, ihr hohes Genügen: der Vater an seiner Obstbaum- und Blumenzucht, die Mutter in Gemüsepflanzungen von erprobter Vortrefflichkeit. In diesem und einem vor dem Thor gelegenen Garten zog sie alles Gemüse, dessen der Haushalt bedurfte, von den Früherbsen, Bohnen und Spargeln bis zu den Rüben und Kartoffeln. In diesem Revier war sie vom Frühling bis zum Herbst thätig, und oft erschollen dann von ihrer angenehmen Stimme Lieder, die sie gern zur Arbeit sang. Nicht minder eifrig benutzte mein Vater jede freie Stunde, um in seiner Obstbaumschule zu arbeiten, ja er wies uns Kindern die Handgriffe des Oculirens und Propfens und ließ uns eine eigene kleine Baumschule anlegen, um uns mit der Pflege der Fruchtbäume vertraut zu machen. Außerdem stand er mit den Gärtnern der Stadt und Umgegend in Verbindung und wußte für seine Rosen- und Nelkenbeete das Erlesenste herbeizuschaffen.

So wuchs ich gleichsam von Kindesbeinen in die Liebe und das Verständniß der Natur hinein. In der besseren Jahreszeit machte mein Vater womöglich täglich einen Spaziergang, sei es auf den Wällen um die Stadt, wo ein erfrischender Luftstrom aus der Ebene und den weiten Wiesengründen herüberstrich, oder etwas ausgiebiger durch die Felder und Wälder der Umgebung. Dabei wurde eifrig Botanik getrieben, und ich durfte mit Botanisirbüchse und Spaten ihn begleiten und ihm Material für seine Untersuchungen und Bestimmungen zutragen. Die Blumen wurden dann zu Hause sorgfältig eingelegt, getrocknet und einem Herbarium einverleibt, welches ich mir schon früh anlegen mußte. Niemals aber unterließ es mein Vater, bei solchen Wanderungen mich auf die Schönheit der Natur aufmerksam zu machen und besonders auf die herrlichen Beleuchtungseffecte hinzuweisen, welche der Abendhimmel über die fernen Gebirgszüge ausgoß. So wurde das Naturgefühl durch tägliche Beobachtung in mir schon früh geweckt. Waren wir Kinder aber uns selbst überlassen, so zogen wir es vor, mit unseren Netzen den Schmetterlingen nachzujagen, wobei wir oft den üppigen Kleefeldern zu nahe traten und nicht selten darob in Conflicte mit den Besitzern geriethen. Schmetterlings- und Käfersammlungen anzulegen, dieser höchste Sport heranwachsender Knaben, war auch für uns von besonderem Reiz. Unser Lieblingsplatz für diese Jagd war aber der Gottesacker der Stadt, der eine Viertelstunde vor dem Westenthore gelegen war und in seinen hohen Pappeln, den Trauerweiden, aber auch in den Ritzen und Ecken der Grabdenkmäler den Nachtschmetterlingen, die unsere vorzüglichste Hochschätzung erregten, Unterschlupf boten. Besonders aber war für uns im Herbst die Kartoffelernte ein großes Fest, an dem wir thätig theilnahmen und mit Vorliebe Puppen des Todtenkopf-Schmetterlings nachforschten, die uns freilich, zu Haus in ein schützendes Glas gesetzt, nie den Gefallen thaten auszuschlüpfen, sondern stets zu Grunde gingen. Ein realeres Vergnügen bereiteten uns dagegen die im angezündeten Laub gerösteten Kartoffeln, die zu unseren erlesensten Leckerbissen gehörten.

Als kerngesundes, aufgewecktes, lebensfrohes Kind ward ich nun von meinem Vater sehr zeitig zum Unterricht herangezogen. Und zwar erhielt ich die erste Unterweisung von ihm privatim, bis ich dann in seine Schule eintreten durfte. Das Lernen machte mir keine Beschwerde, sondern nur Vergnügen, und allerdings verstand mein Vater mit seinen hervorragenden pädagogischen Anlagen seinen Schülern das Lernen leicht zu machen. Der große hagere Mann mit der aufrechten Haltung, dem ernsten und doch gütigen Gesicht, dem ruhigen und dabei energischen Wesen verstand in geradezu genialer Weise alle Kräfte anzuspornen, die schlummernden zu wecken und selbst die trägsten zum Wetteifer zu entflammen. Alle Kinder hingen an ihm mit Begeisterung, und aus dieser Stimmung entwickelte sich ein Trieb zum Lernen, der die Schule zu einer Musteranstalt machte.

Die angesehensten protestantischen Familien in der Stadt vertrauten daher ihre Kinder, Knaben und Mädchen, meinem Vater an. Ich erinnere mich noch, wie er z. B. den Unterricht in der Geographie durch Anschauung großer Wandkarten belebte, und wie er uns auf diesen Karten mit dem Stock Reisen machen ließ, die im Fluge ohne Besinnen ausgeführt werden mußten und uns eine erstaunliche Sicherheit im rapiden Auffinden der angegebenen Städte oder Flüsse verschafften. Aber auch das Kartenzeichnen übte er mit uns und in sauber gebundenen Heften sammelte er am Ende des Schuljahres, was an Karten durch die Hände der Schüler zu Stande gekommen war. Ich besonders hatte große Freude an dieser Thätigkeit, und da sich ein entschiedenes Talent zum Zeichnen vom Vater auf mich vererbt hatte, so gab ich mich diesen Studien in allen Mußestunden mit Eifer hin. Diese Uebung ist mir für meinen Beruf ungemein werthvoll geworden, denn ich habe dadurch die Gewandtheit erlangt, auf meinen zahlreichen Studienreisen mit raschen Strichen zu skizziren, was mir von Kunstwerken bemerkenswerth erschien. Auf lebendige Anschauung und Wiedergabe der Wirklichkeit sollte schon früh jedes begabte Kind hingewiesen werden. Bald nahm die Lust am Zeichnen und Malen bei mir so überhand, daß ich meinen Vater bat, mich Maler werden zu lassen und auf die Akademie nach Düsseldorf zu schicken. „Wenn ich die Gewißheit hätte, war die Antwort, daß Du ein Raphael werden würdest, dann hätte ich nichts dagegen.“ Mein Vater hatte gewiß Recht, mich von der Künstlerlaufbahn fern zu halten; die künstlerische Anlage in mir war hinreichend, um mir ein lebendiges Gefühl, und mit der Zeit auch ein Verständniß für Kunstwerke zu vermitteln, aber sicher nicht stark genug, um mich zu bedeutenden eigenen Leistungen zu befähigen.

Im Winter hielt mein Vater von 5 bis 7 eine Abendschule, zu welcher sich aus den besser situirten Kreisen eine ansehnliche Zahl von Schülern drängte. Zum höchsten Genuß gereichte es uns dann, wenn er, um seine Zufriedenheit mit unserm Verhalten auszudrücken, die letzte halbe Stunde dazu verwandte, uns etwas zu erzählen. Er setzte sich dann mitten unter uns auf eine Bank und wußte im klaren Fluß des Vortrags so fesselnd uns Scenen aus der Geschichte oder der Sagenwelt darzustellen, daß wir wie gebannt an seinen Lippen hingen. Was schlichte Kunst freien Vortrags bedeutet, und wie sie hinzureißen vermag, habe ich damals zuerst empfunden. In der Folgezeit, als ich selbst das Katheder bestieg, habe ich es mir zum Gesetz gemacht, nie anders, als in völlig freier Rede meine Gedanken zu entwickeln. Das Ablesen von Collegheften habe ich eben so sehr verabscheut, wie das Auswendiglernen und scheinbar freie Vortragen. Berthold Auerbach nannte das treffend: „aufgewärmte Speisen serviren.“

Ungewöhnlich früh sollte mir die Gelegenheit kommen, mich lehrend zu versuchen. Ich befand mich noch in der Schule meines Vaters, als

dieser einmal längere Zeit schwer erkrankte. Um Aushilfe für ihn zu schaffen, ward dem zweiten Lehrer die erste Klasse übergeben, mir aber die Unterweisung der zweiten Klasse anvertraut. So hielt ich denn tapfer Schule und wußte die hundert Knaben und Mädchen (getrennte Schulen gab es damals noch nicht) ganz gut im Zaum zu halten. Als die Mutter eines Tages vom Garten aus durch das offene Fenster zuschaute, um sich von dem Gange der Dinge zu überzeugen, hörte sie zu ihrer großen Erheiterung, daß ich beim Beginn der Zehnuhrspause die Aufforderung stellte: „Wer will mit knickern?" (das bekannte Murmelspiel war gemeint), und von allen Seiten der freudige Zuruf erscholl: „Ich, Herr Lehrer! ich, Herr Lehrer." Dies that aber dem Respect keinen Abbruch.

Eingedenk der Schwierigkeiten, welche sich seiner höhern Ausbildung in der Jugend entgegen gestellt hatten, kannte mein Vater keine heiligere Pflicht, als Alles daran zu setzen, um mir den Weg zu den Studien auf jede Weise zu ebnen. Manche Familie schickte ihm ihre Kinder zum Privatunterricht; an allen diesen Stunden, welche hauptsächlich Geschichte, Geographie, deutsche Sprache, auch Französisch umfaßten, durfte ich Theil nehmen und gewann dadurch bei rascher leichter Fassungsgabe einen außerordentlichen Vorsprung. Bald aber ließ der Vater mich bei dem Ordinarius der Sexta des Gymnasiums, Borgardt, täglich Stunden im Lateinischen, Griechischen und Französischen nehmen, und dieser tüchtige Philologe brachte mich bald so weit, daß ich bei der Aufnahme in's Gymnasium, die in meinem zwölften Jahr erfolgte, in allen diesen Fächern reif für Tertia war, und nur aus Mangel an genügenden mathematischen Vorkenntnissen noch auf ein halbes Jahr die Quarta besuchen mußte. Mit den klassischen Sprachen und dem deutschen Aufsatz, sowie der Geschichte fand ich mich gut zurecht; nur die Mathematik blieb mir stets antipathisch, wie denn alles Rechnen mir von jeher ein Gräuel gewesen und geblieben ist. Für das Verständniß der deutschen Dichter, die Uebung im freien Vortrag und im deutschen Aufsatz verdankte ich den Lehrern Varnhagen, Wilms und dem Director Thiersch, Bruder des berühmten Archäologen und Verfasser des Preußenliedes, am meisten. Nebenbei wurde beim Superintendenten Consbruch privatim das Englische, so gut es gehen mochte, getrieben.

Da sich mir bei weiterem Vordringen die Absicht immer deutlicher gestaltete, Philologe und Schulmann zu werden, so nahm ich in den oberen Klassen auch Unterricht im Hebräischen. Hier kam mir nun die Freundschaft mit einem trefflichen israelitischen Schulgenossen, Louis Lehmann, bestens zu statten, mit welchem ich überhaupt vielfach gemeinsam meine Studien betrieb. Er und sein Bruder David, damals Lehrer der jüdischen Gemeinde, weihten mich tiefer in das Hebräische ein, namentlich lernte ich auch die jetzige Cursivschrift mit Leichtigkeit lesen und schreiben. Beide Brüder, ideal angelegte Naturen vom reinsten Streben, waren mir lange Zeit im täglichen Verkehr verbunden.

Dem Gymnasium meiner Vaterstadt verdanke ich vor Allem jene feste Grundlage klassischer Bildung, welche durch nichts Anderes jemals zu ersetzen ist. Von großem Werth war mir dabei der Verkehr mit einem der jüngeren Lehrer, Dr. Reinhold Schmieder, der während mein erletzten Studienjahre an die Anstalt berufen wurde und bald nachdem er mein warmes Interesse für die alten Schriftsteller erkannt hatte, mich seines näheren Umganges würdigte. Er war ein gründlicher Philologe, aus der hallischen Schule hervorgegangen, und verstand die Klassiker in geistvoller Weise zu erklären. Ich durfte ihn an bestimmten Wochentagen Abends besuchen, wo er dann mit mir Plautus und Terenz las, die ich damals ohne seinen Beistand nicht so leicht bewäligt hätte.

Zweierlei gab es in jenen Tagen noch nicht: die Verachtung der klassischen Studien, mit welcher sich der platte Utilitarismus unsrer Tage breit zu machen sucht, und die Klagen wegen „Ueberbürdung" der Schüler. Was zunächst letztere betrifft, so wußte man davon nichts, während heutigen Tages eine bedenkliche Verweichlichung eingerissen zu sein scheint. Wir waren ein frisches, fröhliches Geschlecht, das seinen Verpflichtungen in lebendigem Wetteifer nachkam, dabei aber für die Spiele und Erholungen der Jugend vollauf Zeit und Stimmung behielt. Vor Allem aber muß ich bezeugen, daß von den heute so oft erschallenden Klagen, als ob durch die Behandlung der antiken Klassiker in den Gymnasien die Lust an denselben der Jugend vertrieben werde, noch nichts zu spüren war. Freilich fehlte es dort wie auch sonstwo nicht an einzelnen Pedanten und Wortklaubern; allein im Herzen blieb unsere Freude an den Alten ungetrübt, und wir gewannen für's ganze Leben eine Grundlage, für die wir stets dankbar geblieben sind. Und selbst die Pedanterie manches Lehrers hatte nichts Abschreckendes, sondern war meist mit einem liebenswürdigen Zuge verbunden. So war es bei dem Ordinarius der Tertia, einem Manne, den wir wegen seiner Herzensgüte und seiner fast kindlichen Harmlosigkeit hoch verehrten und dessen einzelne Wunderlichkeiten uns ein frohes Lächeln abgewannen. So schilderte er uns in der griechischen Geschichte einst die wilden Urzustände, indem er in gehobener Rede sprach: „Hier war es nun, wo der Räuber dem ruhig dahinziehenden Wanderer (dies begleitete er mit bezeichnendem Gestus) in den Weg tritt (dabei trat er lebhaft einen Schritt vor) und ihn hinabstürzt in die Tiefe (wieder kräftiger Gestus!) — wenn er kann!" (hier wieder einen Schritt zurück). Noch drastischer war er einst in der römischen Geschichte, als er plötzlich einen Schüler Allotria treiben sah, und ihn, mitten im Vortrag sich unterbrechend, apostrophirte: „Da sitzt er, der schlechte Mensch, und lacht und schwatzt, während hier zwei edle Römer für's Vaterland in den Tod gehen." Unser Director Thiersch namentlich war es, der uns die antiken Klassiker lieb zu machen wußte, indem er sie nicht zu grammatikalischen Exempeln verwerthete, sondern uns lehrte in ihr inneres Leben, ihre geistigen Gehalt einzubringen.

Daß eine gewisse künstlerische Ader in meiner Natur war, sollte sich nun aber am höchsten und stärksten in meinem Verhältniß zur Musik erweisen. Beide Eltern waren musikalisch, und als ich kaum ein paar Jahre alt war, lernte ich von Beiden im Spiel Volks- und Kinderliedchen, die sie mir vorzusingen nicht ermüdeten. Mit sechs Jahren fing ich zuerst unter meinem Vater, dann unter tüchtig ausgebildeten Lehrern, von denen ich dem genialen Gustav Jansen am meisten verdanke, das Klavierspiel an. Das dürftige dünnstimmige Instrument, welches der Vater sich aus mühsamen Ersparnissen angeschafft hatte, erlebte meine ersten Fingerübungen; als ich später weitere Fortschritte machte, wußte der Vater durch einen befreundeten Instrumentenmacher ein etwas besseres zu beschaffen, das denn auch viele Jahre hindurch gute Dienste geleistet hat. Aber auch das Orgelspiel sollte ich mir zu eigen machen, denn mein Vater hatte den Mangel dieser Fähigkeit bei sich nur zu bitter empfunden. So erhielt ich denn Unterricht beim Organisten der Hauptkirche S. Reinoldi, einem alten gründlich gebildeten sächsischen Musiker Namens Günther, der mich nicht blos praktisch auf der Orgel, sondern auch theoretisch im Generalbaß zu unterrichten hatte. Bald war ich so weit, daß ich mit 12 Jahren meinen Vater auf der Orgel zu vertreten anfing, und ich gewann solche Neigung zu dieser Königin der Instrumente, daß, wenn ich Sonntags die Frühmesse in der katholischen Kirche für meinen Vater gespielt hatte, ich nach der Reinoldikirche eilte, um beim Hauptgottesdienst auf der herrlichen dortigen Orgel unter den Augen meines Lehrers mich zu versuchen, dann aber bei Beginn der Predigt schnell in unsere Kirche zu rennen, um dort noch für's Hochamt zurecht zu kommen. Füge ich hinzu, das ich dann noch Nachmittags bei der Vesper meinen Vater zu vertreten hatte, so sieht man, daß meine Sonntage von einem hervorragend kirchlichen Lebenswandel ausgefüllt waren. Wenn dann aber die mächtigen Klänge der Orgel und der Gesang der Gemeinde durch die hohen Hallen brausten und an den kühnen Wölbungen hinschwebten, dann fühlte ich mich auf meiner Orgelbank glücklich. Zu Statten kam mir dabei, daß schon früh mir die Gabe des Phantasirens zu Gebote stand, denn oft versammelten sich meine jungen Gespielen um mich, wenn ich auf unserem dürftigen Klavier mich in freien Weisen erging. Von meinem musikalischen Kirchendienst her ist mir als unvergeßliche Erinnerung die Figur des alten grotesken Calcanten haften geblieben, der viele Jahre hindurch, so lange ich denken kann, auf seinem Posten war und während er auf seinen Hebelbalken auf und nieder schwebte, mit einer bärenmäßigen Stimme den Gemeindegesang begleitete. Zu Neujahr verfehlte er nie meinem Vater mit der stehenden Phrase zu gratuliren: „Der Herr erhalte Ihnen noch lange bei Ihrer Unschuld", (womit er uns Kinder meinte). Seine am Ende des Jahres eingereichte Rechnung bewegte sich stets in der lieblichen Formel: „Einem ehrwürdigen Kirchenvorstand ein Jahr lang die Bälge getreten."

Die Musik wurde nun ein Hauptinteresse für mich, und auch diese Seite meiner Anlage suchte mein Vater nach Kräften zu fördern und zu entwickeln. Dortmund war damals berühmt wegen seiner gediegenen Concerte; ein Orchester, in welchem die angesehensten Bürger, Kaufleute und Beamte, als Dilettanten mitwirkten; treffliche Sängerinnen, ebenfalls aus den Kreisen des höheren Bürgerthums, vereinigten sich zu tüchtiger Wiedergabe der klassischen Meisterwerke. Ich mag etwa zwölf Jahre gezählt haben, als mein Vater mich zum ersten Mal in ein Concert nahm, und das erste klassische Meisterwerk, das mir zu Ohren kam, war die zweite Beethovensche Symphonie. Jetzt noch, nach fünfzig Jahren, weiß ich mich lebhaft des tiefen Eindrucks zu entsinnen, den ich damals empfing. Eine neue Welt war mir aufgegangen. In dem Gesangverein betheiligte ich mich bald an der Aufführung größerer Chorwerke, und als einmal unser Musikdirector plötzlich wegen finanzieller Bedrängnisse die Stadt heimlich verlassen hatte, wurde mir das fernere Einüben des Paulus, mit dem wir gerade beschäftigt waren, übertragen, und bei der Aufführung in der Kirche hatte ich, da uns ein Orchester nicht zu Gebote stand, die Begleitung des ganzen Werkes auf der Orgel durchzuführen. Aber schon weit früher hatte ich bei den kirchlichen Festen zur Weihnachts- und Osterzeit Gelegenheit gefunden, mit meiner hellen Kinderstimme bei den Gesängen mitzuwirken, welche unter Leitung meines Vaters zur Verherrlichung des Gottesdienstes ausgeführt wurden.

Welche Bedeutung in katholischen Ländern das kirchliche Leben schon früh für den Einzelnen gewinnt, welche Macht auf die kindliche Phantasie der künstlerisch verklärte Gottesdienst ausübt, das kann für Weckung ästhetischen Sinnes nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir Knaben drängten uns schon früh zum Dienst bei der Messe, und es war für Jeden von uns eine Ehrensache, als Chorknabe dem Priester am Altare zu assistiren; ich erinnere mich noch meiner stolzen Genugthuung, als ich groß genug war, um das schwere Meßbuch von der Epistelseite des Altars auf die Evangelienseite und wieder zurück zu tragen. Wie oft ich aber am Altare kniete, stets hafteten meine Augen auf den großen Bildern der Gebrüder Dünwegge, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts den Hochaltar mit ihren großen tüchtigen Gemälden geschmückt hatten. Das gewaltige Bild der Kreuzigung und die Flügelbilder mit der heiligen Sippschaft und der Anbetung der Könige prägten sich mir mit allen ihren Einzelheiten unauslöschlich ein. Es war der erste bleibende Eindruck, den ich von einem Werke der Malerei empfing.

Die höchsten Feste, Weihnacht, Ostern und Fronleichnam gewannen auch für unsere Betheiligung eine erhöhte Bedeutung. In dunkler Nacht begab man sich am ersten Christtage in die Kirche, wo festliche Transparente das „Ehre sei Gott in der Höhe" in flammenden Zügen emportrugen, und eine glänzende Beleuchtung sich bis an die Decke ausbreitete, um mit dem

ehrwürdigen Dunkel der Gewölbe sich in einen Wettkampf zu wagen. Kehrte man dann nach Hause zurück, so hatten die Eltern sich in das große vordere Zimmer, das man jetzt einen „Salon" nennen würde, eingeschlossen. Bald erscholl das ersehnte Zeichen mit der Glocke, und nun strahlte uns der Weihnachtsbaum mit seinen Gaben entgegen, und wie glücklich fühlten wir uns bei dieser bescheidenen Bescheerung. Es hatte dann einen poetischen Reiz, unter dem Weihnachtsbaum das Frühstück zu nehmen und allmählich im Frühlicht des jungen Tages die Weihnachtslichter hinsterben zu sehen. Noch stimmungsvoller vielleicht war die Osterzeit, wo die Kirche durch den künstlerisch berechneten Gegensatz zu der Trauer der vorangegangenen Karwoche den Jubel des Auferstehungstages eindringlicher zu gestalten weiß. Am Karfreitage wurde unter düsteren Gesängen der Leichnam Christi am Hochaltar abgenommen und in's Grab gelegt. Die Geistlichkeit sammt den Chorknaben umringte den Priester, der das große Cruzifix in Händen hielt, indem er es allem Volke zeigte, und unter dem Choral „Seht welch ein Mensch, ach seht" stationsweise vom hohen Chor herabschritt, um es in das am Ostende des südlichen Seitenschiffes befindliche heilige Grab zu betten. Von diesem Augenblicke verstummen für die folgenden Tage alle Glocken, und selbst statt der Meßglöckchen lassen nur Holzklappern ihr Zeichen ertönen. Das heilige Grab aber ist glänzend erleuchtet, und für die folgenden Tage concentrirt sich vor ihm die ganze Andacht der Gemeinde. Aber in der Frühe des ersten Ostertages, noch vor Sonnenaufgang, strömt die andächtige Schaar in die Kirche, die festlich erleuchtet ist. Kein Glockenklang läßt sich hören; Alles vollzieht sich in tiefster Stille. Der Geistliche mit seiner Begleitung begiebt sich lautlos zum Grabe und verharrt dort in stillem Gebet. Plötzlich intonirt er die mächtigen Klänge: Surge Domine. Er wiederholt sie zweimal in stets höherer Tonlage; endlich beim dritten Male erhebt er das Kreuz aus dem Grabe, wendet sich damit, es hoch emporhaltend, gegen die Gemeinde und stimmt nun den von allen Anwesenden aufzunehmenden Choral an: „Christus ist auferstanden von Tod und Grabes Banden." In diesem Augenblick ertönen alle Glocken, die Orgel fällt brausend ein, und die ganze Gemeinde stimmt den herrlichen Auferstehungsgesang an, indem sie, die Geistlichkeit mit dem Cruzifix an der Spitze, eine Prozession durch die Gänge der Kirche beginnt.

Eine mächtigere Wirkung läßt sich nicht denken. Nun hatte ich aber einmal gehört, am Ostersonntage gehe die Sonne tanzend auf. Ich war so kindisch, dies zu glauben, und begab mich an einem für mich unseligen Ostertage in grauer Morgenfrühe auf die Wälle der Stadt, um von dort dies Schauspiel zu genießen. Zwar wußte ich, daß mein Vater, durch Unwohlsein an's Bett gefesselt, die kalte Kirchenluft meiden sollte, also fest auf Vertretung durch mich rechnete, allein ich war überzeugt, früh genug auf meinem Posten zu sein. Kaum war ich zu meiner tiefen Enttäuschung

inne geworden, daß es der Sonne gar nicht einfiel zu tanzen, so wurde ich durch das plötzlich erschallende Geläut aller Glocken zu meinem Entsetzen gewahr, daß der Zeitpunkt für mich, mit der Orgel einzufallen, bereits verstrichen war. Wie ein Rasender nach der Kirche stürzen, um mit der Orgel loszudonnern, war eins; aber es war von mir ein unerhörtes Aergerniß gegeben, und die Strafpredigt, die mir mit vollem Recht nachher mein Vater hielt, vergällte mir das ganze Fest.

Anderer Art war dann wieder Fronleichnam, wo die Gemeinde unter wehenden Fahnen, geschwungenen Weihrauchfässern und frommen Gesängen sich durch die blühenden Klostergärten prozessionsweise bewegte und vor den mit Maien errichteten blumengeschmückten Altären im Freien unter dem blauen Sommerhimmel die Andacht verrichtete. Die festlich geputzte Menge inmitten all' der Blumen und der grünenden Pracht ringsum gab ein unvergeßlich schönes Bild.

So verflossen in ungetrübter Lust die glücklichsten Kinderjahre; selbst das Lernen war uns Kindern eine Freude, weil der Vater es uns gewinnreich und anregend zu gestalten wußte. So benutzte er auch jede Gelegenheit, um den Kreis unserer Kenntnisse zu erweitern. Namentlich führte er mich gern in die Werkstätten der Handwerker und Gewerbetreibenden und ich erinnere mich lebhaft, welches Interesse mir eine Töpferwerkstatt einflößte. Noch größer war allerdings meine Theilnahme, als ich eine Buchdruckerei in ihrem ganzen Betriebe kennen lernte, wo die Hurtigkeit der Setzer mir Staunen einflößte. Es mochte in mir schon eine dunkle Ahnung von den Beziehungen aufsteigen, in welche ich mein Lebenlang zu diesem wichtigen Zweige menschlicher Thätigkeit treten sollte.

Vor Allem aber war das Familienleben selbst, das sich in Haus und Garten abspann, für uns erfreulich. Die Eltern lebten in treuer Gemeinschaft und reiner Harmonie und ich erinnere mich nie einen Streit oder Zank gehört zu haben. Der Vater, in seiner ernsten, selbst strengen Weise, war doch voll Güte. Sein Erstes war, uns an strikte Pflichterfüllung zu gewöhnen und uns einzuschärfen, daß das Vergnügen stets der Pflicht nachzustehen habe. Von diesem Grundsatz ging er auch in der Praxis des Lebens niemals ab. Galt es eine Einladung für uns zu einem Ausflug, wobei die Schulstunden in die Brüche gehen mußten, so war es nicht möglich, des Vaters Zustimmung zu gewinnen. Wie oft war uns solches Verbot schmerzlich, wie oft beschuldigten wir ihn der Härte! Aber in späteren Jahren wußten wir diese liebevolle Strenge zu würdigen und segneten ihn darum. Milder, auch nachgiebiger war die gute Mutter. Ihr freundlich liebevolles Wesen durchleuchtete wie Sonnenschein das ganze Haus. Immer thätig, bald in der Wirthschaft, bald im Garten, ging sie doch nicht so in dies Treiben auf, daß sie nicht offenen Sinn auch für Höheres gehabt hätte. Ihr liebes rosiges Gesicht mit den dunklen fröhlichen Augen war für Jedermann eine Erquickung. War sie im Garten

beschäftigt, so pflegte ich gern ihre Nähe aufzusuchen und mich mit meiner Schularbeit in die Laube zu setzen.

Der seligste Festtag im ganzen Sommer war für uns Kinder die Einladung zum Lehrer Mönnich in Kirchlinde, die jedes Jahr einmal für die ganze Familie und für den ganzen Tag erfolgte. Wir brachten dann mit den Eltern zeitig Vormittags auf, um zur rechten Stunde das helle, in einem herrlichen Fruchtgarten gelegene Lehrerhaus zu erreichen. Schon die Wanderung durch Felder, die mit schattigen Wäldern wechselten, war ein Genuß. Nun aber vollends am Ort der Bestimmung das Wiedersehen mit unsern jungen Freunden, das herrlich bereitete Mahl und vor allen Dingen der Besuch bei den Stachelbeerhecken, Johannisbeeren, Erdbeeren und Kirschbäumen des wohlgepflegten Gartens! Wenn wir Abends heimkehrten, lag der schönste Tag des Jahres hinter uns.

Zu weiterem Ausflug nahm mich mein Vater mit, wenn er in den Ferien, wie er alljährlich that, seinen Eltern in Balve einen Besuch machte. Sobald ich flügge war, mußte ich mit, und so lange ich für die ganze etwa acht Wegestunden weite Wanderung, die der Vater ganz zu Fuß machte, noch nicht kräftig genug war, schickte man von Seiten der Großeltern einen Boten mit einem Esel uns bis an die Ruhr entgegen. Auf dem Rücken des frommen Thieres legte ich dann den Rest der Reise zurück und hielt meinen Einzug in dem kleinen Städtchen. Auf's Zärtlichste empfing uns jedesmal die Großmutter, und auch der einsilbige herbe Großvater, den die harte Arbeit des Lebens etwas gebeugt hatte, konnte seine Freude an dem lustigen Enkel nicht verleugnen. Das waren dann herrliche Tage, ausgefüllt von Einladungen zu den alten Freunden meines Vaters und von Spaziergängen in den romantischen Umgebungen der Stadt. Ein Lieblingspunkt war die Balver Höhle, etwa ein Stündchen von der Stadt gelegen, eine mächtige Naturerscheinung, die allerlei anthropologische Merkwürdigkeiten barg. Sonntags kamen viele Bauern vom Lande in's Haus, die mit meinem Großvater Geschäfte hatten. Damals kam es vor, daß zum ersten Mal dort von Amerika geredet wurde, weil Landsleute, die dahin ausgewandert waren, allerlei berichtet und die Neugier mächtig erregt hatten. Ich wurde gefragt, ob ich etwas von dem Amerika wisse, und nun zeichnete ich ihnen mit Kreide die Gestalt Amerikas auf den Tisch und schilderte den staunenden Zuhörern Land und Leute in Amerika, so gut ich vermochte. Lust und Gabe zum Unterrichten regte sich damals schon in mir.

Einen der tiefsten künstlerischen Eindrücke sollte mir das Jahr 1843 bringen. Man feierte das dreihundertjährige Jubiläum des Gymnasiums, und da man damals noch nicht so massenhaft und so leicht wie heute solche Erinnerungsfeiern beging, so nahm man die Sache sehr wichtig. In das Programm wurde namentlich ein großes Concert aufgenommen, und die Väter der Stadt kamen auf die glänzende Idee, Franz Liszt, der damals

auf der Höhe seines Ruhmes stand, um seine Mitwirkung zu ersuchen. Der große Virtuose lebte zu jener Zeit auf der so köstlich zwischen Drachenfels und Rolandseck im Rhein gelegenen Insel Nonnenwerth, wo er freilich eine nichts weniger als klösterliche Existenz führte. Es war damals nicht so leicht, vom Rhein bis zu uns zu gelangen, denn die Köln-Mindener Eisenbahn war noch nicht erfunden, und man mußte die ganze Strecke im Wagen zurücklegen. Außerdem hatte Liszt sicher nie den Namen des unbekannten Nestes nennen hören, welches mit so naivem Zutrauen ihn zu einer Gastrolle aufforderte. Aber gerade dies muß ihn gewonnen haben und ihm als Kuriosität erschienen sein: genug, er sagte zu. Welche Menschenströme aus der ganzen Provinz sich nun nach meiner kleinen Vaterstadt ergossen, kann man sich vorstellen. Am Tage des Concerts waren die Räume des Casinos vollgepfropft; im Saale konnte der bekannte „Apfel" nicht zur Erde; noch auf dem Flur und im Treppenhause drängte sich die aufgeregte Menge. Ich war als einer der Ordner in meinem schwarzen Sammtrock und Barett mit der breiten Schärpe in den Dortmunder Farben als Wachtposten an der Hinterpforte aufgestellt, die den Eingang in's Musikzimmer bildete; so hatte ich den Vorzug, den Gefeierten ganz in der Nähe sehen und salutiren zu dürfen. Auch hier drängte sich die Menge der Einlaßbegehrenden, und eben war ein Vater der Stadt mit großer Wichtigkeit bemüht, den Platz frei zu machen, als Liszt erschien. Kaum hatte er die Sachlage erkannt, als er mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit, die Thür weit aufreißend, ausrief: „Nur herein, meine Damen und Herren," und nun flutheten die Wogen hinein und überschwemmten, von hier aus in den Saal vordringend, das ganze Podium bis hart an den Flügel heran, so daß kaum der nöthige Raum für Liszt übrig blieb. So oft später das Leben mich mit ihm zusammengeführt hat, stets habe ich nicht blos den genialen Künstler, sondern auch den liebenswürdigen, gütigen Menschen in ihm zu verehren gefunden. Sein Spiel aber, dämonisch hinreißend wie die ganze Persönlichkeit, war mir damals wie eine Offenbarung des Höchsten. Von einer solchen Beseelung des Instrumentes, von einer solchen Macht der künstlerischen Individualität hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Ich habe auch später nie wieder einen ähnlichen Eindruck empfangen.

Noch einiger persönlicher Beziehungen habe ich zu gedenken, die in die letzten Jahre meines Verweilens in der Heimat fielen. Mein Vater hat von der „Conferenz" berichtet, welche ihn mit seinen Collegen verband und Sonnabend Nachmittags nach einem bestimmten Turnus bei den Mitgliedern abwechselte. Zuweilen durfte ich an diesen gemüthlichen Zusammenkünften Theil nehmen, wo Pädagogisches und Literarisches verhandelt wurde. Es war die Zeit, wo Diesterweg in hohem humanen Sinne der Pädagogik einen neuen Aufschwung gegeben hatte, der in den Lehrerkreisen zu einer höheren Auffassung des Berufes und zu verschärfter Selbstkritik

Anlaß bot. Mit hoher Verehrung ward der Name des bahnbrechenden Mannes, den Alle als ihren Führer bereitwilligst anerkannten, genannt, und alle Lebensäußerungen in diesen Kreisen waren von einem reinen Idealismus erfüllt. Besonders trat der zu den Jüngeren gehörende Lehrer Schmitz hervor, eine feurige Natur, voll gesunden rheinischen Humors, und von einer schwungvollen Begeisterung getragen. Ihm verdanke ich die erste Bekanntschaft mit Hofmeisters Leben Schillers, welches eines seiner Lieblingsbücher war. Ganz andrer Art war der Nestor dieses Kreises, Uvermann, der in seiner philosophischen Ruhe die Dinge mit großer Gelassenheit betrachtete. Er beglückte mich durch seine besondere Zuneigung, der er manchen sinnigen Ausdruck gab. Er stammte aus einer Zeit, wo in manchen abgelegenen Kreisen die großen Gestirne Goethe und Schiller am Himmel noch nicht erschienen waren und seine ganze Verehrung galt den Dichtern der früheren Epoche, Lessing und Wieland. Ich besitze noch als Geschenk des trefflichen Mannes die Gesammtausgabe der Werke des Verfassers der Abderiten und des Oberon, ein rührendes Zeichen seiner Zuneigung. Als er meine ersten literarischen Arbeiten erhielt, war er davon in seiner blinden Vorliebe so eingenommen, daß er zu sagen pflegte: „Wenn man solche Sachen lesen wolle, müsse man seinen Sonntagsrock anziehen, sich eine Pfeife feinsten Tabacks stopfen und dazu eine Tasse Mokka trinken!" In späteren Jahren, als das hohe Alter seine Gedächtnißkräfte aufgezehrt hatte, quälte er sich in langen schlaflosen Nächten mit Tausenden von Namen, die ihm aus seiner ausgebreiteten Lectüre im Kopf hängen geblieben waren, ohne daß er sich ihrer Bedeutung zu entsinnen vermochte. Er schrieb dann jeden Namen auf bereit gehaltene Zettel, und in der Morgenfrühe schon kam ein dienstbarer Geist mit diesen Namensverzeichnissen zu meinem Vater gelaufen, der dann die Bedeutung jedes Einzelnen, sei es aus dem Gedächtniß, sei es aus dem Conversationslexikon dazu setzen mußte.

So waren die letzten Zeiten meines Dortmunder Aufenthaltes herangekommen, und ich fing an mich auf das Abiturientenexamen vorzubereiten, als sich eine Umgestaltung der Verhältnisse vollzog, die auch auf mich einzuwirken bestimmt war. Und zwar handelte es sich dabei um unsere Beziehungen zur Kirche. Ich muß hier einiges über die Persönlichkeit meines Vaters vorausschicken. Zwanzig Jahre hatte er auf's Segensreichste in seinem Dortmunder Amte gewirkt. Sein ausgezeichnetes Lehrtalent, sein edler Charakter, die Milde und zugleich auch die ernste Festigkeit seines Wesens, sowie seine feinen Umgangsformen hatten ihm in allen Kreisen der Gesellschaft ein hohes Ansehen verschafft. In den ersten Familien der Stadt, beim Landrath, Bürgermeister, Berghauptmann und den sonstigen höheren Beamten war er gern gesehen, zumal er die Kinder dieser Familien im Unterricht hatte. Ebenso mußte mein Vater wöchentlich einmal eine kleine Stunde weit nach Brünnighausen wandern, um dort in

der Familie des Freiherrn von Romberg Unterricht zu ertheilen. Diese Beziehungen wußte er bestens für seine Armen auszunützen, indem er jeden Winter von der Baronin einen großen Wagen voll Kohlen aus ihren Gruben erbat, die er dann unter seiner Aufsicht unter die Bedürftigen vertheilen ließ. Wohlthun, helfen und nützen, mit Rath und That Bedrängten zur Seite stehen war seine Freude. Unermüdlich wußte er auch fremde Kräfte in Bewegung zu setzen; groß war die Zahl Derer, für welche er Bittschriften an die Regierung, das Ministerium, selbst an den König aufsetzte, um ihnen Unterstützung auszuwirken. In den späten Abendstunden, nach dem Nachtessen, am Ende eines Tagewerkes, das ihn von der Frühe bis in die Nacht thätig sah, gab er mittellosen jungen Leuten, die schon im Geschäft und sich gern weiterbilden wollten, unentgeltlich Unterricht oft bis gegen 10 Uhr, so daß man sagen kann, sein Leben war ein rastloses Wohlthun. Als nach dem segensreichen Vorgange des Kaplans Kolping in Köln überall katholische Gesellenvereine entstanden, um die jungen Leute vom Wirthshaus fern zu halten und zu belehrenden und unterhaltenden Zusammenkünften zu verbinden, war wieder mein Vater sofort bereit, seine Abendstunden zu opfern, und aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen den jungen Leuten Anregendes und Belehrendes mitzutheilen. Unbegrenzt war deshalb das Vertrauen und die Verehrung, welche ihm in allen Kreisen entgegengebracht wurde. Wie oft ergriff er, wo ihm von Unfrieden in Familien berichtet wurde, die Gelegenheit, selbst einzuschreiten, und wie oft gelang es seiner eindringenden Beredtsamkeit, seiner rückhaltlosen Offenheit, mit der er seiner sittlichen Ueberzeugung Ausdruck gab, ehelichen Zwist oder Zank zwischen Eltern und Kindern, oder auch zwischen Geschwistern auszugleichen!

Trotz des hohen Ansehens, welches er sich auf diese Weise erworben — oder vielleicht eben wegen desselben? sollte sein Verhältniß zur Geistlichkeit in die Brüche gehen. Ich will ausdrücklich bemerken, daß er sein lebenlang ein rechtgläubiger frommer Katholik war, seiner Kirche und ihren Dienern treu ergeben, voll Respect vor der ihm vorgesetzten Geistlichkeit; nur den Jesuitismus haßte er, hütete sich aber wohl, von dieser Gesinnung öffentlich Zeugniß abzulegen. Wenn er dennoch in schweren, unheilbaren Conflict mit der Geistlichkeit gelangte, so traf nicht ihn dabei die Schuld, sondern ausschließlich die andere Seite. Ich will hier keine Namen nennen, sondern mich nur an die Sache halten; und auch diese soll nur in großen Umrissen berührt werden. Die ersten Anlässe zu Zerwürfnissen gab der Umstand, daß der Clerus meinen Vater an dem ihm von Rechtswegen zukommenden sehr bescheidenen Gehalt zu verkürzen suchte. Da er selbst über diese Dinge ausführlich berichtet hat, so brauche ich hier nicht eingehend darauf zurückzukommen. Der Leser wird aus jener treuen unparteiischen Schilderung ersehen haben, welche Kette von Benachtheiligungen, Rechtsverletzungen und Kränkungen jeder Art von jener Seite über den

gewissenhaften Lehrer und redlichen Mann verhängt wurde. Diese Beeinträchtigungen nahmen eine entschiedene Gestalt an, als es zur Ablösung der Leistungen kam, welche der oben erwähnte Humannshof an die Schule zu liefern hatte. Es zeigte sich wieder, mit welch' trefflichem Magen die Kirche gesegnet ist, denn der Clerus suchte das, was der Schule zukam, dem Kirchenfonds zuzuwenden. Dagegen empörte sich der Gerechtigkeitssinn meines Vaters, und er suchte in Eingaben an den Landrath, an die Regierung und endlich an's Ministerium seine Sache zu verfechten. Wie manchen Sonntag Nachmittag habe ich am Schreibtisch sitzen müssen, um diese langen Actenstücke sauber zu copiren! Bei den weltlichen Behörden fand mein Vater allen Beistand, der aber zu gewähren war; die Lage der Dinge ließ einen durchgreifenden Schutz nicht zu. Durch diese Widerwärtigkeiten wurde das Leben meines Vaters verbittert, und die Lust am Lehren, welche ihn in seinem schweren Beruf stets aufrecht erhalten hatte, konnte nur durch sein großes Pflichtgefühl gerettet werden. Bedenkt man aber, daß der Beruf des Lehrers einer der mühevollsten ist, daß er Leib und Seele in ungewöhnlichem Grade in Spannung erhält, daß endlich sehr viel Hingebung und Entsagung dazu gehört, in diesem schweren Berufe nicht zu ermatten, sondern geistig frisch und stark zu bleiben, so muß die muthwillige und boshafte Störung einer so segensreichen Thätigkeit wahrlich Abscheu einflößen. Damals habe ich eingesehen, wie verhängnißvoll es ist, wenn man den Lehrerstand unter die Botmäßigkeit der Kirche stellt, wenn man Geistliche, welche von Pädagogik meistens nichts verstehen, zu Vorgesetzten der Schule macht. Wir hatten neben dem Hauptpfarrer damals einen jungen Caplan, der im Kloster wohnte und in unsrer Schule den Religionsunterricht gab. Es war eine vollblütig sinnlich angelegte Natur, die manche Kämpfe durchmachen mochte; denn in den Abendstunden hörte man aus seinem Zimmer weithin durch die Stille der Nacht leidenschaftliches Gebetstammeln in einer unheimlichen Heftigkeit; ja man hatte den Eindruck, daß die Geißel und andere Mittel der Selbstzüchtigung dabei zur Anwendung kamen. Dieser Mann war in den Religionsstunden uns denn keineswegs ein Muster der Selbstbeherrschung, denn er konnte einen jungen Sünder aus der Bank herausziehen, auf den Boden hinknieen lassen und hieb dann so erbarmungslos und ingrimmig mit Stock oder Ruthe auf ihn ein, daß ihm selbst die Zornesader aufschwoll, der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn stand, und wir Kinder den entsetzlichen Eindruck einer ungebändigten Leidenschaft empfingen.

Solche unpädagogische Elemente sollten also über das Wohl und Wehe der Schule und ihrer Angehörigen entscheiden! Natürlich ruhte auch die Schulinspection in den Händen der Geistlichkeit und nun begab sich das Unerhörte, daß der Herr Schulinspector, von dem einheimischen Geistlichen begleitet, plötzlich unangemeldet in meines Vaters Schule trat, um zu inspiciren! Ganz so wie wenn urplötzlich bei einem der Untreue ver-

dächtigen Cassirer eine Untersuchungscommission einbricht. Nun war aber meines Vaters Schule eine wahre Musterschule. Mochte es in ihm innerlich kochen ob der Verhöhnung von Sitte und Anstand, vollends angesichts seiner Schüler, so hielt er mit der größten Ruhe die improvisirte Prüfung ab, in dem stolzen Gefühl, daß er seine Gegner an pädagogischem Geist thurmhoch überragte und in der Schule ihnen allen mehr als gewachsen war. Der Erfolg war jedesmal für ihn und seine Schüler ein glänzender. Die in jesuitischem Geist der Doppelzüngigkeit abgefaßten Berichte des Schulinspectors sandte der Landrath meinem Vater sofort zu, und jedesmal wenn er seine Entgegnung an die Regierung abgesandt, erhielt er warm anerkennende Erlasse, und die Staatsbehörden versicherten ihn ihres unbedingten Vertrauens, ihrer Anerkennung. Sie schätzten ihn nach Verdienst; aber ihn gegen den Clerus zu schützen waren sie nicht im Stande; wir haben ja zur Genüge erfahren, daß im Großen wie im Kleinen der Staat dem Ultramontanismus gegenüber den Kürzeren zu ziehen pflegt.

Diese Vorgänge, die ich zu würdigen und zu verstehen alt genug war, erschütterten mein Verhältniß zu einer Menschenklasse, die ich bis dahin zu verehren gewohnt gewesen war. Ich hätte mit meinen Gesinnungen wohl zurückgehalten, wenn nicht Umstände eingetreten wären, welche die religiösen Verhältnisse meiner Vaterstadt stark erschüttern sollten. Man hatte bis dahin im besten confessionellen Frieden gelebt; völlige Eintracht herrschte unter Protestanten und Katholiken, die in einer großen Zahl gemischter Ehen, namentlich in der vornehmen und gebildeten Klasse zum Ausdruck kam. Auch die Geistlichkeit beider Confessionen lebte in einträchtigem Verkehr. Aber dieser Zustand der Duldung ist bekanntlich den Fanatikern ein Gräuel, und sie brandmarkten ihn als Indifferentismus. Nun weiß man, daß seit Anfang der vierziger Jahre der Ultramontanismus mit aller Macht bemüht war, an Stelle des Friedens den Kampf zu setzen. Die romantischen Stimmungen Friedrich Wilhelms IV. waren einer kirchlichen Restauration günstig, die denn auch in dem Auftreten fanatischer Kirchenfürsten wie des Bischofs Arnoldi sich keck genug ankündigte. Um zu versuchen was die Menschheit des 19. Jahrhunderts sich bieten lasse, wurde das unerhörte Schauspiel der Verehrung des heiligen Rocks zu Trier in Scene gesetzt. Ueberall aber, wo Katholiken und Protestanten bis dahin friedlich und in Eintracht gelebt hatten, wurden junge Geistliche der neuesten fanatischen Zucht (jetzt würden wir sie „Hetzcapläne" nennen) angestellt. So auch in Dortmund. Der Vicar Hillebrand war eine begabte Natur, von einer ungeschulten, aber mächtigen Beredsamkeit, dabei voll Feuereifer, alle Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Seine Predigten waren wie ein Feuerstrom, sie loderten, flammten und zündeten. Aber sie regten die Gewissen der Frauen auf, denn sie wetterten hauptsächlich gegen die gemischten Ehen, welche von der Kanzel herab als „sacrilegische Verbindungen" gebrandmarkt wurden. Man

kann sich kaum eine Vorstellung von der unheilvollen Wirkung dieser Reden machen, die vor allen Dingen Unfrieden und Zerwürfniß in viele Ehen trugen. Der Vicar war aber nicht mit seinem Kanzeleifer zufrieden; es gelüstete ihn auch nach literarischen Lorbeeren, und so erschien eine starke Broschüre, in der er mit einem Wust wohlfeiler theologischer Gelehrsamkeit seine Sätze zu verfechten suchte.

Ich war in tiefster Seele entrüstet über dies Treiben, und obwohl mir das Examen bevorstand, konnte ich mich nicht enthalten, in aller Stille eine Gegenschrift zu verfassen. An theologischem Wissen war dieselbe sehr arm, aber ich führte meine ganze Empörung, ich führte den gesunden Menschenverstand und die natürliche Empfindung gegen ihn zu Felde. Im tiefsten Geheimniß übergab ich das kecke Schriftstück einem mir wohl bekannten Verleger, der denn auch meine Anonymität so vollständig wahrte, daß damals keine Seele eine Ahnung von dem Verfasser gehabt hat. Einige hielten den evangelischen Superintendenten, andere den jüdischen Rabbiner für den Verfasser! Ein seltsames Spiel des Zufalls wollte, daß mein Studirzimmer im Kloster nur durch eine dünne Fachwerkwand von dem Zimmer meines Gegners getrennt war, der nimmer geglaubt hätte, daß die gegen ihn gerichteten Pfeile in solcher Nähe abgeschossen wurden. Am strengsten wahrte ich meinem Vater gegenüber mein Incognito, denn wenn die Sache ruchbar wurde, so mußte er völlig frei und unschuldig dastehen. Wie hätte sonst die clericale Partei ihn zerrissen! Aber er konnte sich's doch nicht versagen, ganz im Stillen sich ein Exemplar meiner Broschüre zu verschaffen, und nachdem er die Mutter, mich und einen bewährten Hausfreund in sein Zimmer gerufen und sorgfältig die Thüren verriegelt hatte, las er uns mit gedämpfter Stimme meine Streitschrift vor. Dabei war es denn für mich ein großes Vergnügen, zu hören, wie er manche Stellen mit seinen zustimmenden Bemerkungen begleitete, bei anderen aber die gar zu starken Ausdrücke tadelte.

Meine kleine Schrift ging reißend ab und erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen. Mein erster literarischer Erfolg. Nach einigen Wochen warf mein Gegner eine Gegenschrift in die Welt; aber auch auf diese blieb ich ihm die Antwort nicht schuldig, und auch meine zweite Broschüre hatte sich großen Absatzes zu erfreuen. Da eines Tages rief mein Verleger, eine etwas ängstliche Natur, mich in sein Arbeitszimmer und zeigte mir eine Menge Absagebriefe, an deren Spitze der Dechant und der Vicar standen, denen dann viele aus ihrer frommen Herde folgten. Der Inhalt war kurz, daß sie jeden geschäftlichen Verkehr aufkündigten. Mein Verleger sah darüber etwas verblüfft aus. Ich aber beruhigte ihn, nahm sämmtliche Briefe an mich, und in kürzester Frist ließ ich eine weitere Broschüre erscheinen, worin ich diese ganze liebevolle Correspondenz veröffentlichte und mit anmuthigen, aber etwas spitzen Arabesken begleitete.

Es waren mehr Brennnesseln, als andere Blumen in meinem Gewinde. Dies war und blieb das letzte Wort in unserer Fehde. Die Gegner hatten offenbar nicht für möglich gehalten, daß man sie so an den Pranger stellen könnte. Sie verstummten fortan und für meinen Verleger hatte die Sache den Erfolg, daß er für den an den Katholiken erlittenen Ausfall durch die Protestanten reichlich schadlos gehalten wurde.

Inzwischen war, Ostern 1845, die Zeit des Abganges zur Universität herangekommen. Ich hatte mich für Philologie entschieden und wollte die ersten Semester in Bonn studieren. Da mein Vater mich finanziell kaum zu unterstützen vermochte, so sah ich mich im Wesentlichen auf mich selbst angewiesen, hatte ich doch schon in den letzten Jahren jüngeren Schülern des Gymnasiums Nachhilfestunden gegeben; so war mir denn nicht bange. Da rief mich eines Tages mein Verleger zu sich und indem er sich schmunzelnd die Hände rieb, eröffnete er mir, daß unsere Broschüren doch eine ganz hübsche Einnahme ergäben hätten und so wolle er mir denn auch meinen Antheil daran zukommen lassen. Damit legte er einige Goldstücke vor mich hin. Ich war ebenso erstaunt wie hocherfreut. Daß man für literarische Leistungen Honorar erhalte, war mir bis dahin ganz unbekannt. Dies war nun mein erstes, noch dazu völlig unerwartetes Honorar, und mit diesem Rückhalt begab ich mich getrosten Muthes nach Bonn.

Vom Papier.

Eine culturgeschichtliche Skizze.

Von

Anton Chroust.

— Graz. —

Ueber die Bedeutung der Schrift für die Entwicklung der menschlichen Cultur wird sich kaum etwas Neues von einigem Belange sagen lassen; Jahrhunderte haben die Segnungen gepriesen, die der Menschheit aus der Schrift erflossen sind, in allen Fassungen ist der Gedanke abgehandelt worden, daß durch die Schrift erst jene großen Fortschritte in der Geistesbildung gemacht werden konnten, die den Cultur- vom Naturmenschen unterscheiden. Die Schrift überwindet Zeit und Raum, sie überliefert die geistige Arbeit vorausgegangener Geschlechter wie einen von den Ahnen aufgesammelten Schatz den Enkeln, und, indem sie diesen die Danaidenarbeit spart, immer auf's neue ersinnen und erschaffen zu müssen, was einmal schon ersonnen und erschaffen worden war, schont sie ihnen die Kraft zum Weiterbauen an dem unendlichen Gebäude, dessen Grundfesten in fernabliegenden Zeiten gelegt worden sind. Die Schrift erweitert den engbegrenzten Raum, der der Rede gesteckt ist, in's ungemessene und wird, wie sie den geistigen Zusammenhang der nach einander Lebenden ermöglicht, auch zum Band, das alle Menschen, die gleichzeitig, wenn auch räumlich noch so sehr getrennt, den Erdkreis beleben, verbindet.

Dieser Wichtigkeit entsprechend besitzt die Schrift längst ihre Geschichte und ihre Geschichtschreiber. Wissenschaftliche Forschung hat die ersten Spuren ihres Daseins bei sonst schriftlosen Völkern festgestellt, die Entwickelung einer bloßen Zeichenschrift zur Wort-, Silben- und Buchstaben-

schrift verfolgt, die Gestaltung der letzteren bei den verschiedenen Culturvölkern aufgezeigt und die Wandlungen, welche die Schriftarten innerhalb eines Volkes im Laufe der Jahrhunderte erfuhren, ihrer Beobachtung unterworfen.

Aber die Schrift ist nicht wie das gesprochene Wort allein von physiologischen Vorgängen abhängig; sie bedarf wie die darstellende Kunst, der sie nächstverwandt ist, um zur Erscheinung zu gelangen, der äußeren Mittel, und diese bezeichnen wir kurzweg als die Schreibstoffe.

Was für die Pflanze der Boden, ist für die Schrift der Schreibstoff. Verschiedene Zeiten und verschiedene Völker haben für ihre Schrift verschiedene Schreibstoffe gewählt, und diese haben wieder jener besondere Eigenthümlichkeiten aufgeprägt; anders sind die Formen der Schrift, die in den Stein gemeißelt wurde, und anders die Formen jener, die unsere flüchtige Stahlfeder auf das glatte Papier wirft. Mancherlei Stoffe sind zum Schreiben benützt worden, Felsenwände und getünchte Mauern, Metall und gebrannter Thon, Palmenblatt und Buchenstab, aber vor allen bedeutungsvoll für die ganze menschliche Cultur sind drei Schreibstoffe geworden, der Papyrus, das Pergament und das Papier.

Den Vorrang des Alters behauptet der Papyrus, der aus dem Mark einer Binse, die vordem im ganzen Nildelta heimisch war, jetzt aber an den Oberlauf des Nils sich zurückgezogen hat, in der Weise hergestellt wurde, daß man das weißliche Mark aus seiner Umhüllung löste und in fingerbreite Streifen zerschnitt, die in zwei kreuzweise übereinander liegenden Schichten angeordnet durch einen Klebstoff verbunden und durch Hammerschläge verdichtet und geglättet wurden*).

Wie lange in Aegypten dieser Schreibstoff schon in Verwendung war, bis er durch die Griechen dem Abendland bekannt wurde, läßt sich gar nicht feststellen; aber auch späterhin bleibt die Bereitung des Papyrus, der zum Gegenstande einer bedeutenden Industrie wurde, an das Nilland gebannt; erst sehr spät, unter arabischer Herrschaft, wird jene Binse (Cyperus papyrus) nach Sicilien verpflanzt, wo sie an dem Fonte Ciane bei Syrakus noch heute gedeiht. — Wir haben keine Vorstellung, wie groß der Verbrauch von Papyrus im Gebiete des griechisch-römischen Culturkreises in früheren Jahrhunderten gewesen ist, wir wissen daher auch nicht, ob der zu Gebote stehende Vorrath immer der Nachfrage genügt haben wird; aber es ist leicht einzusehen, wie nahe bei einem so beschränkten Erzeugungsgebiet die Gefahr lag, daß eine andauernde Stockung in dem Bezug des Papyrus eintrete. In der That ist aus späterer Zeit überliefert, daß zufällig einmal die Quelle versiegt sei, worauf in Rom, das

*) Diese Art der Bereitung ergab Blätter von ziemlich gleichmäßiger Höhe und Breite; durch Aneinanderkleben einer Anzahl solcher gewann man einen beliebig langen Streifen, der dann gerollt wurde.

seinen Vorrath bald verbraucht hatte, Unruhen ausbrachen als seien die Kornschiffe ausgeblieben.

Als aber ein ander mal, wie eine nicht ganz verbürgte Geschichte erzählt, die Ausfuhr des Papyrus aus Aegypten verboten wurde, sahen sich die dadurch Betroffenen gezwungen nach einem Ersatze zu suchen, den man endlich in künstlich verarbeiteten Thierhäuten fand. Die Einführung des neuen Schreibstoffes, der gewöhnlich als Pergament bezeichnet wird, knüpft man an den Attaliden Eumenes II. von Pergamon (197—158), der im Wettstreit mit den Ptolemäern, den Herrschern Aegyptens, in seiner Hauptstadt eine Büchersammlung anlegte, die die berühmte alexandrinische zu überflügeln drohte. Um dies hintanzuhalten, erging jenes Ausfuhrverbot, an das sich die Erfindung des nach der Stadt genannten Schreibstoffes schloß.

An dieser Geschichte, die Plinius überliefert, mag wahr sein, daß in Pergamon, wo so viel geschrieben wurde, das Pergament zum ersten Male in ausgedehnter Weise für die Werke der griechischen Literatur benützt wurde; aber wir wissen, daß lange früher schon die Perser und auch die ionischen Griechen, ferner die Juden sich wenigstens des Leders als Schreibstoff bedient hatten; von einer neuen Erfindung kann demnach keine Rede sein. Ob das Ausfuhrverbot der Ptolemäer geschichtlich ist, mag dahingestellt bleiben.

Manches empfahl den neuen Schreibstoffen gegenüber dem alten, die leichte und unbeschränkte Herstellung, die Billigkeit und größere Dauerhaftigkeit; aber dennoch bleibt für das ganze klassische Alterthum der Papyrus der charakteristische Schreibstoff, auf dessen Rollen, denn ein Brechen in Buchform vertrug er nicht, die ganze Literatur der Griechen und Römer, die Gesetze, Urkunden u. s. w. ihren Platz gefunden hat; alle die lateinischen Bezeichnungen für das Buchwesen, die das Mittelalter geerbt hat, gemahnen an den gerollten Papyrus, und in einzelnen Ausdrücken, wie Steuerrolle, Musterrolle, Controlle (contrarotulus) hat sich eine Erinnerung in unsere Tage herübergerettet.

Spät erst weiß sich das Pergament Geltung zu verschaffen; anfangs nur für Aufzeichnungen minderwerthiger Art gebraucht, wird es zunächst der Schreibstoff der unbemittelten kleinen Leute. Wie heute Volksausgaben viel gelesener Schriftsteller zu billigen Preisen auf schlechtem Papier veranstaltet werden, so haben auch in Rom die großen Buchhandlungen es nicht verschmäht, manche Werke, die sie um geringes Geld abzulassen gewillt waren, auf Pergament, das im Preise viel niedriger gestanden haben muß als der vornehme Papyrus, abschreiben zu lassen; namentlich für Bücher zum Unterricht der Jugend war der neue Schreibstoff bevorzugt, auch wegen seiner Unverwüstlichkeit. Die Billigkeit empfahl dem christlichen Rom das Pergament, vor Allen für einen Literaturzweig, die heiligen Schriften. Die ersten Christen waren zumeist arme Leute, deren Lehre überdies Pracht

und Kostbarkeit verpönte, beides Gründe, die zum Pergament greifen ließen. Aber auch das heidnische Rom lernte allgemach dessen Dauerhaftigkeit schätzen und begann seine Gesetze darauf zu schreiben. Ueberdies entdeckte man, daß der neue Schreibstoff zur Entfaltung von Pracht sehr wohl geeignet sei; das Pergament ließ sich färben und mit goldenen und silbernen Buchstaben beschreiben; es ließ sich in die Form eines Buches bringen, dessen Einband wieder Platz für die kostbarsten Verzierungen bot. Diese Uebung fand auch bei den Christen Eingang; sowohl der heil. Hieronymus als auch Johannes Chrysostomus tadeln, daß man die heiligen Schriften so kostbar ausstatte, um sie dann als Schaustück ungelesen in den Kästen zu verwahren. Von derlei Kostbarkeiten ist uns aus so alter Zeit mit Ausnahme des berühmten codex argenteus, der die gothische Bibelübersetzung enthält, nichts überkommen, wohl aber haben sich aus karolingischer Zeit eine ziemliche Zahl solcher Pracht-Handschriften erhalten; von etwas älteren war die berühmte Evangelienhandschrift, die der Erzbischof Wilfrid von York (664—709) für sein Kloster Ripon anfertigen ließ, als Bestandtheil der Hamilton'schen Sammlung für einige Zeit ein Gast in Deutschland.

Ziemlich spät erst siegt das Pergament über den Papyrus, nicht eher, als bis die veränderten Verhältnisse der abendländischen Welt, die vorerst den Niedergang der ganzen Cultur mit sich brachten, auch in Italien fühlbar wurden. Noch vor der Völkerwanderung ging der großartige Buchhandel Roms, der mindestens dem des achtzehnten Jahrhunderts gleichzuachten ist, zu Grabe, die Nachfrage nach den theuren Papyrusbüchern wurde immer seltener. Die Stürme der Zeit ließen gelehrte Arbeit nicht aufkommen; seit dem fünften Jahrhundert wurde überhaupt nicht mehr viel geschrieben, aber jenen Männern, die damals die alten brüchigen Papyrusrollen auf Pergament umschrieben, verdanken wir die Erhaltung aller der Denkmäler der klassischen Literatur, an denen die späteren Geschlechter sich gebildet haben.

Aber mit merkwürdiger Zähigkeit erhält sich im Abendland an einzelnen Orten der Gebrauch des alten Schreibstoffes, vor allem in den Kanzleien der longobardischen und fränkischen Könige und der Päpste; lange scheint die Erinnerung maßgebend gewesen zu sein, daß der Papyrus etwas Kostbareres und Vornehmeres sei als das Pergament; wegen seiner Seltenheit schützte er wohl auch die Urkunden jener Fürstlichkeiten einigermaßen vor Fälschungen. Am längsten hielt er sich am päpstlichen Hofe, der überhaupt altrömischer Ueberlieferung, namentlich in den äußeren Formen der Verwaltung, mit Zähigkeit anhing; erst im elften Jahrhundert verschwinden hier die letzten Spuren seines Gebrauches.

Seit dem siebenten Jahrhundert war die Erzeugung des Papyrus in die Hände der Araber gekommen, die, ebenso wie die byzantinischen Kaiser, den im Morgenlande noch immer stark begehrten Schreibstoff unter staatlicher Aufsicht herstellten und jedes Stück deshalb mit einem Merk-

zeichen versahen. Es berührt eigenthümlich auf einer Urkunde des großen Papstes Johann VIII. in arabischer Sprache die Bemerkung zu finden: „hergestellt unter der Leitung des Said Ibn Abd Errahmân“ (des Finanzdirectors von Aegypten, unter dessen Aufsicht die Papyrusfabriken standen). Die Erzeugung des Papyrus läßt sich in Aegypten bis in's zehnte, in Sicilien bis in's elfte Jahrhundert verfolgen.

Trotzdem kann für das Mittelalter das Pergament als der charakteristische Schreibstoff gelten. Auf der glatten Fläche des Kalb- oder Ziegenfells, das durch Kalk, Kreide und Bimsstein zum Beschreiben tauglich gemacht wurde, hat die lateinische Schrift alle die Entwicklungsstufen durchgemacht, deren letzte dann der eben erblühenden Buchdruckerkunst die ersten Formen der Druckschrift gab.

Das Gepräge der Schrift auf dem Papyrus ist Flüchtigkeit ohne Schönheit, auf dem Pergament würdevoller Ernst, verbunden mit dem erfolgreichen Bemühen, die einzelnen Buchstaben immer zierlicher zu formen nach dem Geschmacke und der Kunstrichtung der Zeit; die Anfänge eines Satzes, eines größeren Abschnittes oder einer Seite werden durch besonderen Schmuck ausgezeichnet, der von Jahrhundert zu Jahrhundert bunter und mannigfaltiger sich gestaltet, aus einfachen Punkten und Linien werden regelmäßige, vielfarbige Ornamente, die zuletzt oft nur als Rahmen für irgend ein kleines Kunstwerk, ein Miniaturbild, dienen. Die übrigen Buchstaben sind regelmäßig, meist ziemlich groß und in sorgfältig ausgeführten Handschriften außerordentlich gleichmäßig gezeichnet. Wer die Handschriften der oben erwähnten Hamilton'schen Sammlung gesehen hat, wird sich der einen oder andern erinnern, die wegen ihrer wunderbaren Regelmäßigkeit einen Augenblick zweifeln ließ, ob sie geschrieben oder gedruckt sei.

Seit dem Beginn der Kreuzzüge tritt im Abendland neben das Pergament ein neuer Schreibstoff, das Papier. Aber wie einst das Pergament nur ganz allmählich im Stande war den Papyrus zu verdrängen, so hat es wieder in der Folge dem Papier lange währenden Widerstand geleistet und für einzelne besondere Gebrauchsfälle, namenlich für Verbriefungen feierlicher Natur, sich auch dann noch behauptet, als das Papier schon seinen Siegesgang durch die ganze Welt gegangen war.

Wir stehen heute im Zeichen des Papiers, und weil die Ehren des goldenen und silbernen und selbst des eisernen Zeitalters längst vergeben sind, so hat man dem unsrigen den Namen des papierenen wenigstens gegönnt. Aber auch wer sich ernstlich darüber belehrt, welch' ungeheure Massen von Papier in der Gegenwart hergestellt und verbraucht werden, wird eingestehen müssen, daß das Papier ein Bedarfsgegenstand geworden ist, an dem wir ebensowenig Mangel leiden möchten, wie an den Dingen, die unmittelbar dem leiblichen Wohle dienen, mit dem wir auch zu sparen verlernt haben, da der Kaufpreis eines Papierbogens heute nicht mehr

einen Pfennig beträgt; und dazu bedenke man, welche Menge bedruckten und beschriebenen Papiers uns täglich die Post und der Zeitungsausträger in's Haus bringt, jeder, auch der kleinste Einkauf beschert uns wieder Papier, an allen Säulen und Straßenecken kleben große Bogen, nur für ein Eintagsleben bestimmt; unendlich viel verschlingt die Buchmacherei, die Vielschreiberei in Amt und Schule. Für jegliche Art schriftlicher Mittheilung besitzen wir eigens geformte Papiere, von der bescheidenen Besuchskarte bis zur goldberänderten Verlobungs- und Vermählungsanzeige, von dem handgroßen steifen Blatt, das eine Einladung zum Scat enthält, bis zum Briefbogen größten Formats in der Schreibstube des Kaufmanns. In welches Menschenleben hätte das Papier nicht eingegriffen als Bringer holder Botschaft oder herben Leids; selbst der Tod muß in Form der Traueranzeige der Papierindustrie seinen Zoll entrichten.

Sie beherrscht unsere Cultur wie sonst wohl kein Zweig des Gewerbfleißes, weh uns, wenn sie einmal ruhen würde. Ohne Papier können gebildete Menschen sich ebenso wenig mehr das Leben vorstellen, wie — ohne Zündhölzchen; diese werden vielleicht einmal durch die Ausnützung der Elektricität überflüssig werden, an einen Ersatz des Papiers hat man bisher nicht gedacht; ja augenblicklich scheint sich dessen Machtkreis noch ausdehnen zu wollen über Schrift und Druck hinaus. Die leichte und billige Erzeugung hat es längst für Dinge empfohlen, die geringe Dauerhaftigkeit beanspruchen, Papierwäsche ist seit langem ein namhafter Industriezweig, aber auch für andere Gegenstände, die man sonst aus Holz oder gar aus Metall herstellt, hat eigens zubereitetes Papier oder wenigstens Papiermasse sich als tauglich erwiesen. Vor kurzem bekam man zu lesen, wie ein Kahn aus solcher Papiermasse gemacht die See befahren habe, und auch für Eisenbahnschienen, selbstverständlich für amerikanische, soll derselbe Stoff sich als geeignet gezeigt haben; ob man aus ihm „drüben" auch schon Häuser baut, ist mir zur Stunde unbekannt.

Der Aufschwung, den die Papiererzeugung in der Gegenwart genommen hat, verdankt sie der Einführung einer Anzahl wichtiger Verbesserungen, vor allen den kunstvollen Maschinen, die eine Reihe umständlicher und zeitraubender Arbeiten, die sonst eine Menge von Menschenhänden beanspruchten, rasch und einfach besorgen und es dadurch möglich machen der immer steigenden Nachfrage zu genügen. So ziemlich alles Papier, das heute durch unsere Hände geht, ist Maschinenpapier, selten und fast nur als Luxusgegenstand treffen wir noch auf das Handpapier, nach seiner Herstellung auch geschöpftes- oder Büttenpapier genannt, das sich durch eine rauhere Fläche und geringeren Glanz, aber durch größere Zähigkeit kenntlich macht und bis zur zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts so ziemlich im allgemeinen Gebrauch war.

Ueber die Herstellung des Papiers belehrt zwar jedes bessere Nach-

schlagebuch, doch sei es um der folgenden Erörterungen willen mir gestattet wenigstens die Bereitung des Handpapiers zu schildern, wie sie noch vor etwa fünfzig Jahren in Deutschland geübt wurde.

Als Rohstoff wurden damals so gut wie ausschließlich Hadern d. h. abgenützte und verbrauchte Leinen-, Hanf- oder Baumwollgewebe verwendet, die zunächst gemustert, dann gewaschen und auf dem Lumpenschneider zerkleinert wurden; nach nochmaliger Reinigung wurden sie in einer eigens eingerichteten Mühle, dem „Holländer", vermahlen. Diese Masse, nun „Halbzeug" genannt, wurde durch Chlor oder alkalische Laugen oder auch nur durch die sogenannte Rasenbleiche entfärbt, eine Zeit lang ruhig stehen gelassen und dann, wenn die Gewebe genügend gelockert waren, abermals in den „Holländer" gebracht, dort einer weiteren Verkleinerung unterzogen und so in einen dünnen Brei verwandelt, der von immer zufließendem Wasser gereinigt das „Ganzzeug" genannt wurde. Dieses konnte nun in die Schöpfbütte abgelassen werden, ein Holzgefäße von mehr als zwei Metern Durchmesser und nicht ganz einem Meter Tiefe. War es gefüllt, so tauchte ein Arbeiter die Drahtform in das etwas erwärmte und in steter Bewegung gehaltene Ganzzeug ein und „schöpfte" mit jener den Papierbogen. Die Drahtform bestand aus einem rechteckigen Holzrahmen, der genau in einen etwas größeren paßte und der den nach der Längsrichtung verlaufenden, dicht nebeneinanderstehenden Drähten oder auch den ganz, dünnen Holzstäben, die durch Querdrähte mit einander verbunden waren, zum Halt diente. Nach dem Untertauchen wurde die Form, die keine Randleisten hatte, mit der geschöpften Masse vorsichtig herausgehoben und mehrmals hin und her bewegt, damit das Ganzzeug sich gleichmäßig über die Form vertheile und das Wasser ablaufe; dabei drücken sich jene Stäbe oder Drähte in die ganz weiche Masse ein, wie sich dies an jedem „gerippten" Papierbogen leicht wahrnehmen läßt. Man hatte aber auch Formen, deren Drahtnetz so dicht war, daß die Masse nicht in die Maschen hineinsinken konnte; diese gaben dann das gleichmäßige Velinpapier. An den Formen brachte man auch mannigfaltige, aus dünnem Draht gefertigte Zeichen an, die sich gleichfalls in das Papier eindrückten und die bekannten Wasserzeichen, die ursprünglich Fabriksmarken waren, ergaben.

War der Bogen geschöpft, so mußte er von der Form abgelegt, „gekautscht" werden, und zwar auf eine nicht zu glatte, Wasser aufsaugende Fläche, die gleichzeitig geschmeidig genug war, dem ganz weichen Papierbogen keine Unebenheiten aufzudrücken; gewöhnlich verwandte man dazu den „Papiermacherfilz". Auf den abgelegten Bogen wird ein zweiter Filz gelegt, auf diesen ein neuer Bogen gekautscht, und dieses Geschäft so lange fortgesetzt, bis eine bestimmte Anzahl solcher Bogen beisammen war, worauf man den ganzen Stoß (Pauscht) preßte, um das Wasser ausfließen zu lassen. Dann wurde er auseinandergelegt, die Filze zurückgeworfen und die einzelnen Papierbogen zusammengelegt und wieder

gepreßt; darauf wurden sie auf dem Trockenboden aufgehängt und getrocknet, dann neuerdings geschichtet. Handelte es sich um Druck- oder Löschpapier, so wurden die Bogen nach Buch und Rieß abgetheilt und waren damit zum Verkaufe fertig. Das zum Beschreiben bestimmte Papier mußte aber, damit die Tinte nicht ausfließe, noch geleimt werden; man verwendete dazu thierischen Leim, seit verhältnißmäßig kurzer Zeit auch Weizenstärkekleister. Nach der Leimung wurden die Bogen gepreßt, um den überflüssigen Leim zu entfernen, getrocknet und von neuem gepreßt, dann gemustert (ausgeschossen) und endlich noch einer Glättung unterzogen, die, so lange man keine Satinirmaschinen besaß, mit einem sehr harten Stein, namentlich mit Achat, geschah, der die ganze Oberfläche des Papiers abrieb. War der Bogen damit auch zum Schreiben fertig, so ließ man ihn doch noch längere Zeit lagern, weil er dadurch an Güte gewann.

Mit der eben erwähnten Leimung darf aber ein anderes Verfahren nicht verwechselt werden, das man seit neuester Zeit am Maschinenpapier übt, um es dichter und schwerer zu machen, die Füllung; sie geschieht gewöhnlich durch einen Beisatz bestimmter, fein vertheilter Mineralien zum Ganzzeug, gewöhnlich verwendet man Gyps, Kaolin und Schwerspath.

Das ganze eben geschilderte Verfahren ist im wesentlichen in Deutschland seit dem fünfzehnten Jahrhundert geübt worden, wo man, wie gewöhnlich angenommen wird, einen bedeutsamen Fortschritt gegenüber der älteren Erzeugungsweise gemacht hatte, die den Rohstoff noch mit dem Stößel im Mörser bearbeitete, zur Bleichung mit Kalk behandelte und dann faulen ließ. Namentlich die Erfindung der Papiermühlen, die mit Stampfwerken verbunden waren, wurde den Deutschen zugeschrieben; ebenso sah man es als eine neue Errungenschaft an, als ein deutscher Papierfabrikant zu Anfang dieses Jahrhunderts die Leimung des Schreibpapiers in der Masse erfand, indem er dem Ganzzeug im Holländer entsprechend behandelte Harze in bestimmter Menge zusetzte.

Doch wenden wir unsere Blicke wieder zurück in eine fernere Vergangenheit. Das Papier und seine Erzeugung hat eine alte, sehr merkwürdige Geschichte, die in ihren wesentlichen Theilen erst vor unlanger Zeit aufgedeckt wurde, um deren Erschließung naturwissenschaftliche Beobachtung und geschichtlich-sprachwissenschaftliche Forschung in erfreulicher Eintracht sich gleichmäßig verdient gemacht haben.

Man liest in den landläufigen Behelfen, daß die Chinesen die Ehre der Erfindung unseres Papiers ebenso in Anspruch nehmen dürfen wie die anderer gemeinnütziger Dinge, z. B. des Schießpulvers, daß die Araber zu Anfang des achten Jahrhunderts bei der Eroberung von Samarkand den Schreibstoff und dessen Bereitung kennen gelernt und ihn zunächst nach Vorderasien gebracht hätten; erst im elften Jahrhundert sei die Kunst Papier zu bereiten in's Abendland, und zwar

zuerst nach Spanien gekommen, von dort aber nach Südfrankreich und Italien, nach Deutschland nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert.

Das Papier, das die Araber und nicht viel später die Griechen kennen lernten, wurde nach dem vermeintlichen Rohstoff durchwegs als Baumwollenpapier (carta bombycina oder gossypina) bezeichnet, das von Aussehen gelblich und weich, fast schwammig, wie Löschpapier war; als Hauptkennzeichen galten aber die langen Fasern an den Rißstellen. Aus der ausschließlichen Verwendung der Baumwolle zur Papiererzeugung wollte man auch erklären, wie diese so lange auf Asien und Nordafrika beschränkt geblieben sei und brachte den Aufschwung, den sie erst seit dem vierzehnten Jahrhundert im Abendland erfährt, mit der angeblich neuen, nicht selten den Deutschen zugeschriebenen Erfindung zusammen, aus Leinenlumpen Papier zu bereiten. Für das ganze vierzehnte Jahrhundert wurde mit unfehlbarer Sicherheit zwischen Baumwoll- und Leinenlumpenpapier unterschieden, letzteres durch größere Weiße und vollkommenere Glätte ausgezeichnet; erst im fünfzehnten Jahrhundert, da sich auch in Deutschland schon Papierfabriken nachweisen lassen, habe das Leinenlumpenpapier über das Baumwollenpapier den Sieg davongetragen.

Diese Darstellung vermengt Wahres und Falsches; dagegen hat die wissenschaftliche Verwerthung jener Funde, die im Gebiet des einstigen mittelaegyptischen Gaues Arsinoë, zu el Faijûm und Uschmûnein, gemacht wurden und gegenwärtig die Sammlung des Papyrus Erzherzog Rainer in Wien bilden, vielfach zu ganz anderen unerwarteten Ergebnissen geführt und die älteste Geschichte des Papieres völlig aufgeklärt.

Indem ich über diese kurz berichte, folge ich vorzugsweise den gelehrten Forschungen jener beiden Männer, auf deren Bemühungen ich schon vorhin angespielt habe, des Orientalisten und Historikers Karabacek und des Botanikers Wiesner, deren Untersuchungen im zweiten, dritten und vierten Band der ‚Mittheilungen aus der Sammlung des Papyrus Erzherzog Rainer' enthalten sind.

Nach wie vor ist anzunehmen, daß die Chinesen die Lehrmeister der Araber in der Papierbereitung waren; nur konnten sie diesen nicht die Erzeugung des Baumwollenpapiers beibringen, weil die Pflege der Baumwollstaude nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert im Reich der Mitte nachweisbar ist; dort wurde das Papier aus den Bastfasern des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera), den jungen Schößlingen des Bambusrohres, namentlich aber aus einer Nesselart, dem chinesischen Gras (Böhmeria nivea) gewonnen. Die Kenntniß der Bereitung dürfte den Arabern durch Kriegsgefangene übermittelt worden sein, und zwar in der Zeit des Ueberganges des Chalifats von den Omaijaden an die Abbâsiden. Als Ausgangspunkt der arabischen Papiererzeugung ist mit Recht immer Samarkand oder im weiteren Sinn Chorâsân angesehen worden, das lange

genug den Stoßball zwischen dem chinesischen Reiche und dem der Chalifen abgegeben hatte.

Mögen aber auch die ersten Papiere, die zu Samarkand erzeugt wurden, ganz dem chinesischen Muster entsprochen haben, so ist man doch dort noch um einen bedeutsamen Schritt weiter gegangen, indem man einen neuen Rohstoff für die Papiererzeugung nutzbar machte, die Faser des Leines (Linum usitasissimum), aber nicht die reine, sondern die in Geweben bereits ausgenützte, kurz Leinenlumpen.

Eine so wichtige Erfindung, die die sonstigen kostspieligen und schwer zu beschaffenden Schreibstoffe überflüssig machte, konnte nicht lange an einen einzigen Ort gebannt werden; sie verbreitet sich bald über den ganzen Umfang der arabischen Herrschaft. In Bagdâd hat es noch vor dem Ende des achten Jahrhunderts eine Papierfabrik gegeben, bald finden wir solche an der Südwestküste der arabischen Halbinsel und in Syrien, wo namentlich die Papiere von Damaskus zu Weltruf gelangten, etwas später auch an der Nordküste Afrikas und seit dem zehnten Jahrhundert auch im Nilland, wo aber der neue Schreibstoff mit den älteren heimischen, dem Papyrus, einen langen Kampf zu bestehen hatte. Noch im neunten Jahrhundert konnte Dschâhiz († 869) sagen: es seien die Papyrusblätter Aegyptens für den Westen das, was die Papiere Samarkands für den Osten sind; ein Jahrhundert später hat Papyrus dem Papier selbst hier das Feld geräumt, und gerade Aegypten wird eines der Hauptländer für die Papiererzeugung, da die Leinpflanze hier ganz besonders gedieh und seit uralter Zeit die Weberei in hoher Blüthe stand. Bald weiß man im Nillande alle Erzeugnisse der asiatischen Papierindustrie nachzuahmen von den Bogen größten Formats bis zu jenen feinsten Papieren winziger Größe, deren man für die Brieftaubenpost benöthigte: daneben verstand man auch jenes grobe, starke Packpapier herzustellen, das, wie ein reisender Perser berichtet, bereits im elften Jahrhundert in den Bazaren von Kairo ebenso zum Einwickeln der gekauften Waaren verwendet wurde, wie vor Zeiten in den römischen Gewürzbuden alter Papyrus.

Der Bedarf an Papier war schon in den ersten Zeiten ein sehr großer und stieg noch, je mehr die Vielschreiberei durch eine bis in's Kleinste geordnete und festgesetzte Staatsverwaltung entwickelt, je eifriger die Wissenschaften in den Euphratländern und am Nil, in Nordafrika und Spanien gepflegt wurden, je mehr die nationale Literatur anschwoll, die ihrerseits wieder, wie der Geschichtschreiber der arabischen Cultur, A. v. Kremer-Auenrode, einmal ausführt, in dem wohlfeil gewordenen Schreibstoff ein wesentliches Mittel gewann, um aus einem Alleinbesitz der durch Reichthum bevorzugten Classen zum Gemeingut aller Berufenen zu werden. Dieselbe Wirkung läßt sich aber auch im Abendland wahrnehmen, obgleich es lange seinen Bedarf an Papier aus den arabischen Fabriken decken mußte, bis

endlich die immer mehr sich steigernde Nachfrage dazu führte, das Geheimniß der Bereitung den Morgenländern abzulernen.

Die Nachrichten der arabischen Schriftsteller und die aus den Funden von el-Faijûm gezogenen Schlüsse haben noch durch eine von Prof. Karabacek jüngst aufgefundene arabische Schrift: „Die Stütze des Schreibers und das Rüstzeug der mit Verstand Begabten," die eingehend die ganze Papiererzeugung beschreibt, sowie durch die mikroskopischen Untersuchungen Wiesners völlige Bestätigung gefunden.

Ueber die Natur des Rohstoffes, der von den Arabern zur Papiererzeugung verwendet wurde, kann darnach kein Zweifel mehr sein; so gut wie ausschließlich werden die in Geweben bereits ausgenützten Fasern des Leines und des Hanfes (cannabis sativa) verarbeitet; nicht bloß das Mikroskop, selbst das unbewaffnete Auge vermag in den Papieren von Uschmûnein noch Reste unzerstörter Leinengewebe und Garnfäden zu erkennen; von Baumwolle dagegen finden sich nur ganz geringe Spuren, die durchaus nicht berechtigen, von einem Baumwollenpapier zu sprechen. Auch die erzählenden Quellen wissen nichts von einer solchen Verwerthung der Baumwolle, obgleich deren Cultur gerade in Chorâsân besondere Pflege fand, so daß der schon genannte Dschâhiz dieses Land als Baumwollland gegenüber dem Flachsland Aegypten bezeichnet. Man hat also gerade dort, wo Baumwolle reichlicher zu haben war als irgendwo, diesen Stoff als für die Papierbereitung ungeeignet erkannt. Ich füge gleich hinzu, daß die mikroskopischen Untersuchungen Wiesners, die auf eine Menge von Papieren ausgedehnt wurden, die den Geschichtforschern immer als Baumwollenpapiere gegolten haben, Baumwollenfasern nur in verschwindender Menge nachwiesen, so daß auch alle diese Papiere als Leinenlumpenpapiere zu erklären sind, die ihre Langfasrigkeit, ihre Farbe und Weichheit, die angeblichen Kennzeichen des Baumwollenpapieres nur einer bestimmten Herstellungsweise verdanken.

Die mittelalterliche Bezeichnung jenes langfaserigen Papiers als carta bombycina oder gossypina, um deren willen mancher Gelehrte heute noch vom Baumwollenpapier nicht lassen will, ließe sich hinreichend schon durch einen Sprachgebrauch erklären, der dem unsrigen gemäß ist, wenn wir von Seidenpapier reden. Wie wir dabei keineswegs an eine Herstellung dieser Papiergattung aus Seide denken, sondern nur einen Vergleich unternehmen, so mochte auch dem älteren Sprachgebrauch ein solcher Vergleich zu Grunde liegen. Karabacek geht aber in der Erklärung noch weiter, indem er auf die syrische Stadt Bambyke oder Mambidsch, das alte Hierapolis, weist, dessen Gewebe als panni bambycini im ganzen Abendland berühmt waren; sehr wahrscheinlich gab es dort auch eine große Papierfabrik. Ob von deren Erzeugnissen, die mit Recht cartae bambycinae genannt werden konnten, der mittelalterliche Name sich unmittelbar herleitet, oder ob man das aus den abgenützten panni bambycini bereitete Papier nunmehr als

carta bambycina bezeichnete, mag dahingestellt bleiben. Später hat dann eine begreifliche Verwechslung von bambycina und bombycina, worunter man Baumwollenstoffe verstand, stattgefunden, die durch eine gewisse Aehnlichkeit des älteren Papieres mit Baumwollenzeug begünstigt wurde.

Karabacek hat zudem an einer ganzen Reihe von Beispielen gezeigt, wie allgemach die Bezeichnung, die ursprünglich den Erzeugungsort eines Gegenstandes trifft, zum Namen des Gegenstandes selber wird. Ziemlich lange ist es z. B. schon bekannt, daß der glänzende Satin seinen Namen von der chinesischen Stadt Tseu-thung geliehen hat, die im arabischen Munde Zeitûn hieß, so daß Satin eigentlich den Zeug von Zeitûn bezeichnet; ähnlich verhält es sich mit dem Barchent, dessen Name sich zurückführen läßt auf das persische Barragân, einen Bezirk von Schîrâz, der durch die Herstellung eines roth- und schwarzgestreiften Zeuges seit dem zehnten Jahrhundert berühmt war; daß der Musselin sich nach der Stadt Mossul nennt, weiß Jedermann, weniger bekannt ist, daß der Organdin sich von dem verderbten Namen Organzi herleitet, womit man im Mittelalter den Seidenmarkt Urgendsch in Chiwa bezeichnete.

Ueber die Erzeugung des arabischen Papiers sind wir jetzt ausreichend aus jener oben erwähnten Schrift, die vielleicht noch im elften Jahrhundert abgefaßt wurde, unterrichtet. Aus ihr sowohl als auch aus den sonstigen Untersuchungen hat sich die wichtige Thatsache ergeben, daß die Papierbereitung seit der arabischen Zeit bis in die letzten Jahrzehnte einen wesentlichen Fortschritt nicht gemacht hat, und daß eine Reihe von Erfindungen oder Verbesserungen an dem Erzeugungsverfahren, die im Abendland überhaupt oder vorzugsweise in Deutschland erzielt worden sein sollen, den Arabern längst bekannt waren, vor allen die Papiermühlen mit Stampfvorrichtungen, die ein viel gründlicheres Zerkleinern des Rohstoffes ermöglichen als Stößel und Mörser, deren Verwendung jenes langfaserige „Baumwollenpapier" geliefert hatte, wogegen der in den Mühlen verarbeitete Rohstoff ein kurzfaseriges Papier ergab. Auch die von den Arabern gebrauchten Drahtformen, die bisher als eine Erfindung des zwölften Jahrhunderts galten, entsprachen so ziemlich jenen, die noch vor wenigen Jahrzehnten in Verwendung waren; die Araber verstanden ebensowohl geripptes als auch Velinpapier herzustellen.

Beim Kautschen dagegen scheint ein anderer Handgriff üblich gewesen zu sein; statt den weichen Bogen auf einen Filz abzulegen, wurde er auf ein Brett von rauher Oberfläche gekautscht und mit dessen Hilfe an eine künstlich oder auch nur von der Sonne erwärmte glatte Mauerwand geklebt, wo er trocknete und dann abfiel. Folge dieses Verfahrens, an dessen Stelle allerdings hie und da die Verwendung des Filzes trat, war, daß die eine Seite des Papierbogens weniger glatt war als die andere und daher auch weniger geeignet zum Beschreiben; man half sich aber, indem man zwei Bogen mit den rauhen Seiten aneinanderklebte.

Sobald der getrocknete Bogen von der Wand abgefallen war, wurde er mit unverkleisterter Weizenstärke eingerieben, um ihn schwerer, dichter, zugleich aber auch weißer zu machen. Es ist das derselbe Vorgang, den wir als das „Füllen" des Papiers bezeichnen und der als Errungenschaft der gegenwärtigen Maschinenpapier-Industrie gepriesen wird.

Die weiteren Arbeiten, das Trocknen, Zusammenlegen, Glätten und Pressen des Papiers, bieten nichts Auffälliges; auch das Leimen des Bogens, das heute mit thierischem Leim oder Traganth geschieht, wurde von den Arabern bereits geübt; nur verwendeten sie einen Reisabsud, häufiger aber, auch ein angeblicher Fortschritt der neuesten Zeit, sehr dünnen Weizenstärkekleister, in den sie den Papierbogen eintauchten. Daneben gab es aber noch ein zweites Verfahren, das aller Wahrscheinlichkeit nach auch den Chinesen, den Lehrmeistern der Araber, schon bekannt war, die Leimung des Papieres in der Masse, das am Anfange unseres Jahrhunderts erst wieder neu entdeckt werden mußte.

Was die Größe der Papierbogen anbelangt, so war man bis zu der noch ziemlich jungen Erfindung des endlosen Maschinenpapiers nicht besser daran, als die Araber; sie hing von der Größe der Schöpfform ab; trotzdem gelangten die Araber zu recht stattlichen Ergebnissen, der Bagdâder Ganzbogen und das nach diesem Muster in Aegypten erzeugte „vollkommene Tumârpapier" hatte eine Länge von 1·1 Metern, bei einer Breite von fast dreiviertel Metern. Diesem größten Format steht das Papier für die Depeschen der Taubenpost gegenüber mit neun Centimetern Höhe und sechs Centimetern Breite; als Zwischenstufe diente eine ganze Reihe genau bezeichneter und in ihren Maßen bestimmter Formate, für deren jedes die Kanzlei der Chalifen eine besondere Verwendung hatte. Im Handel galten lange als die beliebtesten Sorten die Bagdâder und Damascener Papiere.

Von den einzelnen Bogen, die arabisch „talah", in Aegypten „farcha" hießen, gaben fünfundzwanzig ein Buch (arabisch daest = Hand, daher das französische „main de papier"), fünf Buch aber machten ein „Bündel" (arabisch rizme, wovon unser deutsches „Rieß").

In der Regel wurde weißes Papier hergestellt, die Bleiche und die Füllung mit Weizenstärke werden an sich genügt haben, um ein tadelloses Weiß zu erzielen; die Feuchtigkeit, der Staub und die Einwirkung der atmosphärischen Luft lassen nach einigen Jahrhunderten diese Papiere freilich gelblich bis braun erscheinen. Von diesen zu unterscheiden sind aber die wirklich gefärbten Papiere, die durch Eintauchen in eine Farbflüssigkeit, meist einen Absud von Färbepflanzen, oder durch Einreiben mit einem Farbstoff erzeugt wurden.

Gewisse Farben hatten und haben im Morgenlande eine sinnbildliche Bedeutung, die sich auch auf das entsprechend gefärbte Papier übertrug;

da Blau als Farbe der Trauer galt, so ließ man auf blaues Papier die Todesbefehle schreiben; gegenüber dieser Farbe der Verachteten und darum auch der Weltentsagenden ist Roth die Farbe der Vornehmen; auf rothem Papier zu schreiben war ein Vorrecht, das der Chalif nur in ganz wenigen Fällen hohen Würdenträgern verlieh. Roth ist die Farbe des Glückes, aber auch derer, die um Glück werben. Wer in Persien dem Herrscher ein Gesuch persönlich vorzubringen gedachte, legte rothes Gewand an, um den Blick des Herrn auf sich zu lenken; nicht selten war dieses Kleid sogar aus Papier, und durch diesen Brauch werden erst die Verse aus dem Diwân des Hâfiz ganz verständlich:

„Blut'ge Thränen muß ich weinen
Auf's papierne Bettlerkleid,
Weil für mich Gekränkten keinen
Trost hat die Gerechtigkeit."

Sehr beliebt war auch das gelbe Papier, das für Mittheilungen zarten Inhalts gern benutzt wurde; grüne und violette Papiere kamen gleichfalls, wenn auch selten vor.

Die blaue Farbe wurde aus einer Indigolösung oder aus Aloëfrüchten gewonnen, die rothe aus dem Gummilack, der von der weibliche Schildlaus (coccus lacca) kommt, daneben auch aus Zinnober oder Ocker; die gelbe wurde aus Safran, die grüne aus Grünspann bereitet.

Zu welcher Zeit im Abendland die Erzeugung des neuen Schreibstoffes anhebt, läßt sich auch annähernd nicht feststellen, aber ohne Zweifel ist Spanien das erste Land, das sich eigener Papierfabriken erfreute, die von den arabischen Herrschern wohl noch im zehnten Jahrhundert eingerichtet wurden; gewöhnlich werden Toledo, Xativa und Valencia als die Orte genannt, an welchen zuerst das spanische Papier erzeugt wurde. In den Bibliotheken jenes Landes haben sich wirklich die ältesten bisher bekannten Beispiele von der Verwendung des Papiers für die abendländische lateinische Literatur gefunden, sie reichen aber nicht hinter das elfte Jahrhundert zurück, wobei erwähnt werden muß, daß noch im zehnten auf der iberischen Halbinsel der Papyrus im Gebrauche war. Am Anfang des zwölften Jahrhunderts bedienen sich auch schon die Normannen in Sicilien des Papiers, das sie wahrscheinlich von den Arabern der nordafrikanischen Küste eingehandelt hatten; im Laufe dieses Jahrhunderts dringt der neue Schreibstoff sowohl von Unteritalien als von Südfrankreich her langsam gegen Norden vor. Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ist er in Italien schon in ziemlich allgemeinem Gebrauch, nicht bloß für die Zwecke des Alltagslebens, sondern auch für Bücher und sogar für Urkunden; aber letzteres schien doch so bedenklich und die Dauerhaftigkeit des Schreibstoffes so wenig zuverlässig, daß der Staufer Friedrich II. den Notaren seines sicilianischen Königreiches im Jahre 1231 verbot ihre Urkunden auf Papier statt auf Pergament zu schreiben, bei welcher Gelegenheit der neue Schreib-

stoff zum ersten Male mit dem Namen bezeichnet wird, den er heute noch trägt, er wird charta papyri genannt. In der Verwaltung des Königreiches dagegen bedient sich Friedrich II. selbst des Papiers, ja wir besitzen sogar zwei in Briefform ausgefertigte Befehle dieses Herrschers, die auf Papier geschrieben sind; der ältere von 1228, der das steirische Nonnenkloster Göß bei Leoben angeht, in Wien verwahrt, hat viel angefochten bis vor kurzer Zeit als das älteste bekannte Beispiel für Verwendung von Leinenlumpenpapier gegolten; ein ähnliches Stück von 1230 ist nach Lübeck gekommen.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde das Papier auch in Deutschland bereits ziemlich häufig verwendet; natürlich wurde es aus dem Auslande, namentlich aus Italien, eingeführt, wo damals bereits eine Reihe blühender Fabriken bestanden, zu Fabriano in der Mark Ancona, zu Padua und Treviso, später auch zu Mailand. Allmählich nähern sich diese den Grenzen Deutschlands, ungefähr um die nämliche Zeit entstehen solche in dem gewerbfleißigen Flandern, wo man die Papiererzeugung den Franzosen abgesehen hatte, und zu Cividale in Friaul; auf deutschem Boden ist aber die erste Fabrik im Jahre 1320 errichtet worden, und zwar zu Mainz.

Alles Papier, das vor dem vierzehnten Jahrhunderte erzeugt wurde, hat man, wie erwähnt, auf Grund seiner äußeren Beschaffenheit für Baumwollenpapier erklärt, die Erfindung des kurzfaserigen Leinenlumpenpapiers in den Anfang jenes Jahrhunderts gesetzt und mit Vorliebe an Deutschland geknüpft.

Was in den gewöhnlichen Nachschlagewerken, selbst in den besseren ihrer Art, über die Geschichte der deutschen Papiererzeugung zu finden ist, was dort namentlich über das Alter der einzelnen Fabriken gesagt wird, ist nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Mit einigem Rechte darf man den ersten Aufschwung des neuen Industriezweiges an Nürnberg knüpfen und an einen seiner besten Söhne, Ulman Stromer, der im Jahre 1390, also gerade vor einem halben Jahrtausend, in seiner Vaterstadt eine Papierfabrik einrichtete, die gegenüber den italienischen mehr vervollkommnete Einrichtungen aufwies, da die Wasserkraft der ersten Verarbeitung des Rohstoffes dienstbar gemacht wurde.

Ulman Stromer hat uns Aufzeichnungen über denkwürdige Ereignisse aus seinem eigenen Leben wie aus dem seiner Vorfahren hinterlassen, „Daz Püchel von mein Geslechet und von Abentawr", darin hat er auch seiner Thätigkeit als Papiererzeugers gedacht. Wir erfahren, daß er seine Papiermühle mit deutschen, aber auch mit italienischen Arbeitern, von denen er drei nennt, betrieb; Franciscus de Marchia, sein Bruder und sein Knecht scheinen aus Fabriano gekommen zu sein. Alle Arbeiter und von den verheiratheten auch deren Ehefrauen, werden in Eid genommen, niemandem das Geheimniß der Papiererzeugung mitzutheilen, für niemanden außer dem Arbeitsgeber innerhalb festgesetzter Frist Papier

zu machen und auch nach deren Ablauf solches nur für eigene Rechnung zu erzeugen; die Welschen mußten zudem noch geloben, in keiner Weise dahinzuwirken, daß neue Papiermacher über die Alpen nach Deutschland kämen und so das Brod schmälerten. — Trotzdem legten es aber die Italiener geradezu darauf an, nur ihren Landsleuten die Vortheile des sehr erträglichen Gewerbes zukommen zu lassen, sie stifteten Händel mit den deutschen Arbeitern und wollten den Fabriksherrn zwingen mehr Italiener in seine Dienste zu nehmen, offenbar, um das Geheimniß des Handwerks nicht Fremden verrathen zu müssen; schließlich suchten sie gar die Mühle gegen einen sehr hohen Pachtschilling (zweihundert Gulden und eine bestimmte Menge Papier) in ihre Hand zu bekommen und da sie auch damit nicht zum Ziele kamen, beschränkten sie ihre Thätigkeit auf's äußerste. Als Ulman Stromer seine Mühle vergrößerte, wollten sie auch dies nicht zulassen. Endlich riß ihm die Geduld, und er setzte die Welschen in den Thurm, aus dem sie erst ein Vergleich und neue Eide befreiten. Wie lange sie noch in seinen Diensten blieben, erfahren wir nicht, drei Jahre später verpachtet er sein Fabrikswesen an einen seiner Arbeiter, wobei er sich aber verpflichten mußte den Rohstoff, die Leinenhadern, zu liefern.

Trotz aller Maßregeln, den Wettbewerb hintanzuhalten, wird im Todesjahr Stromers (1407) zu Ravensburg eine neue Fabrik errichtet, die spanische Arbeiter beschäftigt; ihre Erzeugnisse, die sich eines guten Rufes erfreuten, waren an einem bestimmten Wasserzeichen, dem Ochsenkopf mit dem Kreuz zwischen den Hörnern, zu erkennen, das aber bald allenthalben nachgeahmt wurde. 1440 wird zu Basel eine neue deutsche Fabrik gegründet, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts folgen die Gründungen rasch aufeinander; des ungeachtet währt es noch ziemlich lange, bis Deutschland seinen Bedarf wenigstens an minder feinem Papier aus eigenem Erzeugniß decken kann, die feineren Sorten mußte man aber noch lange den Italienern abkaufen. Aus den Stadtrechnungen von Görlitz erfahren wir, daß das feinere Papier erst seit 1516 aus Ravensburg bezogen wurde, früher hatte man es aus der Lombardei bringen lassen.

Seit dem sechszehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts scheint unsere Papiererzeugung keine nennenswerthen Fortschritte gemacht zu haben; die Zahl der Fabriken wuchs zwar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, aber die meisten besaßen nur kleine Anlagen und konnten nicht mehr als eine Schöpfbütte mit Ganzzeug füllen. Die Ursachen der geringen Entwicklungsfähigkeit ist vornehmlich in der Schwierigkeit zu suchen, sich den Rohstoff, die Hadern, in beliebiger Menge zu verschaffen, ferner in dem Wettbewerb des Auslandes, namentlich Frankreichs und Hollands, das feineres Papier herzustellen wußte, endlich aber in einem ganz unsinnigen Zunftzwang, der das Aufkommen von Verbesserungen, wie sie

außerhalb Deutschlands längst geübt wurden, völlig unmöglich machte. Dem Lehrling wurde beim Freispruch das Gelöbniß abgenommen, in keiner Mühle, die ihn beschäftige, etwas altes ab- oder etwas neues aufkommen zu lassen; geschah es dennoch, so wurde die Mühle und ihr Besitzer von den Arbeitern in Verruf erklärt, diese zogen ab und überließen es dem Arbeitsherrn mit schweren Opfern seine Fabrik wieder in Gang zu bringen. Keferstein erzählt, daß zu Deckendorf in Baiern die Gesellen ihren Meister in Verruf brachten, weil ihnen bei Tisch unter den gerösteten Schnitten von Weißbrot auch solche von Schwarzbrot vorgesetzt worden waren; die Austragung des Handels soll dem Meister fünfhundert Gulden gekostet haben.

Aber noch andere Sorgen plagten den Fabriksherrn; er mußte alle möglichen Mittel aufbieten, um sich den regelmäßigen Bezug des Rohstoffes zu sichern. Das Recht innerhalb eines bestimmten Gebietes die Lumpen sammeln zu lassen, mußte in vielen deutschen Staaten durch Zahlung einer ansehnlichen Pachtsumme erkauft werden; die Sammelbezirke grenzte man gegenseitig ängstlich ab und wachte mit Eifersucht darüber, daß nicht etwa ein Unberufener den kostbaren Rohstoff vorweg nehme. Am besten waren diejenigen Fabrikanten gestellt, die von ihrem Landesherrn in dem alleinigen Bezug der Hadern innerhalb der Landesgrenzen geschützt wurden, wie in Sachsen, gleichzeitig aber auch in der Lage waren, aus solchen Gebieten, wo die Lumpensammlung nicht privilegiert worden war, Hadern zu beziehen; freilich wurden dadurch die Fabriken in diesen offenen Gebieten arg benachtheiligt.

Die Beschwerden und Klagen der Papierfabrikanten haben mit der Zeit dazu geführt, daß die Lumpenausfuhr entweder ganz verboten oder mit einem hohen Zoll belegt wurde, wie dies im Mittelalter schon die Venezianer gethan hatten; das Ziel aber, das die Einsichtigeren anstrebten, jene Sonderberechtigungen und Sammelbezirke aufzuheben und an deren Stelle den freien Handel mit dem Rohstoff treten zu lassen, wie er in Frankreich längst im Schwunge war, ist trotz aller Vorstellungen in Deutschland damals nicht erreicht worden.

Diese Verhältnisse und mehr noch die Thatsache, daß bei immer steigendem Bedarf an Papier der bisher verwendete Rohstoff nicht mehr in ausreichender Menge beschafft werden konnte, haben endlich veranlaßtt, daß man zu Ersatzmitteln für die Hadern griff. Heute verwendet man, allerdings zumeist mit Hadern vermischt, Cellulose (chemisch isolirte Faser von Holz, Stroh oder Espartogras) und die mechanisch erzeugte Holzfaser, den Holzschliff. Diese Ersatzmittel haben das echte Lumpenpapier so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß es bereits schwierig geworden ist holzfreies Papier zu beschaffen.

Die aus Holzfasern hergestellten Papiere sind freilich ungemein billig und dank der Satinirmaschine und der Füllung mit Schwerspath (Baryt)

von schönem Aussehen. Aber seit kurzem werden aus dem Kreis der Archiv- und Bibliothekbeamten warnende und klagende Stimmen und gewichtige Zweifel über die Dauerhaftigkeit dieser Papiere laut, an dem wir eine üble Eigenschaft leicht selber wahrnehmen können, die Vergilbung, die durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die schon angegriffene Holzfaser verursacht wird; hier und da bemerken wir auch an stärker benützten Papieren eine auffallende Brüchigkeit, namentlich an den Rändern.

In der That steht zu befürchten, daß von all' dem, was in so reicher Fülle in der Gegenwart geschrieben und gedruckt wird, in dreißig Jahren nur sehr weniges noch vorhanden sein dürfte, und daß von unseren Geisteswerken nur das der Nachwelt erhalten bleiben wird, was immer und immer wieder abzuschreiben der Mühe lohnt. — Das wäre an sich noch nicht als das größte Unglück zu betrachten, das unsere gegenwärtige Cultur treffen könnte, aber man erwäge doch auch ernstlich, wie stünde es wohl um unser Wissen von der Vergangenheit, um unsere Vorstellungen von dem Fühlen und Denken geschwundener Geschlechter, wenn alle die zähen Pergamente und dauerhaften Papiere, auf denen das Mittelalter sein eigenes Wissen und all' das verzeichnet hat, was es aus älteren Culturperioden an Weisheit überkommen hatte, dem Moder zum Opfer gefallen wären, wenn uns aus der Erbschaft unserer Ahnen nur noch das geblieben wäre, was als gangbare Kleinmünze der Alltagsweisheit oder auch als vermeintlicher Grundstein alles Verstehens, allein der Fortpflanzung auf spätere Geschlechter durch emsiges Abschreiben damals für werth erachtet würde. Wir besäßen zwar heute noch den Donat und einige Vergilerklärer, manchen schätzenswerthen Kirchenvater und wundersame Heiligenlegenden, neben längst verfallenen philosophischen Systemen astrologische und medicinische Schriften die Fülle, aber die herrlichsten Literaturdenkmale, die wichtigsten Quellen der Geschichte, die ersten Versuche einer selbständigen Naturbetrachtung wären nicht einmal dem Namen nach auf uns gekommen.

Darum ist mit Ernst zu wünschen, daß die fortschreitende Technik Mittel finde solcher Verderbniß Einhalt zu thun, oder lieber noch der Papiererzeugung, die voraussichtlich einem immer mächtiger anschwellenden Bedarf wird genügen müssen, einen neuen dauerhafteren Rohstoff zuzuführen, der gleichzeitig den Bestand unserer Wälder unberührt läßt.

Des Abdeckers Tochter.

Erzählung.

Von

Schandorph.

— Dänemark. —

(Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen).

I.

Auf Ravnshöi, dem Gute des Hofjägermeisters Rosenfeld hatte man vortrefflich zu Mittag gespeist, in echter Junggesellenmanier, sodaß man sich im Essen, Trinken und in der Unterhaltung keinerlei Zwang anzuthun brauchte.

Nur zwei Personen hatten an dem Diner theilgenommen, der unverheirathete Besitzer des Gutes selber und sein Freund, der Kammerherr Rapsdorff. Dieser war zuerst Gardelieutenant, dann Legationssecretär bei einigen kleineren Gesandtschaften, sowie außerordentlicher Gesandter beim Abschluß von Handelstractaten mit fernen Ländern, zuletzt Amtsverwalter in Jütland gewesen und hatte jetzt seinen Abschied genommen. Er stand in den Fünfzigern, und sein Aussehen trug deutliche Spuren davon, daß er sein Leben stark genossen hatte. Wohl verdeckte eine glatte Perrücke sein kahles Haupt, aber ein Netz von feinen Falten an der Schläfe und den Augenwinkeln, und der unbewegliche Mund, der, wenn er erst gelächelt, Mühe hatte, wieder zur Ruhe zu kommen, verriethen seine Hinfälligkeit. Der Hofjägermeister hatte sich besser conservirt. Es waren nur wenige graue Stellen in seinem großen Bart, der das ganze Gesicht umrahmte. Er hatte edle Züge, aber in seinen Augen spiegelte sich kein reges geistiges Leben ab. Jetzt hatte der Champagner sie noch glanzloser gemacht als sonst.

Es war still im Rauchkabinet. Obgleich der Herbst kaum begonnen hatte, brannte doch im Kamin ein mächtiges Feuer; von Zeit zu Zeit knatterte es in den großen Holzscheiten. Eine Tapete von dunkelbrauner Leinwand mit reichen goldenen Verzierungen bedeckte das Zimmer, das von einer auf einem Tisch von Eichenholz aus der Zeit Christians IV. stehenden Lampe erleuchtet war. An der einen Wand hing eine Sammlung von Waffen, alte und neue Gewehre, alte Reiterpistolen, neue Revolver, Klingen und Scheiden von Degen und Säbeln kreuzweise über einander. An dem Metall blinkte hin und wieder der röthliche Widerschein von dem züngelnden Kaminfeuer. Nach der Decke hinauf und längs dem Stuckatur-gesims derselben tanzte der Havannarauch in wirbelnden Ringen.

Die beiden Freunde, der Hofjägermeister und der Kammerherr, lagen in amerikanischen Schaukelstühlen und sahen zu der in Dämmerung ruhenden Decke empor. Es herrschte lange Zeit eine Todesstille im Zimmer.

„Nimm Dir eine frische Cigarre, Rapsdorff," sagte der Hofjäger-meister in dem kläglichen, mitleidheischenden Ton des von den An-strengungen des Diners Ermatteten.

„Mag nicht darüber sein, alter Freund," antwortete der Kammerherr in etwas höherem Ton von derselben Beschaffenheit — — „Ich hätte lieber noch einen Kakao, wenn ich aufstehen möchte. Du bist der Wirth, mach' die Honneurs!"

„Man könnte ja schellen!"

Der Hofjägermeister schellte. Ein Diener in Livree, bis über die Knie hinauf geknöpften Gamaschen trat ein mit einem Bückling. Der Gutsherr deutete auf Karaffe, Gläser, Cigarrenkästchen, den Kammerherrn und sich selbst. Der wohldressirte moderne Sklave verstand Alles, setzte die verlangten Gegenstände auf zwei Tischchen neben den Herren hin und wartete einen Augenblick mit fragender Miene. Der Kammerherr sprach:

„Verschwinde nur, mein guter Jean oder Baptiste."

Der Diener schlüpfte lautlos wie ein Schatten zu der mit einer wollenen Leiste eingefaßten Thür hinaus.

Neue Pause. Endlich sagte der Kammerherr:

„Rosenfeld — schläfst Du?"

„Nein," erwiderte der Hofjägermeister gähnend.

„Hör' Du, bist Du nicht des Lebens müde?"

„Ja, zuweilen."

„Hast Du niemals mit den Dingern da (er zeigte auf die Revolver an der Wand) gespielt, wenn die Magensäure Dich zu stark plagte, und die Karlsbader Saison noch in weiter Ferne war?"

„Bist Du toll? Glaubst Du, ich wolle mich todtschießen?"

„Nein, aber hast Du nie Lust dazu gehabt?"

„Nein, wahrhaftig nicht. Aber Du?"

„Allerdings. Wenn mir mein Magen gar zu vielen Kummer machte und ich keine Lust mehr hatte zu Wein oder sonst etwas.“

„Ach was,“ sagte der Hofjägermeister, „das geht ja immer wieder vorüber, wenn man nur ein Bißchen Geduld hat.“

„Ja, ja — Du hast gut reden — ein Bißchen Geduld. Aber sag' mal,“ fuhr der Kammerherr fort, indem er sich etwas im Stuhl aufrichtete, „wie steht es denn eigentlich mit Dir? Du hattest ja früher hin und wieder moralische Anwandlungen — Du wolltest die Welt bessern. Ha, ha! Willst Du das noch?“

„Nein — es kann doch nichts nützen.“

„Aber wenn Du es könntest — wolltest Du es denn?“

Dem Gutsherrn stieg das Blut in die Wangen, während er heftig an seiner Cigarre sog und eine blaue Wolke mit einem starken Hauche ausstieß.

Der Kammerherr lachte und wiederholte seine Frage in einem neckenden Tone, der den Hofjägermeister unangenehm berührte. Er stand auf und ging auf und ab, indem er sich den Schnurrbart strich. Dann blieb er vor dem Tisch stehen, schlug mit der geballten Hand leicht auf die Platte und sagte laut:

„Ja, meiner Treu wollte ich es, Rapsdorff. Ja, lach' Du nur! Du hast nicht so wie ich die allermeiste Zeit auf dem Lande zugebracht, und all' den Schmutz, all' das Elend, all' die Noth gesehen — hu!“

„Glaubst Du nicht, daß es in den großen Städten Europas noch ärger ist?“

„Das geht mich nichts an. Aber wenn man Gutsbesitzer ist, so ist es, dünkt mich, zu arg, wenn die Leute auf dem Gute Hunger leiden. Ich will nicht prahlen, aber ich habe ziemlich viel weggegeben — allein, das Faß ist bodenlos! Es ist himmelschreiend! Bisweilen mache ich mir ein Gewissen daraus, all' die theuren Weine zu trinken, während die Käthner sich an den Branntwein halten.“

„Aber Deinen Chateauwein trinkst Du doch.“

„Ich habe mich einmal daran gewöhnt.“

„Ebenso wie an das faire la cour aux beautés du village.“

„Ich habe das Bißchen französisch, das ich einmal konnte, vergessen. Aber ich verstehe doch wohl, was Du meinst. Es ist Alles die Folge einer schlechten Erziehung —“

„Sind Deine Knechte und Mägde vielleicht tugendhaft?“ fragte der Kammerherr.

„Nein, sie sind um kein Haar besser, als ich selber.“

„Ach so. Allgemein menschliche Schwäche!“

Der Hofjägermeister zuckte die Achseln und warf sich in seinen Stuhl zurück. Der Kammerherr erzählte pikante Geschichten aus seinem Leben

in Paris und Neapel, und sein Freund vergaß bald seine Gewissensskrupel und war ganz Ohr.

Als sie aufstanden, fragte der Kammerherr lachend:

„Du giebst wohl Deinem alten Freunde freies Jagdrecht auf Deinen Besitzungen, wie in früheren Zeiten?"

„Gebe ich es Dir nicht, so nimmst Du es Dir wohl selbst," erwiderte der Gutsherr.

II.

Der Kammerherr erwachte am anderen Morgen davon, daß ihm die Sonnenstrahlen in's Gesicht fielen. Daß die böse Sonne Einen nicht schlafen ließ! daß die Sonne hier ebenso neckisch sein konnte wie in Italien, Algier, Egypten und Japan!

Nein, es war nicht zum Aushalten! Der Kammerherr mußte sich dazu bequemen, das Bett zu verlassen.

Er trank den Kaffee, den der Diener ihm gebracht hatte. Vortrefflicher Kaffe! Ja, Junggesellenwirthschaften haben ihre guten Seiten, dachte der Kammerherr. Die Vorzüglichkeit der Getränke wiegen die Mängel an den Speisen reichlich auf. Denn man speist besser da, wo eine Hausfrau waltet. Das ist ganz unleugbar. Aber sein alter Freund Rosenfeld und er selbst hatten nie Sinn für die Ehe gehabt — nein sicher nicht!

Auf mit dem Fenster! Eine feine Cigarre! Welch' köstliches Wetter!

Der Kammerherr schlüpfte in seinen sammtenen Morgenrock, stieß das Fenster auf und sah in den Garten hinaus.

Die aus vielen Wohlgerüchen zusammengesetzte Herbstluft schlug ihm entgegen, und die Sonne schien ihm so warm gerade in die Augen. Das Weinlaub an der Wand des Hauses halb grün halb roth, erglänzte dicht neben ihm, hin und wieder schlug eine sanft bewegte Ranke ihm in's Gesicht. Große, noch unreife Trauben hingen herab, schwach überzogen mit thauglänzenden Spinngeweben.

Der Kammerherr ward ganz poetisch gestimmt. Er trällerte in die blaue Herbstluft, zu der feuchten farbigen Laubmasse hinaus:

Quand la nature fleurit,
Je sens revenir ma jeunesse.

Da zeigte sich etwas Dunkleres an dem strahlenden Grunde von hellblauer Luft und buntfarbigen Pflanzen — etwas Karmoisinrothes. Es mußte ein Weiberrock sein! Ein leichtes Zucken durchfuhr den Kammerherrn und all' die Fältchen an Stirn, Nase und Mund erbebten.

Ganz recht! Zwischen den strahlenden Büschen wand sich eine schlanke Frauengestalt. Glattes blondes Haar von glänzendem Schimmer übergossen, eine mächtige Nackenflechte, die wie ein Löwenwedel auf und nieder fächelte, ein Paar nußbraune kräftige Arme, ein Paar runde feingeformte Wangen — all' das entdeckte der Kennerblick des Kammerherrn.

Und als die Frauengestalt näher kam, sah er ein Paar große dunkelblaue Augen mit dem Sonnenschein um die Wette strahlen. Es war in der That ein blondes Mädchen in dunkelrothem Kleide mit weißer Schürze. In ihrer Hand hielt sie einen großen Strauß von Laub, Astern und Georginen.

„Guten Morgen, guten Morgen, mein liebes Kind!" rief Rapsdorff mit breitem Lächeln, so daß die falschen Zähne mit den Golddrähten sichtbar wurden.

Das Mädchen, das sich eben gebückt hatte, um etwas Weinlaub zu pflücken, richtete sich auf und sah ohne Furcht zum Fenster hin. Wie hübsch sie war! Ihre warmen blauen Augen begegneten den kleinen braunen des Kammerherrn, die wie die einer Katze im Finstern glühten; ihre ächten weißen Zähne lachten schimmernd wie feuchte Perlen seinen falschen entgegen.

„Was machst Du denn hier, mein liebes Kind?" fragte der Kammerherr — „Guten Tag!"

Er streckte seine Hand weit zum Fenster hinaus. Zwei Ringe am kleinen Finger strahlten dem Mädchen gerade in die Augen.

Sie nahm die Hand nicht, aber in ihrem stillen Sinne bewunderte sie deren Weiße und die langen sorgfältig gepflegten Nägel — nicht minder die schönen Ringe, den einen mit einem grasgrünen, den anderen mit einem weißen blitzenden Steine. Rapsdorff wiederholte seine Frage.

Sie erwiderte mit klarer tiefer Stimme, mit einem Anflug von bäuerlichem Dialekt:

„Ich diene beim Gärtner, und ich pflücke dies hier zu den Vasen im Speisezimmer. Es soll zum Frühstück hinein."

„Wie heißest Du?"

„Ich heiße Ellen."

„Ei, ei — Kennst Du mich?"

„Sind Sie nicht der Kammerherr?"

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich sah Sie, wie Sie gestern angefahren kamen, und der Jäger sagte, Sie seien Kammerherr."

„Gieb mir Deine Hand."

Sie lächelte, trocknete die Hand an der Innenseite der Schürze ab und streckte sie hinauf zu ihm. Sie war etwas hart und trocken, aber wohlgestaltet mit gewölbten, kurzgeschnittenen Nägeln. Sie legte sich behaglich zurecht in der weichen Hand des Kammerherrn. Er zog die ihrige hinauf zu sich und ließ sie über seinen Sammetrock streichen. Ellen fand die Sache ganz spaßhaft, ward aber doch verlegen dabei. Sie lachte und ward feuerroth.

„Magst Du Deinen Liebhaber sehr gern leiden? Denn einen Geliebten hast Du doch, da Du so hübsch bist?"

„Ach nein!"

Er bemächtigte sich wieder ihrer Hand und zog sie an sich, als wollte er sie hinaufheben. Sie folgte dem Zuge und stellte sich auf die Zehen. Sie fühlte sich seltsam ergriffen von seinen Augen. Häßlich war er, schien es ihr, aber ein schrecklich feiner Herr. Ein süßer Duft wie von Nachtveilchen drang ihr entgegen von seinen parfümirten Kleidern.

Plötzlich ward ihr bange vor seinen Augen. Mit einem Ruck riß sie sich los und behielt den Diamantring in der Hand. Der Kammerherr lachte und sagte:

„Findest Du den Ring hübsch? Ist er hübscher als Dein eigener? Steck' ihn auf denselben Finger, wo Du den Deinen trägst."

Auf dem Ringfinger der linken Hand trug Ellen einen unechten Ring mit einer plump eingefaßten blauen Glasperle. Sie verglich die beiden Ringe mit einander. Sie war bisher so stolz auf den ihrigen gewesen, den sie auf dem Markt in der Stadt gekauft hatte, und nun sah sie, wie armselig er sich neben dem anderen ausnahm. Der Stein in dem fremden Ringe glänzte und blinkte wie ein Stern — er war gar zu schön!

Aber sie mußte ihn ja wieder zurückgeben. Wie bezaubert blieben ihre Augen an ihm hängen, als sie ihn dem Kammerherrn reichte.

„Möchtest Du gern den Ring haben?" fragte er, nachdem er ihn wieder auf den Finger gesteckt hatte.

Sie antwortete nicht, ward wieder feuerroth und verbarg ihr Gesicht in dem kühlen bethauten Bouquet. Er sagte es noch einmal, erhielt aber wieder keine Antwort. Dann sagte er:

„Hör' Ellen, wenn Du heut Abend um neun Uhr hier auf demselben Fleck sein willst — — ganz präcis um neun Uhr, so soll der Ring Dein sein. Wart' einen Augenblick!"

Er beugte sich in's Zimmer zurück und lehnte sich dann rasch wieder zum Fenster hinaus, indem er ein blankes Goldstück vor sie hielt.

„Nein, nein," stammelte sie und wollte fortlaufen.

„Wenn Du es nicht nimmst, so werfe ich es hier in's Gebüsch, und dann magst Du zusehen, wie Du es findest."

Dieser Appell an den praktischen Sinn des Mädchens verfehlte seine Wirkung nicht. Sie dachte: Wirft er es da hinein, so ist es weg, oder einer der Gärtnerburschen findet es — da nehme ich es lieber.

Sie raffte das Goldstück aus seiner Hand, wandte sich rasch ab und lief durch das Gebüsch, daß die Zweige ächzten und das Laub rasselte. Thautropfen streiften ihre Wangen und Arme und setzten sich fest in ihrem Haar.

So kam sie in eine lange dunkle Alle hinaus, die zur Gärtnerwohnung führte. Sie ging wie im Traum, berauscht von dem Glanz des Ringes, von dem starken Duft, der aus dem Fenster strömte, von

dem Widerhall der weichen Stimme des Kammerherrn, von dem goldenen Reichthum, den sie in der Hand hielt.

Ein krummer dunkler Pfad mündete in die Allee. Sie sah Jemanden kommen, gerade als sie den Pfad erreicht hatte. Himmel, es war der Hofjägermeister! Wie sollte sie sich benehmen? Er pflegte, wenn er ihr begegnete, den Arm um sie zu schlingen, sie zu küssen und sie dann gehen zu lassen. Sie wußte nicht recht, ob sie das leiden mochte oder nicht, aber jedenfalls hatte sie Scheu vor ihm. Und wie er sie heute anstarrte!

Entgehen konnte sie ihm nicht. Rasch steckte sie das Goldstück in ihre Tasche und hielt unwillkürlich an, als der Gutsherr vor ihr stand. Er sah sie so wunderbar wehmüthig an, machte eine Bewegung mit der Hand und sagte:

„Guten Tag, Ellen!"

Er streichelte ihr Haar und ließ sie dann gehen. Ellen lief rasch weiter.

„Hm," murmelte der Hofjägermeister für sich, „ich ärgere mich wirklich über all' das wüste Zeug, das der Rapsdorff gestern erzählte — es wäre wahrhaftig besser, wenn man etwas mehr Religion, oder Moral oder dergleichen hätte, und nicht immer solche Gemeinheiten im Munde führte — Hm! — Ob er wohl noch schnarcht? Hm! er wacht wohl auf, wenn es ihm nach dem Frühstück verlangt — — Ein niedliches Mädchen, die kleine Ellen. Hm! — — und doch ist sie die Tochter eines so schauderhaften Kerls, wie der Abdecker Jens. Das ist wahrhaftig um den Verstand zu verlieren."

Der reiche Gutsherr ging einsam im Garten umher, in seiner Weise über das Räthsel des Lebens brütend, das heißt, über das kleine Bruchstück vom Leben, für das er sich interessirte. Am meisten ärgerte er sich über die Erlaubniß, die er dem Kammerherrn Rapsdorff gegeben hatte. Er war nahe daran, seinen alten Freund weit weg zu wünschen, nach Egypten oder nach China, denn Rapsdorff war ein geriebener Bursch, und wenn sie Champagner getrunken hatten, so konnte er den Andern zu allem Möglichen verleiten, und zum Guten rieth der Kammerherr niemals.

„Ein großer Esel ist man schon so," dachte der Hofjägermeister, „und nun kommt er und macht Einen zu einem noch größeren. Der Henker hole das ganze Leben!"

III.

Ellen hatte an diesem Tage im Garten und in den Treibhäusern nicht viel zu thun. Sie sollte nur an Blumen und Pflanzen ein Bißchen ordnen.

Um so stärker arbeitete es in ihrem armen Kopfe. Vor ihren Augen flimmerte beständig der Ring des Kammerherrn. Das Stubenmädchen im Hauptgebäude hatte einmal gesagt, daß solche Ringe, die vornehme

Leute am kleinen Finger trügen, mehrere Hundert Kronen kosteten. Vielleicht konnte sie ihrem Vater ein Stückchen Land für einen solchen Ring verschaffen. Wohl möglich, daß die Sache üble Folgen haben könnte, aber ein solcher Herr würde dann doch wohl für sie sorgen, wenn es geschähe. Das that wenigstens der Hofjägermeister immer, das war eine ganz bekannte Sache. Aber die Schande! — — Nun ja, schlimmer konnte es ihr doch nicht ergehen, wie es so vielen Mädchen auf dem Gute ergangen war, die jetzt verheirathet waren und deren Männer ein Stück Land in so billiger Pacht erhalten hatten, daß sie sich sehr gut standen. Hatten ihr eigner Vater und ihre Stiefmutter, die böse Sieben, es nicht auch so gemacht? Dort war es freilich nicht zum besten ausgeschlagen, denn bei ihnen im Hause waren Elend, Trunk und Schlägerei an der Tagesordnung. Von ihrem vierzehnten Jahre an hatte sie bei ihren Eltern nie etwas Anderes gesehen; erst jetzt, seit sie bei dem Gärtner diente, hatte sie sich an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt und es gelernt, sich über hübsche Blumen, Sträucher und Büsche zu freuen — aber sie hatte doch keine Lust, immer und ewig nur zu dienen.

Derartige Betrachtungen stellte sie an, um den Weg, der sich ihr bot, ihr Glück zu machen, in's beste Licht treten zu lassen. Und ein anderes Glück, als ein einigermaßen sorgenfreies Auskommen, kannte sie nicht. Wohl konnte sie sich noch an Einiges erinnern von dem, was sie beim Prediger gelernt hatte, als sie zum Confirmationsunterricht ging, und das lautete allerdings anders. Aber sie kannte Keinen, der sich so verhielt, wie es der Prediger gesagt hatte. Es sei denn der alte Gärtner Klemm, aber der war ja bald siebzig Jahre alt und hatte eine gute Stelle. Da war es keine Kunst, nach den Vorschriften des Katechismus zu leben. Der Hofjägermeister war wohl ein guter Mann und gab den Armen viel, aber sonst trieb er es doch fast zu arg. Daß der sich nicht verheirathete! Nicht eine der vornehmen Damen würde gewiß sich weigern, seine Frau zu werden. Es war doch merkwürdig, daß Einer nicht ordentlich leben wollte, wenn er die Mittel dazu hatte.

Die Herbstsonne brannte stark auf die Fenster des Treibhauses. Die Röhren der Wärmeleitung strahlten Hitze aus. Eine feuchte Wärme herrschte da drinnen und es war dort ein Geruch, wie in einem dampferfüllten Waschkeller.

Hoch oben standen große tropische Pflanzen mit herabhängenden, hell- und dunkelrothen Blumen. Diese Blüthen öffneten sich weit und streckten die Staubfäden aus, wie die Hunde ihre durstige Zunge an einem heißen Sommertage.

Die untersten Reihen aber bildeten Blumentöpfe mit kleinen feinen Pflanzen — verzärtelte Kinder, die viele Pflege erforderten. Die Töpfe waren so tief in die fruchtbare Erde gesenkt, daß ihr Rand nur oben hervorblickte.

Ellen strich über die feinen Blätter des Venushaars hin und befeuchtete sie mit einer Guttaperchaspritze, dann goß sie Wasser in die Töpfe aus einer kleinen Gießkanne.

Sie verrichtete dies Alles ganz mechanisch. Ihre Gedanken waren an einem anderen Ort als ihre Hände.

Und wie sie so sich dicht auf die eingesenkten Blumentöpfe mit dem Venushaar niederbeugte, war es ihr plötzlich, als ob die kleinen Pflanzen zu Weinranken aufwüchsen, eben so groß und kräftig, wie die am südlichen Seitenflügel des Hauptgebäudes, und zum Fenster im Zimmer des Kammerherrn hinankletterten.

Und was war das — was blitzte dort wie Funken zwischen den Pflanzenblättern auf?

Zwei stechende rothe Augen.

„Bist Du's, Peter?" sagte Ellen. Sie erschrak, wie sie ihre eigene Stimme hörte. Ganz recht, da lag die große alte Kröte, die im Treibhause ihr Wesen trieb. Das häßliche Thier war der Liebling des alten Gärtners. Es war so zahm, daß es seine widerliche, unförmliche Zunge ausstreckte um die Fliegen und andere Insekten, welche der Gärtner oder Ellen gefangen hatten, in Empfang zu nehmen. Es nahm seine langen Wanderungen von einem Behälter zum anderen vor, ganz langsam in größter Gemüthlichkeit kriechend, war bisweilen wochenlang verschwunden, um an einer Stelle aufzutauchen, wo man es nicht erwartete.

Das Verschwinden und Kommen der Kröte war eine erfrischende Abwechslung in der einförmigen Arbeit in dem warmen, feuchten Treibhause, in der vom Erd-, Pflanzen- und Wassergeruch dicht erfüllten Luft.

Plötzlich stieß Ellen einen Schrei aus.

„Was glotzt Du mich so an mit Deinen Kammerherrenaugen!" rief sie.

Sie hockte nieder und bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze. Centnerschwer lag es auf ihr, daß ihr etwas Böses widerfahren, und etwas noch Schlimmeres bevorstände.

Stechende Augen und blitzende Ringe verfolgten sie, wie sehr sie auch ihr Gesicht verbarg. Sie schwor darauf, sie wolle sich dem Südflügel des Hauptgebäudes nicht nähern heute Abend. „Nein, nicht um Alles in der Welt! Ich thu' es nicht. Nein, nein!"

Der Abend kam. Ellen wollte zu Bett gehen. Ihr Beschluß stand fest.

Das Wetter war stürmisch geworden. Das kleine Fenster ward aufgerüttelt und schlug klirrend gegen die Mauer. Das Talglicht erlosch, der Leuchter stürzte nieder. Ein Windstoß durchfuhr heulend und brausend den kleinen Raum.

Ellen sah das Ereigniß für einen höheren Fingerzeig an. Es war also bestimmt, daß sie hinaus *sollte*, denn hier konnte sie nicht bleiben, und bei offenem Fenster schlafen. Sie wies den Einwand zurück, daß

sie leicht in einer anderen von den fünf Stuben des Gärtnerhauses, das der alte Klemm allein bewohnte, ein Unterkommen finden könne.

Sie sprang zum Fenster hinaus. Der Wind fegte durch den Garten hin und bildete auf einen Augenblick einen langen, breiten Spalt in dem dichten Gebüsch. Gleichzeitig trat der Mond hinter einer großen Wolke klar hervor. Sie konnte den weißen Seitenflügel und Licht im Zimmer des Kammerherrn sehen.

Es schlug neun Uhr vom kleinen Glockenthurm des Hauptgebäudes.

Mit klopfendem Herzen, von Kälte und Spannung durchzittert, lief Ellen durch den Garten. Es war, als ob des Windes Geißel sie vorwärtstriebe. Sie hatte keinen anderen Willen als den des Windes.

Wiederum schien es ihr, daß stechende Augen und blitzende Edelsteine ihr entgegenleuchteten. War das der Kammerherr oder die Kröte?"

Sie war jetzt dicht bei dem Hauptgebäude. Noch fünfzig Schritte — so war sie in dem Gange, der längs der weinumrankten Mauer führte. Sie lief noch stärker. Es war ganz dunkel geworden. Der Mond war wieder verdeckt.

„Wohin willst Du?" rief eine Stimme und eine Hand faßte sie am Arm. Auch an der Hand waren Ringe. Sie klemmten sich hart und kalt an ihre trockenen, starken Finger.

„Komm' lieber mit mir," sagte die Stimme.

Ellen riß sich los. Sie fühlte zum ersten Male, wie stark sie sei.

Sie lief jetzt fort aus Leibeskräften. Sie hörte, daß Jemand ihr nachliefe, während der Wind ihr um die Ohren heulte.

VI.

Ein paar Stunden, ehe die gedachte Begegnung stattfand, hatte zwischen dem Hofjägermeister und dem Kammerherrn beim Kaffee und Liqueur eine etwas matte Stimmung geherrscht. Der Kammerherr war bei Tische sehr guter Laune gewesen und hatte viel von Paris, von Neapel und Capri mit seinen blonden Frauen mit griechischem Typus gesprochen, allein der Gutsherr hatte abwechselnd an seinem Ohrläppchen und an seinem Schnurrbart gezupft und nur pflichtmäßig über die Geschichten seines Freundes gelacht; außerdem hatte er sich im Stillen darüber geärgert, daß er nicht so viel französisch verstehe, um die Pointen zu erfassen.

Als der Kammerherr nun sagte:

„Grand veneur de cour, tu m'embêtes ce soir," fuhr Hofjägermeister Rosenfeld vom Stuhl auf und sagte:

„Laß mich nun endlich zufrieden mit Deinem französischen Unsinn!"

„Warum so böse, liebes Herz?"

„Hm, wenn hier eine Frau im Hause wäre — so —"

„Nun?"

„So würde Alles anders sein."

„Puh, nein, dann ließe ich mich hier nicht blicken, alter Freund. Ich hasse die Monogamie und Du nicht minder, mon vieux.“

„Willst Du einen Curaçao haben, Rapsdorff?“

„Ich würde einen Cognac vorziehen.“

„Nimm ihn Dir selber.“

„Sehr artig von Dir.“

Der Hofjägermeister fühlte sich getroffen, stand auf und schenkte ein. Der Kammerherr legte sich in den Stuhl zurück, lächelte vergnügt und sagte:

„Bereust Du, daß Du mir carte blanche gegeben hast?“

Der Gutsherr sagte ganz offen:

„Ja.“

Sein Freund fuhr fort:

„Ei, ei! Nun, ich habe mir bloß ein kleines Zicklein aus Deiner großen Herde erkoren — die Kleine mit den blonden Flechten und den klaren Augen — die die Weinranken aufbindet und Georginenbouquets pflückt — —“

„Hm, hm,“ brummte der Hofjägermeister und bearbeitete seinen Schnurrbart mit den Zähnen.

Der Kammerherr trällerte:

„A neuf heures nous nous verrons
Sous la treille, oui sous le pampre.“

Der Hofjägermeister stand auf, erfaßte ein Glas und setzte es so hart auf den Tisch nieder, daß es zersplitterte und die Scherben umherflogen.

„Das Französische verstandst Du, Rosenfeld,“ sagte der Kammerherr und lachte, daß die Goldfäden in dem falschen Gebiß rauschten.

Der Hofjägermeister ging brummend und summend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen, preßte die beiden Handflächen hart gegen den großen Tisch und sagte:

„Du — Rapsdorff — laß das kleine Gärtnermädchen zufrieden.“

„Lieber Freund, ich will Dir nicht in's Gehege kommen, aber Du erinnerst Dich wohl, was Du mir versprochen hast.“

„Thu' was Du willst und verantworten kannst.“

„Wollen wir uns zur Ruhe begeben, Rosenfeld?“

„Gute Nacht, Rapsdorff?“

„Man wird so wirr im Kopf von dem Champagner. Du bist doch nicht böse — wohl? — nein — ich habe also freie Hand, nicht wahr?“

„Ich bin auch schläfrig — und ziehe mich jetzt zurück.“

Der Hofjägermeister stieg die Treppe hinauf zum ersten Stock, wo sein Schlafgemach lag.

Es war ein großes, hübschmöblirtes Zimmer. Ueber dem hohen Getäfel waren die Wände bis zum Deckengesims mit hellrothem Stoff ge-

polstert, der große Waschtisch hatte eine weiße Platte mit rosenrothen Adern, in dem altmodischen Mahagonibett hätten drei Personen Platz gehabt. Der Porzellanofen verbreitete eine schwache Wärme im Zimmer. Der Diener hatte zwei Fläschen mit Sodawasser und eine halbe Flasche Cognac auf einen Tisch mit grauer Marmorplatte, der von einer vergoldeten, gewundenen eisernen Säule getragen wurde, gesetzt.

Den Hofjägermeister wandelte die Lust an, den Tisch mit dem Fuß umzustoßen.

Leicht berauscht wie er war, gerade in dem Stadium, wo Raum vorhanden ist sowohl für Enthusiasmus, wie für Besonnenheit, sagte er halblaut, obgleich er Lust gehabt hätte, es sehr laut zu rufen:

„Nein wahrhaftig, Rapsdorff soll der kleinen Ellen nichts zu Leide thun.“

Der Sturm brauste im Garten und fuhr heulend um die Ecken des Hauptgebäudes.

Angeregt durch seinen leichten Rausch und getrieben von Eifersucht, moralischen Anwandlungen und anderen Beweggründen, die durch sein erhitzes Gehirn schwirrten, verließ der Hofjägermeister sein gemüthliches Schlafzimmer und begab sich hinaus in das wilde Wetter, das die Baumkronen im Garten gegen einander peitschte.

Er wollte um jeden Preis verhindern, daß Ellen mit den langen Flechten zum Stelldichein käme zu seinem alten Freunde, dem Kammerherrn. — —

Ellen lief immer fort. Sie war zum Garten hinausgekommen, und nun ging's im freien Felde über Zäune und Gräben. Sie wollte heim, nach der elenden Hütte ihres Vaters, des Abdeckers, dem schrecklichsten Ort, den sie sich denken konnte, wo es mehr Hader und Schlägerei und Trunkenheit gab, als das trockene Brot. Aber noch weit schrecklicher kam ihr das vor, was sie an diesem Tage hatte durchmachen müssen — und dann schließlich vielleicht noch vom Hofjägermeister auf frischer That ertappt zu werden — nein, dann lieber in's Abdeckerhaus zum trunkfälligen Vater und der keifenden Stiefmutter!

Sie hörte die Büsche der Zäune hinter sich krachen und hielt einen Augenblick an, um Athem zu schöpfen. Es kam ihr vor, als hörte sie Schritte hinter sich her. Aber der alte Hofjägermeister konnte doch nicht so laufen. Nur weiter, weiter!

Der Hofjägermeister hatte sie ja ein paar Mal erschreckt und sie kannte seinen Ruf. Nur wußte sie nicht, daß der Hofjägermeister eine Art Gewissen hatte. Schon lange hatte er Gefallen an ihr gefunden, aber das Gewissen hatte ihm gebieterisch zugeraunt, oder er hatte vielmehr die Sprache des Gewissens in seine eigenen Worte übersetzt, die ungefähr so lauteten:

„Es wäre Schade um das Kind. Sie sieht so nett aus die arme Kleine, trotzdem sie von solchem Gesindel abstammt.“

V.

Jens, Ellens Vater, war eigentlich nicht Abdecker in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes. Er war eines Käthners Sohn und von Jugend an mit den Viehhändlern auf den Märkten umhergezogen, auch hatte er wohl selbst hin und wieder eine Kuh, ein Pferd oder ein Schwein, das er verkaufen wollte. Er war ein ganz hübscher Bursch, gutmüthig, aber ein Bischen einfältig, lebte in den Tag hinein und nahm mit, was ihm in den Wurf kam.

Er verliebte sich in ein Mädchen, das Ellens Mutter wurde, und erhielt ein kleines Haus, das zum Gute Ravnshöi gehörte, in Pacht. Das Häuschen lag auf einer schmalen Landzunge die in die See hinauslief. Der Strand gab so vielen Tang, als zum nothdürftigen Futter für eine Kuh hinreichte und der Aalfang war recht ergiebig. Auf den Märkten aber kaufte Jens bisweilen ein altes, abgelebtes Pferd, das er schlachtete, um die Haut abzuziehen und zu verkaufen. Daher stammte sein Beiname.

Ellens Mutter starb bald. Nach ihrem Tode verfiel Jens immer mehr dem Trunk und um sein Haus kümmerte er sich nur wenig. Als Ellen dreizehn Jahre alt geworden war und also bald in einen Dienst treten sollte, verheirathete er sich zum zweiten Mal mit einem älteren Frauenzimmer, das schon lange seine Geliebte gewesen war. Stine war äußerst zänkischer Natur, mißhandelte die kleine Ellen und lebte in fortwährendem Streit mit ihrem Mann, der immer öfter seinen Trost bei der Flasche suchte. Sobald Ellen konfirmirt war, kam sie zum Gärtner auf Ravnshöi.

Das armselige Haus des Abdeckers lag auf der sandigen Landzunge, allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Der vom Sturme aufgejagte Flugsand lagerte sich hoch hinauf an den Wänden. Im Winter lastete der Schnee auf dem alten Strohdache, das immer weiter über das Haus niedersank, wie eine abgetragene Mütze. Ein paar halb verdorrte Weiden standen bei dem Hause und starben eines langsamen Todes an der Auszehrung. Draußen stritten und balgten sich Wind und Fluth und Sand, drinnen stritten und balgten sich Jens und Stine.

Je trunkfälliger Jens wurde, desto ärmlicher ging es im Hause zu. Auf den Märkten wurde er über's Ohr gehauen, den geringen Verdienst vertrank er unterwegs und mit leeren Händen kam er heim. Alles was sich nur irgend verwerthen ließ im Hause, ward verkauft oder verpfändet, und desto ungehinderter konnten Mann und Frau sich raufen in der leeren Stube und der kalten Küche. —

Heute Abend war draußen die Luft erfüllt von dem aufgewirbelten Sande. Die alten verkümmerten Weiden mit ihren dürren mißgestalteten Zweigen wurden vom Sturm zerzaust, daß sie krachten und ächzten. Das Strohdach der Hütte krümmte sich wie ein Wurm unter den Wind-

stößen, die pfeifend und heulend an den Wänden hin und durch den Schornstein fuhren. Die Wellen wurden weit auf's Land hinauf gepeitscht, bis sie gänzlich ermattet in ohnmächtiger Wuth geifernd an dem zähen Widerstand leistenden Sande leckten.

Der Himmel war mit zerrissenem Gewölk bedeckt, aus dem der Mond hin und wieder mit kaltem Grinsen auf den wilden Lärm unter ihm herabschaute.

Arg sah es aus da draußen, aber noch ärger drinnen in der Hütte des Abdeckers.

Jens war am Abend mit einem schweren Rausche vom Markt nach Hause gekommen und hatte sich nach einem äußerst heftigen Auftritt mit seiner Frau auf sein Strohlager geworfen — Bettzeug hatten sie schon längst nicht mehr.

Er erwachte durch einen wüthenden Windstoß, der das ganze Haus erzittern machte. Der Mond war gerade aus den Wolken hervorgetreten und warf eine ganze Lichtpyramide durch die kleinen Fenster.

Seine Frau lag neben ihm. Er erinnerte sich jetzt, daß er eine Schlägerei mit ihr gehabt habe. Sie hatte Geld von ihm verlangt, als er heimkam, und er hatte keins, obgleich er ein paar Pferdehäute verkauft hatte. Er hatte keine Ahnung davon, wo das Geld geblieben sei. Er hatte Karten gespielt und es kam ihm vor, daß er gewonnen habe. Der Rausch hatte ihn so kraftlos gemacht, daß er seiner Frau nur geringen Widerstand leisten konnte und sie hatte ihn unbarmherzig durchgebläut. Er hatte nur noch so viele Besinnung, daß er sich vornahm, ihr die erhaltenen Schläge bei Gelegenheit reichlich zurückzuzahlen. Jetzt schien ihm diese Gelegenheit gekommen zu sein. Er hörte einen Augenblick den tiefen Athemzügen der Frau zu. Sie schnarchte, und er schloß aus dem Laut, daß sie viel Branntwein getrunken haben müsse. Es stritt aber gegen sein Gefühl, jetzt, da sie in dem Zustande und er selber nüchtern war, Rache an ihr zu üben. Das war des Abdeckers Ritterlichkeit. Er stand auf und ließ die Schnarchende liegen, zündete ein Talglicht an, setzte sich auf einen Stuhl und hörte theilnahmlos dem Geheul des Windes und dem hohlen Brüllen vom Strande her zu.

So hatte er lange gesessen. Das Licht war weit im Leuchter herabgebrannt, ein Nebelkranz hing um den stark glimmenden Docht. Sein eigener Athem sandte Wolken aus in die kalte Stube, als ob er Tabak rauche. Da erhob sich Stine mit einem Ruck und setzte sich auf die Bettkante.

Ueber ihr kohlschwarzes Haar warf der qualmende Lichtschein einen grellen Schein. Dieses Haar war das einzige Schöne, das Stine noch an sich hatte, und gerade das mißfiel Jens in diesem Augenblick am meisten. Denn dies Haar war es, das ihn seiner Zeit bethört hatte, und er dachte jetzt daran, daß, wenn Stine nicht das glänzend schwarze Haar gehabt

hätte, er sich nicht für sein ganzes Leben an dies böse Weib gebunden haben würde, und er hätte dann seine Tochter Ellen, die ein so sanftes Gemüth hatte, behalten können. So lange sie noch zu Hause war, weinte sie, wenn der Vater trunken war, und dann ward Jens gerührt und weinte mit. Aber Stine gerieth gleich so in Harnisch, daß es immer zu Handgreiflichkeiten kam — und nun hatte sie sich in der letzten Zeit sogar auch dem Trunk ergeben. Das war aber in des Abdeckers Augen die größte Schmach für ein Frauenzimmer. Er hatte immer ein tiefes moralisches Aergerniß gefühlt, wenn er ein betrunkenes Weib sah. Dahingegen war nach seiner ethischen Auffassung die Trunkfälligkeit bei den Männern eine nothwendige Consequenz des ganzen Lebensganges.

Jetzt war Stine erwacht und saß auf dem Bette. Das Ehepaar sah sich mit halb schlaffen, halb grimmigen Blicken an. Es lagen tausend Vorwürfe, bittere Feindschaft, eine lange unausgeglichene und niemals auszugleichende Rechnung in den vier Augen.

Und dazwischen lärmten Wind und Wellen, und die Hütte erbebte, als ob eine starke Hand sie schüttele.

Es pocht an die Scheiben. Aber das war wohl der Wind, der nun auf eine neue Art tobte. Oder es war ein Zweig von einem der halbverdorrten Weidenbäume.

Mann und Frau sandten zu gleicher Zeit einen flüchtigen Blick nach dem Fenster, dann begegneten ihre Augen sich wieder mit demselben dumpfen verbissenen Haß.

Es pocht wieder. Es hörte sich an wie ein Schrei.

„Was giebt es denn da, zum Henker!“ brummte Jens.

„Vater, Vater, laß mich ein, rasch, rasch!“

Jens schob den Thürriegel zurück und drückte auf die Klinke.

Ellen fuhr hinein, so zerzaust, daß ihre lange Nackenflechte aufgelöst über den Rücken hing. Ihr Gesicht glühte und der Schweiß lief ihr von Stirn und Wangen.

„Er verfolgt mich, er verfolgt mich!“ rief sie athemlos.

Stine blieb unbeweglich sitzen. Aber der Abdecker schlug sich vor die Stirn und schauerte in sich zusammen. Dann brach er in lautes Weinen aus, ging hin zu seiner Tochter, legte seine Hand sanft und vorsichtig auf ihr herabfallendes Haar und sagte:

„Du bist die Einzige, aus der ich mir je wirklich etwas gemacht habe. Und hier (er schlug dabei auf den Tisch) und hier soll,“ so wahr ich lebe. Dir Niemand zu nahe treten.“

Er hob den Leuchter auf und drohte Stine damit, als ob er ihr ihn an den Kopf werfen wolle, wenn sie etwas zu sagen wagte, sie beugte das Haupt und blieb unbeweglich sitzen.

Der Abdecker hielt die Arme schützend über die Tochter, ohne daß er

sie selber zu berühren wagte. „Denn ich bin ein Lump," dachte er, „und nicht würdig, ihre Kleider und ihr Antlitz zu berühren."

Er empfand ein kleines Körnchen Trost über diese Worte, die er salbungsvoll zu sich selber sprach; er ward über sich selbst etwas gerührt und mit sich versöhnt.

Da klopfte es gebieterisch an die Thür. Es klang wie ein Commando, dem Jens Folge leisten mußte. War er doch seiner Zeit Soldat gewesen und ihm Disciplin beigebracht worden.

VI.

Es war nicht viel mehr als eine halbe Stunde Wegs vom Hauptgebäude des Gutes bis zum Abdeckerhause. Aber Ellen war die Strecke heute unendlich lang vorgekommen, und dem Hofjägermeister Rosenfeld ging es auch so.

Er wollte das Mädchen nicht dem Kammerherrn Rapsdorff preisgeben. Als er sie im Garten anhielt, war er noch unter der Einwirkung des leichten, anregenden Champagnerrausches vom Mittage her. Humane und sinnliche Triebe kämpften mit einander in seinem Innern.

Als das Mädchen davonlief, eilte er ihr nach. Aber seine Körperfülle erinnerte ihn bald daran, daß seine Zeit als Schnellläufer vorüber sei, und zugleich mit diesem Gefühl stellte sich auch die Vernunft ein. Und als er auf die sandige, vom Sturm gepeitschte, flache Küstenstrecke hinauskam, über die der Wind nach Herzenslust dahinfegte, verwehte auch der größte Theil seiner Weinbegeisterung, und der Hofjägermeister Rosenfeld schämte sich über sein Betragen. Seine erste Eingebung war, umzukehren und er wollte ihr schon nachgeben. Da warf der Mond auf einmal seinen Schein über die gelbe Sandfläche und weit vor sich her sah er Ellen laufen, ihre Kleider und ihr Haar wild im Winde flattern. Er dachte:

„Da rennt sie, die arme Dirne und glaubt, ich könne sie erreichen. Sie sieht verteufelt nett aus. Der Rapsdorff — hm — ist doch ein widriger Patron. Nun läuft sie heim zum Vater und zur Stine. Stine! Hm, ja, die war einmal auch ein nettes Mädchen — und jetzt! Es ist doch schändlich, daß diese Welt so voller Versuchungen ist. Man kann nie dazu kommen, ein ordentlicher Mensch zu werden, und ich will doch wahrhaftig oft so gern es sein. Es ist auch verhenkert, daß die Menschen — daß — daß sie nicht anders beschaffen sind. Ich kann nichts dafür, daß ich so bin, wie ich bin. Wären doch alle Menschen — etwas anders."

Das Licht aus dem Fenster des Abdeckerhauses schien weit über den Sand hin. Der Hofjägermeister sah im Schein des Mondes, wie sich die Thür öffnete. Ellen war also hineingeschlüpft.

Sollte er umkehren? Welch' klägliche Rolle hatte er aber dann gespielt. Er wollte auch gern die kleine Ellen noch einmal sehen und sich dann — das schwor er sich zu — ordentlich gegen sie benehmen. Die

schwarzhaarige Stine ihre Stiefmutter — die hatte er doch eigentlich, schlecht behandelt, vielleicht weil es ihr nicht so erging, wie so manchem hübschen Mädchen auf dem Gute.

Er krümmte sich unter der Wucht der Reue und Selbstverachtung. Es war gut, daß Rapsdorff nicht zugegen war und lesen konnte, was in seinem Inneren vorging — wie würde er ihn verlacht haben.

Plötzlich fühlte er einen Entschluß aus seinem Inneren hervortreten, ohne daß er sich noch darüber klar ward. Aber mit festem Schritt drang er jetzt durch Sturm und Sandwirbel zur kleinen Hütte vor und pochte an die Thür. Sie ward geöffnet.

Der Abdecker beugte sich tief in stummem Erstaunen. Ellen stieß einen schwachen Schrei aus und klammerte sich an den Vater an. Stine sammelte ihre Kleider um sich, stand auf und zitterte wie Espenlaub. Auch sie fühlte ihr Gewissen erwachen, zugleich aber eine Empfindung machtlosen Grolls.

Der Hofjägermeister war nicht minder verlegen, als die Bewohner der Hütte. Aber er nahm eine so gebietende Miene an, wie er nur irgend vermochte; er räusperte sich, rümpfte die Nase vor der übelriechenden Atmosphäre in der Stube, nahm eine Cigarre aus dem Futteral, zündete sie an und indem er sich mit der Hand auf die Tischplatte stützte, sagte er:

„Es sieht hier schrecklich aus."

Stine sah ihn mit trotzig-frechem Blick an und entgegnete: „Jawohl, ich war auch weit besser daran, als ich vor zehn Jahren Milchmädchen auf Ravnshöi war."

Der Hofjägermeister konnte sich den Anschein geben, als wäre es unter seiner Würde, zu hören, was sie sagte und nach ihr hin zu sehen. Es war ein Glück für ihn, daß sie nicht gewahren konnte, wie ihre Bemerkung ihn wie eine Dolchspitze durchfuhr.

„Du trinkst, Jens," sagte er.

„Das kommt von den Märkten, Herr Hofjägermeister," erwiderte der Abdecker, während er den Nacken beugte und seine Tochter fester hielt. Sie sah vor sich nieder. Ihr Fuß bewegte sich unruhig hin und zurück auf der Steindiele, so daß die Sohle leise sich am Sande scheuerte. Der Lichtschimmer sammelte sich um ihr blondes Haupt mit dem aufgelösten Haar. Und aus der Haarmasse schien das kleine hübsche Gesichtchen mit den großen, erschrockenen Augen hervor. Der Hofjägermeister, dessen starke Seite sonst der Kunstsinn nicht war, mußte unwillkürlich an die Heiligen denken, die er auf alten Bildern in Italien oder sonst irgend wo — dessen konnte er sich nicht mehr erinnern — gesehen hatte.

„Jens — Du — meinst Du, daß Du ein ordentlicher Mensch werden könntest, wenn Du den Waldhüterdienst im Süderholz bekämst?" sagte der Hofjägermeister.

Jens fiel auf die Knie. Ellen ließ nicht seine Hand los. Stine weinte.

Streng ermahnend fuhr der Hofjägermeister fort:

„Aber Ihr werdet weggejagt, wenn Ihr das Trinken nicht laßt!“

Jens erhob drei Finger und die Augen zum Himmel.

Das Selbstgefühl des Hofjägermeisters stieg immer mehr, er kam sich fast vor wie eine Vorsehung.

„Ellen muß die Meierei lernen,“ sagte er, „und fort von hier. Es ist gut für ein junges Mädchen, daß sie weit weg vom Hause kommt — und — und etwas selbständiger wird. Ich werde dafür sorgen, daß sie zu meinem Schwager auf Tjörnelund drüben auf Fühnen kommt. Von dieser Wirthschaft im Abdeckerhause will ich nichts mehr wissen.“

Er ging unter allgemeiner Bestürzung und Freude — ohne Adieu zu sagen.

Er war in gehobener Stimmung, als er in den Sturm hinaus kam und dachte bei sich:

„Könnte man blos aus dem Laufe der Welt klug werden! Denn es war doch eigentlich gar nicht meine Absicht, das zu thun, was ich gethan habe. Aber hätte die Dirne unten im Garten nicht solche Angst gezeigt und wäre ich nicht darüber erbost gewesen, daß Rapsdorff ihr nachstellte und hätte ich dies nicht selbst auch thun wollen, und wäre ich nicht in diesen verteufelten Sturm hinausgekommen, der mich so zahm machte — so — so hätten Jens der Abdecker und sein Weib hier meinetwegen wirthschaften können, wie es ihnen gefiel — und — so — so werde ich doch nicht anders, als ich vorher war. Das begreife 'mal Einer! Man könnte rein toll darüber werden. Die Menschen sind so, wie Wind und Wetter sie treiben.“

* * *

„Nun, Du bist mir der Rechte!“ rief der Kammerherr dem Hofjägermeister entgegen, als dieser in's Rauchkabinet trat. „Du versprichst Einem etwas, aber hältst es nicht. Ich bitte mir aus, daß Du ein anderes Mal sagst, was Du Dir selber vorbehältst und Deinen Freunden nicht gönnst.“

Der Hofjägermeister zwang sich zu einem lustigen Lachen. Hätte er seinem Freunde erzählt, wie er sich benommen, so würde er sich vor dessen Sticheleien sicher nicht haben bergen können. Jetzt aber fühlte er eine kleine Genugthuung darüber, daß er dem Kammerherrn, der weit klüger war und weit größere Sprachkenntnisse hatte als er, eine Nase gedreht hatte.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Mit 150 Abbildungen und 3 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890. Preis broschirt 20 *M.*, gebunden 22 *M.*

Endlich liegt das Stanley'sche Reisewerk, auf dessen Erscheinen die gesammte gebildete Welt seit längerer Zeit in hohem Grade gespannt war, vollendet vor uns. Das Interesse des Publicums erstreckt sich diesmal weniger auf die mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbundene Reise selbst, als vielmehr auf die Aeußerungen Stanleys über sein Verhältniß zu Emin Pascha; und in dieser letzteren Beziehung wollen wir sofort das offene Bekenntniß vorausschicken, daß von einer parteilosen Darstellung seitens des amerikanischen Reisenden keine Rede sein kann. Man sieht dem Buche gar zu sehr die Mißstimmung und den Aerger an gegen unseren Landsmann, welcher durchaus gerettet werden sollte und augenscheinlich gar nicht gerettet sein wollte. Wer wird beispielsweise folgender aus dem Briefe des Verfassers an seinen deutschen Verleger Brockhaus entnommenen Stelle sonderliches Vertrauen entgegenbringen können: „Emin war seiner Gesinnung nach Engländer, wenn auch seine Natur im Wesentlichen deutsch war. Er strebte danach, was er jetzt auch sein mag, in den Dienst Englands zu kommen; das beweisen seine Briefe an das britische Auswärtige Amt. Allein was kümmerte mich das nach der einen oder anderen Richtung hin? Ich habe mich nicht aufgemacht, um einem Deutschen oder einem Engländer, sondern um einem idealen Gouverneur zu helfen, der sich in meiner Phantasie festgesetzt hatte als ein des Beistandes ganz besonders würdiger Mann . . . Ueber die Bestrebungen der Deutschen in Ost- und Centralafrika möchte ich nicht viel sagen. Ich habe

kein materielles, aber ein ziemlich starkes Gefühlsinteresse an der Angelegenheit. Während ich den Wunsch hege, daß die Deutschen das ernstliche Bestreben zeigen möchten, in ihrem ungeheuren werthvollen Gebiete zwischen den drei Seen, dem Victoria, Tanganika und Njassa, Gutes zu schaffen, ist es nicht meines Amtes, eine Beschränkung ihres Ehrgeizes zu versuchen, wenn es ihnen belieben sollte, den ganzen Continent zu annectiren. Mir ist es keinen Pfifferling werth, wer Afrika gewinnt u. s. w. u. s. w." Wie stimmen die hier ausgesprochenen Ansichten mit den Agitationen und Lamentationen überein, welche Stanley unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Afrika bei Banketten und Reden in englischen Städten noch bis vor kurzem zu vollführen für gut fand? Erst nach Bekanntmachung des englischdeutschen Vertrages, in welchem den Engländern ungeahnte Schätze in Ostafrika in den Schoß fielen, schlug er einen anderen, nämlich aufrichtigeren Ton gegen Deutschland an, während er über Emin Pascha zu raisonniren wenigstens aufhörte.

Aus: Im dunkelsten Afrika. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Ja, Stanley erklärt in dem als Vorrede zu seinem Werke dienenden Briefe an seinen guten Freund, den reichen Schotten Mackinon, geradezu, daß er mit der vollen Wahrheit nicht herausrücken wolle; denn, behauptet er, er habe niedergeschrieben, was das Publicum erfahren solle; doch gäbe es Dinge, welche murrende, cynische, ungläubige und gemeine Menschen nicht zu wissen brauchten. Er schreibe für Mackinon und seine Freunde und für diejenigen, welche mehr Licht über das dunkle Afrika wünschten, sowie für diejenigen, welche Interesse nähmen an Allem, was die Menschheit berühre. So führt er denn gerade in der Hauptsache das große Publicum hinter das Licht; denn nicht allgemein menschliche Rücksichten, sondern durchaus reale Absichten sind es, welche ihn zur Uebernahme der Expedition bewogen haben. Man ersieht dies besonders deutlich aus den drei Vorschlägen, die er dem Pascha wenige Tage nach seiner Begegnung mit ihm (am 29. April 1888) im Auftrage des Khedive, des Königs der Belgier und der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu machen hatte, und man ersieht es am deutlichsten aus dem dritten Vorschlage wonach Emin ihn mit den treu gebliebenen Soldaten nach der Nordostecke, des Victoria-Sees begleiten

sollte, um dort als Administrator der Ostafrikanischen Gesellschaft von ihm eingesetzt zu werden.

Wenn man nun aber von der Unwahrheit in seinem Verhältniß zu Emin, von der Ungewißheit, mit der er ihn beurtheilt und verurtheilt, und von einzelnen allzu groben Selbstberäucherungen absieht, wie er z. B. behauptet, er habe Erfahrungen gemacht, derengleichen es in den Annalen sämmtlicher afrikanischer Reisen nicht giebt, so bleibt doch immer ein großer Theil des Werkes übrig, welcher uns über vieles Neue aufklärt, von Leiden und Strapazen berichtet, welche wahrhaft übermenschlich zu nennen sind und uns die höchste Achtung vor dem kühnen Reisenden aufzwingt. Es ist hier unmöglich, auch nur eine Ahnung von dem reichen Inhalte des Buches zu geben. Von dem mittleren Kongo bis zum Albertsee war ein bisher von keinem weißen Menschen betretener, endloser, tiefdunkler Urwald zu durchqueren, welcher erst nach einem furchtbar anstrengenden, überaus gefahrvollen, ein halbes Jahr in Anspruch nehmenden Marsch einer Lichtung Platz machte. Südlich vom Albertsee wurde ein mächtiger Schneeberg,

Aus: Im dunkelsten Afrika. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

der Ruwenzori, ein Coloß von 18—19000 englischen Fuß, mit seinen zahlreichen Spitzen und Kuppen gesehen und mit dem Mondgebirge der alten Geographen identificirt. An Kämpfen mit den Eingeborenen und mit den Arabern, welche zum Staunen der Reisenden schon bis zum oberen Arundimi vorgedrungen waren, um Elephantenjagd und den scheußlichsten Menschenraub zu betreiben, fehlt es natürlich nicht; oft genug kam es zu regulären Schlachten. Sehr ansprechend sind die Berichte Stanley's über das im Walde zerstreut lebende Zwergvolk, von dem ebenfalls schon die alten Griechen zu erzählen wußten; die Größe der Männer schwankt zwischen 90 cm und 1,4 m und ein ausgewachsener männlicher Zwerg wiegt 80 Pfund; sie leben von Fleisch, das sie sich durch vergiftete Pfeile zu verschaffen verstehen und von Honig, den sie aus den starken Bäumen sammeln; sie werden als verschlagen, böswillig und intelligent geschildert. — Man weiß, daß sich Emin nach langen Unterhandlungen bereit erklärte, dem Zuge Stanley's zu folgen, daß beide Männer, die so wenig zu einander paßten, den Rückweg durch Deutsch-Ostafrika antraten und hier von deutschen Offizieren in Empfang genommen wurden; in Bagamojo folgte dann ein großartiges, vom Reichscommissar Wißmann veranstaltetes Bankett, bei dem 34 Europäer ver-

Aus: Im dunkelsten Afrika. Leipzig F. A. Brockhaus 1890.

sammelt waren. — Den Schluß des Werkes bildet ein in hochtrabende Worte gekleideter Rückblick über den Verlauf der Expedition und eine Apostrophe an die Begleiter und Gönner derselben. Die dem Buche beigegebenen Abbildungen und Karten sind gut; auch ist es lobenswerth, daß das Werk ein brauchbares Register erhalten hat.

H. J.

Die Raupen der Schmetterlinge Europa's.

Von Dr. Ernst Hofmann. Stuttgart, C. Hoffmann (A. Bleil).

Von den naturwissenschaftlichen Disciplinen, welche auch bei Nicht-Fachleuten eifrige Pflege finden, sind es hauptsächlich die Botanik und die Insecten-, insbesondere die Schmetterlingskunde. Wir sehen daher auch gerade auf diesen Gebieten eine reiche Literatur entwickelt, welche auf die Bedürfnisse eines größeren Kreises als den der speciellen Fachleute, namentlich auf die der Sammler Rücksicht nimmt. Jeder Sammler weiß, welchen Vortheil ihm gute Abbildungen beim Bestimmen ihm unbekannter Arten gewähren. Während nun früher naturgetreu farbige Abbildungen nur unter großem Kostenaufwande herzustellen waren, so daß die mit solchen ausgestatteten Werke nur Wenigen wegen des zu hohen Preises zugänglich waren, haben die großen Fortschritte in der Technik des Buntdrucks, welche wir in den letzten Jahren verzeichnen konnten, es ermöglicht, daß wirklich prächtig mit farbigen Abbildungen ausgestattete Werke zu einem Preise hergestellt werden, der auch den weniger mit Glücksgütern Gesegneten die Anschaffung ermöglicht.

Zu diesen trotz des verhältnißmäßig billigen Preises gediegenen Werken ist auch das bei Hoffmann in Stuttgart erschienene „Die Schmetterlinge Europas" von Dr. E. Hofmann zu rechnen, welches wegen der vorzüglichen, naturgetreuen Abbildungen (1693 auf 72 Tafeln) und wegen des leicht faßlichen und doch auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Textes sich rasch allgemeine Beliebtheit unter den Lepidopterologen erworben hat.

Es fehlte aber noch vollständig an einem allgemein zugänglichen, ausführlichen Werke über die Raupen der europäischen Schmetterlinge, und so hat sich nunmehr die Verlagsbuchhandlung entschlossen, auch ein solches von Dr. E. Hofmann bearbeiten zu lassen. Dieses neue Werk soll als Ergänzung des oben erwähnten Schmetterlingswerkes die dort nur kurz beschriebenen Raupen der Großschmetterlinge ausführlich behandeln, und die meisten derselben sowie ihre Futterpflanzen in farbigen Abbildungen bringen. Es soll in 20—22 Lieferungen erscheinen mit etwa 1500 Abbildungen auf ungefähr 44 Tafeln. Bei jeder Art werden alle Werke angegeben, in welchen dieselbe früher beschrieben oder abgebildet ist; ebenso werden die in den Zeitschriften verstreuten massenhaften Notizen gesammelt und citirt. Die Gruppirung der Arten soll sich, wie im Schmetterlingswerke, nach Dr. Staudingers Catalog richten, der neuerdings für alle größeren Sammlungen maßgebend ist. Dem speciellen Theile soll ein allgemeiner Theil vorangehen, der wo es noth thut, durch Holzschnitte erläutert wird und der dem angehenden Sammler eine genaue Anleitung geben soll über die Entwickelung der Schmetterlinge vom Ei bis zum fertigen Thiere und über das S a m m e l n und die Pflege der g e s a m m e l t e n Raupen. Der Züchter soll in demselben in größter Ausführlichkeit alles Wissenswerthe finden über die Z u c h t und über die Pflege der g e z ü c h t e t e n Raupen.

Das uns vorliegende erste Heft bringt in der Vorrede eine Zusammenstellung der wichtigsten früheren Raupenwerke. Es folgt alsdann ein Verzeichniß der Schriftsteller, welche Arten zuerst beschrieben haben, der im Werke angeführten Abkürzungen ihrer Namen und der entomologischen Werke mit Zeitschriften, welche bei den einzelnen Arten citirt sind. Der allgemeine Theil wird begonnen mit einer Belehrung über das Ablegen der Eier und die Entwickelung der Raupen aus denselben, und mit der Beschreibung der äußeren Gestalt der Raupen. Einige gute Abbildungen in Holzschnitt dienen zur Erläuterung. Bei der Eulenraupe (Fig. 7) wäre es wohl praktischer gewesen, eine solche mit normaler Beinzahl zu wählen. — Im speciellen Theile finden wir die Raupen der „Echten Tagfalter" und die der „Weißlinge" vollständig, die der „Bläulinge" begonnen. Die Angaben für die Bestimmung erscheinen klar und präcis; ebenso die Beschreibungen. Bei jeder Art sind der Wohnort, die Futterkräuter und

die Zeit der Entwickelung angegeben. Bei den meisten Arten finden sich auch Angaben über die Eier und Puppen.

Dem Hefte sind beigegeben die Tafeln 1 und 7. Die Abbildungen, in der Lithographischen Anstalt von Seeger in Stuttgart angefertigt, sind von vorzüglichster Ausführung und größter Naturtreue, sowohl diejenigen der Raupen, als auch die der Futterkräuter; sie dürfen sich dem Besten auf dem Gebiete des Buntdrucks an die Seite stellen.

Da das Unternehmen einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt, und der Preis von 1 Mark für die Lieferung bei der vorzüglichen Ausstattung ein niedriger zu nennen ist, so wird das Werk eine weite, und wir können hinzufügen, wohlverdiente Verbreitung finden. Wp.

Bibliographische Notizen.

Illustrirte Geschichte Deutschlands, herausgegeben von Th. Ebner mit über 1000 Text- und Vollbildern nach Gemälden der ersten deutschen Künstler: A. v. Werner, W. Camphausen, W. Menzel, F. Diez, E. Neuhaus, G. Richter, G. Bleibtreu, O. v. Faber du Faur, L. Broun u. A. Stuttgart. Süddeutsches Verlags-Institut.

Die ersten beiden Bände dieses Werkes haben wir bereits in Heft 147 von „Nord und Süd" empfehlend besprochen; der kürzlich vollendete dritte Band umfaßt die Zeit vom großen Kurfürsten bis auf die Gegenwart. Die Zeit bis 1840 ist klar und übersichtlich, aber in knapper Zusammendrängung des Wesentlichsten geschildert, um der Geschichte Deutschlands in den letzten 50 Jahren, welche mehr als die Hälfte der 538 Großoctavseiten einnimmt, breitere Entfaltung zu gestatten. Ueberall bemerkt man im Texte geschickte Verarbeitung des gewaltigen Stoffes, den sowohl die politische als die kulturgeschichtliche Entwickelung Deutschlands darbot, zu ansprechenden, häufig durch Mittheilung interessanter Urkunden und Publicationen belebten Geschichtsbildern. Die äußere und innere Politik Deutschlands wird bis gegen 1877 möglichst vielseitig verfolgt; von dieser Zeit an begnügt sich der Verfasser damit, andeutungsweise die ergreifendsten und bedeutendsten Momente aus dem Leben Wilhelms I. und seiner beiden Nachfolger (bis zur Ernennung des Reichskanzlers v. Caprivi) aus der Erinnerung an das von uns allen Durchlebte zusammenzustellen. Die echt patriotische Gesinnung und die fesselnde Darstellung machen das Buch zu einer empfehlenswerthen Lectüre für Haus und Familie. Unter den zahlreichen, inhaltlich zum Theil sehr werthvollen Illustrationen sind die auf stärkerem Papier gedruckten Vollbilder meist gut gelungen; die kleineren in den Text gedruckten Abbildungen dagegen sind zum Theil matt und verwischt. Möchten doch auch bei Werken, die zu größerer Verbreitung bestimmt sind, die Herren Verleger mehr in der Sorge für saubere Ausführung jedes einzelnen Bildes, als in der großen Anzahl der Illustrationen ihre Stärke und ihren Ruhm suchen! P.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. III. Theil. Leipzig, S. Hirzel.

Auch der dritte Band, mit welchem die neue Ausgabe des hochbedeutenden, in seinem wissenschaftlichen Werthe längst anerkannten Werkes abgeschlossen vor uns liegt, ist mit derselben Sorgfalt bearbeitet, die wir an den beiden ersten Theilen rühmend hervorheben konnten. Immer und immer wieder überzeugen wir uns, wie die Fortschritte der Wissenschaft im letzten Jahrzehnt nicht nur bis zum kleinsten Detail herab berücksichtigt, sondern auch ihre Ergebnisse in der Darstellung verwerthet und so in sie hineinverwebt sind, daß sie wiederum ein harmonisches Ganze bilden. Namentlich die zuletzt erschienenen Bände des Corpus inscriptionum Latinarum lieferten zahlreiche Inschriften, die theils weitere Belege für die bisherige Erzählung, theils ganz neue Gesichtspunkte boten. Daß der fünfte Band von Mommsens römischer Geschichte die gebührende Beachtung gefunden hat, ist selbstverständlich. Aus diesem Buche sind viele längere zum Theil wörtliche Citate entlehnt, im Besonderen in dem Ab-

schnitt über die Städte des römischen Reiches, welcher überhaupt sehr durchgreifende Veränderungen und Zusätze erfahren hat. (S. 177 ff.) Auch der Abschnitt über die Wasserleitungen (S. 145—149) ist nicht unbedeutend erweitert, wobei diejenigen Antiochias, Alexandrias und der Provinz Afrika ganz neu hinzugekommen sind. Ueberall aber hat die gerade in den letzten Jahren regere Behandlung der in den Rheingegenden noch erhaltenen oder auf sie bezüglichen Alterthümer ihre Spuren hinterlassen: die römischen Bauten und Denkmäler, die Kunst und die Culte im östlichen Gallien und am Rhein treten jetzt viel mehr in den Vordergrund. Von Einzelheiten seien noch erwähnt, daß im ersten Capitel („der Luxus") die zum Vergleich herangezogenen Verhältnisse der modernen Zeiten auf Grund der neuesten literarischen Erscheinungen beträchtlich vermehrt worden sind, daß die Anschauungen über die Anfänge des Buchhandels (S. 416), sowie über die Chronologie von Statius' Silven (S. 475 ff.) und des Juvenal (S. 486 ff.) geändert und berichtigt sind, daß die neugefundenen Heilurkunden von Epidauros in recht klarer, ansprechender Weise dem Leser vorgeführt werden. (S. 573/4.)

In der Zwischenzeit hatte sich Friedländer eingehender mit Martial beschäftigt, hatte eine Ausgabe dieses Schriftstellers veranstaltet (1886), was auch auf das zur Besprechung stehende Buch seine Wirkung ausgeübt hat. Die ausführlichen Erörterungen der 5. Auflage über die Chronologie der Epigramme Martials (2. Anhang zum 3. Capitel) sind in die Einleitung der Martial-Ausgabe herübergenommen: hier sind nur die Ergebnisse der Untersuchung wiedergegeben und eine Widerlegung der von Dau dagegen erhobenen Einwendungen angeschlossen. Ebenso ist der Anhang über die Gönner und Freunde Martials weggelassen. sb.

Ludwig Geiger, Vorträge und Versuche. Dresden, L. Ehlermann.

Unter den Lesern dieser Zeitschrift befinden sich wohl nicht Wenige, die den hohen Genuß gehabt haben, den einen oder den anderen der Vorträge zu hören, die hier gesammelt vorliegen. Wenn sie denselben jetzt noch einmal durchlesen, so werden sie ihr damaliges Gefühl, daß er verdient, durch den Druck festgehalten zu werden, bestätigt finden. Professor Geiger besitzt eine besondere Kunst, selbst Gegenständen, die uns recht bekannt sind, eine neue Seite der Betrachtung abzugewinnen und dem Bekannten eine so vollendete Form zu geben, daß es uns schon durch diese anzieht. Das läßt sich besonders an dem Vortrage „Voltaire und Friedrich der Große" beobachten, den ich nicht anstehe, für den besten dieser Sammlung zu erklären. Neben den Vorträgen enthält der Band noch eine größere Anzahl von Aufsätzen, die vorher zumeist in Zeitschriften, besonders der „Nation" erschienen waren. Dieselben gehören drei verschiedenen Perioden an: der Renaissance, der Aufklärungszeit und den Tagen Goethes. Ihr gemeinsames Band ist aber nicht nur in dem Studiengange des Verfassers zu suchen, sondern, wie dieser in der Vorrede mit Recht ausführt, in dem inneren Zusammenhange, in welchem diese Perioden selbst zu einander stehen. Auch bei diesen Aufsätzen ist neben den umfassenden Kenntnissen die Sorgfalt der Ausführung in hohem Grade zu rühmen. Als besonders interessant hebe ich hervor „Ulrich von Hutten", „Sechs Briefe David Friedländers", „Goethe und die Juden" und vor Allem den bisher ungedruckten, umfangreichen Artikel „Berlin vor hundert Jahren". Es wäre sehr erwünscht, daß Professor Geiger seine Studien nach dieser Seite hin fortsetzte und uns bald mit einer ausführlichen Darstellung früherer Berliner Zustände erfreute. Denn was über diesen Gegenstand bisher von Anderen geschrieben ist, kann keineswegs befriedigen. Wer aber sich auf die angenehmste Weise Belehrung über Vorgänge verschaffen will, deren Nachwirkungen bis auf die Gegenwart reichen, greife vertrauensvoll zu dem obenbezeichneten Buche. P . . . r.

Der Primiziant. Von Maximilian Schmidt. Volkserzählung aus dem bayerischen Walde. (Gesammelte Schriften Bd. X.) Leipzig, A. G. Liebeskind.

Schmidts Erzählungen fesseln nicht durch eine spannende Fabel, durch eine einheitlich geschlossene, in wirksamer Steigerung aufgebaute Handlung; seine Stärke liegt nicht gerade in der Erfindung, und seine Kunst der Composition ist nicht bedeutend; er liebt die Episoden, und was er in seinen größeren Erzählungen bietet, ist eine Reihe oft etwas lose verknüpfter, liebevoll ausgeführter Genrebilder à la Defregger. Was an seinen Erzählungen fesselt, das ist ihre Frische, ihre Treuherzigkeit und Natürlichkeit; es weht uns wie Bergeshauch, wie Waldesduft aus ihnen entgegen; sie spiegeln die Natur jener Ge-

genden, die den Hintergrund der Ereignisse bilden, und jenes biedern Menschenschlages, in dessen Fühlen und denken sich M. Schmidt wie kaum ein Anderer hineingelebt hat, mit unübertrefflicher Treue wieder. Sie bemächtigen sich unseres Geistes nicht mit fortreißender Gewalt, sie erwecken keine lebhafte Spannung, aber ein stetig wachsendes wohlthuendes Behagen, eine innige Sympathie mit den gesunden Gestalten, die der Verfasser so naturwahr zu zeichnen versteht. Das gilt auch von dem vorliegenden Bande, welcher außer der größeren Erzählung „Der Primiziant“ noch zwei liebliche Idyllen „Die Pfingstelbraut“ und „Der Scherzelgeiger“ enthält; und derselben freundlichen Aufnahme gewiß sein darf, wie die vorangegangenen neun Bände der „gesammelten Schriften.“ O. W.

Chauvinismus. Ein Zeitbild von Franz Warnow. Dresden. Leipzig, Heinrich Minden.

Franz Warnow eröffnet in seinem Roman einen Feldzug gegen den Chauvinismus, nicht nur gegen den politischen, auch gegen den religiösen und moralischen, denn auch die moralische Ueberhebung denjenigen gegenüber, die in ihrer Jugendthorheit und Unwissenheit einmal gefehlt haben, nennt er Chauvinismus. So lobenswerth auch die Tendenz ist, so wirkt doch die Absichtlichkeit derselben, der wir auf jeder Seite begegnen, unkünstlerisch; auch die Beweisführung läßt den Verfasser im Stich und bei den Charakter- und Situationsschilderungen vermissen wir die innere Begründung.

Wer das Buch der Tendenz wegen liest, bleibt unbefriedigt, und wer darin nur Unterhaltung sucht, kommt auch nicht auf die Kosten, weil die eigentliche Fabel des Reizes der Spannung entbehrt.

mz.

Des Armen Schuld. Erzählung von Carl von Weber. Leipzig, Greßner & Schramm.

Die Tendenz der einfachen, aber recht wirkungsvollen Erzählung wird durch die als Motto vorgesetzten Goethe'schen Verse; „Ihr himmlischen Mächte, Ihr führt in's Leben ihn hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden“ ꝛc. klar gekennzeichnet. Wir erwarteten danach eine einseitige, unerquickliche socialpolitische Abhandlung, eine leidenschaftliche Anklage gegen unsere gesellschaftliche und staatliche Ordnung. — Aber der Verfasser hat das Programm zu seinem Glücke nicht in voller Schärfe und Consequenz durchgeführt. Das Beispiel seines Helden zeigt wohl, wie der Arme leicht wider Wissen und Wollen in Schuld verstrickt wird, die dann fortzeugend Böses gebären kann, aber daß ein eisernes Fatum über ihm waltet, das ihm keine Freiheit des Wollens und Handelns läßt, das ist in dem vom Verfasser entrollten Lebensgemälde seines Helden nicht nachgewiesen; wir können denselben nicht von Schuld freisprechen, wenn er mit dem Gesetz und den herrschenden sittlichen Auschauungen in Conflict geräth: so wenig wie er den letzteren dies zur Last legen kann; und sein schließliches Geschick predigt die tröstliche Lehre eines andern Goethe'schen Wortes, welches den im Titel und Motto ausgedrückten pessimistischen Gedanken in versöhnender Weise ergänzt und corrigirt: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“ Ist auf diese Weise der ursprünglichen Tendenz des Verfassers die Spitze abgebrochen, so hat das Werk, das im anderen Falle nur einen niederdrückenden, verstimmenden Eindruck gemacht hätte, an künstlerischer Wirkung gewiß gewonnen. Die Erzählung hat den Charakter einer vortrefflichen Volksschrift, welche durch die Anschaulichkeit ihrer Schilderungen, die Wahrheit ihrer Seelenmalerei, die scharfe Zeichnung der Haupt- wie der Nebenfiguren von Anfang bis Ende fesselt. O. W.

Sonnenwende. Neue Dichtungen von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz.

Aus Weitbrechts Liedern spricht ein männlich hoher Charakter, verbunden mit entschiedener poetischer Begabung. Seine Poesien erinnern an die schöne Definition des liebenswürdigen Mathias Claudius, wonach Dichter „harte Kieselsteine“ sind, an welche Natur, Kunst und Religion anstoßen, bis es Funken giebt. Inhalt und Titel des vorliegenden Bändchens, dessen Lectüre uns, wie gewiß vielen andern, einen wirklichen Genuß bereitet hat, weisen auf einen gewissen Stillstand im Leben, ein ruhiges Sichbesinnen. Eine nicht mehr jugendliche Steigung zur Reflexion, zur theosophischen Betrachtung der Dinge waltet vor. Aus der reichen Fülle von einzelnen Gedichten, die vortrefflich genannt werden dürfen, heben wir hervor: „Dichterschule“, „Weihnacht“, „Hilde“ (Lieder an das entschlafene Töchterlein), „Nach zehn Jahren“ (ein prächtiges Sonett an des Dichters Gattin) und den feinsinnigen Cyclus „die Künstlerin“. Ab und zu leuchten glim-

mende Funken auf, die auf künftig loderndes Feuer hindeuten: besonders in dem (künstlerisch nicht recht gelungenen) „Herrn Commerzienrath", und am vornehmlichsten in den „Verstockten." — Wenn die entschieden vornehmen und edlen Klänge, welche des Dichters Leier angiebt, nicht allgemeinen Anklang finden, so dürfte dies vornehmlich in der unstreitig herrschenden Abneigung gegen alle Lyrik liegen. An der dem Bande beigefügten Tradögie „Sigrun", die in einem heidnischen Sonnenwend-Fest ihren Mittelpunkt findet, haben wir keinen Geschmack gefunden. M.

Im kühlen Grund und andere Geschichten. Von Julie Ludwig. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.

„Blaubart„, die erste Geschichte, liest sich angenehm und unterhaltend; Stoff und Anlage erinnern stark an Spielhagens „Skelett im Hause." „Waldemars Brautfahrt" ist unbedeutend. Das Werthvollste in der Sammlung ist unzweifelhaft die Novelle „Im kühlen Grund," nach welcher die Verfasserin mit Recht — a potiori fit denominatio — das ganze Bändchen betitelt hat. Die Novelle ist geschickt geschrieben und sehr spannend. Eine edle Menschenseele, an die Scholle gebannt, erliegt nach heldenmüthigem Kampfe der Gemeinheit und Niedertracht der bête humaine, der sie umgebenden, umrankenden, umgarnenden Sippe. Das ist tief ergreifend, vielleicht zu traurig, aber darum nicht minder wahr! — M.

Schnee und Blüthen. Novelle von Martha Kallusky. Dresden und Leipzig, Pierson.

Unter diesem gewiß eigenartigen Titel sind fünf Novellen vereinigt, die etwas mehr Eigenart haben könnten. Alle verdienen entschieden das Prädikat „gutgemeint". Die verehrte Verfasserin verräth aber eine gewisse Wahlverwandschaft mit jener geheimnißvollen Th. v. H., die, wie der ewige Jude in Hauff's Memoiren des Satan erzählt, fünf unschuldige Geschöpfe binnen Kurzem (auf dem Papiere) umbringt und deshalb in Conflict mit dem Polizei-Director kommt. In dreien ihrer Novellen zählen wir acht Todte! Da wenden wir uns mit einer gewissen Erleichterung zu der letzten Novelle, die etwas Sonnenlicht in diese Todesnacht bringt. „Im Storchnest" ist zwar auch in der Erfindung nicht ganz neu (vgl. Spielhagen, Quisisana), aber recht erfreulich und lustig zu lesen. M.

Neue Novellen von Max Hobrecht. Rathenow, Max Babenzien.

Gute Erzähler sind immer willkommen. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, gefällig und unterhaltend, geschickt und ohne Manier — mit einem Worte, wie Wilhelm Hauff zu schreiben: Eigenschaften, die auch aus unbedeutenden Stoffen recht lesbare Novellen machen können. Die genannten Vorzüge können wir an dem vorliegenden Bändchen mit Vergnügen constatiren; ob Hobrechts Talent auch größeren Aufgaben gewachsen ist, will sich aus dieser Probe noch nicht recht herausstellen. Die vierte Erzählung, die in der Zeit des „großen" Franzosenkönigs und seiner Dragonaden spielt und auf eine Charakteristik Fénélons hinausläuft — weshalb schreibt der Verfasser wohl Thelemaque? — hat uns am wenigsten angesprochen. Angesichts der köstlich lustigen Geschichte „Im Spiel der Wellen" können wir den Wunsch nicht unterdrücken, Hobrecht möchte sich noch mehr der humoristischen Gattung zuwenden: seine Begabung dafür, die schon in den Erzählungen der vier Jagdfreunde „Zwischen Judica und Palmarum" zu erkennen war, tritt jetzt noch deutlicher hervor. M.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. In zehn Bänden. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

Arminius, Bertha, Minne- und Trutzlieder. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Bark, E., Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Behrend, O., Wieland, der Schmied. Leipzig, Renger'sche Buchh.

Berger, A. v., Dramaturgische Vorträge. Wien, K. Konegen.

Ego, Ahasver, Ein Monolog. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Falkenhorst, E., Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Lieferung 4—6. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Fels, R. von., Agramer Schreckenstage. „Jourfixe" der Resignirten. — Hans Heiling. Novellen aus der Gegenwart. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Frenzel, K., Vanitas. Leipzig, Wilh. Friedrich

Gedichte eines Ungenannten. Norden 1890, Hinricus Fischer Nachfolger.

Grabbe, Ch. D., Marius und Sulla. Fragment. Fortgesetzt von Erich Korn. Berlin, C. F. Conrad.

Gott, Freiheit und Vaterland! Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Goppelsroeder, Fr., Ueber Feuerbestattung. Nebst Anhang und mit fünf Abbildungen im Texte. Mühlhausen i. Els., Weng & Peters.
Helberg, H., Die Spinne. Roman. Leipzig, W. Friedrich.
Himmel und Erde, Illustr. naturw. Monatsschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. Berlin, Herm. Paetel.
Hindersin, Fr. v., Alexander. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann.
Hirsch, J., Anna Pelzer. Roman. Hannover, H. Wasserkampf & Co.
Hirsch, M., „Betteln und Hausiren ist hier verboten". Eine Studie zur socialen Frage. Frankfurt a. M., J. Kauffmann.
Hirth, Fr., Chinesische Studien. Erster Band. München, G. Hirth.
Hörmann, L. v., Haussprüche aus den Alpen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Ibsen, H., Werke. Moderne Dramen II. (Ein Puppenheim, Gespenster, Ein Volksfeind). Herausg. v. J. Hoffory. Berlin, S. Fischer.
Jahnke, Hermann, **Fürst Bismarck.** Sein Leben und Wirken. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 1.—6. Lieferung. Berlin, Paul Kittel.
Jedina, L. v., An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Lieferung 1—5. Wien und Olmütz, E. Hölzel.
Jensen, W., Der Herr Senator. Novelle. Leipzig, B. Elischer Nachf.
Jungfer, Joh., Der Prinz von Homburg. Nach archivalischen u. a. Quellen. Berlin, K. Brachvogel.
Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. Heft 9—14. Dresden, C. Höckner.
Kapff-Essenther, F. v., Neue Novellen. Zwei Bände. Leipig. B. Elischer Nachf.
Kapff-Essenther, F. v., Glückbeladen. Novelle. Leipzig, B. Elischer Nachf.
Kleist's Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. Leipzig, Paul Beyer.
Kramer (Magnetopath). Der Magnetismus in Wiesbaden und sein Kampf mit der Schul-Medicin. Ein Beitrag zur Geschichte der Heilkunde. Selbstverlag. Wiesbaden. 1890.
Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 67 68. München, G. Hirths Verlag.
Lattmann, J., Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Lessing, G. E., Sämmtliche Schriften. Herausg. von K. Lachmann. dritte auf's neue durchgesehene u. verm. Auflage besorgt durch Fr. Muncker. Band 5. 6. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.
Mackay, J. H., Das starke Jahr. Der „Dichtungen" zweite Folge. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)
Marshall, E., Unter vier Herrschern. Aus d. Erinnerungen Althea Allinghams 1785—1842. Autoris. Uebersetzung. Gotha, Fr. A. Perthes.
Melzer, E., Goethes ethische Ansichten. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. Neisse, J. Graveur.
Messerer, Th., Edelweisssterne. Hochlandsgeschichten für die reifere Jugend. Gotha, Fr. A. Perthes.
Meusebach, K. H. G. v., Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber. Weltliches Lieder-Büchlein des XVII. Jahrhunderts. Als Beitrag zur Geschichte des Deutschen Volksliedes. Herausg. von H. Hayn. Köln a. Rh. Frz. Teuber.
Morsier, Ed. de, romanciers allemands contemporains. Paris, Perrin et Cie.
Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen 1890. II. Jahrg. I. Theil. Text von O. J. Bierbaum. München, E. Albert & Co.
Neitzel, O., Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text Musik und Scene erläuternd. Erster Band. Deutsche Opern. Zweite Abtheilung. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Oberosler, J., Illustrirter Führer durch Mittel-Italien. Mit 69 Illustr., 11 Karten, 18 Stadtplänen, zwei Reise-Karten u. 1 Eisenbahnkarte. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag.
Oldenberg, H., Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. 2. Aufl. Berlin, W. Hertz.
Pascal, Dr. Das sexuelle Problem in der modernen Literatur. Ein Beitrag zur Psychologie der modernen Literatur und Gesellschaft. 1890. Berlin, Sallis'scher Verlag.
Perles de la poésie française contemporaine. 4me édition, Leipzig, P. Hobbing.
Rabusson, H., Salonidylle. Autoris. Uebers. a. d. Franz. von E. Becker. (Engelhorns Allgem. Romanbibliothek. 6. Jahrg. Band 23.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Richter, O., Das deutsche Reich. Vaterlandskunde. 2. u. 3. Abtheilung. Leipzig, O Spamer.
Schachinger, R., Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Eligius Freih. von Münch-Bellinghausen. (Friedrich Halm), Wien, A. Hölder.
Schaeffer, A., Geschichte des spanischen Nationaldramas. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Schweitzer, G., Auf Urlaub im Orient. Berlin. 1890. R. v. Deckers Verlag (G. Schenck).
Schönbach, A. E., Walther von der Vogelweide. Ein Dichterleben. Dresden, L. Ehlermann
Seidel, H., Gesammelte Schriften. Band 8' Leberecht Hühnchen als Grossvater. Leipzig. A. G. Liebeskind.
Serao, M., Achtung Schildwache! Terno secco. Autoris. Uebers. a. d. Italien. von A. Dulk. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. 6. Jahrg. Band 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Strümpell, L., Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Versuch einer Grundlegung für gebildete Aeltern, Studirende der Pädagogik, Lehrer, sowie für Schulbehörden und Kinderärzte. Leipzig, G. Böhme Nachf.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 6. Berlin, D. Reimer.
Volz, B., Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Abtheilung 2—4. Leipzig, O. Spamer.
Wolff, E., Prolegomena der Literatur-Evolutionistischen Poetik. Kiel, Lipsius & Tischer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
vierundfÃ¼nfzigster Band.
Mit den porlroits von: pclcr TI >> i so WS I s, Paul I'vurgel. Gregor Cfiks,

Breslau
Schlesische BnchSrnckerei, Kunst, und Verla gs>A,ista lt
vormals S. Schottlaendcr.

Inhalt des 5^. Bandes.

Mit. — August. — September.

1890.

Inhalt des 54. Bandes,

Mit dcn Portrait? von:
Peter Tschaikowsky und Gregor Esiky, radirt von wilh. Krauskopf
in München und Paul Bourget, radirt von k. Kühn in Nürnberg.

Juli I8Y0.

Inhalt. ^

Hierzu ein Portrait von Peter Tschaikowsky.
Radirung von Wilhelm Rrauskopf in München.

preis xr« «vuartal (z Yeftej S Mark. —
Alle Buchhandlungen und postanftalten nehnien jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von «Mord und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
H«N« Lüftenoder In Berlin. (Neue SScher.1
Expedition von Nord und Tu» in Breslau, (pariser Prachtalbum),

Das Auswandererschiff.

Novelle
von
Ludolf Eicho.
— Bcrlin. —

u Anfang der sechziger Jahre trug ein kleiner Weserdampfer eine Schaar Europamüder von Bremen nach Bremerhaven. Derzeit befand sich der Norddeutsche Lloyd noch im ersten Stadium seiner großartigen Entmickelung, und nur wenige Passagedampfer kreuzten den atlantischen Ocean. Die Mehrzahl deutscher Auswanderer bediente sich zur Ueberfahrt noch schlecht eingerichteter und dürftig ver- proviantirter Segelschiffe. Auch Jene die am rauhen Aprilmorgen den festen Boden der Heimat mit dem schwanken des Fahrzeugs vertauschten, sollten in Bremerhaven dem Dreimaster „Germania" überliefert werden, welcher im Vorjahre Getreide an Bord geführt hatte und der nun, da Menschenkraft in Masse den deutschen Häfen zuströmte, in aller Hast vom Schiffsrheder zum Ausmandererfchiff hergerichtet morden mar. Das Weferdampferchen hatte den Quai so früh verlassen, daß die Mehrzahl der Passagiere fröstelnd und verschlafen Schutz gegen den feuchtkalten Morgenwind suchte und theils im Lagerraum, theils hinter der Maschine auf dem mitgebrachten Strohsack den unterbrochenen Schlaf fortsetzte. Ein junger Bursche nur trotzte am SchifsSrand dem Wind und den Frühnebeln. Auf das Geländer gestützt, blickte er zu den langsam ver- sinkenden Thürmen der freien Hansastadt hinüber. Wolfgang Reß gehörte zu der großen Anzahl derer, die ihren Beruf verfehlt haben. Früh ver- waist, mar er vor Abschluß seiner akademischen Studien voll Abenteuerlust in die Welt gezogen. Nachdem er fast den ganzen Süden Europas gesehen,

war sein väterliches Erbe bis auf einen für die Ueberfahrt nach Amerika
knapp ausreichenden Nest zusammengeschmolzen. Dasür hatte er sich in
Bremen einen Platz im Zwischendeck der Germania erstanden. Nun mar
ihm noch so viel übrig geblieben, dasz er einen Dollar in Gold ein-
tauschen konnte. Mit diesem Stück Edelmetall in der Tasche hoffte er die
Küste jenseits des Oceans zu betreten. Vielleicht entschleierte ihm in der
neuen Welt jenes verlockende,, geheimnißvolle und vergeblich gesuchte Wesen
sein strahlendes Awlitz .— jimes göttliche Wesen, das die Alten Fortuna
nannten. Welche Art von Glück er in der neuen Welt zu finden hoffte,
war. ihm durchaus unklar.-". Seine Phantasie gebar täglich einen neuen
Zukunftstraum, und er vergaß darüber, daß er das Land der Arbeit
betreten werde, ohne erwerbsfähig zu sein. Ihm galt Amerika als das
Land der Freiheit. In der Heimat hatte ihn manche Schranke beengt,
manche Fessel gedrückt; jetzt war er aller Bedenken, Rücksichten und
Pflichten gegen Familie und Freunde ledig. Er war ganz auf sich selbst
gestellt und frei wie der Bogel in der Lust. Seine Brust hob sich mächtig,
und er that einen tiefen Athemzug, aber gleich darauf zog ein leises banges
Wehgefühl durch sein Herz. Das Heimweh regte sich. Die Heimat ent-
ließ ihn mit freundlichen Eindrücken. Zu Bremen hatte er mit einem
Jugendfreund im Rathskeller goldfarbenen Rüdesheimer geschlürft, im
Stadttheater aber sah er ein Schauspiel das ihn mächtig erregte. „Cor«,
die Tochters des Pflanzers" mar eines von jenen Dramen, welche der in
der Union wüthende Bürgerkrieg in die Erscheinung gerufen hatte. Bei
den Leiden der edlen Heldin, welche alle Schrecken der Sklaverei erdulden
muß, weil ihre Mutter eine Farbige gewesen, gelobte sich Wolfgang unter
dem bedrohten Sternenbanner für die Befreiung der Sklaven zu kämpfen.
Als die Thürme Bremens am Horizont versunken waren, schüttelte
der Reisende das Wehgefühl und die Erinnerungen gewaltsam ab. „Leb'
wohl, vaterländische Erde!" murmelte er und bewegte die Hand gen
Süden; dann wandte er sich mit elastischen Schritten den Gefährten zu.
Der Auswanderungsagent, bei welchem er in Bremen gewohnt und sein
Billet gelöst hatte, winkte ihm mit geheimnißvoller Miene und sagte
lachend: „Ihr Zimmergenosse Bäumle ist mir 10 Groschen schuldig geblieben
und hat, in der Absicht, mich zu prellen, mein Logirhaus heimlich ver-
lassen. Er wußte nicht, daß ich die Auswanderer bis Bremerhaven
begleiten würde. Als er mich nun vorhin an Bord sah, sprang er hastig
in den Lagerraum hinab und hält sich nun unter den Gepäckstücken ver-
steckt. Ich mag sein Geld nicht; aber der Knauser mutz doch für den
Betrug bestraft werden. Bitte, suchen Sie ihn auf und sagen Sie ihm,
er solle sich ja sorgfältig verbergen, denn ich befände mich in Begleitung
eines Polizeibeamten an Bord, um ihn wegen Betruges verhaften zu
lassen. Die kleine Warnung, in der Fremde ehrlich zu sein, kann dem
Schwaben nichts schaden."

Wolfzang ging sofort auf die Eulenspiegelei ein, denn Baumle war
ein Ausbund von Beschränklheit und Selbstsucht. Während seines kurzen
Aufenthaltes in Bremen hatte dieser hoffnungsvolle junge Mann bei allen
Mahlzeiten, welche zu feststehenden Preisen verabreicht wurden, stets, bis
zur völligen Erschlaffung .feiner Kaumerkzeuge gegessen, nur uin auf die
Kosten zu kommen. Die Angst, daß irgend ein Mensch etwas an ihm
verdienen könne, ließ ihn bei den Einkäufen für die Ueberfahrt stets das
Billigste, ohne Mcksicht auf Qualität einkaufen. Trotz Wolfgangs Ab-
mahnungen hatte er sich eine Taschenuhr im Laden des Trödlers und nicht
beim Uhrmacher gekauft. Die Uhr kostete wenig, aber sie hatte den Fehler,
daß sie nicht ging. Dieser Umstand verursachte Bäumle und seinem
Zimmernachbar Wolfgang schlaflose Nächte, denn der erster« klopfte fast in
jeder Stunde mit der Uhr auf den Nachttisch, und wenn Wolfgang, durch
das Geräusch aus dein Schlaf geschreckt, ärgerlich fragte, was das Klopfen
beoeuten solle, so stieß Bäumle Flüche aus und bemerkte: „Das Uehrle
geht wieder nit, i muß es doch in Gang bringe! Ach, Du liebes Herr-
göttle von Bieberach, Hütt' i doch mei schön's Geld wieder!"
Wolfgang fand diesen Schwaben nach längerem Suchen wirklich im
dunkelsten Winkel des Lagerraums hinter riesigen Kisten kauernd. Baumle
steckte, als er des Reisegefährten ansichtig wurde, den Kopf vorsichtig wie
eine Schnecke aus den: Versteck hervor und Wolfgang ermahnte ihn mit
besorgter Miene, doch ja einen sicheren Unterschlupf zu wählen, da ein
voni Agenten herbeigerufener Polizeibeamter vor der Landung in Bremer-
haven den Dampfer durchsuchen werde, in der Absicht, den Ausreißer
Bäumle wegen Betrugs zu verhaften.
Bei dieser Meldung entfärbte sich der Bedrohte und bat Wolfgang
in kläglichem Tone, er möge einen in der Nähe liegenden Bettsack quer
über die Kisten legen, damit der Schlupfwinkel ganz verdeckt sei. Diesem
Ansuchen wurde prompt entsprochen, und der zum Verdeck hinaussteigende
Kamerad hörte noch aus der Höhle die flehende Bitte Bäumles, ihn doch
um Gotteswillen nicht an die Häscher zu verrathen.
Jener betrat hinter einer gebrechlichen Bauersfrau das Verdeck, welche
von ihren Enkeltöchtern gestützt, aus der dunklen Cajnte langsam emvor-
stieg. Als die Alte den Fluß vor sich sah, rief sie mit hoch erhobenen
Händen, „Ach Gotte doch, ach Gotte doch, det groote Water, det groote
Water!" — Ihre Enkelkinder versicherten ihr lachend, daß das große
Waffer noch nicht erreicht sei. Als Großmudding später an Bord der
„Germania" das uferlose Meer jsah, schlug sie die welken Hände vor's
Gesicht. Beim Anblick der großen Wasserfläche erfaßte sie ein Schwindel.
Sie ließ sich unter Deck geleiten und tauchte erst bei der Landung in
Nemyork aus dem Schiffsraum wieder auf. Wolfgang sagte sich eben,
daß für diese Alte die Uebersiedlung in eine fremde Welt ein rasches
Absterben zur Folge haben müsse, als seine Blicke durch eindringliche Ver-

Mahnungen auf eine neue Gruppe gelenkt wurden. Ein älterer, etwas geckenhaft gekleideter Herr, predigte einer hübschen Blondine Moral, die sich auf eine mit blauen Bändern verzierte Guitarre stützte. „Du wirst zugestehen, Finchen, daß ich keine Kosten gescheut habe, um Dir eine gute Erziehung zu geben. Vermerthest Du Deine Kenntnisse richtig, ss kann es Dir bei Deiner Schönheit in Amerika nicht fehlen. Machst Du aber drüben eben so viele dumme Streiche wie in Deutschland, so wirst Du zu Grunde gehen. Finchen, gelobe Deinem besorgten Vater, drüben, nn neues Leben anzufangen!"
Bei diesen Schlußworten des Alten strich Finchen mit der Hand derart über die Saiten der Guitarre, daß ein Schruinm — Schrumm hervortönte; dann sah sie ihm keck lachend ins Gesicht und erwiderte: „Wozu Komödie spielen, Papa? Wir stehen ja am Scheidewege und werden uns wohl niemals wiedersehen. Wirf mich ruhig zu den Tobten; aber seien wir wenigstens in dieser Trennungsstunde einmal ehrlich gegen einander. Du hast im Grunde eine diebische Freude, daß Du mich los wirst — na, gesteh's nur! — denn Du willst die angenehme Wittib in der Bel-Etage Heirathen, und dabei ist Dir die übelbeleuindete Tochter im Wege. Ich gehe gem — ich scheide ohne Bedauern, denn ich bin Deiner Drohungen und Ermahnungen überdrüssig. Ich Hab den Klatschsüchtigen manchen Stoff zur Unterhaltung geliefert — das ist wahr; aber trifft mich dafür allein die Schuld? Der Rector unserer Töchterschule sagte wiederholt, daß erzieherisch die besten Lehren nichts bedeuten im Vergleich zum lebendigen Beispiel. Nun, ehrlich herausgesagt, Papa — das Beispiel, welches D u Deiner Tochter gabst, war nicht dazu angethan, aus mir eine Vestalin zu machen. Du legtest Dir als Lebemann keine Schranken auf; ich sah manches, was meinen Sinn und mein Blut in Aufruhr brachte. Ich bin Deinem Beispiele gefolgt, das ist alles; und Du hast kaum ein Recht, mir Moral zu predigen. Ich danke Dir für alle guten Lehren; allein ich werde drüben mein Leben doch nach meinem Gefallen einrichten. Im Grunde ist Dir ja auch wenig daran gelegen, was aus mir wird. Tu begleitetst mich nur an Bord des Schiffes, um Deiner Zukünftigen die frohe Botschaft bringen zu können: „Fine ist weg — wir sind das Mädel für immer los!" Na, das Vergnügen kann ich Euch ja bereiten. Wie groß aber Deine väterliche Sorge für mich ist, ersehe ich klar aus dem Umstände, daß ich die weite Fahrt im Zwischendeck ausführen muß. Zu einem Billet zweiter Klasse schwang sich Dein Opferinuth nicht auf. Na, was thut's! — ich komme auch so hinüber." — Sie schnippte mit den Fingern und wendete sich von dem verdutzt dastehenden Alten ab, um ein am grünen Ufer auftauchendes Dorf zu betrachten.
Wolfgang mar nicht weniger überrascht, als der abgekanzelte Vater. Tie äußere Erscheinung der schlanken Blondine ließ das Gemüth eines

Goethe'schen Grethchens vermuthen — und vor ihm hatte eine Phryne ihr Inneres enthüllt!

Bevor er sich in Betrachtung über die wunderlichen Erziehungsresullate versenken konnte, wurde Wolfgang von einem kleinen verschmitzt aussehenden Manne angeredet, in dessen Sprache der sächsische Dialekt sich mit dem Jargon des polnischen Juden mischte. Dieser erkundigte sich mit erzwungener Ruhe, ob Wolfgang einen Auswanderungspaß besitze und ob er glaube, daß an Bord der „Germania" eine strenge Controls der Legitimationspapiere stattfinden werde. Der Gefragte konnte keine bestimmte Antwort betreffs der Controls geben, mar aber Höstich genug, die gewünschte Aufklärung von dem Agenten zu erbitten. Tiefer hatte die Unterredung der beiden Reisegefährten aus der Ferne beobachtet und erwiderte Wolfgangs Frage mit der Gegenfrage: „Es ist wohl der Zmickauer, welcher auf die Antwort wartet?"

„Ter Zmickauer?"

„Ich nenne ihn so, weil sich der Mann als Kaufmann Lob aus Zwickau in mein Fremdenbuch eingeschrieben hat. Ich hege jedoch den Verdacht, daß dieser Lob ein gewisser Wolf aus Chemnitz ist, den man wegen betrügerischen Bankerotts steckbrieflich verfolgt. Ich sah ihn nämlich gestern stark die Farbe wechseln, mährend er eine Zeitungsnotiz las, die sich auf'den Bankerotteur Wolf bezog; auch andere Zeichen bestätigen meinen Verdacht." — Der Agent mar entschlossen, dem kleinen Mann auf den Zahn zu fühlen, trat mit Wolfgang zu demselben hin und sagte, daß vor Abgang des Schiffes eine genaue Paßcontrole stattfinden werde. Zmickauer athmete bei dieser Erklärung schwer aus beklommener Brust, zwang sich dann zu einem fahlen Lächeln und sagte: „Ich hob' merfch können denken. In unserm scheenen Daitschland inuß der Mensch beweisen, daß er geboren ist und ohne Todtenschein läßt mer'n nicht in's Grab fahren. De Bergerschaft hat ihre liebe Roth, um der Pollezei ausreichende Beschäftigung zu liefern. Froh kann jeder fein, der so'n Land im Rücken hat/

Als das Dampferchen in Bremerhaven landete, verschwand Zmickauer in den dunklen Tiefen der „Germania" und ward bis nach vollendeter Abfahrt nicht mehr gesehen.

Beim Quai des neuen Hafens war der grüne Rasen von den ersten Frühlingsblumen durchwirkt und als Wolfgang über die geneigte Wiesenfläche hinschritt, beglänzte die warme Sonne Land und Wasser, die Schiffe und einen Wald schlanker Masten. Die Wiese strömte einen leisen Veilchenduft aus, den der Morgenwind mit dem frischen Erdgeruch vermischte. Einige Auswanderer sangen Abschiedslieder, andere spielten die Harmonika und es schien Wolfgang, als wolle die Heimat ihn noch einmal ihre traute Schönheit empfinden lassen, denn in den Gatten, welche

die Backsteinhäuser der neuerstandenen Hafenstadt umgaben, prangten einige Bäume bereits im Blüthenschnee. Die Auswanderer hatten ihren Strohsack vom Dampfer nach dem Segelschiff gebracht, die Koffer wurden von der Schiffsmannschaft übergeführt. Als Wolfgang in das Zwischendeck hinabgeklettert war, befand er sich in einem völlig dunklen Raum. Hier wurde er von Lastträgern angerannt und unter Flüchen vorwärts geschoben. Als sich sein Auge endlich an das Dunkel gewöhnt hatte, bemerkte er, daß der weite Schiffsraum ganz mit Cojen gefüllt war, die man aus frischgesägten Planken in der denkbar rohesten Weise hergestellt hatte. Man wies ihm eine Lagerstatt an, welche er mit einem blonden Burschen aus Darmstadr theilen mußte und über der sich ein schwäbisches Ehepaar das Lager bereitete. Jenseits des schmalen Ganges richteten sich eine westfälische Dienstmagd und eine junge Frau mit zwei Kindern häuslich ein, welche nach Salt-Lake-City auszuwandern beabsichtigten, wo das Haupt der Familie sich eine Existenz gegründet hatte. Die Gattin des Mormonen betete eben mit den Kindem um eine glückliche Ueberfahrt und die Dienstmagd barg unter dem Kopfende ihres Strohsacks zwei gewichtige Pumpernickel und eine umfangreiche Butterbüchse.

Wolfgang fand den Aufenthalt in dem dunklen Schiffsraum, wo es nach Theer und frischgesägtem Kiefernholze roch, unerträglich. Er warf seinen Strohsack, seine Wolldecke und sein Blechgeschirre auf die ^ils Coje bezeichneten Bretter und drängte sich durch die, einem kribbelnden Ameisenhaufen gleichende Menschenmenge zur Treppe hin. Die „Germania" führte rund 300 Fahrgäste an Bord, von denen nur 40 in der zweiten Eajüte und drei in der ersten ihre Schlafstelle fanden.

Als Wolfgang das hellbeleuchtete Schiffsdeck wieder erreicht hatte, schien es ihm, als sei er dem Schacht eines Bergmerks entstiegen. Ein Blick nach dem Dampferchen ließ ihn eine schreiende und gestikulirende Menschenmenge bemerken. Er lief zur Landungsstelle zurück und sah dort zu seinem Erschrecken den in Vergessenheit gerathenen Bäumle im Zustande tiefer Ohnmacht. Dieser hatte, theils aus Furcht vor der Polizei, theils in der Hoffnung, den Wirth um zehn Groschen betrügen zu können, in dem dumpfen Versteck so lange ausgehalten, bis ihm die Sinne schwanden. Die Gepäckträger hatten ihn beim Ausladen ohnmächtig zwischen den Kisten hervorgezogen. In der Hand hielt er das „Uehrle", welches wieder einmal seine Thätigkeit eingestellt hatte. Nachdem man die Schläfe des Burschen mit Essig eingerieben, kam er an der frischen Luft bald wieder zu sich. Sein erster Blick aber fiel auf den Agenten, der ihm lächelnd sagte: „Es freut mich, daß Sie wieder zahlungsfähig geworden sind." — Bäumle rückte langsam und nmrrend mit dein Geld heraus, worauf der Agent ihn und Wolfgang zu einem Abschiedstrunk einlud. Durch ein Glas Bier und einem Imbiß fühlte sich der biedere Schwabe bald mit seinem Schicksal wieder ausgesöhnt. Wolfgang verabschiedete sich von dem

muntern Wirth, der stets gefällig und freundlich gegen ihn gewesen, in
herzlicher Weise.
Als das Auswandererschiff die Planken eben einziehen wollte, kam
aus dem nahegelegenen Gasthaus ein Schwann junger Männer Ann in
.Arm dahergeschmankt. Die Herren hatten den Abschiedsschmerz durch Wein
so energisch zu bekämpfen gesucht, daß sie sich jetzt in einem seligen
Taumel befanden. Sie schrieen dem Cavitän von Weitem Stop! zu,
sangen dann mit rauhen Stimmen: „Muß i denn, muß i denn zum
StSdtle hinaus!" — und als sie über die Planken schritten, siel der Aelteste
unter ihnen nieder und mußte wie ein Sack auf's Schiff geschleift werden;
dabei plumpste seine lange Pseife in's Wasser.
„Aber Professorchen!" riefen ihm seine Begleiter zu und richteten
ihn beim Hauptmast wieder auf, „was ist Dir in die Beine erfahren?"
Ter Professor nahm schwankend eine ciceronische Haltung an und
rief den Umstehenden zu: ,,^irat öermnuiä! Vlvat. tlorest, ortest!"
Als seine Gefährten unter Hutschwenken in den Wunsch eingestimmt hatten,
fuhr der Professor in halbkreisförmiger Bewegung mit der Rechten durch
die Luft und fagte in feierlichem Tone: „lurroite siui«i, rmm et Iii«
Lei sunt".
„Freilich sind hier Götter, zum Beispiel Bacchus und leider auch
Neptun," bemerkte lachend einer der Saufcumpane, indem er eine Flasche
Nothspohn aus der Brusttasche seines Ueberrockes hervorzog, „aber ich
sürchte, der unholde Meergott wird uns zwingen, die Opfer des Bacchus
wieder herauszugeben."
„Auf Matrosen, die Anker gelichtet!" krähte ein Dritter, der wie ein
Forstmann gekleidet mar und jetzt mit stieren Augen in die Welt sah.
Tie Genossen hielten sich die Öhren zu und schrieen: „Oeconomierath,
nicht singen! Um Gottesmillen, wir wollen auch recht artig sein! — Ach,
herrjeh! wer hat denn die Katze auf den Schwanz getreten . . ."
Das Stimmgewirr der Trunkenen wurde in dem Augenblick, als die
Germania vom Lande abstieß, durch einen Schrei aus hundert Kehlen
ubertönt. Ein älterer Mann hatte Hurrah! gerufen, und dieser Nuf,
welcher der alten Heimat galt, fand in der Menge ein gewaltiges Echo.
Man rief der Heimat Grüße zu, so lange, bis das Schiff von einem
Dampfer geschleppt, aus dem Hafen in's offene Wasser gelangt war.
Wolfgang, der sich von den Gefährten abgewendet hatte, bemerkte,
daß das Geschrei den Zwickauer aus dem Versteck gelockt. Wie ein aus
dem Bau kriechender Fuchs steckte der kleine Mann den Kopf aus einer
Lücke, und als er sicher mar, daß das Schiff die Küste verlassen hatte,
kam er aus's Teck, that einen Freudensprung und kreischte aus Leibes-
kräften, „Hurrah!"
„Der Abschied von Deutschland scheint ihnen nicht schwer zu fallen,"
bemerkte Wolfgang.

Zwickauer rieb sich schmunzelnd die Hände und antwortete in froh-
lockendem Tone:
„Nein, ich frei mer!" Damit schob er den Hut aus's linke Ohr,
steckte die Daumen in die Westentaschen und schritt so keck durch die Menge,
als wolle er sein Jahrhundert in die Schranken fordern.
Zmickauers Frohnatur hatte indessen eine ebenso harte als unerwartete
Prüfung zu bestehen. In der ersten Nacht, welche die Auswanderer auf
dem Meer verbrachten, schlug der Wind vom Osten nach Nordwesten um
und artete in mächtigein Crescendo zu einem Sturme aus. Dieser schien,
im Verein mit den brausenden Wogen die „Germania" zwingen zu wollen
in den kaum verlassenen Hafen zurückzukehren. Während das Schiff im
Canal lavirend einige Meilen zu gewinnen suchte, rumorte es in seinein
Bauche fürchterlich. Die dreihundert Fahrgäste lernten gleich das Elend
der Seekrankheit aus dem Fundament kennen. Schrecklich gestaltete sich
die Lage der Passagiere in dem überfüllten Zwischendeck. Wolfgang, den
das Nebel gleich mit aller Heftigkeit ergriff, sagte sich, daß alle Uebel der
festen Erde nichts bedeuteten gegen die, welche der grollende Meergott
schaffe. Ließ sich ein Ausbruch des Hella mit den vielen schrecklichen
Eruptionen an Bord der Germania vergleichen? Das eigene Weh des
Kranken wurde hundertfach gesteigert durch den Jammer der Leidens-
genossen. In allen Mundarten der deutschen Nation wurde geflucht, gebetet
und um Hülfe geschrieen. Und diese Töne mischten sich im Dunkel der
Nacht mit dem Rollen der Kisten, dem Klirren der Ketten, dem Donnern
der Wogen zu einem Höllenconcert. Schaudernd sagte sich Wolfang, daß
Dantes „I^ciate «Ani spsrau?!^ nirgendwo passender angebracht werden
könne als über dem Zwischendeck eines Auswandererschiffes.
Als am Morgen nach der ersten Schreckensnacht zum Kaffee gerufen
wurde, folgte nur ein Passagier dieser Einladung — BSumle. Er
wenigstens wollte den Schiffsrheder nicht ungebührlich bereichern. Als er
aber bei der Küchenthür sein Blechgeschirr mit der bräunlichen Brühe ge-
füllt hatte, traf ihn eine Sturzwelle und entriß ihm die empfangene Gabe.
Durchnäßt und plärrend wie ein von der Heerde verirrtes Schaf kroch er
in die Coje zurück.
Wolfgang fühlte sich am Morgen so elend, matt und zerschlagen, daß
er einen Schiffbruch als Erlösung willkommen geheißen hätte. Er sagte
sich jedoch, daß er den letzten Rest von Kraft und Energie aufbieten müsse,
um während des Tages wenigstens der frischen Seeluft theilhaftig zu
werden. So kleidete er sich denn so schwer es ihm immer wurde, voll-
ständig an und erklomm unter fortmährendem Schwanken das Verdeck.
Dasselbe war fast ganz leer. Nur einige Matrosen spülten die Planken
mit Seemasser ab und der Cavitän lief auf dem Hintercastell auf und
nieder wie ein Panther iin Käfig und kaute Tabak. Während der Fahrt
erwies sich dieser Seefahrer als der größte Schweiger seines Jahrhunderts.

Hätte er nicht zuweilen ein Commando gegeben, so würden ihn seine Fahrgäste für so stumm gehalten haben, wie die Fische im Meer. Seine Gemüthsftimmung konnte man nur aus der Art erkennen, wie er den Tabakssaft ausspuckte. Flog derselbe weit, so mar der Capitän mit Detter und Fahrt unzufrieden, fiel er jedoch in einem kurzen Winkel vor der Gestalt des Speiers nieder, so lies der Cours der „Germania" wenig zu wünschen übrig.
Als Wolfgang trotz der heftigen Bewegung des Schiffes etwa eine Stunde auf und abgegangen mar, gewöhnte er sich allmählich an das Schaukeln und sein Uebelbefinden verminderte sich etwas.
Die zweite Cajüte lag höher und luftiger als das Zwischendeck. Ihr entschlüpften zuerst drei Personen, in denen Wolfgang jene starkbezechten Nachzügler vom vergangenen Tage erkannte. Der Professor, welcher beim Besteigen des Schiffes feine lange Pfeife verloren hatte, sah geisterbleich aus und gab der pessimistischen Ansicht Ausdruck, daß jeder ein Narr sei, der die Qualen einer stürmischen Ueberfahrt erdulde, um in die Rumpelkammer von Europa zu gelangen, denn was seien die Vereinigten Staaten anderes als eine weite Trödelbude, in der die alte Culturmelt ihre gebrochenen Existenzen und corrumvirten Charaktere ablagere. Die alte Welt habe ihn angeekelt, die neue flöße ihm ein gelindes Grauen ein. Die emzige Zuflucht biete das Nirwana.
„Sehr wahr. Professorchen!" lachte sein Begleiter, „aber Dein großer Meister Schopenhauer hat der Menschheit die Mittheilung verschwiegen, daß uns auf dem Wege zum Nichts eine Trösterin geblieben ist: die Cognacflasche! Ich trage sie bei mir. Nimm daraus einen Schluck, Prosessor. Sagt schon der Berliner mit Recht, die wärmste Jacke ist ein guter Cognac, so kann ich Dir als Mediciner auch versichern, daß dieser kräftige Trunk die einzige Magenstärkung auf bewegter See bildet."
„Bleib mir damit vom Leibe, Doctor!" versetzte der Professor mit Abfcheu. „Zum ersten Male im Leben graut mir vor diesem Stoff."
„Na, na! Wie steht's mit Dir, Oeconomierath?" Der Mann im Försterhabit sah aus wie die Verkörperung des grauen Elends. Mit den zittrigen Händen des Gewohnheitstrinkers griff er nach der Flasche und that einen tiefen Zug, darauf schüttelte er sich, als habe er Gift getrunken.
Wie Wolfgang in der Folge hörte, hatten die drei Mitreisenden in ihrer Laufbahn eine Entgleisung durch die Trunksucht erfahren. Der Professor war als Gymnasiallehrer mit einem kannibalischen Rausch in's Klassenzimmer gekommen und durch den Hohn seiner Schüler gezwungen worden, seinen Abschied zu nehmen. Der Doctor hatte zwölf Semester in Jena gekneipt und mar dann am Examen gescheitert. Sein dunkelrothes mit Narben bedecktes Gesicht und seine reckenhafte Gestalt ließen erkennen, daß er auf dem Fechtboden und in der Kneipe, nicht im Hörsaal, seine Tage verbracht hatte. Er konnte als das klassische Eremplar eines

bemoosten Hauptes gelten und zu ihm blickte der bäurisch geartete
krummbeinige Oeconomierath bewundernd auf. Dieser war als Guts-
inspector unmöglich geworden, weil er täglich die Destillationsproducte der
Brennerei einer so eingehenden Prüfung unterzogen, daß er Abends die
Mägdekammer nicht mehr vom Kuhstall unterscheiden konnte. Vögel vom
gleichen Gefieder fliegen zusammen. Schon auf der Reise nach Bremen
hatte der Durst diese drei Europamüden zusammengeführt und als sie die
letzte Flasche im Hafen leerten, mar durch einen Schmollistrunk der Act
ewiger Verbrüderung geschlossen worden.
Doctor und Oeconomierath fühlten sich ohnedies aus einem ganz
besonderen Grunde zu einander hingezogen; beide hegten nämlich die
Absicht, in Amerika der leidenden Menschheit als Aerzte zu Hülfe zu
kommen. Der Doctor war der Ansicht, daß er durch die Kenntnisse,
welche er auf der deutschen Universität zu erwerben versäumt hatte, im
Geburtslande medicinischen Humbugs ungeheures Aufsehen machen könne.
Mit Vorliebe wandte er die Phrase an: „Der Fall ist mir in der Klinik
hundert Mal vorgekommen." Was den innern Menschen des Patienten
betraf, so hatte er ein Allheilmittel im Rizinusöl gefunden. Damit
bekämpfte er gleich erfolgreich den Haarschwund, wie die Cholera, den
Typhus wie das Zivverlein. Im Uebrigen verabscheute er die Kalt-
wasserheilanstalten.
Der Oeconomierath hatte schon als Güterinspector krankes Vieh mit
Erfolg behandelt und dabei den in ihm ruhenden Beruf zum Arzte
erkannt. Um das Heilverfahren möglichst zu vereinfachen, hatte er sich
dem Baunscheidtismus und der Homöopathie zugewandt. Für seine neue
Berufsthätigkeit im Lande der Freiheit mar er außer einigen Flaschen
echten Kornbranntmeins mit einem Lebenswecker und einer homöopathischen
Apotheke ausgerüstet. Im Uebrigen gehörte er gleich dem Doctor zur
Klasse der Wasserscheuen.
Die beiden College« hofften auf der „Germania" schon einen
ersprießlichen Wirkungskreis zu erhalten. Leider ließ sich die Seekrankheit
weder durch Ricinusöl noch durch den Lebenswecker verscheuchen, und selbst
der Cognac ermies sich kaum als ein Palliativ für den aus Rand und
Band gebrachten Magen. So muhten denn die neuen Doctoren den
eigenen Körper als erste Versuchsobjecte betrachten und daran die betrübende
Erfahrung machen, daß ihre Wissenschaft nicht ausreiche, um sich selber
zu helfen.
Das erste weibliche Wesen, welches auf Deck sichtbar wurde, entstieg
gleichfalls der zweiten Cajüte und bot für Wolfgcnig eine befremdliche
Erscheinung dar. Die schlanke Gestalt mar ganz in Schwarz gekleidet
und der dunkle Spitzenschleier, welcher das Gesicht umrahmte, ließ die
geisterhafte Blässe desselben hervortreten. Unter stolzen Brauen leuchteten
ein Paar große dunkle Augen hervor, welche durch lange Wimpern in der

Regel halb verschleiert waren. Ihr Gesicht entbehrte im Profil der Schönheitslinien, aber ein ungemein lebendiges Mienenspiel und ein strahlendes Lächeln ließen dasselbe anmuthig und reizvoll erscheinen. Jetzt blickte ihr dunkles Auge ernst, fast ängstlich auf die sich weithin dehnenden Wellenberge; und als eine der mächtigen Wogen in erschütterndein Anprall die Breitseite des Schiffes traf und eine tosende, gurgelnde Wassermasse das Deck überschüttete, stieß sie einen leisen Schrei aus, denn ihr schien es, als werde die beim Hauptmast stehende Männergruppe von der Sturzmelle über Bord gespült. Wolfgang, welcher etwas abseits von den plaudernden Herren gestanden, sah die Woge daherstürmen. Blitzschnell kehrte er sich um, erfaßte im Hochsprung die Sprosse der zu den Wanten führenden Strickleiter und zog den Körper in kräftiger Muskelbewegum, so hoch, daß die Fluth, welche das lüderliche Kleeblatt gegen die Schanz-Verkleidung warf, unter feinen Sohlen vorüberrauschte. Der Toctor hatte sich beim Anprall des Wassers aufrecht erhalten, der Professor und Oeconomierath aber waren so heftig in den Nucken getroffen worden, daß sie niederstürzten und jetzt wie Strandgüter Hülflos und zappelnd mit der zurückfluthenden Wassermenge über das Deck rollten.
Als sie sich erhoben hatte, boten die beiden Opfer der tückischen Sturzmelle einen so kläglichen Anblick dar und sahen sich gegenseitig so hülslos und verzweifelnd an, daß der Doctor in ein schallendes Hohn-gelächter ausbrach. Wolfgang bemerkte, daß ein Lächeln auch über das Antlitz der schwarzgekleideten Dame blitzte. Die drei Freunde schüttelten sich wie durchnäßte Pudel und kehrten dann in die zweite Cajüle zurück, um die Kleider zu wechseln.
Wolfgang hatte seine Deckpromenade wieder aufgenommen, schielte aber von Zeit zu Zeit nach dem Cajüteneingang. Tie Dame in Trauer — wie er sie später nannte — wartete, bis die Wasser abgeronnen und die Bewegungen des Schiffes etwas gleichmäßiger geworden waren, dann versuchte auch sie es, mit aufgeschürztem Kleide einen Gang über das Verdeck zu machen. Wolfgang bewunderte die vornehme Haltung und die Grazie ihrer Bewegungen. Er verlangsamte seine Schritte in der Hoffnung, ihr einen Dienst leisten zu können, aber es verging fast eine Stunde, bevor sich dieselbe erfüllte. Die Dame balancirte mit Geschick und achtete auf die Wogen, von denen man ein Ueberspringen befürchten mußte. Endlich ging eine Sturzwelle auf das Vordertheil des Schiffes nieder und da der Bug gleich darauf stark emporschnellte, so fluthete das eingefallene Waffer der Länge nach über Deck. Wolfgang schritt der Fluthmelle ent-gegen, als die Fremde derselben just den Rücken kehrte. Er sprang, kurz entschlossen auf die Ahnungslose zu, umfaßte ihre Gestalt und hob sie empor. Das Wasser netzte kaum die Fußspitzen der Dame, umspülte aber Wolfgangs Stulpstiefel fast bis zum Nand der Schäfte. Als der juiM Mann die schöne Last wieder niedersetzte, entschuldigte er sein dreistes

Vorgehen mit der in launigem Tone vorgebrachten Bemerkung, daß der Präcedenzfall im Scheffel'schen Ekkehard ihn zu der raschen That angeregt habe.

Sie blickte mehr erschreckt als erzümt auf den jungen Mann und erwiderte: „Aber mir scheint, Sie sind kein Mönch und dies ist kein Kloster . . ."

„Aber die Fluthmelle ist rücksichtsloser als jede klösterliche Observanz und Sie mein Fräulein —" hier stockte und erröthete der Sprecher — „erschienen mir just so vornehm, wie eine Herzogin und es überkam mich beim Anblick der daherschießenden Fluthwelle das Gefühl, daß ich Sie hochhalten müsse."

„Nun, dieser Impuls hat mich vor durchnäßten Füßen bewahrt und ich danke Ihnen für Ihr keckes Zugreifen." Sie reichte ihm die Hand und der junge Mann sah sehr erfreut und glücklich aus, als er dieselbe drückte und seinen Namen nannte. „Sie gehören wohl zu den ,seebefahrenen Leuten", bemerkte die Fremde im Weiterschreiten.

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus der Art, wie Sie den Sturzwellen ausweichen."

„Ich bin Turner, aber durchaus nicht seefest. Außer zwei Fahrten über das Mittelmeer, bei denen ich das tiefe Elend der Seekrankheit ebenso genau kennen lernte, wie in verwichener Nacht, kann ich mich keiner maritimen Erlebnisse rühmen. Den Atlantischen Ocean habe ich noch nicht gekreuzt. Und Sie, mein Fräulein?"

„Dies ist ineine vierte Seereise."

„Ach, so täuschten wir uns Beide. Als Sie die Schwelle der Cajüte überschritten, sagte ich mir: Das ist eine verbannte Königin, die in's Exil wandert."

„Hoho! Mir schwindelt! Sie gehören zu unseren phantasievollsten Zeitgenossen, denn Sie lassen mich im Handumdrehen von der Herzogin zur Königin avanciren, wenn das so fortgeht, steige ich vor Beendigung der Fahrt zur Göttin empor — in Ihrer Werthschätzung. Wollen Sie sich gefälligst klar machen, wie schwer es dem bestgearteten Menschenkind wird, an Bord eines Segelschiffes und bei hohem Seegang solch übertriebenen Vorstellungen nur annährend zu entsprechen. Im Interesse eines gemüthlichen Verkehres, bitte ich Sie herzlich, mich fortan ganz als Ihres Gleichen behandeln zu wollen. Ich heiße Loni Menk und ernähre mich in New'Dork schlecht und recht von meiner Hände Arbeit."

Wolfgang wurde verlegen; er erinnerte sich, daß die Fahrgäste dritter Classe kein Recht hatten, sich mit denen der zweiten auf demselben Terrain zu bewegen. Zögernd gestand er, daß ihn zwar der in Aussicht gestellte Verkehr recht beglücken würde, daß jedoch durch die Schiffsordnung eine Schranke gezogen werde. Er sei Zmischendeckspassagier.

„Daran ist wenig gelegen, und Sie thun Unrecht, sich dieses Um-

ftandes zu schämen. Mich hat ein herbes Geschick gelehrt, daß Menschen, die sich in glänzender Lebensstellung befinden, einmal gezwungen werde» können ohne Verschulden tief herabzusteigen. Ich ließ es mir vor sünf Jahren auch nicht träumen, daß ich heute" — sie brach ab und senkte die langen Wimpern über die dunklen Augen. Als sie sortfuhr, zitterte ihre Stimme leise: „Nach meiner Erfahrung vermischen sich im Laufe der Fahrt die Grenzen der beiden Classen; und so lange Sie sich scheuen, Ihr Gebiet zu verlassen, kann ich ja zu Ihnen herüberkommen. Doch jetzt bin ich des Gehens müde und will lesen. Halten Sie sich so lange in der freien Luft auf, als es nur irgend angeht. Auf Wiedersehen!" Sie grüßte mit einem anmuthigen Lächeln und verschwand.

Wolfgang war es nach dieser Begegnung zu Muthe, als sei in das chaotische Gewirr von kranken stöhnenden Leidensgefährten und schäumenden Wogen ein goldener Sonnenstrahl gefallen. Die Augen der Fremden, welche so melancholisch blicken und so warm aufleuchten konnten, ließen ein reiches geheimnisvolles Innenleben errathen, sie weckten in ihm die Hoffnung auf eine Reihe schöner Tage.

Vor der Hand aber wüthete draußen der Sturm weiter, und die Lage der Reisenden verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die „Germania" hatte derart mit Flut und Wind zu kämpfen, daß es den Anschein gewann, als werde sie niemals den Ccmal verlassen.

Eine volle Woche war vergangen, ohne daß das Meer sich geglättet hatte. Die Lage der Zwischendecks-Passagiere war jammervoll. Wolfgang zitterte am Abend vor dem Augenblick,' da die Müdigkeit ihn zwang, in den Schiffsraum hinabzusteigen. Auf der Treppe schon qualmte ihn, ein übelriechender Brodem entgegen. Wegen des hohen Seegangs konnten die Luken nicht geöffnet werden und die Luft mar mit Gerüchen gefüllt, die an einen Saukober erinnerten. War schon der Gestank geeignet, ihn vor Ekel krank zu machen, so verstärkten die Leiden der Nachbarn noch seine Pein und der von stöhnenden klagenden Menschen erfüllte Schiffsraum erschien ,ihm wie der Orkus der Verdammten. Trotzdem er sich aber elend und gemartert fühlte, fand er doch noch die Kraft, seinen Nachbarn zu Hülfe zu kommen. Vorzugsweise nahm er sich der Kinder der Mormonin an. Diese Mutter flehte unaufhörlich den lieben Gott um Erbarmen an, aber sie that nichts, um die schlimme Lage ihrer Kleinen zu verbessern. Einen mohlthuenden Gegensatz zu dieser Frau bildete die kleine rothhaarige Schwäbin, welche ihr Lager über dem Wolfgangs hatte. Der Gatte derselben mar so elend geworden, daß er wie ein Sterbender aussah und kaum noch den Kopf zu rühren vermochte. Die kleine behende Frau vergaß darüber den eigenen Jammer, sie pflegte und tröstete den Kranken, als habe sie ein krankes Kind zu warten und ermahnte ihn lachend, doch

I.H Rudolf Clcho in Berlin.
ja nicht die Courage zu verlieren, denn einmal erschöpfe sich die Gemalt jedes Sturmes. Als die „Germania" aber Landsend, die Westspitze von England fast erreicht hatte und die Passagiere das offene Meer vor sich sahen, schien es, als nehme der Meergott noch einmal all' seine Kraft zusammen, um das Schiff zu den heimischen Küsten zurückzutreiben. Im Sturm zerbrach der Fockmast und so viel Wasser drang in den Schiffsraum, daß die Pumpen in Bewegung gesetzt werden mußten. Während der Nacht arbeiteten die jungen Männer aus der zweiten Cajüte mit Wolfgang um die Wette an der schwer zu bewegenden Kurbel der Hauptpumpe. Loni Menk befand sich unter den Zuschauern. Der Doctor war allen Gefährten an Stärke überlegen, ihm zunächst stand Wolfgang und dieser übertraf den Rivalen an Ausdauer. Loni bewunderte die männliche Anmuth und Elasticitcit seiner Bewegungen. Neben der herkulischen, groben Gestalt des Doctors nahm dieser junge Abenteurer sich aus wie der Thorwaldsen'sche Achill.
Am Morgen nach dieser Sturmnacht, welche die total erschöpften Auswanderer mit Schrecken und Entsetzen erfüllt hatte, schien endlich die Macht des Sturnies gebrochen zu sein. Mit Wolfgang mar auch der Zwickauer, der abermals seine zuversichtliche Haltung eingebüßt hatte, auf Deck gestiegen. Eben wurden die Segel umgesetzt, das Vollschiff führte eine Wendung aus und nahm, statt in den offenen Ocean zu steuern, seinen Cours östlich.
Bei dieser Wahrnehmung zeigte sich in Zwickauers Gesicht eine große Erregung. Hastig trat er an den Mann am Steuer heran und sagte:
„Wie haißt, warum drehen Sie das Schiff? Amerika liegt doch auf der andern Seite."
Der Steuermann schob seinen Kautabak von einer Backe nach der andern und erwiderte trocken:
„Wi sägeln nach Dütschland retour."
Der Zwickauer knickte bei dieser Auskunft derart in die Knie, daß Wolfgang befürchtete, er werde niederstürzen. Minutenlang stand er völlig betäubt da, dann fchrie er in völlig schluchzendem Tone: „Wie haißt retours Ich habe befahlt mein Geld, daß Se mer fahren nach Amerika und nicht nach Daitschlcmd. Ich will nach Newyork und wenn Sie mer nicht können fahren nach Newyork, dann geben Se mer mein Geld retour und setzen Se mer aus an der englischen Küste."
Der Steuermann lachte boshaft und kehrte dein Jammernden verächtlich den Rücken zu. Er hatte sich einen Scherz erlaubt und damit zufällig die kranke Stelle in Zwickauers Gewissen getroffen. Die „Germania" ging nach einein beim Vorgebirge Lizard Head gelegenen Lootsendorf zurück, um den gebrochenen Mast zu ersetzen und noch einige Fässer Trinkwasser an Bord zu nehmen. Durch den Steuermann hatte Wolfgang erfahren, daß das Schiff bis zum Abend vor Anker liegen werde. Wolf-

gang, welcher das dringende Verlangen verspürte, wieder einnial den Fuß
auf festes Land zu setzen, erbot sich, tüchtig zu rudern und beim Ver-
laden der Fässer behülflich zu sein, wenn man ihn mit an's Land nehmen
wolle. Der Steuermann, welcher wohl wußte, wie eifrig der junge
Reisende an den Pumpen gearbeitet hatte, ging auf den Vorschlag ein.
Gegen zehn Uhr Morgens rasselte in einer Bucht vor Lizard Head der
Anker nieder, ein Boot wurde niedergelassen und Wolfgang sprang mit
den Matrosen in dasselbe hinab. Als Rheinländer hatte er schon im
Knabenalter das Ruder führen gelernt und auf der kurzen Fahrt zum
englischen Lootsendorf hielt er trotz des hohen Seegangs bald mit den
Malrosen Takt.

Loni Menk stand am Schiffsrand und blickte auf das schaukelnde
und mit der Brandung kämpfende Boot hin. Ihr Auge folgte der hohen
Gestalt Wolfgangs mit widerstreitenden Gefühlen. Bei der ersten Be-
gegnung, wo der frische Bursche sie plötzlich in seine Anne gefaßt und keck
über'» Wasser gehoben hatte, war ihr ein süßer Schauer durch's Herz
gegangen. Sie hatte sich damals unter dem Vorwand, müde zu sein,
von ihm entfernt, weil sein Geplauder, der weiche Klang seiner Stimme
einen eigenthümlichen Zauber auf sie übte. Sie hatte das Gefühl als
rinne seine Rede wie berauschender Wein in ihr Herz und je länger er
sprach, desto größer wurde ihre Begierde, jeden Ton aufzusaugen, der ihr
aus der Tiefe eines reinen Gemüthes, einer träumerischen Seele hervor-
zuquellen schien. Loni hatte im Laufe ihres ereignißreichen Lebens wieder-
holt mit stolzeren Männern Verkehr gepflogen, aber eine so rasch ermachende
und machsende Zuneigung wie zu Wolfgang für keinen derselben gefühlt.
Und sie erschrak vor diesem mächtigen Gefühl und suchte es durch Gründe
der Vernunft zu ersticken. Der Reisegefährte zählte 22 Jahre, sie 28; er
stand an der Schwelle des Lebens und erwartete von der Zukunft ein
Eldorado, sie sah mit Wehmuth das Land der Jugend entschwinden und
betrauerte den Verlust einer glänzenden Lebensstellung und theurer Ver-
wandten. Sie kam vom Grabe des Vaters und ihrer älteren Schwester
und meinte, die Trauer um diese Lieben müsse sie so völlig beherrschen,
daß für andere Empfindungen kein Raum bleibe. Und nun versuchte sie
es ohne Erfolg sich in den schwarzen Schleier zu hüllen, das Feuer der
Liebe durchbrach die Schatten und durchglühte ihr Inneres. Während der
acht schweren Sturmtage hatte sie gar oft das Verlangen nach frischer
Luft und Bewegung bezähmt, nur um ihm nicht zu begegnen. Aber wenn
er verlangend nach dem Cajütenfenster sah, oder träumerisch auf die
rauschenden Wogen starrte, hätte sie ihm in die Arme fliegen mögen.
Auch als sie ihn heute zufällig in's Boot steigen sah, kam ihr das
brennende Verlangen, ein freundliches Wort mit ihm auszutauschen, allein
sie bezwang sich und sah ihn ohne Gruß scheiden. Erst als das Boot sich
eine Strecke von der „Germania" entfernt hatte, trat sie auf's Verdeck.

Rudolf Elchs iu Berlin.
Und nun wurde ihr der Tag schier zur Ewigkeit. Trotzdem der Sturm nachließ, der Himmel sich erheiterte und die Hälfte der Zwischendeck-Passagiere aus der Tiefe heraufkroch, um sich des warmen Sonnenscheins und des Anblicks der Küste zu erfreuen, schien es ihr doch, als fehle dem Schiff sein Inhalt. Was hätte sie darum gegeben an seiner Seite über Lizard Point wandern zu können! Das Boot kehrte im Laufe des Tages zweimal zurück, einmal um einen neuen Mast sammt einem englischen Zimmermann und später, um einige Tonnen Wasser abzufetzen, aber Wolfgang mar am Ufer geblieben. Erst gegen Abend, als der Zimmermann in sein Lootsendorf zurückgebracht wurde, nahm der Ausflügler seinen Platz auf der Ruderbank ein.

Loni war beim Lärm, den das Ausschiffen des Bootes verursachte, aus der Cajüte getreten. Sie sah Wolfgang umleuchtet vom Purpurlicht der Abendsonne, bei der Treppe stehen. Er trug einen bunten Strauß Feldblumen in der Hand, und als er Loni erblickte, lief er mit freudestrahlendem Gesicht auf sie zu und rief in einem Ton, der ihr das Herz schwellen machte: „Da ist ein Stück Frühling — für Sie! Ach, liebe Freundin, mären Sie doch mit draußen gewesen, wir hätten die ganze Flur geplündert. Wunderschön ist doch dies England an seiner Südmestfeite. Die Kreidefelsen sind auf der Höhe mit einem saftig grünen, von Schlüsselblumen, Veilchen, Anemonen und Hahnensvorn bunt durchwirkten Rasen bedeckt. Und in den Halden fand ich blühenden Ginster und Stechpalmen. Daß hier im Vergleich zu Deutschland die Vegetation so weit vorgeschritten ist, dankt das Land wohl dem Golfstrom, der seine warmen Fluthen gegen die Küste wälzt. — Auch ein Abenteuer habe ich erlebt! Nachdem ich stundenlang auf den Höhen herumgelaufen mar und mich am Anblick der Küstenorte geweidet hatte, kam ich zu einem besonders schönen Aussichtspunkt. In die Betrachtung sonnüberblitzter Meereswogen, grüner Ufergelände und schimmernder, zerrissener Kreidefelsen vertieft, dringt plötzlich ein leifer Duft von gebratenen Fischen auf meine Geruchsnerven ein. Sofort regt sich in mir ein wahrer Heißhunger. Ich erinnere mich, daß im Laufe der vergangenen Woche nicht eine menschenwürdige Mahlzeit über meine Lippen gegangen ist und ineine Blicke fallen auf ein schmuckes Landhaus, dessen geöffneten Fenstern der verlockendste Duft entströmte. Fest entschlossen, einen Theil des lang und ängstlich gehüteten Golddollars für ein Fischgericht zu opfern, durchschreite ich einen Vorgarten, nähere mich zaghaft dem Fenster und sehe eine glückliche Familie just bei der Mahlzeit sitzen. Ich halte meine Goldmünze empor, raffe meine spärlichen Kenntnisse des Englischen zusammen und sage: „Ixense, ßive ms tu ntt." Die kleine Gesellschaft scheint durch mein Verlangen ebenso verwundert wie belustigt zu sein und der Hausherr antwortet in französischer Sprache: „Treten Sie ein, jeder Gast ist hier willkommen". — Man legt ein Gedeck auf, rückt mir einen Stuhl zum Tische hin, und ich verspeise mit Behagen

Fisch, Braten und süße Früchte. Als ich gesättigt bin, bemerke ich erst das Erstaunen meiner Gastgeber und begreife, daß mein Wolfshunger einer Erklärung bedürfe. Ich stelle mich als Passagier der ‚Germania' vor, schildere unsere Fahrt und Nothlage und werde eingeladen, den Kaffe mit der Familie einzunehmen. Wir unterhalten uns während zweier Stunden in französischer Sprache vortrefflich und als ich beim Abschied meine Mahlzeit bezahlen will, wird dies Ansinnen mit Entrüstung zurückgewiesen. Nun erst, da ich beschämt danke, wird mir der Aufschluß zu Theil, daß ich beim Ergouverneur weiter südafrikanischer Colonialgebiete gespeist habe. Auf dem Rückweg sammelte ich diese Blumen und bin froh, daß ich von dem erfrischenden Ausflug nicht mit ganz leeren Händen zu Ihnen wiederkehre."

Er schaute sie mit leuchtenden Augen an, und da er die zarten Blüthen in ihre Hand legte, begegneten sich ihre Blicke und hafteten lange in einander. „Schönsten Dank!" sagte Loni nach einer Weile und sog den Duft der Blumen ein. „Noahs Taube brachte vom Lande nur einen Oelzmeig in die Arche zurück, Sie aber tragen von dort ein Stück Frühlings-Poesie herüber." — In Gedanken setzte sie hinzu: „Und schmücken damit mein verwüstetes Leben."

In dieser Stunde fühlte Loni, daß ihre Einsicht und Willenskraft nicht Stand hielten gegen das übermächtige Gefühl, welches der jugendfrische, phantastisch geartete, aber warmherzige Bursche ihr einflößte. Sie war mit tiefer Trauer und Kümmerniß im Herzen an Bord dieses Schiffes getreten; nun stand ein Mann vor ihr, auf dessen Theilnahme sie rechnen durfte, wenn sie ihr Inneres! erschloß. Und es drängte sie, die Last zu erleichtern, sie lechzte nach einem Trostwort.

Die „Germania" hatte beim aufspringenden Abendmind ihren Cours nach Westen wieder aufgenommen. Loni und Wolfgang schritten bis spät in die Nacht hinein aus dem Verdeck auf und nieder. Sie sahen die rotirenden Feuer der Leuchtschiffe wie Wandelsterne vorübergleiten, sahen die Leuchtthürme als gigantische Küstenmächter auf den Landzungen stehen und das Licht in der Kuppel wie ein Diadem von ihrem Haupte herabstrahlen; Barken glitten gespenstisch an ihnen vorüber, bis mit einem Male die letzten dunklen Umrisse der Küste entschwanden, bis vor ihnen der Ocean sich breitete und über ihnen der sternenbesäete Nachthimmel.

Auf dem Verdeck mar es still geworden, nur der Mann am Steuer spähte in die Nacht hinaus. Das Meer besitzt für den Culturmenschen eine befreiende Kraft; es scheidet die Insassen des Schiffes nicht nur von den festen Wohnsitzen, sondern auch von Geschäftssorgen, von Verpflichtungen gegen Staat und Gesellschaft. Eine Fahrt auf dem Ocean bildet für jeden Menschen, der nicht Seemann ist, ein Intermezzo des Lebenslaufes. Loni war es an Wolfgangs Seite zu Muthe, als seien Vergangenheit und Zukunft unter ihren Füßen versunken, als lebe sie in

einem schönen Märchen. Die erschütternden Ereignisse der letzten Wochen, die Sorgen für die Zukunft verdämmerten in der Ferne. Die Wogen schienen ihr zuzuraunen: Genieße den Augenblick und fürchte nicht das Erwachen. Du bist auf offenem Meere, bist frei. Dir zur Seite schreitet ein Mann, der Dich liebt und Dich unwiderstehlich anzieht. Hier in der weiten Wassermüste scheidet Euch nichts, nicht einmal der Unterschied der Jahre. Verschließe den Blick vor der Zukunft und genieße die schöne Stunde. Denke an Egmonts Clärchen: , Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Wolfgang hatte ehrlich und rückhaltslos von seiner Vergangenheit gesprochen, dann waren sie beim Bugspriet angekommen und gegen die Brüstung lehnend, schauten sie auf die unter dem Kiel hervorraufchenden Wellen, in deren Gischt sich ein Flimmern und Funkeln zeigte.

„Das ist Meerleuchten," bemerkte Loni. Wolfgang stieß einen Laut der Ueberraschung aus, denn er beobachtete die Naturerscheinung zum ersten Male. „Es zeigt sich freilich nur schwach," fuhr Loni fort, „auf einer Fahrt nach Texas sah ich die bewegte Flut blitzen, als schütteten die Meernixen ihre Diamantenschreine aus."

„Himmel, welch' ein weites Stück Welt haben Sie gesehen! Wie kamen Sie nach Texas?"

„Durch schwere Schicksalsschläge."

„Verzeihen Sie meine neugierige Frage," bemerkte Wolfgang, „ich wollte mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen; ich fühle nur ein tiefes Interesse für Ihre Person."

„Das weiß ich seit heute Abend," entgegnete sie mit Wärme. „Da mich nun das Schicksal einen Freund finden ließ, soll kein Geheimniß mehr herrschen zwischen uns." — Und sie schilderte dem aufhorchenden Wolfgang ihren Lebenslauf. Loni Menk mar im Norden Böhmens als die Zweitälteste Tochter eines reichen Tuchfabrikanten geboren. Ihr Vater beschäftigte hunderte von Arbeitern und sie wuchs mit fünf Geschwistern im Schooße des Neichthums auf. Als sie gesellschaftsfähig geworden, verkehrten in ihrem Hause die Ossiziere einer nahe gelegenen Garnison und die umwohnenden Feudalherren. Im Alter von siebzehn Jahren verlobte sie sich mit einem adeligen Offizier, der sie durch feine Erscheinung bestach, ohne ihr indessen eine tiefere Neigung einzuflößen. Die hocharistokratische Familie des Verlobten machte ihre Zustimmung zu der Verbindung von einer reichen Mitgift abhängig. Das Wappen dieser Edlen mar im Laufe der Jahrhunderte etwas rostig geworden und bedurfte der Vergoldung. Lonis Vater aber vermochte in jenen Tagen ein großes Capital nicht aus seinem Geschäft zu ziehen, denn er hatte den verhängnißvollen Fehler begangen, seinen ältesten Sohn als Theilhaber in die Firma aufzunehmen. Dieser mar ein junger Kaufmann mit vielversprechenden Anlagen, aber von leichtfertigem Charakter. Als der Vater

ihn nach Wien schickte, UNI dort ein weiteres Absatzgebiet für die Fabrikate zu erwerben, vergeudete er große Summen mit einer Kunstreiterin, suchte das Deficit in seiner Kasse durch Sveculationen an der Börse zu decken und ruinirte in kurzer Zeit sich und den Vater. Da der Letztere für die Verbindlichkeiten des Sohnes aufkommen mußte, so ging die blühende Fabrik in die Hände der Gläubiger über. Menk seuioi- wandte sich ver' geblich hülfesuchend an einen reichen Bruder, der Krach war unabwendbar. Nach demselben wanderte die Familie nach Teras aus, Lonis Verlobter that keinen Schritt, um die verarmte Braut zurückzuhalten. In der Einsamkeit der teranischen Prairie hielten die Menks einige Jahre aus, gründeten eine Farm und erwarben sich, mit Hülfe wohlwollender Nachbarn, einen ansehnlichen Viehstand. Der Bater hatte all' die Zeit über am Heimweh gekrankt, und trotz rastloser Arbeit konnte er so wenig Herr derselben werden, daß er zuletzt völlig in Melancholie versank. .Nun beschloß die Familie, das Anwesen zu verkaufen und nach Nemyork überzusiedeln, um dem Vater die Möglichkeit zu gewähren, die Heimat besuchen zu können. Davon erhoffte der Kranke eine Befreiung des Gemüths.
Die älteste Tochter begleitete ihn. Loni fand in Newyork für sich und ihre beiden Schwestern Beschäftigung. Sie arbeiteten für große Modemagazine und verdienten so viel, daß sie sich und die alte Mutter, ernähren konnten, ohne den Nest ihrer teranischen Ersparnisse anzugreifen.
Der alte Menk hatte gehofft, sein reicher Bruder werde sich diesmal erweichen lassen und ihm die Mittel für ein neues geschäftliches Unternehmen gewähren, allein er mußte die traurige Erfahrung machen, daß dieser sich des Verarmten schämte und ihm früher geleistete Dienste mit schnödem Undank vergalt. Diese Kränkung besiegelte sein Geschick. Er siel einer Geistesstörung anHeim und die ihn begleitende Tochter mußte nach mehrwöchentlichen Aufregungen an Loni die Botschaft senden: „Komm mir zu Hülfe, Schwester, der Vater stirbt und meine Kraft ist gebrochen."
Loni reiste sofort nach Deutschland ab. Als sie in der Heimat eintraf, fand sie den Vater todt, und die Schwester, in Folge der furchtbaren Erlebnisse, schwer erkrankt wieder. Einen Monat lang suchte sie dein Tod die zweite Beute abzuringen, vergebens! Auch die Schwester, mit der sie in der Fremde tapfer um die Erhaltung der Familie gekämpft,' mit der sie Leid und Sorge gemeinsam getragen, schwand hin, wie ein Schatten. Nun deckte die heimatliche Erde zwei ruhelose Herzen und Loni kehrte von den Gräbern der theuren Hingeschiedenen nach Nemyork allein zurück.
Wolfgang hatte Lonis Erzählung schweigend mit angehört. Als sie geendet ergriff er ihre Hand und sagte:
„Ach, wie traurig sind doch alle wahren Geschichten! Was mögen Sie in diesen Tagen gelitten habend
„Nun," ermiederte sie lächelnd, „mir schien es am Sterbebett der Schwester, als ob nicht nur Tyrannenmacht ihre Grenzen habe, sondern

auch der Schmerz — das Menschenherz trägt nur ein gewisses Maß von
Leid, was darüber hinausgeht, fühlen mir nicht mehr."
„Von heute ab müssen Sie all' Ihre Willenskraft aufbieten, um sich
über die Trauer emporzuheben," meinte Wolfgang. „Bedenken Sie Boden-
stedts weise Lehre:
„WaS Unglück und Sorgen Dir bringen —
Es ist nicht vergebens!
Immer aus dunklem Grunde entspringen
Die Quellen des Lebens."
„Das ist ein tröstlich Wort, entgegnete Loni. Jetzt, da ich mich
Ihnen vertraut habe, kommt es über mich wie ein Gefühl der Befreiung.
Jedenfalls " hier stockte ihre Zunge und sie entzog ihm die Hand,
welche er leise gedrückt hatte — „ist mir wohler "
„O' ich wünschte nur, ich dürfte immer Leid und Freud mit Ihnen
theilen "
„Freude? Es wird lange dauern, bevor ich diese empfinden werde!"
„O, sagen Sie das nicht! Alle Dinge sind dem Wechsel unterworfen
und wenn Sie in das lärmende Getriebe der Weltstadt New-Aork zurück-
kehren, so wird jeder Tag neue Anregungen bringen. Hier freilich leben
Sie wie auf einer Jnfel — Ach, wenn ich doch im Stande wäre, etwas
zu Ihrer Erleichterung zu thun!"
Beide schwiegen eine Weile, dann sagte Loni leise und schüchtern:
„Ich ertappe mich eben auf einer Undankbarkeit. Sie, mein Freund,
haben mir bereits eine rechte Freude bereitet durch diese Blumen."
„Ist das wahr?" — Er ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß
darauf. Sie entzog sie ihm nicht. So standen sie eine Weile schweigend
sich gegenüber — in der Stille der Nacht, umrauscht vom Meere — und ein
Gefühl seligen Glücks ging durch ihre Herzen.
Loni gelang es zuerst den süßen Liebesrausch zu bannen und sich auf-
zuraffen. „Es ist spät," sagte sie hastig, „und ich muß in die Eajüte
zurückkehren. Mein langes Ausbleiben könnte auffallen. Mir scheint, die
Stürme haben ausgetobt und die „Germania" wird eine ruhigere Fahrt
haben."
„Ich hoffe ein Gleiches von Ihrer Lebensfahrt." Als sich beide vor der
Cajütenthür Gute^Nacht! sagten, hatten sie den gleichen Wunsch, die Stunden
der Trennung möchten schon vorüber sein.

5

Der nächste Morgen brachte mannen Sonnenschein, und die Wogen
stürmten nicht mehr so mild gegen die Schiffsplanken an. Gleichwohl
konnten die Lücken im Schiffsraum noch nicht geöffnet werden und nur
ein Theil der Passagiere erschien vor der Küche, um etwas braune Brühe,
die unter dem Namen Kaffee verabreicht wurde, und steinharten Schiffs-

Zwieback in Empfang zu nehmen. Wolfgang betrat schon früh das Verdeck und voll Ungeduld wanderte er auf und nieder, bis Loni erschien. Als er ihr mit frohem Gruß entgegeneilte, schien es ihm, als sei ihr Gesicht nicht mehr so blaß, ihr Kleid nicht mehr so schwarz wie am Tage zuvor. In der That hatte sie einige Blüthen aus Wolfgangs Strauß vor den Busen gesteckt, ein leichter Hauch von Rothe verschönte ihr Gesicht und die dunklen Augen entschleierten ihren prachtvollen Glanz.

Sie fanden beide, daß der Morgen wunderschön und erfrischend fei und verbrachten einige Stunden in anregendem Geplauder. Am Nachmittage beschäftigte Loni sich mit einer Stickerei, Wolfgang aber sah sich auf dem Schiffe vergeblich nach einer Zerstreuung um. Endlich siel ihm ein, daß zu den wenigen Habseligkeiten, die er aus Teutschland mitgebracht, eine englische Grammatik gehöre. Er holte dieselbe aus dem Zwischendeck hervor und sagte zu der auf einem Ring zusammengerollter Schiffstaue sitzenden Loni: „Sie könnten sich ein unauslöschliches Verdienst um Ihren stillen Verehrer erwerben, wenn Sie ihn in die Geheimnisse der englischen Sprache einweihen wollten. Das Fortkommen im Lande der Freiheit würde mir wesentlich erleichtert, wenn ich mich mit den Dankes in ihrer Sprache verständigen könnte. Wollen Sie mich unterrichten?"

Loni ging ohne Bedenken aus den Vorschlag ein. Sie sprach geläufig Englisch und besaß einige Praris im Unterrichten, da sie den jüngeren Geschwistern in Texas längere Zeit die Schule ersetzt hatte. Sie betrieb die Sache Anfangs mit Ernst und Eifer. Wolfgang mar in der Schule ein spottschlechter Grammatiker gewesen, unter Lonis Leitung aber merkte er sich die Sprachregeln leicht und da er seinen Stolz darin setzte, der Lehrerin durch Fortschritte zu imponiren, so verwandte er die Stunden in denen Loni auf dem Verdeck sein konnte, zumeist auf das Studium des Englischen.

Im Laufe der Zeit war Wolfgang mit dem Doctor, Professor und Occonomierath dadurch näher bekannt geworden, daß er allerlei gymnastische Uebungen mit ihnen vornahm. Diese wurden eines Tages durch heftige Regengüsse unterbrochen und der Doctor zog Wolsgmig mit sich in die zweite Cajüte, wo die jungen Herren erst plauderten und dann allerlei tollen Unfug trieben. Von diesem Tage ab mar Wolsgaug ein gern gesehener Gast in diesem Kreise, und er konnte nun mit Loni zusammen sein, selbst wenn es auf dem Meere stürmte und regnete. Diese hatte ihre Coje in einem lauschigen Halbdunkeln Winkel des weiten Raumes, dort saßen Lehrerin und Schüler auf einem Neisekoffer und Wolfgang bemühte sich, Stücke aus Washington Irvings 8Ket«K - RuvK richtig zu lesen und zu übersetzen. Loni schien es, als gewinne Wolsgangs Stimme in der Sprache Irvings noch an Reiz, und sie freute sich des Eisers, mit dem er ihre Unterweisung beherzigte, ihn aber beglückte es, in ihren träumerischen Augen den Strahl der Zärtlichkeit, den Glanz der Freude

hervorzulocken. Oft, wenn er beim Uebersetzen Fehler machte und sie mit der Hand auf die mißverstandene Stelle im Buche wies, hielt er die Hand fest und drückte leise einen Kuß darauf. Dann sahen sie sich lächelnd in - die Augen und saßen minutenlang da in süßer Verzauberung. Und mit jedem Tage wuchs ihre Vertraulichkeit, init jedem Tage mehrte sich ihre Freude an dem innigen Verkehr. In Lonis Seele mischten sich allmählich Wonnen mit dem Leid. Wenn Wolfgang an ihrer Seite saß, wichen die Schatten der Trauer und es umleuchtete sie ein Strahl des Glücks, der auch am Abend, wenn sie allein war, ein wonniges Nachempfinden in ihr zurückließ.

Für die Liebenden versank im traulichen Beisammensein die lachende, schmatzende Menge der Reisegefährten. Sie achteten nicht mehr auf das Thun und Lassen ihrer Umgebung, und hatten lange Zeit kaum eine Ahnung davon, daß die Nachbarn sich eifrig mit ihnen beschäftigten. Lonis Coje gegenüber hatte ein Ehepaar sein Quartier, welches zwar die vierundzmanzig Mußestunden des Tages zuni größeren Theil auf Schlafen und Essen verwandte, dem jedoch Zeit genug übrig blieb, um die Vorgänge in der Nachbarschaft zu beobachten und in der Unterhaltung mit einigen Klatschbasen boshaft zu kritisiren. Es lag in der Natur der Sache, daß dies würdige Ehepaar alle Dinge schies.sah, denn er schielte mit dem rechten Auge nach links und sie mit dem linken nach rechts. Es war ein in Nem-I)ork wohlhabend und fett gewordener Käfehändler, den man auf dem Schiff um feiner Dummheit und Prahlsucht willen „Anton, den Geldprotz" nannte, und sie seine hannöver'sche Wirthschafterin, welche einige bei ihrer Herrschaft aufgeschnappte Fremdwörter mit Hartnäckigkeit falsch anwandte. Da das am gröblichsten mißbrauchte Wort penetrant hieß, so legten ihr die Localsatyriker den Spitznamen die penetrante Jette bei.

Loni war diesen Nachbarn, wie jedem Mitreisenden, stets freundlich begegnet, aber da sie auf einen intimeren Verkehr init der penetranten Jette durchaus nicht eingehen wollte, zog sie sich die Feindschaft derselben zu. Das Ehepaar beobachtete die Liebenden und machte bald die Entdeckung, daß diese bei der Grammatik nicht nur Gedanken, sondern auch Zärtlichkeitsbeweise austauschten. Das war Futter für die Klatschsüchtigen und bald mußte Jette ihrem Gatten die Ueberzeugung beizubringen, daß die beleidigte Moral eine Sühne verlange. Saß nun Wolfgang an Lonis Seite, so mußte er wiederholt rohe Scherze und tadelnde Bemerkungen hören, welche aus Antons Coje hervortönten. Da er als Gast in der zweiten Cajüte nur geduldet mar, so stand er vor dem Dilemma, entweder den Beleidiger zur Rechenschaft zu fordern und dann auf das Beisammensein mit Loni in dem lauschigen Winkel zu verzichten, oder sich einfach taub zu stellen. Lange und mit wachsenden Grimm ließ er die Stichel« reden von sich abprallen. Damit erzielte er indessen keine andere Wirkung, als daß die Böswilligen immer frecher wurden. Zuletzt könnt" er kamn

noch cm Lonis Seite durch den Gang schreiten, ohne beleidigende Zurufe
zu vernehmen, welche scheinbar von Anton an dessen Nachbar gerichtet
waren, die aber ihn und seine Begleiterin treffen sollten.
Wolfgangs Geduld mar diesen Prüfungen nicht gewachsen und als
ihm eines Abends, da er sich von Loni verabschiedet hatte, Anton mit einer
unverschämten Bemerkung entgegentrat, versetzte er dem Frechen einen
Faustschlag, der diesen zu Boden streckte.
Folge der raschen That mar, daß auf eine Beschwerde Antons beim
Cavitä'n Wolsgang vom Besuch der zweiten Cajüte ausgeschlossen wurde.
Beschämung und Zorn gaben dem „Gemaßregelten" den Gedanken ein,
sich an dem boshaften Ehepaar durch ein Spottgedicht zu rächen. Es
gelang ihm in der Nacht nach der Achtserklärung den Vorsatz auszuführen
und als er am Morgen dem Oeconomierath das satyrische Gedicht vor-
gelesen, antwortete dieser mit einem Triumphgeheul und entriß ihm das
Papier.
In der zweiten Cajüte befanden sich viele Personen, welche Anton
und Jette um ihrer Klatschsucht willen fürchteten und haßten. Der
Oeconomierath lief, ehe es Wolfgang hindern konnte, dorthin und las der
beim Frühstück sitzenden Gesellschaft das Spottgedicht vor. Die Wirkung
mar mächtiger als Wolfgang sich hatte träumen lassen. So oft der Refrain
„Das findet Jettchen penetrant" wiederkehrte, brachen die Hörer in ein
wahrhaft infernalisches Hohngelächter aus. Der Oeconomierath war schaden-
froh genug, sich dicht bei der Coje der Verspotteten aufzupflanzen. Schon
bei den ersten Versen richteten sich die Blicke der Hörer auf Anton und
Jette, welche eben mit dem Stolze des Begüterten eine Pöckelzunge ver-
zehrten und dazu ein Glas Nothmein tranken. Die Vorlesung raubte
ihnen sehr bald den Appetit, bei der vierten Strophe stieß Jette einen
„penetranten" Schrei aus und siel in Ohnmacht.
Der herzlose Oeconomierath bezweifelte die Echtheit dieses weiblichen
Schmächezustands und las unbekümmert die Schluhstrophe. Diese aber
besaß einen so scharfen Stachel, daß die Ohnmächtige plötzlich von der
Kiste aufsprang, mitten in den Kreis der Lachenden hineinstürzte und dein
Oeconomierath das Gedicht zu entreißen suchte. Als ihr dies nicht gelang,
zerkratzte sie ihm das Gesicht und lief dann zu dem schweigsamen Capitän,
um gegen den Dichter Klage zu sühren. Dieser hörte die heftigen Zornes-
ausbrüche der Beleidigten geduldig an, spuckte dann übers Geländer weg
und sagte:
„Wer hat's geschrieben?"
Jette stand sprach- und rathlos vor dem Gewaltigen und blieb die
Antwort schuldig. Sie ahnte, daß Wolfgang der Verbrecher sei, allein es
fehlten ihr die Beweise. Eine Stunde später mar das Gedicht mehrfach
abgeschrieben morden und prangte unter der Aufschrift: „Die penetrante
Jette" an jedem der drei Masten.

Unterdessen hatte Anton in der Cajüte herumgehorcht und erfahren, daß der Verdacht seiner Gattin begründet sei. Flugs rannte er zum Capitän hin, welcher eben beim Hauptmast stand und mit wohlgefälligem Schmunzeln das Spottgedicht las. Als ihm Anton wuthschnaubend mitgetheilt, daß ein Fahrgast aus dem Zwischendeck namens Wolfgang Neß den Frevel begangen habe, und daß er dessen Bestrafung verlange, ließ der Capitän durch seinen Neffen den Pasquillanten herbeirufen. Als der Sünder vor ihm stand, sah er ihn so lange mit feierlichein Ernste an, daß der ungeduldige Wolfgang zuletzt in die Worte ausbrach:
„Ja, ich hab's gethan, aber nur um meinem Groll Luft zu machen. An der Verbreitung des Gedichts bin ich unschuldig. So viel ich weiß, verbietet übrigens die Schiffsordnung den Fahrgästen das Dichten nicht."
Der Capitän ging lange grübelnd auf und nieder, dann sagte er zu Anton: „Der junge Mann hat Recht. Das Dichten kann ich ihm nicht verbieten." Hierauf wendete er sich wieder gegen Wolfqang, drohte diesem mit dem Finger und sagte lächelnd: „Schwerenöther!" Bevor er seine Promenade fortsetzte, spuckte er auf seinen eigenen Stiefel; dies deutete der muntere Neffe des Schweigers als Ausdruck innigen Vergnügens.
Damit war die Angelegenheit abgethan, und Wolfgang hatte die Wirkung erzielt, daß Anton und Jette fortan wie Einsiedler in ihrer Coje lebten und Loni ängstlich aus dein Wege gingen.
Neben der erfreulichen Wirkung machte sich leider auch eine schlimme geltend. Durch das Spottgedicht wurde die Aufmerksamkeit fast aller Passagiere auf den Dichter und die Dame gelenkt, welche zu dem Streit Anlaß gegeben. Um das ungestörte Beisammensein der Liebenden war's geschehen. Den Umstand aber, daß Wolfgang die zweite Cajüte nicht mehr besuchte, machten sich andere Passagiere zu Nutze und ermiesen Loni Aufmerksamkeiten so zudringlicher Art, daß diese sich wiederholt entrüstet fühlte.
Die erste Cajüte beherbergte außer dem Capitän und dessen Neffen nur eine einzige Familie, deren Haupt ein verabschiedeter Gardeoffizier war. Der einzige Vertreter der ersten Nangclasse hatte es lange verschmäht, vom Hintercastell zum Volke herabzusteigen. Mit dem Monocle im Auge sah er stolz und verächtlich auf die Gruppen der Mitreisenden herab. Diese bezeichneten ihn kurzweg als den Herrn Grafen und erzählten sich, derselbe habe seine unschöne, aber mit Reichthümern gesegnete Frau nur geheirathet, um sich von seinen Schulden zu befreien. Unter seinen Händen aber wäre das Vermögen der Gattin rasch geschmolzen, weil er vom Spiel nicht habe lassen können. Der Herr Graf habe es verschmäht mit dem Dampfer nach New-Aork zu fahren, weil seine Mittel nicht für die erste Classe ausgereicht hätten und weil er — der erhabenen Tenkungsart eines Cäsar entsprechend — lieber im elendsten Segelschiff der Erste, als auf

dem elegantesten Passagedampfer der Zweite sein wolle. Tie Frau Gräsin
erschien nur aus dem Hintercastell der „Germania", um die nassen Tücher
ihres Jüngstgeborenen aufzuhängen oder die getrockneten wieder abzunehmen.
Nach dem Erscheinen des Spottgedichtes — über dessen Entstehung der
Neffe des Cavitäns Auskunft gegeben — sah sich der Herr Graf ver-
anlaßt mit Wolfgang und dessen Bekannten eine Unterhaltung anzuknüpfen.
Er klagte über schauderhafte Langemeile und lud die ihn umgebende Gruppe
zum Piquetspiel in die erste Cajüte ein. Wolfgang lehnte die Einladung
kurzer Hand mit der Bemerkung ab, daß er niemals Karten spiele. Der
Professor, der Doctor und Oeconomierath aber gingen mit Vergnügen
aus das schmeichelhafte Anerbieten des Herrn Grafen ein.
Bei dieser Gelegenheit machten die Eingeladenen die angenehme Ent-
deckung, daß der Neffe des Capitäns einen beträchtlichen Vorrath von
Rothmein, Cognac und schwedischem Punsch zum Wohle durstiger Passagiere
bei sich führte. Obgleich die Preise für diese Getränke, der besonderen
Lage entsprechend, sehr hohe waren, so trugen die Spieler doch kein
Bedenken, nach und nach die Baarschaft, welche ihnen die ersten Schritte
im fremden Lande erleichtern sollte, in Rothwein und Punsch auszulösen.
Nach den langen Sitzungen kamen dann die Spieler, berauscht von den
genossenen Spirituosen und erhitzt von Leidenschast auf das Verdeck oder
in die zweite Cajüte und stritten entweder bis tief in die Nacht hinein
über nichtige Dinge oder führten allerlei Eulenspiegelstreiche gegen die
Mitreisenden aus. Der Herr Graf übernahm in diesem Kreise sehr
bald die Führung und geberdete sich wie Prinz Heinz in Shakespeares
Heinrich IV., während er dem Oeconomierath die Rolle des Falstasf zuwies
und diesen schmerfälligen Burschen weidlich hänselte.
Just in den Tagen aber, da der Herr Graf, wie er sich selber rühmte,
Leben in die Bude brachte, tauchte aus dem Zwischendeck eine Person auf,
welche öie öffentliche Meinung seit mehreren Tagen stark beschäftigt hatte.
Eine völlige Legende hatte sich um die Coje eines jungen Mädchens
gebildet, das mährend der achttägigen Sturmzeit sein Lager nicht verlassen
hatte. Und auch später war diese Klausnerin nicht zu bewegen gewesen,
ihre Höhle — welche einige Aehnlichkeit mit jener der eingemauerten Nonne
Barbara Udrik erlangte — zu verlassen. Selbstverständlich beklagten sich
die im Dunstkreis des im Verborgenen blühenden Veilchens weilenden
Mitreisenden über die sanitätsmidrige Nachbarschaft und der Cavitän ließ
zuletzt Gemalt anwenden. Die Schnecke wurde ihrem Gehäuse entrissen
und beim ersten Frühroth durch die Frau des Hochbootsmannes und einige
Nachbarinnen einem Sturzbad unterworfen. Die Matrosen wuschen unten
die Coje aus. Als das Mädchen sich, Tank der unfreiwilligen Wäsche,
an Reinheit mit der schaumgeborenen Aphrodite messen konnte, wurde sie
vor den Cavitän geführt. Tiefer brach sein Schweigen und kündigte ihr

in barschen Worten an, er werde jeden Tag zwei Mal ihre Coje unter-
suchen lassen.
Wolfgang, welcher im Zwischendeck durch das Geschrei der von den
Frauen Entführten aus dem Schlaf geweckt worden war, stieg gerade auf
das Verdeck, als man die Gewaschene vor den Capitän führte. Er hatte
ein Scheusal zu finden geglaubt und sah eine schlanke jugendliche Gestalt
vor sich, der das feuchte Blondhaar nixenhaft über die Schultern floß. Sie
trug ein enganschließendes Helles Sommerkleid und hörte die derbe Zurecht-
weisung des Cavitäns gesenkten Kopfes an. Als sie sich aber umkehrte,
irrte ein scheues Lächeln über ihr blasses Gesicht. Neugierig blickte Wolf-
gang sie an und erkannte zu seiner Ueberraschung jenes Finchen, das sich
mährend der Fahrt auf der Weser in so brüsker Weise von seinem Vater
losgesagt hatte. Auf Wolfgang zuschreitend, bemerkte sie den Ausdruck der
Ueberraschung in dessen Gesicht. Sie erröthete leicht und sagte halb beschämt,
halb herausfordernd: „Sie sind der einzige Mitreisende, welcher meiner
Bestrafung beiwohnte. Ich hoffe, Sie werden galant genug sein, dar-
über zu schweigen."
„Mein Schweigen wird wenig fruchten," entgegnete Wolfgang, „denn
die Matrosen und Ihre Nachbarn wissen mehr zu erzählen als ich."
„Potz Blitz, daran dachte ich gar nicht! — Na, meinetwegen" —
hier schnippte die Leichtsinnige mit dem Finger — mag man sich vierzehn
Tage über mich lustig machen, was ist am Ende an der Verachtung dieser
Kadern gelegen? — Nicht so viel!"
„Einer dieser Kaffern bedankt sich!"
Als Wolfgang mit kurzer spöttischer Verbeugung diese Bemerkung
machte, lachte Finchen hell auf und erwiderte:
„Die Anwesenden sind stets ausgeschlossen. Uebrigens nahm ich an.
daß Sie mich nicht verachten würden." — Die letzten Worte sprach sie mit
einer koketten Neigung des Kopfes und einem warmen Aufleuchten ihrer
blauen Äugen."
Wolfgang verhehlte sich nicht, daß dies junge Geschöpf hübsch sei.
Als er jedoch des Geschehenen gedachte, konnte er nicht umhin im Tone
des Abscheus zu sagen: „Sie haben das Privilegium des Weibes, schwach
zu sein, arg mißbraucht."
„Sehr wahr, mein Herr — — Herr?"
„Ich heiße Wolfgang Neß."
„Ich danke Ihnen! Wenn man eine Moralpredigt genießt, möchte
man doch wissen, von wein sie kommt. Fine Flott heißt Ihre bußfertige
Magdalene. Also diese Fine besitzt einen Cousin, welcher Apotheker ist.
Als dieser hoffnungsvolle junge Mann erfuhr, daß Fine über's Meer gehen
wolle, besprach er mit ihr das traurige Capitel der Seekrankheit. Sie
forschte nach einem Mittel, das diesem Jammer vorbeugen könne, er gestand,
daß die Wissenschaft ein solches noch immer vergeblich suche. Indessen

kenne er eine Aetherart, welche rasch eine langandauernde Narkose herbei-
führe und so die menschliche Natur über die schrecklichen Wirkungen der
Seekrankheit hinwegtäusche. Der Apothekerjüngling gab seiner Cousine ein
Kiftchen voll kleiner Flaschen als Angebinde mit auf die Reise. Als das
Meer sie sterbenskrank machte, sog sie den betäubenden Duft des Aethers
ein und siehe da! sie wurde der entsetzlichen Wirklichkeit entrückt. Kein
Wunder, daß sie zum Aetherflöschcheu griff, sobald sie wieder zu sich kam
und um sich her das Stöhnen der Nachbarn hörte. Zuletzt bemächtigte
sich ihrer ein Zustand völliger Ohnmacht. Sie mar unfähig geworden, sich
aus der gräßlicken Höhle da unten zu erheben. Die Kaltwasserkur hat sie
wieder zu sich gebracht, aber ihr Kopf ist wüst und ihr Körper wie zer-
schlagen. — Es werden wohl noch einige Tage vergehen, bis die Nach-
wirkungen der fortgesetzten Betäubung überwunden sind. Und das hat mit
seinem Aether der Apothekerjüngling gethan."
Wolsgang mußte ihr lächelnd zugestehen, daß ihre übermüthige Laune
durch die Narkose nicht gelitten habe, konnte sich aber des Gefühls nicht
ermehren, daß er einer moralischen Idiotin gegenüberstehe.
„Nun ich eine so umfassende Beichte abgelegt habe, ist wohl mein
jugendlicher Beichtvater so gütig, mir seinen Arm zu einer kurzen Schiffs-
Promenade zu leihen. Der Morgen ist köstlich; ich habe das Bedürfnis;,
mich zu bewegen und mein Fuß schreitet unsicher über das schwankende
Verdeck. Später könnten wir ja unser frugales Frühstück gemeinsam ein-
nehmen —"
Wolfgang mar diesem kecken Verlangen gegenüber roth vor Ver-
legenheit geworden und machte eine so energisch abweisende Geste, daß
Fine verstummte und nach einer Weile in spöttisch-ärgerlichem Tone
bemerkte: „Ach, Sie sind hochmüthig — oder zu feig, um den Stichelreden
der Spottlustigen zu begegnen?"
„Ich glaube weder das eine noch das andere zu sein, aber ich will
nicht den Verdacht erwecken, als ob ich die Verpflichtung hätte, Ihr Be-
schützer zu sein." — Mit einer kurzen grüßenden Verbeugung schritt er
an ihr vorüber, Fine aber sah ihm zornig nach und murmelte: „Also
abgeblitzt! — Ach, Gott, wie vornehm und majestätisch dieser junge Cato
auf mich herniederblickte — und so viel Noblesse fährt im Zwischendeck!
Ich muß mich doch einmal erkundigen, wo der junge Mann seinen
Thron gelassen?"
Zu Finchens Genugthuung fanden sich bald an Bord des Schiffes
einige Herren, welche die von Wolfgang verschmähte Nolle eines dienenden
Cavaliers mit Vergnügen übernahmen. Anfangs hatte sie viel von der
Spoltlust ihrer Nachbarn und namentlich der Frauen zu leiden, die ihr
den naheliegenden Kosenamen „Schinutzsinkchen" anhefteten. Sie aber wußte
durch die Sorgfalt, welche sie fortan auf ihre Toilette verwendete, bald
den Spott zu entwaffnen und die Erinnerung an ihre jämmerliche Lage

zu vermischen. Die Maisonne strahlte Tag für Tag vom wolkenlosen Himniel herab und tauchte das Meer in Glanz und Farbenpracht. Die Wogen hatten sich allmählich geglättet und Schwärme von Delphinen umspielten den Bug des Schiffs. Manchmal sahen die Reisenden in der Feme einen Wal auftauchen, der ^mächtige Wasserstrahlen in die Luft blies und dessen ungeheurer Kopf wie eine schillernde Hügelkuppe die blaue Flut überragte. In dieser Zeit der Meeresstille kamen die schwächsten und elendesten der Schiffspassagiere auf das Verdeck gekrochen, die Cojen und Gänge des Zwischendecks wurden gelüftet und gereinigt und alle den Frauen erreichbaren Seile und Stangen über Deck mit frisch gewaschenem Linnen behängt. Nun war das Verdeck von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit einer kribbelnden Menschenmenge besät. Hier spielten die Kinder in einein weiten Ring von mächtigen Tauen mit Marbeln und Bauklötzchen, dort saßen Männer an der Erde, verfolgten rauchend die Chancen des Kümmelblättchens oder unterhielten sich über die Weltlage. Die deutschen Hausfrauen nahmen den Strickstrumpf zur Hand und vereinten sich zu einein Kränzchen, in welchem Erinnerungen und Hoffnungen ausgetauscht und Gerüchte oder Vermuthungen über jene Mitreisenden laut wurden, die ihren eigenen Weg gingen.

Dieser Gruppe bot Finchen den ausgiebigsten Unterhaltungsstoff, denn wie eine trillernde Lerche flatterte sie im hellen Sommerkleidchen an ihnen vorüber, bald von einer Schaar junger Männer aus der zweiten Cajüte umgeben, mit denen sie scherzte, lachte und allerlei Kurzweil trieb, bald an der Seite des Herrn Grafen, der durch die Haltung und würdige Miene eines Mentors den Glauben zu erwecken suchte, als wolle er dein Himmel eine Seele retten. Freilich zwang ihn Finchen bald die Maske des Biedermanns fallen zu lassen, denn sie zeigte sich ersahren in allen Künsten der Koketterie und der Herr Graf verspürte gar oft die Neigung, sich zu encanailliren. Wenn nun Abends jene an Bord der „Germania" zur Haute-vol^e zählenden Herrn dem Rothmein und Punsch tapfer zugesprochen hatten, zogen sie das muntere Finchen in ihre Tafelrunde. Diese nahm dann auf dem Hinterdeck die Guitarre zur Hand und sang Schelmenlieder, Operettenmelodien und schmermüthige Volkslieder bunt durcheinander. Ihre kräftige, aber ganz ungeschulte Stimme klang geinein und konnte ein musikalisches Ohr wenig befriedigen, aber ihr Vortrag war recht lebendig und mit großer Fingerfertigkeit entlockte ksie der Guitarre ein Tongeriesel, welches den Gesang anmuthig umspielte und die Herbheit der Menschenstimme milderte.

Der Doctor sand Finchens Gesang himmlisch und der Oeconomierath, dessen Aussprüche nur das Echo zu denen seines Freundes bildeten, bekräftigte das Urtheil durch Brummlaute des Entzückens. Der Herr Graf nannte die Sängerin am ersten Abend mit spöttischen Lächeln „die Patti des Tingel-Tangels", am nächsten aber, als sie das Metellalied aus

„Pariser Leben" mit einem rhythmischen Wiegen des hübschen Blondkopfs
vortrug, und ihn dabei herausfordernd anschaute, ließ er jedes kritische
Bedenken fallen und nannte sie die Loreley der „Germania".
„Hoffentlich wird mein Singen niemals die Wirkung haben, daß Sie
in's Wasser sallen," erwiderte Finchen auf des Grafen Compliment. Im
Grunde befriedigten ffe alle Lobsprüche der Tafelrunde wenig, denn der
Ooyfseus, den sie durch ihren Sirenengesang anzulocken hoffte, schien sich
die Ohren verstopft zu haben. Wolfgang kam zuweilen in die Nähe des
hochgelegenen Hintercastells, allem er betrat es niemals. An die Brüstung
gelehnt, sah er zu ihr herauf, aber niemals verrieth ein Zug seines Gesichts
Antheilnahme, geschweige denn Bewunderung, ja, als sie es einmal wagte,
ihn beim Vortrag des kecken Schnadahüpfls:
„Mei Dirn hat an hitscheten,
Hatscheten Gang,
Da kummen zwa Hitschete,
Hatschete z'sam."
mit ihrem verführerischsten Lächeln anzublicken, verließ er seinen Standort
und vertiefte sich vom Schiffsschnabel aus in die Betrachtung der unter-
gehenden Sonne. Befand sich Wolfgang, was zumeist der Fall war, in
Gesellschaft der Dame in Trauer, so hatte er keinen Blick für die
Sängerin und deren Bewunderer. Diese Wahrnehmung verletzte Finchens
Eitelkeit und erfüllte sie zuletzt mit bitterm Groll gegen den Mann, der
sie im Augenblick ihrer tiefsten Demüthigung gesehen, und mit Haß gegen
dessen ständige Begleiterin.
Eines Abends hatte das Singen und Poculiren der lustigen Tafel-
runde stundenlang gemährt und von den Passagieren der zweiten Cajüte
konnten nur Wenige den Schlaf finden, weil das Gelage über ihren Köpfen
stattfand, und das Salamanderreiben, Lachen und Lärmen der Zecher die
Decke erschütterte. Loni hatte die Coje verlassen und ihren Shaml draußen
über die Ankertaue des Vorderdecks gebreitet, hier hoffte sie, dem wüsten
Lärm entrückt, Ruhe zu finden. Eben hatte sie die schweren Flechten ihres
Haares gelöst und den Kopf gegen die Taue gelehnt, da bemerkte sie, wie
Wolfgang heraufkam, und ohne die Ruhende zu sehen, sich vor die Brüstung
stellte. Sie mußte nicht, ob sie den Ahnungslosen anreden sollte. Schon
das Gefühl, ihn in ihrer Nähe zu wissen, beseligte sie. Er schaute träumerisch
zu den funkelnden Sternen auf, und nach einer Weile, die Arme zum
Nachthimmel emporreckend, wie Jemand, der ein überquellendes Gefühl
nicht ersticken kann, rief er ,/Loni!" Ein Ton übermächtiger Sehnsucht lag
in dem einen Wort und dieser jagte dem aufhorchenden Weib einen Schauer
durch's Herz.
„Wolfgang!" erwiderte sie zitternd und ihre Stimme mar kaum stärker
als ein Hauch.
Er ließ die Anne niedersinken und drehte sich so langsam um, wie

Jemand, der seinen Sinnen mißtraut. Als er nun im Mondlicht den Gegenstand seiner Träume dicht in der Nähe sah, stieß er einen Laut freudiger Ueberraschung aus und warf sich vor ihr auf die Kniee. Sie hatte ihm die Hände entgegengestreckt und die tiefe Herzensfreude rief ein strahlendes Lächeln auf ihr Gesicht, Wie das ihre Züge verschönte! Es gab ihr den vollen Jugendglanz wieder. Wolfgang fand ihr Antlitz voll Liebreiz.

„Welch' eine wonnige Nacht ist das!" rief er und blickte ihr zärtlich in die strahlenden Augen. „Glauben Sie an ein geheimnißvolles Band unserer Seelen? — Ich thu's. Drunten im dumpfen Burgverließ kam ich nicht zur Ruhe vor dem Wunsche, Sie noch einmal zu sehen. Ich schmachtete nach — einem Kuß von Ihren Lippen. Und ich kam heraus in der stillen Hoffnung, Sie zu treffen. Nun halte ich Sie in meinen Armen. Ist das nicht munderbar?"

„Freilich ist's höchst munderbar," scherzte sie, und ihre Hände glitten über sein lockiges Haar, „daß zwei Herzen, die von Liebe zum Zerspringen voll sind, sich anziehen! Aber, um ehrlich zu sein — mich trieb zunächst das Lärmen und Singen der gräflichen Tafelrunde aus der Coje. Später, als ich mich hier niedergelassen und über mir der Mond leuchtete, dachte ich an Sie, und siehe da! mein Freund erschien auf der Bildfläche. Ist die Frauennatur nicht wunderlich? Ich verlangte nach Ihnen — und doch, als Sie aus dein Schatten hervortauchten, sagte eine warnende Stimme in mir: Laß ihn vorüber! Ich hielt den Odem an, damit Sie meine Anwesenheit nicht bemerken sollten. Erst als Sie meinen Namen aussprachen, war's mit meiner Selbstbeherrschung vorüber. Ihre Stimme hat eine seltsame Gewalt über mein schwaches Herz!"

„Ach, gesegnet sei dies schwache, dies goldene Herz — es giebt mir Deine Lippen preis. Loni, ich liebe Dich!" Er preßte sie in heiß wallender Empfindung an sich und tauschte Kuß um Kuß mit ihr.

„Sieh doch, welch' einen zauberhaften Glanz der Mond über die See breitet," sagte Loni nach einer Weile und suchte sich den Armen des Geliebten zu entwinden.

„Ich sehe nur das Licht in Deinen Augen." erwiderte er. „Diese sind schöner und verheißungsvoller als alle Gestirne der Welt.

„Die Segel hängen so schlaff von den Naaen herab, daß man glauben könnte, das Schiff stehe still, wenn nicht das Kielwasser rauschte. Kein Windhauch regt sich —"

„Die Natur hält den Odem an, um unser Glück nicht zu stören. Ach, daß die Zeit auch still stände, daß diese zauberhafte Nacht eroig währte! . . ."

Kaum mar der sehnsüchtige Wunsch ausgesprochen, so störte ein erschreckender Lärm die Liebenden auf und sie mußten erfahren, daß in diesem rauhen Leben das Glück zumeist nur die Schwelle des Unglücks

ist. Wie ein goldiger Sonnenblick schwand der süße Licbestraum dahin
und die Schatten kamen herauf in Gestalt eines korybantischen Schwanns,
cem die blonde Fine als Führerin diente. Während diese auf dein Hinter-
deck mit den halbberauschten Gefährten Schelmenlieder gesungen, hatte ihr
eifersüchtig spähendes Auge Loni und Wolfgang bemerkt, die in kurzer
Folge dem Bugspriet zugeschritten waren. Sie hatte die Gefährten auf
diesen Umstand aufmerksam gemacht und dieselben dann zu einer Eulen-
spiegelei ausgestachelt. Ihre Guitarre um den Kopf schwingend, tänzelte
Fine um Wolsgang hemm, welcher ausgesprungen war und sich schirmend
vor die zitternde Loni gestellt hatte. Ihr folgte ein halbes Dutzend
Männer, von denen jeder ein leeres Glas und eine Flasche in der Hand
trug, die sie tactgemäß gegeneinander schlugen. Nachdem die trunkene
Schaar die Liebenden umkreist hatte, legte Fine die Guitarre au die Hüfte,
entlockte derselben schnarrende Töne und sang im Bänkelsängertone, wobei
sie sich höhnend zu Loni niederbeugte:

„Wir winden Dir den Jnngfernkranz
An Deines Liebsten Seite,
Wir führen Dich zu Spiel und Tanz
Trotz Deinem Trauerkleide."

Lachend und mit den Gläsern klirrend, fiel der Chor ein:

„Schöner, schöner, schöner grüner Jnngfernkranz."

So lange die plärrende Schaar ihm nicht näher rückte, hatte Wols-
gang regungslos dagestanden und den plumpen Spaß ertragen, als sich
aber der Doctor und der Gras zu Loni niederbeugten, um sie in den
Kreis zu zerren, versetzte er dem ersteren einen Schlag ins Gesicht und
dem Grasen einen Stoß vor die BrusN Gleichzeitig durchbrach er den
Kreis und verschaffte Loni Gelegenheit, durch die Bresche zu entfliehen.
Er selber fühlte sich im Moment von den kräftigen Fäusten des Doctors
umfaßt und es entspann sich ein mülhender Ringkampf. Ohne auf die
niedere Schanzverkleidung zu achten, hatte sich der herkulische Doctor mit
dem Ungestüm eines Kampfstiers auf den Gegner gestürzt und es versucht,
denselben zu Boden zu schleudern. Wolsgang aber umschlang die Hüfte
des Andrängenden und da er dem scharfen Anprall nicht widerstehen
konnte, gab er, ohne an das Terrain zu denken, auf dem sie sich balgten,
nach und suchte durch eine rasche Schwenkung die Oberhand zu bekommen.
Dies 'gelang so gut, daß der Doctor dicht beim Geländer sich empor
gehoben fühlte. Beide verloren das Gleichgewicht und stürzten über den
Schiffsrand. Ehe die trunkenen Gefährten eine Hand zur Verhinderung
der Katastrophe rühren konnten, lagen die Ringenden im Meere. Ueber
ihnen schloß sich mit. dumpfem Schall die aufspritzende Fluth.

Auf dem Verdeck gellten Schreie des Entsetzens durch die Nacht.
Der Steuermann rief am entgegengesetzten Ende des Fahrzeugs alle Mann
an Bord und drehte das Schiff nach der Leeseite. Loni war hülferufend

dem Steuer zugelaufen, bald kamen Matrosen, welche ein Seil im weiten Bogen ins Dunkel hinausschleuderten. Loni lehnte sich weit über die Brüstung und bemerkte in der Tiefe, daß ein Körper sich im Wasser bewegte.
„Wolfgang," rief sie hinunter, „umklammere das Seil!"
Eine Minute des Schweigens erfolgte, dann tönte Wolfgangs Stimme herauf: „Boot muß herunter! Doctor kann sich nicht regen — halte ihn!"
Mittlermeile tauchte der nur mit einem Hemd und einer Hose bekleidete Capitän auf und gab das Commando zum Klarmachen des Bootes. Während dies in Hast ausgeführt wurde, rief Wolfgang wieder aus der Tiefe:
„Ruhig! Halte aus!"
Einige Minuten vergingen, bevor das Rettungsboot die Wasserfläche erreichte. Als die im Boot befindlichen Männer mit einigen Ruder-schlägen Wolfgang so nahe kamen, daß sie seinen Kopf erfassen konnten, mar derselbe derart erschöpft, daß er keine Bewegung mehr auszuführen vermochte. Die Matrosen zogen ihn mit dem Aufgebot aller Kräfte in's Boot. Dabei bemerkten sie, daß er den Doctor noch krampfhaft am Brustlatz festhielt; dieser aber lag ganz regungslos im Wasser. Unter mächtigen Anstrengungen gelang es endlich, die beiden Gegner wieder auf das Verdeck zu schaffen, wo Wolfgang total erschöpft, der Doctor noch immer bewußtlos anlangte. Während die Wiederbelebungsversuche an dem reglosen Körper vorgenommen wurden, erzählte Wolfgang, sie seien beide in fester Umschlingung in's Meer gestürzt. Da der Doctor unten gelegen, wäre derselbe mit solcher Vehemenz auf die Wasserfläche gefallen, daß eine Betäubung hätte eintreten müssen. Er selber habe, vom Körper des Doctors gedeckt, den Weg in's Wasser kaum empfunden und es sei ihm bald gelungen, den Kopf über die Fluth zu bringen. In dem Augenblick, da dies geschehen, habe er gefühlt, daß die Arme feines Gegners sich lösten und daß dieser sinke. Da nun das Sturzbad jede Regung des Zorns in ihm ausgelöscht, so habe er all' seine Kraft und Schmimmkunst aufgewendet, um den Betäubten vor dem Versinken zu bewahren. Dies sei ihin durch Wassertreten gelungen, aber freilich habe er den Gefährten vor dem Wasserfchlucken nicht behüten können, und es frage sich, ob der Doctor ein so ungewohntes und wenig bekömmliches Getränk wie Sec-wasser verdauen könne.
Dies schien nicht der Fall zu sein, denn es vergingen fünf Minuten, ohne daß das Frottiren, Bürsten und Umkippen des Körpers demselben irgend ein Lebenszeichen entlockt hätte. Der Capitän spuckte in weiten Bogen über das Geländer und verstieg sich zu der langen Rede: „Wenn inir wieder ein Kerl in's Wasser purzelt, mag er sehen, wie er nachschwimmt; ich hol' ihn nicht heraus! Verstanden?"

Dies „Verstanden" richtete sich an die Saufcumpane des Doctors,
welche plötzlich ernüchtert waren und mit trübseliger Miene an den
Wiederbelebungsversuchen Antheil nahmen. Nach zehn Minuten endlich
erhob sich die mächtige Brust des Scheintodten und der Ausruf: „Er lebt!"
brachte Wolfgang, welcher Loni zur Cajüte geleitet hatte, wieder in die
Nähe des Geretteten. Dieser stierte erst seine Genossen blöde an, dann
nach einer Weile belebte sich sein Gesicht und er sagte mit matter Stimme,
‚Lol' Euch Alle der Henker!"
Nach diesem frommen Wunsche kauerte er sich zusammen wie ein
Murmelthier, das seinen Winterschlaf, genießen will. Die Umstehenden
lachten und zwangen den unwirschen Gesellen aufzustehen, damit er sich der
nassen Kleider entledige und zu Bett gehe. Brummend und torkelnd
gelangte er zum Lager, wo der Oeconomierath ihn entkleidete.
Als Wolfgang und Loni am nächsten Tage plaudernd im Schatten
der Segel saßen, traten mit schuldbewußter Miene der Doctor "und
Oeconomierath zu ihnen und baten um Vergebung ihrer Sünden. „Ich
müßte Ihnen von Gott und Rechtswegen für meine Rettung danken,"
sagte der Doctor im Tone der Zerknirschung, „aber mir märe wohler auf
dem Meeresgrund. Ohne Todeskampf war ich mit einem Schlage aus dem
vertrackten Leben geschieden, war so gut wie todt und aller Sorgen,
Schmerzen und Plackereien ledig, da muß sich in Ihnen die verwünschte
Großmuth regen! Sie plagen sich bis zur Erschöpfung ab, um mir das
zu erhalten, was ich in jeder Stunde gern von mir würfe — das Leben.
Menschen, die der Wein in eine milde Bestie verwandeln kann, sollte man
ruhig ersaufen lassen, wenn sie im Wasser liegen. Wäre Ihre Rettungs-
that einem Würdigeren zu Gute gekommen, so hätte ich jetzt keinen
physischen und moralischen Katzenjammer zu erdulden."
„Aber Sie könnten allen phnsischen und moralischen Entgleisungen
aus dem Wege gehen," scherzte Wolfgang, „wenn Sie die Zechgelage auf
dein Hintercastell vermeiden wollten."
„Sie sprechen vom vielen Trinken, ohne meinen Durst zu kennen.
Das Fleisch und die Heringe, mit denen wir hier unser Leben fristen,
sind ja derart von Salzlacke durchtränkt, daß mein Durst zum Fieber wird.
Ich zittere vor den kommenden Tagen, denn meine Baarschnft ist erschöpft
und der Neffe des Capitäns giebt keinen Tropfen auf Credit,"
Es zeigte sich im Laufe der nächsten Tage, daß der Doctor Grund
hatte, um seiner durstigen Veranlagung willen besorgt zu sein, denn es
trat eine so langandauernde Windstille ein, daß die „Germania" mährend
zweier Wochen nur um wenige Meilen vorwärts kam. In Folge dessen
schränkte der Proviantmeister, welcher wohl wußte, daß das mit Passagieren
überfüllte Schiff ganz ungenügend verproviantirt sei, die Portionen von

Tag zu Tag mehr ein. Da die Verköstigung der Passagiere fast nur aus Graupen, Bohnen, Sauerkraut und stark gesalzenem Fleisch oder Heringen bestand, so wurde der Wassermangel ganz besonders hart empfunden. Trotzdem die Eßbegierde fast aller Passagiere in Folge der schmalen Portionen sehr rege mar, ließen die meisten unter ihnen die gesalzenen Speisen unberührt, weil sie eine Steigerung des Durstes befürchten mußten. Dieser brachte viele Passagiere an den Rand der Verzweiflung. Bei der Wasservertheilung kam es jeden Morgen fast zu heftigen Scenen und der Proviantmeister sah sich zuletzt genöthigt, einen Revolver neben das Wasserfaß zu legen, init der Drohung, er werde jeden niederschießen, der es wage, ihm den Schöpfer aus der Hand zu reißen. Der Weinvorrath des jungen Kaufmanns aus Bremen ging auf die Neige und die letzten Flaschen ließ sich derselbe mit Gold aufwiegen. Der Herr Graf und der Oeconomierath opferten dafür den Rest ihrer Baarschaft. Der Letztere war gutherzig genug, dem Toctor, den der Durst fast rasend machte, täglich ein Glas Wein abzugeben, der Herr Graf schenkte zwei der kostbaren Flaschen dein lustigen Finchen.

Wolfgang litt ebenso grausam unter den Entbehrungen, wie alle andern und fand es begreiflich, daß sein Nachbar, der semmelblonde Darmstädter, der in der gegenüberliegenden Coje hausenden westfälischen Dienstmagd lediglich in der schnöden Absicht den Hof machte, ihres Pumpernickels und Schinkens theilhaftig zu werden. Er selber kam etwas leichter wie die andern über die Qualen des Hungers und Durstes weg, weil er sah, mit welchem Gleichmuth Loni die Entbehrungen trug und wie gern sie einen dürftigen Vorrath von Biscuit und Alasch mit ihm getheilt hätte. So oft sie ihm großmüthig davon anbot, erklärte er scherzend, nur Küsse von ihr annehmen zu dürfen, weil er diese allein prompt und mit Zinsen zurückzahlen könne.

Eines Tages, da die Sonne heiß und brütend auf dem Schiffe lag, vernahm er im Zwischendeck ein jämmerliches Geschrei. Das älteste Mädchen der Mormonensrau, ein pausbäckiges Blondköpfchen im Alter von etwa fünf Jahren hatte, von Durst gequält, Heringslake getrunken. Die Kleine klagte über Schmerzen im Schlund und Magen. Die Mutter war rathlos und rang verzweifelnd die Hände. Wolfgang sprang zum Eapitän hinauf und erhielt aus der Schiffsapotheke für die Kleine ein Vomitiv. Kaum hatte das Mittel gewirkt und die Kleine entlastet, so kamen der Doctor und der Oeconomierath polternd die Treppe herab, um der Patientin ihren ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen. Sie waren Beide sehr enttäuscht, als sie erfuhren, daß das einzige Object für ihre medicinischen Versuche sich bereits auf dem Wege der Besserung befinde.

„Es ist zum Rasendwerden!" klagte der Oeconomierath, indem er seinen Lebenswecker wieder in's Futteral steckte. „Ueber dreihundert Passagiere an Bord und kein Kranker darunter!"

„Diese Passagiere sind alle krank," scherzte Wolfgang, „krank vor
Hunger und Durst, aber leider vermag Ihr Lebensmecker uns nicht über
diese Krankheit der Enterbten fortzubringen."
Als die beiden Zukunftsärzte sich entfernt hatten, bat das Kind uin
Wasser. Wolfgang hatte sich in seinein Trinkbecher noch einige Schluck
kalten Thees für den Abend aufbewahrt. Er tränkte damit die durstende
Kleine und diese sank bald darauf in einen tiefen Schlaf.
Zwei Wochen waren wieder vergangen, die den Seefahrenden eine
Ewigkeit dünkten. An jedem Tage hatte die Sonne heiß brütend auf dem
Schiff gelegen, aber kein Lüftchen die Segel geschwellt. Für die Zwischen-
deckspassagiere waren die Nächte in dem überfüllten Räume fast unerträglich
dumpf und schwül gewesen und die Sonne hatte allerlei Thierchen aus-
gebrütet, welche sich als rechte Blutsauger bei den Schlafbedürftigen ein»
nisteten. Jeder neue Tag brachte neue Entbehrungen, denn je mehr sich
die Fahrt verzögerte, desto mehr sah sich der Proviantmeister zu Ein-
schränkungen genöthigt. In Folge dessen wurde die Stimmung von Tag
zu Tag eine gereiztere. Die Frauen klagten über das herbe Geschick und
glaubten, es laste ein Fluch auf der „Germania", die Manner stießen
Verwünschungen gegen den Schiffsrheder aus, welcher zu viel Menschen
und zu wenig Proviant aufgenommen hatte.
Wolfgang schlief während der Zeit der Windstille auf dem Verdeck.
Eines Morgens erweckte ihn ein heftiges Erschauern und er vernahm dann
Geräusche, die er lange nicht gehört. Die Raaen und Taue knarrten
und ein Sausen ging durch die Luft. Als er in die Höhe schaute, bemerkte
er, daß sich die Segel im Winde blähten. Kühler Ostwind war auf-
gesprungen und die „Germania" ließ wieder einmal das Kielwasser schäumend
aufrauschen. Diese Wahrnehmung versetzte Wolfgang in eine so freudige
Erregung, daß er hastig aufsprang und die Botschaft, es wehe der Wind,
in die zweite Cajüte und das Zwischendeck hinabbrüllte. Und nach wenigen
Minuten schon füllte sich das Verdeck mit Fahrgästen. Ja, da war ein
kühler Morgenwind, der die bleichen Gesichter streifte, da blähten sich die
Segel, als wollten sie gen Westen fliegen, da hörte man das Rauschen
der vom Kiel durchpflügten Wasserfläche! Ach, welch' ein langentbehrter
Anblick! Wie füllte der Wind nicht nur die Segel mit treibender Kraft,
sondern auch die Herzen! Man umarmte sich vor Freude, tanzte über
das Verdeck hin und einige Frauen, darunter die Mormomn sprachen
Dankgebete.
Leider mar die Freude nur von kurzer Dauer, denn trotz des flotten
Laufes der „Germania" wurden die Wasser- und Fleischportionen nicht
größer und der Proviantmeister erklärte, daß man, selbst wenn der Wind
günstig bleibe, nach vierzehn Tagen erst New-Zwrk erreiche.

das nächste Schiff, welches ihnen begegne, durch Signale um Wasser und Lebensmittel ersuchen. Als nun am nächsten Tage wirklich ein schwedisches Vollschiff in Sicht kam, jubelten die Verschmachtenden, in der Hoffnung, daß ihre Noth gelindert werde. Die Signalflaggen flogen auch zur Mastspitze auf, aber der Schmede fuhr stolz vorüber, ohne ein Boot abgesetzt zu haben; er war außer Stande, von seinen Vorräthen abzugeben.
Dem Aufflackern der Hoffnung folgte die tiefste Niedergeschlagenheit und die Mehrzahl der Auswanderer kroch in die Cojen und versuchte durch Schlafen die endlos erscheinenden Tage zu kürzen. Wolfgang und Loni gehörten zu den Wenigen, welche sich trotz aller Pein und Schwäche die Munterkeit des Geistes bewahrten. Sie wußten, daß Unterhaltung und Arbeit die Stunden besser kürze als dumpfes Hinbrüten, darum gaben sie sich init Eiser dem Studium der englischen Sprache hin und Wolfgang plauderte so viel über seine Vergangenheit und seine Wünsche aus, daß der scharp blickenden Loni kaum ein Zug seines Wesens verschleiert blieb. Eines Abends blickte sie lange und tief in seine Augen und sagte dann mit einem bleichen Lächeln: „Deine Augen gleichen der Nordsee — die Farbe wechselt mit der Stimmung und wenn Du erregt bist, zuckt ein Strahl darin auf und macht es der von einem Sonnenblick durchleuchteten Woge ähnlich. Diese Augen sind der Spiegel einer beweglichen Seele. Von Dir geliebt zu werden, ist berauschendes Glück um das ich zittere, denn es wird nur von kurzein Bestand sein . . ."
„Was sagst Du da? — Willst Du das Wort gleich zurücknehmen, selbstquälerische Zweiflerin?"
„Ja, inein Schatz," sagte sie einlenkend und umfaßte seinen lockigen Kopf. „Es ist thöricht, mir die Seligkeit dieser Stunde durch den Gedanken an das Morgen zu vergällen. So lange diese Fahrt dauert, bist Du mein. Ach, könnten mir doch die Welt umsegeln!"
„Schwärmerin! Den Wunsch theile ich nur, wenn wir eine eigene Macht und reiche Vorräthe besäßen. Ich lechze nach einer guten Mahlzeit."
„Geduld, armer Freund; in zwei oder drei Tagen finden diese Entbehrungen ein Ende, die ich glücklicherweise kaum empfunden habe. Wie ich höre, befinden wir uns in der Nähe der Neufoundland-Banks, von dort ist die Küste nicht mehr weit."
Allmählich brach die Nacht herein und da der Himmel bedeckt war und ein kalter feuchter Nordwind über das Schiff wehte, so wollten beide ihre Cojen aufsuchen, aber plötzlich tönten Rufe aus dem Mastkorb, die ihre Blicke auf das Meer lenkten.
Aus dem nächtlichen Dunkel tauchten plötzlich weiße phantastisch gestaltete Erscheinungen auf, die sie erst für heranfliegende Nebelmassen, dann für Kreidefelsen hielten. Der Steuermann versuchte mit dem Aufgebot aller Kraft das Schiff nach Südwesten herum zu werfen, aber bevor ihm dies gelang, erfolgte ein Krach und es schien als sei das Fahrzeug gegen

eine Felswand geprallt. Ein Schrei des Entsetzens erscholl aus den Cajüten, Teller und Blechgeschirr klirrten, dann kamen viele Personen, halb bekleidet aus den Cojen und frugen, ob das Schiff gestrandet sei. Wolfgang hatte die wankende Gefährtin fest in seine Arme geschlossen. Einen Augenblick schien es ihm, als rage ein Berg über das Deck empor, der die „Germania" nach Süden abdränge, dann glitt die Masse schemenhaft vorüber und entschwand im Dunkel der Nacht. Jetzt kam der Capitän zum Steuer gesprungen und fragte was geschehen sei. „Polareis trieb vorüber!"

Nach dieser Auskunft des Steuermanns ließ der Capitän Fackeln bringen um zu sehen, ob ein Leck entstanden sei. Die Schiffsmand aber hatte dem Anprall, ohne Schaden zu nehmen, widerstanden.

Loni ruhte wie betäubt in Wolfgangs Armen. Als dieser sie endlich mit der Bemerkung, daß nichts mehr zu fürchten sei, auf die Stirn küßte, schlug sie langsam die dunklen Augen auf. Wie ein Hauch kam es über ihre Lippen: „Ach, wäre.n mir doch im Meere versunken!"

Während der nächsten Tage boten einige Vogelschwärme, die das Schiff umstrichen, und das Vorübergleiten mächtiger Dampfer die Gewähr dafür, daß Land in der Nähe sei. Just als die Roth der Seefahrenden ihren Höhepunkt erreicht hatte, ließ die gemisse Aussicht auf baldige Erlösung sie ihre Leiden vergessen.

„Wie seltsam," bemerkte Wolfgang am Abend vor der Landung, „es hängen keine Früchte am luftigen Baume der Hoffnung und doch mildert er unsere stürmischen Begierden."

„Jede Erhebung des Gemüths hat eine Stärkung unserer physischen Natur zur Folge," meinte Loni. „Erzähle eineni müden Kinde von den Freuden und Ueberraschungen der Weihnachtszeit und es wird alle Müdigkeit vergessen und seine Schritte so beflügeln, als wolle es die goldenen Früchte, welche die Phantasie ihm vorgaukelt, erhaschen."

Tie freudige Erwartung hielt an diesem Abend die Passagiere lange munter und als die funkelnde Saat der Sterne den Nachthimmel schmückte, erschien Finchen mit der Guitarre im Kreise ihrer Verehrer und sang einige Lieder. Bald hatte sich ein weiter Hörerkreis um die Sängerin gebildet. In vorderster Reihe stand der Herr Graf, blies den Nauch seiner Cigarette in die laue Abendluft und warf nach jeder Strophe ein anfeuerndes Bravo oder Dacapo hin. Wolfgang und Loni standen abseits an der Brustwehr, allein auch sie lauschten dem Gesang. Finchen hatte eben den „kleinen Vostillon" abgeleiert und damit ihren gewöhnlichen Liedervorrath erschöpft, als der Gras sie aber drängte, weiter zu singen, fiel ihr plötzlich Uhlands „Schifflein" ein. Sie hatte das Lied seit Jahren nicht mehr gesungen und nur noch dunkel erinnerte sie sich der Menoelsohnschen Weise:

HO Rudolf Slcho in Berlin.
„Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise.
Es schweigen, die drin wandern.
Denn Keiner kennt den Andern."
Die Sängerin war bis zum Refrain gekommen, da siel plötzlich eine
weiche Baritonstimme mit ein, welche die von ihr entstellte Melodie und
Phrasirung in's rechte Geleise brachte. Und wie in der Uhlandschen
Dichtung, so verbrüderten sich auch hier die Wanderer durch das Lied.
Finchen hatte sich überrascht nach dem Sänger umgeschaut und als sie
Wolfgang erkannte, sang sie in gehobener Stimmung gemeinsam mit ihm
die zweite Strophe. Beim Refrain aber fetzten schlecht und recht,alle die
Umstehenden mit ein. In der letzten Strophe fecundirte Finchen Wolfgang
nur leise und dieser sang die Verse:
„Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?"
mit so wehmüthiger Empfindung und inniger Klangmodulation, daß die
Frage wie ein Schicksalsruf alle Herzen durchschauerte. Wahrhaft feierlich
klang das Lied iin Chor aus.
Loni hatte mährend des Refrains dem Geliebten leise die Hand ge-
drückt, dieser trat mit ihr in's Dunkel. Es freute ihn, durch Uhlands Lied
den Leidensgefährten ein Heimatsgefühl entlockt zu haben, allein es wider-
strebte seiner scheuen Natur, Lobsprüche sür den Gesang entgegenzunehmen.
Gleichwohl entging er denselben nicht. Als er sich eine Stunde später
von Loni verabschiedet hatte, die an diesem Abend so niedergeschlagen und
nervös war, daß ihre dunklen Augen miederholt in Thränen schwammen,
schritt er zum Bugspriet hin, um noch einmal die Blicke westwärts zu richten,
wo das Land seiner Sehnsucht lag. Als er zu den Ankertauen kam, fand
er eine Frauengestalt auf dem Platze. Es mar Finchen, welche lachend
den dunklen Schleier zurückschlug und ihn init den Worten anredete:
„Diesmal schwebt ein anderer Geist über den Wassern, als der, welchen
Sie an dieser Stelle anzubeten pflegten."
Wolfgang blickte sie fragend an und sie fuhr in ernstem Tone fort:
„Ich komme, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der zu Ihrem und meinem
Glück ausschlagen kann."
„Lassen Sie hören!"
Jeder Mensch, der nach Amerika auswandert, hat einen Zukunftsplan;
ich werde mein Glück drüben auf dem Theater suchen. Da Leute, die
kein Geld in der Tasche tragen, stets klein anfangen müssen, so wollte ich
als Chansonettesnngerin auf irgend einer kleinen Bühne meine theatralische
Laufbahn beginnen und dann höher hinaufsteigen. Vielleicht entdeckt ein
Kunstmäcen oder Impresario mein Talent und läßt dasselbe ausbilden.

Man versicherte mir, daß meine Stimme viel verspreche — ich weiß nicht, wie Sie darüber denken."
Als Wolfgang die Blicke herausfordernd auf sich gerichtet sah, antwortete er höflich: „Ich bin derselben Ansicht, allein —"
„Sie wollen wissen, was das Sie angeht? Sehr viel, mein Herr! Sie überraschten mich heute durch Ihren Gesang. Sie besitzen eine wohlklingende Stimme und weit mehr musikalische Bildung als ich; darum geht mein Vorschlag dahin: Verbinden Sie Ihr Geschick mit dem meinigen und lassen Sie uns in Nemvork als Duettsänger ein Unterkommen suchen. Es ist anzunehmen, daß mir auf der Bühne gut aussehen werden; Sie müssen den Frauen, ich den Männern gefallen, und unser Gesang thut das Uebrige. Sie würden an mir eine gelehrige und erkenntliche Schülerin finden. Der Gedanke, daß mir als Bänkelsänger unsere Laufbahn beginnen werden, darf Sie nicht abschrecken, denn diese Leute sind drüben gut bezahlt und wie man mir versichert, sollen hübsche Sängerinnen von reichen Müssiggängern mit Geschenken überschüttet werden. Wollen Sie sich mit mir verbinden, so würde ich den Gecken selbstverständlich ein Schnippchen schlagen. . . . Wir könnten über die Thoren lachen und doch ein lustiges Leben führen. Na, was sagen Sie? Ist mein Vorschlag nicht gut?"
Sie hatte sich erhoben und sah Wolfgang mit ihrem verführerischen Lächeln an. Dieser erwiderte nach kurzem Besinnen in festem Tone:
‚Hhr Vorschlag ist sehr freundlich — gewiß! und ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß das Theater auch für mich eine große Verlockung bildet, aber unsere Wege gehen weit auseinander. Ich kann da drüben meiue Laufbahn nicht an Ihrer Seite beginnen, denn mir sind ganz verschieden geartet und haben grundverschiedene Ideale. Wir würden als Duettisten nicht lange Harmoniren — selbst, wenn ich Sie liebte."
Auf Finchens Gesicht verblaßte das zuversichtliche Lächeln, und sie bemerkte in grollendem Tone: „Welchen Lebensgang haben Sie sich denn gemacht? — Darf man Ihre Ideale kennen?" Das Wort „Ideale" klang in ihrem Munde höchst ironisch.
‚Lch werde zunächst für die Erhaltung dieser Republik und sür die Befreiung der Sclaven kämpfen."
„Ach, herrjeh!" — Finchen lachte hell auf. „Für so verdreht hätte ich den krausen Kopf da freilich nicht gehalten. Aber sind Sie denn von Sinnen? Welchen Grund haben Sie, als Deutscher sich in fremde Streitigkeiten zu mischen? Was gehen Sie die Angelegenheiten der Mnkees an und wer dankt es Ihnen durch ein Wort, wenn Tie als Krüppel aus dem Krieg zurückkehren?"
„Ich muß Ihnen freilich als Don Quirote erscheinen, denn Sie nehmen an, daß lediglich zu ihrem Plaisir die Erde erschaffen fei, ich aber glaube, daß die ganze Menschheit einen gerechten Anspruch darauf

hat. Diese Verschiedenheit der Weltanschauung wird Ihnen ganz unerheblich für ein junges Menschenpaar erscheinen, das seine Jugend genießen will, aber ich kenne darin eine Kluft, die uns für alle Zeiten trennt."

Finchens Augen blitzten zornig auf. „Ich weiß besser, was uns scheidet, es ist jenes späte Mädchen, das ihre verblüthen Reize durch Trauerkleider und Sentimentalität zu ersetzen sucht. Gefühlvolle Jünglinge Ihres Schlags ziehen die Trauermeide dem blühenden Nosenbusch vor, bis die Rosen von andern geflückt sind; dann erst erkennen sie, daß es keinen jämmerlicheren Narren auf der Welt gab, als den Ritter Toggenburg. Nun denn, schwärmen Sie für Ihre Dame in Trauer, kämpfen Sie für die schwarzen Menschenbrüder und essen Sie das harte Brod der Armuth, ich — „stürz' mich in den Strudel, Strudel nein, Champagner soll die Losung sein!" — Das Lied Gardefeus aus „Pariser Leben" trällernd, warf sie den blonden Kopf in den Nacken und drehte Wolfgang verächtlich den Rücken zu.

Anl folgenden Morgen wurden die Auswanderer durch des Doctors dröhnende Stimme geweckt, der in's Zwischendeck hinunterbrüllte: „Lootse an Bord!"

Ein Hurrah aus hundert Kehlen erscholl als Echo aus der Tiefe.

Bald darauf war jeder Mensch, der sich noch auf den Beinen halten konnte an Deck, um den hageren, mettergebräunten Seeman zu sehen, der die Aufgabe hatte, die „Germania" in die Bai von Newuork zu führen. Obgleich seine Erscheinung nüchtern, eckig, und uninteressant mar, staunte man ihn doch an, wie den neuen Messias.

Und thatsächlich schien es, als habe er durch sein bloßes Erscheinen die Erinnerung an alle Roth und Trübsal aus dem Gedächtniß der Halbverschmachteten verwischt.

Wolfgang und Loni hatten das Gefühl, als gehe ein ernster Feierklang durch ihre Seele, als ständen sie vor dem Thor der Zukunft. Er sah alle Dinge in rosigem Licht, sie starrte gedankenvoll und ernst in die Weite.

„Wie silberig und zart geröthet erscheint dort am Horizont die breite Wolke!"

Loni folgte der Richtung von Wolfgangs Hand und bediente sich ihres Opernglases. Nach einer Weile sagte sie in fast bedauerndem Tone i „Das ist die Küste von Long Island."

„Land in Sicht!"

Ein Taumel des Entzückens bemächtigte sich der Auswanderer. Man umarmte sich, schüttelte sich unter Freundschaftsversicherungen die Hände und bereitete sich zur Landung vor. Noch ehe die Narrows erreicht waren, welche das Thor der weiten Bai von Newvork bilden, hatte jeder Passagier

sein Feiertagskleid angelegt und erwartete mit Ungeduld den Anblick der Weltstadt. Während auch Loni ihr Reisegepäck in Ordnung brachte, begegnete Wolfgang dem Schwaben Bäumle. Dieser hatte zur Feier des Tages einen schwarzen Rock, eine rothcarrirte Weste, eine grüne Cravate und einen weißen Strohhut mit blauem Band angelegt. Seine Linke spielte mit einer dicken vergoldeten Uhrkette, der Zeigesinger seiner Rechten war mit einem breiten Siegelring geschmückt.

„Na, Landsmann, was macht das Uehrle?" redete ihn Wolfgang in heiterem Tone an.

„Das Uehrle soll mir 'n Andenken sein an alle deitsche Spitzbuwe und Hallunke. Wann mir in Nemvork sind, dann häng' ichs in meinem Studie auf; und i wollt' nur, i könnt' alle Bremer Halsabschneider danebe henke!" —

Bei diesen Worten schielte er nach dem Neffen des Capitäns hin, der ihm ein Fläschchen starkvermäsferten Cognacs sür zwei Dollars verkauft hatte. Bäumle stellte an Wolsgang die Frage, ob er bereits eine Beschäftigung in Aussicht habe und als dieser verneinend den Kopf schüttelte, eröffnete er ihm mit der Feierlichkeit und Würde eines Gottes, der die Erde zu vertheilen hat, daß er ihm Unterkunft bei seinem älteren Bruder, einem BSckereibesitzer, verschaffen wolle.

Der so Hochbegnadete erkundigte sich, welche Beschäftigung Bäumle ihm zugedacht habe und erfuhr, daß er zum Holzspalten und Wassertragen ausersehen sei. Welchen Lohn er dafür ernten könne? wollte der neugierige Wolfgang wissen. Da warf Bäumle den Kopf in den Nacken, als sei er auf einen Undankbaren gestoßen, dem er das Leben gerettet habe und der ihn jetzt noch um ein Almosen angehe. „Sie bekomme die Koscht — " antwortete er mit Nachdruck.

„Die Koscht, lieber Bäumle genügt mir nicht in einem Lande, wo der Grundsatz gilt: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth."

Mit stürmischen Jubel hatte der Zmickauer die amerikanische Kicke begrüßt und minutenlang gebrüllt: „Das Land der Freiheit soll leben, hoch!" Er verstummte aber, als von Staten Island herüber ein Boot anlies, aus dem sich einige finster blickende Männer in Uniform erhoben. Bevor diese an Bord des Schiffes gelangten, mar der begeisterte Fahrgast in den dunkelsten Winkel des Zwischendecks hinabgekrochen. Die Fremden waren Quarantainebeamte, welche sich nach dem Befinden der Passagiere erkundigten und so rasch als sie gekommen waren, das Schiff wieder verließen.

Die „Germania" lief mit vollen Segeln die Bai hinauf und Wolfgang, der kurz zuvor die Hafenstädte Italiens gesehen, meinte, daß die Einfahrt von Nemvork überraschendere Erscheinungen biete, als jeder Küstenort, den er bislang gesehen. Die Villen von Staten Island waren von buntblühenden Hainen umgeben und der Morgenwind trug das süße Aroma

der Akazien- und Rebenblüthen über das Wasser. Hier stieg das Gelände in breiten Terrassen aus der smaragdgrünen Fluth, dort zog ein breit- gewölbter Waldrücken westwärts. Und die Bai wurde von Vollschiffen, palastähnlichen Ferrybooten und Schleppdampfern durchkreuzt, welche das Erstaunen der einlaufenden Emigranten erregten. Die stolzen, mächtigen Ostindienfahrer glitten mit rauschenden Segeln an ihnen vorüber, die ge- waltigen Ferryboote waren mit Wagen und Pferden, mit Reitern und Fußgängern zu Hunderten besetzt, hier zog ein Schnelldampfer im bunten Flaggenschmuck der Stadt zu, dort jagte ein Lootsendampferchen, das einen fliegenden Adler über dem Bugspriet trug, in's offene Meer hinaus. Und endlich lag die ungeheure Stadt Nemvork dicht vor den Landenden und von den Quais und breiten Straßen brauste ihnen der Lärm meltstädtischen Lebens entgegen.

Wolfgang hielt beim Anblick des ungeheuren Mastenwalds, und der den Quai überfluthenden Menschen- und Wagenmassen den Odem an. Das Donnern und Brausen, welches ihm aus der Hafenstadt entgegen tönte, wirkte verwirrend und er sagte sich mit Bangen: In diesem Menschen- gewühl wird Dir Loni entrissen werden. Es drängte ihn, noch einmal die Hand der Geliebten zu pressen; allein vergebens suchte er sie in der ihn umgebenden Menge. Diese drängte der Schiffstreppe zu. Dort waren bereits Boote von Castle-Garden herüber gekommen, welche frische Brote, Wurst, Käse, Orangen, Pies und andere verlockende Dinge zun, Verkauf auf's Schiff brachten. Diese Lebensmittel wurden den Händlern von der ausgehungerten Menge aus den Händen gerissen. Der Darmstädter hatte zwei Brote und ein großes Stück Wurst gekauft und kam nun mit freude- strahlendem Gesicht auf Wolfgang zu, um mit dem Nachbar brüderlich zu theilen. Dieser mar zu hungrig, um das großmüthige Anerbieten des kleinen Blondkopfs abweisen zu können. Er versprach bei der Landung das erste Bier zu bezahlen. Als er eben heißhungrig das frische Weiß- brod mit den Zähnen zerriß, trat ihm Loni mit zwei unbekannten Gestalten an der Seite entgegen. Erschreckt ließ er den Rest des Brotes in die linke, die Wurst in die rechte Rocktasche gleiten und machte eine krampfhafte Schlingbewegung, um die Zunge frei zu bekommen.

„Dies ist meine Schwester Claire," sagte Loni lächelnd und deutete auf ein rosiges blondes Mädchen im Alter von etwa achtzehn Jahren, „und dies mein jüngster Bruder, Franz, ein kleiner Nichtsnutz, der die Zeit nicht abwarten konnte, bis die „Germania" landete. Er hat sein Taschengeld für ein Boot aufgewendet, um seine Schwester zehn Minuten früher umarmen zu können." Sie küßte den hübschen Knaben, welcher zärtlich seine Arme um ihre Hüfte schlang. Wolfgang drückte erröthend beiden Geschwistern die Hand.

„Sie werden uns bald besuchen, mein Freund, nicht wahr? Ich möchte meiner Maina gern den Mann vorstellen, der mich so ritterlich beschützt hat. Hier unsere Adresse! Bitte, kommen Sie noch heute Abend."

Das Auswandererschiff.
Die „Germania" legte in diesem Augenblick bei und die drei Ge-
schwister entschwanden Wolfgangs Blicken, noch bevor er ein Wort der
Erwiderung gefunden . . .
Und als der junge Emigrant gar die ungeheure Stadt betrat, zer-
streuten sich feine Reisegefährten mit solcher Hast in alle Lande, als wäre
ein Wirbelwind unter sie gefahren. Nun umrauschte den Vereinsamten
der Strom fremden Lebens und mährend er an den Marmorbauten und
riesigen Geschäftshäusern des Broadway vorüberschritt, sagte er sich mit
Zagen: Was willst Du im Lande der Arbeit beginnen? Dir fehlt jeder
Anhalt. Der mörderische Bürgerkrieg kann Dir allein Zuflucht gewähren.
Ein Glück, daß die große Republik Kanonenfutter gebraucht! Aber dabei
schnitt ihm der Gedanke in's Herz, sich von Loni trennen zu müssen, von
der einzigen Seele, die ihn liebte.
Von den Reisegefährten hatte ihm Einer die Adresse eines deutschen
Boardinghauses im Innern der Stadt angegeben und hier fand er gegen
Verpfändung feiner Uhr und seines Koffers für eine Woche Unterschlupf.
Am Abend suchte er Loni auf. Er mußte ihr doch sagen, wo er vor
Anker gegangen. Er fand sie in einer kleinen, aber recht traulich einge-
richteten Wohnung inmitten ihrer Angehörigen. Die Mutter, eine gut-
herzig, aber Hülflos aussehende Matrone hieß ihn verwirrt mit Thränen-
spuren auf den Wangen willkommen. Eine junge Dame von schlanken,
etwas dürftigen Formen wurde ihm als Lonis jüngere Schwester Paula
vorgestellt, und diese betrachtete ihn mit forschenden Blicken. Claire grüßte
ihn unbefangen mit sonnigem Lächeln und der Knabe Franz rief ihm vom
Tische her, wo er feine Schularbeiten machte, ein „8^rvus!" zu.
Die Schatten der Trauer lagen noch auf dem kleinen Kreise und
Wolfgang bemühte sich vergeblich, dieselben durch leichtes Plaudern zu zer-
streuen. Loni war wie verwandelt. Sie erröthete, sobald Wolfgang sie
anredete und nicht ein Zug ihres Wesens verrieth, daß der junge Lands-
mann ihr mehr sei, als ein Reifegefährte. Wolfgang wollte vor dem
Abendbrot das Haus verlassen, allein die Matrone hielt ihn zunick und
allmählich gewann bei Tisch die Unterhaltung einen etwas vertraulicheren
Charakter. Die Frauen sprachen von dem furchtbaren Verlust, der sie be-
troffen, und von dem Scheitern langgehegter Hoffnungen.
Wolfgang versuchte es etwas Tröstliches zu sagen, und machte zuletzt
den Vorschlag, am folgenden Tage einen gemeinsamen Ausflug nach dein
schönen Staten-Jsland zu unternehmen. Er ineinte, die blühende Natur
sei die beste Trösterin. Sie entlaste uns von schweren Sorgen, heile
brennende Wunden und lasse neue Hoffnungen in unfern Herzen aufkeimen.
Nach großen, verheerenden Katastrophen wirke es wie ein erfrischendes
Bad, wenn der Mensch dem Lärm und wogenden Getriebe der Stadt ent-
fliehe und sich einen Tag in die stille Schönheit der Natur versenke. Die
Schatten des Waldes beruhigten das Gemüth, Vogelsang aber, Blnthen-

duft und der Ausblick auf lachende Fluren — das Alles umströme unfern
Sinn wie Poesie und verleihe der ermatteten Seele Frische und Kraft.
Er hatte mit Wärme gesprochen; die Frauen gaben sich dem Zauber
seiner melodischen Stimme gefangen und als er geendet, stimmten sie ihm
freudig zu. Man verabredete, früh am Tage aufzubrechen, allerlei Por-
rä'the mitzunehmen und einen vollen Tag auf der Insel zu verbringen.

5

In der Nacht ging ein Gewitter auf die Stadt nieder, und am frühen
Morgen, als Wolfgang seine Freunde abholte, war der Himmel noch be-
deckt. Aber unverzagt beschritt man den Dampfer, der die kleine Gesell-
schaft über die Bai trug. Bei der Landung an der Insel blitzte die
Morgensonne über die blühenden Gärten und ließ in den regenfrischen
Büschen und Bäumen die Milliarden Tropfen wie Brillanten funkeln und
in allen Farben des Negenbogens erstrahlen. Ein kühler Morgenwind
wehte über die smaragdgrünen Wasser des Hudson. Wolfgang nahm die
in einer geräumigen Ledertasche befindlichen Vorrälhe auf den Rücken,
schnitt am Wege für sich und den Knaben einen Stock, und dann mandene
die kleine Gesellschaft durch den Kranz schöner Villen und duftiger Gärten,
welcher sich am Ufer hinzieht, hinauf zu den leise sausenden Fichten und
den saftigen Ahorn- und Eichenwäldern.

Und was der junge Deutsche vorausgesagt hatte, erfüllte sich bald.
Die stille einsame Waldnatur wurde zur Erlöserin sür die grambeschiverten
Herzen. Man bewunderte die bunte Blüthenpracht der Gärten, lauschte
dem Lockruf des Spottvogels, sah auf das glänzende Gesieder des Blue-
bird, der init geschmeidigen Bewegungen über den Nasen huschte und
rastete nach erquickender Wanderung durch den Wald, am Rande des
lieblichen Silver-Lake. Hier wurde ein Tischtuch auf dem Rasen aus-
gebreitet und das Frühstück eingenommen. Und man lagerte sich auf
schwellenden Moospolstern im Kreise und schaute hinauf zu den Wipfeln
der schlanken Fichten und hellen Snkomoren. Man plauderte, träumte
und sang heimatliche Lieder im Ehore.

Und Wolfgang gelang es bald, Lonis Seele aus dem Schneckenhaus
der Scheu und kühlen Zurückhaltung hervorzulocken, so daß sie den alten
herzlichen Ton wieder anschlug. Auch die Mutter Lonis fand Gefallen
an dem muntern Fremden und im Gefühl der Dankbarkeit für die
Zerstreuung ihres Kummers flüsterte sie den Töchtern zu: „Er ist ein gar
lieber Bursch!"

Stundenlang plauderte und spielte man unter den schattigen Baum-
wipfeln und stieg dann von den Waldhöhen zum Oststrand hinunter, wo
die mächtigen Wogen des Oceans gegen die Dünen rauschten und die
hellglänzenden Wasserspiegel in die Ferne lockten. Beim Anblick des
weiten Meeres hielten Loni und Wolfgang -die Schritte unwillkürlich an

und ließen die Begleiter voranschreiten. Als diese in den Wald nieder-
getaucht waren, ließ Loni sich auf einem bemoosten Felsblock nieder und
ihre Blicke ruhten träumerisch auf dem Meer. Lange blieben beide stumm,
dann sagte sie, und ihre Lippen zuckten, ihre Stimme zitterte in meh-
müthiger Erregung: „Dort waren mir glücklich!"
Er schaute mit blitzenden Augen auf sie nieder und entgegnete herb
und bitter: „Ich mußte gestern glauben. Tu hättest die Erinnerung daran
verloren. Loni, wie konntest Du so fremd und kalt gegen mich sein?"
Sie sah mit schmerzlichein Lächeln zu ihm auf und faltete die Hände
im Schooß. „Liebster", sagte sie leise und stehend, „unser Glück gleicht
den von der Aschendecke befreiten Häusern Pompejis. Unter der schützenden
Hülle hatten sich die leuchtenden Farben antiker Wandgemälde, die Säulen
und Krüge, die Brunnen und Geräche vollkommen erhalten, sobald man
sie jedoch dem Wind, dem Regen und der Sonne preisgab, zerfielen sie
und werden bald Staub sein. Unser Liebesglück hätte vielleicht bis zum
Ende unserer Tage währen können auf einsamer Insel, aber sie verträgt
nicht das Licht und die Luft der modernen Culturmelt. Es mar ein
wonniges Märchen — eine süße Verzauberung, deren Nachhall nicht so
bald aus unseren Seelen schwinden wird — aber die Wonne des Gefühls
glich einer Himmelsblume, die sich nicht auf die Erde verpflanzen läßt."
„Bist Du so muthlos?"
Wolfgangs Frage blieb unbeantwortet, denn der kleine Franz zeigte
sich unter den Bäumen und schrie zur Höhe hinauf: „Im Wald gehen die
Pfade auseinander, da könntet Ihr von uns abkommen!"
Sie folgten schweigend dem Knaben.
Als drunten der Strand erreicht war, rollten ihnen die Meereswogen
brausend entgegen und da die Nachmittagssonne heiß auf die Düne nieder-
brannte, so fand jeder Sehnsucht nach einem erfrischenden Seebad. Nach
einer kurzen Wanderung am Strande hin, entdeckte man ein kleines von
einem Fichtenmäldchen umgebenes Landhaus. Hier kehrten mährend des
Sommers viele Ausflügler ein, um zu baden und Erfrischungen einzu-
nehmen. Wolfgang und seine Begleiter nützten die Gelegenheit. Er
badete mit Franz an der linken, die Frauen an der rechten Seite des
Wäldchens. Wolfgang nahm den Knaben in feine Arme und warf sich
mit ihm den anprallenden Wogen entgegen. Anfangs war der kleine
Bursch von der Gewalt der Schläge erschreckt und betäubt. Wie ein
Schiffbrüchiger klammerte er sich an den Hals seines Trägers, als er aber
sah, wie dieser lachend und sicher jedem Anprall begegnete, jauchzte er
lustig auf, glitt nach einer Weile aus Wolfgangs Armen und ließ die
Wogen über sich hinbrausen, wobei ihm die feste Hand seines Begleiters
dm nöthigen Halt gab.
Wunderbar erfrischt traf sich die Gesellschaft in dem schattigen Landhans
wieder, wo immer Milch und Bier zu haben mar. Aus der offenen auf's

Meer hinausgehenden Halle, ertönten die Klänge eines Walzers. Claire
und Wolfgang traten in die Thürs und sahen, daß da drinnen getanzt
wurde. Eine Dame saß am Klavier und spielte Strauß'sche Melodien.
Es lag etwas Lockendes, Lustathmendes in dieser Musik, dem Wolfgang
nicht widerstehen konnte. Lächelnd wiegte er den Kopf und sah die ihm
gegenüberstehende Claire halb fragend, halb scherzhaft an. Als diese heiter
und ermuthigend seine Blicke erwiderte, faßte er sie um die Hüfte und
wollte sich mit ihr im Tanze wiegen.
„Claire!"
Dieser Ausruf kam von Lonis Lippen; es mischten sich darin die
Gefühle der Ueberraschung und Empörung und er scheuchte das Mädchen
aus Wolfgangs Annen. Ganz verschüchtert lief es zu der älteren
Schwester hin, umhalste dieselbe und, rief in flehendem Toue: „Ach, wie
konnte ich das vergessen! — Wir waren so glücklich heute! Verzeih'
mir die sündhafte Vergeßlichkeit."
Wolfgang hatte gleichfalls erschreckt in Lonis zornigj flammende
Augen geblickt und beschämt bat er uin Verzeihung dafür, daß er Idie
Trauer der Familie vergessen habe. Gleichwohl fühlte er sich durch den
Gedanken geschmeichelt, daß er Claire einen Tag des Glücks bereitet und
sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrer elastischen Gestalt und ihren
sanften edlen Zügen. Auf der Rückfahrt sprach er viel mit ihr und die
zartklingende, melodische Stimme, die glänzenden, heiterblickenden Augen
mutheten ihn freundlich an.
Als er sich unter herzlichen Abschiedsmorten von der Familie getrennt
hatte, machte er auf dein Nachhauseweg die überraschende Bemerkung, daß
bei der Rückschau auf all' die heiteren Erlebnisse des Tages Claires
jugendschöne Gestalt sich mit allen sonnigen, farbenreichen Bildern verband,
während Lonis schwermüthiges Antlitz matt und verschwommen aus dem
Waldesdunkel heroortauchte. Jene ist heiter blühend und schön wie der
Frühling, sagte er sich, diese elegisch wie der Herbst.
5
Während der folgenden Tage durchstreifte Wolfgcmg die weite Stadt,
um auf verschiedenen Werbebureaus zu erfragen, unter welchen Bedingungen
er in die Armee der Nordstaaten eintreten könne. Der Doctor und der
Oeconomierath hatten ihre Hoffnungen auf die Medicin bald sinken lassen
und waren in ein Infanterieregiment eingetreten, das den Namen „Ver-
lorene Kinder" führte. Sie versuchten es, Wolfgang gleichfalls zum Ein«
tritt in ihr Regiment zu bewegen, waren aber bei der Zusammenkunft so
schwer betrunken, daß dieser vor der Kameradschaft mit ihnen zurückscheute.
Bald darauf wurde die !Nem-Dorker Miliz zu einem Feldzug auf
hundert Tage aufgeboten. Wolfgang verpflichtete ^sich zu dieser kurzen
Sommercamvagne und erschien am Abend vor dem Abmarsch in der kleid-

samen Unifonn der Nem-Iorker Schützen im Hause der Menks, uin sich
von Loni zu verabschieden.
Sein spätes Eintreten kam den Schwestern unerwartet; sie hatten
den Tag über steißig gearbeitet und saßen noch geschäftig im Lichtkreis
der Lampe, mährend die Reste eines kargen Abendmahls von Frau Menk
bei Seite geräumt wurden. Loni war blaß und erschöpft. Wolfgang
verglich ihre Erscheinung mit jener Claires und sagte sich mit leisem
Erschrecken, daß die Geliebte verblüht sei. Er war in froher Erregung
über die Schwelle getreten und die Schwestern musterten verwundert seine
leuchtenden Augen, seine freie martialische Haltung.
„Meine amerikanische Laufbahn beginnt," rief er im scherzenden
Tone. ,,Morgen ziehe ich aus, um mir das Bürgerrecht in dieser Republik
zu erobern. Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen auf — hundert
Tage." Darf ich hinzufügen: „Auf Wiedersehen?"
„O gewiß!" riesen Alle, bis auf Loni.
Diese hatte das Hütchen in den Schooß sinken lassen, an dem sie
eben eine Evheuranke befestigen wollte. Ihre Hände zitterten und ihre
Blicke glitten von Wolfgangs jugendfrischer Gestalt zur Erde. Sie überließ
es den Geschwistern, mit dem Gast die Unterhaltung zu führen und erst
als dieser sich verabschiedete, legte sie ihre Hand zaghaft in die seinige
und sagte: „Ich habe mit Ihnen allein zu sprechen . . ."
Sie trat mit ihm in die dunkle Vorderstube, deren Balkonthüre offen
stand. Tort erfaßte sie seine Hand und geleitete ihn hinaus, auf den
von wilden Reben umsponnenen Balkon: „Da draußen sind wir allein —
nur die Sterne, die leuchtenden Augen des Himmels sehen auf uns herab
wie in jenen wunderbaren Nächten an Bord der ‚Germania'".
Ihre Stimme hatte einen so feierlichen Klang, daß Wolfgang sie
verwundert anschaute. Sie aber vermied es, seinen Blicken zu begegnen
und blickte träumerisch über den kleinen Park, der sich vor dem Haufe
ausbreitete.
„Schmerzt Dich die Trennung, Loni?"
Er stellte die Frage leise und zaghaft und ergriff ihre Hand. Da
sah sie ihn voll und ernst an und sagte: „Ja, sie schmerzt mich tief,
denn — mir werden uns nie miedersehen."
Wolfgang, der seinen Arm um ihre Schultern legen wollte, prallte
zurück und starrte sie erschrocken an. „Nie miedersehen?"
„So sagte ich. Und menn Sie mich ruhig angehört haben, Wolf-
gang, werden Sie meine Ansicht theilen und mir helfen, meinen festen
Entschluß auszuführen."
Er trat noch einen Schritt vor ihr zurück und lehnte sich mit finsterer
Miene gegen das Geländer des Balkons. Sie aber legte die Hände auf
seine Schultern und sah flehend zu ihm auf. „Wir haben uns Beide

innig geliebt und es gab Tage, an denen mir meinten, eine Trennung
sei gleichbedeutend mit Verzweiflung."
„Seither ist noch keine Woche vergangen, und Deine Gefühle sind
verwandelt!"
Er sprach den Vorwurf in bitterem, fast tragischem Tone aus. Uni
ihre Lippen flimmerte ein Lächeln.
«Meine Gefühle sind nicht verwandelt," entgegnete sie und lehnte
den Kopf gegen seine Schullern. „Wollte ich ihnen folgen, so umklammerte
ich Deinen Hals und riefe: Liebster, komme wieder — ich lasse Dich
nicht. Aber —"
„Nun, welch' ein Aber drängt sich Dir in den Weg?"
„Die Vernunft ist an's Steuer meines Lebensschiffes getreten und
giebt dem treibenden Segel Gefühl die Richtung."
„So, und wohin steuert Deine Weisheit?"
„Weit ab von Deinem Fahrwasser."
„Ei, und darf man Deine Gründe wissen?"
„Sie sind erschrecklich nüchtern und einfach: Du mußt für Deine
Zukunft, ich aber für die meiner Familie Sorge tragen."
„Und könnten wir das nicht gemeinsam, Loni?"
„Frage Dich selber. Du klagtest einst darüber, daß Du das Land
der Arbeit beträtest, ohne erwerbsfähig zu sein. Dein Lebenslauf wird
daher von Zufälligkeiten abhängen. Du beginnst mit einem Kriegs-
abenteuer und mußt Dich fortab frei bewegen können, um die Bahn zu
finden, welche zum Hafen einer gedeihlichen Existenz leitet. Ich aber stehe
im festen Banne der Pflicht. Als meine ältere Schwester noch lebte,
sorgten wir beide für die gemeine Nothdurft des Lebens, jetzt bin ich
allein da. Meine Mutter ist alt und hinfällig geworden, mein jüngster
Bruder bedarf der Erziehung, meine Schwestern sind noch wenig erfahren
in den Arbeiten, durch die wir unseren Lebensunterhalt erwerben, da liegt
denn der schwerste Theil der Sorgen und Mühen auf meinen Schultern.
Wolfgang, ich kann mein Geschick nicht trennen von dem meiner Familie."
Er schaute ihr tief in die schwimmenden Augen, küßte ihre Hände
und sagte im Tone der Rührung: „Du bist so brav, Loni!" — Dann
aber schüttelte er trotzig den Kopf und meinte, bei der Sorge um die
Familie könne sie doch ausharren, bis er sich eine Stellung errungen habe.
Vielleicht — wenn das Glück ihm günstig — —"
Sie wiegte den Kopf und ein melancholisches Lächeln glitt über ihr
bleiches Gesicht. „Du giebst Dich Träumen hin, denn der Baum Deines
Lebens steht im Biüthenschnee der Hoffnung. Aber ich kenne Amerika
besser als Du und weiß, daß die goldenen Früchte hier langsam reifen
für Schwärmer Deines Schlages. Und wenn Dich auch das Glück —
wider Erwarten emportrüge, für mich wärst Du doch verloren."
„Zweifelst Du an meiner Treue?"

„Ach, mein Freund, die Treue kann uns leider nicht vor Ent-
täuschung bewahren, sofern sie nur die Asche vom erloschenen Liebesfeuer
darstellt."
„Und glaubst Du, daß dies so bald in unseren Herzen verglimmen
werde?"
Sie erschauerte leise, faltete die Hände und erwiderte mit nieder-
geschlagenen Augen: „Ja."
„Du hast wenig Vertrauen zur Festigkeit meines Charakters," sagte
er in bitterem Tone.
„O, nicht Dir mißtraue ich, nicht der Güte Deines Herzens, nicht
der Stärke Deiner Grundsätze; nur der Wandelbarkeit unserer An-
schauungen und Gefühle! Begreifst Du denn nicht, daß ich zu stolz bin,
um nach Jahren Deine Großmuth auf die Probe zu stellen? Muß ich
das ans Licht zerren, was die weibliche Schwäche so gern verbirgt —
die Ungleichheit des Alters, die Verheerungen, welche die Zeit anrichtet!
An Bord der „Germania" kamen meine Jahre nicht in Betracht, denn
ich überragte die anderen Frauen an Bildung und — ich darf es wohl
sagen — auch an Noblesse der äußeren Erscheinung. Dort war ich die
Einäugige unter Blinden. Hier aber, in dem mit FrauenschSnheiten reich-
gesegneten Amerika fällt der Vergleich schon zu meinem Nachtheile aus."
Er wollte widersprechen, sie aber legte die Hand auf seinen Mund
und fuhr fort: „Ich habe Beweise! Auf Staten Island sah ich Deine
Blicke von mir zu Claire hinüberschweifen und las in Deinen Augen —
ach, sie sind für mich die Fenster Deiner Seele! — Bedauern darüber,
daß Loni um zehn Jahre zu früh zur Welt gekommen."
„Du siehst Gespenster!" Dieser Einwurf kam zögernd von Wolfgangs
Lippen und über das bleiche Gesicht des Mädchens stahl sich ein trübes
Lächeln, während sie unbeirrt fortfuhr: „Ach nein; was ich sah, war die
natürliche Regung Deiner für alles Schöne so leicht empfänglichen Natur.
Kämest Du nun nach fünfjähriger Wanderung durch die Vereinigten
Staaten hierher zurück, um mir zu verkünden, daß Du irgendwo ein Nest
für uns gefunden, so müßte Dein Bedauern über die Voreiligkeit, mit
der ich diesen Planeten betrat, noch erheblich größer sein als jetzt, denn
bekanntlich bedeuten fünf Jahre für den Mann, der die Zwanzig über-
schritten hat, sehr wenig, für die Frau dagegen Genug davon! Du
weißt jetzt, daß wir scheiden müssen auf Nimmerwiedersehen!"
Wolfgang mußte sich gestehen, daß Loni Recht habe, aber noch
schäumte die starke Fluth seiner Gefühle gegen die Vernunftgründe auf
und er sagte im Tone der Entrüstung: „Das alles sind selbstquälerische
Gedanken, thörichte Einbildungen! Du solltest mehr Vertrauen auf Deinen
inneren Werth haben. Mich fesselte zuerst die Schönheit Deiner Seele,
und diese ist unvergänglich . . . Die Rahel, sowie Frau von StM —"
„Heiratheten junge Männer, deren Mütter sie hätten sein können.

Ganz recht, mein Freund; allein diese Beiden waren die geistreichsten
Frauen ihrer Zeit und hatten nicht um das tägliche Brot zu kämpfen; sie
konnten mit ihren jungen Gatten in einer idealen Welt leben. An unser«
Herd aber würde das graue Gespenst der Sorge treten und die Lebens-
freude verscheuchen. Mit dieser flieht auch die Liebe. Mir schaudert bei
dem Gedanken, daß ich einst aus Deinem Munde ein Wort der Ver-
achtung oder des Hasses hören könnte; es würde mich niederschmettern,
würde mich der grenzenlosesten Verzweiflung anheimgeben. Laß uns
scheiden. Liebster, denn wenn ich mit Dir vor den Altar träte, so geschähe
es mit der Furcht, Dich nicht dauernd beglücken zu können."
Sie schloß ihn stürmisch in die Arme und als er seine Lippen auf
ihre Stirne preßte, fühlte er, daß kalter Schweiß auf derselben perlte.
Auch sein Herz Kämpfte sich in Pein zusammen und er sagte seufzend:
„Wie aber sollen mir es tragen?"
Sie zwang sich zu einem Lächeln und meinte, die Zeit werde den
Schmerz lindern. „O, sorge Dich nicht um mich," fügte sie hinzu, als er
sie zärtlich und traurig ansah. „Sieh, ich gleiche jenen klugen Sängerinnen,
welche der Kunst rechtzeitig Valet sagen. Diesen bleibt die Erinnerung
an alle Triumphe, ohne den bittern Nachgeschmack der Niederlagen. Die
Fahrt auf dem atlantischen Ocean bildet die blühende Oase in der Wüste
meines Lebens. Dahin wird sich meine Phantasie in allen Stunden der
Noth flüchten und ich werde stets Dein freundliches Antlitz dort finden;
dies wird mich trösten und liebevoll weiter geleiten, wenn ich ermatte,
oder verzweifelnd die Hände ringe... Du aber, geh' in die Welt, kämpfe
und werde groß, werde glücklich! —Meine Segenswünsche geleiten Dich!
Und wenn Dir bisweilen ein Augenblick frei bleibt zur Rückschau, so
denke . . ."
Ihre Stimme erlosch — die aufsteigenden Thränen erstickten den Ton
in ihrer Kehle. Sie duldete es, daß er ihre Lippen und Hände zärtlich
küßte und nach einer Weile fuhr sie leise, fast tonlos fort: „Seien mir
stark — es muß sein. Geh!"
Er aber hielt sie fest umschlungen und sagte: „Ich empfinde diesen
Augenblick als den schönsten und schmerzlichsten meines Lebens, denn er
enthüllt mir erst ganz was ich besessen und — verloren Hab'."
Sie antwortete nichts, aber zwei schwere Thränen rollten über ihre
Wangen. Und er küßte sie noch einmal und trat dann vom Balkon in
das dunkle Zimmer.
„So muß es sein?"
Als diese Frage mit allem Schmelz seiner weichen melodischen Stimme
aus dem Dunkel klang, preßte Loni beide Hände gegen das Herz und ihre
Blicke suchten den funkelnden Sternenhimmel. Wie ein Hauch kam das
Ja von den zuckenden Lippen und er ging. Sie lauschte auf seine Tritte

und als seine hohe Gestalt unter den Kastanien der Straße entschwunden,
stand sie noch eine Weile bleich und regungslos da.
Ein klagender Ton aus dem Innern des Zimmers schreckte sie auf.
Als sie hastig die Schwelle überschritt, wars sich Claire schluchzend in ihre
Anne.
Einen Augenblick mar Loni sprachlos vor Ueberraschung, dann fragte
sie in gepreßtem Tone: „Du hast Alles gehört?"
Die Weinende nickte.
„Und hast ihn — gleich mir — geliebt?"
Ein heftiges Schluchzen kam statt der Antwort. Loni küßte die
Weinende zärtlich auf das weiche Haar, und als der wilde Ausbruch des
Schmerzes vorüber mar, sagte sie mit einer Stimme, die munderbar mild
und tröstlich klang:
„Schwesterchen, Dein Leid wird rascher schwinden als das meine,
denn Dir ist er an der Pforte des Jugendparadieses begegnet, mir aber
am Ausgang!"
Als der furchtbare Bürgerkrig in den Vereinigten Staaten zu Ende
ging, kehrte Wolfgang elend und fieberkrank aus den Mississippi-Niederungen
nach dem Norden zurück. Zwei Jahre waren seit der Landung der
„Germania" vergangen und die Unionsarmee hatte ihn als einen Sterbenden
entlassen. In Nem-Iork hoffte er Kenesung zu finden und Loni wieder
zu sehen.
Nachdem er sich von den Strapazen der weiten Reise durch einige
Tage der Ruhe erholt hatte, schlich er durch die Straßen und suchte das
kleine Haus auf, in dem die Menks gewohnt hatten. Er schaute erst von
der Parkmauer aus zu den Fenstern hin und bemerkte hinter den Scheiben
fremde Gesichter. Im Erdgeschoß befand sich ein Gemüseladen und er
frug die Inhaberin, ob die Menks noch in dem Hause wohnten.
Tie Frau antwortete ihm im schwäbischen Dialekt und als er sie
verwundert genau ansah, erkannte er jene Schwäbin wieder, die auf der
„Germania" ihre Coje über der seinigen gehabt und ihren Mann so treu
gepflegt hatte. Sie berichtete ihm, ohne den Reisegefährten wieder zu
erkennen, daß die ganze Famile nach Texas ausgewandert sei. Von
dort wäre nämlich ein junger Plantagenbesitzer, dessen Nachbarn die Menks
früher gewesen, vor etwa zwei Monaten zum Besuch heraufgekommen.
Dieser habe sich in Claire verliebt, das Mädchen geheirathet und ihre
Geschwister bewogen, mit ihm nach Teras zurückzukehren. Die alte Frau
Menk aber sei unterdessen gestorben.
Wolfgang wagte kaum noch Loni zu fragen, aber die muntere
Schwäbin erzählte mancherlei von ihren Bekannten und erwähnte bei-
läufig, daß Loni unvermählt geblieben.

Traurigen Herzens verließ Wolfgang das Haus. Am Abend des-
selben Tages betrat er einen deutschen Biergarten, in welchem sich eine
Singspielhalle befand. Unter breitästigen Bäumen sitzend, erquickte er sich
durch einen kühlen Trunk. Plötzlich drang aus der Halle eine Stimme
an sein Ohr, die ihm bekannt erschien. Er trat an den Eingang der-
selben und gewahrte auf der Scene Finchen, welche im Tyrolerkostüm
unter koketten, herausfordernden Geberden einige Lieder sang.
Wolfgang bemerkte später, daß seine leichtfertige Landsmännin ihre
Sumpfpflanzen-Natur immer noch nicht verleugnete. Die Sängerin nah»,
nach der Vorstellung an dem Abendbrot einiger Herren Theil, von denen sie
burschikos begrüßt und zu ausgelassenen Scherzen herausgefordert wurde.
Während die lustige Gesellschaft dem Champagner zusprach, glitten Finchens
Blicke häusig über Wolfgang hin, dessen Tisch sich ganz in ihrer Nähe
befand, aber kein Zug ihres Gesichts verrieth, daß sie den ehemaligen
Reisegefährten wieder erkannte. Wolfgang erhob sich mit dem bittern Be-
wußtsein, daß die Krankheit seine Züge total entstellt, seinen Körper bis
zur Unkenntlichkeit verwüstet habe. Er zahlte und schritt an der johlenden
Tischgesellschaft vorüber. Kaum mar dies geschehen, so hörte er seinen
Namen rufen und gleich darauf befand sich Finchen an seiner Seite.
„Wolfgang Neß, Reifegefährte! — Bei der himmlichen Güte! sind
Sie es wirklich? Ich habe Ihren Gang wieder erkannt, nicht Ihr Ge-
sicht. Mensch, was ist mit Ihnen geschehen? Sie stehen ja mit einem
Fuß im Grabe."
Wolfgang sah die Erregte trüb lächlend an und entgegnete: „Leider
ja! Aber vielleicht gelingt es mir, ihn noch einmal zurückzuziehen. Sie
aber stehen mit beiden Füßen in der Hochfluth der Lebensfreude?"
„Bis an dem Hals, mein Freund!" lachte sie. „Ich lasse mich
treiben — wohin? Ei, was frage ich darnach! Luftig gelebt und selig
gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Trinken Sie ein
Glas Sect mit uns? Sie finden einen Kreis lustiger Brüder."
„Ich würde darin eine traurige Figur spielen," bemerkte Wolfgang
abmehrend und ließ sich müde am nächsten Tisch nieder. „Erzählen Sie
mir, was Sie von unsern Reisegefährten missen."
Sie setzte sich zu ihm nieder und berichtete, daß der Doctor als
Werbeoffizier wiederholt diesen Garten besucht habe. Vor einem halben
Jahre aber sei er in einer Kneipe der Five-Points, bei der Verhaftung
eines Deserteurs erdolcht wordeil. Durch den Doctor habe sie erfahren,
daß der Professor und Oeconomierath in den Sumpfniederungen Süd-
virginiens dem Fieber erlegen seien. Ter Schwabe Bäumle habe vor
Kurzem einen Bäckerladen eröffnet und sich verheirathet. Die junge Frau
aber klage darüber, daß die Geldgier ihres Mannes sie hindere, sich satt
zu essen. Der Zwickauer befinde sich gegenwärtig wegen Wechselfälschung
im Zuchthaus von Singsing.

„Und der Herr Grafs"
Finchen schlug bei dieser Frage Wolfgangs die Augen nieder, dann
aber lachte sie keck auf und deutete verächtlich auf einen Kellner, der eben
mit den Gästen abrechnete: „Da steht er!"
„Wie? Der stolze Aristokrat ist Kellner geworden?"
„Das wundert Sie? Ei, er wäre heute vielleicht etwas weit
Schlimmeres, wenn ich mich seiner nicht erbannt hätte. Der Mensch ver-
scherzte muthmillig sein Glück. Er mar durch gute Empfehlungen
Adjutant eines deutschen Generals geworden und später in die Magazin-
vermaltung eingetreten. In dieser Stellung soll er für die Verpflegung
seiner eigenen merthen Person mehr Vorräthe verbraucht haben als ein
ganzes Regiment. Er kehrte oft hier ein und ließ Champagner in
Strömen fließen. Aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er
bricht. Eines Tages legte man ihm Handeisen an und führte ihn zum
Gefangniß. Einflußreiche Freunde nahmen sich seiner an und er kam mit
einer kurzen Festungshaft davon. Vor drei Wochen erst ist er entlassen
worden und Dank meiner Verwendung beim Wirth hat er eine Stelle als
Kellner erhalten. Freilich," setzte sie nach längerer Pause mit einem
bösen Blick hinzu, „wird er hier nicht alt werden. Der Tropf plagt
mich mit Eifersucht und wirft mir vor — Pah, lächerlich! — Nun aber
zu Ihnen! Wie konnten Sie in diesen jämmerlichen Zustand gerathen?"
Wolfgang entsprach in aller Kürze ihrer Neugierde. Da er aber
um der Kürze willen, seine Erlebnisse nur obenhin streifte, so erfuhr
Finchen nur von Kriegszügen voll Gefahren, Strapazen, Entbehrungen
und von langem Siechthum. Als der Erzähler geendet, bemerkte sie
spöttisch: „So hat sich meine Voraussicht erfüllt. Sie kehren als ein
gebrochener Mann aus dein Kriege zurück. So ist's recht: Dummheit
muß bestraft werden! Hätten Sie meinen Vorschlag angenommen, so lebten
Sie jetzt in blühender Gesundheit, kneipten mit mir Sect und Burgunder —"
„Und nichts märe in mir gebrochen — als meine Menschenwürde!
Das mag in Ihren Augen nicht viel sein, schöne Landsmännin, aber vor
dem Geschick des Herrn Grafen erscheint mir dies Gut doch kostbarer als
strotzende Gesundheit. Freilich, wer es nie besessen, vermißt es kaum."
Er sagte ihr Gute Nacht; und als er den Garten durchschritt, hörte
er, daß das verdutzte Finchen ihn den Gefährten als einen unverbesser-
lichen Narren bezeichnete. Beim Durchmandern der menschenleeren Straßen
iah er im Geiste das Auswandererschiff vor sich. Seine Augen füllten
sich mit Thränen, und er schrie verzweifelnd in die Nacht hinaus: „Die
Germania" mar das letzte Stück Heimat! Andern mag dies wie ein Schutt-
haufen erschienen sein; mir sproßte darauf die Blume des Glücks. Nun
Hab' ich die letzte Planke verloren in der Hochfluth amerikanischen Lebens!"

Die russische Musik und ihr berufenster Vertreter.

von

Otto Weitzel.

— Köln, —

ie russischen Tonsetzer haben vor ihren abendländischen Collegen einen nicht geringen Vortheil voraus: sie schöpfen aus dem unversiegbaren Born der russischen Volksgesänge, während die Anderen lediglich auf die Ergiebigkeit ihrer eigenen Phantasie angewiesen sind. In der kunstvollen motivischen Arbeit, in der contravunctischen Meisterschaft, in der farbenreichen Instrumentation haben sie im Abendlande ihre Vorbilder und Meister, nicht so in der Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Rhythmen, in dem fremdartigen Reiz ihrer Melodien: hierin sind sie ganz sie selbst, vielmehr sie sind die Söhne ihres Volkes. Zwar ist kein einziger unter den russischen Tonsetzern dem eigentlichen Volk, welches singt und seine Gesänge hütet, entsprossen. Höchstens wird in Bezug auf die ausübende Tonkunst, namentlich den Gesang, einmal eine Ausnahme gemacht, ein Bauer hinter dem Pflug, eine Müllerin aus ihrer Mühle hervorgeholt. Aber die Composition war wirklich in Rußland bis vor Kurzem nichts mehr als eine „noble Passion" in doppelter Hinsicht, weil sie vorzugsweise von Adligen gepflegt wurde und weil sie nichts eintrug. Wenn wir Anton Rnbinstein eigentlich ganz zu den Unseren zählen dürfen und ihn da, wo er sich geflissentlich an russische Volkslieder anlehnt, nicht gerade am meisten bewundern können, wenn er also aus der Reihe der eigentlichen russischen Tonsetzer von vornherein auszuschließen ist, so treffen wir unter diesen, die also samint und sonders durch eine gesellschaftliche Kluft von dem eigentlichen Volk getrennt sind, doch wieder Keinen, der nicht die Lieder eben dieses Volkes als gern benutzte Fundgrube seiner Ideen, als die liebste Quelle der Anregung für seine Phantasie benutzte.

Von dem unerschöpflichen Reichthum und der nicht endenden Mannig-
faltigkeit der russischen Volkslieder kann eigentlich nur Derjenige eine richtige
Anschauung empfangen, der das Landvolk an den verschiedensten Punkten
des weiten Reiches hat singen hören. Im Volkslied offenbart sich der
Sondercharakter der verschiedenen Gegenden und Stämme. Die Abwesenheit
großer, tief einschneidender Staatsumwälzungen haben den Besitzstand des
Volkes an Liedern ungeschmälert und unverkümmert durch fremde Ein-
mischungen erhalten. Bei aller Nivellirarbeit des Staates haben Uebergriffe
der einzelnen Stämme in die musikalischen Schätze des anderen so gut
wie gar nicht stattgefunden. Daher denn die ausgeprägte Verschiedenheit
der Volkslieder aus den verschiedenen Gegenden, daher ihre in vielen Fällen
mehr als tausendjährige Ueberlieferung. Zwar drohen auch diesen Gesängen
zwei Feinde, die so harmlos oder sogar berechtigt sie scheinen, doch ein-
schneidende Folgen nach sich ziehen können. Das eine von ihnen ist die
Ziehharmonika, dieses armselige musikalische Hülssmittel, dessen volle Accorde
darüber täuschen wollen, daß nichts mehr hinter ihnen steckt, als die banalste
aller Harmonienfolgen, der Dominantaccord und der tonische Treiklang, von
denen jener beim Aufziehen, dieser beim Zusammendrücken des Blasebalgs
unfehlbar erfolgt, gleich den chinesischen Porzellansiguren, die nur auf- und
niedernicken und dabei so blödsinnig grinsen. Die Harmonika hat namentlich in
der Nähe großer Städte den Hauch der Ursprünglichkeit und Unberührtheit
der Lieder und Singmeisen des Volkes zu zerstören angefangen, indeß fernab die
zur Familie der Guitarre gehörige Balalaika, welche höchstens durch eine
Guitarre ersetzt wird, sowie die schalmeiähnliche Hirtenpseife vollkommenaus-
reichende und dem Charakter der Musik entsprechende Gesangsunterlagen ge-
blieben sind. Der andere Feind ist die Kunstmusik. So sehr nämlich
die ganze gebildete russische Gesellschaft den Volksgesang liebt, so wenig
zeigen namentlich die Musiker die Fähigkeit, in die Gesetze, nach denen diese
Volkslieder gebaut sind, eindringen zu können.

Unsere heutige Musik, welche auch den Bildungsstoff für die russischen
Tonkünstler abgiebt, ist eine vorwiegend harmonische. Einstimmige
Melodien werden jetzt lediglich zur Erzielung bestimmter Wirkungen
verwandt*). Die griechische Musik dagegen und die christliche bis zum
Ansang des 10. Jahrhunderts mar eine ausschließlich einstimmige.

*) ES sei cm die „traurige Weise" in Wagners Tristan erinnert, welche durch
die mangelnde Begleitung den Eindruck des Einsamen, Verlassenen licrvorruft; an den
ähnlicken Charakter des Fagott- und solgenden Flötensolos in der Ennianthe, wenn Adolar
die beliebte der grauenvollen Oede der Wildnis; prcisMbt; an das theilweise zwei-
stimmige Solo der Bratsche oder vielmehr der Viola <Z'„in»rs vor der Nomanze deS
Raoul im I. Aufzuge der Hugenotten, wo durch das Solo das Anftancheu des Bildes
der Angebeteten in dem Geiste Raouls bezeichnet wird; endlich an das wunderschöne
Solo der Baszclarinette im letzten Aufzuge derselben Over in dem Terzett der Valentine,
des Raoul und des Marcell. Diese Stelle ist gerade wegen des sie umqel'cnden Getöses
der Bartholomäusnacht von um io tieferer Wirkung; sie ist die Oase des innigen Ge-

Zahlreiche russische Lieder gemahnen durch ihre Tonleiter an die griechische
und die von dieser abgeleitete frühchristliche Musik. Sie zeugen durchaus
nicht von der Ausschließlichkeit, mit welcher die abendländische Musik sich
seit zwei Jahrhunderten auf das Dur und das Zloll als die beiden einzigen
„Tongeschlechter" oder richtiger Tonleitern (gesetzmäßige Anordnung von
Tonstufen verschiedener Größe) beschränkt hat, sondern sie sind auch in vielen
andern Tonordnungen gebildet, wie deren die strenge Uebung des Contra-
punktes heute noch in den Kirchentonarten kennt, die aus der griechischen
Tonlehre hervorgegangen sind. Die Schlüsse sind sehr abweichend von den
in der abendländischen Musik gebräuchlichen; der auffallende Sprung von
der Oberquart in den Grundton abwärts ist als Schluß sehr gebräuchlich.
Wahrscheinlich würde eine Vergleichung der heute gebräuchlichen griechischen
Volkslieder mit den russischen interessante Lichter auf ihren Zusammenhang
werfen. Nun kennt zwar das russische Volkslied auch eine Harmonie.
Aber sie ist erstens durchaus nicht immer gebräuchlich, zweitens ist sie
entweder so roh oder so eigenthümlich, daß sie unter die harmonischen
Gesetze der abendländischen Musik nicht unterzubringen ist. Beispielsweife
bleibt eine zweite Stimme liegen, mährend die Oberstimme fortschreitet,
bringt Verzierungen an, vereinigt sich wieder mit der ersten — Beweis genug,
daß diese Melodien eigentlich einstimmig gedacht sind und die zweite
Stimme mehr eine aus Spielerei oder wegen der niedrigeren Stimmlage
beliebte Zuthat bildet. Nun kommen aber die russischen Tonsetzer, die wie
die abendländischen nur in Our und Noll und nur in Harmonien zu empfinden
gewohnt sind, und stecken die russischen Volksgesänge in die Zwangsjacke
einer nach abendländischein Muster erdachten Harmonisation. Der Leser
hat gewiß schon Mignon in Thomas' Oper gesehen, wie sie sich mit
Philinens kostbarer Robe schmückt; nun, das russische harmonisirte Volks-
lied ist Mignon im Putz und Bausch des Gesellschaftskleides. Wenn
Cesar Kui, einer der wenigen russischen Schriftsteller, die den Versuch eines
historischen Abrisses der russischen Musik unternommen haben, in seinem
Buch: I^ä muÄgus eu Kussis <?iiris 1880) Seite 5 sagt: «nansou
vopuläirs russs «xiAS imp^risusemerit uns Kärm«rii8ation original« et
uu art tout pinticulisr cks moäulutiou," so kann man ihm in Bezug
auf den Charakter der Harmonisation wohl Recht geben. Aber was das
russische Volkslied noch gebieterischer fordert, das ist, daß mm: es ganz unge-
schoren läßt und dasselbe aufzeichnet, wie es ertönt, nicht aber ihm die ganz
ungehörige Harmonifation aufhängt, — ein Versuch, den, soviel ich weiß, bis
jetzt noch kein Musiker unternommen hat*). Und gerade diese Aufzeichnung
Mils in der Wüste der Verwilderung der Sitten. Nur dadurch, daMlle diese Stellen zu-
meist einstimmig sind und dadurch in einen Gegensatz zu der gewohnten Musik treten, er-
halten sie den ihnen innewohnenden Charakter des Entlegenen,"Absonderen, Verlassenen.

*) Was Kui in seinem harmonischen Drange alles in die Volkslieder dincinhört.

thäte durch das 'ganze weite Reich jetzt gerade noch, wo das Eindringen
des abendländischen Tonsystems und die Hannonisationsattentate der russi-
schen Tonkünstler alle Eigenthümlichkeit der Volksmusik nach und nach zu
vermischen drohen.

Ein weitverbreiteter Jrrthum ist es anzunehmen, daß die russischen
Volkslieder vorwiegend schmermüthigen Charakters seien. Es giebt deren
in allen Stimmungen, und die ausgelassenen sind nicht die schlechtesten. Sie
erreichen nicht die scharfe, feurige Rhytmik der ungarischen, noch auch die
graciöse Geschmeidigkeit der polnischen Lieder. Dafür lebt in ihnen ein
Kraftgefühl, eine Kernigkeit, welche an die Würze der neu aufgeblühten
Natur erinnern, und die ernsteren und zarteren unter den Liedern athmen
eine Gemülhsinnerlichkeit, welche sie den deutschen Volksliedern verwandt
erscheinen läßt.

Wer einmal nur den nordischen Winter in der Abgeschiedenheit des
Landes, fern von geselligem Austausch, beschränkt auf den engen Kreis des
abgelegenen Gehöfts durchgekostet hat, wer einmal nur das Emvorschimmern
der grünenden Natur aus der weißen Winterdecke beobachtet hat, wer also
einerseits sich Zeit und Ruhe gegönnt hat, seine eigenen Empfindungen bis
in die geheimsten Winkel und Falten seines Herzens zu verfolgen, anderer-
seits die großen Umwälzungen im Schooß der Mutter Natur mit theil-
nehmendem Auge verfolgt hat, der hat auch den Schlüssel gefunden zu der
Schatzkammer, aus der das russische Volkslied seine Juwelen hergenommen
hat. Und dieser Schlüssel heißt: die Liebe zur Natur, zur nordischen
Natur.

Es giebt eigentlich keine Gelegenheit, bei der das russische Volk nicht
sänge, und höchstens um die Zeit der Ernte, wo es heißt vom Morgen-
grauen bis in die späte Nacht hinein den Segen der Natur zu empfangen
und zu bergen, vergeht auch dem Sangesfrohesten vor der heißen Arbeit das
Singen. Eigenthümlich ist bei den meisten geselligen Liedern die Theilung
in den Gesang des Vorsängers und die Antwort des Chors. Eine große
Zahl der Lieder find Tanzlieder; sie dienen einein pantomimischen Vorgange
zur Belebung und Erläuterung. Denn auch auf dem Gebiet des Tanzes
herrscht die gleiche Mannigfaltigkeit, wie auf dem des Volksgesanges. Noch
ist der Tanz nicht zu einer so sinnlosen Springerei und zu dieser Aermlichkcit
an Figuren ausgeartet, wie im Abenlande und in der russischen Gesellschaft,
die wenigstens doch an der allgemein eingeführten polnischen Mazurka einen
der anmuthendsten Gesellschaftstänze, die es überhaupt giebt, vor dem
geht auch aus folgender Stelle hervor (S. 6): „II »rrive !>>,8»i qus 1'tlärmonie ü'i,u
sea^socorck rsst« stnbls psnäänt, Is onurs llo tont« uns cksnson, es qui lui prct«
un eussiubls <I« vg^us tristesse (!), uns teinte äs Monotonie vmilus , , Natürlich
die Harmonie, die sich ein moderner Musiker zum Liede hinzudenkt.

Abendlande voraus hat*). Sehr eigentümlich sind die Hochzeitslieder, die
von den Brautjungfern abwechselnd mit der Braut gesungen werden und
die das Scheiden der Neuvermählten aus dem Elternhause zum Gegenstande
haben. Die Sitte erfordert, daß die Braut, auf den schmermüthigen Gesang
der Jungfern antwortend, eine immer schmerzlichere Bewegung zur Schau
trägt, bis sie schließlich durch Schluchzen und Weinen am Weitersingen ver-
hindert wird. Dann faßt sie sich und vollendet mit „Thränenin der
Stimme" ihren Gesang. Es bedarf kaum der Versicherung, daß dieser
Vorgang angesichts des wichtigen Lebensmoments für die Braut fast immer
mit einer Natürlichkeit der Empfindung ausgestattet wird, welche kaum ver-
muthen läßt, daß Alles im Grunde eine Comödie ist, zu der es beispiels-
weise wird, wenn die Braut durch die Ehe einer sclavischen Abhängigkeit
im Elternhause entrinnt und mehr Anlaß zum Jauchzen hat, als zum
Weinen. Aber ein gewisses zur-Schau-tragen der Empfindungen, die mir
sonst geheim zu halten pflegen, liegt einmal im Wesen des russischen Volks-
charakters; hat doch das Volk noch die Einrichtung jder Klageweiber bei
Begräbnissen, welche am Grabe einen offiziellen Jammer in Scene setzen
müssen!

In Bezug auf die technische Fertigkeit des Singens sind unter dem
Volke zuweilen Beispiele anzutreffen, die dem geübten Coloraturgesang nicht
viel nachstehen. Die kleinen Läufe Md Verzierungen, mit welchen /die
Lieder häusig verbrämt sind, und zu denen sich namentlich die Sänger der
zweiten Stimme oft aufschwingen, werden oft mit einer gradezu verblüffenden
Geläufigkeit ausgeführt. An natürlich wohlklingenden Stimmen dürfte
wohl der Vorrath nicht größer sein, als überall anderswo; nur ist zu bedenken,
daß fortgesetzte Gesangsübung oft mittelmäßige Stimmen in leidliche oder
erträgliche umwandelt. Jedenfalls ist ein gutes musikalisches Gehör weit
mehr verbreitet, als irgendwo. Von der Vorliebe zum kehligen Gesang,
in den namentlich die deutschen Männer so gern verfallen, zeigen die Russen
nichts; dagegen fällt ihr Gesang durch die ungemein hohe Lage, welche bei
Frauen etwa derjenigen unserer höchsten Kunstsoprane entspricht (von? zwei-
gestrichenen L ab aufwärts nicht selten bis zum dreigestrichenen I> und L) und
bei Männern eine Octave tiefer anzunehmen ist, oft in's Gellende.

Noch ist darauf hinzuweisen, daß vom eigentlichen Volkslieds in den
größten Städten naturgemäß wenig zu merken ist, und daß man, um es
in seiner Ursprünglichkeit zu belauschen, schon das Land und zwar auf
längere Zeit aufsuchen muß. Von Sammlungen sind die von Balakireff,

*) Die Mazurka hat mit unserer ledernen sogenannten Polka-Mazurka nichts
oder höchstens annähernd den Rhythmus der Musik gemein und ist kein Rundtanz, sondern
ein Tourentanz, bei welchem der eigenthiimliche Rhythmus mit dem scharf betonten
dritten Tacttheil, in Notenzeichen etwa so auszudrücken: ^/^ ^ > ^ ^ ^ dg,
gleichbleibende BerbindungSglied bildet. " >

Prokudin, Rimsky-Korssakoff zu nennen. Sie sind nicht sehr umfassend, wenigstens nicht im Hinblick auf den Neichthum des Volks an Liedern und erfordern, wie gesagt, in Bezug auf die Harmonisation einige Vorsicht. Die richtigste Anschauung erhält man, wenn man sich lediglich an die Oberstimme hält und, ohne ein Our oder)1o11 hineinzulegen, und ruhig und einzig den Gang der Melodie auf sich wirken läßt.

Wenn von russischer Musik die Rede ist, so darf der russische Kirchengesang nicht übergangen werden. Der Kirchenbesuch ist in Rußland ein so reger, der Gelegenheiten, wo sich auch der Irreligiöseste und Gleichgültigste nicht vom Anhören der Messe ausschließen darf, sind so zahlreiche, daß die Kirchenmusik, sie möchie fein, wie sie wolle, jedem Russen zu vertrautester Kenntniß kommen muß. In Wahrheit ist sie von russischer Musik dasjenige, was den Fremden zu allererst mit staunender Bewunderung erfüllt. Die Orgel ist, wie jedes Instrument, aus der Kirche verbannt; jeder Musikfreund, den die Unreinheit des heutigen temverirten Tonsystems noch nicht gegen den Zauber der reinen Harmonie abgestumpft hat — man höre nur einmal den Berliner Domchor n capell» singen, wenn er gut gelaunt ist! — Jeder, der den Haupteinfluß der sogenannten „Königin der Instrumente", der Orgel nämlich, darin erkennt, daß sie den Chorgesang tnrannisirt, und erdrückt, wird der strengen Gepflogenheit der russischen Kirche seinen Beifall nicht versagen können. Und lman mag über die Hinzuziehung von Frauenstimmen in den Kirchengesang noch so duldsam urtheilen: des unbeschreiblich rührenden, schlichten Eindrucks, den die drei Knabenstimmen in der russischen Messe hervorbringen, werden Frauenstimmen niemals fähig sein. Was man angesichts der fruchtbaren und fo dürftig angebauten weiten Landstrecken, der sich selbst überlassenen Wälder, des gelehrigen und bei verständigem Zwange arbeitsamen Bauernstandes ausrufen möchte, das drängt sich einem ang esichts der Theilnahmlosigkeit der russischen Gesellschaft gegenüber dem Kirchengesang auf die Zunge.- ,^JHr mißt nicht, wie reich ihr seid!" Mag man auch die näselnde, gleichmäßige Necitation des Priesters, die Stentorstimme des „Küsters" oder „Cantors," wenn er allmählich mit des Basses Grundgewalt um einen Viertelton oder noch weniger in die Höhe steigt, als störende Zuthaten empfinden, man ist doch geblendet über die reinen und sicheren Harmonien des Chors, man schwimmt in einem Meere des Wohlklanges.

Wie schon angedeutet, ist die Kirchenmusik eine harmonische. Doch beschränkt sie sich auf die einfachsten Accorde und nimmt an den gefürchteten Quinten- und Octavenfolgen zumal in weiten Accordzerlegungen keinen Anstoß. Der Gesang ist kein planer, gleichmäßig ausgehaltener, sondern lehnt sich vollkommen, mit Ausnahme der gedehnten Schlüsse, an die Prosodie des Tertes an. Die seit Jahrhunderten durchgeführte Ab-

schließung des Kirchengesanges gegen jede Neuerung und die mit dem zartesten Knabenalter beginnende Schulung der Sänger haben diesen Gesang einer Vollendung entgegengeführt, welche im westlichen Europa mit seinen gährenden, unruhvollen musikalischen Bestrebungen unbekannt ist. Mögen die Chorsänger lange Noten aushalten oder ganze Sätze in die Dauer weniger Tacte zusammendrängen, mögen sie im erschütternden Forte den weiten Raum der Kirche erfüllen oder mag ihr Piano kaum noch hörbar hinter dem Gitterwerk verhallen — stets ist eine Schärfe, ein Zusammenfallen der Worte und Töne bei allen Sängern wahrzunehmen, daß füglich die von hundert Singenden erzeugten Töne zu einem einzigen Klangkörper verschmelzen. Was könnte ein solcher Gesang in einem religiösen Cultus wirken, der nicht wie der russische ganz in Alterthümelei und äußere Gebräuche verknöchert scheint; was könnte er leisten, wenn einem verständigen Fortschritt ein kleines Pförtchen aufgethan würde!

5

Mit solchen Bausteinen läßt sich nun zwar noch kein musikalisches Bauwerk im abendländischen Sinn aufführen; immerhin aber können sie bei der Bildung der Motive, sowie zur Ausschmückung und Verzierung treffliche Dienste leisten. Ihre Anwendung und Ausbeutung ist mit verschwindenden Ausnahmen nur von Russen versucht morden. Zwar hat beispielsweise Beethoven in den sogenannten Nasumowskyschen Quartetten Melodieen verwandt, die noch heute in Rußland gesungen werden; kaum dürfte jedoch aus dieser Verwendung irgend ein svecifisch russischer Charakter der betreffenden Satze abzuleiten sein. Er bearbeitete die russischen Melodien, wie er irgend ein anderes von ihm selber erfundenes Motiv bearbeitet haben würde; ein weiteres zu thun, dazu fehlte ihm vor Allem das Gefühl für die den Melodieen zu Grunde liegenden Stimmungen. Selbst Russen von Geburt scheitern an dein Bemühen, eigentlich russisch componiren zu wollen, weil sie die Nationalmelodieen mehr ausrauben, als feinfühlig und nachempfindend für ihre Kunstzwecke umgestalten. Erst der Tonkünstler, der sich von dem Wohl und Wehe, wie es in diesen Melodieen ausklingt, hat ganz und gar durchdringen lassen, der mit dem Volk gute und schlimme Stunden als teilnehmender Freund miterlebt hat, ist im Stande, seine Phantasie von der um ihn klingenden Musik in mehr als äußerlicher Weise befruchten zu lassen, russisch zu componiren.

Die russische Kunstmusik ist neueren Datums und hat sich erst in ganz neuerer Zeit der staatlichen Befürwortung zu erfreuen gehabt. Erstaunlich ist die verhältnißmäßige Unergiebigkeit der Tonsetzer, von der nur Rubin st ein, der, wie gesagt nicht zu den Vollblutrussen zu rechnen ist, und Tschaikomsky eine Ausnahme machen. Doch wenn man erfährt, wie sehr früher Mißachtung, Gleichgültigkeit, Parteilichkeit den russischen Tonsetzern das Leben sauer machten, so darf man sich über diese Erscheinung nicht wundern, die

überdies auch durch den Unistand, daß bis in die neueste Zeit hinein der
Lebensberuf der Tonsetzer meist irgend ein Staatsamt, aber nicht die
Musik mar, sowie durch die vielberufene Gleichgültigkeit und Bummelei der
Iiussen zur Genüge erklärt wird.
Auch nach Rußland wurden die ersten musikalischen Anregungen durch
die Italiener gebracht, deren erste Operntruppe 1735 unter Anna Jwanowna
ihren Einzug nach Petersburg hielt"). Auch die ersten Tonsetzer, welche
ihrer Musik etwas russisches Gepräge zu verleihen suchten, waren Italiener,
von denen Eaterino Cavos (1775—1840) der Bedeutendste mar. Erst
Michael Glinka (1804—1857) betrat in seiner Oper „Tas Leben für den
Zaren", welche am 27. September 1836 aufgeführt wurde, selbständigere
Bahnen, von denen aus ein gedeihliches Vorwärtsbringen möglich war.
Er wird von den Nüssen gern als der russische Mozart bezeichnet; in der
That ist bei ihm ein Melodieenfluß und eine Anmuth anzutreffen, die oft
an den großen Classiker erinnern. Wäre der Tert zu der genannten Oper
nicht von so russisch-patriotischer Tendenz und weniger episch, und müßte
der Tert zu seiner zweiten, Oper „Rußlan und Ludmilla" nicht als ver-
fehlt bezeichnet werden, so würde Glinka sicher auch in Teutschland die rechte
Würdigung gefunden haben. Jedenfalls ist seine Eigenart, die man auf Grund
der von ihm vermertheten Anregung der russischen Volksmusik als russisch be-
zeichnen kann, so innerlich mit seiner ganzen Musik verschmolzen, so unvor-
dringlich und anmuthend, daß er als die harmonischste Erscheinung unter den
früheren russischen Tonkünstlern gelten darf^ Uebrigens thut man in Teutsch-
land Unrecht, die strenge Ablehnung, die man seinen Opern zu Theil werden
läßt, auch auf seine reizenden Orchestersachen, ^«ts, ^,rr.i^ons«s und Uns
Xuit 5 Usäricl auszudehnen, in denen eine ungemein lebhafte Orchester-
färbung anzutreffen ist. Ter nächste und nach ihm bedeutendste Tonsetzer
Alexander Dargomnshsky (1813—1865) war bei weitem nicht der
feine und gewandte Musiker wie Glinka; sein Melodienquell floß spärlich,
und in der BeHandhabung der großen musikalischen Formen war er nicht
selten unbeholfen und steif. Auch suchte er seinen Schwerpunkt mit Recht
dahin zu verlegen, wo ihm stets ein anregendes Vorbild ini Tert vor
Augen stehen durfte, in die Vocalcomposition, speciell in die Oper. Er trieb
die Anlehnung an den Tert soweit, daß er auch seine Melodieenbildung von
ihm beeinflussen ließ, er ist, mit einem Wort, der Begründer der russischen
Gesangsdeclamation. Wenn in seiner Oper „Russalka" dieser Singwcise
noch durch die traditionellen opernhaften Formen die Waage gehalten wird,
so entäußert er sich in seinem „Steinernen Gast" (Don Juan) auch des
letzten Bandes, das ihn an die frühere Oper knüpfte: er schwelgt nur in

*) Ausführliche geschichtliche Notizen findet man in dem schon erwähnten Buche
von Kui, das nur in seinen kritischen Würdigungen nicht von Einseitigkeiten freizusprechen
ist, im Uebrigen aber mit echtem musikalischen Verständnisz und in gewandter -Schreibweise
abgefaßt ist.

gesungener Declamation, welche von der Musik auf Schritt und Tritt ohne
jede Rücksicht auf deren natürliche Bildungsgesetze begleitet wird. Wagner
erscheint in seinen kühnsten Fortschreitungen überboten; auf die reiche Aus-
gestaltung des Orchesters verzichtet Dargomyshsky: es ist die Frage, ob
die Musik in diesem Fall nicht lieber ganz fortzubleiben hat und ob die
gesprochene Declamation nicht das Natürlichere bleibt. Als interessante
Erscheinung ist Seroff (1820—1870) hervorzuheben. Auch er war nur
Operncomponist und er erreichte das Schwabenalter, bevor er es wurde. In
seinen drei Opern „Judith", „Rogneda" und „Der böse Feind" (wörtlich:
„Die feindliche Macht") entfaltet er eine ganz specifische Begabung für die
Scene, und wenn er sein Vorbild Wagner auch meist nicht erreicht, wenn seine
Musik auch oft mehr gemacht als natürlich erscheint, so zeugt doch schon die
häusige Wiederholung seiner Werke auf den russischen Theatern für die ihnen
innewohnende Lebenskraft und für seine Bühnenkenntniß. Er liebt die
grellen Farben, die starken Gegensätze. In seiner letzten Oper greift er
sogar mitten in's Volksgewühl hinein und bringt die russische Butterwoche,
die dem abendländischen Carneval entspricht, auf die Bühne. Da herrscht
nun freilich so viel Spectakel und Getöse, daß man den musikalischen Faden
verliert. Aber wenn man Seroff nicht mit dem Maaßstabe des feinen
Musikers, sondern mit dem eines geschickten Bühnenconrvonisten beurtheilt,
so wird man ihm ein zwar nicht wählerisches, aber unbestreitbares Talent
zuerkennen müssen.

Auch die russische Musik hat ihre neue Richtung, deren Hauptvertreter
die Tonsetzer Balakireff, Kui, Rimsku-Korßakoff, Borodine,
Mußorgsky, Ljadoff sind. Sie predigen künstlerische Grundsätze, die so
ziemlich jeder Andere ebenfalls unterschreiben könnte, und liefern eine Musik,
an der natürlich nicht Alles talentvoll sein kann, denn bis jetzt hat der Um-
stand, daß man sich zu einer Schule bekennt, noch keinen förderlichen Einfluß
auf die Züchtung von Talenten geäußert; aber all diese Tonsetzer sind
kühn in ihrem Streben, gewählt in ihrem Ausdruck, sie suchen aus mächtigen
Anschauungen der Dichtkunst oder den Eindrücken der Natur Anregung zum
musikalischen Schaffen und gelangen so nicht selten zu einer Farbenpracht,
zu einer Gluth der Tonsprache, zu einem Reichthum an neuen Tonformen,
welche dem wohlerzogenen Akademiker mehr oder minder verschlossen bleiben.
Sie haben Alle etwas Tüchtiges gelernt, und ihre contrapunktische
Gewandtheit befähigt sie, die schwierigsten thematischen Complicationen
spielend zu bewältigen*) Ihr Bemühen ist auf die Herausbildung eines
möglichst eigenartigen Stils gerichtet. Naturgemäß stehen sie dabei auf

*) Kin reizender musikalischer Scherz, der dies Urtheil vollauf bestätigt, ist unter
dem Titel erschienen: ?»rai>Kra8es. 24 Viiristinn« st petites pivoes ponr ?i»vc> sur
1s tkems Isvori I^LA. VLVII OOo xsr S„r«,Iins, Cui, I,i»Sc>v st
Rimsv.K,.,rs!>Kow, (Hamburg bei Rahter.)

den Schultern eines Berlioz, Wagner, Lißt, von denen sie sich dnrch
das unwillkürlich russische Gepräge ihrer Motive, abgesehen freilich von dein
geringeren Grade ihrer künstlerischen Potenz, unterscheiden. Eine eingehendere
Charakterisirung mag einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben.
Derjenige Tonsetzer, welcher sich mit frischer Empfänglichkeit in den Meister-
werken des Abendlandes, hauptsächlich in denen der melodiösen Italiener und
noch mehr in denen der gedankenvolleren Deutschen, umgesehen hat, und der,
ohne sich zur neurussischen Schule zu bekennen, dennoch auf Schritt und Tritt
russische Eigenthümlichkeit erkennen läßt, ist Peter Tschaikowsky (geb.
25. Tec. 18^0). Mit einer glühenden Phantasie, die seine Melodien als das
Erzeugnis; unwillkürlicher Eingebung, als die Kinder einer nicht zu hemmenden
Sangeslust erscheinen läßt, verbindet er eine Beherrschung der Compositions-
technik, die jede seiner Schöpfungen zu einem fesselnd angelegten Kunstwerk er-
hebt und ihn in allen Stilrichtungen zu Hause sein läßt. Zuweilen entzückt
er sich und seine Zuhörer wohl zu sehr an dem Wohlklang einer Lieblings-
melodie, zuweilen meint er es mit dem Bestreben, seine Motive zu verbinden
und gegenüberzustellen, gar zu gründlich, zuweilen auch tönt neben neckenden
Kobolden oder drohenden Dämonen irgend ein täppischer Störenfried gar
zu ungeschlacht in seine Tongebilde: dennoch ist Harmonie in allem, was
er schreibt, und in allem regt sich der echte Gottesfunke. In Rußland er-
freut sich Tschaikowsky, zumal als Operncomponist großer Beliebtheit: sein
„Onegin" steht neben seinen anderen Opern wie „Mazeppa" und „Tscharo-
djejka" (die Zauberin) ständig auf dem Repertoire. Dem deutschen Publikum
wird es mehr vorbehalten bleiben, den Syinphoniker und Liedercomponisten
in ihm zu würdigen. Außer seinen Suiten (I. und III.), seinem „Sturm"
<«p. 18), der ,,1'rav.csLc», 6s. Riirnoi" (op. 32), dem italienischen Capriccio
(«p. 45), der Phantasie „Romeo und Julia", sämmtlich für Orchester,
neben seinem ersten Streichquartett («p. 11), seiner Streichserenade (op. 48),
seinen Liedern (op. 6, 27, 28, 46, 47 seien genannt), seinem L-moll-
Clavierconcert, seinem Claviertrio » 1a moruoirs cl'un ^ranä »rtisrs sind
seine anmuthigen Clavierstücke Souvenir cls H»psl>1, ?-mc>II-Romanze, sein
Opus 10 und 19, seine I?-6nr-Variationen, seine „Jahreszeiten" u. a.
hervorzuheben.
Der Wunsch des Schreibers dieser Zeilen, über das Leben und den
Bildungsgang des Tonsetzers einige authentische Angaben zu erlangen, ver«
anlaßte ihn, eine entsprechende Bitte an Tschaikowsky zu richten, deren
Erfüllung dieser mündlich versprach. Die Einlösung des Versprechens ließ
inzwischen lange auf sich warten. Endlich, nach einer Erneuerung der Bitte,
langte statt der erwarteten hingeworfenen Bleistiftnotizen ein ziemlich um-
fangreiches Manuscript an, dessen Schluß freilich errathen läßt, welche
Pein dem Eomponisten die Abfassung autobiographischer Notizen verursacht

hat: „N. bat mich eines Tages, ihm Angaben über mein Leben aufzu-
schreiben, und ich hatte sie ihm versprochen. Aber unüberwindlich waren
die Schwierigkeiten, auf die ich stieß, als ich mich an die Arbeit machen
wollte. Wie schwer ist es doch, über sich selbst zu schreiben! Man möchte
sich gern in ein günstiges Licht setzen und bedenkt nicht, wie man den
Andern damit Umecht thut, und wie man vielleicht alle die zu verkleinern
strebt, die Einem früher einmal übelwollend gegenüberstanden oder es
an Aufmunterung des leitungsbedürftigen Talents fehlen ließen." Je
mehr aber der Verfasser in den Blättern Tschaikowskys meiterlas, desto mehr
überzeugte er sich, wie unbegründet die Befürchtungen des Tonsetzers
gewesen waren. Im Gegentheil leuchtet aus ihnen eine solche Schlichtheit
und Liebenswürdigkeit der Denkweise hervor, daß es unrecht sein würde,
wollte man an diesen Aufzeichnungen, außer der Übersetzung aus dem
französifchen Original, die geringste Veränderung vornehmen. So mögen
sie denn für sich selber sprechen.

„Wie alle Musiker, so legte auch ich seit meiner zartesten Kindheit
eine ausgesprochene Neigung und Geschicklichkeit für die Musik an den
Tag. Ich zählte fünf Jahre, als ich durch eine Musiklehrerin, die seit
einem Jahre todt ist, in die Anfangsgründe meiner Kunst eingeführt wurde.
Bald spielte ich gut genug Clavier, um alle möglichen Modestücke bewältigen
zu können, so Kalkbrenners I« ?«u, das ich als das blendendste aller
Meistermerke betrachtete. Meine Frühreife, die sich außerdem in musikali-
schen Improvisationen kund gab, ermangelte nicht, den beschränkten Familien-
kreis im letzten Winkel der Provinz am Ural im Gouvernenient Wiatka,
innerhalb dessen ich meine Kindheitszeit verlebte, in Erstaunen zu setzen.
Das dauerte, ohne daß indessen meine natürlichen Fähigkeiten für die Musik
den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit meiner Eltern gebildet hätte,
die mich für die Laufbahn eines Regierungsbeamten bestimmten, bis zum
Alter von zehn Jahren. Um diese Zeit führte man mich nach Petersburg
und brachte mich in der Nechtsfchule unter. Diese mit besonderem Vor-
rechte ausgestattete Staatsanstalt hatte jungen Adligen eine wissenschaftliche
Ausbildung zu bieten; sie genoß den Ruf, ihren Abiturienten eine glänzende
Laufbahn zu gemährleisten. Während der neun Jahre, die ich auf dieser
Schule verlebte, war meine Beschäftigung mit der Musik geringsügig genug.
Eine musikalische Bibliothek, ein Clavierzimmer waren vorhanden, sogar
ein Clavierlehrer. Dieser jedoch ging achtlos an einem Schüler vorüber,
der nur einiger Anregung bedurft hätte, um vorwärts zu kommen; und so
konnte von Fortschritten keine Rede sein. Auch wenn ich während der
Ferien in das elterliche Haus zurückkehrte, fehlte es durchaus an einer für
meine musikalische Entwickelung ersprießlichen musikalischen Lebensluft: dachten

doch weder die Schule noch die Familie daran, in mir je etwas Anderes zu erblicken, als den zukünftigen Beamten: Tschinownik!

„Ich war siebzehn Jahre alt, als ich die Bekanntschaft eines italienischen Gesanglehrers Piccioli machte. Er war der erste, der sich für meine musikalische Anlage interessirte. Der Einfluß, den er über mich gewann, mar ein ungeheurer: noch jetzt bin ich seinem Machtbereich nicht vollständig entwachsen. Piccioli war ein eingefleischter Gegner der deutschen Musik, welche er „ungeschickt, inhaltsleer und pedantisch" fand, während er für die italienische Musik eine übertriebene Vorliebe bekundete. Ich wurde in Folge dessen ein begeisteter Verehrer von Rossini, Bellini, Donizetti und hielt in meinerHerzenseinfalt dafür, daß Mozart undBeethoven vortreffliche Dienste leisten könnten, um Jemand in Schlaf zu bringen, und daß es kein gehaltloseres Zeug gäbe, als eine Oper von Mozart oder eine Symphonie von Beethoven. Nun, was das anbetrifft, so habe ich allerdings eine hübsche Wandlung durchgemacht; und doch, wenn meine Vorliebe für die italienische Musik sich auch merklich gelegt und vor allem an Ausschließlichkeit eingebüßt hat und eine verständigere geworden ist: bis zum heutigen Tage spüre ich ein gewisses jWohlbehagen, wenn die reichverzierten Arien, Cavatinen, Duette eines Rossini mit ihren Rouladen ertönen, und gewisse Melodien Bellinis kann ich nie hören, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

„Ich war 17 Jahre alt, als mir mein Vater in der Person Rudolf Kündingers einen vortrefflichen Clavierlehrer verschaffte. Kündinger, aus Nürnberg gebürtig, hatte sich in Petersburg niedergelassen und war ein ausgezeichneter Pianist und Musiker. Alle Sonntage nahm ich Stunde bei ihm und machte schnelle Fortschritte im Clavierspiel. Er mar der Erste, der mich in Concerte mitnahm, deren Programme classische Compositionen enthielten. Nach und nach begannen meine Vorurtheile gegen die classische Musik zu schwinden. Endlich kam ich eines schönen Tages dazu, den Ton Juan von Mozart zu hören, sehr gegen meine Absicht. Es war die reine Offenbarung für mich. Unmöglich kann ich diese Begeisterung, dies Entzücken, dies Berauschtsein schildern, das mich ergriff. Mehrere Wochen hindurch that ich nichts Anderes, als daß ich diese Oper nach dem Clavierauszug durchspielte: ja selbst beim Einschlafen konnte ich mich nicht von dieser göttlichen Musik trennen, die mich bis in beglückte Träume hinein verfolgte. Wie ich schon sagte, dauert meine Liebe zur italienischen Musik auch heute noch, wenn auch in sehr abgeschwächtem Maße, fort; ich möchte diese Liebe mit einer theuren Jugenderinnerung vergleichen. Das ist nun freilich mit Mozart eine ganz wandere Sache. Er ist unter den großen Meistern derjenige, zu dem ich mich am meisten hingezogen fühle; das ist seither so geblieben und wird stets so bleiben.

„Bei alledem sah es bei meinem Austritt aus der Rechtsschule mit meiner musikalischen Ausbildung dürftig genug aus; ich war nichts mehr

und nichts weniger als ein ziemlich einseitiger Dilettant alltäglichen
Schlages. Sehr oft spürte ich Anwandlungen, etwas zu componiren? aber
ein gewisses Selbstgefühl hielt mich immer davon ab. Ich wollte ent-
weder ein ganzer Musiker sein, der über alle Hülssmittel seiner Kunft
nach Belieben gebietet, oder 'aber ein Dilettant bleiben, beschränk, un-
wissend, wie deren überall Dutzende anzutreffen sind. Indessen überkam es
mich doch zuweilen wie eine Ahnung, daß ich mich dereinst noch ganz der
Musik in die Arme werfen würde. Wenn ich freilich zu meinen Freunden
hiervon sprach, lachten sie mich aus und meinten, ich wäre närrisch.
„So verließ ich denn die Rechtsschule und bekleidete drei Jahre hin-
durch das Amt eines Unterfecretairs in: Ministerium der Justiz. Ich ging
viel aus, tanzte, betheiligte mich an Liebhabertheatern — kurz, ich trieb
alles Mögliche, ohne daß meine musikalische Beschäftigung in etwas
Anderem bestanden hätte, als immer wieder den geliebten Don Juan durch-
zuspielen oder auch irgend ein seichtes Salonstück einzulernen. Doch
machte ich mich von Zeit zu Zeit daran, eine Beethovensche Symphonie
zu studiren. Seltsam! Diese Musik stimmte mich traurig und machte mich
jedesmal wochenlang zu einem unglücklichen Menschen. Seit jener Zeit
erfüllte mich ein rasendes Verlangen, eine Symphonie zu schreiben,
welches nach jeder Berührung mit Beethovenscher Musik von Neuen, los-
brach — aber dann fühlte ich nur zu sehr meine Unwissenheit, meine
gänzliche Ohnmacht in der Handhabung der Compositionstechnik, und dieses
Gefühl brachte mich der Verzweiflung nahe. Ich verfiel nach und nach
in Trübsinn, fühlte eine tiefe Unzufriedenheit mit meinem Geschick, meine
Veamtenstellung langweilte mich, ich war enttäuscht, kreuzunglücklich.
„Im Jahre 1861 machte ich die Bekanntschaft eines jungen Lieutenants
von den Gardehusaren, eines großen Verehrers gediegener Musik, der so-
gar eine Zeit lang an den musikalisch-theoretischen Lehrgängen, welche da-
mals Zaremba sür Dilettanten eingerichtet hatte, theilgenommen hatte.*)
Dieser Ossizier, mit dem mich bald eine herzliche Freundschaft verband,
war nicht wenig erstaunt, als ich eines Tages anfing, über ein von ihm
gestelltes Thema auf dem Clavier zu improvisiren. Je näher er mich
kennen lernte, desto mehr schlug sein anfängliches Staunen in eine innere
Ueberzeugung um, daß ich Musiker vom Scheitel bis zur Sohle sei, und
daß ich vor allen Dingen die Musik zum Gegenstande eines ernsten und
regelmäßigen Studiums machen müßte. Er brachte mich zu Zaremba.
der mich als Schüler annahm und es nicht an miederholten Aufmunterungen
fehlen ließ, mir auch den Rath gab, meinen Dienst zu quittiren und mich
vollständig und ausschließlich dem musikalischen Studium zu weihen. Das

*) Nicolai Jwanowitsch v. Zaremba (geb. 1824, gest. am 8. April 1879 in Pe! crs-
burg) war ein Schüler des bekannten Mnsiktheoretikers A. B. Marx in Berlin. C'r mit
1862 als Lehrer in das von ?l. Nubinstcin gegründete Petersburger Conscrvatoi'ium
ein, mit dessen Leitung er in den Iahren 1867—71 betraut war.

mar 1861. Im folgenden Jahr gründete Anton Rubinstein das Conservatorium. Zaremba trat daselbst als Lehrer der Theorie ein und rieth mir, Schüler des Conservatoriums zu werden, was ich auch that. Ich war damals 22 Jahr alt; wie ich schon sagte, spielte ich ziemlich gut Elavier, liebte leidenschaftlich Mozart oder vielmehr den Ton Juan, bewunderte immer noch, obschon in abgeschwächtem Grade, die italienische Musik und war mit Beethovens Svmrhonieen bereits einigermaßen vertraut; ich war mit andern Worten in der Musik ein ziemlich crasser Ignorant. Noch immer führte ich mein Amt im Ministerium weiter fort, indem ich nebenbei das Conservatorium besuchte. Doch bald wurde die Vereinigung zweier so aufreibenden Tätigkeiten für mich ein Ting der Unmöglichkeit, und ich mar vor eine Wahl gestellt. Tank der engelgleichen Güte meines Vaters, der doch schon so viel Opfer gebracht hatte, um aus mir einen tüchtigen Beamten zn machen, erlangte ich die Möglichkeit, mich endgültig und ausschließlich der Musik zu widmen. Ich studirte somit die Harmonie, den Contravunct, die Fuge bei Zaremba, der ein geschickter, begeisterungsvoller Lehrer war und die Gabe großer Anschaulichkeit seines mündlichen Vortrags besaß. In der Instrumentation und der freien Composition wurde mir Anton Nubinsteins Unterweisung zu Theil, und ich kann seine durch und durch praktische Art, dicse Kunstzweige zu lehren, nur rühmend erheben. Ich hegte eine tiefe Verehrung für ihn; und in der That ist es schmierig genug, sich der magischen Anziehung zu entziehen, die dieser geniale Künstler und dieser edle und großmüthige Mann auf alle ausübt, welche das Glück haben, ihm näherzutreten. Er ermunterte mich mit seiner ganzen Energie zu me inem Beruf, was ihn freilich nicht hinderte, mir dann und wann für meine Zuneigung zur neuen Richtung und für meine Versuche, in d>e Fußtapsen Berlioz' und Wagners zu treten, gründlich die Leviten zu lesen.

„Kaum hatte ich das Conservatorium verlassen, als mich Nico laus R ubinstein einlud, an dem soeben von ihm in MosKu gegründeten Conservatorium die Stelle des Eompositionslehrers zu übernehmen. *) Seine Aufforderung konnte nicht gelegener kommen. Mein Vater hatte seit einiger Zeit fein ganzes Vermögen verloren, und da er wegen seines hohen Alters aus dem Staatsdienst ausscheiden mußte, so sah er sich genöthigt, deu Nest seiner Tage bei meiner ältesten Schwester in Sibirien zu verleben. Die Folge davon mar, daß ich auf meine eigenen Hilfsquellen angewiesen war, die jedoch fo spärlich rieselten, daß ich in Moskau von dem Allernöthigsten entblößt anlangte. Nicolaus Rubinsteins erste Fürsorge bestand darin,

*) Nicolaus Rubiiisrein, Antons jüngerer Bruder, geb. 1835 zu Moskau, gest, zu Paris, ries 1859 die Moskauer it. Russische Musikgesellscraft in's Leben und gründete 1864 das zu ihr gehörige Conservatorium. Er war ein hervorragender Claviersvieler und Dirigent, und hat sich um die Hebung der Moskauer Musikvcrliültmsse außerordentliche Verdienste erworben.

mich in ordentliche Kleider zu stecken, dann mir eine Wohnung zu besorgen. Für alle Bedürfnisse traf dieser ausgezeichnete Mensch, mit dem mich bald die innigsten Freundschaftsbande verknüpften. Abhülfe. Zehn Jahre hindurch bekleidete ich mein Lehramt am Conservatorium. Ich gab mir alle Mühe, gewissenhaft meinen Dienst zu versehen; doch der Unterricht ist nun einmal nicht mein Beruf und ich glaube, daß ich ein ziemlich mittelmäßiger Lehrer war. Auch denke ich mit einem gelinden Entsetzen an meine Conservatoriums-klaffen zurück. Wie mich das ermüdete! wie elend, wie unglücklich ich mich dabei fühlte!! Doch ich war noch jung, und meine täglichen sechs Unterrichtstunden hielten mich nicht ab, mich fleißig der Comvofition hin-zugeben. Ich lebte sehr zurückgezogen, ging nirgends hin und widmete alle freie Zeit, die mir das Conservatorium ließ, der Composition. Das erste meiner Orchestermerke, welches unter Nicolaus Rubinstein zur Auf-führung gelangte, war eine (nicht gedruckte) Concertouverture in ?-äur. Uebrigens mar es für mich von ganz unschätzbarem Vortheil, daß Alles was ich für Orchester schrieb, unter N. Rubinstein in den Concerten der K. Musikgesellschaft*) gespielt wurde. Nur auf diese Weise habe ich mir die Kunst der Instrumentation in ziemlichem Maaße zu eigen gemacht. Ein Componist, der nie oder selten dazu kommt, seine Compositionen zu hören, ist nicht wenig zu beklagen.

„So theilte ich zehn Jahre ineines Lebens zwischen der Erfüllung meiner Lehrerpflichten, die mir zuwider waren, und zwischen der geliebten Compo-sition, die alle meine übrige Zeit ausfüllte. Endlich gerieth auch diese klare Abgrenzung in's Schwanken. Meine Moskauer Freunde sprachen sammt und sonders gern den geistigen Getränken zu, und da mich selber eine immer ausgeprägtere Zuneigung zu den Früchten des Rebstockes erfaßte, so nahm ich bald mehr als Recht war an den bisher von mir gemiedenen Zechgelagen Theil. Meine angestrengte Thätigkeit im Berein mit solchen bacchischen Zerstreuungen verfehlte nicht, auf mein Nervensystem den unheil-vollsten Einfluß auszuüben: 1877 wurde ich krank und vorläufig genöthigt, mein Amt am Conservatorium niederzulegen. Zwar begann ich den Unterricht im Jahre darauf von Neuein, aber nur um festzustellen, daß inzwischen meine Abneigung gegen die Harmonie- und Jnstrumentationscurse un-überwindlich geworden war und um endgültig ineine Stellung aufzugeben.

*) Die Kais, rnisische Musikgesellschaft ist eine Vereinigung reicher Musikfreunde unter dem Patronat eines Mitgliedes der Kaiserlichen Familie, (bisjctzt des Großfürsten Konstantin Nicolajewitsch, des OhcimS des Czarcn) mit Hinzuziehung eines bedeutenden TonkünstlcrS, welche es sich zur Aufgabe stellt, durch Concertaufführnngcn und durck Conservatoricn für Hebung des musikalischen Geschmacks und für die Heranbildung musikalischer Talente zu sorgen. Die Concerte sind Orchester- nnd Kammermnsikconcertc. Für die Konservatorien erhält die Gesellschaft einen beträchtlichen Staatszuschusz. Die Musikgesellsckaft zerfällt in verschiedene, von einander vollkommen unabhängige Ab-theilungen, deren bedeutendste die Petersburger und die Moskauer Abthcilung bilden. Neuerdings hat sich ein ziemlich verzweigtes Netz kleiner Abteilungen gebildet.

Seit jener Zeit habe ich mich bald in Südrußland, bald in Italien, wohl auch auf dem Lande unweit Moskau aufgehalten, und nichts anderes getrieben als die Composition.
„Bis zun: Alter von 46 Jahren hielt ich mich für vollkommen unfähig, ein Orchester zu dirigiren; meine Scheu vor dem Dirigentenpult war eine so ausgeprägte, daß ich daran nicht ohne Angst und Zittern denken konnte. Zwei Mal hatte ich es vorher versucht, auf der Estrade den Dirigentenstab zu schwingen, beide Male hatte ich mich mit Schande bedeckt. Bor drei Jahren wurde gerade in der Zeit der Vorbereitung meiner Oper „Die Zauberin" der Kapellmeister der Moskauer Kaiserlichen Oper Altani krank; und da seine Krankheit nicht vor dem Ablauf einiger Monate heilbar schien, so kam mir der Gedanke, noch einen letzten Versuch zu wagen, um meine übermäßige Schüchternheit zu besiegen und die Proben und die Aufführung selber zu leiten. Ich machte diesen Vorschlag der Theaterleitung, die ihn mit Freuden annahm; und obschon Altani gegen den Zeitpunkt der Aufführung meiner Oper wieder gesund wurde, fo leitete ich doch die Proben weiter, und, dank der Ermuthigung und Leitung des nämlichen Altani, ging ich diesmal als Sieger aus dem gefürchteten Unternehmen hervor. Seit dieser Zeit habe ich sehr häufig in Rußland, wie auswärts, den Tactstock in der Hand gehabt."

Das ägyptische Märchen von den beiden Brüdern.

Ein Beitrag zur Geschichte des Volksmärchens,

von

— Leipzig, —

nter dein handschriftlichen Nachlaß der Aegyvter aus derjenigen
Zeit, in welche die Forschung allgemein den Auszug der Juden
j verlegt, befindet sich ein Papyrus, dessen Inhalt ivohl geeignet
erscheint, das Interesse nicht nur der Bibelfreunde, sondern auch derer zu
erwecken, die das Volksmärchen lieben; denn es enthält eine Erzählung,
deren Anfang der vom Joseph und der Frau des Potiphar so gleich sieht,
daß einer der hervorragendsten kritischen Forscher die Vermuthung aus-
sprechen konnte, die schöne, Jedermann aus dem ersten Buch Mose's be-
kannte Geschichte, danke ihr den Ursprung. Sie würde also mit der
nöthigen Umgestaltung und Anpassung in den biblischen Grundtext aufge-
nommen worden sein, um den ursprünglich schlichteren Erinnerungen an
den in Aegypten zu hohem Ansehen gelangten Sohn des Jacob und der
Nahel höheren Reiz zu verleihen und sein Emporkommen in anmuthender
Weise dem Volke menschlich näher zu bringen.

Was uns betrifft, so sehen wir uns genöthigt, dieser Ansicht zu wider-
sprechen; denn die jüngsten Resultate der Sagen- und Märchenforschung
brachten uns zu der Ueberzeugung, daß ähnliche Sagen bei verschiedenen
Völkern verhältnißmäßig selten auf Entlehnung beruhen. Bei verwandten
Nationen sind sie gewöhnlich ein Besitz, den sie aus der gemeinsamen
Wiege mit in die neue Wohnstätte nahmen, bei einander fernstehenden
Menschenverbänden lassen sich in sehr vielen Fällen gleiche Sagenmotive

aus der Analogie des Denkens und Empfindens und der Aehnlichkeit der menschlichen Lebensführung zu jeder Zeit und auf jedem Theil des Erdglobus erklären.
Auch das Seelenleben unseres Geschlechtes ist allgemeinen Gesetzen unterworfen, und das Zutreffende einer Maxime wie „Verschmähte Liebe erzeugt Haß" läßt sich unter den rohesten Nomadenhorden ebenso leicht nachweisen, wie unter den höchststehenden Culturvölkern aller Zeiten. Dieser Erfahrungssatz, dies Seelengesetz, liegt dem ägyptischen Märchen, das wir hier mitzutheilen gedenken, ebenso zu Grunde, wie der Joseph-Frau Potiphar-Geschichte und der Phaedra-Hippolytos-Mythe. Der gleichen Lebenserfahrung schulden alle Drei den Ursprung; nur haben die einzelnen selbstverständlich sich der Besonderheit des Volkes und Gesellschaftskreises anpassen müssen, unter dem die mitgetheilten Vorgänge verliefen.
Die hebräische Geschichte hat das Haus eines vornehmen Hofbeamten des Pharao, die ägyptische das eines Bauern und Viehzüchters zum Schauplatz, und angemessen den Bedingungen, unter denen sich jede von beiden begab, sind sie denn auch im Ganzen und Einzelnen gefärbt und gestaltet.
Die vom Joseph gehört organisch in den Verlauf der Schicksale eines gottbegnadigten und durch eigene Frömmigkeit, Tugend und Klugheit zur höchsten Macht gelangten Mannes, der, selbst reich gesegnet, zum Erretter und Beglücker seiner Angehörigen wurde, während die ägyptische Erzählung, die durchaus reale, den glaubhaftesten Lebensverhältnissen entsprechende Unterlage für ein Märchen bildet, das immer phantastischer wird, je mehr es sich von jener Grundlage entfernt.
Wir glauben, der Uebereinstimmung beider gegenüber an keine Entlehnung, in jedem Fall aber wird man die ägyptische für die ältere, ursprüngliche Darstellung zu halten haben; denn sie ist die schlichtere, sie wird, wie so viele orientalische Märchen dieser Art, lange von Mund zu Mund gewandert sein, bevor sie die bis auf uns gekommene Aufzeichnung unter dem „Pharao der Bedrückung" erfuhr, und endlich ist sie ganz untrennbar von dem weiteren Verlauf der Geschichte, als deren Wurzel oder Grundlage sie bezeichnet werden darf, während die Erzählung vom Joseph und der Frau des Potiphar sich nur als Episode in den Lebenslauf des Helden mischt, der auch in Folge ganz anderer Ereignisse in's Gefängnis; und in Verbindung mit dem Pharao hätte kommen können.
Daß der Anfang des ägyptischen Märchens hebräischen Ueberlieferungen entstammen sollte, ist kaum denkbar. Ebenso wenig darf angenommen werden, daß der Erzähler derselben von ägyptischen Erinnerungen an Joseph und seine Erhöhung ausgegangen sei; denn er läßt sie, wie gesagt, im Kreise schlichter Bauern verlaufen und seinen Helden einen Lmidmann und Hirten ägyptischen Blutes sein, der später zwar in Folge des Eingreifens der Götter zum Nachfolger des Pharao wird, dessen Geschick sonst aber nichts mit dem des Joseph gemein hat, obgleich sich annehmen läßt,

daß die große agrarische Reformation, welche durch den Sohn des Jacob bewirkt ward, auch noch in späterer Zeit unter den geschichtkundigen ägyptischen Priestern, zu denen der Verfasser unseres Märchens gehörte, unvergessen geblieben sei. Es könnte freilich angenommen werden, daß der priesterliche Erzähler des Märchens, der auf das hebräische Motiv zurückging, sich einzugestehen scheute, zu wie hoher Macht ein Ausländer in seiner allen Fremden feindlichen Heimat gelangt sei, und, daß er deswegen seinen Helden zu einem ägyptischen Landmann gemacht habe; doch gerade zur Zeit desjenigen Pharao, unter dessen Auspicien unser Märchen niedergeschrieben ward, hatte man die Scheu vor Ausländern so weit übermunden, daß bei Hos und sogar in der Armee, Männer semitischer Herkunft — ihre Namen beweisen es — hohe Ämter und die ansehnlichsten Befehlshaberstellen bekleiden durften.

Man wird also gut thun, beide Erzählungen, trotz ihrer großen Aehnlichkeit als unabhängig von einander auf verschiedeneinBoden erwachsen anzusehen. Der Vortrag der einen wie der anderen ist jedes Lobes würdig, und der Prophet Muhämmed war von seinem Standpunkt aus wohl berechtigt, die vom Jusuf und der Zuleika, der Gattin des Potiphar, welche er in der zwölften Sure des Korän, frei nach der Bibel mittheilt, dort „die schönste aller Geschichten" zu nennen. Als solche hat sie auch lange unter den Orientalen gegolten, und sie bildet die Grundlage zu der letzten großen Dichtung, den Schwanengesang des herrlichen persischen Epikers, Firdusi, der viel Mystisches in sie hinein trug und in ihr die Liebe der menschlichen Seele zu Gott poetisch zu veranschaulichen suchte. Der Perser schwang das Motiv weit über den Erdenstaub hinaus, das der griechische Tragiker mit so hinreißender Kraft und würdevoller Schönheit, der biblische Erzähler so naiv und doch so anziehend, der ägyptische Fabulant so schlicht und sachlich behandelt. Verschiedenartiger ist der nämliche Stoff sicher nie und nirgends behandelt worden als der unsere in dem Firdusischen Gedichte „Jusuf und Zuleika" und in der Geschichte von den beiden Brüdern, die mir hier mitzutheilen gedenken. Die hebräische Behandlung desselben kennt Jedermann, und wer sie mit der ägyptischen vergleicht, wird uns sicherlich beipflichten, wenn wir die letztere für die schlichtere und volksthümlichere, und darum wohl auch — mir wiederholen es — für die ältere erklären.

Mit ihr ist die Erzählung von den beiden Brüdern übrigens keineswegs zu Ende. Was folgt erinnert den mit dem deutschen Märchenschatz Vertrauten in vielen Zügen an das von den Grimms so überaus anmuthig nacherzählte Volksmärchen vom Machandelbaum.

Der Papyrus, welcher in hieratischer Schrift die Erzählung enthält, deren Uebersetzung wir mitzutheilen gedenken, ward von einer Madame d'Orbiney nach Europa gebracht, und nachdem sie ihn vergeblich dem Louvre in Paris angeboten, vom L,iti«Ii Nussum für einen hohen Preis erworben. Die Vorsteher dieser Sammlung sorgten für seine würdige Ver-

öffentlichuvg, und ChampoUions scharfsinniger Nachfolger, der Bicomte
E. de Rougö in Paris, erkannte zuerst feinen Inhalt. Seitdem sind
mehrere Ueberfetzungen dieser merkwürdigen Handschrift hergestellt morden,
— schon 1868 die des ersten Theiles derselben, welche die der Joseph-Frau
Potiphar-Geschichte parallele Erzählung enthält, von Seiten des Verfassers
dieser Zeilen. Das ganze Märchen ward am besten von H. Brugsch und
G. Maspero übertragen*).
Unsere neue, dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Version
giebt den Grundiert wörtlich wieder, und trotz unseres Bestrebens den
deutschen Text lesbar zu erhalten, haben wir ihm doch nirgends die Treue
zum Opfer gebracht. Die kleinen zerstörten Stellen aus den ersten
Seiten der Handschrift ließen sich unschwer ergänzen. Einige Buchstaben,
welche die unkundige Hand eines unserer Zeitgenossen in den Tert fügte,
um ihm das Ansehen besserer Erhaltung und dadurch höheren materiellen
Werth zu verleihen, sind leicht erkennbar und können den Kenner ägyptischer
Schrift und Sprache nicht irre führen.
Ter Anfang dieser Erzählung wird den Bibelsreund, sein weiterer
Verlauf diejenigen Leser dieser Zeitschrift besonders interessiren. die Theil-
nahme für das Volksmärchen und seine Geschichte besitzen.
Tie Überschrift „Das Märchen von den beiden Brüdern" fehlt in
der Handschrift. Was folgt ist die morttreue Uebertragung des Manu-
skriptes, das nach der oben ermähnten Dame, die es in Aegypten erwarb
und nach Europa brachte, der „I^i.vrus <I'Orbinsv" genannt wird.
Tie Zahlen der Seiten der Handschrift werden in der Uebersetzung
miedergegeben.

Das Märchen von den beiden Brüdern.

1 **) Es waren einmal zwei Brüder von einer Mutter und von einein
Vater. Anubis (Anepu) war des älteren, Batau des jüngeren Namen.
Anubis aber besaß ein Haus und ein Weib, und sein***) jüngerer Bruder
lebte bei ihm wie ein (eigenes) Kind. Er versorgte ihn mit Kleidern,
und jener ging hinter seinen Rindern her auf die (?) Fluren. Er pflügte,
er drosch, er verrichtete alle Geschäfte, die zu der Feldbestellung gehören,
und dazu war sein jüngerer Bruder ein vortrefflicher Ackersinann: im
ganzen Lande gab es nicht seines Gleichen. So also mar es mit ihm
bestellt. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, und sein
jüngerer Bruder nach seiner täglichen Gewohnheit hinter den Rindern her-
gegangen und allabendlich zu seinem Hause heimgekehrt mar, belastet mit

Eine neue Ausgabe mit Umschrift und Glossen ward 1888 von H. Moidcnke
in New-Dork besorgt.
**) Anmerk. Diese Zahlen bezeichnen die Seiten der Handschrist.
***) Der häufige Gebrauch des Possessivpronomens ist der ägyptischen Sprache eigen.

allen Kräutern der Fluren, da legte er, nachdem er auf den Feldern
gearbeitet hatte, (das Heimgebrachte) vor dem altern Bruder nieder, der
mit seiner Fran dasaß. Da trank und aß er dann, und wenn es Nacht
geworden war, ging er in seinen Stall, um sich bei seinen Nindern nieder-
zulegen. So that er. Wenn aber die Erde hell ward und ein neuer
Tag erschien, und die Brote gebacken waren, legte er sie vor seinen
älteren Bruder hin und trug den Mundvorrath auf die Felder und rief
seine Rinder zusammen, um sie auf den Fluren fressen zu lassen. Und
während er hinter den Nindern herging, sagten sie dann: „An dieser
Stelle ist das Kraut gut." Er aber hörte Alles, was sie ihm sagten und
trieb sie auf die Stelle*), wo die guten
2) Kräuter wuchsen, nach denen sie verlangten. Und siehe, die
Rinder, die vor ihm her schritten, wurden sehr, sehr schön und sehr, sehr
stark ward ihre Vermehrung.
Als aber die Jahreszeit des Pflanzens gekommen war, sagte ihm
sein älterer Bruder: Auf denn, und laß uns unser Gespann nehmen, um
zu pflügen; denn die Gefilde treten (aus dem Wasser) hervor und sind
gut zur Bestellung. - Begieb Du Dich also mit dem Saatkorn auf das
Ackerland; denn morgen früh wollen wir die Arbeit des Pflügens ver-
richten. Also sprach er; sein jüngerer Bruder aber that Alles (bis auf's
letzte) was ihm sein älterer Bruder geheißen. Als aber die Erde hell
geworden und ein neuer Tag erschienen mar, begaben sie sich auf das
Feld, um die Arbeit des Pflügens zu verrichten, und sie waren sehr sehr
frohen Muthes bei ihrem Thun und ließen nicht ab von der Arbeit.
Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, befanden sie sich auf
den Feldern, und es (fehlte) ihnen an Saatkorn. Da schickte er (der
ältere) seinen jüngeren Bruder aus, indem er sagte: „Tummle Dich und
bringe uns Korn aus dem Dorfe!" Und der jüngere fand das Weib
feines älteren Bruders wie sie dasaß und sich die Haare zöpfte. Da
sagte er ihr: „Auf, und gieb mir Saatkorn.
3) Ich will zu dem Felde (zurück) eilen; denn als mein älterer
Bruder mich aussandte, gebot er mir besonders, mir keinen Aufenthalt
zu gönnen." Da entgegnete sie ihm: „So geh denn, öffne den
Speicher und hole Du Dir, was Dein Herz begehrt, damit meine Flechten
sich auf dem Gange (dorthin) nicht wieder lösen." Nun machte der
Jüngling sich auf, um sich in seinen Stall zu begeben und nahm ein
großes Gefäß. Er hatte nämlich im Sinn viel Korn fortzuführen und
belud sich mit Durra und Weizen und trat damit heraus. Da sagte
sie denn: „Nun? Wie groß mag das Gewicht (auf Deiner Schulter
mol sein?" Er aber) entgegnete ihr: „Drei Scheffel Durra und zwei
Scheffel Weizen, im Ganzen fünf ist es, was auf meiner Schulter." So
*) Auf die gute Stelle der Kräuter.

entgegnete er ihr; sie aber schaute ihn an und sagte: „Gemaltige Kraft
ivohnt Dir inne; denn Tag für Tag gemährte ich schon Deine Stärke."
So hatte ihr Herz ihn erkannt, und da sie (ihrem Verlangen nicht zu
mehren) wußte, stand sie auf, ergriff ihn und rief ihm zu: „Komm und
laH uns zusammen eine Swnde der Rast feiern! Gemährst Du mir das,
gewiß dann mach' ich Dir schone Kleider!" Da wurde der Jüngling
wüthend wie die Panther des Südens, wegen der bösen Aufforderung,
die sie an ihn gerichtet; — sie aber überkam sehr, sehr große Angst. Da
sagte er ihr: „bis dahin hast Du Dich doch gegen mich ganz wie eine
Mutter ermiesen, und Dein Gatte ganz wie ein Vater. Derjenige, der
älter als ich, für meinen Lebensunterhalt hat er gesorgt. Wie hast Du
mir nun
4) eine so große Schlechtigkeit zumuthen können? Gieb es mir
nicht zum andern Male zu hören! Aber auch ich will zu Keinem
davon reden, ja ich werde es nicht vor irgend einem Menschen
über die Lippen kommen lassen." Dmnit belud er sich wieder mit seiner
Last, begab sich auf den Acker, gesellte sich seinem älteren Bruder, und sie
ergaben sich ganz der Arbeit, und es lag ihnen am Herzen, das Tagemerk
zu verrichten. Dann aber, als die Zeit des Abends gekommen war,
hörte sein älterer Bruder auf und begab sich zu seinem Hause; sein
jüngerer Bruder aber ging hinter seinen Rindern her, belastet mit allem,
was die Fluren spenden, und er trieb sein Vieh vor sich her, um es
in feinen Ställen, die sich im Dorfe befanden, rasten zu lassen. Und
siehe, da ergriff das Weib seines älteren Bruders große Furcht wegen
der Aufforderung, die sie an ihn gerichtet, und sie nahm schmutziges*)
Fett, so daß sie das Aussehen eines Menschen gewann, den Räuber
geschlagen, weil es sie verlangte ihrem Gatten vorzuspiegeln, es sei sein
jüngerer Bruder gewesen, der die Mißhandlung verübt. Und als ihr
Gatte bei Einbruch der Nacht Feierabend machte, wie er es täglich zu
thun pflegte, und er in sein Haus gelangte, fand er sein Weib, als sei
es eines gewaltsamen Todes gestorben. Sie goß ihm kein Wasser über
seine Hand, wie sie gewohnt war, und sie hatte kein Licht vor ihm ent-
zündet. Sein Haus war dunkel; sie aber lag da und erbrach sich. Da
rief ihr Gatte ihr zu: „Wer hat denn mit Dir geredet?" Und nun
entgegnete sie ihm: „Kein Einziger sprach mit mir, außer Deinem
5) jüngeren Bruder. Als er nämlich kam, um Saatkorn für Dich zu
holen, fand er mich wie ich allein saß, und da sagte er: „„Komm und laß
uns zusammen eine Stunde der Rast feiern. Löse Deine Haare wieder auf!""
So sprach er er zu mir. Ich aber verschloß ihm das Ohr; denn (sagte ich
ihm): „„bin ich nicht Deine Mutter? Und Dein älterer Bruder war doch
gegen Dich wie ein Vater."" So sprach ich zu ihm; doch er fürchtete

*) gdet oder gdsr. Vielleicht auch das Fett des gdct-Tlneres, ein Brechmittel,

sich und schlug mich, damit ich Dir es nicht mittheilen möge. Wenn
Du aber zugiebst, daß er am Leben bleibt, so wird es mein Tod sein;
denn siehe, er wird am Abend kommen, und was er dann thun wird, da
ich doch seine nichtswürdigen Anträge verwünschte, das ist ja klar."
Da ward sein älterer Bruder wie die Panther des Südens; er
schliff sein Messer und nahm es in seine Hand, und sein älterer Bruder
stellte sich unter der Thür seines Stalles auf, um seinen jüngeren Bruder
zu tödten, wenn er am Abend heimkehren würde, um seine Rinder in den
Stall einzulassen. Als aber die Sonne*) unterging, belastete er (Batau)
sich mit allen Kräutern des Feldes, wie er alltäglich zu thun pflegte, und
als er daherschritt und die vorderste Kuh in den Stall eintrat, sagte sie
zu ihreni Hirten: „Gieb Acht! Dein älterer Bruder hat sich vor Dir
aufgestellt und hält fein Messer in der Hand, um Dich zu tödten. Ent-
weiche vor ihm!" Er aber vernahm die Rede seiner vordersten Kuh, und als
6) eine andere hineinging, sagte sie ihm dasselbe. Er aber schaute
unter die Thür des Stalles und nahm die beiden Beine seines älteren
Bruders wahr, der mit dem Messer in seiner Hand hinter der Thür stand.
Da legte er seine Last auf den Boden und machte sich auf und lief in
aller Eile davon; sein älterer Bruder aber lies mit seinem Messer hinter
ihm her. Da rief sein jüngerer Bruder den Na Harmachis**) an: „O
mein guter Herr; Du bist es, der das Unrecht von Recht unterscheidet!"
Und der Sonnengott vernahm all seine Klagen, und der Sonnengott ließ
ein großes Wasser zwischen ihm und seinem jüngeren (Bruder) entstehen,
das voll war von Krokodillen, und es kam der eine von ihnen auf der
einen, der andere auf der anderen Seite zu stehen.
Da versuchte sein älterer Bruder ihn zweimal mit seiner Hand zu
schlagen, doch ohne daß es ihm gelungen märe, ihn zu tödten. So that
er. Sein jüngerer Bruder aber rief ihm von seiner Seite aus zu, indem
er sprach: „Warte nun hier, bis der Morgen dämmert, und wenn dann
die Sonnenscheibe sich erhebt, werde ich
7) mit Dir vor ihr zur Abrechnung kommen, damit ich der Wahrheit
den Sieg verschaffe; denn nie und nimmer werde ich mehr mit Dir Zu-
sammensein und auch nicht an der Stätte bleiben, wo Du Dich aufhältst.
In das Clipressenthal***) werde ich ziehen."

*) Schu, solarer Gott, welcher auch der Herr der Luft, des Windes und also
des Aethers, der oberen Luftrcgion war, die er mit erhobenen Armen stützte.
Der Sonnengott, und zwar der der Morgensonne.
Das Wort 'as«K, welches mir „Cyvresse" übersetzen, ward nachdem Chabas
erwiesen, daß es die Ceder bedeute, nach Lepsius Vorgang von vielen für die Akazie
gehalten; doch meinen wir in unserer den Augenkrankheiten im Papyrus CberS ge-
widmeten Arbeit erwiesen zu haben, daß es die (Zeder und zugleich Mniperus ?Koe>
uiceä I.,, ein der Cyvresse sehr ähnliches Gewächs, bezeichnet, das zu den Wachholder-
arten gehört. Der „Machaudelbaum" in unserem Volksmärchen ist gleichfalls der
Wachholder, und wir werden darauf zurückzukommen haben, wie ähnliche Momente sich

Nachdem nun die Erde hell und ein zweiter Tag geworden mar, ging
Ra Harmachis auf, und einer von ihnen gewahrte den anderen, und nun
erhob der Jüngling die Stimme zu seinem älteren (Bruder) und sprach:
„Was verfolgst Du mich, um mich mit Hinterlist zu tödten, obgleich Du
noch aarnicht vernommen, was mein Mund zu sagen hatte. Und doch bin
ich thatsächlich Dein jüngerer Bruder, doch hast Du Dich wie ein Vater
und Dein Weib wie eine Mutter gegen mich erwiesen. Aber dann, als
Du mich fortschicktest, um uns Saatkorn zu holen, hat mir Dein Weib
nicht gesagt: „Komm und laß uns miteinander eine Ruhestunde feiern?"
Ader siehe, man stellte es Dir verkehrt dar wie etwas ganz anderes."
Und nun gab er ihm Alles zu wissen, was sich zwischen ihm und seinem
Weibe zugetragen hatte. Dann leistete er einen Eid beim Ra Harmachis
und sagte: „Als Du im Sinn trügest, mich hinterlistig zu tödten, als
Du schon Dein Messer erfaßt und Dich draußen im Hinterhalt hieltest (?),
ist das sicher etwas (dem Gotte) Verabscheuensmürdiges gewesen." (?) Damit
nahm er eine scharfe*) Klinge und schnitt sich ein Glied ab**). Er warf
es ins Wasser, und der Welssisch verschluckte es.
8) Nun versagten ihm die Kräfte, und er sank in Ohnmacht; sein
älterer Bruder aber verwünschte das eigene Herz gar sehr, sehr; er blieb
stehen und bemeinte ihn laut; denn wegen der Krokodile mußte er nicht
zu der Stelle zu gelangen, mo sein jüngerer Bruder sich befand; sein
jüngerer Bruder aber rief ihm zu, indem er sprach: „So ist denn gewiß
schlecht, was Du im Sinne hattest, und sicherlich behieltest Du nicht das
Gute oder eine einzige der Handlungen im Gedächtniß, die ich für Dich
vollbrachte. Wohl, so mache Dich denn auf zu Deinem Hause und hüte
Du selbst Deine Rinder; denn ich werde nicht da bleiben, wo Du bist.
Ich begebe mich in das Thal der Cypresse. Nun aber zu dem, was Du
für mich verrichten sollst! Es wird Deine Pflicht sein zu kommen und
nach mir zu sehen, sobald Du erfahren haben wirst, daß mir etwas
begegnet. Ich bin nämlich Willens, mein Herz zu verzaubern. In die
Spitze der Blüthe der Cypresse will ich es legen. Wenn aber die
Cypresse gefällt ward und zu Boden sank, dann komme Du, um es (das
Herz) zu suchen. Wenn Du aber auch sieben Jahre brauchen solltest, um
es zu suchen, so laß es doch Deine Seele nicht verdrießen. Hast Du es
aber gefunden, fo thue es in einen Krug mit frischem Wasser. Gewiß

in ihm und der Geschichte von den beiden Brüdern finden. Die Cypresse — auch
Lüring wies darauf hin — nahm zudem im Todtencult der Aegypter eine bevorzugte
Stellung ein, und die Schicksale des Batau haben etwas Verwandtes mit denen des
OnriS. Wir könnten „Wachholderthal" und „Wachholderbaum" übersetzen, doch würde
dies den Leser verleiten an unfern Wachholder zu denken, der nicht gemeint sein kann
und sich von Mniper,iü ptweni>«a wesentlich unterscheidet.

*) Vielleicht auch: ein Schilfmesser, ein Stück scharfen Schilfrohres.

Um durch viese Verstümmelung seine Unschuld zu beweisen.

werde ich dann wieder aufleben und die Ueberschreitungen vergelten (denen ich zum Opfer siel). Du wirst aber erfahren, daß sich etwas mit mir ereignete, wenn man Dir eine Flasche mit Bier in die Hand giebt und diese aufschäumt. Halte Dich nicht länger auf, sobald dies Ereigniß für Dich eintritt." Damit begab er sich in das Cnpressenthal, und sein älterer Bruder ging zu seinem Hause zurück, und es lag seine Hand auf seinein Haupte, das er mit den, Stand des Bodens bestrichen. Als er aber zu seinem Hause gelangt war, tödtete er sein Weib, warf es den Hunden vor und saß da und betrauerte seinen jüngeren Bruder.

Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, weilte sein jüngerer Bruder im Cyvrefsenthale. Kein Anderer war bei ihm. Er brachte die Zeit hin, indem er die Thiers des Berglandes jagte, und am Abend begab er sich unter die Cvpresse zur Ruhe, in deren Blüthenspitze sein Herz sich befand. Nachdem aber später
9) viele Tage vergangen waren, baute er sich mit eigener Hand ein Landhaus in dem Cypressenthal, und es war voll von schönen Sachen, wie er sie liebte, wenn er daheim mar. Als er aber einmal aus seinem Hause heraustrat, da begegnete er der Neunzahl der Götter, die sich aufgemacht hatte, uni die Angelegenheiten ihrer Erde bis zu ihrer äußersteil Grenze zu ordnen. Und die Neunzahl der Götter beredete sich unter einander und sagte dann: „O Batau, Du Liebling*) der Götterneunzahl, weilst Du hier nicht in Einsamkeit, nachdem Du Deine Heimat hinter Dich geworfen wegen des Weibes des Anubis, Deines älteren Bruders? Doch siehe, er tödtete sein Weib; Du aber wälztest auf ihn die Vergeltung aller Ueberschreitungen, die gegen Dich gerichtet." Und es war ihr Herz sehr, sehr mitleidig mit ihm, und Ra Harmachis sagte dem Chnum**): „Willst Du nicht ein Weib für den Batau bilden; damit Du (hier wandte er sich an den Jüngling) nicht einsam verbleibest?" Da bildete ihm Chnum eine Genossin, und als sie sich niederließ, war sie schöner an ihren Gliedern als jedes andere Weibsbild auf Erden; ja alle Götter waren in ihr.

Da kamen die sieben Hathoren***), um sie anzuschauen, und sie riefen wie

*) Wörtlich: „Du Stier." Hier gewiß nur als Schmeichelnamc angewandt.

Chnnm ist „der Bildner". Er hatte das Weltenei auf der Töpferscheibe gedreht, das Ptcch mit dem Hammer öffnete. Cr gilt auch für den Bildner der Menschen, uud mit seinen Gehilfen wird er als Bauherr alles Geschaffenen gedacht. Selbst beim Bau der Tempel zeigt er sich thcitig. Auf der Insel Elephantine, nördlich vom ersten Katarakt, war er heimisch und besaß die Hauptstätte seines Cultus — wahrscheinlich, weil dort, an der Pforte Aegyptens und beim Anfang feines Fruchtlandes derjenige seine Werkstättc haben mußte, dem die meisten Gottesgaben, die das Nilthal zierten, ihre Entstehung verdankten. Seiner bildenden Hand mußte die Schöpfung des dem Batau bestimmten Weibes zugewiesen werden.

Die Göttinnen der Liebe und alles Schönen hienieden. Sic sind die Feeu unserer Märchen, und in ihrer Hand liegt es auch, das Geschick der neugeborenen Kinder vorauszubestimmen.

aus einem Munde: „Sie wird durch die Schärfe des Schwertes sterben!"
Er liebte sie gar, gar sehr, sie weilte in seinemHause, und er brachte die Zeit hin
10) indem er die Thiers des Berglandes jagte, um, was er erbeutet,
vor ihr nieder zu legen. Er hatte ihr aber gesagt: „Tritt nicht hinaus
in's Freie, damit der Strom*) Dich nicht fortreißt; denn ich würde
Dich vor ihm nicht zu retten vermögen; bin ich doch wie ein Weib und
ganz so wie Du; denn mein Herz**) liegt in der Spitze der Blüthe der
Cuvresse, und wenn Einer es findet, so habe ich mit ihm zu kämpfen."
Damit erschloß er ihr seine Seele ganz und gar. Nachdem aber später
viele Tage vergangen waren und sich Batau seiner täglichen Ge-
wohnheit gemäß auf die Jagd begeben hatte^ da ging die Jungfrau
hinaus, um sich unter der Cuprefse bei ihrem Hause zu ergehen, und
dabei erblickte sie den Strom, und sein Wogenschlag folgte ihr nach;
sie aber machte sich auf, um ihm zu entlaufen und ging in ihr Haus;
der Strom aber rief der Clipresse zu und sagte: „Ich bin verliebt in
sie!"***) Da brachte die Cupresse eine Locke ihres Haares, und der Strom
führte sie nach Aegypten und legte sie nieder auf den Platz der Wäscher
des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit. — Und der Duft
der Locke des Haares drang in die Kleider des Pharao ein — Leben
blühe ihm, Heil und Gesundheit — und man stritt sich unter den Wäschern
des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit — und sagte:
„Es ist der Duft eines Salböles in den Gewändern des Pharao — Leben
blühe ihm, Heil und Gesundheit." — Und Tag für Tag entbrannte der
Streit unter ihnen,
11) und sie wußten nicht, was sie thun sollten. Der Oberste der
Wäscher aber ging an das Ufer, und sein Herz war sehr, sehr stark an-
gewidert-f) von dem Streit, den man Tag für Tag gegen ihn erhob.
Er wählte sich einen festen Standort, und da er sich auf dem Strande gerade
gegenüber der Haarlocke in? Wasser befand, ließ er (Jemand) zu ihr hinab-
steigen, und der brachte sie ihm.
Da fand sich ein Duft von sehr sehr großer Süßigkeit; er aber
nahm sie fort für den Pharao, Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit.-^)
Nun führte man die Schreiber und Schriftgelehrten des Pharao — Ln.
b. i. zc. — herbei, und sie sagten dem Pharao — Ln. b. i. :c. — : „Was
die Haarlocke angeht, so gehört sie zu einer Tochter des Na Harmachis;

*) Eigentlich das Meer; doch dasselbe aegyptische Wort >n>'^ wird (wie das
arabische banr) für die See und den Nil zugleich gebraucht. Au den letzteren habe»,
mir wohl zu denken, da ja die Locke von dem Gewässer zur Residenz des Pharao ge^
führt ward.
**) Der Mannesmuth liegt ini Herzen, und Batau hatte sich selbst verstümmelt,
«*) Wörtlich: „Ich bin voll von ihr."
-s-) Wörtlich: Sein Herz war stinkend gar sehr, gar sehr,
-j-j-) Statt dieser sehr häufig wiederkehrenden Formel führen wir von nun au
die Abkürzung ein: Ln. b. i. ?c.
«*

der Saft jedes Gottes ist in ihr; derjenige aber, dem auch das „Hell
über Dich" der Fremde erklingt*), möge Boten in alle Lande versenden,
uni sie zu suchen; mit dem Boten aber, der sich in das Cyvressenthal begiebt,
sollen viele Leute gehen, um sie herzubringen. Hierauf sprach Seine Majestät
— Ln. b. i. zc.: — „Gut, sehr gut ist das, was ihr uns saget," und
man ließ sie aufbrechen. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren,
kamen die Leute, welche sich in die Fremde begeben hatten, um Seiner Majestät
— Ln. b. i. zc. — Nachricht zu bringen; doch diejenigen, welche in das
Cupressenthal gegangen waren, kamen nicht. Batau hatte sie getödtet und
nur einen von ihnen übrig gelassen, um die Nachricht Seiner Majestät —
Ln. b. i. zc. — zu bringen. Da ließ Seine Majestät — Ln. b. i. zc. —
viele Mann von dem Fußvolke ausziehen und desgleichen von den Wagen-
känipfern, damit sie zurückgebracht werde, und es war eine Frau
12) unter ihnen, der man alle schönen Schmucksachen eines Weibes
in die Hand gegegen hatte, und die Frau (die des Batau Gefährtin
gewesen) kam mit jener nach Aegypten, und man jubelte ihr zu im ganzen
Lande; Seine Majestät — Ln. b. i. zc. — aber liebte sie gar sehr sehr,
und man ernannte sie zur großen Favoritin. Man sprach auch mit ihr,
um sie über die Art und Weise ihres Gatten zum Reden zu bringen. Sie
aber sagte Seiner Majestät — Ln. b. i. zc.: — „Laß doch die Cyvressen ab-
schneiden; damit wird man seine Vernichtung bewirken." Nun ließ man
viele Mann von dem Fußvolke mit ihrem metallenen Handwerkszeug ausziehen,
um die Cvpressen zu fällen. Sie schnitten die Blüthe ab, in der sich das Herz
des Batau befand, und er siel todt hin zur selbigen übelen Stunde. Als aber
die Erde hell geworden und ein zweiter Tag erschienen war, hatte man
die Cvpresse gefällt, und Anubis, der ältere Bruder des Batau, ging in
sein Haus, setzte sich nieder und wusch seine Hand. Nun brachte man
ihnl eine Flasche Bier, und sie schäumte auf. Dann brachte man ihm
eine andere mit Wein, und er begann sich zu trüben. Da nahm er seinen
13) Stab und seine Schuhe und desgleichen seine Kleider und sein
Handmerkszeug und machte sich auf, um nach dem Cypressenthal zu wandern.
Dort trat er in das Haus seines jüngeren Bruders ein und fand seinen
jüngeren Bruder auf seiner Matte liegen, und er war todt. Da meinte
er, nachdem er wahrgenommen, daß sein jüngerer Bruder in der That
verstorben. Dann machte er sich auf, um das Herz feines jüngeren
Bruders unter der Cyprefse zu suchen, unter der sein jüngerer Bruder
sonst am Abend geruht. So verbrachte er drei Jahre mit Suchen, ohne
zu finden. Als er aber auch das vierte Jahr begonnen, da sehnte sich
sein Herz nach Aegypten zurück, und er sagte sich: „Morgen breche ich
auf." So war es ihm zu Sinne. Als aber die Erde hell geworden
und ein zweiter Tag erschienen mar, ward es ihm doch wieder zu Theil,

*) Euphemismus für „den Pharao."

sich unter die Cypresse zu begeben, und er verbrachte dort die Zeit, indem er darnach suchte. Am Abend hörte er auf, und als er um sich her schaute, um abermals zu suchen, fand er eine Bohne, und wie er sie an ihrem unteren Theile löste, siehe, da mar es das Herz seines jüngeren Bruders. Nun holte er einen Krug mit frischem Wasser und warf es hinein, und da saß er da, so wie alle Tage. Nachdem es aber Nacht geworden war,

14) schlürfte sein Herz das Wasser ein, und Batau schauerte an all seinen Gliedern zusammen, blickte auf seinen älteren Bruder, und dann schwanden ihm die Sinne. Da ergriff Anubis, sein älterer Bruder, den Krug mit frischem Wasser, worin das Herz seines jüngeren Bruders lag; dieser trank es in sich hinein, sein Herz stellte sich wieder an seine alte Stelle, und er wurde wieder ganz wie er gewesen war. Da umarmte Einer den Anderen, jeder von ihnen redete mit seinem Genossen, und Batau sprach zu seinem älteren Bruder: „Siehe, ich werde mich in einen großen Stier verwandeln, der mit allen guten Hautzeichen (des Apis-stieres) ausgestattet ist, und der einzig in seiner Art sein wird. Du aber setze Dich auf meinen Rücken, und wenn dann die Sonne aufgeht, werden mir uns am Aufenthaltsorte meiner Frau befinden; ich aber werde Vergeltung üben. Was Dich angeht, so führe Du mich dahin, wo man (der Pharao) sich aufhält; denn man wird Dir alle guten Dinge erweisen; ja Dich init Gold und Silber belasten dafür, daß Du mich zu dem Pharao — Ln. b. i. :c. — brachtest. Ich werde nämlich zu einem großen Wunder werden, und man wird mir zujubeln im ganzen Lande. Doch Du begieb Dich (zurück) in Dein Dorf." Als aber die Erde hell geworden

15) und ein zweiter Tag erschienen war, hatte Batau sich in die Gestalt verwandelt, von der er zu seinem älteren Bruder geredet. Anubis, sein älterer Bruder saß auf seinem Rücken und gegen Morgen gelangte er dahin, wo man (der Pharao) sich befand. Da gab man Seiner Majestät — Ln. b. i. zc. — Kunde von ihm, und er besichtigte ihn und gerieth über ihn in sehr sehr große Freude. Auch brachte er ihm ein großes Opfer dar, indem er sagte: „Ein außerordentlich großes Wunder hat sich ereignet," und man jubelte ihm zu im ganzen Lande und belud ihn nnt Silber und Gold für seinen älteren Bruder; der aber blieb in seinem Dorfe, und man gab ihm Leute und viele Sachen, und der Pharao — Ln. b. i. :c. — liebte ihn mehr als alle anderen Menschen, die in seinem ganzen Lande. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, ging er (Batau) in das Innerste des Tempels, wo sich die Favoritin eben befand, und er redete sie an, indem er sagte: „Siehe, ich lebe noch wirklich." Da versetzte sie: „Wer bist Du denn eigentlich?" Er aber erwiderte: „Ich bin Batau; doch Du, Dir mar wohl bewußt als Du durch den Pharao — Ln. b. i. !c. — die Cypresse fällen ließest, unter der mein Platz, daß ich nicht mehr leben könne; aber siehe

16) ich lebe thatsächlich, und zwar als Stier." Da überkam die
Favoritin sehr sehr große Furcht wegen der Eröffnung, welche ihr ihr Gatte
gemacht, und sie ging hinaus aus dem inneren Tempel; Seine Majestät
aber — Ln. b. i. zc. — geruhte einen schönen Tag mit ihr zu verleben.
Sie befand sich an der Tafel Seiner Majestät — Ln. b i. zc., —
und man (der König) ermies sich ihr sehr sehr gnädig. Da sprach sie
zu seiner Majestät — Ln. b. i. zc. —: „Schwöre mir doch der Ordnung
gemäß das folgende: „Was Du auch forden: wirst, ich will es Dir
erhören!" — Da öffnete er das Ohr allem was sie sprach, (und es
lautete:) „Gieb mir doch von der Leber dieses Stieres zu essen; denn er
wird sich doch zu nichts (Rechtem) tauglich erweisen." Das war es, was
sie ihm sagte. Der König aber fand dies sehr, sehr abscheulich, und das
Herz des Pharao — Ln. b. i. zc. — ward ihm sehr sehr krank. Als
aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag entstanden war, rief
man ein großes Opferfest aus, um den Stier zu schlachten, und man ließ
einen der ersten Würdenträger Seiner Majestät — Ln. b. i. zc. — kommen,
um den Stier zu opfern. Nachdem man ihn aber geschlachtet und als er
sich auf den Schultern der Leute befand, (die ihn trugen), da schüttelte er
sich am Halse und ließ zwei Tropfen Blut an die Stelle der beiden Thorhüter-
logen*) Seiner Majestät, — Ln. b. i. :c. — fallen; der eine aber siel auf
die eine Seite der großen Königspforte des Pharao — Ln. b. i. zc. —,
der zweite aber auf die andere Seite, und sie wuchsen auf zu zwei
herrlichen Perseabäumen,**)
17) die alle beide von vorzüglichster Art. Da ging man hin, um
Seiner Majestät — Ln. b. i. zc. — zu sagen: „Zwei herrliche Persea-
bäume sind als ein großes Wunder für Seine Majestät — Ln. b. i. ?c.
— an der Stelle des großen Eingangsthores Seiner Majestät — Ln. b. i. zc.
- in der Nacht erwachsen, und man jubelte ihnen zu iin ganzen Lande
und brachte ihnen Opfer. Als aber später viele Tage vergangen waren,
trat Seine Majestät — Ln. b. i. zc. — hervor aus der Pforte von Lapis
lazuli mit einem Kranz von Blumen jeder Art nm den Hals. Er stand auf
einem Wagen von Silbergold***), und er verließ den Palast des Königs
— Ln. b. i. zc. — um die Perseabäume zu besichtigen; die Favoritin
aber kam heraus auf einein von Rossen gezogenen Fuhrwerk, das dem
Pharao — Ln. b. i. zc. — folgte. Darauf setzte sich Seine Majestät —
Ln. b. i. zc. — unter einen der Perseabäume nieder; (die Favoritin

*) Wörtlich: An der Stelle des Obersten der beiden Portierlogen. Solche sind
noch als kleine Vorbauten neben dem Einganasthor des Tempels von Medinet Habu
zn Theben erhalten.
**) Nach Schweinfnrth (ägyptisch >, bcuslm) MinmsopS Schimperi.
***) Electron.

aber nahm unter dem anderen Platz*). Da erhob dieser die Stiinme
und sagte zu seinem Weibe: „O welche 'Niedertracht! Ich bin Batau,
und, ja, ich lebe! Als Du die Missethat gegen mich vollbrachtest, da war
es Dir bewußt, was das Fällen (der Cyvresse), unter der sich meine
Wohnung befand, durch den Pharao — Ln. b. i. :c. — bewirken werde;
so habe ich mich denn in einen Stier verwandelt; Du aber bewirktest daß ich
getödtet wurde." — Nachdem aber später viele Tage vergangen waren
und die Favoritin an der Tafel Seiner Majestät — Ln. b. i. ?c. — ver-
weilte, und man (der König) sich ihr gnädig erwies, sagte sie zu Seiner
Majestät — Ln. b. i. :c. —: „Schwöre mir bei Gott mit den Worten:
„„Was die Favoritin thut, und was sie mir sagt, das werde ich für sie
erhören."" Und wirklich hörte er alles an,
18) was sie sprach; sie aber sagte: „Veranlasse doch, daß die beiden
Perseabäume gefällt werden, damit man schöne Bretter mache." Und
man (der König) erhörte alles, was sie verlangte. Und viele Tage
darauf ließ seine Majestät — Ln. b. i. zc. — geschickte Handwerker
kommen, und sie fällten die Bäume an der hohen Pforte**) — Ln. b. ihr :c.
— und die königliche Gemahlin, die Favoritin stand dabei und schaute dem
zu. Da flog ein Splitter davon und drang in den Mund der Favoritin.
Sie schluckte ihn hinunter, und gute Hoffnung begann sich in ihr zu regen.
Inzwischen that man alles, wonach ihr der Sinn stand. Als aber hierauf
viele Tage vergangen waren, gab sie einem Knaben das Leben, und man
machte sich auf, um Seiner Majestät — Ln. b. i. :c. — zu verkünden:
„Es ward Dir ein männlicher Erbe geboren." Dann brachte man ihm
denselben, er gab ihm eine Amme und Wärterinnen, man jubelte ihm zu
im ganzen Lande; der König aber geruhte einen Feiertag zu feiern, und
man gab sich damit ab, ihn zu benennen. Seine Majestät — Ln. b. i. :c.
— liebte ihn von Stund an gar sehr, gar sehr; auch ernannte man (der
König) ihn
19) zum Prinzen von Aethiopien***). Als aber später viele Tage ver-
gangen waren, verlieh ihm Seine Majestät — Ln. b. i. ?c. — die Erbvrinzen-
mürde über das ganze Land. Als aber viele Tage vergangen waren, und er
viele Jahre in der Erbprinzenwürde des ganzen Landes zurückgelegt hatte, flog
Seine Majestät — Ln. b. i. :c. gen Himmel, und man (der neue König,

*) Diesen Satz, der sich sicher ergänzen läßt, ließ der Schreiber in Folge eines
Flüchtigkeitsfehlers aus.

Das gleiche Wort z'c>r 'iw, woraus das hebräische Pharao wurde, bedeutet
„die hohe Pforte", d. i. der Königspalast mit seinem hohen (Angcmgsthor, »ud den
Pharao selbst. Der gleiche Titel eignet heute noch in iihulichcr Z^eise den Sultanen
dcs Osmanischen Reiches. An unserer Stelle trete» hinter i^r an im Sinne des
tÄngangthores die hinter dem Namen des Pharao gebräuchlichen Wnnschcsworte
Lu. b. i. ?c.

***) Titel der Königssvhnc, ähnlich wie „Prinz von WaleS" ?c.

d. i. Vatau) sprach: „Man möge mir unsere Fürsten die Großen Seiner Majestät — Ln. b. i. zc. — herbeiführen. Ich will sie mit allen Thatsachen bekannt machen, die sich mit mir zugetragen haben." Dann führte man ihm auch ein Weib zu, er schloß vor ihnen seine Rechnung mit ihr ab, und vollzogen ward das Verbiet, das sie unter einander gefällt. Man brachte ihm auch seinen alteren Bruder, und er verlieh ihm die Erbprinzenwürde über ein ganzes Land. Zwanzig Jahre lang war er (Batau) König von Ägypten. Dann wanderte er fort aus dem Leben, und sein älterer Bruder stellte sich am Tage des Begräbnisses an seinen Platz. So wäre denn dies glücklich zu Ende.*)

Nach Mittheilung der Namen der gelehrten Beamten, unter deren Auspicien unsere Erzählung niedergeschrieben ward, folgt ein gereimter Satz, der uns in ähnlicher Form auch am Schluß anderer Papyri aus dieser Zeit begegnet, und der wörtlich lautet:

är pentö auf Kr 6ec! m pe« sksn
»r n5 OKutö «rü Kou

Wer das Lob dieses Buches anderen verkündet.
Dem bleibt Thot als sein Kampsgenosse verbündet.

Wörtlich: Was denjenigen angeht, der von diesem Buche redet, dem macht sich Thot (der Gott der Wissenschaften) zun? Genossen des Kampfes. Daß der Reim hier absichtlich benutzt wird, geht aus Papyrus Sallier IV. und anderen Texten hervor, wo sich in einem Schlußsatze ähnlichen Inhaltes gleichfalls der Reim findet.

In diesem ägyptischen Märchen, wie in dem vom „Machandelboom" nimmt der Getödtete die Gestalt eines anderen organischen Wesens an — hier die eines Stieres und Baumes, dort die eines Vogels — er zieht den Missethäter. nachdem er ihm das Gemissen gepeinigt, znr Rechenschaft, bringt ihn um's Leben und gewinnt selbst die menschliche Gestalt zurück.

In wie weit der Anfang des Märchens von den beiden Brüdern mit der biblischen Joseph-Frau Potiphar-Geschichte übereinstimmt, mag der Leser, der nun beide kennt, selbst beurtheilen. Jedenfalls ist die hebräische Erzählung, das ägyptische und deutsche Märchen national gefärbt, und es entspricht auch jedes im Ganzen und Einzelnen so genau der Besonderheit des Gesellschaftskreises, der es als seinen Besitz betrachtet, das keins als entlehnt von: anderen betrachtet zu werden braucht, und die Aehnlichkeiten, die uns überraschen, der Analogie des menschlichen Schicksals, Denkens und Empfindens überall sehr wohl zugeschrieben werden dürfen.

Georg Ebers.

*) Ganz entsprechend dem „vx,,Iicit (Iilic>r) kcliciter" am Ende lateinischer Mannscripte.

Die Gemälde-Ausstellung zu Manchester ^887.*)

von

tz. Lücke und V>. Janssen.
— Dresden. — — Düsseldorf. —

m^s" ^ Kunst- und Industrie-Ausstellung, die von der Stadt
V^ö Manchester 1887 zur Feier der fünfzigjährigen Regierung der
Königin Victoria ver«nstaltet wurde, bildete die Gemälde-
Abtheilung einen der wichtigsten Anziehungspunkte. Sie hatte, wie die
ganze Ausstellung, „retrospectiven" Charakter und bot in fast durchgehend»
vorrrefflich ausgewählten Werken einen sehr vollständigen Ueberblick über
die Entwicklung der englischen Malerei während der fünfzig Jahre der
„Victorian Era."

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte England in der
Geschichte der Malerei, wie der Plastik, eine wenig hervorragende Rolle
gespielt. Erst um diese Zeit, mit dem Auftreten Joshua Reynolds' ('s-1792)
und Gainsboroughs (-j- 1788), nahm die englische Malerei einen bedeu-
tenden Aufschwung. Reynolds hatte sich in eklektischer Weise vornehmlich
an den großen italienischen Coloristen des 16. Jahrhunderts gebildet,
Gainsborough schloß sich näher an niederländische Meister, namentlich
an Van Dyck, an. Die HauptthStigkeit beider lag im Portraitfach. Der
Einfluß der Schule, die sie begründeten, erhielt sich in England bis in

*) Dem nachfolgenden Aufsatz liegt ein von den Unterzeichneten an das königlich
preußische EultusMinisterinm erstatteter Bericht über die Gcmälde-Ausstellung in
Manchester zu Grunde. (Vergl. den Aufsatz des Professor P. Meyerheim im 151.
Hefte von „Nord und Süd.)

die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Als ihr letzter Vertreter
gilt Thoinas Lawrence (1° 1830). Er wird zugleich als Mittelglied zwischen
ihr und der neueren Periode betrachtet, deren Beginn ungefähr mit dem
Anfang der „Victorianischen Ära" zusammenfällt. Die Anklänge an die
italienische Schule verschwinden seit dieser Zeit völlig, während gemisse
niederländische Einflüsse ersichtlich fortwirken. Von der Genremalerei, die
sich jetzt in großer Breite entwickelte, kann man sagen, daß sie im All-
gemeinen den Spuren der holländischen Meister des 17. Jahrhunderts
nachging. Zugleich aber trat, besonders auch auf landschaftlichem Gebiet,
eine selbständige nationale Eigenthümlichkeit immer entschiedener hervor,
um so entschiedener, als sich diese ganze Entwicklung fast ohne jede
Berührung mit der gleichzeitigen continentalen Kunst vollzog. Zur Ver-
schärfung des eigenartigen Gepräges der englischen Malerei hat diese
Jsolirung nicht wenig beigetragen. Erst ziemlich spät, erst in den sechziger
Jahren ist England künstlerischen Einflüssen des Continents in weiteren.
Umfang zugänglich geworden; die neue Bewegung, die damals in der
englischen Malerei in die Höhe kam, war durch derartige Einwirkungen
nicht unwesentlich bedingt.
Zum Theil noch vor den Beginn der „Victorianischen" Epoche fällt
die Thätigkeit zweier hervorragender Meister, die in verschiedenen Gebieten
fast gleiche Berühmtheit erlangten — Edwin Landseers und William
Turners. Bei jenem, der in der Ausstellung mit einer großen Anzahl
feiner bekanntesten Werke vertreten war, wird man in der feinen, gediegenen,
zuweilen vielleicht etwas glatten BeHandlungsweise vorwiegend nieder»
ländische Tradition wahrnehmen können. Noch jetzt, wie früher hat
Landseer, als einer der besten Meister der Thiercharakteristik, als einer
der vorzüglichsten Thierpsychologen zu gelten. — William Turner besitzt
noch gegenwärtig den Ruhm des bedeutendsten englischen Landschafts-
malers. Anfangs fast ausschließlich ein Nachahmer Claude Lorrains,
gelangte er bald zu einer künstlerischen, Selbständigkeit und Vielseitigkeit,
von der eine Reihe umfänglicher historischer Landschaftsgemälde in der
Londoner Nationalgalerie das glänzendste Zeugniß giebt. In der ganzen
neueren Landschaftsmalerei findet man in der That nur wenige Werke, die
an Kühnheit der Comvosition und an Kraft der coloristischen Behandlung
den Hauptmerken Turners, namentlich seinen Seestücken der zweiten
Periode, gleich kommen. Um so mehr muß der sonderbare Charakter
seiner späteren Bilder in Verwunderung versetzen. Von einer bestimmten
Zeit an erstrebte er mit eigensinniger Beharrlichkeit die Wiedergabe
gewisser eigenthümlicher Licht- und Lufterscheinungen, wie sie sich häusig
in dem nebligen Klima Englands erzeugen. Der Versuch mißglückte gänzlich,
sei es, daß die Abnahme seines künstlerischen Vermögens, oder daß die
Natur jener Phänomen daran schuld war. Diese Bilder, von denen in
Manchester ein ganzes Dutzend ausgestellt mar, können mit ihren die ganze

Fläche ausMenden, farbig gefleckten Nebeldünsten großentheils nur als Euriosa gelten.

Die Hauptleistungen der englischen Malerei während der Periode der letzten fünfzig Jahre, ihre bedeutendsten und interessantesten Erzeugnisse während dieser ganzen Zeit gehören in die Gebiete des Genres (und Genreähnlichen), des Porträts und der Landschaft. Hier trafen die besten künstlerischen Kräfte zusammen. Unter den Erscheinungen, die sich außerhalb dieser drei Gebiete bemerklich machen, ist die eigenthümlichste ohne Zweifel die Schule der sogenannten Präraphaeliten, die gegen Ende der merziger Jahre mit großem Geräusch und hochgehenden Absichten auftrat, in einem Zeitpunkte, wo die englische Malerei an vielen Stellen einer merklichen Erschlaffung verfallen mar. Seitdem hat die Richtung der Präraphaeliten sich bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Sie hatten von Ansang an ein völlig revolutionäres Programm. Sie machten Opposition gegen alles Conventionelle und Akademische und erstrebten eine Kunsterneuerung von Grund aus, indem sie die ganze von der klassischen Epoche der Renaissance ausgehende Kunstentwicklung verwarfen und auf Vorbilder der vorklassischen Zeit, auf die Kunst des 15. Jahrhunderts zurückgingen.

In dieser letzteren Beziehung begegneten sie sich mit Bestrebungen, die in Deutschland schon ein paar Jahrzehnte früher aufgetaucht waren, mit der rmnantischen Richtung der deutschen Malerei; doch hatten sie mit ihr keine tiefere Verwandtschaft, auch waren sie von ihr in keiner Weise beeinflußt. Als ihr vornehmstes Muster verehrten sie die Italiener des 15. Jahrhunderts, die vorraphaelischen Maler, nach denen sie sich nannten; sie priesen die naive Poesie dieser Meister, ihre reine unverdorbene Auffassung der Natur. Das Befangene und „knospenhaft Spröde", das ihren Werken noch anhaftet, mar für sie von besonderem Reiz. Die kindlichen und jugendlichen Gestalten in den Bildern eines Botticelli, Perugino u. A. sesselten sie am meisten.

Das Ergebniß ihres eigenen Schaffens war seltsam genug. Gerade von dem, was sie an jenen alten Meistern am höchsten rühmten, von echter Natürlichkeit und naiver Poesie, ist in ihren Werken am wenigsten zu spüren. Zum großen Theil sind es sehr befremdliche Products, Arbeiten, in denen Anempfundenes, künstlich Nachgeahmtes mit Zügen einer wahren Empfindung sonderbar gemischt ist. Am wunderlichsten zeigt sich das Naivseinmollen, dieses Grundübel der Präraphaeliten, wenn sie sich bemühen, die „reizende Befangenheit" der alten Meister, gemisse Unvollkommenheiten der Formengebung, die sie als Merkmale des Naiven betrachten, sorgfältig nachzuahmen. Manche dieser Leistungen sind mit ihrer gesuchten, affectirten Naivität zu den künstlerischen Verirrungen der fatalsten Art zu rechnen.

Auf die farbige Behandlung ward besonderer Werth gelegt; auch sie

sollte naiv sein und poetisch. Man malte in möglichst ungebrochenen
Farben, die Localtöne scharf accentuirend, zuweilen ohne jede Berück-
sichtigung der Luftversvective, In dieser primitiven, elementaren Weise
meinte man das Poetische der Farbe am besten zur Geltung zu bringen.
Das Resultat mar in den meisten Fällen sehr wenig erfreulich — großentheils
eine harte Buntfarbigkeit von grellstem Effect. In der Durchführung des
Einzelnen befleißigten sich die Uebereifrigen, die Jünger von der strengen
Observanz, gleichfalls !einer möglichst primitiven Manier, indem sie das
Nebensächliche, bis auf Gräser und Halme, Punkt für Punkt mit ängstlich
detaillirender Kleinlichkeit behandelten.
In dieser ganzen wunderlichen Art haben die Arbeiten dieser Knnft-
erneuerer, welche die herkömmliche künstlerische Bildung so gründlich ver-
achteten, vielfach ein völlig dilettantisches Ansehn. Nimmt man hinzu,
daß in den dargestellten Gegenständen und in der Erfindung die englische
Neigung zum Seltsamen und Bizarren oftmals in auffälligster Weife zu
Tage tritt, daß mitunter die wundersamsten, gar nicht darstellbaren Ge-
danken in den Bildern ausgedrückt werden sollen, so läßt sich denken,
welchen Grad des Absonderlichen diese Präraphaeliten-Kunst zuweilen erreicht.
Irgend welche tiefgreifende und nachhaltige Einwirkung auf die englische
Malerei konnte von dieser Schule oder, wie man sie richtiger bezeichnet,
dieser Secte nicht ausgehen. Ohne Zweifel jedoch besitzt sie das Verdienst,
daß sie in einer schlaffen Zeit durch die scharfe Bekämpfung alles Ge-
wohnheitsmäßigen in der Kust, alles Conventionellen die Geister in Be-
wegung brachte. Der heftige „LssKt f«r art", der damals entbrannte,
gewann besondere Bedeutung durch die Betheiligung Ruskins, der sich
zum literarischen Anwalt der Präraphaeliten machte und ihre Sache mit
eindringlicher Beredtsamkeit verfocht. Auch hat die neue Richtung auf
wirkliche Talente anregend gewirkt, namentlich in koloristischer Hinsicht;
mit ihrem Dringen auf elementare Farbenwirkungen hatte sie zum
mindesten das Gute, daß sie das coloristische Gefühl anreizte und schärfte.
Das bedeutendste jener Talente war Millais, der sich freilich, nachdem er
der Fahne der Präraphaeliten kurze Zeit gefolgt war, sehr entschieden von
ihnen lossagte.
Einer der Hauptführer der Secte, der ihre Prinzipien mit fanatischer
Schwärmerei vertrnt, war Dante Gabriel Rossetti 1882). Das Alter-
thümelnde der ganzen Richtung macht sich in seinen großentheils erstaunlich
dilettantisch geinalten Bildern mit besonderer Schärfe bemerklich; die
meisten, wie bls8soä Oaiiw«el" und „vantss vronm", haben über-
dies etwas krankhaft Sentimentales, mit einen? Stich in's Mystische.
Die „poetischen Ideen," die er in seine Darstellungen zu verbergen
liebte, hat er zuweilen auch in Verse gebracht. Der Typus mancher seiner
Figuren ist Botticelli entlehnt.
Die Bilder Holman Hunts, der gleichfalls zu den Häuptern der

Schule gehört und von ihren Anhängern ganz besonders gefeiert wird, waren in der Ausstellung zu Manchester vielleicht das Befremdlichste, das man dort sehen konnte. Von einer Anlehnung an altitälienifche Muster war bei ihnen wenig zu gewahren, aber in ihrer Seltsamkeit bekundeten sie sich durchaus als echte Products der Schule. Man mar in der That nicht wenig erstaunt, wenn man las, mit welchen! überschmänglichen Lob diese Bilder in einem Artikel des „Manchester Courier" und in den Bemerkungen des „Official Guide" der Ausstellung bedacht wurden. Der „Ofsicial Guide" sagte von dem einen, dem „Schatten des Todes", daß es vielleicht das schönste religiöse Gemälde der Gegenwart sei. Zweifellos ist es das sonderbarste. In einer Tischlerwerkftätte, deren Fußboden dicht mit Hobelspänen bedeckt ist, steht eine nackte, nur mit einem Schurz versehene männliche Gestalt mit ausgebreiteten Armen, deren Schatten auf die Rückwand fällt. Zur Linken kniet eine weibliche Figur vor einem Koffer, aus dem sie eine Krone heraushebt, mährend ihr Blick auf den Schatten gerichtet ist. Die nackte Gestalt soll Christus vorstellen, das knieende Weib Maria, der kreuzförmige Schatten an der Wand ist der „Schatten des Todes." Der Gedanke des Bildes ist völlig abstrus, die Ausführung wunderlich hart, schwerfällig und kleinlich in allen Details. An abschreckender Sonderbarkeit wird dieses Werk durch zwei kleine, grell bunte, mystisch-symbolische Bilder, „?Ks 8«ariSA0ät" und „8rrä?6ä Slisep", beinahe noch übertroffen.
Ein Maler, der nicht zur Secte der Präravhaeliten gerechnet wird, aber in einigen seiner Bilder recht als ein Geistesverwandter Holinan Hunts erscheint, ist G. F. Watts. Die Werke, die als seine originellsten gelten, sind „Gedankenmalereien" der bedenklichsten Art, allegorische, auf weiten Umwegen der Reflexion ersonnen« Darftellungen, deren Sinn zu enträthseln in der Regel sehr schwer fällt. Die Formengebung ist fast in allen diesen Compositionen, die in der Ausstellung eine ganze Saalwand einnahmen, von augenfälliger Schwäche, unklar, unbestimmt, schattenhaft, und nichts kann überraschender sein, als wenn der erwähnte Artikel des „Manchester Courier" sich zu der Behauptung versteigt, daß seit den Tagen Michelangelos nichts Größeres erfunden worden sei, als die Figur des „Todes" in dem einen dieser Gemälde („Der Tod und die Liebe"). — Unter diesen „Jdealdarstellungen" von Watts war, streng genommen, nur eine von Interesse, das ansprechende Bild einer Psyche, während seine zahlreichen Portraitbilder gleichfalls nur wenig zu interessiren vermochten.
Bedeutender ist Burne Jones, der Hauptvertreter der jüngeren Präraphaeliten-Schule, der von allen seinen Genossen wohl am meisten wirklich poetische Empfindung und coloristische Begabung besitzt. Mehr als die florentinischen Quattrocentisten, scheint er die älteren Venezianer, die venezianische Malerei aus der Zeit Giorgiones studirt zu haben. Sein Hauptbild .,l^e OKaut ä'^,m«ur" bekundet vor Allem ein sehr

starkes coloristisches Gefühl; in dein goldigen Ton seiner Farbe hat es
in der That etwas, das an jene venezianischen Meister, an die Art
Giorgiones erinnern kann. Auch in dem Gegenstande des Gemäldes
könnte man etwas Giorgioneskes, eine Aehnlichkeit mit den „Concerten"
Giorgiones finden, märe ihm nicht ein so sonderbares präraphaelitisches
Element beigemischt. Ein Garten ist dargestellt, mit einem mittelalterlichen
Schloß ini Hintergrund, vorn eine Gruppe von drei romantischen Gestalten,
eine Jungfrau, die auf einem orgelähnlichen Instrumente spielt, neben
diesem der Genius der Liebe, dem eine Function zuertheilt ist, die er
wohl noch niemals zu vollziehen hatte: er ist damit beschäftigt, den
Blasebalg der Orgel in Bewegung zu setzen, um dem Instrument, wie es
in einer Erläuterung des Bildes heißt, den Athem der Liebe zuzuführen;
zur Seite auf grünem Rasen sitzt, init blanker Rüstung angethan, ein
ritterlicher Jüngling, den zärtlichen Blick auf die Jungfrau gerichtet. So
curios, man kann sagen, abgeschmackt der allegorische Bestandtheil des
Bildes ist, die Gestalten mit ihrem schwärmerisch innigen Ausdruck haben
etwas eigenthümlich Fesselndes, und die poetische Wirkung des Colorits
macht das Wunderliche der Darstellung beinahe vergessen.

Das religiöse Gemälde, das von Burne Jones ausgestellt mar,
Uurnmx «5 tks Rs8urrv«tim>", hatte in vieler Beziehung einen
sehr auffällig archaistischen Charakter, doch sehlte es auch hier nicht an
lebendig empfundenen Zügen. Unter den übrigen, vorwiegend allegorisch-
mythologischen Bildern des vielseitigen Künstlers, die meist grau in grau
gemalt, zu Decorationszmecken bestimmt waren, zeichnete sich das „Rad
der Fortuna" besonders durch die ernste, sehr streng, fast in der Art
Mantegnas gezeichnete Hauptfigur aus. Im Uebrigen war die Composition
— Fortuna dreht das Schicksalsrad, an welchem nackte Menschengestalten
auf- und niederschwanken — ziemlich seltsam.

Aus Millais' präraphaelitischer Periode war nur ein Gemälde in
der Ausstellung vorhanden, ein sehr eigenartiges Werk, das in besonders
überraschender Weise zeigte, wie ein starkes Talent auch aus der so vielfach
bedenklichen Richtung jener Kunsterneuerer eine bedeutende Anregung zu
schöpfen vermochte: Vals «5 Ru«t — ein im Abendlicht ruhender
Klostergarten, in welchem zwei Nonnen ein Grab bereiten — ein Bild
voll merkwürdig intensiver Farbenstimniung, tief ernst und melancholisch,
wie ein Requiem, ohne Zweifel das Bedeutendste, was die Ausstellung
aus dem Bereiche der Präraphaelitenschule aufzuweisen hatte.

Mit antik-mythologischen Stoffen, die unter den Präraphaeliten nur
Burne Jones ausnahmsweise behandelte, hat die englische Malerei sich
sehr selten befaßt. Ein gewisser englischer Schicklichkeitsbegriff, eine
Abneigung gegen die Darstellung des Nackten mag zum Theil daran
schuld sein. Der Classicismus, der am Ende des vorigen und mn Anfang

dieses Jahrhunderts die ganze continentale Kunst beherrschte, ging an der
englischen Malerei beinahe spurlos vorüber. Erst später, eigentlich erst in
»teuerer Zeit kam eine Art classischer Richtung auf, deren Hauptvertreter
Frederic Leighton ist, der gegenwärtige Director der Royal Arabern«.
Von modernen Einflüssen ist sein Classicismus keineswegs unberührt. Auf
das umlerische Element legt er größeren Nachdruck, als alle Classicisten
früherer Zeit; sein großes Gemälde, die „väpliuspkoriä" — in Manchester
das hervorragendste seiner Werke — läßt namentlich in der Behandlung
des Landschaftlichen ein feines malerisches Gefühl nicht verkennen. Gleich-
wohl liegt das Hauptgewicht immer auf der klassisch eleganten Forin und
Zeichnung, die von einer gewissen unlebendigen Glätte in der Regel nicht
frei ist. Unter seinen übrigen Gemälden, die zuweilen nahe an's Maiüerirte
streifen, zeichnete sich besonders „Summer Noon" durch eine schöne
poetische Stimmung aus. Einen ähnlichen Classicismus vertritt E. I.
Poynter, jedoch mit geringerem Talent. In den umfänglichen Gemälden,
die von ihm in Manchester ausgestellt waren, hat die Composition meist
etwas „Akademisches", die Farbe erscheint ziemlich hart und bunt.
Eine Historienmalerei des großen Stils giebt es in England nicht;
die wenigen Anläufe, die im vorigen Jahrhundert in dieser Richtung
gemacht wurden, blieben erfolglos. Die Gattung der genreartigen oder
an das Genre angrenzenden geschichtlichen Darstellungen hat dagegen viele
Berrreter gefunden; doch mar in Manchester die Zahl solcher Bilder ver-
hältnißmäßig gering. Auffällig erschien im Allgemeinen, daß sie nur
selten Scenen dramatischen Charakters zum Gegenstand hatten; wo dies
der Fall mar, ließ die Darstellung meist den rechten dramatischen Nerv
vermissen. Das interessanteste historische Genrebild der Ausstellung war
ohne Zweifel Orchardsons „Napoleon am Bord des Bellerophon, Frankreich
verlassend" — der Kaiser im Bordergrund allein, im Hintergrund einige
französische Generäle ^- ein geistreiches, höchst einfach aber ungemein,
wirkungsvoll componirtes Gemälde. Unter den übrigen derartigen Dar-
stellungen verdient besonders das in den genannten Besprechungen sonder-
barer Weise nirgends erwähnte und in der Ausstellung sehr ungünstig
gehängte Bild von A. C. Gow „Oromnsll ur vunbar" hervorgehoben
zu werden, ein kleines, fein durchgeführtes, namentlich in der Charakteristik
der einzelnen Figuren treffliches Werk, das in inancher Hinsicht durch
Vorbilder der continentalen Malerei beeinflußt schien. — Bei den sorg-
fältig behandelten und in vielen Einzelheiten vortrefflichen Historienbildern
von Linton machte sich in der Composition der Mangel dramatischer
Lebendigkeit besonders fühlbar. Ein geschichtliches Genrebild von Mador
Brown, der in der Ausstellung in sehr verschiedenartigen Masken auftrat,
„OorQ^ell on Ki« liärm", hatte in der BeHandlungsweise etwas von der
Art Moritz Schwinds; in der Charakteristik, wie in der schlichten, etwas
eintönigen Färbung erschien es weit besser, als die lange Reihe sehr bunter

kz. kücke in Dresden u. P. Janssen in Düsseldorf —-
und wenig bedeutender Historienbilder, mit denen Brown den Sitzungssaal
der Tomn Hall zu Manchester decorirt hat.
Alma Tadema, den die Engländer jetzt zu den ihrigen rechnen, glänzte
in der Ausstellung mit einer beträchtlichen Zahl seiner vorzüglichsten Werke,
unter denen sich auch jenes mundervolle „Antike Maler-Atelier" befand,
dessen coloristische Feinheit der Künstler in späteren Werken kaum wieder
völlig erreichte — vielleicht das schönste Gemälde der ganzen Ausstellung.
Bestimmte Einflüsse Tademas lassen sich bei sehr wenigen englischen Malern
erkennen, wohl am meisten bei I. W. Waterhouse, von dessen Bildern
besonders „Ein Blumenmarkt ini alten Rom" und „Die Befragung des
Orakels" an Tademas Art erinnerten.
Im Gebiet des eigentlichen Genre war zuerst David Willis (-j-1841)
epochemachend aufgetreten. An ihn schloß sich eine Reihe von Malern an,
deren Thätigkeit weit in die Victorian Lra hineinreicht. Die namhaftesten
von ihnen, Webster, Frith und Grant, konnte man in Manchester sehr
gründlich kennen lernen; ihre Darstellungen aus dem häuslichen und öffent-
lichen englischen Volksleben sind hauptsächlich interessant durch die vielen
scharf aufgefaßten und scharf gezeichneten, echt englischen Typen. In der
Behandlungsmeise, in der subtilen, sm'tzen, auf eine malerische Gesammt-
wirkung noch nicht berechneten Art der Ausführung haben namentlich
die Bilder von Frith und Grant mit den zeitgeschichtlichen Darstellungen
des Berliner Krüger Verwandtschaft; einige derselben, besonders die Bilder
von Frith, der „Oord/ Da?" und ,IiuusAats 8mi^8" u. a. sind durch
zahlreiche Neproductionen in England populär geworden. Der Genre-
maler T. Faed, dessen Hauptthätigkeit in die vierziger und fünfziger Jahre
fällt, erinnert in der Malweise, wie in den Gegenständen, an die alte
Düsseldorfer Genreschule.
Wesentlich verschieden von den Genannten ist eine jüngere Gruppe
von Genremalern, die eine in bestimmterem Sinne malerische, eine ent-
schieden coloristische Richtung verfolgten. Eine eigenthümlich englische
Empfindungsweise kommt in ihren Bildern oft sehr bestimmt zum Ausdruck.
In erster Linie steht Dicksee, ein feinsinniger, poetisch empfindender
Künstler, dessen Hauptmerk „Larmon^- in England hoch gepriesen ist —
eine junge Dame, die Orgel spielend und ein Jüngling, der ihr träumerisch
zuhört —; die schöne Farbe des Bildes hat Accorde von einschmeichelnder
Weichheit, die Figuren sind von außerordentlicher Zartheit, den Charakter
des Ganzen könnte man laäv-liks nennen.
Echt englische Eigenart haben femer die viel reproducirten Genrebilder
von Leslie, der mit Vorliebe jugendliche Mädchengestalten aus dem Kreise
der höheren Stände schildert, junge, zart blonde Ladies, meist in dein
Costüm vom Anfang des Jahrhunderts. Das anziehendste der von ihm
ausgestellten Bilder: ^VairiiiA tor tkv ?srix — eine junge, anmuthige
Lady erwartet am Flußufer in abendlicher Landschaft die Ankunft der

Fähre — ist auch in der Stimmung der sehr einfachen Scenerie nicht
ohne Reiz. Oesters hat seine Farbe einen auffällig kühlen und blassen
Ton, der jedoch dem englischen Geschmack bei diesen Bildern besonders
zusagt. — Ein weit feinerer Colorist ist der schon ermähnte Orchardson.
5eine novellistischen Schilderungen aus dem Londoner HiAk-lik« gehören
zu den interessantesten Leistungen der englischen Genremalerei; sie sind mit
großer Virtuosität behandelt und besonders wirksam durch den eigenthümlich
pikanten, sehr fein gestimmten Gesammtton der Farbe. Die Charakteristik
der Figuren streift bisweilen ein wenig ans Karrikirte. — Eine gewisse
Hinneigung zum Sentimentalen, die bei den Engländern so häufig zum
Borschein kommt, macht sich bei mehreren zu dieser Gruppe gehörenden
Malern bemerklich, besonders bei Marcus Stone, dessen Genrescene
I^ä? is a 'ff'icloxv" sogar an die Sentimentalität der Richard-
son'schen Romane erinnern kann, ebenso bei Sant, dessen elegisches „Blumen-
mädchen" ein Lieblingsbild des englischen Publicums ist.
Zu derselben Gruppe sind noch zwei Genremaler zu rechnen, die in
England in besonders großem Ansehen stehen. Mason ('s- 1872) und
Walker ('s 1875). Sie behandelten fast ausschließlich Gegenstände aus
dem bäuerlichen Leben und dem Leben der Arbeiter und waren die ersten,
die derartigen Gegenständen in der englischen Genremalerei eine hervor-
ragende Stelle verschafften. Zuweilen hat man sie, ganz irriger Weise, als
Begründer einer neuen, svecifisch realistischen Richtung bezeichnet. Von
Mason kann man ganz im Gegentheil sagen, daß er überall auf eine
besnnnnte Jdealisirung seiner Gegenstände ausging. Er ist der Bukoliker
unter den englischen Malern; er schildert das Landleben immer in einer
bestimmten poetischen Beleuchtung; seine Bilder — eines der ansprechendsten
trägt den Titel ‚A ?«8t«i-iü SvmpKon^ — haben durchweg einen cin-
muthig idyllischen Charakter; ihr Colorit ist weich und gefällig, mitunter
ein wenig verschwommen. — Walker ist charakteristischer in der Zeichnung,
wahrer in der Farbengebung, aber nichts weniger als Realist iin präg-
nanten Sinne. Er ist vorwiegend Stimmungsmaler. Im Gegensatz zu
dem heiter idyllischen Ansehen der Mason'schen Bilder ist in den seinigen
eine ernste, schwermüthige Stimmung vorherrschend. Den Charakter der
Figuren pflegt er auch in gewisser Weise zu poetisiren, indem er ihnen in
Ausdruck und Haltung gemisse bedeutsame Züge giebt, die jedoch nicht
immer überzeugend wirken. Die Farbe seiner Gemälde hat meist einen
eigenthümlich fahlen und matten Ton. In ihrer malerischen Gesammt-
erscheinung sind diese Bilder, die auch culturgefchichtlich nicht ohne Be-
deutung sind, in hohem Grade originell, namentlich „Iiis H^rdourF ok
IlsKiAs" und „?Ks 016 Sats," die beiden interessantesten unter den in
Manchester ausgestellten. Das erster« schildert den Hofraum eines Asyls für
Kranke und Arme, im Hintergrunde eine Grnppe gebrechlicher Herbergs-
genossen, vorn eine junge schlanke Mädchengestalt, die einen kraftlosen

Alten führt. Das andere Bild zeigt in herbstlich trüber Landschaft einen
verwahrlosten Herrenfitz, aus dessen altem Gitterthor rine vornehme Lady
in gebeugter Haltung heraustritt; im Vordergrund eine Gruppe von Land -
leuten mit Hacke und Spaten, die auf ihrem Wege zur Arbeit beim
Anblick der Lady innehalten, ein hochgewachsener Bursche mit verächtlichem
Ausdruck, die anderen mitleidig oder gleichgiltig.
An Schärfe der Charakteristik und an Energie der malerischen Be-
handlung übertrifft die zuletzt Genannten fämmtlich der in England feit
langer Zeit einheimische, aber aus Deutschland gebürtige H. Herkomer.
Das auch bei uns wohlbekannte Meistexwerk desselben, „die Invaliden",
mar eine der Hauptzierden der Ausstellung.
Endlich — last >^>t leagt — ist noch der Genrebilder von Frank Holl
und Millais zu gedenken; beide, als Portraitmaler am berühmtesten,
sind auch im Genre von hervorragender Bedeutung. Frank Holl mar als
Genremaler nur mit einem Bilde vertreten, einem in der Auffassung und
der malerischen Wirkung gleich vortrefflichen Werke: „Kons! (Dahin!)"
In einer Bahnhofshalle, aus welcher der Zug eben hinausgebraust ist, steht
verlassen eine Gruppe von drei Frauen, die eine der beiden jüngeren mit
einem Kind im Arm, die ältere mit hoch erhobenen Händen dem davon
eilenden Zuge nachwinkend; im Hintergrund große, fahl beleuchtete Dampf-
molken. Im Colorit und in der Art der Behandlung ließ sich belgischer
Einfluß erkennen.
Millais hatte sich, als er die Richtung der Präraphaeliten verließ, zu
einer freieren realistischen Anschauung fortschreitend, zunächst und haupt-
sächlich Genredarstellungen zugewandt; später folgten die berühmten Por-
träts, in denen er die höchste Stufe seines Könnens erreichte. Von feinen
Genrebildern in Manchester interessirten besonders: „IKs (?!tiu.KIsrs ^its^,
sehr fein in der malerischen Haltung, und ,,Ib.e ^«rtK-VVest?sssnAs",
ein Bild mit fast lebensgroßen Figuren; die Hauptfigur, eine weißbartige
Seemannsgestalt, ist markig charakterisirt, das Motiv freilich nur durch den
Titel und die Beischrift des Bildes verständlich; der Alte, mit einer
Seekarte vor sich, brütet über dem Plan der „Nord-West-Passage": ^Ir
mi^Iit ds äons, »ncl LvAlanü «Koulä 6c> it".
Diesen interessanten und bedeutenden Werken gegenüber zeigte sich
die englische Genremalerei in einem Bilde des schon erwähnten Mador
Brown, „Iiis ^Voi'K", das erstaunlicherweise nicht geringen Ruf hat, von
einer höchst befremdlichen Seite. Mador Brown ist zwar nicht eigentliches
Mitglied der Präraphaeliten-Secte, hängt aber als Lehrer Rossettis mit
ihr zusammen. Hier, in „Iiis VorK", scheint es, als habe er die Absicht
gehabt, die Präraphaeliten an Absonderlichkeit noch zu übertrumpfen. Das
Colorit des Bildes hat in seiner grellen Buntheit etwas geradezu Ver»
letzendes, das ganze Bild ist eigentlich nur ein Chaos schreiender Farben.

Auch die figürliche Composition ist von einer Verworrenheit, in der es
dem Auge kaum möglich ist, sich zurecht zu finden.
UMer den Vertretern der neuesten, sehr augenfällig durch continentale
Einflüsse bestimmten Genremalerei finden sich zahlreiche tüchtige Talente.
Sie folgen durchweg der malerisch realistischen Richtung, welche die ganze
moderne Kunst beherrscht. Im Vergleich mit den englischen Genremalern,
die in den fünsziger und sechziger Jahren im Vordergrund standen, mit
Leslie, Walker u. A. ist.ihr Fortschritt zu einer entschiedneren, bestimmteren
schärferen Auffassung der Formen des Lebens, zu einer kraftvolleren,
naturmahren Behandlung der Farbe ein überraschender. Eines der be-
achtenswerthesten Talente dieser jüngsten Malergeneration ist Luke Fildes,
der mit seinem umfänglichen Gemälde „l'li« Villahs ^"säàiiiA" bedeutenden
Erfolg gehabt hat. Das Bild mar eines der wenigen Beispiele moderner
„Hellmalerei", welche die Ausstellung aufzuweisen hatte, und zwar eines
der besten, frei von den Mängeln, welche der Hellmalerei so häusig an-
haften, nicht stumpf und grau im Ton, sondern von energischer Licht-
roirkung, im Ganzen ein Werk voll großer Lebensfrische und gesunder
Kraft. Ein früheres Bild desselben Künstlers, das in der Behandlung
noch eine gewisse Unreife zeigt, ‚Ms Rsttirn ok tks ?gllitsnt", ist im
Ausdruck der Figuren nicht ohne ergreifende Züge. — Einwirkungen der
italienischen und spanischen Malerei zeigten sich mehrfach, besonders bei
Sogsdail; dagegen waren Einflüsse der ftanzösischen Impressionisten nirgends
zu bemerken.
Auf dem Gebiete der Porträtkunst ist in der englischen Malerei
mährend der letzten Jahrzehnte eine Reihe von Werken hervorgetreten, die
zum Bedeutendsten gehören, was die moderne Malerei überhaupt auf
diesem Gebiete geleistet hat. Einige der hervorragendsten haben in der
Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 verdiente Bewunderung gefunden.
Neben Millais stehen Frank Holl, Ouleß und Herromer als Porträtmaler
in erster Linie. Von den vorzüglichsten ihrer Bildnisse, besonders von
denen Millais' und Frank Holls hat man mit Recht gesagt, daß sie den
Werken der großen niederländischen Porträtmaler des 17. Jahrhunderts
nahe verwandt sind. Im Charakter der malerischen Gesammterscheinung, in
der Lebendigkeit und Kraft der Gesammtwirkung stehen sie gegen jene
schmerlich zurück. In den Einzelfonnen ist nichts unbestimmt, nichts unklar
gelassen, wenn auch die künstlerische Präcision vielleicht nicht völlig erreicht
ist. die bei den Werken jener Niederländer in der Durchbildung des Ein-
zelnen fast stets in gleichem Maße bewunderungswürdig erscheint, wie
die schlagende Totalwirkung. Durch geistvolle und malerisch interessante
Auffassung ragten in der Ausstellung besonders hervor Millais' Bildnisse
von Gladstone und Salisbury und Frank Holls „Lord Overstone".
In der englischen Landschaftsmalerei zeigte sich schon in den zwanziger
Jahren, als der Classicismus auf dem Continent auch für die landschaftlichen

Darstellungen den Ton angab, eine realistische Richtung, deren Hauptvertreter
Constable mar, einer der ersten in England, der sich ausschließlich dem
Studium der heimischen Natur zuwandte. Während der historische
Landschaftsstil Turners in England keine Nachahmung fand, hat Constable
die Richtung der neueren englischen Landschaftsmalerei wesentlich mitbestimmt.
Einfache Motive, wie sie das englische Flachland bietet, werden von ihr
mit Vorliebe behandelt, in der Art des „?svsäße iutims", auf dessen
Entwicklung Constable durch eine Ausstellung seiner Bilder in Paris
wichtigen Einfluß übte. Auffällig selten hat die Natur des englischen
Hochlands zu malerischen Darstellungen Anregung gegeben. Schilderungen
großräumiger, imposanter, stürmisch bewegter Naturscenen kommen nur
ausnahmsweise vor. Zu diesen Ausnahmen gehörte in der Ausstellung
Peter Grahams „Spats in tk« HigKIknäs", ein groß concipirtes und
meisterhaft durchgeführtes Werk, das in seiner Darstellung eines mächtig
erregten Naturlebens, im Gegensatz zu den übrigen, fast durchweg ruhigen
und stillen landschaftlichen Scenen, doppelt wirkungsvoll erschien.
Coloristische Bizarrerien, wie die früher gekennzeichneten, finden sich
hier, in der Landschaftsmalerei, weit seltener. Ein gesunder Farbensinn
und das Streben, den Natureindruck möglichst unverfälscht wiederzugeben,
eine frische, zuweilen etwas nüchterne, aber dennoch nicht reizlose Natur-
auffassung ist vorherrschend. Wie reizvoll das schlicht aufgefaßte Motiv
einer ganz einfachen Gegend des englischen Flachlandes wirken kann, zeigte
besonders eine kleine Landschaft ,,Vise 8lnvs" von Hook, ein Bild von
ungemeiner Klarheit und saftiger Frische der Farbe. Durch schöne Luft-
und Lichtstimmung zeichnen sich vornehmlich die Landschaften von Leader
aus, die den Bildern Liers und seiner Schule verwandt sind.
Unter den Seestücken, deren Zahl in der Ausstellung merkwürdiger-
weise ziemlich gering mar, nahm eines von I. Brett, mit dem Titel
.,Lriwnnia'8 Rsslra", die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Mächtig
und imposant, wie man nach der stolzen Benennung erwarten sollte, ist
das Bild keineswegs — ein hellblaues Stück Meer mit kleinen glitzernden
Wellen, ohne Küstenansicht, darüber ein Himmel mit dünnem, rothlich
gefärbten Gewölk; — nichts kann einfacher, man möchte sagen, harmloser
sein, als die Art, wie Meer und Himmel hier aufgefaßt sind, aber in
dieser Simplicität liegt ein eigener Reiz, die Natur ist mit einem frischen,
wirklich naiven Auge gesehen und ihr Eindruck mit großer Unbefangenheit
miedergegeben. — Den großartigen Marinebildern Andreas Achenbachs
war auch unter den übrigen Seestücken kein einziges zu vergleichen.
Im Gebiet der Aquarellmalerei, auf welchem die Engländer einen
io großen und weit verbreiteten Ruf besitzen, wollte die Ausstellung den
hohen Ermattungen, die man ihr entgegenbrachte, nicht völlig entsprechen.
Den Aquarellen Adolf Menzels, Passinis und den neuesten italienischen
Leistungen auf diesem Gebiet erschien kaum eines der ausgestellten Blätter

ganz ebenbürtig. Doch fand sich unter ihnen eine ansehnliche Zahl vortrefflicher Arbeiten, besonders interessant und zum Theil überraschend durch eine Kraft und Tiefe der Farbe, wie sie in den englischen Oelbildern so selten erreicht wird. Zu den besten Aquarellen der Ausstellung gehörten die von Linton, die in jeder Beziehung, in Rücksicht der malerischen Auffassung, der Comvofition und der Detailbehandlung den ermähnten Oelbildern des Künstlers beträchtlich überlegen waren; hervorzuheben sind besonders „Ot7 und ,,?b.e Osräinal Muistsr" zwei interessante Genrescenen, und eine Reihe sehr sorgfältig durchgeführter Einzelfiguren. Von großer Feinheit waren mehrere Aquarelle von Walker; unter den Arbeiten der übrigen Aquarellisten zeichnete sich namentlich eine Anzahl wirkungsvoller, sehr flott behandelter Landschaften aus.

Vergegenwärtigt man sich mit einem zusammenfassenden Blick diese so eigenartige und in so vieler Beziehung bedeutende Entmickelung der englischen Malerei, so möchten die folgenden Thatsachen besonders bemerkenswert!) erscheinen. Zunächst zwei Thatsachen negativen Characters: die völlige Abwesenheit einer Historienmalerei des großen Stils und die geringe Vertretung der religiösen Kunst. Daß der letztere Umstand hauptsächlich in dem ablehnenden Verhalten begründet ist, welches die englische Kirche seit den Tagen der Puritaner bis heute der Kunst gegenüber beobachtet hat, ist bekannt genug. Von den wenigen religiösen Bildern der Präravhaeliten ist keines ein Kirchengemälde. Mit der geringen Entmickelung der religiösen Malerei hängt jener andere Mangel der englischen Kunst, der Mangel eines großen „historischen" Stils, offenbar sehr nahe zusammen. Von Werken, die sich mit den vhantasiegemaltigen, trotz aller Fehler so grandiosen Compositionen des Cornelius oder mit den mächtigen Historienbildern Alfred Rethels vergleichen ließen, hat die englische Malerei in der That kein einziges aufzuweisen. Es wäre voreilig, aus diesem Mangel ohne weiteres auf einen Mangel in der nationalen Begabung, auf 'ein Deficit im englischen Kunstnaturell zurückzuschließen. Doch ist nicht zu leugnen, daß bisher in solchen Werken der englischen Malerei, in denen eine idealistische, dem höheren Stil zugewendete Richtung auftauchte, wie etwa in den Werken von Watts, immer ein entschiedener Mangel an künstlerischer Phantasie und künstlerischer Darstellungskraft fühlbar wurde. Eine Ausnahme machen in dieser Beziehung eigentlich nur die historischen Landschaftsbilder von Turner.

In der realistischen Richtung, in der sich das englische Kunstnaturell, im Genre und in der Landschaft, so mannigfaltig entwickelte, hat es sich auch am selbständigsten und originellsten gezeigt. Einen wichtigen Grundzug im Charakter des englischen Künstlers bildet die Richtung auf möglichste Ausbildung der individuellen Anschauung. Schulmeinungen und teoretische Maximen sind für ihn von geringer Bedeutung, Unbefangenheit, und Selbständigkeit der Naturauffassung gehören zu seinen bemerkens-

^00 ' k^. Lücke in Dresden u. p. Janssen in Düsseldorf.
werthesten Eigenschaften. Der 8eI5-iuä66-iuäii spielt auch in der englischen Kunst feine Rolle. Engherziges und rigoroses Festhalten am Traditionellen ist ihr am wenigsten vorzuwerfen ^ eher das Gegentheil, wenn num sich jener Arbeiten erinnert, in denen sich der Originalitätstrieb zuweilen auf die äußersten Staffeln des Absonderlichen verstieg.

Böllig frei ist die englische Malerei — das ist zuletzt noch zu betonen — von jenen krankhaften Zügen, die sich anderwärts in der modernen Kunst häusig genug wahrnehmen lassen. Die Richtung auf roh senfationelle Effecte, Verirrungen der Phantasie ins Wüste und Grauenhafte sind ihr ebenso fremd, wie pessimistische Tendenzen. Der gesunde Realismus, der ihre neuesten Leistungen kennzeichnet, bietet für eine glückliche Weiteren!« Wickelung die beste Gemähr.

spanische Städte.
Barcelona,
vsn
^snl Lindau.
— Berlin. —
an kennt die Unterhaltung der beiden Berliner Troschkenpferde,
die sich am Abend im Stall zusammenfinden. „Jott sei Dank!"
sagt das eine. „Endlich hat man seine Ruhe. Ick bin den
janzen Dag jeloosen . . ." Worauf das andere philosophisch antwortet:
„Ville schneller, als ick hier stehe, loofe ick am Tage ooch nich."
An diese Geschichte wurde ich sehr lebhaft erinnert, als ich den ersten
spanischen Courierzug benutzte. Wahrhaftig, man traut seinen Augen kaum,
wenn man auf dem Fahrplan den schnellstgehenden Zug von der spanischen
Grenze bis nach Barcelona mit dem stolzen Worte „«orre«" als Courier-
oder Eilzug bezeichnet sieht.
Von der Grenze, Port Bou, bis Barcelona braucht man, um die
165 Kilometer zurückzulegen, mit diesem „Courierzuge" genau sechs Stunden,
während in Deutschland, England und Frankreich die Strecke mit Courierzug-
Geschmindigkeit in zweieinhalb bis zweidreiviertel Stunden zurückgelegt
werden würde. Auf dieser Strecke, die ein paar Kilometer länger ist als
die von Berlin nach Magdeburg, hält dieser wunderlichste aller Courier-
züge einunddreißigmal, also alle zehn Minuten einmal. Der gewöhnliche
Zug fährt allerdings noch eine halbe Stunde länger, und der eigentliche
Bummelzug, der Menschen und Güter befördert, braucht dreizehneinhalb
Stunden, von 5 Uhr 25 Minuten Morgens bis 6 Uhr 55 Minuten
Abends. Mit einer guten Droschke käme man schneller zum Ziele.

l.02
Paul Lindau in Berlin.
Die erste Eisenbahnfahrt auf spanischem Boden hat etwas ungemein
Kindliches. Man glaubt, sich auf der Pferdebahn zu befinden, und zwar
auf einer jener bevorzugten Linien, bei denen die Theilstrecken besonders
stark benutzt werden. Man hat eigentlich gar.nicht die Empfindung des
Fahrens, man hat nur die Empfindung des Haltens; und an jeder Halte-
stelle steigen so und soviel Personen ein und aus. Unausgesetzt läuft der
Schaffner durch die C.oup^s. Der Unglückliche macht sich mehr Bewegung
«es 5er ZuH.. 'DH Muren werden heftig zugeschlagen, die Fenster von
Dresein, dem' der'schärf, narkotische Geruch des Cigarettentabaks unbequem
.-.ist,: geäMet'.ünä vdrk.'jenem Andern, der die Zugluft nicht vertragen kann.
-' meber''geschlossen. Kurz und gut, es geht recht munter her auf diesem
Zuge nach Barcelona.
Der Weg ist zunächst landschaftlich sehr anmuthig. Wir behalten
für's Erste noch das Mittelmeer und die malerischen Ausläuser der
Pyrenäen im Auge. Dann aber wird die Landschaft ziemlich eintönig.
Von den Städten und Ortschaften, an denen wir vorüberbummeln, inter-
essirt uns namentlich das durch seinen tavfern Widerstand im Napo-
leonischen Kriege, 1809, berühmte Gero na, init seinen alten Häusern,
die einen steilen Berg hinaufklettern, seinen vielen Klöstern und Kirchen
und der hohen, festen, mit Bastionen flankirten Stadmauer. Gerona
macht ganz den Eindruck einer Festung, wie sie sich Kinder vorstellen: zu
Füßen der Fluß, die Festung selbst auf dem Berge, umfaßt von ausge-
zackten Mauern mit Schießscharten, mit Forts, Zugbrücken und Allem, was
dazu gehört.
Bis Gerona war unser Coup6 der reine Taubenschlag gewesen. Du
aber bekamen mir eine Gesellschaft, die bis Barcelona stabil blieb. Es
waren merkwürdig aussehende Leute, wahrscheinlich eins Bauernfamilie aus
der Umgegend. Es machte auf mich den Eindruck, als ob die Leute nach
Barcelona reisten, um wegen des schmerleidenden Familienoberhauptes einen
Arzt zu consultiren. Der Unglückliche, ein Mann von etwa dreißig bis
fünfunddreißig Jahren, der sich in sein langes Tuch bis über die Ohren
eingemummelt hatte, sah erbarmungswürdig aus. Er war schwindsüchtig
im höchsten Grade. Seine fahlgelbe Gesichtsfarbe hatte einen grünlichen
Schimmer. Das Auge glänzte unheimlich. Er hatte furchtbare Husten-
anfälle, die ihn jedesmal so erschöpften, daß er wie ohnmächtig auf das
Polster zurücksank und die Augen schloß. Um ihn sorgte eine junge, nicht
hübsche, aber recht frisch aussehende Frau, die in einem Korbe allerhand
geheimnißvolle Flaschen mit sich führte und daraus beständig Mischungen
herstellte, die sie dem Kranken eingab. Eine ältere, sehr corpulente Frau,
offenbar die Mutter und Schwiegermutter, leistete der jüngeren hilfreiche
Hand. Sie benahm sich dabei etwas ungeschickt, und der Kranke machte
mehrfach abweisende ungeduldige Bewegungen. Die ältere Frau konnte
kein Vorwurf darum treffen, denn sie war in ihren Bewegungen nicht nur

durch ihre Körperfülle behindert, sondern auch durch etwas mir zunächst
Unerklärliches, das sie in ein gelbes Taschentuch eingebunden in der linken
Hand krampfhaft festhielt. Das war ein sonderbares Packet! Manchmal
sah es aus, wie ein jedes'beliebige Bündel, auf einmal aber fing es an
sich zu beleben, da hupste und zappelte etwas. Ich zerbrach mir den Kopf,
was eigentlich in dem gelben Tuche verborgen mar. Schließlich hatte die
gute Frau, die meine neugierigen Blicke bemerkt haben mußte, die Freundlich-
keit, mir unaufgefordert das Räthsel zu lösen. Es war eine lebende
Wachtel, die sie nach Barcelona mitnahm. Außer dem kranken Mann, den zwei
gesunden Frauen und der lustigen Wachtel gehörte zu dieser Familie noch
eine derbe Amme, die ein hinfälliges elendes Kind auf den Armen trug, ein
unglückliches Wesen, das unter der verhängnißvollen Erbschaft des Baters
?u leiden schien, das oft gottsjämmerlich weinte und schrie, sabberte und
sich überhaupt wie ein armes kleines Kind benahm. Ich hatte, als die
Familie des Kranken in dem engen Wagen neben uns Platz genommen
und die unzähligen Gepäckstücke: Körbe, Schachteln und Gebündel, so gut
es eben gehen wollte, untergebracht hatte, natürlich die Cigarette aus dem
Fenster geworfen. Mein Erstaunen war daher groß, als nach einiger Zeit
der todtkranke Mann, der kaum sprechen konnte, mit seinen abgemagerten
spindeldürren Fingern sich eine Cigarette drehte und anzündete. Nach
wenigen Zügen aber bekam er einen so starken krampfartigen Hustenanfall,
daß er doch auf das Vergnügen des Rauchens verzichten mußte.
Die catalonische Landschaft zwischen Gerona und Barcelona, die mir
in gemäßigtem Tempo durchfahren, zeichnet sich, wie schon bemerkt, nicht
gerade durch bedeutende Schönheiten aus. Aber das Land macht mit
seiner kräftigen Vegetation, seinem satten Grün und seiner vortrefflichen
Cultur einen sehr freundlichen Eindruck. Von dem eigentlichen Charakter
der gesegneten südlichen Himmelsstriche, von der heiteren Lässigkeit und
genußfrohen Bequemlichkeit, die den lieben Gott walten lassen und sich
auch mit dem kümmerlicheren täglichen Brot gemächlich bescheiden, voraus-
gesetzt, daß der Schweiß nicht durch angespannte Arbeit aus das Angesicht
getrieben werde, ist hier wenig wahrzunehmen. Die kräftige Bebauung
und rationelle Ausnutzung des Bodens und, je näher wir an Barcelona
heranrücken, die paffenden Schlote, die regen Gewerbefleiß bekunden,
bezeugen uns, daß wir uns inmitten eines rührigen und tüchtigen Völkchens
befinden, das sich weidlich schindet und plackt.
Wenn wir in Andalusien nie den Gedanken an die vergnügte Grille
loswerden, die den ganzen Sommer singt, ohne an den rauhen Winter zu
denken, an die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen und nicht ernten,
und die der himmlische Vater doch nährt, und an die Lilien auf dem
Felde, die nicht arbeiten und nicht spinnen, so müssen wir im Gegensatze
dazu in Catalonien beständig an die vorsorgliche Ameise denken und an

Paul Lindau
in Berlin.
die ernsten Sammler jener Schätze, die die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nach graben und stehlen.

Die Catalonier nehmen in ihrem Gesammtvaterlande etwa dieselbe Stellung ein, wie die Piemontesen in Italien und die Preußen in Deutschland. Sie sind die in ihrer Arbeit vielleicht unverdrossensten, aber ihres Daseins wohl auch am wenigsten frohen ihrer Landsleute. Sie besitzen mehr respectgebietende als herzgewinnende Eigenschaften. Sie werden mehr geachtet als geliebt. Das ist das Nrtheil, das die Spanier über die Catalonier fällen. Ich habe mährend meines zweimonatlichen Verweilens auf der Pyrenäischen Halbinsel natürlich nicht Gelegenheit gehabt, vergleichende Studien über die Verschiedenheit der Charaktereigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen anzustellen, und auf mich haben die wegen ihrer ungeselligen Betriebsamkeit verschrieenen Catalonier, soweit ich deren persönliche Bekanntschaft in Barcelona habe machen können, nur den freundlichsten Eindruck gemacht. Ich habe nur tüchtige und zugleich liebeswürdige und in den gesellschaftlichen Formen, namentlich im Verkehr mit uns Fremden, ungewöhnlich höfliche und zuvorkommende Leute kennen gelernt.

Die Catalonier legen übrigens selbst entschiedenen Werth darauf, mit den Castilianern nicht verwechselt zn werden. Sie blicken auf ihre Landsleute mit einem Gemisch von duldsamem Wohlmollen und lächelnder Geringschätzung herab. Sie haben den Stolz ihrer Tüchtigkeit und sind entschiedene Particularisten. Mehr als jedes andere Volk Spaniens sind sie auf die Wahrung ihrer Eigenart bedacht. Sie pflegen ihre alte catalonifche Landessprache, die mit der Sprache des Languedoc, dem Proven?alischen, auf das Engste verschmistert ist; sie haben ihre eigene Literatur, die sie nach Kräften fördern — in Barcelona ist sogar ein catalonifches Theater —. und sie sprechen auch in den höchsten Kreisen, wenn sie unter sich sind, ihre Landessprache, die für unser Ohr allerdings etwas hart und spröde klingt, der aber von Kennern große Schönheit des Ausdrucks und der charakteristischen Klangfarbe nachgerühmt wird. Die Castilianer behaupten, daß die Catalonier niemals vollkommen spanisch lernen, daß sie immer einen starken, harten Accent beibehalten, der sich unter keinen Umständen verleugnen lasse.

Barcelona ist eine wunderschöne Stadt. Es bildet für den aus dem Norden kommenden Reisenden eine sehr geeignete Ueberleitung von dem ihn: Vertrauten zu jenem Neuen und Eigenartigen, das er in dem fremden Lande sucht und kennen lernen will. In den Hauptverkehrsadern ist Barcelona kosmopolitisch. Die Straßen, die der Fremde fast ausschließlich benutzt, die er eigentlich nie verläßt, die zu den schönsten Punkten der Stadt sühren, an denen die interessantesten Sehenswürdigkeiten liegen, die Hauptstraßen mit den prächtigsten Gebäuden und schönsten Läden, bieten architektonisch wenig Originelles. Man muß irgend ein Seitengäßchen einschlagen und sich vom Centrum ziemlich weit entfernen, um in den schlecht

gepflasterten, entsetzlich engen, verwickelten, krummen und schiefen Gassen die Spuren der echten spanischen Art zu finden.

Freilich giebt es auch in Barcelona wichtige und bedeutende Denkmäler der nationalen Geschichte und Größe. Da ist die Kathedrale, die unter den berühmten Baudenkmälern Spaniens mitgenannt wird. In der Thai ein majestätisch stolzer Bau, an den sich nach mittelalterlicher Unsitte die Häuser und Häuschen so unverschämt dicht herandrängen, daß es kaum möglich ist, von der Außenseite irgendwelche Wirkung zu empfangen. Die mächtigen Verhältnisse des Jnnenraumes aber machen in dem geheiinnißoollen Halbdunkel, das da herrscht, einen feierlichen und tiefen Eindruck. Die Spanier haben, wie alle Südländer, die Eigenthümlichkeit, dem Tageslichte das Eindringen in ihre Gotteshäuser fast vollkommen zu wehren. Die Kathedrale von Barcelona gehört aber zu den dunkelsten Kirchen, die ich in Spanien gesehen habe. Wenn man aus der hellen Sonne in diesen hohen mächtigen Raum tritt, so braucht man einige Zeit, um das Auge daran zu gewöhnen, sich in der Finsterniß zurechtzufinden, und ganz allmählich erst lösen sich aus dem Dunkel die gemaltigen Säulenbündel mit ihren reichen Kapitälen los, die die Decken tragen. Wie aus fallendem Nebel gliedert sich Stück um Stück der große Bau. Wir erkennen zwischen den beiden mit Engeln gekrönten Säulen den Hochaltar und die großartige Orgel mit ihrer eigentümlichen Anordnung der Pfeifen und Tuben. Diese sind nämlich nicht wie gewöhnlich senkrecht gestellt, sondern springen wagerecht hervor. Man sollte glauben, daß die so gerichteten Schallröhren, die nebenbei in dieser Lage sehr malerisch wirken, die Töne, die aus ihnen in das weite gothische Gewölbe hineindringen, in vollerer Reinheit und Kraft ausströmen lassen; und ich wundere mich, daß diese Anordnung meines Wissens keine Nachahmung gefunden hat. Sehr merkwürdig ist der unter der Orgel angebrachte Schmuck, ein mit grausigem Realismus miedergegebener riesiger Sarazenenkopf, von schwarzem Vollbart umrahmt, mit offenem Munde.

Ueber dem an die Kathedrale angebauten Kreuzgang, der, wie die Hauptkirche selbst, in edlem gothischen Stil erbaut ist und architektonische Einzelheiten enthält, die die Kenner entzücken, ruht eine merkwürdige Stimmung des Friedens und Behagens. Hier in diesem behaglichen, von Säulengängen eingeschlossenen Platze mit seinen Palmen und Orangenbäumen ist es kühl und still. Mit einem Schlage ist man losgelöst von dem überlauten Trubel der unruhigen Stadt. Kein wüster Schrei dringt in diese Andacht. Man vernimmt nur ganz in der Ferne ein wohlthätig gedämpftes dumpfes Rauschen und hört nur das Plätschern des Springbrunnens, der in einer Ecke angebracht ist, geschmückt mit einem kleinen Bronze-Ritter Georg, dessen niedliches Pferd die kleinen Wasserstrahlen ausspeit.

In unmittelbarer Nähe des Domes befindet sich der berühmteste Platz

von Barcelona, der Constitutionsplatz, mit den beiden Hauptgebäuden, dem Palast für die Provinzicilstände, „6ivu.tsc:i«ii", und dem Consistorial-gebäude, in dem die Archive der Stadt aufbewahrt werden. Der Hof im Innern der „äivutäciou" ist sehr interessant. Eine Freitreppe mit durchbrochenem Geländer führt zum obern Stockmerk auf. Dieses obere Stockmerk springt etwas über, und unter dem obersten Gesims kriechen fratzenhafte Wasserspeier in allen möglichen Verzerrungen aus der Mauer hervor, seifte Mönche und dürre Nonnen, Affen und Pfaffen, Gerippe und dickbäuchige Ungeheuer, echte Erzeugnisse der grotesken und grausigen spanischen Phantasie.

In dem Sitzungssaale, in döm die Abgeordneten Cataloniens tagen, befindet sich das berühmte Kolossalgemälde des größten der modernen spanischen Maler, die Schlacht bei Tetuan, von Marians Fortuny. Fortunv ist Catalonier. Er ist in Reus geboren und der Stolz seiner Landsleute. Das langgestreckte, großartig angelegte Gemälde ist leider in unfertigem Zustande geblieben. Es ist in der flotten kecken Manier des großen Künstlers geinalt. Und es ist tief zu beklagen, daß der vorzeitige Tod des Meisters ihn daran verhindert hat, dies vielleicht bedeutendste Werk seines Lebens zu vollenden.

Und da mären mir durch einen Tobten wieder in die Zeit der Lebenden zurückgeführt, in die Gegenwart, in das Modems, in jene Verhältnisse, unter denen Barcelona auf uns am nachhaltigsten eingewirkt und die freudigsten Erinnerungen in uns zurückgelassen hat. Gewiß vermag auch Barcelona gewichtige Zeugen seines rühmlichen Alters und seiner geschichtlichen Bedeutung zu stellen. Wer aber die spanische Größe der Vergangenheit in den Werken der Kunst aus Stein und in Farben bewundern will, der sieht sich nicht gerade in Barcelona besonders danach um, der geht lieber nach Toledo oder nach den andalusischen Städten.

Das eigentliche Barcelona ist nicht alt und nicht specifisch spanisch, es ist modern und international — ich meine die Werke von Menschenhand, nicht die Menschen selbst. Denn wenn man nur eine halbe Stunde durch das lustige lebhafte Barcelona geschlendert ist und um sich blickt, so steht man völlig unter dem Bann des reizvollen Fremdartigen; und da dem Neuling die feineren Unterscheidungen zwischen dem cntalonischen und castilianischen Wesen noch nicht aufgegangen sind, kommt Einem das heiter bewegte Bild, das man vor Augen hat, so spanisch wie nur möglich vor.

Barcelona — ich verstehe darunter die Stadt, die das für den Fremden fast ausschließlich Interessante bietet — ist eigentlich nur eine einzige Straße, die aus einer Aneinanderfügung von verschiedenen Straßen, den Ramblas, besteht. Schon in dieser Beziehung, wie in ihrer ganzen Bedeutung und auch in Aeußerlichkeiten, erinnem die Ramblas von Barcelona an die Boulevards von Paris. Die Ramblas beginnen am

Friedensplatz, der an den Hafen stößt, und durchschneiden in fast gerader Linie die ganze Stadt, in der Richtung vom Süden zum Norden. Sie münden nördlich in den Platz von Catalonien, an den sich der neue Stadttheil mit der Hauptstraße und dem Hauptspaziergang „Paseo de Gracia" anschließt. Wenn die Ramblas den Boulevards in Paris entsprechen, so entspricht der Paseo de Gracia den Elusäischen Feldern, oder, um eine Analogie mit Berliner örtlichen Verhältnissen aufzustellen, die Ramblas bilden etwa eine Vereinigung der Linden und der Leipzigerstraße, der Paseo de Gracia und die anliegenden Straßen würden der Bellevue- und Thiergartenstraße entsprechen.

Auf dem Friedensplatze am Hafen steht auf einer imposanten korinthischen SSule, deren breite Basis mit allegorischen Figuren geschmückt ist, und um deren Fuß kränzespendende Genien tanzen, in gewaltiger Höhe Christoph Columbus, die Rechte mit ausgestrecktem Zeigefinger vertrauensvoll und keck nach dem Westen richtend. Zu unserer Linken vom Platze aus sehen wir auf dem Felskegel Monjuich (Ä«ns Zovi8 — es hat zur Römerzeit da wohl ein Jupiter-Tempel gestanden) eine kleine starke Bergveste, die vorgeblich zum Schutze des Hafens da angelegt ist, die aber auch in den nicht allzu seltenen Fällen innerer Unruhen unter Umständen ihre Geschütze auf die Stadt selbst richten und den Aufständischen recht unbequem werden könnte. Zur Rechten führt die Quaistraße den Hafen entlang, beim Palaste des Generalcapitains vorüber über den Palastplatz nach dem Ausstellungspark. Wir aber kümmern uns zunächst weder um die drohenden Schlünde der Citadelle von Monjuich, noch um die jetzt verwaisten Räume der Ausstellung, und schlendern für heute geraden Wegs die Ramblas entlang.

Jedermann, meine ich, wird, wenn er ein fremdes Land oder eine fremde Stadt betritt, schon die Wahrnehmung gemacht haben, daß sich ihm bei seinen ersten Wanderungen unerbeten und auch unabweisbar die Worte des Dichters, der diese Stätten verherrlicht hat, als summende Begleitung beigesellen. Wer zum ersten Mal über die Alpen geht, hört beständig das Lied der Mignon: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen"; wer den Rhein hinunterfährt, vernimmt auch in der allerfröhlichsten und behaglichsten Stimmung das „Märchen aus alten Zeiten", und er weiß nicht, was es bedeuten soll, daß er so traurig ist, — was in diesem Falle um so erklärlicher wäre, als gewöhnlich die Voraussetzung der Traurigkeit überhaupt nicht vorhanden ist; in Wien giebt man sich im Geheimen beständig die Versicherung, daß es nur eine Kaiserstadt und nur ein Wien gebe; und wenn man vor dem Strafzburger Thurm steht, so denkt man an die Schanz, auf der „mein Trauern anging". So wollte mir auch, mährend ich mich zweck» und ziellos in glücklichster Laune auf den Namblas von Barcelona herumtrieb und an den anmuthigen und schönen Mädchen

und Frauen die vollste Freude hatte, der berühmte Anfang der spanischen
Lieder von Alfred de Muffet:
,,^VS2-V0US vu, <1sus L»resloue,
I7ne ^.ndslonss au 8«in druni?"
nicht aus dem Sinn, und unter all den reizenden Gestalten hielt ich Umschau
und suchte vergeblich nach dem verführerischen Weibe, das Musset besungen
hat: „blaß wie eines schönen Herbstes Abend", suchte nach der Marques»
d'Amasgui. Aber ich konnte sie leider nicht finden. Und als ich mir die
Sache recht überlegte, fand ich das eigentlich ganz natürlich; und nun fiel
inir erst auf, wie wunderlich dieses von mir hundertmal ziemlich gedanken-
los citirte Gedicht Mussets war, wie sonderbar der Einfall, gerade in den
Straßen von Barcelona eine Andalusierin zu suchen! Es würde doch
gewiß recht seltsam sein, wenn ein deutscher Dichter ein Lied etwa also
begönne:

„Saht Ihr in Landsberg an der Warthe
Das braune Mädchen aus Tyrol?"

Nun kann es allerdings vorkommen, daß sich auch einmal nach
Landsberg an der Warthe eine Tvrolerin verläuft, als Jodlerin oder
Handschuhverkäuferin; aber iin Allgemeinen wird man wohl daran thun,
wenn man nach Tyrolerinnen fucht, sich lieber nach Innsbruck zu begeben.
Und die unverfälschten Andalusierinnen sind gewiß in Sevilla und Granada
häufiger, als in der Hauptstadt von Catalonien. Ich habe den guten
Muffet in Verdacht, daß er mit jener den Franzosen eigenthümlichen Groß-
artigkeit in der Behandlung geographischer Schwierigkeiten auch Barcelona
für eine cmdalusische Stadt gehalten hat. Ich glaube das um so mehr,
als das ganze Gedicht die unverfälschte Localfarbe des sonnigen und sinn-
lichen Andalusiens mit seinen Liebeshändeln und seinem Guitarrenge-
klimper trägt:

„Für sie sprang meiner Lieder Quelle,
Für sie Hab' ich den Stahl gezückt.
Ich schlich, wie oft! um ihre Schwelle,
Bis ihrer Locken eine Welle
Im Weh'n des Vorhangs ich erblickt!
Auf, Knabe, folge meinen Pfaden,
Die Nacht ist lau, halt dich bereit!
Nun geht's an tolle Serenaden,
Dasz fluchen sollen die Alkaden
Der ganzen span'schen Christenheit!"

wie Martin Hahn in seiner meisterlichen Nachdichtung der Musset'schen
Lieder*) das berühmte Gedicht übersetzt. Serenaden gehören in dem
arbeitsamen und geschäftlich rührigen Barcelona zu den großen Seltenheiten.

*) S. Schottlaender, Breslau.

spanische Städte.
Aber schön sind die Catalonierinnen, und besonders die der Haupt-
stadt, auch, zum Theil sogar wunderschön, und ich finde, der brave Hack-
laender urtheilt recht lieblos und falsch,*) wenn er ihnen nachsagt, sie seien
derb und fteif, sie besäßen nicht die Grazie ihrer südlichen Landsmänninnen
und kleideten sich geschmacklos. Das Urtheil ist mir rein unbegreiflich.
Entweder hat Hacklaender, der gewöhnlich so gut beobachtet und so scharf
hinblickt, unter irgend einer momentanen galligen Verstimmung gelitten,
oder der Zufall hat mich in unerhörter Weise begünstigt, oder endlich, die
Rasse hat sich in den letzten dreißig Jahren ganz erstaunlich veredelt.
Denn ich habe nie zuvor in meinem Leben soviel schöne, zum mindesten
interessante und pikante Frauen und Mädchen zusammen gesehen, wie auf
den Straßen von Barcelona.
Hacklaender mildert übrigens sein hartes Nrtheil selbst, indem er hin-
zufügt: „Drei Dinge findet man auch am Kopf einer Barceloneserin selten
unschön, das sind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei vielen
auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar ist." Weshalb „leider"?
Ich finde das sehr hübsch. Und ein weibliches Antlitz mit schönen
Zahnen, Augen und Haaren ^- ja du mein Gott! das finde ich sogar
mehr als hübsch, eigentlich schon schön. Da müßte die Natur ganz bos-
hafte Streiche spielen, wenn sie diese liebliche Dreifaltigkeit so verstecken
wollte, daß bei diesem Schmuck die Gesammtheit des Gesichts doch unschön
würde. Und wenn man zu diesen drei Schönheiten des Antlitzes noch die
Kleinheit und Wohlgestalt der Hände und Füße hinzufügt und eine ent-
zückende Leichtigkeit und allerliebste Koketterie in den Bewegungen, — wie
kann man da den Much zu der Behauptung finden, daß diese Weiber
nicht schön seien!
Recht eitel und ein bischen putzsüchtig sind die Baceloneserinnen gewiß.
Aber daraus mache ich ihnen keinen Vorwurf, denn ich bin immer der
Meinung gewesen, daß die Eitelkeit der Frauen eine Höflichkeit gegen die
Männer ist. Was ich da von den Frauen von Barcelona sage, bezieht
sich nicht etwa blos auf die Damen aus den begünstigten Zonen der Ge-
sellschaft, es bezieht sich vielmehr, und sogar hauptsächlich, auf die Mädchen
aus dem Volke. Gerade unter diesen sind auffallend viel schöne oder doch
wenigstens hübsche Erscheinungen. Und ich glaube, daß diese auch in ihrem
Bestreben, durch Pflege des Aeußerlichen eine gefällige Wirkung zu erzielen,
hinter den begüterten Modedamen keineswegs zurückstehen. Die Arbeiterinnen,
Dienstmädchen und Verkäuferinnen tragen an ihren kleinen Füßen Schuhe,
wie sie die verwöhntesten weiblichen Mitglieder der internationalen Lebe-
melt nicht zierlicher und koketter tragen können. Der Schuster spielt denn
auch in Barcelona eine große Rolle, und das ehrsame Handwerk hat es
dort zu einer seltenen Höhe der Vollkommenheit gebracht.
*) Ein Winter in Spanien. Stuttgart, Krabbe, 1855.

I, l,O Paul Lindau in Berlin.
Ganz besondere Sorgfalt verwenden die Mädchen von Barcelona auf
die Pflege und Ordnung ihrer üppigen schönen Haare, die gewöhnlich
glänzend schwarz sind, obwohl auch Blondinen nicht zu den Seltenheiten
gehören. Aber es ist ein anderes Blond als das germanische; es ist
kräftiger, gesättigter, wärmer in der Farbe. Auch die Fabrik- und Dienst-
mädchen entziehen ihrem kärglichen Lohn einen verhältnißmäßig erheblichen
Theil, um sich wöchentlich einigemal frisiren zu lassen. Die Mädchen aus
den sogenannten niederen Ständen schlingen oft um das kunstvoll geordnete
Haar ein buntes Kopftuch, das unterhalb des Kinns verknüpft ist, und
aus dem das braune Gesicht mit den schwarzen, fchmermüthig schmachtenden
oder lüstern funkelnden Augen und dem von einem leichten Flaum pikant
beschatteten rothen Munde mit den beneidensmerthen, glänzenden Zähnen
interessant und lustig hervorschaut.
Viele Frauen und Mädchen aus allen Klassen der Gesellschaft tragen
noch die kleidsame Spitzen-Mantilla, die sie so reizend zu schlingen wissen,
die den Kopf so malerisch umrahmt und so cmmuthig auf die Schultern
herabfällt. Aber leider rückt das wüste Ungeheuer der Mode auch hier
gegen die nationale Eigenart verheerend vor, und von Jahr zu Jahr
schwindet dieser echt spanische, charakteristische und anmuthige Kopfschmuck
der Frauen inimer mehr. Die fratzenhaften Verzerrungen, die abscheulichen,
immer wechselnden extravaganten Hüte, die durch die blödsinnige Caprice
und blasirte Dummheit der Mode entstehen, verdrängen die Mantilla, die
der nationale natürliche Kunstsinn im Anschluß an das Klima, an die
Sonne, an die Umgebung und Beleuchtung geschaffen hat.
Bei den Männern hat sich die nationale catalonische Tracht nur noch
auf dem Lande und in den untersten Schichten erhalten. Diese Tracht scheint
übrigens viele Spielarten zu haben. Als Kopfbekleidung sah ich bald
einen dunklen Filzhut mit sehr breitem Rande, bald die eigenthümliche,
aus buntem Stoff gefertigte Mütze, die mit der phrygischen eine entfernte
Aehnlichkeit hat; nur endet sie nicht in der hornartigen Spitze, sondern
läuft in einen gerade abgeschnittenen Sack aus, der nach vorn bis auf
die Stirn gezogen wird. Einige tragen lederne Gamaschen, Andere wollene
Strümpfe und eine sandalenartige Fußbekleidung aus Stoff oder Bast,
eine mit Bändern verknüpfte Sohle, die bis auf die Zehen den ganzen
Fuß freiläßt. Die Beinkleider reichen bis zum Knie. Die Brust wird
von einem camifolartigen, ärmellosen Gewände bedeckt. Ueber der
Schulter hängt der buntfarbige Mantel herab.
Jon der nationalen männlichen Bekleidung wird nur noch ein Stück
sehr viel und ohne Unterschied von Hoch und Gering getragen: die «sp»,
der faltenreiche schwarze Mantel niit Kragen und Aufschlägen von farbigem
Sammet. Es sieht ganz curios aus, wie sich die Spanier, die gegen
Kälte und Zugluft ungemein empfindlich zu sein scheinen, da in den
frischeren Stunden des Morgens und des Abends einmummeln. Sie

kriechen in das weite Gewand völlig hinein, so daß nur die Nasenspitze herausguckt.

Das heiter bewegte, lebhafte und doch gemächliche Treiben auf der Straße, das uns jedesmal wieder auffällt, wenn wir nach dem Süden kommen, steht in Barcelona in höchster Blüthe. Ich kenne kaum eine lustigere und amüsantere Straße, die Pariser Boulevards mit eingerechnet, als die Namblas von Barcelona, die nur während der heißen Mittags-stunden sich entleeren. Die Ramblas sind wie die Hauptstraßen der anderen Weltstädte mit schattigen Bäumen bepflanzt, und genau in der-selben Disposition unserer Berliner Linden, so daß in der Mitte ein breiter Spaziergang für die Fußgänger frei bleibt, während rechts und links davon die Straße dem Verkehr für Wagen und Pferde vorbehalten ist und sich an den Häuserreihen schmälere gepflasterte Steige entlang ziehen.

In den Stunden des Vormittags wird auf den Ramblas der Blumen-markt abgehalten; um diese Zeit ist der von Platanen vor der Sonne einigermaßen geschützte Mittelweg schwarz von Menschen, die sammt und sonders nicht übermäßig viel zu thun zu haben scheinen. Und es ist ein wahres Vergnügen, sich da in die Menge zu mischen, die spottmohlfeilen Blumen von seltenster Pracht und die wunderhübschen und koketten Blumen-verkäuferinnen sich anzusehen. Das Straßenleben ist gerade so rege wie im Orient, nur vielleicht etwas weniger buntfarbig und sicherlich weniger lärmend. Dem Fremden fällt die gemüthliche und zugleich zuvorkommende Art des öffentlichen Verkehrs angenehm auf.

Während meines Aufenthaltes in Spanien hat sich in mir von Tag zu Tag die Wahrnehmung mehr gesestigt, daß es kein Volk giebt, das so gut Spaß versiebt, wie die Spanier. Sie haben einen ungemein empfäng-lichen Sinn für das Komische und Lächerliche und legen sich nicht die geringste Zurückhaltung auf, ihre Beobachtungen in lustiger, aber keines-wegs kränkender Weise zu äußern. Da macht der Eine mit ziemlich lauter Stimme eine scherzhafte Bemerkung über irgend eine Extravaganz in der Kleidung oder im Benehmen des Vorübergehenden. Die Umstehenden hören es, finden durch eigene Beobachtung die Richtigkeit des Geäußerten bestätigt und lachen. Der Betroffene nickt freundlich und lacht mit. Ein guter oder auch ein schlechter Witz wird niemals übelgenommen.

Man nimmt überhaupt nichts übel. Eine schöne Frau, die die Ramblas entlang geht, hört von Dutzenden begeisterte Ausrufe über die kleinen Füßchen, über die schönen Augen, über den schlanken Wuchs. Sie macht eine leise nickende Bewegung des Dankes mit dem Kopfe, lächelt und geht weiter. Eine vornehme und schöne Dame erzählte uns, sie habe, als sie in der Faschingszeit eines Vormittags auf den Namblas spazieren ging, soviel Complimente über ihre Schönheit zu hören bekommen, daß sie sich endlich dazu entschlossen habe, einen Fiaker zu nehmen. Als sie dem Kutscher sagte: „Fahren Sie mich nach dem Paseo de Gracia",

rief dieser begeistert aus: „Diese herrlichen Augen! Mir Sie fahre ich
in die Hölle!"
Besonders liebenswürdig wirkt die große Freundlichkeit, mit der die
Leute, die sich nicht kennen, miteinander verkehren. Wenn man von irgend
Jemand auf der Straße Feuer zu einer Cigarette erbittet, so beninunt
sich der Angesprochene so, als ob man ihm die höchste Ehre und einen
wirklichen Dienst erwiese. Hat man irgend eine Auskunft zu erbitten,
nach einer Straße, nach einem Laden, so erachtet es der Spanier als
selbstverständlich, daß er dem Fremden das Geleit giebt, bis dieser das
Gesuchte finden muß. Ich weiß, daß derartige Dienstleistungen überall
ermiesen werden, aber nirgends geschieht es mit einer so vollkommenen
Artigkeit, mit einer solchen offenbaren Freude daran, dem Nächsten gefällig
zu sein, wie hier.
Wer die Mädchen und Frauen von Barcelona unter den günstigsten
Bedingungen sehen will, der muß am Sonntag Vormittag zum Kirchgang
auf die Rainblas gehen. Da ziehen sie allesammt, wenn die Messe vor-
über ist, mit dem Gebetbuch und dem Rosenkranz in der Hand, langsam
die Ramblas auf und nieder, in ihren schönsten Kleidern und am Festtag
fast ohne Ausnahme mit der Mantilla, die gewöhnlich durch einen Kamm
gehalten, mit einer schönfarbigeii Blume, einer großen Rose, Nelke, Eamelie
oder einem Stiefmütterchen, am Hinterkops verschlungen ist. In der Rechten
darf der Fächer selbstverständlich niemals fehlen. Bald tragen sie ihn er-
hoben, ausgebreitet als Schutz gegen die Sonne, bald spielen sie damit,
indem sie ihn unablässig mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, die
virtuos genannt werden müssen, nach allen Richtungen hin öffnen und
schließen. Das weit breit und gerühmte Fächerspiel der Spanierinnen ist
wirklich keine Mythe. Sie legen den Fächer thatscichlich nicht einen Augen-
blick aus der Hand, nicht einmal beim Essen. Sie beschäftigen sich un-
ausgesetzt damit. Auf einen gut eingearbeiteten Fächer, der allen Launen
der kleinen Hand willig folgt, sind sie gerade so stolz, wie der Raucher
auf eine gut angerauchte Meerfchaumpfeife. Die Damen der bevorzugten
Gesellschaftskreise treiben mit den Fächern großen Lurus. Einige besitzen
vollkommene Sammlungen von beträchtlichem Werth, die sie gem ihren
Freunden zeigen. Um so erstaunlicher ist es, daß die Fächerindustrie in
diesem echtesten Fächerlande unseres Welttheiles doch auf einer recht niedrigen
Stufe steht. Die kostbaren und geschmackvollen Fächer kommen allesammt
aus deni Auslande, aus Paris, Wien, Berlin, London. Die in Spanien
selbst hergestellten sind meist geringwerthig und geschmacklos, plump und
schmerfällig, mit schauderhaften Farbendrucken, die gewöhnlich Scenen aus
einem Stiergefecht oder andalusische Typen darstellen.
Am lebhaftesten und auch am lautesten wird es auf den Ramblas
gegen Abend, wenn unter dem von den elektrischen Lampen grell beleuchteten
Grün der Platanen die Leute langsam die Theater oder andere Ver-

spanische Städte.
gnüqungsstStten aufsuchen, in den Schaufenstern die Berkaufsgegenstände in günstigster Beleuchtung verlockend ausgebreitet liegen und die Zeitungsverkäufer die neuesten Nachrichten ausschreien.

Um diese Abendstunden herrscht auf den Ramblas bisweilen ein Gedränge, daß man meinen sollte, es märe irgend eine Volksbelustigung. Es erscheint kaum faßbar, daß sich eine so kolossale Menschenansammlung ohne besondere Veranlassung und ohne besondern Zweck auf diesem Flecke aufstauen könne. Man würde, wenn man aus diesem ungeheuren Gewühl, das in den Feierstunden auf der Rambla auf- und niederwogt, auf die Bevölkerung von Barcelona schließen wollte, die Einwohnerzahl um das Doppelte und Dreifache überschätzen. Das kommt einfach daher, daß die Ramblas den wahren und alleinigen Mittelpunkt des gesammten öffentlichen Verkehrs in Barcelona bilden, daß von den entferntesten Stadttheilen her Alles nach den Ramblas strömt, um dort auf und ab zu schlendern, Cigaretten zu passen und sich die hübschen Frauen anmsehen. Alle Mitglieder des männlichen Geschlechts rauchen, gebrechliche Mummelgreise und grüne Jungen von sieben bis acht Jahren, auch die Bettler, diese spanische Landplage, die übrigens hier in Barcelona noch in der mildesten Form auftritt.

Welche ungeheuren Verhältnisse der Verkehr auf den Ramblas besitzt, mag die Thatsache lehren, daß der „Kiosk", eine kleine Bretterbude, in der Wasser verkauft wird — und zwar das Wasser der Gräfin aus dem „Bettelstudent", schönes, reines, klares Wasserleitungswasser —, für jährlich 25 (XX) Franken verpachtet ist. Das Glas Wasser kostet fünf Centimes. Ob mit oder ohne Fruchtsaft, ist gleichgültig; solche Kleinigkeiten werden hier nicht berechnet. Es müssen demnach jährlich öOO AX) Glas Wasser verschenkt werden, um die Pacht herauszubekommen, das macht täglich etwa 1309 Glas. Tann ist erst die Pacht bezahlt. Rechnet man hierzu noch die Spesen, Bedienung, Gefäße u. f. w., und berücksichtigt man die rauhe Jahreszeit, in der doch gewiß der Wasserconsum ein geringer ist, so werden in der guten Jahreszeit täglich zum mindesten 3009 Glas getrunken werden müssen, um die Kosten zu decken. Das macht für jede der zehn Stunden des Hauptverkehrs etwa 309 Glas Wasser, also in jeder Minute ö Glas. Und nun soll das Geschäft noch ein ausgezeichnetes sein! Wo kommt der Wasserdurst her?

Eigenthümlich ist die Art der Zuckerung des Wassers. In den Kaffeehäusern und Bahnhofswirthschaften findet man ein merkwürdig lockeres weißes Gebäck in langen Stangen, das sich im Wasser sofort auflöst und eben nichts Anderes ist als Zucker mit ein bischen Eiweiß und einem leichten Zusatz von Citronensaft. Es schineckt ganz gut, aber es sah mir nie recht appetitlich aus.

Das nationale Hauptgetränk ist die Chocolo.de, die ganz anders zubereitet wird als bei uns, aber wirklich sehr wohlschmeckend ist. Sie wird

Paul Lindau in Vcilin.
in kleinen Tassen in dickflüssigein Bräu aufgetragen, und man nimmt sie ohne Löffel zu sich. Man bekommt dazu ein biscuitartiges süszes Gebäck, mit dem sie ausgesogen wird. Das ist übrigens ein recht billiges Vergnügen. Die Chocolade mit Gebäck kostet 20 Centimes.

Ein ausgebildetes System des gesellschaftlichen Verkehrs, wie es in anderen großen Städten besteht, also namentlich die sogenannten Soirsen mit Thee, Abendbrot und musikalischen: Unfug, giebt es in Barcelona nicht, kann es kaum geben. Denn nicht nur ist kein Bedürfnis; dazu vorhanden, sondern die Möglichkeit dazu ist sogar erschwert. Die Leute, die anderwärts Gesellschaften geben und besuchen, sind in Barcelona fast ohne Ausnahme Abonnenten des großen Lyceum - Theaters, und die Logen bilden die eigentlichen Emvfangssalons für gute Freunde und Bekannte. Die Theaterzeit von etwa neun Uhr bis gegen Mitternacht fällt aber mit der Gesellschaftszeit genau zusammen. Dazu kommen noch die zufälligen Begegnungen auf den Ramblas und die gewöhnlichen in den Clubs, die Höflichkeitsbesuche, und damit wäre den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Zusammenkommens vollauf Genüge geschehen.

Die Clubs spielen in Barcelona, wie überhaupt in Spanien, eine bedeutende Nolle. Sie sind mit großer Behaglichkeit, Bequemlichkeit und zum Theil auch mit wirklichem Luxus ausgestattet. Der besuchteste Club von Barcelona ist wohl der des Lvceums, der im Anschluß an das große Theater im Theatergebäude selbst untergebracht ist. Da wird auch gespielt, aber verhältnißmäßig doch innerhalb bescheidener Grenzen. Jedenfalls ist der Lyceum - Club nicht als ein bloßer Spielclub zu bezeichnen. Es wird da auch viel geplaudert, gelesen, gegessen und getrunken. Es ist der Hauptvereinigungspunkt der bevorzugten Herrengesellschaft in Barcelona.

Das Athenäum hat einen wissenschaftlichen Anstrich. Es besitzt die reichste Bibliothek und das bestversorgte Lesezimmer. Hier werden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten, und wenn irgend ein berühmter Mann von außerhalb als Gast verweilt, so wird ihm eine „velsg»" gegeben, das heißt, es wird ihm ein feierlicher Empfang bereitet, in dem der Ehrengast angejubelt wird und seinen Dank in einer längeren Rede abstattet. Die Athenäum - Clubs sind über das ganze Land verbreitet und stehen untereinander in einer Art von Kartellverhältniß. Der Präsident all dieser Athenäum-Clubs hat seinen Sitz in Madrid. Dieser Stellung wird eine gewisse Wichtigkeit beigelegt, und in der That ist der Präsident in der Lage, unter Umständen einen starken Einfluß auf die politischen Beziehungen zu üben. In Barcelona steht das Athenäum im Zusammenhang mit dem Teatro Principal.

Der dritte der wichtigen Clubs führt den Titel „Llrnüo Leusstre".
Es ist ein Sportclub, in dem vor Allem die Ausbildung der körperlichen Fertigkeiten gehegt wird. Die Einrichtung ist ganz großartig. Der Club verfügt über große, vortrefflich gehaltene Stallungen, denen ein englischer

Bereiter vorsteht, und in denen gegen verhältnißmäßig geringes Entgelt die jungen Leute, die keinen eigenen Stall haben, ihre Pferde einstellen können; eine vorzügliche bedeckte Manege, eine Turnhalle, mit allen erdenklichen Geräthen in größter Vollkommenheit, Reck, Barren, Sprungbrett, Stangen und all den modernen complicirten Geräthen zur Ausbildung der Körperkraft, zu gymnastischen Uebungen, zur Stärkung der Glieder, Ausbreitung der Brust; einen Fechtsaal mit geschickten Fechtmeistern, Schießstand u. s. w. Im Fechtsaal wird, wie überhaupt im Süden, ausschließlich das Stoßen mit dein Floret geübt. Mensuren auf Schläger kommen wohl gar nicht vor, auf Säbel nur in den allerseltensten Fällen.
Die Beiträge, die die Clubs von ihren Mitgliedem erheben, sind verhältnißmäßig bescheidene. Bei der Aufnahme in die besten Clubs wird ein einmaliges Eintrittsgeld von etwa hundert Franken erhoben, und der Jahresbeitrag schwankt zwischen sechzig und hundertzwanzig Franken.
Auch die Deutschen, die hier die stärkste Colonie in Spanien bilden, haben einen einfachen und gemüthlichen Club, „Germania" geheißen.
Da treffen sich namentlich am Sonnabend Abend unsere Landsleute, die fast ausschließlich dem Kaufmannsstande angehören, laben sich an dem Trünke der Heimat, am Bier, das die Spanier allerdings gar nicht zu behandeln verstehen, und dreschen Skat, und zwar genau init denselben Redensarten, wie auf der deutschen Bierbank. Da wird „gereizt": „Grün, wie Blut!", „Roth, wie eine Wiese!", da wird „unter Biedermännern nachgezählt" und dem Spieler, der die Fehlfarbe dreht, der gute Rath gegeben, eine reiche Heirath zu machen, oder sich durch schleunige Flucht zu retten.
Die Hauptverkehrsstraße, die in die Ramblas mündet, ist die Calle Fernando, die etwa der Rue Richelieu in Paris, der Kärntnerstraße und dem Graben in Wien und unserer Leipzigerstraße entspricht. Da befinden sich die besuchtesten Kaufläden mit ihren pomphaften, zum Theil recht geschmackvoll ausgestatteten Schaufenstern. Unter den dort ausgelegten Gegenständen fesseln uns vor Allem die originellen und geschmackvollen Metallarbeiten, die ihre Heimat in Toledo haben: Arbeiten aus Eisen mit eingefügten Ornamenten aus Silber und Gold. Die Ornamentik ist gewöhnlich sehr geschmackvoll und reich. Die Meister dieser Kunst, die Mauren, haben die Modelle geschaffen, und zum Glück haben die Spanier die alten Formen ziemlich rein bewahrt, wenig hinzugethan, wenig verschlechtert. Der maurische Ursprung zeigt sich nicht nur in der Ornamentik, fondern auch in den Formen der Schmuckgegenstände selbst. Die Broschen haben häusig die Form der runden maurischen Schilde und zeigen in der Mitte den schwarzen Sarazenenkopf mit goldigem Helme, oder sie haben die Gestalt der maurischen Streitäxte und Beile. Die Tuchnadeln haben gewöhnlich die Form des Stoßdegens oder der kurzen Dago. Die

—^ Paul Lindau in Berlin.
Spanier missen die edlen Erzeugnisse dieses zu hoher Vollkommenheit gediehenen Kunstgewerbes sehr wohl von den geringmerthigeren Dutzendwaaren zu unterscheiden. Das Auge des Fremden muß aber erst geübt werden. Auf ihn wirkt auch die Dutzendmaare recht künstlerisch vornehm. Der Meister dieser Kunst ist Zuluaja, dessen Arbeiten mit erstaunlich hohen Preisen bezahlt werden, während die gewöhnlichen Artikel verhältnißmäßig billig sind/

^Auffallend groß ist die Zahl der Denkmäler in Barcelona. Man schämt sich seiner Unwissenheit, wenn man den dauernden Verherrlichungen so vieler großer Männer in Marmelstein und Erz gegenübersteht, deren Namen man bisher nie gehört hat, und für deren Großthaten man auch nach der bereitwilligen Erklärung der Führer nur ein höchst mangelhaftes Verständniß besitzt.

Einen angenehmen Aufenthalt bietet der schöne Park, in dem man noch auf Schritt und Tritt den Spuren der Ausstellung begegnet, die daselbst im Jahre 1888 stattgefunden hat. Hart am Park und in der Nähe des Bahnhofs steht oder vielmehr stand zu meiner Zeit noch ein riesiges Hotel, das auf ganz amerikanische Weise lediglich behufs dieser Ausstellung in einem Zeitraum von 58 Tagen massiv und äußerlich recht wirksam in der Architektur, allerdings nur mit vergänglichem Blendwerk, mit dem, was die Wiener „G'schnas" nennen, hergerichtet worden ist. Da der gewöhnliche Fremdenverkehr in Barcelona die Anlage einer so gemaltigen Herberge in keiner Weise rechtfertigt, so hat man dies riesige Gebäude einfach wieder abgetragen. Während meiner Anwesenheit waren die Zerstörungsarbeiten in vollstem Gange.

Der schöne Triumphbogen aus rothem Backstein, stumpffarbig mit glasirten Gliederungen, theilweise mit Ornamenten aus bunter Majolika, der in den Verhältnissen mohlgelungen ist, bleibt stehen. Ebenso wohl auch die anderen Gebäude, wie das maurische Haus init feinem gezackten Hufeisenbogen, den schmalen, niit reichem Schnörkelmerk eingefaßten Fenstern und der Nische, in der in üppigster Verzierung eine sehr anmuthige, ganz moderne Madonna niit dem Kinde steht, in der fröhlichen heiteren Auffassung des Südens; die Sveisewirthschaft in ihrein klotzigen, unter diesem Himmelsstrich geradezu blödsinnig wirkenden Feudalstile, u. f. w.

Die Anlagen des Parkes sind sehr schön. In den Alleen von riesigen Cactus, Palmen und Orangenbäumen, an denen die überwinterten Früchte aus dem dunklen Laube hervorleuchten, imter den schönen Platanen, den Buchen des Südens, ist es schattig und kühl. Vom Meere herüber weht eine auffrischende Brise, und das Auge erfreut sich an der unvergleichlichen Schönheit der Blumen. Besonders wohlgefällig wirken die Hügelartigen Beete, Erdaufschüttungen, oie mit Blattpflanzen und bunten Blumen, namentlich Stiefmütterchen, Nelken, Rosen und Camelien, in reizendstem Geschmacke bepflanzt werden. Gewöhnlich bilden die Camelien in ihrer

einigen Farbenschönheit, neben deren Zartheit nicht einmal das Weiß der
Rose bestehen kann, die Krönung dieser Beete, die auch vielfach in der
Stadt, an den Ecken der Straßen als Schmuck angebracht sind. Die
Camelien gehören hier keineswegs mehr zu den Luxus blumen. Man er-
zählte mir, daß vor einiger Zeit einer der reichen Patricier Barcelonas
ein Diner gegeben und zum Tafelschmuck nicht weniger als 2800 Camelien
verwandt habe, und alle aus seinem eigenen Garten.
Tie Gärten sind überhaupt in ganz Spanien von unerhörter Schön-
heit. Und hier in Barcelona sind auch die hängenden Gärten der Semi-
ramis zur Wahrheit geworden. Auf der zwei Stock hoch gelegenen Terrasse
eines der hiesigen Patricier ist so ein Garten angelegt, und da steigen
inmitten der bunten Beete die mächtigen Palmen auf, und die dichtbelaubten
Zweige der Orangenbäume zeigen das für unser Auge so wunderliche
Schauspiel des gleichzeitigen Blühens und der vollen ausgereiften Frucht.
Im Parke steht eine recht lebendige Gruppe, ein Araber, der zwei
junge Löwen gefangen hat und mit nerviger Faust an sich drückt.
Ten Mittelpunkt dieser großen und gutgehaltenen Anlagen bildet eine
Wasserkunst in imposantem Aufbau. In reichem figuralem Schmuck ist da
die Venus, der Muschel entsteigend, dargestellt, und die oberste Höhe des
monumentalen Baues krönt eine Aurora auf goldiger Quadriga. Unter dem
tiefen Blau des wolkenlosen leuchtenden Himmels funkelt auf dem Grau
des Steines das Gold ganz herrlich.
Das eigentliche Barcelona endet mit den Ramblas in dem großen
sehr belebten Platz von Catalonien, an dem allerhand Schaubuden,
Sommertheater, Kaffeewirthschaften u. f. w. liegen. Wenn man dieses
eigentliche Barcelona sich als einen Kreis vorstellt, dessen Durchmesser die
Ramblas bilden, so wird die Peripherie durch breite schöne Straßen
gezogen, die sogenannten Rondas, die ringartig die alte Stadt abschließen.
Hinter dem Platz von Catalonien, in nördlicher Richtung auf die
Berge zu beginnt die neue Stadt, die sich um die Hauptstraße Paseo de
Gracia ansiedelt. Dieses neue, vornehmste und prächtigste Viertel der
Stadt wird nach dem festgesetzten Bebauungsplane ganz regelmäßig in
Häuserquadraten nach der Art der amerikanischen Blocks errichtet. Da ist
in den letzten Jahrzehnten eine großartige Neustadt erstanden, die allmählich
die kleinen Vororte in sich aufgenommen und mit Barcelona vereinigt hat.
Da zeigt sich auch für das Auge des Fremden in auffälliger Weise eine
ungemein rührige Bauthätigkeit. In diesem Neu-Barcelona mit seiner
Hauptstraße Paseo de Gracia und seinen breiten mächtigen Verkehrswegen,
den hohen und reichgeschmückten modernen Bauten aus edelstem Material, ist
es verhältnißmäfzig ruhig. Hier wohnen die begütertsten Barceloneser.
Hier sieht man die reichsten Toiletten und die schönsten Wagen.
Eine Eigenthümlichkeit dieses neuen Stadtviertels ist, daß die Eck-
häuser nicht wie bei uns gewöhnlich einen rechten Winkel bilden, daß viel-

Paul Lindau in Berlin.
mehr die Ecke abgestumpft ist, so dafz diese Eckhäuser allesammt drei Fronten haben: die beiden Hauptfronten nach den Straßen, deren Ecke sie bilden, und eine schmale Front nach dem Schneidepunkt der Straße zu. Auf diese Weise entsteht an allen diesen Kreuzungspunkten ein kleiner Platz in Form eines Octogons, und auch dieser ist häusig vor den abgestumpften Ecken der Häuser geschmückt mit Gartenanlagen auf erhöhten Beeten, von grünem Epheu ganz umrankt, mit bunten Blunien und großblättrigen Sträuchern, von Palmen überragt. Dieser Schmuck giebt den Straßen der neuen Stadt etwas ungemein Freundliches und Heiteres.
Barcelona ist ganz herrlich gelegen, zwischen Fels und Meer. Die Ramblas führen direct zun: Friedensplatze mit der Columbussäule, der an den Hafen stößt. Und wendet man sich um, so sieht man im Norden in bläulichem Dunste die schönen Linien des Tibidabo-Berges.
In Barcelona ist vom Charakter der Seestadt wenig wahrzunehmen. Besteigt man aber am Friedensplatze einen der kleinen Dampfer, die über das blaue Wasser des Hafens den Verkehr vermitteln, so kommt man nach der Vorstadt Barceloneta, in der allerdings das richtige Treiben der Stadt am Meere herrscht. Da sind die Matrosenkneipen zweideutigster Art. Da sieht man die aufgeputzten unverschämt geschminkten Weiber und die unheimlichen kleinen Häuschen, die zum Theil vergittert sind, als ob es Harems mären. Aber trotzdem bereut man den Weg durch die wenig reizvollen Gaffen von Barceloneta nicht; denn nur wenige Minuten, und mir haben das unendliche Meer vor uns, das uns hier wie überall mit seiner großartigen Majestät erdrückt.
Aber noch viel mächtiger, wenn auch weniger unmittelbar, wirkt das Meer auf uns, wenn wir es von der Höhe des schönen Berges aus vor uns sehen, des Tibidabo, der Barcelona beherrscht, und dessen cmmuthig gezogene Umrißlinien jedesmal unser Auge erfreuen, wenn wir auf die Straße treten.
Dieser Berg bildet einen der beliebtesten Ausflüge für die Bewohner von Barcelona. Seinen eigenthümlichen Namen „tibi clabo" hat er von der kindlichen Legende, daß auf dieser Stelle Christus vom Satan versucht worden sei. „Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg (in izraealwm inontsm) und zeigete ihin alle Reiche der Erde und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: ‚Dies Altes will ich dir geben, so du niederfällest und mich anbetest/" <M Kaoo amuia W <?ai«, inymt.) Wie der Heiland von Palästina nach Catalonien gekommen ist. um sich gerade da versuchen zu lassen, darüber mögen sich Andere den Kopf zerbrechen. Der herrliche Ausblick vom Berge aus, zu dessen Füßen sich wirklich alle Herrlichkeit der Welt auszubreiten scheint, macht es allerdings erklärlich, wie die Sage hat entstehen können.
Durch die schöne breite vornehme Alleestraße, den Paseo de Gracia, die Ausläufer von Neu-Barcelona und die anliegenden kleinen Ortschaften

fährt man auf einer gutgehaltenen, sanft aufsteigenden Chaussee, die auf beiden Seiten mit riesigen Cactushecken besetzt ist, langsam zur Höhe hinauf. Der Weg schlängelt sich am Berge hinan und gewährt beständig reizvolle Blicke, und je höher wir gelangen, je weiter sich der Gesichtskreis erstreckt, desto schöner wird es. Der Weg führt an vielen interessanten Gebäuden vorüber, cm Kirchen, Kapellen und Klöstern, an eleganten, von herrlichen Gärten umschlossenen Villen. Der Berg ist bis oben mit gesundem Wald bestanden. Auf der Höhe ist in Holzbau und in ganz freier Lage eine Villa in maurischem Stil errichtet, die nach allen Seiten hin die günstigsten Punkte für die Aussicht bietet.

Zu unseren Füßen sehen mir auf der einen Seite Barcelona mit dem Vorort (Zracia und den umliegenden Flecken. Die in Sonnengold gebadete Stadt wirkt entzückend, wie ein niedliches, aus der Schachtel eben ausgepacktes Spielzeug. Das HSusergemirr, das in der Ferne in lustiger Unordnung sich zusammenschichtet, lichtet sich in der Richtung auf den Berg zu und ordnet sich zu den langen und regelmäßigen Zeilen der Neustadt, die von dem uns gegenüberliegenden Paseo de Gracia gradlinig durchschnitten wird. Wir sehen deutlich in der Mitte des Paseo die grünen Bäume der Allee, wir sehen auch die Nebenalleen mit den grünen Strichen der Baumreihen. Die ganze Stadt ist in einer merkwürdig gleichmäßigen Färbung gelbfandig und graugoldig einheitlich abgetönt. Sie ist auch einheitlich in der Prosilirung, ohne besondere bauliche Ueberragung. Die mächtigen Thürme der Kirche ordnen sich für unfern Blick durch diese Gleichtönigkeit in die schlichten Verhältnisse der übrigen Bauten ein. Barcelona bietet von hier aus gesehen den vollsten Gegensatz zu den StSdtebildern des Orients. Dort die terrassenartigen Aufthürmungen mit ihrer herrlichen Willkür in den Conturen, den Kuppeln und Spitzen, hier in der Ebene ein friedfertiger Nebeneinanderbau, eine demokratische Gleichordnung; dort die Buntfarbigkeit, hier die Einfarbigkeit. Aber auch dieser Anblick ist entzückend, namentlich machen die in der Ebene um die Hauptstadt Cataloniens zerstreuten Umlagerungen, die einzeln stehenden Häuser in ihren Gärten und Parken, die kleinen Weiler, Flecken und Städtchen, über die der Blick dahinschweift, einen überaus lieblichen Eindruck. Vor Allem aber der unsagbar großartige und ergreifende Abschluß durch die endlose Fläche des blauen Meeres, das sich weit und immer weiter ausdehnt und in der weitesten Ferne kaum erkennbar mit dem azurblauen Himmel zusammenstießt. Und welcher Himmel! Diese Höhe! diese Farbe! dieses mundervolle Blau, in dem das Sonnengold erzittert!

„Des av:,Isu?Ks» ,1'or 8'ser«ulsnt ,Isn,> I'»?ur,"

Auf der andern Seite haben mir den wegen seines Klosters und seiner Aussichtweit berühmten heiligen Berg, den Montserrat init seinem wunderlich schön zerhackten und zersägten Rücken vor uns. und dahinter glänzen in der Sonne die schneeigen Häupter der Pyrenäen. Man kann sich nichts

Erfreulicheres, nichts Ergreifenderes denken, als diese Landschaft in ihrer unvergleichlichen Beleuchtung. Und dazu noch die herrliche Kühle, die hier herrscht.

Was man sieht, ist überschön. Aber das genügt dem Menschen noch nicht. Er will mit äußerster Anstrengung noch ein klein bischen mehr sehen, als er ohne Anstrengung bequem sehen kann. Der unerklärliche Drang, in die Weite zu schweifen, weit hinweg über das Gute, das so nahe liegt, befällt ihn auch hier. Jener Mr. Bluff, den Wilhelm Busch als den reisenden Engländer verewigt hat, ist in der That eine typische Figur.

„Warum soll ich nicht beim Gehen,
Spricht er, in die Weile sehen?
Schön ist es auch anderswo,
Und hier bin ich so wie so."

Der Wärter des maurischen Hauses machte uns darauf aufmerksam, daß da hinten in weitester Ferne, ganz verschwommen, am Horizonte ein kleiner bläulicher Fleck zu sehen sei, und er sügte wichtig hinzu, das sei die Hauptinsel der Balearen, Mallorca. Und nun werden alle Gläser nach der bezeichneten Richtung hin gelenkt, und der Eine ruft: „Ich hab's!" der Andere: „Ich habe es nicht!" Und dabei sehen sie über all das Wundervolle hinweg, das sich dem unbewaffneten Auge freundlich darbietet. Und nach der andern Seite hin, — was sucht da der Blick, und was erfreut ihn? Ist es die phantastisch wilde Zerklüftung des heiligen Berges, oder sind es die in wundervoll harmonische Farben getauchten großen Berge der Pyrenäen, die den Horizont so malerisch abgrenzen? „Sehen Sie genau hin. auf den Montserrat, in mittlerer Höhe, ganz versteckt zwischen Bäumen, schimmert etwas Weißliches. Das ist das Kloster." Und nun wird dieser weißliche Schimmer gesucht und bei diesem thörichten Suchen der Genuß an dem wundervollen Ganzen gekürzt. Ich gestehe, daß ich weder das Kloster, noch die Balearen gesehen habe. Aber ich war doch ganz befriedigt von meinem Ausfluge, und ich schämte mich gar nicht, als ich später die in Barcelona an mich gestellte Frage, ob ich denn auch das Kloster auf dein Montserrat habe erkennen können, ehrlich verneinen mußte.

Auf der Rückfahrt sah ich mir die Sommeransiedelungen in und um Gracia etwas genauer an. Diese Herbergen für die heißen Monate erinnern — ruuwtis Wuwncti8 — recht lebhaft an unsere „Sommer-Wohnungen" vor den Thoren der Stadt, wie sie früher in der guten alten Zeit bezogen wurden, als die Badereisen noch ein zu kostspieliger Luxus waren. Bei uns beginnt jetzt mit dem Anfang der Hitze eine große Völkerwanderung nach verhältnißmäßig meitgelegenen Punkten. Wir reifen jetzt mit der Bahn; früher wurde der Sommerausflug mit dem Möbelwagen bewerkstelligt. Und so ist es jetzt noch in Barcelona. Hier am Fuße des Tibidabo ist eine solche Villenstadt erstanden. Sie bietet an sich wenig Interessantes dar. Die Straßen sind klein und unbedeutend.

spanische Städte.
Einige Häuser lassen durch die Ausstattung freilich auf den Wohlstand ihrer Besitzer schließen. Aber im Allgemeinen sind diese Sommervillen doch ziemlich anspruchslos und bescheiden. Das Reizvolle versleckt sich hinter dem Hause. Das ist der mundervolle Garten. Und es ist vor Allem im Gegensatz zu dem dampfenden Kessel von Barcelona die frische Luft, die hier beständig weht. Die Straßen sind leider nicht gepflastert, und wenn sich hier ein einigermaßen starker Wind erhebt, so ist der Staub entsetzlich. Wegen der primitiven municipalen Einrichtungen hat ein witziger Kopf einer dieser Straßen in der richtigen Voraussetzung, daß die Spanier den Sinn der Benennung nicht verstehen, den Namen „L»lle Onz-vincKel" gegeben. Krähwinkel bei Barcelona — es macht sich komisch.
Von der Landplage des Staubes bekamen mir übrigens eine recht artige Vorstellung. Wie wird doch unsere arme Mark und unser armes Berlin in dieser Beziehung verleumdet! Von allen mir bekannten Staub-arten — und ich habe deren auf meinen Reisen eine erkleckliche Anzahl kennen gelernt — dünkt mich — es ist nicht der Localpatriotismus, der aus mir spricht — unser märkischer Staub als weitaus der erträg-lichste und wenigst gewaltsame. Den richtigen widerwärtigen, unver-schämten Staub lernt man doch nur iin Süden und im Westen kennen. Hier wurden Staubsäulen aufgescheucht, die thatsächlich Wagen und Pferde so einhüllten, daß der Kutscher nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte und halten mußte. Es war ein dünner, feiner grauer Staub, der sich wie ein körniger trockener Nebel um uns legte.
Mit dankbarer Erinnerung an all das Schöne, das ich in Barcelona gefehen, an alle Liebenswürdigkeiten, die ich von den mir bisher Fremden erfahren hatte, und mit einem Gefühle leichter Wehmuth und zugleich der freudigen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen nahm ich von Barcelona Abschied. Das Wort des spanischen Dichters, das Barcelona als den Inbegriff der Artigkeit und Zuvorkommenheit und als die gastfreie Stätte der Fremden preist — arckivo äs lä öorresi«, nlbergn« cls los esträi,-serös — ich habe es durchweg bemährt gefunden.

^>päte Ostern.
Line Skizze
von
George Srockhsusen.
— Berlin. —

!xAAA?zie es eigentlich gekonnnen war, er ivuszte es selbst nicht: Er Kalte in einer alten Kiste nach einem Milche gesucht, dao er seiiic: ^«^W neuesten Arbeit glaubte brauchen ^u müssen, und bierbei ira: ihm die alte Bibel in die Hand gekommen. Er hatte sie ganz mechanisch aufgeschlagen und las nun innen auf der Deckelseite:

„Am 10. März 1859 ist mein lieber Neffe George Stein in der Johanniskirche von Herrn Pastor Müller eingesegnet und hat als Spruch empfangen aus dem Briefe an die Korinther die Worte: Die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. — Am Ostersonntage selben Jahres hat er das erste Mal communicirt. Auguste Stein."

Er las es wieder und noch einmal und alte, alte Zeiten kamen ihm in's Gedächtniß. Er durchlebte seine Schulzeit, er sah sich im Consirmanden-Unterricht und er sah wieder seine alte liebe Tante hinter sich sitzen und hörte sie weinen, aber wieder — genau wie damals — fühlte er, daß es Freudenthränen waren, die sich ihr in die Augen drängten, Freudenthränen, weil sie ihn, den Verwaisten, deß sie sich angenommen, trotz ihrer eigenen Armuth so weit gut gefördert und gebracht. Und er hörte wieder die Worte des Geistlichen, da dieser zu dem Knieenden sprach: „. . . sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Die Liebe höret niinmer auf."

Späte Vstern.
Da, er befand sich im Geiste noch immer bei der heiligen Handlung, kam es ihm in einer seltsamen Vereinigung von Gegenwart und Vergangenheit unwillkürlich in den Mund und er rief es laut aus!
„Die Liebe?! Doch mit Unterschied! Ich hab's anders erlebt!"
Er rief es laut und hörte seine Stimme wie die eines Fremden — deutlich, vernehmbar. Dann versank er wieder in Gedanken. Und noch deutlicher kam ihm eine Gestalt in's Gedächtnis;, die er für immer nach manchem harten Kampfe daraus verbannt glaubte, und ihm mar. als stünde sie vor ihm: die kleine schwarze Jenny.
Sie hatte es eilig gehabt damals, von ihrer Liebe hätte man nicht sagen mögen: sie höret nimmer auf, denn beim Abschied hatten sie unter heißen Thronen sich ewige Liebe gelobt und als George nach kaum drei Jahren aus Paris zurückkehrte, wohin er sich aus Erwerbsrücksichten begeben, da war sie schon eines Andern Frau.
Der Professor ermachte aus seinem Traum; dann sprach er vor sich hin:
„Vorbei, alles vorbei! — Doch der Ostersonntag ist wieder da und wieder die Kirchzeit. Ach! mär ich doch dreißig Jahre jünger!"
Tie Glocken hatten zum ersten Male geläutet, ihr Ton summte dem sinnenden Manne immer noch im Ohre. Ihm war so weich geworden und mehmüthig bei all' den alten Erinnerungen, und dann siel ihm ein: Zt. Johannis ist ja hier gleich nebenan.
Er wunderte sich ein Weilchen bei sich selbst über seine Idee, dann überwand sie ihn und er faßte einen kurzen Entschluß — er führte ihn aus: Er ging zur Kirche, mehr mit einem Gefühl der Neugier allerdings, als der Andacht.
Wie srüher war's ihm, als er das alte Portal durchschritt und ebenso seltsam befiel es ihn, als er die Kirche betrat: ihn überlief es so schaurig und doch mild. Er dachte bei sich: „Ich werde mich erkälten, bin zu hastig gegangen und nun fröstelt's mich." Nach diesem, wie er sich's selbst nannte, logischen Denken, setzte er sich auf eine der letzten Bänke in den Schatten eines Pfeilers.
Ter Choral begann und der Professor lauschte den vollen gemaltigen Klangen der Orgel. Sie ergriffen ihn mächtiger als er sich's gestehen mochte, und ihr Tönen wiegte ihn endlich in neue Träume. Wider Willen mußte er sich ihnen hingeben und sie gewannen Macht über ihn; so saß er da, die Hand vor den Augen, ohne auch nur ein Wort des Predigers zu hören. Endlich, als die Orgel zum Schlußgesang einsetzte, rüttelte es ihn aus und er sah sich um.
Neben ihm saß eine Frau im Witwenschleier, er mochte sie nicht erkennen. Dann mar der Gottesdienst beendet, seine Nachbarin erhob sich. Er folgte ihr ohne Gedanken.
Draußen in der vollen Helle des Tages löste die Frau etwas die

George Stockhausen in Berlin.
Hülle. Der Professor sah sie an, ohne Neugier, da zuckte er für einen
Augenblick zusammen. Doch dann war's ihm wieder wie in alter Zeit
und ohne sich Rechenschaft geben zu können sagte er zu ihr, die er eben
erst erkannt:
„Darf ich Dich heimbegleiten, Jenny?"
Er merkte es auch gar nicht, daß sie ihm nicht antwortete, sondern ihn
nur so seltsam lieb und doch wieder ängstlich anschaute und trottete neben
ihr her, als ob es so sein müsse.
Sie gingen weit hinaus bis in die Vorstadt. Endlich blieb sie vor
einem kleinen Hause stehen und sah ihn mit demselben Blicke von vorhin
an; gesprochen hatten Beide inzwischen kein Woil. Da kam, wie ein
Blitzstrahl dem erschreckten Auge, auf einmal seinem Denken die ganze
Tragweite seines Thnns, seine Dreistigkeit und Aufdringlichkeit erschienen
ihm unerhört. Er wandte sich und wäre gegangen ohne Gruß. Doch es
hielt ihn der Ton ihrer Stimme; es klang zitternd und wie unter Thranen,
als sie sagte:
„Ich danke für das Glück, das mir geworden ist."
Er sah ihr starr verwundert in's Gesicht, wieder traf ihn jener Blick.
Er mußte an sich halten, um nicht überlaut zu werden, dann faßte er sich
und sprach:
„So wollen wir denn die Comödie des Zufalls bis zu einem leid-
lichen Ende spielen. Komm', wenn Du magst,"
Er führte sie hinaus vor das Thor, wie früher, und sie fanden auch
wieder die alten Wege durch den Park. Und als er bemerkte, daß kein
einsamer Spaziergänger in der Nähe, da brach es los und die Worte
strömten nur so von des Professors Lippen. Er warf der Frau ihre
Treulosigkeit vor, die kurze Dauer ihrer Liebe und daß sie ihm den Eid
gebrochen und so sein Glück und seine Freude für immer vernichtet habe.
Als er geendet, sagte sie ganz leise:
„Aber vergessen habe ich Deiner doch nie."
Er lachte höhnisch auf:
„Wahrhaftig?"
Sie fuhr mit verhaltener Stimme fort.
„Ja! Wahrhaftig! Ich bin damals meinem Gatten gefolgt ohne
Liebe. Ich mußte ihn Heirathen."
„Du mußtest? Lüge, dreifache Lüge! Des Vaters Einwilligung hatten
wir ja und Du mußtest?!"
„Ja, aber die Mutter! Du weißt wohl, sie mar stets gegen Diä,
und sah in Deiner Liebe kein Glück für mich, sie hielt Dich für leicht-
sinnig und gottlos. Sie war fromm und Du warst in der ganzen Stadt
als neuerungssüchtiger Freidenker verschrieen. Sie war stets gegen unseren
Bund und der mildere Vater vermochte nicht, sie umzustimmen. Darum

dürft' ich Dir auch nie schreiben und Deine Briefe — ich fand sie erst
später in Mutters Nachlas;."
Jenny weinte lant aus, dann sprach sie weiter:
„Sie hat mich hart gequält und immer in mich hineingeredet, aber
ich blieb standhaft. Da, Du warst nicht viel länger als ein Jahr fort,
wurde sie krank. Wir pflegten sie mit allen Kräften, aber es half nichts,
nach kaum vierzehntägigem Krankenlager kam sie zum Sterben. Die Nacht
vergesz' ich nie! Mutter rang stundenlang mit dem Tode, ich war allein
mit ihr, den Vater hatte die Ermattung übermannt. Gegen Morgen
richtete sie sich in ihrem Bette auf, sie griff nach meiner Hand und flüsterte
kaum hörbar: .Thu' nicht gegen meinen Willen; er tangt nicht für Dich.
Deine Seele kommt in Gefahr/
Ich versprach ihr Alles, da verschied sie in Ruhe und ich konnte
nicht anders; ich mutzte ihr Wort halten.
Ich habe meinem seeligen Manne offen gestanden, dag ich ihn nicht
lieben könne; er hat's hingenommen und gemeint, ich fei noch jung, das
würde schon kommen. Er hat mich gut und zärtlich gehalten, so lange
er lebte; ich Hab' ihm von Herzen alles Gute gethan, aber lieben konnte
ich ihn nicht. Ich meine, er hat's auch immer gefühlt, er war manchmal
recht tramig — aber ich vermochte mich nicht zu ändern und verstellen
wollt' ich mich doch auch nichl, gerade weil er mich liebte. Nun ist er
auch schon todt, und nun darf ich's Dir ja sagen.
Es ist Alles vorbei und aus, aber es thut mir wohl, das; ich mir'S
vom Herzen reden konnte."
Sie fiel schluchzend auf die alte Bank, an der Beide standen — sie
war ihnen wohlbekannt von früher her.
Einen Augenblick stand der Professor vor Jenny, dann sank er in
die Kniee und barg sein Haupt in ihren Schoos; und stammelte leise:
„Wohl! laß' auch unsere Liebe ihr Ostern feiern! Magst Tu mich
noch? Jenny, Geliebte! Die Liebe höret nimmer auf!"
So verblieben sie eine Weile. Darauf hob sie sein Gesicht zu dem
ihren und küßte ihn in langem Kuß.
Und selig gingen sie heiin.

^llustrirte Bibliographie.

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gelängen von Robert Hamer-
linq. Jllustrirt von Adalbert von Roefzler und Hermann Dietrichs.
Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.'G. (vormals I. F, Richter),

Robert Hamerling ist vor einigen Monaten seinen langen und schweren Leiden
erlegen; seine Freunde und Verehrer sind dabei, ihm ein Monument aufzurichten, das
kommenden Geschlechtern von ihrer dankbaren Gesinnung Zeugnis; ablegen soll. Noch
bei Lebzeiten des Dichters hat es die hamburgische Verlagshandlung, bei welcher seine
Werke erschienen sind, unternommen, eine Prachtausgabe einer seiner hervorragendsten
Dichtungen, des „König von Sion" zu veranstalten, welche nunmehr auch zu einer
Art von Denkmal für den Verstorbenen geworden ist.

Hamerling gehört in Süddeutschland, namentlich in seinem Heimatlande Oesterreich,
zu den populärsten Dichtern: seine Werke werden viel gelesen und viel gekauft. „Ahasoer
in Rom" hat bereits weit über ein Dutzend Auflagen zu verzeichnen und „Der König
von Sion" liegt in neunter Auflage vor. In Norddeutschland sind seine Schriften
vor der Hand weniger verbreitet: allein auch hier erfreut sich sein Name eines guteu
Klangs und es steht zu erwarten, das; seine Anziehungskraft fernerhin noch erstarken
wird. In der Schätzung des künstlerischen Werthes seiner Schöpfungen gehen die Ansichten
ziemlich weit auseinander: übertriebenes Lob auf der einen Seite mag, wie es häufig
genug der Fall ist, auf der anderen Seite den Blick für die Schwächen und Mängel
geschärft haben. Allein die üppige Fülle seiner Phantasie, die Lebendigkeit seiner
Schilderungen, die blühende Diction und die reine Form werden sich überall Anerkennung
erringen.

Hamerlings Dichtung, „Amor nnd Psyche" hat in Paul Thumann de» berufenste»
Illustrator gefunden. Den „Ahasver in Rom" hat die hamburgische Verlagsansialt
in einer illi strikten Ausgabe aus den Markt gebracht, welche vom Publikum mit
größtem Beifall ausgenommen worden ist. So lag der Gedanke nahe, ihr eine Pracht-
ausgabe des „König von Sion" folgen zu lassen. Bietet doch die Dichtung, welche
die Geschichte der Wiedertäufer in Münster, das merkwürdige Schicksal Johanns von
Lenden zur Darstellung bringt, dem Stifte des Künstlers einen überaus reichhaltigen
Stoff für die Nachgestaltung des dichterischen Wortes im Bilde.

Die beiden Berliner Künstler, Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs,
welche die Berlagshandlung für ihr Unternehmen gewonnen hat, haben sich der ihnen
gestellten Aufgabe, wie die bisher erschienenen 9 Lieferungen beweisen, in vollstem
Mage gewachsen gezeigt. Ihre anschaulichen, charakteristischen und stimmungsvollen
Äiloer, welche so oertheilt sind, dafz sich nirgends eine Ueberladung des Textes geltend
macht, verleihen dem Werke einen vornehmen künstlerischen Schmuck. Die Ausführung

Aus: Ter «onig von Sion, Hamburg, Verlugso nli al I und Druckerei A.-Ä,
(vonna» I. F. Richter),

der theilS in den Text eingefügten, theils ein besonderes Blatt in Anspruch nehmenden
Illustrationen in Holzschnitt ist eine ganz vorzügliche. Daß die typographische Aus-
stattung des Buches an Freigebigkeit und Geschmack nichts zu wünschen läßt, braucht
kaum noch hervorgehoben zu werden.

Das Werk ist auf ca. 30 Lieferungen berechnet, welche ein JllustrationSmaterial
von etwa 200 Holzschnitten enthalten sollen. Wir schließen uns der Hoffnung der
Verlagshandlung, daß ihre Prachtausgabe des „König Sion" bei dem gebildeten und
kunstsinnigen Publikum freudig begrüßt werden wird, durchaus an. u.

Gesammelte Werke von kudwig Anzengruber.
I» zehn Bänden. Erster Band. Stuttgart 1890. Verlag der I. G. Cottaschen
Buchhandlung, Nachfolger.

Der Dichter hat eS nicht mehr erleben sollen, seine Werke gesammelt dem deutschen
Volke zu überreichen: mit den Vorbereitungen zu dieser großen, literarischen That be-
schäftigt, wurde er im kräftigsten Mannesaltcr plötzlich dahingerafft. Neben ihm dürfen
von allen Dramatikern Oesterreichs nur zwei genannt werden: Raimund und Grillparzer.
Schweift der schwärmerische Geist Franz Grillvarzers mit Vorliebe in die Vergangenheit,
ja in die graue Vorzeit, folgt seine Muse gern dem klassischen Vorbilde der Griechen,
den romantischen Pfaden der Spanier, so wurzeln Raimund und Anzengruber fest im
Boden ihrer Zeit, geben sich ganz als Kinder ihres Landes, folgen unbeirrt den Ein^
gedungen ihres eigenen Genius. Sie haben eine starke innere Verwandtschaft: beide
errangen ihre größten Erfolge da, wo sie das Leben und die Emvfindungen des Volkes
ihrer Heimat schilderten, wo sie Gestalten schufen, so voll dem Leben und der Gegen-
wart entnommen, daß sie leibhaftig vor uns stehen und wir ihrer gedenken wie Personen,
denen wir tatsächlich begegnet sind. Beide haben sich in den tiefsten Schacht der Volks»

seele versenkt, wo dem echten Dichter daS reine Menschenthum sich am klarsten und unverfälschtesten offenbart: beide sind zu den freiesten Höhen de« Humors emporgedrungen, eines Humors, der durch Thronen lächelt, der die Seele entlastet von dem schweren Druck der alltäglichen Gemeinheit, der die kranken — am Leben kranken — Gcmüther wieder aussöhnt mit dem Dasein, und den von Sorgen umwölkten Blick öffnet für die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste.

Hat aber Raimund nach dem Lorbeer des tragischen Dichters nur vergeblich gerungen, so ist Anzengruber gleich groß in der Tragödie wie im Lustspiel; beschränkt sich die Muse Raimunds auf das Theater, so ist Anzengruber auch souverainer Herrscher auf dem Gebiete des modernen Epos, des Romans und der Novelle. In der That, seit dem unglücklichen, nicht zur vollen Reife gelangten Heinrich von Kleist haben nur Wenige mit gleicher Kraft, mit gleicher Vielseitigkeit dramatisch» und epische Stoffe gestaltet wie Anzengruber. Im Lustspiel zumal ist er den Meisten überlegen. Wir wüßten nicht viele, in denen der Quell echtesten, gesundesten Humors so lauter und rein, und zugleich so reich flöße wie in den prächtigen Dichtungen „Der G'wissenS-wurm," „Die Kreuzelschreibcr," „Doppelselbstmord." Aber auch in der Tragödie werden wir nur wenige Stücke finden, die sich einem „Meineidbauern", einem „Vierten Gebot" würdig an die Seite stellen können.

Die Gesammtausgabe der Werke AnzengruberS kann als ein köstliches Geschenk der Muse an die deutsche Nation nur mit dankbaren, freudigen Herzen aufgenommen werden. Die altbewährte Verlagsbuchhandlung unserer Klassiker sowohl, als auch die Namen der Herausgeber, an deren Spitze Dr. Anton Vettelheim steht, bürgen dafür, daß mit Pietät und Verständniß die wichtige Aufgabe gelöst werden wird. Der vorliegende erste Band entspricht den weitgehendsten Anforderungen. Ein vortreffliches Portrait des Dichters bildet den Eingang. Es folgt ein kurzer Vorbericht der Herausgeber, in welchem uns mitgetheilt wird, daß die Anordnung dieser Gesammtausgabe im Wesentlichen mit den eigenen Wünschen des Dichters übereinstimmt. Sodann zeichnet Dr. Anton Bettelheim in kurzen, aber treffenden und charakteristischen Zügen das Lebensbild AnzengruberS, welcher in einigen Beiträgen zur Selbstbiographie" aus den Jahren 1871, 1878 und 1883 die vom Herausgeber entworfene Skizze vervollständigt. Die Werke selbst eröffnet der gewaltigste Roman des Dichters, „Der Sternsteinhof", welcher den ganzen ersten Band ausfüllt. In weiteren neun Bänden werden dann seine übrigen erzählenden und dramatischen Dichtungen folgen, soweit sie nicht nach dem Willen des Dichters selbst von der Veröffentlichung ausgeschlossen sein sollen. Wir sind mit den Herausgebern der Zuversicht, daß die gesammelten Werke des Dichters sich eine Leser gemeinde erobern werden, die seiner Theatergemeinde im Norden und Süden des Vaterlandes in keiner Weise nachstehen, und daß sein wohlverdienter Ruhm nur immerfort wachsen, seine schlichte Größe immer mehr erkannt und anerkannt werden wird.

Wir kommen auf die späteren Bände der Ausgabe noch zurück. üj.

Bibliograph
ische Notizen.

Die von Julius Zacher begründete, früher von Zacher und Höpfner herausgegebene Zeitschrift für deutsche Philologie (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.) beginnt mit dem 1, Hefte ihres 23. Bandes eine neue Folge ihres Erscheinens. Neben dem bisherigen Herausgeber Professor Hugo Gering ist als Mitherausgeber Professor Oscar Erdmann getreten. Die Zeitschrift soll auch fernerhin nicht das Organ einer Schule sein, vielmehr wie bisher zwischen den verschiedenen Richtungen eine vermittelnde, aber selbständige Stellung einnehmen. Das vorliegende Heft enthält

Aufsätze von K. Marold „Ueber die poetische Verwerthung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im Minnesang", von R. Röhricht, „Die Jerusalemfahrt des Herzogs Friedrich von Oesterreich," von N.M. Werner:„Gerstenbergs Briefe an Nicolai nebst einer Antwort Nicolais," von H. Düntzer: „Die Entstehung des zweiten Theiles von Goethes Faust, insbesondere der klassischen Walvur»

gisnacht, nach den neuesten Mittheilungen"; seiner kleinere Beiträge von O. Erdmann und H. Holstein: endlich eingehende Besprechungen einiger wichtiger, in jüngster Zeit erschienener philologischer Werke.

Selam. Ein Novellenstrauß von Anna Bock. Dresden uns Leipzig, E.Pierson.

In Wabrheit einen Strauß duftiger Blüthen, geschmackvoll ausgewählt und mit dem Goldfaden anmuthiger Poesie umwunden, spendet uns die Verfasserin dieser Blumennovellen. Unter dem sinnbildlichen Namen einer Blume werden uns die verschiedenartigsten Frauenhcrzen und -schicksale vorgeführt, und immer weiß die Dichterin unS dafür zu interessiren. Wie die Künstlerin durch ihr seelenvolles Spiel das Herz der Hörer gewann — Anna Bock ist als Klavierspielerin in weiten Kreisen gekannt und geschätzt — so gelingt es der Schriftstellerin durch der Sprache bestrickenden Zauber. Mag man mit der Einzel-Ausführung der Geschichten, mit dem Schluß oder mit der Charakterzeichnung sich nicht völlig einverstanden er> klären, der Vorzug edelster Form wird diesen Novellen nachgerühmt werden müssen, und das ist nichts Geringes gerade jetzt, wo der Naturalismus auch in dieser Hinsicht andere Anschauungen zu erwecken strebt. Das Kunstwerk soll ideal sein, selbst wenn fein Inhalt streng realistisch ist. Die Novelle .Das Veilchen" ist hierfür ein wahres Muster. Das tragische Problem der unbewußten Geschwisterliebe in ihrer sinnlichen Bedeutung ist hier noch gesteigert dadurch, daß das Schicksal eines Dritten hineingezogen wird, der völlig schuldlos ist, der aber doch zu Grunde gehen muß, weil er sein verborgenes Veilchen nicht besser zu hüten wußte. Der Schluß kann nur ein trauriger sein, und doch wie Milse, wie versöhnend weiß die Erzählerin den Tod als einzigen Erlöser auS allen Wirren zu schildern! Von den andern Erzählungen seien nur noch zwei angeführt, die erste: »Du rothe Rose!" und die fünfte: »Haideblume". In jener wird die Vollkraft der in einem Frauenherzen lange zurückgehaltenen Liebe mit einer Gluth dichterischen Nachempfinden« dargestellt, der sich nur fischblütige Seelen entziehen können; in dieser findet die Unschuld und Reinheit eineS kindlichen Gemüths ihre echte Fürsprecherin. Die „Haideblume" ist vielleicht an novellistischen Motiven ärmer als die anderen Geschichten, in der Charakteristrung der Personen

weniger scharf, aber sie dünkt uns die
beste Blume des Straußes, sie zeugt von
einem tiefen weiblichen Gemüthe der
Dichterin.
Leo Tolftoj. Die Kreutzersonate.
Uebersetzt vom Bibliographischen Bureau
zu Berlin. Mit einer Einleitung von
Raphael Lömenfeld. Deutsche Aus-
gabe. Berlin, B. Behr's Buchhandl.
(Walter Zimmermann.)
Der Titel „Die Kreutzersonate" ist
mehr ei» zufälliger. Tolstoj knüpft an
dies berühmte Beethoven'sche Musikstück
eine allgemeine Betrachtung der Musik, die
ihm als eine sinnlich erregende Kunst gilt.
In der Erzählung ist sie die letzte Veran-
lassung zum Ausbruch der verbrecherischen
Liebe eines Musikers zu der Frau des
russischen Gutsbesitzers Posdnyschew. Der
Held der Erzählung ist Posdnyschew selbst.
Er ist aus großen Verhältnissen hervorge-
gangen, hat wie alle Männer in der Welt
gelebt und sich endlich mit einem in be-
scheidenerem Kreise aufgewachsenen Mäd-
chen verheirathet. Die Geschichte dieser
Ehe ist der eigentliche Stoff des Romans.
Posdnyschew erzählt uns selbst sein und
seiner Gattin Schicksal. Er will an ihm
zeigen, daß unsere Ehe einzig und allein
auf Sinnlichkeit beruht und daß sie darum
unsittlich ist. Posdnyschew hat seine Gattin
gelobtet; er wird von dem Richter freige-
sprochen, weil er, wie die Begründung deS
«pruches lautet, nur seine befleckte Ehre
vertheidigt habe. Er selbst aber ist ganz
anderer Ansicht. Ich habe meine Frau
nicht in dem Augenblick gemordet — das
ist seine Anschauung —, als ich ihr das
Messer in die Seite stieß, sondern vor
Jahren, da ich als Halbreiser Knabe zum
ersten Mal das Weib erkannte. Und so
sind wir Alle. Als gefallene Männer
treten wir in die Ehe und gründen unser
Verhältnis; zur Gattin nur auf die Sinn-
lichkeit. Und die Frauen sind wenig
anders. Ihre ganze Erziehung ist nur
eine Uebung in der Anwendung der Mittel,
die zur Beherrschung des Mannes führen,
und der Haupthebel ihrer Handlungen ist
wiederum die Sinnlichkeit. Die Tendenz
der „Kreutzersonate" ist unzweifelhaft eine
barocke; aber die dichterische Kraft, mit der
Posdnyschew seine Schicksale erzählt, ist
von so unvergleichlicher Wirkung, daß man
trotz des Widerspruchs gegen den allge-
meinen Gedanken, dem er damit dienen
will, in den Bannkreis seiner Empfin-
dungen gezwungen wird und mit ihm wie

mit einem tragischen Helden fühlt, den ein grausames Geschick auserkoren hat, um mit seiner Person eine Schuld der Allgemeinheit zu büßen. Das Buch, das in Rußland so ungeheueres Aufsehen gemacht hat, daß es sogar zu Krawallen an fast allen Universitäten geführt hat, liegt in guter deutscher Uebersegung mit einer ausführlichen orientirenden Einleitung von Raphael Löwenfeld vor und wird von den zahlreichen Verehrern, die der Dichter der »Anna Karenina" und der „Macht der Finsterniß" in Deutschland hat, mit dem höchsten Interesse gelesen werden.

rl.

Jahreszeiten. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Leipzig, B. Elischcr Nachf. (Bruno Winkler), 2 Bände.

Der alte Bankier Michael Grcvenhorst sagt ziemlich am Ende dieses Buchs (II, 273): „Mich deucht, die Menschheit muß wieder aufsteigen nach ihrem tiefen Niedergang in unfern Tagen, und es müssen aus ihrer Verrohung wieder mehr Geister und Herzen erstehen, welche ideale Kunst und Dichtung suchen und als höchstes Menschenbesitzthum ergreifen." Das ist gewissermaßen das Programm für Jensens schriftstellerische Thätigkeit, und diesem echten Idealismus bleibt er auch hier treu. Ueber dem ganzen Roman liegt ein Dufthauch von Poesie, der gelegentlich die scharfen Umrisse der Bilder verdeckt, aber auch alles ästhetisch Unerfreuliche milde umschleiert. Man hat das Mystische feiner Gestalten getadelt: auch der Heldin der „Jahreszeiten" haftet es an, sie wandelt oft genug traumverloren dahin, hart am Abgrunde der Leidenschaft. Man maa das unwahr finden, aber vom künstlerischen Standpunkte aus ist es noch nicht entschieden, ob eine derartige Gestalt nicht ihre Berechtigung habe. Goethes „Mignon" und Zolas „Nana" lassen sich eben nicht mit einander vergleichen. Das Problem der .Lahreszeiten" ist ein sehr glückliches. DaS Gutsbesitzer-Ehepaar vom Hove lebt in äußerlich glücklicher, in Wahrheit unbefriedigender Ehe mit einander; der Mann liebt seine Gattin, während sie diese Neigung nicht versteht. Sie sehnt sich nach etwas Unerreichbarem, Unfaßbarem; sie spielt die Rolle der Jbsenschen Ellida. Da gewinnt ihr erträumtes Ideal Leben in der Person des Malers Bernold Aufseß, eines Jugendfreundes ihres Gatten. Auf einer Reise durch Thüringen, die dem

Verfasser Gelegenheit giebt, sein meisterhaftes Talent für Landfchaftsschilderungen zu zeigen, auf dem sagenhaften Hörselderge zerreißt der Schleier vor den Äugen der Betheiligten. Ferdinand vom Hove ist bereit, in eine Trennung zu willigen; eine Prüfungszeit soll aber die Echtheit der Gefühle der beiden andern beweisen. Nun erfolgt der Umschwung. Das schrankenlos gewährte Vertrauen öffnet Helene und Beniold die Augen; statt zu fallen, bleiben sie nach echt ^ensenscher Manier stark. Helene wird geläutert durch die Erkenntnis; der selbstlosen Liebe ihres Gatten, Bernold kommt auf den rechten Weg, als er der Neigung von Ferdinands Schwester, Fenna zur Hellen, inne wird. Diese Fenna ist, um einmal nicht poetisch zu reden, wirklich ein „interessantes Frauenzimmer," In die schwüle Spannung der Haupthandlung sind sehr glücklich humoristische Episoden cingeffochten, dargestellt von den beiden Kostgängern auf dem Gute, Florian Stoppel und Hugo Schwegler. Eine Figur von rührend kindlicher Naivetät ist der Maler Gerald Minnenpfcnnig, der gute Engel Helenes. Außer den schon gerühmten Naturschilderungen, die geradezu unübertrefflich sind, bietet der Roman auch manches goldene Wort über unsere modernen Verhältnisse. So ist das I, 1«4 f, über die Verkehrtheit unserer heutigen Jugendbildung Bemerkte lmS aus der Seele geschrieben. . *

Akkorde und Gesänge. Dichtungen von Albert« von Puttkamer.
Straßburg, I, H. Ed. Hcitz.

Der musikalisch klingende Titel dieser Dichtungen hat seine volle Berechtigung, denn in prächtig melodischem Strome gleiten die Verse dahin, und eS ist cm manchen Stellen geradezu erstaunlich, wie sich die Form dem Gedanken anpaßt, wie sie ihn trägt und hebt und wie andererseits doch niemals der geistige Inhalt durch das künstlerische Spiel verdrängt oder beeinträchtigt wird. Dabei wagt sich die Dichterin an die schwierigsten Ausgaben. Die Ode „Lenzsturm" (S. 161 s.) fuhrt vas erwählte Thema mit einer Gedankentiefe und einem rhythmischen Wohlklange aus, wie wir dies kaum bei einem neueren Dichter gefunden haben. Auch in den anderen „Gesängen", d. h. eben Oden treffen wir dieselbe Formengewandtheit, denselben hohen Geist: man vergleiche nur „Weltuntergang" (S. ISS) und „Mysterium" (S. 163). Ein kecker, frischer

Ton geht durch die „Reiterlieder". In
den einfach als „Lieder" bezeichneten
Dichtungen offenbart sich eine glühende,
aber maßvoll und keusch gezügelte Leiden-
schaft, die durchaus den Eindruck der Echt-
heit macht. Zuweilen bricht diese Leiden-
schaft mit elementarer Gewalt durch, so
in dem wonneschauernden kurzen Liebe:
„Komm'I" mit seinem mahnenden kurzen
Kehrreim: „denn die Stunde rinnt", oder
in dem naiv-seligen: .Hinter dem Jasmin-
busch". Der erste Abschnitt der Samm-
lung behandelt unter dem Titel: „Ge-
stalten" balladenartige Stoffe. Auch hier
wendet sich die Dichterin meist erhabenen
Problemen zu: „Nero, Cäsar Borgia,
Sappho, Judas Jscharioth sind ihre Helden.
DaS uralte Thema der genossenen Liebes-
lust mit all ihrer Wonne und all ihrem
Schmerz ist in dem stimmungsvollen „Noc-
turna" behandelt. Da lesen wir die Verse:
»Und es ward hörbar still, der Mond ging
nur Weltüber.nngehört undnachtbezwingend
Dem Tag entgegen, der ein Glück begrub.*
Elegisch klingt die Dichtung aus:
.In Fruhethränen zitterte der Wald,
AuS dem das junge Weib entgöttert trat —
Es sank ein kalter Edelstein, der Tau,
Auf ihren weiten, namenlosen Weg
Jnoeß das erste, fahle Morgengrau
Wie Totenblumen auf ihr Goldhaar fiel."
Das sind in der That Proben einer
ungewöhnlich hohen, künstlerischen Be-
gabung. *

Helene Pichler: „Genrebilder auß
dem Secleben". 3. Aufl, — „AuS
der Brandung des Lebens. Ehrten
zu Wasser und zu Lande". 2. Aufl. -
„Der Nordstern und Anderes".
Acht Seenovellen. München. Georg D.
W. Callwey.

WaS schon beim Erscheinen deS ersten
der genannten Bücher von der Kritik an-
erkannt wurde, gereicht auch den beiden
andern zum Ruhme: Die Verfasserin
schreibt ihre Seegeschichten nicht mit Hilfe
eines nautisch' technischen Wörterbuchs,
sondern aus langjähriger engster Bekannt-
schaft mit dem Ungeheuer Ocecm. Sie
hat das lustige Hafenleben in New-Dork
wie den schrecklichen Taifun der ostchine-
sischen Gewässer gekostet, die einsame
Majestät der norwegischen Küste wie den
stahlblauen Himmel der Aequator-Region
erblickt, und hier wie dort lauschte sie den
Schlägen des eigenm Herzens, beobachtete
sie mit scharfem Blick das Seelenleben der
sie umgebenden Menschen. Die „Genre-

bilder" schildern die wechselnden Schicksale eines großen Segelschiffes von seiner „Abfahrt aus dem Hafen" bis zu seiner Ankunft „im sicheren Port". Die leichte novellistische Verknüpfung der einzelnen Skizzen unter einander steigert die Theil» nähme des Lesers, „Aus der Brandung des Lebens" enthält einige äußerst spannende Erzählungen, auch solche, die mit dem Seeleben nur in losem Zusammenhang stehen. In der Strandgeschichte „Gänsegrete" behandelt die Dichterin mit Glück das heikle Problem, daß ein Vater beinahe die eigene Tochter liebt. Die neueste Sammlung beweist, daß die Verfasserin ihr Talent unermüdlich weiterzubilden bestrebt ist. Namentlich gelingen ihr hier großartige Landfchaftsbilder, wie die Beschreibung der ihr genau bekannten Lofoten - Inseln, der sturmumtosten ffar-Oeer u. a. Ein besonders werthvolles psychologisches Kunstwerk dünkt uns die an der nordfriesischenKüste spielende Erzählung: „Die Insel der Seligen."

Ernst Wechsler: „Wiener Autoren". — „Gespenster im Sonnenschein". Leipzig, Wilhelm Friedrich. — „Merkwürdige Alltagsgeschichten' Leipzig, Wilh. Friedrich.

Je schneller heutzutage der Name des Journalisten aus dem Gedächtniß der Mitwelt, von der Nachwelt schon gar nicht zu reden, verschwindet, je häufiger dichterische Talente in der Hochfluth der Feuilleton-Schreiberei zu Grunde gehen, um so verdienstlicher ist ein Werk, welches, wie die „Wiener Autoren" die literarischen Strömungen, die von einem Centrum ausgehen, zu studiren und zu ordnen versucht. Da es sich um Lebende handelt, wird ein solches Buch auch manchen Tadel erfahren: aber Viele werden dem Verfasser dankbar sein für seinen fleißig gearbeiteten Abriß zeitgenössischer, localer Literaturgeschichte. Das Streben nach gerechtem, rein sachlichem Urtheil wird dem Autor niemand absprechen können. Von der im Vorworte angekündigten, weit umfangreicheren Arbeit über „Berliner Autoren" erscheint der erste Band demnächst. — Die „Gespenster im Sonnenschein" sind harmlose, oft recht glücklich getroffene Skizzen, die ohne Anmaßung auftreten, flüchtige Einfälle einer viclgewandten Muse, die zwar zuweilen ein derb realistisches Obergewand trägt, aber das zarte Unterkleid aus Sonnenschein und Märchendust anbehalten hat. „Der

jüdische Papst" ist eine kühn erfundene
Sage; „Herrn Sträuhlers Pfingsten",
„Die bestrafte Klavierspielerin" u. a. sind
Proben eines schlichten, herzlichen Humors.
Die sprachliche Form der Skizzen sollte
gelegentlich etwas gefeilt werden; Ver-
fasser schreibt immer noch Austriacismen.

Jenseits des Gotthard. Menschen,
Städte und Landschaften in Ober- und
Mittelitalien. Von I. V. Widmann.
Frauenfeld, I. Huber.

Wenn wir dieses liebenswürdigen
Buches erst jetzt erwäbnen, so ist das leider
recht spät, aber hoffentlich nicht zu spät.
Den nach Italien Reisenden möchte,, wir
diese Schilderungen als ein rechtes Va-
demecum, einen launigen Gefährten und
einen treuen Rathgeber anempfehlen. Es
ist unendlich schwer, über Obcritalien
etwas zu schreiben, fast schwerer als über
die Lüneburg« Haide; denn das Thema
ist zu verbraucht. Aber der Verfasser ist
ein ungewöhnlich geistvoller Schriftsteller,
einer der scharfsinnigsten Köpfe, ein vor-
züglicher Kritiker und rühmlichst bekannter
trefflicher Erzähler. Seine vier Reise-
berichte wurden zuerst als „Feuilletons"
im Berner „Bund", den der Verfasser seit
Jahren mit Geschmack und Talent leitet,
veröffentlicht; der Beifall, den sie dort
fanden, lüfzt es durchaus gerechtfertigt er-
scheinen, daß sie in diesem Buche von ihrem
Eintags»Dasein zu neuem literarischen
Leben erweckt wurden. *

Vrodlose Künste. Blicke hinter die
Coulissen der Gesellschafts» Comödic,
von Julius Stettenheim. Berlin,
S. Fischer.

Diese anmnthige Gabe des liebens-
würdigen Berliner Humoristen verdient die
vollste Aufmerksamkeit aller, die sich noch
den Sinn für echten Humor erhalten haben.
In der Form zwangloser Plaudereien
schildert Stettenheim die verschiedenen
„brodlosen Künste," in denen viele Meister
zu sein glauben, während sie in Wahrheit
nur elende Stümper sind. Der Schalk
sitzt dem Autor im Nacken; aber wer
zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird
bald empfinden, daß hinter den feinsinnigen
Bemerkungen, die einem sorgfältigen
Studium unseres Gesellschaftslebens ihren
Urspmng verdanken, hinter den Schlag-
worten voll sprühenden Witzes ein tiefer
Ernst verborgen ist. Man lese nur das
! Capitel über die schwierige »Kunst, der»
heirathet zu sein!" Auch die andern Un-
arten, die hier gegeißelt werden, treten

einem nur allzu häufig in unfern modernen
Salons entgegen; wie wenige Leute ver-
i stehen heute noch die „Kunst zuzuhören"
oder „mit einer Dame zu plaudern!" Wie
schwer wird es vielen, ein angenehmer
Wirth oder ein liebenswürdiger Gast zu
sein! Selbst „die Kunst, eine Cigarre
i anzubieten," ist nicht ganz leicht. Der
! Verfasser schreibt kein Buch über den
„Umgang mit Menschen", seine Satire ist
nicht boshaft und verletzend, er schlägt
auch nicht mit dem Knotenstock drein; aber
feine Absicht erreicht er vortrefflich. Wir
freuen uns an den Schanmperlen seiner
guten Laune und geloben ihm innerlich,
seine Worte zu beherzigen. Wenn man
ein Buch mit dem Bewußtsein aus der
Hand legt, sich angenehm unterhalten und
dabei bleibenden Gewinn erlangt zu haben,
so wird man den Titel: „Brodlose Künste'
> gewiß nicht auf die Kunst dieses Autors
anwenden dürfen. *

! Der Oberstolze. Ein Berliner Zeit-
roman von Friedrich Dernburg.
Berlin, Walther K Apolant. 2 Bände.

Mitten hinein in die socialen Be-
wegungen der Gegenwart sührt uns der
Verfasser. Was er bei seiner umfangreichen
redactionellen Thätigkeit zu beobachten
Gelegenheit fand, hat er hier zu einem
anschaulichen Bilde gestaltet. Der Roman
berücksichtigt ausschließlich Berliner Ver-
hältnisse, spiegelt diese aber so vortrefflich
wieder, daß man sich unwillkürlich versucht
fühlt, an die Stelle der erfundenen Namen
die echten zu setzen, welche dem Leser selbst
im Gedächtnis haften. Nur vermöge einer
glänzenden Gabe der Charakteristik ist dem
Schriftsteller eine solche Leistung möglich.
Greifen wir beispielshalber eine Figur
heraus: Da ist „Schupke", der Kom-
missionär und Hauseigenthümer Schupke,
der dunkle Ehrenmannn, der Held seiner
Partei im Bczirksvereine seiner, natürlich
der Rosenthaler Vorstadt. Jeder Berliner
kennt den Sinn des Worte« „beschuppen";
daran erinnert der Name dieses Helden,
Er hat überall seine Hände im Spiel, wo
etwas nicht ganz sauber ist, aber nie ist er
zu fassen. Da ist ferner der „Spitzenfritze" ?
ein echter Pennbruder, aber ein Edelstein
im Vergleich mit Schupke; dann der
Anarchist Elldorfer, der zu großer Idealist
für seinen verbrecherischen Beruf ist. und
zahlreiche andere Typen der großstädtischen

Bevölkerung. Tie Handlung selbst dreht
sich um die Person des Oberstolzen; er ist
ein einfacher Arbeiter, das Opfer von
Schupkes Wohlthaten. Er trägt seinen
Namen von seinem Wesen; Schupke sucht
ihn zu unterdrücken, er hat ihn von Jugend
auf um seinen echten Namen, um sein
Erbe, um sein Glück betrogen, bis in's
Zuchthaus will er ihn bringen. Mit
grofzem Geschick sind die Maschen des Fang-
netzes geschürzt: aber das Netz schlägt nach
der falschen Seite. Der Oberstolze wird
von seinen Richtern freigesprochen: der
Verlauf des Criminalprocesses ist offenbar
nach genauen Studien dargestellt. Die
Lösung des Knotens geht glatt vor sich,
ein wenig nach dem Recept der bekannten
Nomone von Ewald August König. Die
verbrecherischen Existenzen finden ihr Ende,
zum Theil ehe sie die irdische Gerechtigkeit
erreicht. Schupke kommt davon, aber er
ist natürlich stark compromittirt. Die
treue Liebe der beiden edlen Mädchen
Pauline Elldorfer und Anna Henner wird
belohnt. Die Darstellung des Verfassers
ist ungemein spannend und anschaulich: er
halt den Leser immer in Athem, aber
gleichzeitig bei guter Laune, und das ist
Alles, was wir von einem derartigen
Roman verlangen. *

IZ^? Ztllttj!!«^, ^. u. vottssoks Luod»
K»>»»», Hu«!! nvä Lkw, Li» S«itr»s
s^uäsrsr Lsröi^sleKli«»»? ^ VerKSItmss«
^«s jsotsrksn Osli-islKori». Lerliu, VVsItdsr
»I» ör«»er II»»ckI»iiU»I?KrIli>U. ^«s cksr,
Nr«d', Scdv^>« «si« rntk, Diu» I^rKi^
SreKm. ^, L,, Vom
voll«, 0,, Olivtss Ssstries im I^Ksv v, io cksr
Ll»r», vis i«ti«oel>« Lrll^ninz kür cZesuv^s
trün^». Sillttz»«, Otto Vsism^,
II. L, Ilsnnorer, HeI«!»«scKs VsrlnMkuoKd,
ke»t«r, R,, Lia« vsr^osssiio iZssoKicKtsridilosoiidi»,
<!j»mmwnU Mm«il>r«r8l!i,>cII, Vortrag, ?.
V. ^eris liest 9S > Hämburg, Vorlag«»
bis i«8». <Z«»drickM, OK«».)' Ver, St«,t»»'
llomerllvx, K,, Osr von Liou. I^iscKs
»>,ii«!«n, <)., ?«ia». r»mllni«!k« U«oKi«Kt«i>.
Ilenre», >Vi!K«Im^ Uvstürium iu kilnk
Neri, I?,, «Vit«» ^usdili^uiiss ,Isr I^>,l»«»«K«>

Nord und Süd.
tlroiu», L,, AsliWSils LruutKlut. lSmsiisgj«
UsK«), Li» VvIKsspos cksr Lilaglnviscdsn
X, Lül^vr.
Lilrver, vis Legis rmck ikrs Idiitigllsiton,
H^en <isv nsussten ?orscdung«n s«k (Zrunck
Iidxsiolos, gsssks klii Ldeoloeeo, ?!iäi,gogeo,
Juristen nvä (ZsdilSst?, Ärsits ^ull»«s,
1.«»», S,, ' Ilnssr Ksuük'ss ^ngeutdum, lAus
Kslbstlcritili, Lsrlin, Vsitnsr K ^polsnt,
I,»»«!, 1^,, Ö»s Snvßsrii. Skuckisn nnck Lipsri»
Ick, 0, rrusnllsl, Ickit ^ddilcluvssn u»S Istsw,
UnWdurs u, I^eip^i«, I,, Voss,
A»rK««I>«Ii, L. Asrin». Lins Lr«iKIn„s ^ns
>V. ?, gr»tt, Lsrlin, », "VilKelmi,
Zl»utKner, I?r, Osr Istit« vsntseds von I5I»tn»,
L«liKinine, Punkts ^ullligs, vrsscksn, II,
WuSs»,
Illexer, ^, L,, VsdrdsiKIrsmnk, <ZsI»Krtev?vj«t,
«nck ?»rrs>««ist, lOsutscds 2sit- «»ck Ktrsit»
rr«en X. ?, «okt öS,) II»mtmrs, Vsrlsgs-
^nstolt von», ^, liicklsr.
II>e«i«er, L,, Ois (Zsistsr von Dürnberg, Diu
Lang von Linst unä ^ekt, Lsrlin, ^. Levlk.
Iliiller, 1^,,, vis Lntstsiiuos asr rümiscdei, st-
ckiciirn, g, lSsmmluus gsivsinvsrstkvckl, Vortriii?«
r, IV, 8«ris. Sskt SSI, Lamdurg,
I^S«»»st»It vorm, ,7, I?, RicKtsr. ^
vrssSsu I»üO. ^ ^ ^
Xerrlled, ?,, Ilsrr von IroitscKK« nvä ck»s jnns«
verllner Xe„Sr»el>e. 2««its Ssris, S»n,I Iii,:
HorSseedlliler»ui 8rlt, « e»t«rl»nck u»S Ve»»Inx
steckt. Lsrnu^«, v, 6, SseK«<is»I)iiscti»o,
killWburi;, 0, Icksissvsr,
kdl»,,,, ,1, O, ^, «III«, vis V«rdsn«ni55.
Ln^I, vov ?, <L,,MlK«rv» »Ilgsm,
»Qm»„I,!KI, VI, ^»«r«. L-mä t»,> Stuttgart,
riedler, Xsue IckarItstsins, DiÄinIencks Oiod»
li»k»el, Q, ösckicKIs, Wt «iner l^inleiturur va„
I'siiR v»d», /vsits ^ullgjks. I.oin««, Lrsit-
Hockender«, Ssrrn SeKellsvbsrgs ^bsntensr,
liosexxer, 1^, ^nü?sv»KIts Vsrlis, ?r»cdt>
^„^,lbs, Zlit Illustr. I^iüteruus ?«—»K,
«>,iei in rünk ^uk^su, Sorii« i«9«, Vsrlsg
Onilur^vnil I^KsmidgS^ Iltt einsill LjtsIdM
I.i«>,s«Iiin(>. ^ i^,^'
lisr I»„ck«ittil«I>»M. Vs,d»It»i»». L»ni>«vs,,
0, ««ver.
«kd««rei, Kritik ösr Ll«»tLkoim«v Se» ^lisw-
tsivs. LissnuoK, ^, L^cmeisrer,
Sedüllkelilor, U,, LeKsnälui^siiuxor «iitk,rkzk>s>
Semler, <Z>, vis VsItkvseKsnui»: I^rKsiB uuä
SoetKss unS jki« LexisutuKs kor un»r» 2»it.
iDsutsode ^»it- uvck Ltisilkrusei, !s, ?, S«kr«>
Uomdurg, Vsrl«?s ^llstsir vorm ^, liieiitsr,
Im,t»tivi>»i>, vresäsn m»i I^sip^jK Vsil«?
8>tt»r>I, Luiits LlMtsr. SsWdvrs u, I^«>i«ie,
«Ittirck, ^Iks unck i,euo »xsru. üllsillslisclis
LodriktsQ, Lvrün, (1, lledmiuiv,
8ple>»»seil,?i„?ii,äsr uullt^Kocker, Lii, I

kixdel, II, ?,, Vis k>s^iSn<jav« Ses v«»t«I>«>
?»cI»ert>AIcI>I«5^ unil 8treI»»Ier, XscKsedl^ee-
1"«s»te, N,, ?»IIodst, VurmstioKigs <Z«cKicdtell.
Sellin, ^il, 2«dordier.
kker, (.Kr, Xervositiit uuck jl!ijcoe»«rij«dll»g
in Ls»s ullck Lvduiv, Viesd^äsv, ^. ?. Lsrk-
Verstlcledevcke v»r»t«»ui>x ckor 8t»rKe».Ver^
Költiil«« Ser euronIIicKcn Heere Im k rl«lk».
Voller», ki,, Lnl«!tui>s ?ur üsrdsed»it2»r»i.
V»eKe»»ii»ev, kl,, deveglem I«t«o, k>»
!„Kr»u. I>iek«,u»s I, Lv»«sbllrs,^ 8tnv»v,
Quicker, L., ?olitill öer c«vstiruliov«IIe» Lt»«t«».
K»risruK«, Ilsclilat'scKs SucKK,^ ^
<Z, lZI,«vi-, ^ ^
ffel?, V?,, Sd^Ke!>i«,irs vom Lt», puncto ä«r
vs>sIsiod«uS«n I.i>ter»tuiges«dicnts. Xrttsr
IZ»n>i: vis LsnscKsn in LKsIissi«»«« Or«»«,
Vorms, ?. IZsiss. ^ ^
«iiwwvsrsuck, ki.
^,^?°Mct,t»r,'° ^
«'»It<r», V,, Liv Ssstüpiel, Rom«!, vres^sv,
S, Wnelsll,
«elt«cd. cker «eielkeli. kür krcklnmcke in »erll,^
», L,, 2. S, 2«. L,, S, g, vsrlill, v, Seuosr,
Schlesilche Buchdruckcrei, Kunst» vnd verlagianstoll vormals S. Lchottlaender, Srttl»«.

18S0«

8p^uitsl 8sl? 1^
pulverfö^mig
KrystsIIisirt. !!Ä
8p^>^llel 8eis«.
K^«I.8S^lic»
M»"»,H „„„ „„„„I,,„„I„ t „N,i.„ „„„„„„„„„„II
»ivä ?u belieben clurck 6ie

^.öbsl 8cKottIänäsi', Karlsbali i/öönmsn
sowie clurck
alle j1im?rälM88ei'-IIäiiijlWFeii, ^gtkekeii uni! vr^iiisten.
Usbsi-8ss!svKs vopöts in cisn g^ö88t«n 8iälit«n sllsr «ssltttigils

11,894,000 in 1S37,
12,720,000 „ 1SL8,
15,322,000 „ 13L9,
«,/^ « «^,?7// 5tt ?Ä/ ^
Lxil-riLtt IVI^OIO^l. >I0U«dl^l..
7^ /WI.I.MKi8 öW^I^V,

August I,8Y0.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Paul Bourget.
Radirung von k. Kühn in Nürnberg.

„Nord »nd Skid" erschein! am Anfang jede, Monats in heften mit je einer Aunftbettage.
preis pro HZuartal (Z Heft») S Mark. ——
Alle Suchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" b«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens 5
richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. 2/3.

I

Nord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

ll V. Band. â€” Auguft WD. __ Heft l,6Z.

WreKlau
Schlesische Bnchdrnckerei, KunstÂ» Â»nS Verla gs>Ansta lt
vormals S. Schottlaender.

Krokonosch und Ziegenrücken.

>Li»e !Vai,dergeschichtc.

von

Karl ZaentrKe.

— Breslau. —

I.

Die Freunde.

aö war ja in St. Peter, zwischen dein Krokonosch und Ziegen»
rücken!"

„Erlaube, Du kannst nicht sagen, daß St. Peter zwischen
diesen beiden Bergen liegt —"

„Wo denn sonst?"

„Stelle Dir doch einmal die Lage der Gebirgszüge vor! Nehmen mir
an, dies Salzfaß sei die Schneekoppe —" u. s. w. u. s. m., aber die
Freunde konnten trotz aller topographischen Versinnbildlichung, die sie mit
Hülfe von Messern, Gabeln, Salzfässern und anderen Tischgeräthen vor-
nahmen, zu keiner Einigung gelangen.

Sie saßen an einem mundervollen August-Abend des Jahres 1875 in
einem öffentlichen Garten Breslaus, hatten ihre Abendmahlzeit eingenommen
und sich dann bei einem Glase Bier am Faden der Erinnerung in die
gemeinsam verlebte, noch nicht lange verflossene und doch, wie sie meinten,
schon in graue Dämmerung gehüllte Studentenzeit zurückgesponnen.

Sie waren Beide keine Duckmäuser gewesen; im Gegentheil: mit
frischen Sinnen und begehrlichen Gemüthern hatten sie zugegriffen, wo
immer sich ihnen eine lockende Frucht gezeigt, und nur selten stieg in ihnen
die Neue auf über eine Erdbeere, die sie ungevflückt am Wegesrain stehen
gelassen.

Auch hatten sie nicht immer ängstlich danach gefragt, ob der Becher,
aus dem sie sich Befriedigung tranken, besonders blank und rein gewesen
— und doch hatten sie darum nichts an der Reinheit ihrer Seele ein-
gebüßt.
Aber es mar jetzt, nachdem sie bereits zwei Jahre als Negierungs-
Beamte dem Philistertum angehörten, jene eigenthümliche Melancholie in sie
eingezogen, wie sie nur die reife Jugend kennt, die, wenn ein kräftiger
Windhauch im Mai die Blüthen von den Bäumen schüttelt, schon wähnt, der
Herbst sei gekommen.
Was nun auch immer den Grund zu dieser Stimmung abgegeben
haben mochte — vielleicht das graue Einerlei des Beamtenthums, das ihnen
zum ersten Male mit erschreckender Deutlichkeit vor die Seele getreten war
— genug, sie hielten sich heute Abend für greisenhaft alt und sie sprachen
von ihren lustigen Wanderfahrten der Studienzeit wie von verschollenen
Sagen, an die man nicht mehr glauben will.
Wie erstaunt wären sie gewesen, hätten sie die Gedanken des alten
Herrn am Nebentische, der sie unausgesetzt betrachtete, errathen! Wie niußte
er über die lebensmüden Klagen des blonden Jünglings mit den schwärmeri-
schen Augen und dem faltenlosen, blühenden Antlitz lachen, der seinem
braunen Freunde mit dem kecken Schnurrbarte und den unternehmungs-
lustigen, blitzenden Augen so lange von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit
alles Schönen vorpredigte, daß dieser in die Klagelieder einstimmte und,
obwohl er mit allen Fasern seines Herzens am Leben hing, schließlich
seufzend betheuerte, daß er, wie sein Freund, längst damit abgeschlossen habe.
Denn wie energisch und praktisch Kurt Schmettom, der braune, auch
in allen äußeren Verhältnissen des Lebens auftrat, und so sehr er hierin
seinen blonden Freund Hans Döring übertraf, übte dieser doch in allen geistigen
Beziehungen einen geradezu beherrschenden Einfluß auf den Freund aus.
Hans mar eine ideal angelegte Natur, er fand neben seiner amtlichen
Thätigkeit noch Zeit, sich eingehend mit Literatur, Kunst und Philosophie
zu beschäftigen und Kurt sah lernend und bewundernd zu ihm empor.
So war er ihm denn auch heute in die dunkelsten Gänge des Pessi-
mismus gefolgt.
Als sie endlich eine Pause in ihrer Unterhaltung eintreten ließen,
erhob sich der alte Herr am Nebentische, lüftete zum Gruße den Hut, und
an den beiden Lebensmüden in militärisch strammer Haltung vorüber-
gehend, sagte er mit tiefem, sanftem Tone:
„Werden Sie nur älter, meine Herren, um wieder jugendlicher zu
empfinden!" Dann entfernte er sich rasch.
Die beiden Freunde sahen sich betroffen an.
Wer mar der alte Herr gewesen, den sie vorher im Eifer des Gesprächs
garnicht bemerkt hatten? Seine Erscheinung erinnerte sie an glücklich ver-

lebte Stunden und feine wenigen Worte waren durch ihre Herzen gegangen gleich einem linden Frühlingshauche über winterliche Einöden. Schweigend sannen sie eine Zeit lang nach.
Jetzt mußten sie, daß und wo sie ihn gesehen hatten. Ein ganzer prächtiger Sommertag im sonnenbeschienenen Niesengebirge stieg vor ihren geistigen Blicken wieder auf. Sie hatten den alten Herrn zufällig an der Wirthstafel kennen gelernt und seine überaus geistreiche, lebensprühende Unterhaltung, sein tiefes Wissen auf allen Gebieten, die sie berührten, hatte sie derartig gefesselt, daß sie in seiner Gesellschaft den ganzen Tag verblieben und mit einer mahrhaft schmerzlichen Empfindung von ihm Abschied nahmen, als er sich genöthigt sah, plötzlich abzureisen.
„Das mar ja in St. Peter," begann Hans Döring.
„Ja, in St. Peter zwischen dem Krokonosch und Ziegenrücken," bestätigte Kurt Schmettom, worauf sich jener Streit entspann, mit dem wir unsere Erzählung begannen, und der nicht eher endete, als bis sie beschlossen, an Ort und Stelle die Entscheidung über die Lage der beiden Gebirgszüge herbeizuführen.
Das Wetter war so herrlich, schien auch noch lange beständig bleiben zu wollen, und es mar mit einem Male eine Sehnsucht in ihnen erwacht, die heiße Stadt zu fliehen und einige Tage im Gebirge zuzubringen, daß sie sich sofort erhoben, noch heute bei dem befreundeten Vorgesetzten einen kurzen Urlaub nachsuchten und ihre Bündel schnürten, um den anderen Morgen mit dem ersten Zuge nach den Bergen aufzubrechen.

II.

Kunstübung auf der Landstraße.

Wem ginge nicht das Herz auf, wenn er, von Hirschberg kommend, auf der Landstraße nach Schreiberhau sich der mächtigen Wand des Riesengebirges nähert!
In seiner ganzen Ausdehnung liegt es vor uns, von der Schneekoppe bis zum Reifträger, mit den zahlreichen freundlichen Ortschaften zu seinen Füßen, mit den bewaldeten Vorbergen, die sich weit in die Ebene hinein erstrecken.
An der sagenumsponnenen Burgruine Kvnast vorbei, die zur Linken liegen bleibt, geht es durch die lieblichen Ortschaften Hermsdorf und Petersdorf in jenen entzückenden Hohlweg hinein, der ganz allmählich aufsteigend uns mitten in's Hochgebirge führt.
Da sendet uns Vater Rübezahl zum ersten Willkomm den munteren Zacken, der über Felsgeröll an blumigen Matten entlang uns kristallklar entgegenkommt, fast immer freundlich plaudernd, zuweilen aber auch wildschäumend, wenn die Straße zur Rechten und die Felsenwand links ihn gar zu sehr in die Enge treiben.

Karl Iacnickc in Breslau.
Und wie weiß er uns durch seine Windungen zu überraschen! Welche abmechselungsreichen Bilder thun sich da vor unsern Blicken auf! Noch sahen wir eben am fernen Horizonte den mächtigen Gipfel des hohen Rades und der Sturmhaube oder den scharfen Grat der steil herabfallenden Schneegruben, da schiebt sich plötzlich wie eine grüne Coulisse dicht vor unsere Augen eine mit hellen Buchen, Lärchen und dunklen Tannen be-wachsene Bergwand, als hieße es: bis hierher und nicht weiter! Es mar aber nur schöner Scherz, mir sollten uns ausruhen, uns vorbereiten zu neuen Genüssen des Auges, denn schon öffnet sich wieder das Thal und andere noch schönere Bilder als zuvor bieten sich den erstaunten Blicken dar.

Nicht weit hinter dem Vitriolwerk von Petersdorf ist die Stelle, wo die frischere, kräftigere Hochgebirasluft sich in überraschender Weise sühlbar macht.

Unwillkürlich athmet man auf und läßt mit vollen Zügen die würzige Luft in sich einziehen.

Auch unsere Freunde empfanden den erquickenden Wechsel der Tempe-ratur, ließen den Wagen halten und stiegen aus, um von nun an den Weg bis zur Josephinenhütte, wo Mittagsrast gehalten werden sollte, zu Fuß zurückzulegen.

Ueber ihnen spannte sich ein molkenloser Himmel aus, die Landstraße war staubfrei, denn es hatte die Nacht geregnet, und das Laub der Bäume, die tausend verschiedenartigen Blumen auf den zum Theil üppig bewachsenen Felswänden glänzten so frisch und bunt im Sonnenlicht, der Zacken sprang so ausgelassen lustig über die gewaltigen Steinblöcke herab, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, hätten unsre Freunde nicht mit eingestimmt in den allgemeinen Jubel der Natur.

Ja, die Stimmung von gestern Abend schien verflogen. Der letzte Rest davon war im Eisenbahn - Coupö eingeklemmt worden und hängen geblieben, als sie in Hirschberg schnell daraus entschlüpften und der Schaffner hinter ihnen sofort die Thür wieder zugeschlagen hatte.

„O Wandern, o Wandern, Du freie Burschenlust," sang Hans mit klangvollem Tenor in die Berge hinein, daß es vielfach wiederhallte, und Kurt wagte es nicht ihn zu begleiten, obwohl ihm die Brust ebenso freudig sich hob, denn:

„sein Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen —"

ihm fehlte jede Singstimme.

Desto überraschter horchten sie auf, als jetzt plötzlich aus dem Gebüsch zur Rechten eine tiefe Baßstimme sich vernehmen ließ, die nicht ungeschickt in das Lied einfiel und es bis zum Schlüsse artig begleitete.

Sobald Hans geendet hatte und die Freunde mit ihren Blicken das Waldesdickicht nach dem unsichtbaren Sänger durchspähten, sprang dieser

hinter einer mächtigen Tanne hervor und einen niederen Felsenabsatz so
geschickt herab, daß er gerade vor die Wanderer zu stehen kam, und sich
lies verneigend sagte er:
„Guten Morgen, meine Herren."
Die Freunde mußten unwillkürlich laut auflachen. Vor ihnen stand
ein wunderlicher Heiliger.
Eine große hagere Gestalt von etwa 35 Jahren, bartlos, mit langer
schmaler Nase und engzusammenstehenden dunklen Augen, in einem bis an
den Hals zugeknöpften, ehemals schwarzen Rocke, der jetzt aber in allen
nur möglichen Farben erglänzte.
Unter dem rechten Ann trug der Mann eine lederne Tasche, auf dem
Kopfe einen alten Strohhut, der niemals neu gewesen zu sein schien und
dessen breite Krampe verbogen, geschwärzt und durchlöchert war wie die
Seele eines armen Sünders.
Gleichwohl gab dieser Hut seinem Träger ein ganz besonders unter-
nehmungslustiges Ansehen.
„Js a Wetterle heute, was? Da muß man schon singen! — Aber
verzeihen Sie nur, meine Herren, daß ich so ungefragt in Ihr Lied mit
einstimmte."
„Ei, es ging ja vortrefflich," sagte Hans.
„Sie sind wohl Sänger von Profession?" fragte Kurt.
„Gewesen, gewesen, meine Herren!" antwortete der Fremde mit ge-
wichtiger Miene, die schwarzen Augenbrauen hoch in die Höhe ziehend.
„Ich bin acht Jahre lang mit einer fahrenden Truppe herumgezogen, die
mich einmal aus meiner Heimat hier mitgeschleppt hatte. Aber es mar,
so zu sagen, ein Hundeleben, meine Herren, ich hielt es nicht aus vor
Sehnsucht nach den Bergen, und da nahm ich Reißaus und kehrte zu meiner
alten Kunst zurück."
„Also doch Kunst! Und welche ist die?" fragte Hans neugierig.
Der Mann wies auf seine Ledertasche und sagte:
„Ich bin in der Ausübung derselben, meine Herren; komme vom
Kirchdorf und soll nach den Kochelhäusern hinüber; habe mir den Weg
abgekürzt, zwar etwas beschwerlich, aber was thut man nicht aus Menschen-
freundlichkeit! Hat sich da oben ein alter Bauer beim Holzfällen die Axt
in's Bein gejagt, da muß ich halt helfen."
„Ah, Sie sind Heilkünstler!"
„Zu dienen, meine Herren!" Er machte eine tiefe Verbeugung.
„Aber gestatten Sie mir meine Verwunderung auszusprechen, meine
Herren; wollen Sie denn Ihre schönen Gesichter durch Stovpelbärte ent-
stellen? Wollen Sie in diesem Zustande der Tochter Rübezahls, der keuschen
Emma, gegenübertreten? Das könnte Ihnen der Alte verdammt übel nehmen
und mit einem grimmen Hagelwetter vergelten! Sie sind heut noch nicht
rasirt worden, gelt?"

Karl Zaenicke in Breslau.
Hans und Kurt sahen sich lachend an.
„Nein, allerdings nicht," sagten sie, „wir sind so zeitig von Hause aufgebrochen."
„Nun sehen Sie, welch' glückliche Fügung des Himmels, daß er Sie mich treffen ließ! Es stand geschrieben, Sie sollten nicht unrasirt in die Berge gehen! Ich habe alles Nöthige bei mir, das Wasser wird die richtige Temperatur haben, es mar vor zehn Minuten kochend.
Und schon hatte er aus seiner Hintertasche die Blechbüchse mit Waffer hervorgeholt, aus der Ledertasche das Messer gezogen und geschärft und allen Einwendungen zum Trotz Hans Döring auf einen niederen Felsen-vorsprung sanft niedergedrückt, ihn, eine Serviette von zweifelhafter Sauber-keit umgebunden und mit dem Einseifen begonnen.
„So etwas genirt große Geister nicht," sagte er, Hans die Wangen reibend, „ich bitte Sie, meine Herren, da haben wir in Frankreich mit-unter noch ganz andere Geschäfte auf offener Landstraße, im Angesicht vieler Hunderter von Zuschauern verrichten müssen! Werden wohl auch dabei gewesen sein! Nun also! Du meine Güte! Ich spreche mit einem gewissen Dichter: nichts Menschliches ist mir fremd. Aber bitte, halten Sie nur recht still, mein Herr!"
Hans hatte den Kopf unwillkürlich ein wenig gewendet, weil er ein ver-dächtiges Geräusch vemommen, und richtig, da zeigte sich auch schon in der Ferne eine große zmeispännige Kutsche, die wegen der mächtigen Steigung der Straße im Schritt dahergefahren kam.
„Da haben wir die Zuschauer!" rief Kurt lachend und Hans wollte aufspringen, aber der Heilkünstler hielt ihn mit kräftiger Hand zurück.
„Hier ist kein Entrinnen," sagte er, „Sie können unmöglich halbrasirt den Fremden gegenübertreten."
„Wenn Dich's allein genirt, Hans," sagte Kurt schnell, „so will ich Dir Gesellschaft leisten! Flugs, Herr Meister, ich nehme mein Taschentuch vor, seifen Sie mich auch ein!"
„Das laß ich gelten!" rief der Heilkünstler, „ließ den halbrasirten Hans los und stürzte sich auf Kurt, den er so schnell einseifte, daß, noch bevor der Wagen herangekommen war, er schon wieder bei Hans die Arbeit aufgenommen hatte.
Dazu sang er laut ein Lied vor sich hin.
In dem Wagen saßen vier Personen, eine ältere Dame und ein frisches junges Mädchen, gegenüber zwei nicht mehr jungen bärtigen Männern.
Die Gruppe am Wegesrande muß sich vom Wagen her recht lustig ausgenommen haben, denn das junge Mädchen, das sie zuerst bemerkte, machte sofort lachend ihre Reisegefährten darauf aufmerksam.
Vier Hälse reckten sich neugierig nach der Gruppe hin und nun mar Keiner mehr zu halten. Ein meitschallendes Gelächter brach los, in das

Hans und Kurt und der fahrende Künstler, der seine Handtirung nothgedrungen unterbrechen mußte, aus voller Kehle einstimmten.
„Gute Verrichtung!" rief einer der Männer im Wagen.
„Allemal, allemal! Darf ich Em. Gnaden ebenfalls bedienen?" scholl die Antwort des Heilkünstlers zurück.
,Leider nein, mir lassen wachsen, was da wachsen will, wie Sie sehen."
„Bedaure unendlich! Aber vielleicht ein kleiner Aderlaß gefällig oder Blutegel oder Hühneraugenoperation? Letzteres ganz besonders zu empfehlen vor dem Bergsteigen!"
Auch dieses Anerbieten wurde durch Kopfschütteln abgelehnt, denn der Wagen hatte sich bereits so weit entfernt, daß eine mündliche Antwort unmöglich war, ja daß auch ein ziemlich laut gesprochenes „Auf Wiedersehen!" von den rothen Lippen des jungen Mädchens kaum zu den Ohren der beiden Freunde gelangt war. Noch lange aber hörte man das glockenhelle Lachen des Mädchens, bis der Wagen bei einer Wegebiegung den Augen der Nachschauenden entschwand.
„Das erste Reiseabenteuer, meine Herren!" begann der Künstler wieder, seine Arbeit aufnehmend, „nun werden Sie sehen, was für allerliebste Sachen sich noch daraus entwickeln! Die Kleine im Wagen mar nicht übel, wahrhaftig nicht übel! Ich verstehe mich auf dergleichen, bin nicht umsonst bei der Kunst gewesen. Die holen Sie bald ein!"
„Ach! wir sind nicht zu Liebesabenteuern aufgelegt," sagte Hans, einen kurzen Rückfall in die gestrige Stimmung erleidend.
„Das hängt nicht von Ihnen ab!" erwiderte der Heilkünstler mit gewichtiger Miene, die Achsel zuckend. „Die Liebe, die Liebe! Na, Sie werden ja sehen — und besonders auf Reisen!"
Und wie, um die Freunde nicht aufzuhalten, dem Wagen nachzueilen, beendete er so rasch als möglich sein Werk, geleitete sie Beide den bequemsten Weg an den Zacken hinab, wo sie ihre Gesichter waschen konnten, empfing mit tiefen Verbeugungen die sehr reichliche Belohnung seines Dienstes und verließ die Freunde mit taufend Segenswünschen für ihre fernere Wanderschaft.
Als sie schon ein gut Stück Weges gewandert waren, hörten sie ihn noch einmal rufen.
Sie wandten sich um und gewahrten ihn jenseits des Zackens auf einem Hochauftagenden Felsen, der zwischen Birken und Lärchenbäumen schwarz sich abhob.
Er schwenkte sein Tuch und sang dann durch die hohlen Hände so laut, daß die Freunde jedes Wortes verstehen konnten, in selbstgewählter Melodie und eigner Dichtung:
„WanderSmann, Wandersmann
Höre mich und denke dran:

Karl Iaenicke in Breslau.
Findst Du nirgends was zu lieben,
Besser wärst zu Haus geblieben!"
Die Freunde grüßten lachend ebenfalls mit Tücherwehen, bis der
Mann vom Felsen verschwand, und zogen dann ihre Straße weiter.
„Er spielt auf Deine resignirte Aeußerung von vorhin an," sagte
Kurt, „und ich glaube, der Mann hat Recht. Zudem, gestehe Dir's nur
selbst, mein lieber Hans, wir haben bisher, so oft wir zusammen gewandert
sind, noch stets eine „empfindsame Reise" gemacht, und es sollte mich sehr
wundern, wenn es diesmal anders würde."
„Ich will nichts verschwören," sagte Hans, „aber ich habe mir vor-
genommen, vorsichtig zu sein."

III.

Künstlers Prophezeihung.

Tie Freunde hatten sich keineswegs beeilt, dem Wagen nachzukommen;
noch genügte ihnen vollkommen ihre eigene Gesellschaft, und auch, als sie
jetzt unter den herrlichen Niesentannen der Josephinenhütte ihre Mittagsrast
hielten, hatten sie sich ein Plätzchen, möglichst abseits von den anderen
Reisenden ausgesucht und sich ganz dem erquicklichen Ruhen im kühlen,
harzdurchdufteten Schatten hingegeben.
„Wofür hieltst Du die Leute, die wir vorhin im Wagen trafen?"
fragte Kurt seinen Freund nach einer langen Pause des Schweigens; denn
sie schwiegen, wenn sie beisammen waren, sehr häusig und langweilten sich
doch nicht dabei. Ja, es konnte ihnen begegnen, daß ihre Gedanken un-
absichtlich so sehr mit demselben Gegenstande beschäftigt waren, daß der
Eine dem Anderen auf eine nur gedachte Frage antwortete oder beide
zugleich denselben Satz aussprachen.
„Ich bin nicht recht klug aus ihnen geworden," antwortete Hans,
„das Mädchen hatte weder Aehnlichkeit mit der Alten, noch mit den beiden
Männern, die wieder unter einander durchaus verschieden waren. Alle,
mit Ausnahme des Mädchens, hatten einen recht philiströsen Zug im
Gesichte; die Alte ist keineswegs die Mutter der Jungen und die beiden
Männer scheinen mir reich gewordene Handwerker und dazu alte Jung-
gesellen zu sein, die vielleicht noch in später Stunde den Entschluß gefaßt
haben, zu Heirathen."
„So etwas Aehnliches habe ich mir auch zusammengereimt," sagte
Kurt, „ich sehe sie nämlich von hier aus und beobachte sie schon längere
Zeit. Da drüben sitzen sie."
„Ich weiß, ich weiß, ich habe sie längst bemerkt. Das Mädchen ist
jetzt aufgestanden und geht musternd an den Tischen der Gäste vorüber,
als suchte sie Jemand, während die drei Anderen die Köpfe zusammen
stecken und eifrig über eine augenscheinlich sehr wichtige Angelegenheit
discutiren."

„Das Mädchen kommt immer näher, Hans; paß' auf, die sucht uns!"
„Wahrhaftig, es ist so. Jetzt hat sie uns gesehen und kommt lachend auf uns zu."
Das junge Mädchen trat wirklich mit raschen Schritten an den Tisch der Freunde heran, winkte diesen vertraulich zu und sagte, nachdem sie sich noch einmal flüchtig nach den Ihrigen umgesehen hatte, ganz unbefangen:
„Guten Tag, meine Herren, da sind Sie ja endlich, ich habe mir schon fast den Hals nach ihnen verdreht."
Die Freunde erhoben sich, machten eine stumme Verbeugung und mußten wohl unwillkürlich in ihren Gesichtern so viel Verwunderung sehen lassen, daß das Mädchen in ihrer Rede fortfuhr:
„Wundem Sie sich nicht, meine Herren, daß ich so geradeswegs auf Sie losgehe. Mir ist aber von meinen Freundinnen in Spandau — ich bin nämlich aus Spandau, so gut wie Vorstadt von Berlin — gesagt worden, daß man auf solchen Gebirgsreisen nicht zimperlich sein darf, wenn man sich amüsiren will. Da muß man Bekanntschaften machen und die anreden, die Einem gefallen. Nun sehen Sie, ich reise mit meiner alten Tante und zwei ledernen, alten Junggesellen, die mich beide 'Heirathen wollen und von denen mir immer Einer mehr zuwider ist, als der Andere. Das ist schrecklich; es scheut sich Jeder mit uns bekannt zu werden. Als ich Sie nun aber vorhin auf der Chaussee in so fröhlicher Laune und bei so origineller Beschäftigung traf, so dachte ich mir: das sind lustige Vögel, das sind gewiß Studenten, mit denen mußt du bekannt werden, und sollten meine Herren Freier auch bersten darüber vor Aerger."
„Das ist gescheut, mein Fräulein," sagte Kurt, auf ihren Ton eingehend, „wir reisen zwar, wie mein Freund Hans eben sagen will, nicht lediglich zum Vergnügen, —"
„Nicht zum Vergnügen?" rief das Mädchen erstaunt dazwischen.
„Nicht eigentlich," nahm nun Hans das Wort und lächelte, „unsere Reise hat den Zweck, die Lage des Krokonosch und des Ziegenrücken festzustellen —"
„Was für Zeug?" siel das Mädchen erschreckt ein, „das klingt ja entsetzlich! Ziegenrücken! und dann das andere Thier! Sie sind wohl von der Thierarzneischule in Berlin?"
Die Freunde lachten herzlich.
„Das nicht, mein Fräulein, es handelt sich um die Lage zweier Berge, also ein geographischer Zweck, aber das schließt ja natürlich nicht aus, daß man auch allerhand schöne Abenteuer dabei erlebt," sagte Hans, jetzt wirklich ganz lustig; und Kurt, über die Gemüthsstimmung seines Freundes erfreut, klopfte ihm auf die Schulter und rief:
„Hans, ich sage Dir, der Heilkünstler war ein Prophet."
„Freilich mar er das," bestätigte das Fräulein vergnügt, „er hat

Ihnen gesagt, daß wir noch miteinander bekannt werden würden, nicht?
Sie meinen doch den Heilkünstler von der Landstraße?"
O, über die weibliche Divinationsgabe!" rief Hans, sich die Hände
reibend vor Vergnügen.
„Natürlich meine ich den," sagte Kurt, „Sie sind selbst eine
Prophetin! Und was befehlen Sie, daß nun geschehen soll, mein
Fräulein? —" .
„Minna," ergänzte das Mädchen, „Minna Tinzmann heiße ich.
Meine Eltern sind todt. Mein Vater war ein wohlhabender Tischler-
meister, mein Vormund ist einer von meinen Reifebegleitern, die Sie
nachher kennen lernen werden. Ich wohne bei meiner Tante."
Die Freunde nannten nunmehr auch ihre Namen. Minna machte
einen niedlichen Knix.
„Und nun," sagte sie entschlossen, „begleiten Sie mich zu den Glas-
machern! Ich habe so etwas noch nie gesehen, und weder meine Tante,
noch meine Herren Freier wollten mit mir gehen, sie wären zu müde,
sagten sie, und müßten von wichtigen Angelegenheiten sprechen, und da
singen sie auch wirklich schon wieder von Hypotheken an! Denken Sie,
meine Herren, Hypotheken! Wenn ich das Wort nur höre, läuft es mir
ganz kalt über den Rücken! Ei, so redet so viel ihr wollt, dachte ich mir
da, jetzt suche ich mir andere Gesellschaft! Und so kam ich zu Ihnen.
Sie wissen doch, wo die Glasmacher sind?"
„Freilich, freilich," erwiderten Hans und Kurt, „es wird uns ein
ganz besonderes Vergnügen sein, Sie zu begleiten."
Und das junge Mädchen, dessen unbefangene Art frei von jeder
Frechheit war, in die Mitte nehmend, wanderten die Drei mit munteren,
freudebeflügelten Schritten nach der Glashütte.
Minna sah in ihrem hellgrauen gutsitzenden Neisekleide, das ihre
üppige und doch nicht ungraziöse Gestalt voll zur Geltung brachte, mit
ihren frischen rothen Wangen und klugen grauen Augen so hübsch aus,
daß Kurt und Hans nicht müde wurden, sie mit ihren Blicken in ein
förmliches Kreuzfeuer zu nehmen.
Sie überschritten die meißgetünchte Brücke des Zackens, der mitten
durch die Fabrikanlagen rauscht, traten in die Glashütte ein und näherten
sich den runden Oefen, bei deren heißer.Gluth Männer und Knaben mit
ruhiger Sicherheit ihr feuriges Handmerk betrieben.
Minna war zunächst stumm vor Verwunderung, ein einziges kurzes
Ach! entschlüpfte ihrem halb geöffnetem Munde und ihre Blicke folgten den
Bewegungen der Glasbläser mit wachsendem Interesse.
Mit welcher Leichtigkeit sie die flüssige Masse handhabten! Wie
geschickt sie aus den langen Röhren das glühende Glas in die verschiedensten
Formen bliesen, und wie vertraut sie dabei umgingen mit deni feurigen
Elemente selbst, als wären sie gefeit gegen jede Verbrennung.

Xrokonosch und Ziegenrück«!?.
Nachdem Minna verschiedene Gegenstände, als Cylinder, Biergläser, Lampenglocken u. s. m. hatte vor ihren Augen entstehen sehen, warf sie nunmehr einen prüfenden Blick auf die Arbeiter selbst und erschrak. Wie elend sahen diese Menschen aus! Die hageren Körper, nur mit dünnen Beinkleidern und einem leichten Hemd bekleidet, wie ausgetrocknet von der glühenden Hitze, der sie fortwährend ausgesetzt sind, die Gesichter eingefallen und fahl, noch elender erscheinend durch die dunkelblauen Brillen, mit denen die Meisten von ihnen zum Schutze der Augen versehen waren.
„Wie sehen die armen Menschen aus!" rief Minna halblaut ihren Begleitern zu, sich mit banger Sorge von Einem zum Andern wendend. «Die Leute scheinen Alle die Schwindsucht zu haben."
„Das bringt ihr angreisendes Handmerk mit sich," sagte Kurt und Hans fügte hinzu:
„Die Wenigsten erreichen das 50. Lebensjahr, sehr Viele von ihnen kaum das 40."
In Minnas Augen flimmerte etwas wie eine zurückgehaltene Thräne, sie griff hastig in ihre Tasche und holte ihr Geldbeutelchen heraus, das sie eine Zeit lang unschlüssig in der Hand hielt.
„Die Leute dürfen nichts annehmen," sagte Hans, der ihre Absicht errathen hatte, „sehen Sie, dort steht es an jener Tafel."
„Nichts annehmen?" sagte Minna rasch, „ich möchte doch sehen, wer mir verbieten will, etwas zu geben."
Hans hielt sie sanft zurück.
„Sie setzen die Leute in Verlegenheit," sagte er freundlich, „sie müssen Sie zurückweisen, und dann — wollen Sie Jedem etwas geben?" fragte er lächelnd, „denn Einen bevorzugen, hieße die Andern zurücksetzen."
Minna schmieg verlegen.
„Wir sind zu annselige Geschöpfe." sagte sie halb seufzend, halb grollend, „ich glaube, mir wird es aus Gläsern jetzt überhaupt nicht mehr schmecken."
„Auch diese Leute," sagte Kurt achselzuckend, „holen sich ihren Trost aus dem Glase, mehr als ihnen gut ist, darum verzagen Sie nicht, Fräulein Minna,- wollen Sie übrigens etwas sür sie thun, so legen' Sie Ihr Scherflein in diese Büchse hier, das fließt dann in die gemeinsame Krankenkasse."
„Ja, ^das will ich thun," sagte Minna und warf ein Zehnmarkstück in die an der Wand angebrachte Büchse.
Auch die Freunde lieferten ihre Beiträge und fast alle anwesenden Fremden folgten ihrem Beispiele.
„Nun aber wieder hinaus in die schöne Gotteswelt!" sagte Minna, «hier drin werde ich ganz traurig und das ist wider meine Natur und macht mich krank. Kommen Sie, meine Herren, und sagen Sie meiner Tante nicht, daß ich Geld ausgegeben habe."

Karl Icienicke in Breslau.
Als sie aus der dunklen Hütte hinaustraten, lag die helle Sonnen-
gluth noch auf den sauberen Kiesplätzen vor den Beamtenhäusern, und
doch athmeten sie auf und erfreuten sich des sanften Luftzuges, der von
den Bergen her auf sie zu wehte.
Auf der Zackenbrücke blieben sie stehen, lehnten sich über das Geländer
und schauten eine Zeit lang stumm dem munteren Spiele der Wasser zu.
Das that ihnen so wohl, es war ihnen, als könnten sie stundenlang stehen
und nichts anderes thun, als nur hinabschauen.
Da tanzte auf den Wellen eine wilde Rose ihnen entgegen, die ein
Wandersmann droben hineingeworfen haben mochte und die fortgerissen
wurde hinab in's Thal.
Alle Drei bemerkten sie zugleich.
„Das hat die sich auch nicht träumen lassen", sagte Minna, „als sie
da oben in der Waldeinsamkeit auf irgend einem Felsen zuerst ihre Knospe
öffnete, daß sie einmal eine so lustige Reise machen würde. Freilich, sie
geht daran zu Grunde, aber besser so fröhlich zu Grunde gehen, als unter
Felsgeröll einsam verwelken."
Sie seufzte.
„Das klingt ja beinahe sentimental, Fräulein Minna," sagte Kurt,
sie von der Seite anblickend.
„Soll's aber nicht sein," erwiderte sie stark, sich ganz aufrichtend,
„das könnte mir gerade noch fehlen, sentimental zu werden, obgleich ich
vielleicht mehr Recht dazu hätte wie jene vornehmen Damen, die es aus
langer Weile werden. Nein, sentimental nicht! Aber dreinschlagen könnt'
ich manchmal, wenn die Menschen so dumm und niederträchtig sind, daß
Sie das Bischen Sonne, was uns hier scheint, weder sich noch anderen
gönnen!"
Sie schaute trotzig in's Unbestimmte hinein.
„Was ist Ihnen auf einmal in den Sinn gekommen, Fräulein."
fragte Hans, sie ängstlich anschauend, „sind wir Ihnen etwa mit irgend
etwas zu nahe getreten?"
Er sah sie so treuherzig bekümmert an, daß sie lachen mußte.
'„Nein, Sie wahrhaftig nicht, meine Herren, ich bin überglücklich,
daß ich Sie getroffen habe. Aber jetzt kommt ein wichtiger Augenblick!
Wir müssen leider zurück, es ist die höchste Zeit, daß ich Ihnen meine
Tante und die Herren Sperling und Zeppmeisel vorstelle."
Die Freunde fuhren leicht zusammen bei diesen Worten und sahen
sich fragend an. Minna bemerkte es und sagte traurig:
„Sie werden mich doch jetzt nicht verlassen?"
Wieder folgte durch die Augensprache ein kurzer Gedankenaustausch
zwischen den Freunden.
„Nein, Hans, das geht wahrhaftig nicht, wir dürfen Fräulein Minna
jetzt nicht verlassen."

Krokonosch und Siegen rücken.
„Aber ich habe ja gar nicht gesagt, daß ich das thun will, Fräulein
Minna — wir sind ganz zu Ihren Diensten!"
Und wie sie gekommen waren, gingen die Drei, Minna in der Mitte,
lustig plaudernd zum Gasthause zurück.

IV.

Ein Abenteuer mit wilden Thieren und seine Wirkung.

Dort hatte während dessen die Tante mit ihren Begleitern die
Hypothekenangelegenheit zur Genüge durchsprochen und man war auf ein
Thema gekommen, das bisher nur leise angedeutet, hier in der freien
Gebirgsluft zum ersten Male mit voller Offenheit behandelt wurde.
Herr Zeppmeisel nämlich, ein wohlhabender Pfefferküchlermeister,
43 Jahre alt, kurz und breit von Gestalt, mit rothem gedunsenem Gesicht,
blondem dünnem Bart und kleinen gutmüthig funkelnden Augen, hatie soeben
bei dem besprochenen Geschäfte sich von einer so noblen Seite gezeigt, daß
er dadurch gerührt und ermuthigt zugleich, nach einigem Räuspern und
mährend ihm das Herz pochte, mit seiner hellen Fistelstimine an Herrn
Sperling die Frage zu richten wagte:
„Wie stehen Sie eigentlich mit Minna?"
Herr Sperling, ein entfernter Verwandter Minna's, ebenfalls klein
und in demselben Alter, aber schmächtiger von Statur, als sein Nebenbuhler,
und von einer gewissen Zierlichkeit, um nicht zu sagen Geziertheit in seinen
Bewegungen, Besitzer einer großen Strumvfmirkefabrik, zog die Augen-
brauen in die Höhe, senkte den Kopf ein wenig zur Seite und sagte, mit
einem scheuen Blick auf Tante Borhammer:
„Sie wissen, ich lasse dem Kinde Zeit — in einem Jahre ist sie
majorenn — dann will ich ihr meine Pläne der Zukunft eröffnen."
Er strich sich den schon etwas graugesprenkelten Bart, lehnte sich im
Stuhle zurück und schaute siegesgewiß seinein Gegner in's Gesicht.
Herr Zeppmeisel schlug seine Aenglein nieder, nahm allen seinen Muth
zusammen und erwiderte:
„Nun, als Vormund können Sie sie allerdings nicht Heirathen, ich
sehe aber nicht ein, warum das Mädchen noch ein Jahr warten soll,
wenn sich ein Anderer schon jetzt gefunden hat, sie heimzuführen."
„Das heißt — Sie meinen —" sagte Herr Sperling wieder mit
einem Blick auf Madame Borhammer und stockte in seiner Rede, da er
aus ihren Mienen merkte, wie ungelegen ihr dieses Gespräch kam.
Die Tante Boxhammer spielte nämlich im Geheimen ihr besonderes
Spiel mit jedem der beiden Freier und zog daraus doppelten klingenden
Vortheil, obgleich sie in Wirklichkeit nicht daran dachte, ihre Nichte an
diese „übertrabten" Junggesellen zu verheirathen. Und sie war die Frau,
sich das Recht zuzuerkennen, ein Wort in der Sache mitzusprechen.
Jeder der beiden — im Grunde recht gutmüthigen — Rivalen

deutete sich das Mienenspiel der Tante zu seinen Gunsten und diese wiederum sah sich schleunigst nach einer Hülfe von außen um, die unangenehmen Erörterungen, die ihr zweideutiges Spiel hätten verrathen können, rasch zu beenden.

Die Hülfe mar auch ganz in der Nähe.

„Ach, sehen Sie nur, welch' possirliches Thier!" rief sie plötzlich aus, „rufen Sie doch den Menschen zu uns!"

Die Herren Zeppmeisel und Sperling wandten sich sofort nach der angedeuteten Richtung hin und gewahrten einen Scwoyardenknaben, der einen Affen und ein Murmelthier mit sich führte und den Gästen allerhand lustige Kunststückchen zum Besten gab.

Herr Zeppmeisel zog sogleich seine Börse und rief den Burschen heran.

„Nun, was können denn Deine Künstler?" sagte er mit herablassender Gönnermiene, „Sind sie wohl im Stande, eine Wurst im Finstern zu verspeisen?"

Er schüttelte sich vor Lachen über seinen Witz, sah sich nach allen Seiten hin um, ob man ihn auch gehört hätte und freute sich, daß einige bescheidene Seelen ihn ebenfalls belachten.

Der Knabe aber mit seinein melancholischen Gesicht blieb stumm wie zuvor und verzog keine Miene.

„Wie können Sie nur mit dem jungen Mann deutsch reden, Sie sehen doch, daß er ein Kind des Südens ist," sagte die Tante würdevoll, Herrn Zeppmeisel einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Kommen Sie doch ein Bisken näher," setzte sie gleichwohl, an den Knaben sich wendend in unverfälschtem Spandauisch hinzu, „der Affe ist wirklich allerliebst."

„Er scheint Sie auch ganz besonders zu bevorzugen, denn er schielt immer nach Ihnen hin; sehen Sie nur!" rief Herr Sperling.

Ter Knabe war dicht an den Tisch herangetreten und das Aeffchen wandte sich in der That am lebhaftesten der Tante zu.

„Ist er auch jutmüthig?" fragte sie, ihm die Hand entgegenstreckend.

Der Affe aber hatte es augenscheinlich nur auf die großen rothen Beeren am Hute der Tante abgesehen, denn plötzlich saß er mit einem kühnen Sprunge auf ihrer Schulter und zerrte ihr den Hut vom Kopfe.

Frau Vorhammer schrie auf und sank ohnmächtig zurück. Die Herren Sperling und Zeppmeisel sprangen entsetzt auf und eilten zu Hülfe; der Wirth, der zufällig in der Nähe gestanden, riß den Knaben mit dem Affen zur Seite und hieß ihn schleunigst davongehen, mährend Herr Sperling der Tante ein Glas Wasser ins Gesicht goß und Herr Zeppmeisel fortwährend nach Lan de (!«1oFiw schrie.

In diesem Augenblick traten Minna, Hans und Kurt nichtsahnend an den Tisch. Sie hörten noch den lauten Ruf nach Lau <ls (^«IvAne.

Krokonosch und Siegenrücken.
„Hier, hier," rief Minna erschreckt, ein Fläschchen aus der Tasche ziehend, „was ist der Tante?"
Herr Sperling sah sie vorwurfsvoll an.
„Wo bist Du nur so lange gewesen, Minna? Wir hätten sie verlieren können, die gute Tante," sagte er und spritzte Frau Boxhammer von Neuem Wasser in's Gesicht.
„Lassen Sie doch das dumme Gespritze, Herr Sperling!" schrie diese aber, die Augen aufschlagend, in einem Tone, daß Herr Sperling drei Schritte zurückwich, griff nach Minnas Fläschchen, dessen Inhalt sie auf ihre fleischige Hände goß und rieb sich damit die Stirn.
„Es ist wirklich ein Skandal," fuhr sie erregt fort, „daß die Polizei in diesen Bergen einen anständigen Christenmenschen nicht einmal vor den wilden Thieren in Schutz nimmt!"
„Es ist nur gut, daß Sie noch leben," flötete Herr Zeppmeisel teilnahmsvoll.
Ein brausendes Gelächter von allen Tischen ringsum war die Antwort auf diese laut geführte Unterhaltung.
Minna und ihre Begleiter, die bisher nur die ohnmächtige Tante beobachtet hatten, sahen sich verwundert um und gewahrten nun, daß die Blicke fast aller Gäste auf sie gerichtet waren.
Hans und Kurt empfanden das in hohem Grade unangenehm, em zwischen ihnen rasch gewechselter Blick aber gab ihrer übereinstimmenden Meinung dahin Ausdruck, daß Minna in dieser Situation zu verlassen, Feigheit wäre.
Kurt wandte sich daher, die neugierigen Gesichter nicht achtend, leise an Minna mit der Aufforderung, ihn und seinen Freund den Ihrigen vorzustellen.
Minna sah Kurt mit inniger Dankbarkeit in's Auge, wandte sich dann schnell nach Hans um, und als sie auch aus dessen Blicken die Absicht leuchten sah, sie jetzt nicht zu verlassen, hüpfte sie unwillkürlich vor Freude ein wenig in die Höh', stellte die Herren vor, bat sie Platz zu nehmen und fragte in gedämpftem Tone, was denn eigentlich vorgefallen sei, das die allgemeine Aufmerksamkeit so an ihren Tisch gelenkt hätte?
Sie sollte es sogleich erfahren.
Tie Ankunft Minnas und ihrer Begleiter hatte nach allen Richtungen hin beruhigend gewirkt. Der angenehme Eindruck, den die drei frischen jungen Menschen auf Alle, die sie sahen, machte, kam den Herren Sperling und Zeppmeisel, sowie der Tante zu Gute und nahm einen großen Theil der Lächerlichkeit von ihnen hinweg. Das merkten diese nur zu gut, denn sie nickten bei der Vorstellung nur ganz herablassend mit dem Kopfe und schauten sich dann verächtlich nach den Lachern von vorhin um, als ob sie sagen wollten: „Da seht ihr. Pack, was für feine Leute wir sind."
Dann gaben sie mit vieler Weitschweifigkeit und indem jeder seinen

großen persönlichen Muth in das gehörige Licht zu setzen verstand, einen Bericht von dem ganzen Abenteuer. Eine Löwenjagd im Innern Afrikas war ein Kinderspiel gegen die Gefahr, in der sie soeben geschwebt hatten. Auch schien es den Herren Zeppmeisel und Sperling durchaus angebracht, den beiden jungen Herren gegenüber recht gewählt und gebildet zu sprechen, es mußte ihnen imponirt werden um jeden Preis, schon Minnas wegen.
So sagte denn Herr Sperling mit wichtiger Betonung am Schlüsse seines Berichts:
„Die wilde Natur der Bestien läßt sich eben auch durch die Cultur nicht beseitigen."
„Nein, Sie hätten das wilde, funkelnde Auge des Thieres sehen sollen, meine Herren, als er das Attentat auf unsere verehrte Frau Boxhammer ausübte, es war entsetzlich," bestätigte Herr Zeppmeisel im Fisteltone.
Herr Sperling: „Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Bestie Bestie bleibt."
Herr Zeppmeisel: „Und daß der Mensch vermöge seiner höheren Intelligenz —"
Herr Sperling: „wie Frau Boxhammer bewiesen hat —"
Herr Zeppmeisel: „nur durch die Geistesgegenwart den Sieg davonträgt."
Herr Sperling: „denn die Natur im Allgemeinen —"
Herr Zeppmeisel: „Sie meinen doch gewissermaßen das Natürliche in der Natur?"
Herr Sperling: „Wenn Sie aufmerksam meinen Erörterungen gefolgt wären, so müßten Sie gemerkt haben —"
Herr Zeppmeisel: „Ganz natürlich, daß Sie unter dem Natürlichen im Allgemeinen, mit Rücksicht auf den speciellen Fall, das heißt, auf besagten Affen —"
Herr Sperling: „Im Gegentheil, ich ging gerade vom Affen auf's Allgemeine —"
Nun batte Hans genug. Er erhob sich rasch, sah auf die Uhr und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, wir müßen aufbrechen, da wir noch heute nach der Schneegrubenbaude wollen."
„Also glückliche Reise! Es ,war uns sehr angenehm," setzte Kurt der sich ebenfalls erhoben hatte, hinzu, und beide Freunde verließen so rasch den Tisch, daß sie nicht einmal Gelegenheit hatten, die verblüfften Gesichter zu sehen, die sie an demselben zurückließen. Nur hörten sie beide deutlich Minna in weinerlichem Tone in die Worte ausbrechen:
„Das haben wir Euren, verdammten Gewäsche zu danken!"
„Du bist sehr rasch in Deinem Urtheil, Minna," sagte Frau Borhammer verweisend.

„Fast so rasch wie die jungen Herren," meinte Herr Sperling beleidigt,
-während Herr Zeppmeisel seine Nase verlegen in's Bierglas versenkte.
„O, märe nur Einer von Euch auch nur den zehnten Theil so
rasch," erwiderte Minna wüthend und warf ihre Handschuhe auf den Tisch.
Es entstand eine peinliche Pause, in der Niemand sprach und Niemand
den Andern ansah. Frau Borhammer aber, die in den Seelen der drei
Anderen auch ohnedies zu lesen verstand, sprach zuerst das erlösende Wort:
„Ich denke, die Schneegrubenbaude könnten wir heute auch noch er-
reichen."
Dadurch hatte sie alle drei für sich gewonnen: die Herren Zeppmeisel
und Sperling durch das Zutrauen, das sie in ihre Naschheit setzte, und
Minna, indem sie ihr die Hoffnung machte, die beiden jungen Herren
miederzusehen, die auch die Tante als recht brauchbare und geminnver-
svrechende Rivalen erkannt hatte.

V.

Was sich in der Schneegrubenbaude zugetragen.

Die Freunde wundem nun stumm und allein den in seinen, ersten
Theile mit schlanken Lärchenbäumen bestandenen Pfad, der anfangs ganz
allmählich, dann plötzlich steil zum Zackenfall hinaufführt, halten sich aber
dort nicht auf, da zu viel lärmende Gäste und ein verstimmter Leierkasten
sie meitertreiben, den schattigen Fußpfad hinan, der „neuen schlesischen
Baude" entgegen.
Hoher Nadelwald umgiebt sie von allen Seiten, muntere, klare
QuellgemSsferchen stürzen plaudernd an ihnen vorbei, prächtige Farren-
kräuter und blaue Glockenblumen auf ihrem Wege bespülend. Reife Blau-
und Preiselbeeren wuchern im dunklen Kraut überall am Boden und
zwischen dem Felsgestein.
Zuweilen lichtet sich der Wald und gemährt nun einen köstlichen
Blick hinab in's Hirschberger Thal, wo man viele Meilen weit hunderte
von Ortschaften bis zum fernen Horizonte mit dein Auge verfolgen kann.
An solchen Stellen machen die Freunde Halt und wenden bewundernd
ihre Blicke zurück. Die Brust erweitert sich ihnen, das Herz pocht laut,
die Augen glänzen vor Freude. Neugestärkt setzen sie ihre Wanderung
fort, die Hitze ist sehr erträglich, die Bäume und Kräuter strömen einen
erquickenden Duft aus.
„Ich war schroff zu den Leuten, das ist wahr," beginnt Hans
Döring nach langer Pause des Schweigens, „aber ich bitte Dich, Kurt,
mar das Gewäsch der beiden Philister länger zu ertragen? Und dmke
Dir, wenn mir den herrlichen Weg hier jetzt mit ihnen zusammen inachen
müßten, märe das nicht entsetzlich?"
„Freilich wäre es das: aber um Minna thut es mir leid. Sie war
ein natürmüchsiges, frisches Kind."

Karl Zaenicke in Breslau.
„Wäre sie nicht gewesen, ich hätte schon weit eher die Geduld verloren, das ist wahr."
„Ich fürchte, die beiden Freier werden ihr arg zusetzen wegen der harten Kritik, der sie ihr Gespräch unterzogen hat."
„O, sie wird sich schon ihrer Haut wehren, — und dann, gieb Acht, wir haben sie nicht zum letzten Male gesehen. Ich weiß, daß sie uns nachkommen. Und in den Bauden will ich ganz gern mit ihrer Gesellschaft die der Anderen mit in Kauf nehmen, nur auf der Wanderschaft, denke ich, bleiben mir stets allein."
„Das meine ich auch. Minna hat ein vortreffliches Gemüth und man fühlt sich wohl in ihrer Nähe. Ueberhaupt muß ich bemerken, Hans, daß in meinem Herzen doch noch nicht Alles todt ist, wie ich gestern Abend wähnte. Ja, es hüpft heute so vergnügt, daß ich mitunter vermeine, von ihm gehoben zu werden und nur so über dem Fußboden dahinzuschweben."
„Und Du schreibst dieses erhöhte Gefühl der Begegnung mit Minna zu ?"
„Das möchte ich nicht sagen. Nein, vielmehr scheint es mir, als ob jedes wackere, gesunde junge Mädchen dieselbe Nolle in meinein Herzen spielen könnte. Sie dient nur zur Ausschmückung meines Inneren, aber sie könnte auch, ohne die Stimmung sehr zu drücken, fehlen."
„Das laß ich gelten. Vielleicht hat der alte Herr doch Recht gehabt."
„Ich muß viel an seine Worte denken. — Aber sieh', da ist der Wald zu Ende, ich sehe schon den Nauch aus der „neuen Schleichen Baude" aufsteigen."
In der That hörte der Wald jetzt auf und vor ihnen erhob sich der letzte, steilansteigende, nur hin und wieder mit kleinen Zwergtannen bewachsene Theil des Niesenkammes.
Das niedrige graue Dach der Baude, die wie ein Bogelnest an die Berglehne angeklebt erscheint, wurde sichtbar. Noch aber hatten sie zehn Minuten stark zu steigen, ehe sie erreicht war. Ohne Aufenthalt gehen sie an ihr vorüber.
In ununterbrochener Steigung führt nun der Pfad die Berglehne hinan. Noch dehnen sich zwischen wüstem Steingeröll weite Wiesenflächen mit buntem Blumenflor, auf denen die Viehherden, Nahrung suchend, mit ihrem melancholischen Glockengeläute auf- und abklettern, die Zwergtannen verschwinden allmählich und machen dem saftigen Knieholz Platz, das sich mit seinen seltsam verkrüpelten Aesten dicht am Boden hinzieht. Dann ist die Höhe erklommen und nun wandert man auf dem breiten Nucken des Niesenkammes bequem und eben dahin wie auf einem weichen Teppich, stets begleitet von den dunklen Gruppen des treuen Knieholzes. Welch' herrliches, leichtes Wandern in dieser luftigen Höhe bei gutem

Arokonosch und Ziegenriicken.
Wetter! Zur Linken der weite Blick in die bunte schleiche Ebene, zur Rechten die wildromantischen Bergzüge des schönen Böhmerlandes.
Die Freunde gelangten noch bei guter Zeit an die Schneegruben, erlabten sich an der prachtvollen Aussicht und hatten fast Lust, da sie noch keine Ermüdung verspürten, bis zur Elbfallbaude zu wandern, um von da Tags darauf sofort nach St. Peter aufzubrechen.
Allein Kurt plaidirte entschieden für eine Weitermanderung auf dem Kamme und Besteigung der Schneekoppe am folgenden Tage und Hans ließ sich leicht überreden. So wurde denn beschlossen in der Schneegrubenbaude zu übernachten.
Ob diese Beschlußfassung gänzlich unbeeinflußt war von dem Gedanken, daß Minna dieselbe Tour vorhabe, soll mit Bestimmtheit nicht behauptet werden, muß vielmehr in einer objectiven Berichterstattung dem Urtheil des Lesers überlassen bleiben.
Die Freunde hatten sich möglichst lange im Freien aufgehalten, bis sie die schnell eintretende Abendkühle zwang, das allgemeine Gastzimmer der Schneegrubenbaude aufzusuchen.
Sie trafen laute, lustige Gesellschaft darin. Eine alte häßliche Harfenspielerin fang einen gerade im Schwange befindlichen Gassenhauer und die Anwesenden stimmten mit allen Kräften in den Refrain ein.
In einer Ecke des großen niedrigen Zimmers war noch ein Tisch frei, den die Freunde mit Beschlag belegten. Sie bestellten ein warmes Abendbrot, ließen sich eine Flasche Ungarwein geben und schauten zunächst schweigend dem bunten Treiben vor ihnen zu.
Sie musterten alle Anwesenden, fanden darunter manch' freundliches, auch hübsches Gesicht, aber keine Persönlichkeit, die ihnen ein besonderes Interesse einflößen konnte.
Indessen mar die Simmung unter den Gästen eine so harmlos vergnügliche, daß unsre Freunde bald davon angesteckt wurden und tüchtig mitfangen. Hier konnte auch Kurt, unbeschadet des künstlerischen Gesammteindrucks, seine Stimme muthig ertönen lassen, und er that es desto lauter, je mehr der gute Ungarwein seine Wirkung hat.
Eben intonirte die Harfenistin das geistreiche Fuchslied: „Was kommt dort von der Höh," in das alle Anwesenden einstimmten, als die Thür geöffnet wurde und Minna mit den Ihrigen eintrat.
Sie schienen alle Vier durchaus nicht ermüdet zu sein, sahen vielmehr sehr munter aus, und die Herren Zeppmeisel und Sperling, welche im ersten Schrecken geglaubt hatten, das Lied, das soeben begonnen, sei auf sie gemünzt, wurden nur desto vergnügter, als sie merkten, daß man es keineswegs auf ihre ehrenwerthen Persönlichkeiten abgesehen hatte.
Minna hatte mit ihren Luchsaugen sofort entdeckt, daß an dem Tische der Freunde noch genügend Raum für sie sei, und ging denn auch gerades-

Wegs auf sie zu. Die Anderen folgten und man freute sich allseitig des
fröhlichen Wiedersehens.
„Sie sind aber gut gewandert," bemerkte Hans zu den beiden Freiern
gewendet, um sein etwas schroffes Berfahren in Josephinenhütte wieder
gut zu machen, „Sie scheinen garnicht sehr erhitzt."
„Und alle Achtung, Madame Borhammer, Sie müssen eine vortreffliche
Fußgängerin sein!" setzte Kurt schmeichelnd hinzu.
Anstatt aber von diesem Complimente sehr angenehm berührt zu sein,
machten die Drei, denen es gegolten, verlegene Gesichter, während Minna
ausgelassen vor sich hinkicherte und sich augenscheinlich über sie lustig machte.
Sie ließ aber nichts davon verlauten, daß Frau Boxhammer den ganzen
Weg getragen worden mar und die Herrn Zepvmeisel und Sperling ab-
wechselnd sich eines Gaules bedient hatten, während sie selbst rüstig ge-
wandert war, sondern sagte nur, nachdem sie gemerkt, daß Keiner die Wahr-
heit einzugestehen wage, in lustigem Tone:
„Ja sehen Sie, meine Herrn, das macht eben die Jugend!"
Dazu schnitt sie ein so allerliebst verschmitztes Gesicht, daß sie Alle
lachen mußten, welchen Umstand Herr Sperling benutzte, um sofort auf ein
anderes Thema abzulenken und das Lob des guten Fußwanderes dabei
ruhig einzuheimsen. Und damit der Schein der Jugendlichkeit, der auf
sie gefallen mar, auch weiter aufrecht erhalten würde, wandten sich die
Herrn Zepvmeisel und Sperling nach einer reichlichen Abendmahlzeit dem
Ungarwein mit einer Ausdauer zu, daß sie unter den Ausgelassen bald
die Ausgelassensten schienen.
Es hatte von Seiten Minnas nur eines Winkes bedurft, so waren
die Tische bei Seite geschoben morden und man hatte sich allseitig dem
Tanzvergnügen hingegeben. Zur Harfe hatte sich noch eine Geige und
eine Guitarre gesellt, die nun die beliebtesten Tänze in rascher Folge auf-
spielen mußten, da sich aller Anwesenden eine förmliche Tanzmuth bemächtigt
zu haben schien.
Auch Hans und Kurt fühlten sich völlig in ihre Studentenzeit zurück-
versetzt, sie tranken Schmollis mit den Philistern, liebäugelten auf's Keckste
mit allen jungen Mädchen, küßten während des Tanzes Minna auf die
Stirn, die sich das ruhig und zum stillen Neide der Herrn Freier gefallen
ließ, und übten, ohne es zu beanspruchen, eine gewisse gesellschaftliche
Herrschaft über alle Gäste aus.
Inzwischen fand Frau Vorhammer Gelegenheit, bald an Hans, bald
an Kurt, wenn sie einzeln zu sprechen waren, Fragen zu richten über ihre
Stellung, ihr Alter, ihre Zukunft, ja in geschickt unmerklicher Weise sogar
über ihre Vermögensangelegenheiten, wobei sie, stets den Einen über den
Anderen aushorchend, den jungen Leuten soviel Artigkeiten zu sagen wußte,
daß diese, wenn auch halb im Scherz, bereitwillig Auskunft ertheilten.
Die Mitternacht war nicht mehr fern, als plötzlich mitten im Saale

und mährend des Tanzes ein kleiner Tuinult entstand, der bald dem lustigen
Beisammensein ein Ende machte.
Herr Zeppmeisel hatte nämlich, ermuthigt durch das Vorgehen der
beiden Jünglinge, Minna während des Tanzes einen Kuß auf die Stirn
gedrückt; das mar von Herrn Sperling bemerkt morden, der müthend vor
Eifersucht herzusprang, das Paar anhielt und es mit lauter Stimme, die
im Zorn überschnappte, zur Rede stellte.
Herr Zeppmeisel wollte Anfangs leugnen, murmelte etwas verlegen
in seinen Bart, Minna aber siel ihm, zu Herrn Sperling gewandt, leb-
haft in's Wort: sie könne sich küssen lassen, von wem sie wolle, das ginge
Niemand etwas an, am allerwenigsten hier im gemüthlichen Beisammensein
vor Aller Augen.
„Jawohl," sagte Herr Zeppmeisel, durch Minnas Auftreten keck gemacht,
„ein ?uß in Ehren kann Niemand verwehren."
„Das will ich einmal sehen! Ich bin der Vormund und habe über
Deine Moralität zu wachen", schrie Herr Sperling Minna an, und einen
Schritt näher an Herrn Zeppmeisel herantretend, rief er diesem in drohender
Haltung zu: „Merken Sie sich das, mein Herr, für die Zukunft."
„Sie sind ja ein sehr moralischer Vormund!" versetzte Herr Zeppmeisel
mit höhnischem Lächeln, „wüßte man nur nicht so genau, wo diese Moralität
Hinausmolle!"
Herr Sperling fuhr auf, er glühte wie ein eiserner Ofen.
„Das wagen Sie mir zu sagen, mein Herr?"
Ein böses Wort gab das andere, die Beiden wurden immer hitziger,
Frau Borhammer mußte sich in's Mittel legen, damit sie nicht in Thätlich-
keiten übergingen, während die übrige Gesellschaft theils lachend, theils
mit Widerwillen dem Streite zusah.
»Ich sage Ihnen," schrie Herr Zeppmeisel mit höchster Fistelstimme,
„sie wird doch noch die Meine, fragen Sie nur Frau Borhammer!"
„Und ich sage Ihnen, sie wird niemals die Ihre, sondern die Meine,
da fragen Sie nur, wen Sie wollen!" erwiderte Herr Sperling.
Minna aber schlug hier ein Helles Gelächter auf und sagte so laut,
daß es Jeder vernehmen konnte und mit dem größten Gleichmuth:
„Ich aber sage Euch, sie wird niemals weder die des Einen, noch
die des Anderen, da fragt nur hübsch sie selbst."
Und hiermit nahm sie die Frau Borhammer unter den Arm, machte
der Gesellschaft ein freundliches Compliment, sagte sehr vergnügt: „Ich
wünsche allerseits wohl zu schlafen" und, verließ mit der Tante ruhig
den Saal.
Dies Auftreten Minnas hatte sehr sympathisch gewirkt, man rief ihr
von allen Seiten in freundlichstem Tone eine „gute Nacht" zu, die Meisten
begaben sich ebenfalls sofort zur Ruh, unter ihnen auch Hans und Kurt,

so daß nach kaum einer Viertelstunde die beiden erbitterten Gegner allein
im Gastzimmer zurückblieben.
Was hier zwischen ihnen vorgegangen ist, vermag mit Sicherheit
nicht angegeben zu werden. Nur so viel steht fest: der Wirth, der im
Nebenzimmer beschäftigt mar, hörte zunächst nochmals einen heftigen Wort-
wechsel, darauf wurde es ganz still. Er begab sich in das Zimmer, um
zu sehen, was aus den Herren geworden; da lagen sie sich in den Armen
und küßten sich unter Thränen. Herr Sperling aber bestellte noch eine
halbe Flasche Ungarwein, die die Freunde in ungetrübtem Einverständnis;
austranken.
Dann hörten Kurt und Hans die Versöhnten die Treppe herauf-
kommen und an ihrer Kammerthür vorübergehen.
„An Allem waren nur die grünen Jungen Schuld." sagte Herr
Sperling.
„Ja, diese Studenten sind mir von jeher zuwider gewesen," stimmte
Herr Zeppmeisel bei.
Dann wurden ihre Worte unverständlich und ihre Schritte verhallten.
„Hast Du gehört, Kurt?"
„Freilich, Hans, die haben von ihrem Standpunkte aus gar nicht so
Unrecht."
„Wir dürfen uns nicht so laut unterhalten, nebenan schläft Minna mit
der Tante und man hört jedes Wort durch die Holzmand," flüsterte Hans.
„Schon recht, gute Nacht," erwiderte Kurt leise.
Noch einmal aber wurden die Freunde in ihrer Ruhe gestört. Es
dauerte nämlich gar nicht lange, so hörten sie, wie Jemand an ihrer Thür
sacht vorüberschlich und an der Thür zur Nachbarkammer leise klopfte.
„Wer ist da?" fragte Minna halblaut.
„Ich bins," war die ebenso leise ertheilte Antwort.
„Wer ist das ich?"
„Sperling!"
„Sie, Herr Sperling? Was wollen Sie denn noch?"
„Oeffne mir nur einen Augenblick, ich will Deine Verzeihung erflehen,
süße Minna."
„Ei, das würde sich jetzt schlecht schicken. Was würde Ihre Moral
und meine Tante dazu sagen?"
„Die Frau Tante weiß, wie moralisch ich bin, sie hat gewiß nichts
dagegen."
Die Tante murmelte etwas Mverständliches unter der Bettdecke
Minna schmieg eine Zeit lang.
„Oeffnen Sie, süße Minna," begann Herr Sperling wieder im
Flüsterton, „Sie und die Tante sollen es nicht bereuen, so wahr ich ein
reicher Mann bin, öffnen Sie, ich erkälte mich hier daußen, ich bin nur
in Strümpfen!"

Die Freunde nebenan hörten, wie Minna sich im Bett erhob, und
beider bemächtigte sich ein heftiger Schreck, „Sollte sie wirklich —?"
dachten sie entsetzt. Aber der Schreck ging sofort in helle Freude über,
da Minna mit kräftiger Stimme zu singen begann:

„Sperling ist ein kleines Thier,
Hat ein kurzes Schwänzchen,
Steht vor meiner Stubenthür,
Macht sein Reverenzchen."

Kurt konnte sich nicht halten, er lachte aus vollem Halse und rief so
laut, daß es Herr Sperling hören mußte:
„Ist doch ein Prachtmädel, die Minna!"
Dieses Wort weckte ein vielfältiges Echo.
„Gute Nacht, Herr Sperling, gute Nacht, Herr Sperling, gute
Nacht, Herr Sperling," hörte man plötzlich von den verschiedensten Seiten
und in den verschiedensten Tonarten aus allen Stübchen der Schneegruben-
baude ertönen, denn Alle hatten das Zwiegespräch vernommen und Alle
maren aus's Freudigste durch den Ausgang der Sache überrascht. Ein
schallendes Gelächter durchbebte sodann den hölzernen Bau und verschlang
die wüthenden Flüche, die der in seine Kammer flüchtende, mit den
akustischen Verhältnissen einer Riesengebirgsbaude unbekannte Herr Sperling
gegen alle seine Reifegefährten ausstieß.

VI.

Was eine Sommerweste vermag.

Kaum hatte sich die Sonne über dem Horizont erhoben, so sprangen
auch Hans und Kurt vom Lager.
In aller Stille — denn noch schliefen die anderen Reisenden —
kleideten sie sich an, begaben sich in die Wirthsstube, nahmen ihren Morgen»
imbiß und verließen die Baude.
Ohne es auszusprechen, hatten beide den lebhaften Trieb, möglichst
rasch das Freie zu gewinnen, gehabt, und als ihnen jetzt die kalte Morgen-
luft durch alle Glieder drang und die Welt im Morgenglanze, ewig jung
und frisch vor ihnen lag, kam ein Gefühl über sie, als schüttelten sie etwas
von sich ab, das belästigend auf ihrer Seele gelegen hatte.
Unwillkürlich brach Hans in die Goetheschen Worte aus: „in deinem
Thau gesund mich baden!"
„Du meinst, wir müßten uns den gestrigen Philisterabend aus den
Gliedern schütteln," antwortete Kurt.
„Ja, aber dazu ist mir der bequeme Gang auf dem Kamme zu wenig,
mir dürfen uns die Sache nicht so leicht machen; alles Gute will sauer
erkämpft sein, ich denke, mir steigen zu unserer Reinigung in die Schnee-
gruben hinab und klimmen dann wieder in die Höh."

„Vorwärts! an's Werk!" rief Kurt, den Hut schwenkend und eilte
voran, „es soll nichts Muffiges in uns zurückbleiben."
Und nun begannen sie jene schmierige Kletterpattie am Grat hinunter,
der die große von der kleinen Schneegrube trennt, hinab in jene Tiefen,
wo neben Schneeflecken, die selbst im Hochsommer nicht thauen, alpine
Pflanzen in üppiger Fülle und Schönheit sprießen.
Nach langer und anstrengender Wanderung erreichten sie endlich, mit
manchen botanische". Schätzen bereichert, den bequemen Weg auf dem
Kamme wieder und machten nicht eher Rast, als bis sie hungrig und
durstig an der Spindlerbaude anlangten. Es war noch das alte ge«
müthliche Haus, das später völlig niederbrannte und einem ungemüthlicheren
Neubau Platz gemacht hat.
Schon von Weitem hörten sie Tanzmusik und sie erstaunten nicht
wenig, als sie beim Eintritt in das Gastzimmer ihre alte Reisegesellschaft,
trotz des Vormittags, schon wieder in sehr animirter Stimmung und dem
Tanzvergnügen ergeben, vorfanden.
Die Begrüßung war von beiden Seiten eine etwas verlegene, jeder
dachte im Stillen gewisser Scenen des vergangenen Abends und erröthete
dabei theils für sich, lheils für die Andern. Selbst Minna schien ihre
alte Freimüthigkeit verloren zu haben und die Ankunft der beiden Freunde
mit nur geheuchelter Freude zu begrüßen.
Sie merkten auch gar bald, aus welchem Grunde.
Es hatte sich ihr ein neuer Reisender angeschlossen, ein hübscher,
großer, blonder Mensch mit frischem, gutmüthigem, aber nichtssagendem
Gesichte, eine richtige Sommerweste im Mörikeschen Sinne, der unsrer
Minna nicht von der Seite mich und zu gleicher Zeit den Herren Zepp-
meisel und Sperling, sowie der Tante Borhammer soviel Artigkeiten sagte,
daß er sich bereits bei Allen Liebeskind zu inachen gewußt hatte.
Hans und Kurt blieben daher für sich und sahen es nicht ungern,
als die ganze Gesellschaft sich bald zum Aufbruch anschickte, trotzdem die
Führer warnten, es könne in nicht allzulanger Zeit ein böses Wetter
ermattet werden.
„Ach was! mir haben ja unsere Schirme!" sagte Herr Zeppmeisel
muthig, und Herr Sperling setzte würdevoll hinzu: „Welcher Mann wird
sich vor einem Bischen Regen fürchten!"
Minna reichte Hans und Kurt nacheinander die Hand und sagte, tief
erröthend: „Sehen wir uns noch wieder?"
„Das kommt auf Sie an," erwiderte Kurt lächelnd, nach der Sommer-
weste hinüberschielend.
„Auf mich?" antwortete Minna verwirrt; dann sich zusammenraffend,
sagte sie schnell: „Ich glaube, das Leben hat um einen jeden einen hohen
Zaun errichtet, über den er nun einmal nicht herüberkann, wie sehr er
sich auch abmüht. Leben Sie wohl!"

Arokonosch und Siegenrücken.
Sie drehte sich kurz um und folgte den Andern, die schon voraus
waren, nach.
Die beiden Freunde sahen sie mit einer gewissen Wehmuth scheiden.
Mimias Frische und Gesundheit hatte ihnen wohlgethan, aber auch sie em-
pfanden, daß sie hinter einem Zaune saßen, über den sie nicht hinmeg-
konnten und der sie zugleich von Minna und ihren Kreisen auf ewig
trennte.
Es kam eine weiche Stimmung über sie, zu der die Betrachtung,
daß Minna sich so schnell von ihnen ab und der Sommerweste zugewandt
hatte, nicht unwesentlich beitrug.
Die Wirthsstube hatte sich vollständig geleert, nur der alte Harfen-
spieler, der zugleich noch sechs andere Instrumente zum Schrecken der
zarter Besaiteten gespielt hatte, saß jetzt, seiner Instrumente entledigt, still
am Ofen und träumte vor sich hin. Es lohnte sich ihm offenbar nicht,
für die zwei Anwesenden allein zu spielen.
Draußen aber hatte sich inzwischen ein Wetter erhoben, wie es so
plötzlich und mit solcher Gemalt nur Vater Rübezahl zu schicken versteht.
Der Hagel schmetterte gegen die kleinen Scheiben der Baude, der Sturm
heulte und rüttelte an den Thüren und führte eine solche Masse von
Wasser mit sich, als wolle er die ganze Baude erdrücken und ertränken
zugleich.
Die Aermsten, die jetzt auf dem Kamme umherirren, ohne ein wirth-
liches Dach in der Nähe zu missen!
Aber drinnen im Stübchen der Baude, wie behaglich ist es dort!
Weiß man doch, daß die allzustrengen Herren nicht gar zu lange regieren,
und daß die Wanderung nachher desto angenehmer ist!
Kurt hat soeben eine neue Flasche bestellt. Wie wohl thut die Ruhe
nach der langen Kletterwanderung! Hans winkt dem alten Harfenspieler;
er tritt bescheiden näher.
„Wenn ich nicht irre, habe ich Sie früher die Harfe auch allein spielen
hören ? Wozu machen Sie denn noch so viel Lärm mit den anderen
Instrumenten?"
Der Alte zuckt die Achseln, er lächelt trübe. „Das Publikum will
es so, die Harfe allein ist ihnen zu zart, auch hier geht die Kunst nach
Brot."
«Spielen Sie noch die alten Volkslieder?"
„O, gewiß — sehr gern!"
Hans greift in die Tasche und legt dem Alten ein großes Geld-
stück hin.
„So spielen Sie uns die alten Weisen auf der Harfe allein. Das
Wetter hält uns vor der Hand noch andre Gäste sern."
Und der Alte beginnt die wohlbekannten Melodien. Er spielt sie
einfach, innig, sauber, als berührte er kaum die Saiten, er sitzt mit ge-

schlossenen Augen da, man hört es jedem Ton an, daß er mit ganzer Seele dabei ist, daß es ihm wohlthut, vor gebildeten Ohren zu spielen.
Wie schauerlich süß klingt das im Sturmgebraus! Musik, Wein, Wanderschaft, Fremde, Jugend, Sehnsucht, das Alles zusammen in einem deutschen Kopse, muß das nicht eine wunderliche Stimmung hervorrufen?
O, Stunden unwiederbringlicher Wonne, himmlischen Wehs, wer euch nie durchkostet hat, wie arm ist sein Leben zu nennen!
Hans singt mit weicher Slimme die schönsten Lieder init, der alte Harfenspieler nickt leise zustimmend mit dem Kopfe. Kurt ist Feuer und Flamme, seine dunklen Augen strahlen begeistert, er ist stolz auf seinen Freund, glücklich in seiner Freundschaft, beide aber sehnen sich — nach Liebe, nach einem Weibe, das sie anbeten und das ihre flammende Liebe erwidern könnte.
Der Alte läßt eben das wunderbare Lied austönen:
„Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, grohem Glück,"
dann wird es still in der Gaststube.
Der Wind draußen hat sich gelegt, die Sonne blickt schon zuweilen in die kleinen Fenster.
„Aber wann, mann wird das große Glück kommen für uns, Kurt?" flüstert nach langer Pause Hans.
„Watte nur, es wird kommen, es kommt bald, vielleicht schneller, als wir ahnen," sagt Kurt zuversichtlich.
„Aber stehst Du, Kurt, dann wenn ich es kommen sehe, das Glück, so kriecht wie ein Wurm ein abscheulicher Gedanke mit heran."
„Welcher Gedanke?"
„Unsere Herzen haben bisher so merkwürdig ähnlich empfunden!
Erinnere Dich, daß wir auf unseren Reisen uns immer zu denselben Menschen, zu denselben Mädchen hingezogen fühlten! Noch jetzt vor kurzem: Minna! — Wenn Minna nun diejenige gewesen wäre, — Du weißt, was ich meine."
„Es waren eben niemals die Richtigen, Hans! Mach' Dir keinen Kummer; so verschieden wir beide — trotz allen scheinbar gleichen Empfindens — sind, so verschieden werden auch die Mädchen sein, die uns einmal von Grund aus gefangen nehmen werden; das glaube mir."
„Ich will es hoffen, aber glauben ?"
Sie schmiegen, der alte Harfenspieler präludirte wieder auf den Saiten.
„Nun, und wenn das Unglück geschehen sollte, daß wir beide dieselbe lieben, was würdest Du thun?" fragte Kurt, mit dem Munde fast das Ohr des Freundes berührend.
„Was ich thun würde?" Hans starrte rathlos vor sich hin. — „Ich weiß nicht, was ich thun würde, aber eins verlange ich von Dir und mir!"
„Was?" fragte Kurt.

„Daß wir einander nicht belügen, daß wir die volle Wahrheit be-
kennen, sie habe nun Folgen, welche sie wolle."
„Das gestehe ich zu!" rief Kurt laut und sprang auf.
„Sieh, wie die Sonne scheint," fuhr er lebhaft fort, „der Himmel
blaut, jetzt ist es Zeit, den Ranzen zu schnüren!"
Auch Hans sprang auf. Der Alte, der einige Zeit lang eigne
Phantasien auf der Harfe vorgetragen hatte, ging jetzt mit kräftigen
Accorden in das Lied über:
»Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!"
Die Freunde ergriffen die Gläser, stehend sang Hans das Lied zu
Ende, dann tranken sie aus, drückten dem Alten die Hand und verließen
fröhlich und dankbaren Herzens die Baude.

VII.

Das Barometer fällt und steigt.

Mit rüstigen Schritten wanderten die Freunde nun in der durch das
Gewitter noch reiner gewordenen Luft auf dem Kamme dahin. Mittag
mar nicht mehr fern und obgleich die Sonne am wolkenlosen Himmel
stand, die Wärme keineswegs lästig.
Die Freunde hatten fast den ganzen Weg über geschwiegen, jeder
mit der Betrachtung schöner Zukunftsbilder beschäftigt, wobei ihnen die Zeit
so schnell verstrichen war, daß sie es kaum für möglich hielten, als plötzlich
das Dach der Riesenbaude, am Fuße des Koppenkegels vor ihnen auftauchte.
Hier wollten sie nur eine ganz kurze Rast machen, um das Mittag-
brod auf der Schneekoppe einzunehmen. Sie blieben daher in der Vor-
halle der Baude, ohne die eigentliche Wirthsstube zu betreten.
Ein klägliches Gejammere, vermischt mit lauten Schimpfreden, die
durch die halbgeöffnete Thür der Wirthsstube zu ihnen herausdrangen, ließ
sie einen Blick in dieselbe werfen.
O weh! wie, sah ihre Reisegesellschaft aus!
Frau Boxhammer lag stöhnend auf einem für sie an den warmen
Oien gerückten Sopha, an dessen Ende noch Herr Sperling kläglich
wimmernd, Platz gefunden hatte, während Herr Zeppmeisel — wie sein
Freund in Pantoffeln und Hemdsärmeln — mit müthenden Gesticulationen
in dem großen, wenig besuchten Zimmer umherging und auf die nieder-
trächtige Einrichtung schimpfte, daß nirgends auf dem Kamme bei solchen
plötzlichen Wettern für Schutzhütten gesorgt sei. Seine Fistelstimme schnappte
dabei häusiger als gewöhnlich über. Verächtlich lächelnd saß in einer Ecke
des Zimmers die Sommermeste, langsam ein Glas heißen Punsches aus-
löffelnd und zuweilen einen kecken Blick nach Minna werfend, welche, in
ein dickes Tuch gewickelt, an feiner Seite saß und, die Augen trotzig zur
Erde gewandt, auf keine der im Flüsterton an sie gerichteten Fragen ihres
Nachbars eine Antwort gab.

Karl Zaenicke in Breslau.
„Diese Reise ist mein Tod!" stöhnte Frau Boxhammer, „zuerst von wilden Thieren angegriffen, dann in einem Wolkenbruch mit schrecklichem Orkan unter einen Felsen schlüpfen müssen, der jeden Augenblick einzustürzen droht — das ist zuviel für eine gebildete Frau — Sperling, mir müssen nach Spandau zurück!"
„Ja, wir müssen nach Spandau zurück," bestätigte Sperling kopfnickend, „was wird der Stammtisch im „goldenen Scepter" sagen, wenn ich unsere Erlebnisse schildere!"
„Und wer ist im Grunde an Allen, schuld?" kreischte Herr Zeppineisel, mitten im Zimmer stehen bleibend und die Anne ausstreckend, „kein anderer, als diese verdammten Studenten oder was sie waren, denn sie haben das Wetter kommen sehen und hätten uns warnen müssen, statt dessen ließen sie uns ziehen und blieben selber am warmen Ofen sitzen! Das sind die rechten Helden! Wahre Feiglinge'."
Da sprang Minna von ihrem Stuhle auf und fuhr auf den kleinen dicken Eiferer los, als wollte sie ihn zu Boden schlagen.
„Wie, Herr Zeppmeisel, Sie wagen es, Andere Feiglinge zu nennen? Sie, den ich beschwichtigen mußte wie ein kleines Kind, das in eine Pfütze gefallen ist? Der nicht eher aufhörte zu schreien und zu klagen, als bis sechs Decken und obenauf noch niein Mantel ihn vollständig bedeckten? Der nicht zu bewegen mar, unter dem Felsen sich zu ducken, weil er aus Leibeskräften schrie, er kömite einstürzen? Sie sind ein echter Held! Und ich höre schon, wie Sie und Ihr Freund Sperling ihre Heldenthaten den armen Spandauern zum besten geben werden!"
Frau Borhammer ließ Minna ruhig ausreden, sie hatte längst in Erfahrung gebracht, daß die Sommerweste eine viel bessere Partie märe, als die beiden Spandauer Helden.
Herr Sperling aber mischte sich in den Streit, die Sommermeste redete Allen zum Munde, die Tante wollte Frieden stiften. Einer überschrie den Andern, kurz, es entstand ein Höllenlärm.
Hans und Kurt hörten schweigend und mißmuthig zu. Wie häßlich waren ihre schönsten Träume gestört morden!
Da brach der Streit drin plötzlich ab, und Alles wurde still, Kurt schielte, ohne bemerkt zu werden, in die Stube. Was war der Grund des plötzlichen Verstummens?
Die Wirthin hatte eine große dampfende Schüssel mik Weinsuppe auf den Tisch gestellt. Jin Nu saßen Alle um den Tisch herum und ein friedliches Lächeln glitt über ihre Gesichter. Selbst Minna mußte lachen, als sie die eben noch so wilden Thierchen zahm an der Krippe sitzen sah.
„Verbrennen Sie sich nur nicht die Zunge, Herr Zeppmeisel," sagte sie gutmttthig ironisch, „die Spandauer könnten sonst um einen großen Genuß betrogen werden!"

Herr Zeppmeisel konnte nicht antworten, er hatte soeben ein ganzes
Brödchen auf einmal in den Mund gesteckt.
In der Vorhalle aber sitzen Hans und Kurt und tragen kein Ber-
langen, die Beziehungen zu ihren Reisegefährten wieder aufzunehmen. Der
Auftritt drin hat sie tief verdrossen.
„Es scheint, Kurt, daß unsere Reise diesmal doch anders verläuft,
als sonst," sagt Hans mit einem leisen Seufzer.
„Ja, es ist nichts," antwortet Kurt resignirt und läßt seine Blicke
hinausschmeisen nach dem Koppenkegel, der in munderbarer Klarheit in's
reine Blau des Himmels sich erhebt. Dann kehren seine Blicke zurück
und sind einige Secunden wie festgebannt; denn was er sieht, fesselt alle
seine Sinne.
„Aber das ist etwas!" ruft er plötzlich aus und eilt an die Thür.
Hans folgt ihm und Beide starren voll Entzücken auf eine kleine
Menschengruppe, die soeben vor der Baude erschienen ist und augenscheinlich
berathschlagt, ob sie hineingehen oder sofort den Gipfel der Koppe be-
steigen solle?
Und es lohnt sich wirklich, die Gruppe näher in's Auge zu fassen.
Es sind fünf Personen: zwei erwachsene junge Mädchen von etwa
zwanzig Jahren, zwei Knaben von 13 bis 14 und ein kleines Mädchen
von 12 Jahren.
Sie machen in ihrer Kleidung und ibrer ganzen Haltung nicht den
Eindruck von Bergtouristen, sondern von Spaziergängern. Sie haben
meoer einen Führer bei sich, noch tragen sie Gepäck, nur die eine der
Damen trägt ein ledernes Täschchen an einem Riemen über die Achsel
gehängt. Im Ganzen — was für prächtige, gesunde, heitere Erscheinungen!
Die Dame mit dem Täschchen scheint die Leiterin der ganzen Gesell-
schaft zu sein; sie ist nicht groß, aber sehr schön gewachsen, in ihren Be-
wegungen liegt eine graziöse Lebhaftigkeit, aus ihren funkelnden schwarzen
Augen sprüht Lebenslust und Geist, das rothbraune Kleid umspannt eine
üppige Büste, das feingeschnittene Köpfchen darauf mit dem diademartigen
Hütchen glaubt man auf einer antiken Gemme schon gesehen zu.haben.
Sie hat die Andern gar bald überredet, nicht erst einzukehren, sondern
weiter zu wandern, sie geht lustig voran und es solgt ihr die schlanke
Freundin mi? dem stillen anmuthigen Lächeln in dem rosigen Madonnen-
gesichte, mit der Fülle des aufgelösten blonden Haares, das leicht gelockt
bis zum Gürtel des hellen Sommerkleides hinabwallt. Es folgt ihr das
kleine Mädchen, dem man auf dem ersten Blick die Schwesterschaft mit
der schlanken Blondine ansieht. Tie beiden Knaben in ihren grcmaninen
Jägerjoppen haben die Mädchen bald eingeholt und eilen ihnen weit voran.
Und auch Kurt und Hans -ögern nicht länger. Sie nehmen ihr
Ranzen und folgen der verlockenden Spur.

Karl Iaenicke
in Breslau.
Bald sind sie dicht hinter den drei Mädchen, die mit einander
plaudern, ohne zu ahnen, wie sie von vier Männeraugen gemustert werden.
„Wir müssen voran," flüstert Kurt dem Freunde zu. Dieser nickt,
und während sie grüßend an den Mädchen vorübergehen, hören sie noch,
wie die Dame mit dem Täschchen zu ihrer Begleiterin sagt:
„Liebes Käthchen, jeder Mensch folgt schließlich im Leben seinem
Stern."
Die Worte waren ganz zwanglos und doch — wie die Freunde
meinten — mit einem munderbar bewegenden Ausdruck gesprochen worden.
Das Gespräch horte sofort ans, als die jungen Männer mit stummem
Gruß vorübergingen.
Jetzt ist die Nolle, den Beobachter zu spielen, den Mädchen zuge-
fallen. Sie waren fast erschreckt durch den unerwarteten Gruß, aber ihr
Auge ruht bald mit Wohlgefallen auf den zwei edlen Gestalten in ihren
gutsitzenden Neiseanzügen, auf den schlanken und doch kräftig gebauten
Jünglingen, die unter dem Bewußtsein, von schönen Mädchen betrachtet
zu werden, unwillkürlich freier und stolzer einherschreiten.
Jetzt haben sie auch die beiden Knaben eingeholt und können sich nicht
enthalten, dieselben genauer zu betrachten und anzureden. Auch sie sind
blond und haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem kleinen Mädchen.
„Also vier Geschwister und eine Freundin!" denken Kurl und Hans.
„Nun, was macht die Lunge?" fragt Kurt den Aelteren.
Dieser bleibt stehen und läßt zur Antwort einen lauten Juchzer durch
die Lüfte erschallen.
„So ist's recht," sagt Hans, „aber hier der junge Herr scheint etwas
müde," fügt er zu dem andern Knaben gewendet hinzu.
„Ich müde?" antwortet dieser stolz und springt geschickt über einen
im Wege liegenden Felsblock.
Da ertönt von rückwärts der Ruf „Peter", „Konrad", und die beiden
Knaben eilen zu den Mädchen zurück.
„Abgeblitzt! Der erste Versuch der Annäherung märe mißglückt," sagt
Kurt und schreitet weiter.
„Laß nur," erwiderte Hans, „jeder Mensch folgt schließlich im Leben
seinem Stern."
„Ich möchte wissen, worauf sich dieses Wort der jungen Dame bezog?"
„Wir werden's noch erfahren, Kurt." "
„Bist Du dessen so gewiß?"
„Ganz gewiß," sagt Hans zuversichtlich, und schweigend wird der
Weg bis zum Koppenhause fortgesetzt.
Merkwürdig! Schon ziehen sich Fäden zwischen den jungen Männern
und den beiden Mädchen, fast unmerklich und noch so kraus und verwirrt,
daß Niemand zu sagen wüßte, ob sie dereinst sich lösen oder straff be«
festigen werden.

VIII.

Auf der Schneekoppe.

In dem großen Saale des Koppenhauses waren nur wenige Gäste, sodaß die Freunde fast allein an der langen Wirthstafel ihr Mittagsbrod einnahmen, mährend die übrigen an den kleinen Tischen ringsum Platz gefunden hatten.

Kurt und Hans waren noch mit der Suppe beschäftigt, da erschienen auch die drei jungen Mädchen schon mit den beiden Knaben und nahmen am andern Ende der langen Tafel Platz.

Ein Kellner fragte sie, was man zu speisen wünsche.

„Wir trinken nur Kaffee," war die Antwort, worauf der Kellner mit unverschämtem, ja frechem Tone erwiderte:

„Für Kaffeetrinker ist hier kein Platz, da müssen Sie sich an die kleinen Tische setzen!"

Dabei faßte er den älteren Knaben an der Schulter, wie um ihn von seinem Platze zu entfernen.

Hans wurde bleich im Gesicht und ließ den Suppenlöffel fallen, Kurt aber fprang auf und stand im nächsten Augenblicke zornglühend vor dem Kellner.

„Sie sind ein Flegel! Rufen Sie mir den Wirth!" schrie er so laut, daß man es im ganzen Saale hören mußte.

Der Kellner wollte Einwendungen machen.

„Haben Sie nicht verstanden? Rufen Sie mir Herrn Sommer, den Kopvenmirth!" sagte Kurt mit so eindringlichem Tone, daß der Kellner muthknirschend davonschlich.

Ter alte Koppenmirth Sommer aber hatte an der Thür gestanden und den Wortwechsel vernommen. Er trat jetzt ruhig herzu und erkundigte sich nach dem Begehren des Gastes.

Kurt erzählte ihm den Vorfall, worauf Herr Sommer die Dame um Entschuldigung bat und den Kellner, der sich schon mehrfach Ungehörigkeiten erlaubt hatte, sofort seines Amtes entsetzte.

Inzwischen hatte sich auch Hans erhoben und sich mit Kurt den Damen genähert, im Stillen dem Zufall dankend, der so schnell die erwünschte Annäherung herbeigeführt hatte.

„Wie liebliche Blumen doch mitunter dem häßlichsten Boden entsprießen!" dachte er bei sich.

Die Freunde stellten sich den Damen vor, Kurt sich entschuldigend, daß er ungefragt ihre Rechte mahrzunehmen gewagt hatte.

Während sie in lieblicher Verworrenheit einige Worte des Dankes hervorbrachten, begann eine kleine Musikkapelle den unvermeidlichen Radetzknmarsch zu spielen, so laut, daß zunächst jede Unterhaltung unmöglich

wurde. Zudem mar auch die hübsche Spandauerin mit ihrer Begleitung wieder erschienen und dicht an die Gruppe neben Kurt herangetreten. Hatte Minna die Absicht gehabt, noch einmal Annäherungsversuche an die beiden Freunde zu inachen, so gab sie dieselbe sofort auf, als sie der schönen Mädchen ansichtig wurde.

Mit echt weiblichem Jnstinct fühlte sie, daß ihre Rolle nunmehr bei den jungen Männern ausgespielt sei. Sie zog sich schweigend und traurig zurück, während die Herren Zeppmeisel und Sperling, die im Weinberge des Herrn schon sehr thätig gewesen zu sein schienen, mit lautem Wortschwall die Freunde begrüßten. Diese hielten es daher vor der Hand für's Beste, sich auf ihre Plätze zurückzuziehen und ihre Mittagsmahlzeit zu beenden.

Herr Zeppmeisel folgte ihnen und war unermüdlich im Erzählen seiner Heldenthaten.

„Soll denn immer ein Hinderniß dazwischen treten, wenn mir schon dicht am Ziele sind?" fragte Hans ungeduldig als der lästige Schmätzer sich endlich einmal entfernte.

„Warte nur," antwortete Kurt, „mein Plan ist fertig. Sobald die Damen aufbrechen, erheben wir uns ebenfalls und folgen ihnen. Wir sagen nicht, wohin das Ziel unserer Reise geht, sondern schließen uns ihnen an und wanderten sie auch dahin zurück, woher wir eben gekommen sind."

Hans mußte lächeln, als er die Worte des Freundes vernahm, die wiederum genau seinem Herzenswünsche entsprachen. Er hatte seine gute Laune wieder, zog jetzt Herrn Zeppmeisel mit seinen vermeintlichen Heldenthaten auf, sagte Frau Borhammer Artigkeiten, zog die schmachtende Sommerweste in's Gespräch, fragte Herrn Sperling, wie er die Nacht geruht hätte und ob er sich auch keine Erkältung zugezogen, was ein allseitiges Gelächter zur Folge hatte, bei dein sich Herr Sperling allein nicht betheiligte, kurz, Hans war ausgelassen, wie in seinen Kinderjahren und Kurt hatte seine Freude dran.

Endlich erhob sich die Gesellschaft am anderen Ende der Tafel, und ohne auf die Anspielungen der Spandauer zu achten, nahmen auch die Freunde ihre Ranzen, verabschiedeten sich zum letzten Male von Minna, der es feucht in den Augen schimmerte, und verließen das Koppenhalls.

IX.

Die beiden Käthchen oder Krokonosch und Ziegenrücken.

Heisa, wie lustig da draußen der Sturmwind sauste! Das junge Volk mit den leichten Hüten und Mützen kam ihin gerade recht, er blies ihnen das Zeug von den Köpfen herunter, als wollte er sagen: aufgepaßt und die Honneurs gemacht, ich bin Euer Meister und lasse nicht mit mir spaßen!

Hans und Kurt kannten feine Launen schon, ihre wind- und wetter-
festen Mützen saßen wie angegossen auf dem Kopfe. Daher waren sie
auch gleich bei der Hand, als hätten sie nur darauf gewartet, die fliegenden
Hüte aufzufangen uud den jungen Mädchen wieder zuzutragen.
Bei solcher Hülfleistung wird man schnell handgemein, denn es gilt
nicht blos, das Weggeflogene zurückzuerstatten, sondern auch zu befestigen,
anzustecken und anzuknüpfen!
lind dabei wiederum kann es nicht fehlen, daß man sich in die Augen
schaut, denn man muß doch seinen Dank aussprechen, und da man vor
dem Brausen des Sturmes kein Wort versteht, auch die Hände nicht frei
hat, um sie sich drücken zu können, so bleibt nichts übrig, als sich mit
Blicken zu danken.
Und solcher Dank geht wärmend und begeisternd durch alle Glieder,
ja mancher eisgraue Diplomat gäbe gewiß seine sämmtlichen Orden, die
Zeichen königlicher Gnade her, könnte er dafür noch einmal solche Dankes-
svenden einheimsen.
Nun sind alle Kopfbedeckungen in Ordnung und die kleine Karawane
kann sich in Bewegung fetzen.
Voran eilen — das Schwesterchen in der Mitte, das sie fast tragen
— die beiden Knaben. Der Wind treibt sie den steilen Zickzackiveg hinab,
daß sie kaum mit den Füßen den Boden berühren, immer schneller, immer
schneller unter Lachen und Jauchzen.
Die beiden erwachsenen Mädchen müssen ihnen unwillkürlich nach,
denn sie fürchten, es könnte den Lindern ein Unglück begegnen. Kurt und
Hans trösten sie darüber, und alle ergreift ein förmlicher Taumel der
Jugendlust, der sie wie auf Geisterflügeln hinunterträgt bis zur Niesen-
baude und weiter auf dem ebenen, weiten Koppenplan.
Da wird das Tempo langsamer, man verschnauft sich ein wenig, aber ohne
sieben zu bleiben, denn das verbieten die jungen Herren, da ein feuchter Nebel
sich herabgesenkt hat und eine zu plötzliche Abkühlung schädlich werden
könnte. Ringsumher ist die Gegend verschwunden, man sieht kaum fünf
Schritt weit, aber der Pfad ist immer zu erkennen und es geht wieder
allmählich bergab.
Die Freunde bleiben, wie verabredet die letzten.
Als sie nach längerer Pause, in der Niemand gesprochen, die beiden
Mädchen so fröhlich Arm in Arm vor sich herschreiten sahen, faßte Hans
den Arm seines Freundes und hielt ihn ein wenig zurück.
„Nun? Was sagst Du?" fragte er ihn halblaut.
„Noch ist mir alles rüthselhaft," erwiderte Kurt, „wo wollen die hin,
ohne Gepäck, ohne Führer, jetzt, da die Nacht nicht mehr fern ist? Und
doch hält mir, ich weiß nicht welcher Dämon, den Mund zu, sie zu
fragen!"
„Nein, frage sie noch nicht, lüften wir das Geheimniß nicht zu zeitig,

ich will auch vorläufig nicht wissen, wer und woher sie sind. Und da sie
beide mit Vornamen Käthchen heißen und sie uns, wie es scheint, von dem
eigentlichen Zweck unserer Reise immer weiter entfernen, so schlage ich vor,
damit wir uns wenigstens ab und zu daran erinnern, die kleinere, conivactere.
rundere, braune von den Mädchen .Krokonosch^, die schlanke Blondine dagegen
‚Ziegenrücken° zu nennen, wie dies etwa dem Charakter der beiden Berge
entsprechen dürfte."
Kurt mußte ein lautes Lachen gewaltsam unterdrücken. „Krokonosch
und Ziegenrücken!" sagte er, auf die jungen Mädchen vor sich deutend,
wahrhaftig niemals haben häßlichere Namen lieblichere Dinge bezeichnet!
Aber, weil Du, Poet, es bist, der sie so nennt, will ich nicht widersprechen,
zumal ich den practischen Werth Deiner Bezeichnung wohl zu schätzen
verstehe."
Und wieder geht es lustig bergab. Der Nebel wird immer dichter.
Die drei Kinder sind immer Arm in Arm voran. Was haben sie
nur? Sie stecken alle Augenblicke die Köpfe zusammen, zischeln sich etwas
in die Ohren und sehen lachend zu den Erwachsenen zurück.
Da plötzlich, wie von unsichtbarer Hand gezogen, hebt sich die Nebel-
wand, und man sieht in das im Abendsonnenstrahle erglänzende Hirsch-
berger Thal hinab.
Das braune Käthchen oder Krokonosch bleibt wie festgebannt stehen
und stößt einen kurzen Schrei aus.
„Wo sind wir? Das ist doch nimmermehr das Aupathal, das wir
heute Morgen emporgestiegen sind!" sagte sie und sieht erschrocken die
Freundin an, die den fragenden Blick zu den jungen Herren weiterfendet.
Aber noch ehe diese antworten, kommen die Kinder lustig herbeige-
sprungen und rufen durcheinander:
„Wir haben schon lange bemerkt, daß wir auf falschem Wege sind
haben aber nichts gesagt, weil mir uns über das Abenteuer freuten.
Hurrah!"
Die beiden Käthchen machen sehr ernste Gesichter und bleiben rathlos
eine Weile stehen. Das stimmt auch die Kinder wieder ernst, die nun
verlegen dreinschauen.
„Wollten denn die Damen nach Groß-Aupa zurück?" fragt Kurt
theilnehmend.
„Ja, noch weiter, wir wollten zur Nacht in Marschendorf sein, von
wo mir heut Morgen nur zu einem Spaziergang auf die Koppe aufge-
brochen waren und wo uns unsere gute Wirthin voll Bangigkeit erwarten
wird," erwidert Krokonosch, bleich vor Schreck.
„Das ist nicht möglich," sagt Kurt rasch, „wir sind gerade die ent-
gegengesetzte Seite hinabgewandert und müssen in wenigen Minuten bei
der Hampelbaude sein, die uns für die Nacht beherbergen wird."

„Nein, nein, das geht nicht!" fällt jetzt ängstlich das blonde Käthchen
oder Ziegenrücken ein, und ihr Gesicht überzieht eine dunkle Nöthe, „mir
kehren um, es ist gewiß noch Zeit."
Hans zieht seine Uhr aus der Tasche und mit einem Blick darauf
schüttelt er langsam den Kopf.
„Es geht wirklich nicht," bestätigt er sanft, „in einer Stunde ist es
finstere Nacht und bis zum Koppenplan allein brauchen Sie von hier aus
zwei Stunden gut."
„Aber, uin Gottes willen, ich bin ja verantwortlich für Alle," ruft
Krokonosch und überfliegt mit besorgten Blicken die ihr anvertrauten Reise-
gefährten, als wolle sie sich vergewissern, daß sie auch noch unversehrt vor«
Händen feien.
„So muffen Sie sich schon in's Unvermeidliche fügen," sagt Kurt
tröstend, „die Frau Wirthin in Marschendorf wird wohl als Gebirgsbe-
wohnerin mit der Thatsache rechnen, daß man, ohne einen Unfall zu er-
leiden, leicht in die Lage kommen kann, Nachtquartier nehmen zu müssen,
an das man vorher nicht gedacht hat."
Nun legen sich die beiden Knaben und das kleine Trudchen auf's
Bitten, sie wollen durchaus nicht umkehren, sie hätten sich schon immer
gewünscht, einmal in einer Baude zu übernachten, jetzt wäre die Gelegen-
heit endlich da, nun wollten sie sie auch beim Schöpfe fassen.
Auch die Freunde bitten für die Kinder — es ist so wohlthuend für
Andere zu bitten, wenn man dabei zugleich einen eigenen Herzenswunsch
befriedigen kann.
Die beiden Käthchen gaben endlich nach.
Mit Hurrah! und Halloh! zog die kleine Schaar voran, während
ernst und still die Erwachsenen folgten. Die jungen Damen schwiegen so
hartnäckig, daß Kurt und Hans es aufgaben, weiter in sie mit Tröstungen
und Vorschlägen zu dringen; sie hielten sich bescheiden zurück.
„Sie find in sonderbarer Lage," sagte Hans leise zu Kurt, „sie
möchten unsere schützende Gesellschaft nicht entbehren und missen andererseits
nicht, ob sie uns trauen dürfen."
Kurt nickte zustimmend.
„Wenn ich nicht so erfreut über den Zufall märe, könnte ich sie be-
dauern," sagte er vergnügt, „Krokonosch und Ziegenrücken gehören un»
meiselhaft den, besten Gesellschaftsstande an. Nun thue mir den Gefallen,
Hans, und zeige ihnen, wes Geistes Kinder mir sind, Du hast so über-
zeugende Augen!"
Nach kaum einer halben Stunde trafen sie vor der Hampelbaude ein.

X.

Wie Hans ein Märchen erzählte.

Die Wirthsstuben der Hampelbaude waren überfüllt mit Landvolk beiderlei Geschlechtes.

Es mar nämlich der Abend vor dem einzigen Sonntage im Jahre, an welchem auf der Schneekoppe ein Gottesdienst stattfindet, zu dein die Leute meilenweit herzupilgern pflegen.

Die frommen Wanderer gedachten die Nacht in der Hampelbaude zuzubringen und mit Tagesanbruch ihre Pilgerfahrt fortzusetzen.

Unsere Reisenden konnten vor der Hand gar nicht daran denken, in die Wirthsstube einzutreten, es mar kein Plätzchen frei und die Luft darin zum Ersticken.

Das Alles mar nicht sehr ermuthigend. Auch die Kinder wurden jetzt etwas nachdenklicher.

Zum Glück mar es ungewöhnlich marm, obwohl die Sonne sich schon hinter die Berge zurückgezogen hatte.

Auf dem Platze vor der Baude lagen einige lange und starke Baumstämme, die mohl zu einein Erweiterungsbau der Gastmirthschaft bestimmt waren. Auf einem dieser dicken Stämme ließen sich die drei Mädchen und die beiden Knaben in einer Reihe nieder, während Kurt und Hans mit dem Wirthe wegen der Nachtherberge verhandelten.

Sie wurden bald handelseinig; es waren gerade noch zwei Zimmerchen zu vier und zu drei Betten zu haben, und die Freunde beeilten sich ihrer Reisegesellschaft hiervon Kunde zu geben und den Vorschlag zu machen, die beiden Knaben zu sich in's Zimmer zu nehmen, mährend das andere für die drei Mädchen bestimmt sein sollte.

Der Vorschlag wurde unter dem lauten Beifall der Knaben genehmigt, die sich sehr geehrt fühlten, niit zwei erwachsenen Männern zusammen campiren zu dürfen.

Die jungen Damen saßen aber noch immer in sich gekehrt da, und als Kurt es wagte, sie durch ein freundliches Wort zu ermuntern, sagte das blonde Käthchen tief seufzend und mit einem Blicke auf ihre sommerliche Toilette:

„Wir haben ja nichts — mir haben ja kaum Kleider!"

Das kam so drollig heraus, daß Alle herzlich lachen mußten, und Krokonosch, auf sein ledernes Täschchen klopfend, ausrief: „Ist das nichts? Hier habe ich unsere Kasse, die wird schon sür uns sorgen!"

Nun schien das Eis gebrochen. Die jungen Herren dachten es wenigstens und setzten sich auf einen Baumstumpf den Anderen gegenüber.

Sie hatten sich aber getäuscht, denn bald streiften die Blicke der jungen Damen wieder scheu und ängstlich an ihnen vorbei und die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen.

Da sagte Hans plötzlich, als habe er vergessen, eine wichtige Mit-
theilung zu machen, und sah dabei mit großen Augen von Einem zum
Andern:
„Haben Sie nicht gehört, was sich neulich hier in den Bergen zu-
getragen s"
„Nein, nein!" mar die allseitige Antwort.
„Es klingt wie ein Märchen und ist doch wahr. Hören Sie nur!"
Und mit gespannter Aufmerksamkeit richteten sich aller Augen aus
Hans, als dieser zu erzählen begann: „Vor etwa acht Tagen unternahm
eine Gesellschaft von mehreren Herren und Damen eine Partie von Agneten-
dorf nach der großen Schneegrube.
Alle waren sehr lustig und vergnügt, denn das Wetter mar herrlich,
kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, die Tannen strömten ihren küstlichen
Tust aus und die blauen Glockenblumen des Enzian blühten überall
üppig zwischen dem hohen Farrenkraut.
Nachdem man sich genugsam an der balsamischen Luft, an Spiel
und Scherz gelabt hatte, traten sie ihren Rückweg an, da die Sonne sich
schon dem Untergange zuneigte.
In der Gesellschaft befand sich auch ein junges Mädchen, das hatte
eine heimliche Äebe im Herzen, und da ihr Schatz in weiter Ferne weilte,
fo drängte es sie, mit ihrer Sehnsucht allein zu sein und sie blieb immer
hinter den Andern zurück und pflückte einen großen Strauß Enzian.
Tie Andern aber dachten, sie thäte es nur aus Vorliebe für die
Blumen.
Wie sie nun fo ganz mit ihren Gedanken beschäftigt war, merkte sie
es nicht, daß sie blumenpflückend immer tiefer in den Wald und von dem
Fußpfade abgerieth, bis sie plötzlich vor einem reißenden Wasser stand,
das ihren Weg hemmte und sie gewahr werden ließ, wie sie die Gesellschaft
vollständig aus den Augen verloren hatte.
Da wurde ihr bange zu Muthe und eilig lenkte sie ihre Schritte
zurück, um den Fußpfad wiederzugewinnen. Aber sie täuschte sich in der
Richtung und gerieth immer tiefer in den Wald und entfernte sich immer
weiter von den Anderen.
Da rief sie laut ihre Namen und horchte lange und bange auf
Antwort, aber es schallte ihr immer nur das Echo ihrer eigenen Stimme
zurück.
Im Walde mar es schon ganz finster geworden und meinend setzte
sie sich auf einen Stein, um so den Morgen zu erwarten. Auch der
Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt und kein Sternlein blickte ihr trost-
spendend entgegen.
Als sie nun in tiefster Bekümmerniß so dasaß, sah sie plötzlich einen
Mann durch den Wald gehen, der kam gerade auf sie zu.
Das Mädchen erschrak heftig und dachte bei sich: nun bin ich verloren.

Der Mann aber trat an sie heran und winkte ihr nur mit der Hand,
sie solle ihm folgen. Er hatte ein Lächeln auf seinein Gesicht, das ihr
so fürchterlich erschien, daß sie nur init Zittern und Beben sich erhob und
ihm nachging, aber sie fühlte, daß jeder Widerstand ihre Lage nur ver-
schlimmern konnte. Auch war ihr Mund wie verschlossen, sie konnte nicht
das kleinste Wörtlein hervorbringen.
Der Mann aber ging immer voran, und wie er immer die be-
quemsten und sichersten Pfade zu finden wußte, so daß des Mädchens
Fuß nie an einen Stein stieß, wuchs ihr Zutrauen und endlich verlor sie
alle Furcht.
Der Wald lichtete sich jetzt, aber die Nebel brauten vor ihnen her,
sodaß man das Thal unten immer noch nicht sehen konnte.
Da nahm die Gestalt des Mannes auf einmal eine ganz andere Form
an, er schien selbst im Nebel zu zerfließen, aber er war viel lichter und
glänzte wie ein Komet und durch ihn hindurch sah das Mädchen plötzlich
die Häuser von Agnetendorf vor sich auftauchen.
Ein Schrei der Freude und des Entzückens entrang sich ihrem Munde,
sie wollte dein Manne danken, der aber mar inzwischen ganz zur feurigen
Kugel geworden, er entschwebte in die Lüfte, das Mädchen folgte ihm mir
den Augen, bis er am Himmel stehen blieb als glänzender Stern "
Hans hatte bei den letzten Worten seine Augen ebenfalls langsam
zum Himmel gerichtet und seine Zuhörer waren ihm ohne Ausnahme
gefolgt, — jetzt schauten sie zusammen hinauf zum eben hervorgetretenen
Abendstern.
Sie schwiegen Alle und Hans schloß mit den Worten des braunen
Käthchens, welche die beiden Freunde zuerst aus ihrem Munde vernommen:
„So traue nur jeder im Leben seinem guten Stern!"
„Das mar schön," sagten die beiden Knaben gleichzeitig und Trudchen
fügte hinzu: „Das war gewiß der Rübezahl!"
Die Damen aber erhoben sich und reichten schweigend Hans die
Hand. Sie hatten ihn verstanden.
„Es wird kühl, ich dächte, wir gingen hinein und sähen uns nach
einem Abendimbiß um," sagte Kurt, mit unverhohlener Freude seinem
Freunde die Hand kräftig drückend. ,
„Ja," erwiderte das braune Küthchen entschlossen, sich an die beiden
jungen Männer wendend, „gehen wir in unsere Gemächer, und wenn Sie
nichts dagegen haben, so mache ich die Wirthin und lade Sie zu uns ein!"
Wer konnte da etwas dagegen haben! Hei! gab das einen Jubel
unter dem kleinen Volk!
(Schluß folgt,)

Paul Vourget.

von

Fcrd. Grosz.

- Wien, —

nser Goethe ist das höchste Muster des naiv schaffenden Dichters, der über die Werke seines Genius vielleicht am meisten erstaunt, und danach brennt, von Anderen, Urtheüsfähigen zu erfahren, was der Gott in seiner Brust geschaffen hat. An dem Urtheile Dritter lernte er sich selbst begreifen, und je objectiver und fremder ein über ihn gefälltes Urtheil ihm entgegentrat, desto willkommener war es ihm als Leuchte in den verschlungenen Gängen seiner poetischen Zeugung. Es erscheint darum nicht als Phrase, sondern als Ausdruck einer ehrlichen Meinung, wenn Goethe dem französischen Uebersetzer von „Faust", Girard de Nerval, versichert, er habe den „Faust" nie besser verstanden als in dieser Version. Wir ahnen mit Ehrfurcht den Umfang von Goethes Ursprünglichkeit, wenn mir lesen, wie er im Juli 1796 inmitten eines Briefwechsels über „Wilhelm Meister," sich an Schiller mit der Bitte wendet: „Fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen." An diese Seite — einer der merkwürdigsten — von Goethes Wesen erinnere ich mich, so oft ich mitansehe, wie heutzutage die Autoren nicht darauf erpicht sind, sich ihre Productionen von einem klar blickenden Sinne commentiren zu lassen, sondern eine fieberhafte Hast bekunden, Hervorbringende und Beurtheilende in einer Person zu sein und ihre Absichten möglichst genau und ausführlich selbst zu erörtern; sie sürchten offenbar, in einem Detail verkannt oder mißdeutet zu werden, und deshalb nehmen sie sich als echte Freunde ihrer Leser und Verehrer die Mühe, minutiös zu verrathen. was sie wollen, in welchem Verhältnisse zu der älteren

Literatur sie stehen, welche Wirkung auf die Zukunft sie sich zuschreiben.
— Jeder von ihnen geberdet sich, als sei es seine heiligste Pflicht, das
Thema zu behandeln: „Ich und die Welt"; es muß Einer ein Monstrum
an Bescheidenheit sein, bis er sich der Form bedient: „Die Welt und ich."
Namentlich die Franzosen haben es zu einer vor zwanzig Jahren
noch unbekannten Virtuosität gebracht, die künstlerische Richtung, den moralischen Gehalt, den letzten Endzweck ihrer Schriften zu verkünden, in jüngster
Zeit ist dieser Gebrauch oder wenn man will: diese Geschicklichkeit, nach
Deutschland herübergedrungen, und es giebt jetzt auch bei uns Helden von
der Feder, die ihre Mission redselig ausdeuten, und nach deren Ansicht das
Kunstmerk nur existirt, damit sie an demselben ihre Theorien entwickeln
können . . . Man weiß, daß Emil Zola seine „Schule" mit unentmegbarer
Beharrlichkeit erörtert, daß er sich nicht damit begnügt, zu bilden, sondern
daß er viel, sehr viel redet. Er würde sich für einen Schiller bedanken, der
ihn mit seinem eigenen Werke „bekannt machen" wollte. Er kennt sich und
seine Bücher, er spricht von denfelben, als rührten sie von einem Dritten
her, und doch wieder ganz subjectiv, denn er kann sich als Selbstkritiker
nicht losreißen vom Autor, der er zugleich ist, er braucht keine Hülfe, um
sich zu verstehen und dieses Verständniß öffentlich an den Tag zu legen.
Sein Beispiel hat Nachahmung gefunden. Wohin wir blicken, wir finden
französische Schriftsteller, welche. Mann für Mann, eine separate «Schule"
als Erlösung des Schriftthums von allem Nebel preisen. Nicht wie der
Vogel singt, soll maßgebend sein, sondern ob er auf einem Aste sitzt, den vor
ihm noch kein Vogel bewohnt hat. Daß der Enthusiasmus dann oft mehr
dem Aste als dem Vogel gilt, macht Letzterein kein Bedenken — er meint
vom Erfolge: „X«n ulst" . .. Diese Strömung ist so stark, daß wir uns
ihr nicht entziehen können, wenn wir einen modernen französischen Schrift»
steller auf die wichtigsten Züge seiner Erscheinung hin prüfen. Wir wissen,
daß man uns vor Allem nach seiner Richtung. Tendenz, nach seinem literarischen Glaubensbekenntnisse, nach seiner Stellung als „Meister" oder
„Jünger," danach fragen wird, wie er zu klassificiren, wohin er einzig
schachteln ist. Und weil wir das wissen, beeilen mir uns, Paul Bourget
— von dem hier die Rede sein soll — mit einer Spitzmarke zu versehen:
Er ist, wie er versichert, ein Analytiker.

I.

Paul Bourget, derzeit etwa vierzig Jahre alt, hat bisher zwei Bände
Gedichte, fünf Romane: „^.ndiü OornsU^," „Orusils öni^m«," „Oriiue
ä'umoui'," „Nonsouges" und „I^s disOipIs," ferner einen Band Novellelten
unter dem Titel: „I^sr«!«" und zwei kritische Bücher: „Lssäis <Ze
psvLkolo^ie «outsmporäins" und ,^«uvsänx esssis cko psvokolu^is
moävrns" erscheinen lassen. Er steht heute obenan unter den Lieblingen
der Franzosen, und auch außerhalb Frankreichs hat man den überaus geisi-

reichen Vivisector des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens
schätzen gelernt. Bourget schloß sich keiner bestehenden Clique an; er ver-
schmähte es, sich von den hochgehenden Wogen des Naturalismus tragen
zu lagen' die Doktrin von den ,,cioouruer>ts iiumairis." die man sammeln
müsse, von dem Milien, aus welchem der Mensch herauswachse, ging an
ihm unbeachtet vorüber. Er versuchte keine photographisch getreue Schilderei.
Er griff auch nicht auf die idealistische Welt der George Sand, nicht auf
die von Riesen und Zwergen bevölkerten Sphären Victor Hugos, nicht auf
die abenteuerlichsten Ammenmärchen des älteren Dumas zurück, er suchte
nicht die Gunst der feinen unverstandenen Damen, kokettirte nicht mit den
Philistern und wagte keine Rühreffecte. Sein Bestreben war es von Beginn
an, sich analytisch in etliche Gestalten, die er auf die Scene stellte, zu
vertiefen; sein Verstand grub sich wie ein Bohrer in ihr Seelenleben ein,
er behandelte Haß und Liebe wie ein anatomisches Präparat. Doch kam
es ihm aber keineswegs bei, Thesen aufzustellen. Er legte die geheimsten
Fasern eines von ihm mit der Loupe untersuchten Gewebes los; Schluß-
folgerungen zu ziehen, überließ er dem Leser, er trieb die Objectivität so
weit, den Faden der Erzählung abzureißen, wenn dieser der beabsichtigten
Analyse genugsam gedient hatte — wer dann Lust verspürte, mochte ihn
weiterfpinnen. Ein also gearteter Schriftsteller mar in erster Linie zum
Kritiker geboren. Als solcher hat Bourget sich glänzend bewährt; seine
Studien über einzelne Schriftsteller zeichnen sich durch frappanten Scharf-
sinn aus, manchmal allerdings auch durch die Bertheidigung ganz unhalt-
barer Ansichten wie der Behauptung! I,e«orits äe leiste, der Chef
der „?»rn«ssiol>8/ der mit Recht als ,.impas5>ibls/- als unbeweglich in
Glück und Unglück, als ewig gleichgestimmt, als marmorkalt Berschriene,
sei von heiß pulsirendem Leben erfüllt, oder die andere Behauptung, die
jüngste französische Schriststellergeneration stehe unter dem Einflüsse Charles
Baudelaire's, mährend in Wirklichkeit dieser kränkste Dichter Frankreichs,
der die künstliche Rose reizender findet als die natürliche, mit der realistischen
Strömung absolut nichts gemein hat.

Bourget mochte das Bedürsniß empfinden, zu einer großen Menge
zu sprechen, und die Form des Essay zieht, wie man weiß, nur eine enge
Gemeinde an. Er übertrug sein analytisches Verfahren auf das Gebiet der
Erzählung, und mit der Fabel fand er sich ab, so gut oder übel seine geringe
Phantasie es ihm gestattete. Seine Gabe, einen seelischen Organismus zu
zergliedern, ist so groß, daß er durch dieselbe über seinen Mangel an
Erfindung zu täuschen und den Leser in eine Spannung zu versetzen weiß,
die sonst nur durch die verwickeltsten Actionen erreicht wird. In seinen
Romanen finden sich natürlich Ereignisse, aber diese gehen nur zum geringsten
Theile außen in der Welt vor, meistens in der Brust der Helden und
Heldinnen.

Neben der offenkundigen Analyse ist der Skevticismus der hervor-

stechendste Zug in Bourget's Physiognomie. Ein Skepticismus, der, wenn
er auch Hurch schwarze Brillen schaut, doch nicht verzweifelnd die Hände
in den Schooß legt, sondern der Jugend thatkräftiges Ringen zumuthet,
ein arbeitsfreudiger Skepticismus, der sich nicht verhehlt, wie die Mensch-
heit jetzt bar sei des Idealismus, diesem aber zu seinem Rechte verhelfen
mochte, und es tief bedauert, daß der Materialismus unser Geschlecht
umgarnt halte. Bourgets Skepticismus ist ein gekränkter Optimismus.
Wie beinahe alle Prosaisten hat Bourget mit Versen begonnen. Im
Anfange gewinnt die lyrische Stimmung noch die Oberhand. Man ahnt
nicht den unerbittlichen Analytiker, wenn die „Italienische Serenade" an
unser Ohr klingt:

„Laß' uns hinaus uns flüchten auf das Meer,
Die Nacht bei Sterngefunkel zu verbringen.
Der Windhauch weht so freundlich zu uns her.
Zu blah'n die Segel, uns'reS Schiffes Schwingen.
Der greise Fischer, seiner Söhne zwei,
Sie führen uns, sie hören uns, sie lauschen.
Doch riithselhaft klingt ihrem Ohr vorbei
Des Wortes Sinn, das uns're Lippen tauschen.
Die Wellen sanft und still im Dunkel geh'n,
Wir kommen, Seel' in Seel' gezogen.
Und die, was wir uns sage», auch versteh',?,
Sind nur die Nacht, der Himmel und die Wogen."

Solches, von keines Gedankens Blässe angekränkelte Erfassen des
Augenblickes taucht nur selten auf; desto öfter und eindringlicher breiten
düstere Schleier sich über die Lieder Bourget's — so in „Lsau soir":

„Wenn der Sonnenuntergang
Rosig auf den Wassern liegt.
Und durch's Korn, das Feld entlang,
Still ein lauer Schauder fliegt,
Allen Dingen dann entschwebt
Wie ein Rath es ringsumher:
„Glück erstrebe, was da lebt" —
Und die Seele wird Dir schwer!
Glück zu haschen, mahnt es Dich,
Noch zur Zeit der Jugendgluth,
Denn wir weichen, wie die Woge wich —
Wir zum Grabe, sie zur Fluth."

Wenn Bourget das Saitenspiel des Sängers rührt, vermag er den
Hang zum Spintisiren nicht zu unterdrücken. Unter jedem blühenden Fleische

sieht er das Skelett, das hinter ihm steckt — und wenn ein Verliebter im Sinnenrausche sich glücklich mahnt, dann ruft Bourget ihm zu:

.Du preisest deinen Stern, weil Du bei Nacht
Ein junges Weib umarmen darfst, umfangen?
Doch ohne Seele dieses Körpers Prangen —
Hast Liebe Tu Dir anders nicht gedacht?"

In einer umfangreichen Erzählung in Versen, „Edel", berichtet ein Künstler von seiner Leidenschaft für eine „nordische Lilie," für die reizende, noch halb kindliche Edel, die ihm einige harmlose Rendezvous bewilligt, bis sie innerhalb ihrer vornehmen Gesellschaftssphäre sich verlobt und dem Künstler unbefangen bedeutet, sie müßten Beide ihre Narrethei vergessen. Bei ihm, dem starken Manne, hat die Liebe sich nachhaltiger ermiesen, als bei dem Mädchen — der Poet läßt da schon etwas von der Psychologie des Weibes ahnen, die er als Kritiker und noch mehr als Romancier mit soviel Nachdruck betreiben sollte. Wie eine zarte Blume hat die Skandinavierin Edel des Künstlers Leben einen Augenblick lang durchduftet — dann entflieht sie ihm, er bleibt zurück mit feinem zerstörten Traume — aber er will arbeiten, damit sie eines Tages über ihre dahingegangene Neigung nicht zu erröthen brauche.

Auf die Dauer konnte der Vers nicht das Instrument sein, dessen Bourget sich bediente. Er griff zur Prosa, zu einer einfachen, schmucklosen, die eine gewisse Beredsamkeit erlangt, wo der Autor von Schritt zu Schritt immer tiefer in's Dunkel eines Menschenherzens hinabzudringen sucht. Den Ehrgeiz, ein Poet zu sein, ließ Bourget gar bald fahren; auch das Schildern, das Malen reizt ihn nicht, er bemüht sich nicht, eine Scenerie, das Aeußere einer Oertlichkeit, ein Landschaftsbild festzuhalten. Sogar wie seine Leute aussehen, ist ihm ziemlich gleichgültig; was kümmert ihn ihr Gesicht, was kümmert ihn — selbst bei den Damen! — die Toilette, für ihn ist nur Eines wicbtig: der innere Vorgang, der psychologische Proceß. Das An und Auf soll der Leser sich construiren, wenn er kann; und wenn er es nicht kann, so liegt auch nicht viel daran — wer wird sich um solche Lappalien scheeren!

Tie Franzosen behaupten, das grüblerische Wesen habe Bourget sich aus deutschen Denkern und Dichtern angelesen. Nun, in der That beweist er sich wohlbewandert in unseren Philosophen; er ist mit Kant, Hegel, Schopenhauer und Hartmann vertraut — aber er hat sie aufgesucht, weil sein ganzes Wesen ihn zu ihnen hingezogen, dieses mar fertig entwickelt, als er in die Gedankenwelt eines fremden Volkes eindrang, die besagten französischen Beurtheiler Bourgets verwechseln also die Wirkung mit der Ursache. Uebrigens macht Bourget kein Hehl aus der großen Meinung, die er von den germanischen Einflüssen hegt. Er läßt sich nicht genügen, den gegenwärtigen Stand der französischen Geistescultur zu ver-

Ferd. Groß in Wien,
zeichnen, als richtiger'Analytiker geht er auf den Grund, forscht nach Erklärungen, und wenn er diese gefunden hat, verkündet er sie, auf die Gefahr hin, der landsmännischen Leserwelt etwas Unangenehmes zu sagen. „Es ist offenbar," läßt er sich in den „Xouvesux e88!Ü8" vernehmen, „daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert im Kampf um's Dasein der lateinische Geist den germanischen besiegte. Der Beweis hierfür liegt darin, daß während dieser Periode alle nordischen Nationen die von unseren Schriftstellern ausgesprochenen Gedanken wiedergedacht haben. In unserem neunzehnten Jahrhundert besitzt der germanische Geist die höhere Energie, das heißt: die größere Schaffenskraft, denn seit fünfzig Jahren haben unsere größten Autoren nur die Gedanken wiedergedacht, welche jenseits des Rheines und des Eanals I^a ^lanclis geboren wurden. Hat Baudelaire die Vision der ihm eigenen poetischen Schönheit nicht unmittelbar von der englischen Poesie empfangen? Kommen die Herrn Nenan eigenen Theorien religiöser Kritik nicht von der deutschen Exegese? Ist nicht der Hegelianismus die Quelle für das System des Herrn Tarne, aus welchem als eine Folge die ganze Doctrin des Herrn Zola und seiner Jünger hervorging?" Es gehört für einen Franzosen Muth dazu, solch ein Geständnis; abzulegen: in einein Roman Hütte er es nicht machen dürfen, denn ein solcher wendet sich an die breite Masse, welche keine unliebsame — für den Nationalstolz unliebsame — Wahrheit verträgt; das Essay wird von jener kleineren Schaar gelesen, der man einige Borurtheilslosigkeit zumuthen darf. Die beiden Bände Essays sind wichtig für Bourget's Eigenart. Die Manier, wie er eine Reihe der hervorragendsten französischen Geister (von Fremden nur Turgenjew und den Schweizer Amiel, der aber in französischer Sprache schrieb) behandelt, giebt uns ein Spiegelbild des ganzen Bourget. Man tritt diesem schon näher, wenn man sich vor Augen hält, wie es ihm nicht genügt, einen Autor nach allen Seiten zu betrachten; nein, er zerlegt sich ihn in vier Biertel, jedes Viertel erfährt dann eine abgesonderte Analyse. Dumas til» zerfällt für ihn zu gedachtem Zwecke in die Kapitel: „Der Moralist", „Die Analyse der Liebe", „Die Unfähigkeit, zu lieben" und „Quellen des Mysticismus". Folgt man den Spuren eines Romanciers, so mag man über dessen Meinungen leicht in Unklarheit gerathen, denn oftmals erwachen auch in dem scharfsinnigsten Leser Zweifel, wo der Autor seine persönliche Meinung ausgesprochen, und wo er nur den Gestalten die ihrem Chatrakter sich anschmiegenden Worte geliehen habe. Im Essay tritt der Autor als unleugbares Ich hervor; da redet er und kein Anderer, da trägt jeder Satz sein Siegel, besonders, wenn von mitstrebenden Zeitgenossen gesprochen wird. Man darf bei stark ausgeprägten Individualitäten den Versuch wagen, einen Schluß auf die bei ihnen vorwaltenden Neigungen daraus zu ziehen, wovon sie in ihren Büchern am öftesten sprechen. In Bourgets Schriften stößt man immer wieder auf die Worte: „Analyse" und „Skepticismus." Nirgends offenbart er sich mit dem Cultus dieser

Paul Bourget,

Richtungen so deutlich wie in der Vorrede zu den ,^'ouve«ux essais."
Er behauptet in dieser, er sei einer der Ersten, welche in der heutigen Jugend die Herrschaft des Pessimismus, das Wiederauftauchen von dem, was man 1830 „die Krankheit des Jahrhunderts" genannt, stgnalisirte. Jetzt wie damals herrsche „eine tödtliche Lebensmüdigkeit, ein düsteres Erfassen von der Eitelkeit alles Strebens." Aus dem letzten Kriege, so behauptet er, sei den Franzosen etwas verblieben „wie eine Vergiftung, die uns schwächer und unfähiger gemacht hat, der geistigen Krankheit zu widerstehen." Von einem Heilmittel gegen solche Krankheit verräth er nichts. Aber das ist nicht seine Sache, er stellt die Diagnose, ein Anderer bemühe sich um die Therapie. Was er für seine Mission hält, theilt er unzweideutig in seiner meisterhaft ausgeführten Studie über Zllercmder Dumas mit: „Ter Psycholog analysirt nur, um zu analysiren, der Moralist, um zu richten." Bourget ist der Analytiker, Dumas der Moralist. . . Und in dem Essay über Flaubert schlägt er seiner Göttin eine Pauke des Ruhmes, er nennt die Analyse „eine an unserer Stirn befestigte Leuchte, mit welcher mir, wie mit der Lampe des Bergmanns, die Abgründe betrachten können, in die wir hinabsteigen." In die Schriften wie in ihren Urheber fährt sein prüfender Blick mit Dolchesschärfe hinein. „Man kann sagen", so lesen mir in dem Essay über Tains „daß im Hinter- grunde jedes schönen literarischen Werkes die Bestätigung einer großen psychologischen Wahrheit sich birgt, wie im Hintergrunde jedes schönen Werkes der Malerei oder Bildhauerei die Bestätigung einer großen anatomischen Wahrheit," Könnte er seinem Wunsche völlig ungehindert folgen, er würde den Autor, mit dem er sich beschäftigt, in Atome ver- kleinern und jedes Atom, für sich betrachten; seine Freude entspringt dem naturwissenschaftlichen Gesetze, daß es auf der Welt nichts Untheilbares giebt. Gar gelegen kommt ihm daher die Idee Taines. sich selber zu Halbiren. „Ich mache" so beichtet Tains, und Bourget citut ihn mit Behagen „zwei Theile aus nur: den gewöhnlichen Menschen, welcher ißt, trinkt, Geschäfte besorgt, sich hütet, schädlich, sich bestrebt, nützlich zu sein — und den anderen Menschen, welchem ich gestatte, sich mit Philosophie zu befassen, und welcher nicht weiß, daß ein Publikum eristirt . . ."

Mit Vorliebe schildert Bourget Menschen, welche die Zweiseelentheorie verkörpern. Ohne daß sonst Aehnlichkeiten zwischen den Beiden bestehen, glauben mir angesichts dieser Tendenz manchmal, eine liebe deutsche Stimme zu hören: diejenige Adolf Wilbrandts, dessen Fridolin mit sich selbst, sein eines Ich mit seinem anderen, verheirathet ist . . . In einem semer „Pastels" läßt Bourget einen Künstler sich äußern: „Das hieße, den Doppelmenschen schlecht kennen, der ich immer war, der Ihr seid, der wir armen Schriftsteller Alle sind, welche wir uns leichten Muthes gewöhnt haben, auf der einen Seite zu leben, auf der anderen zu denken."

Um sich von Bourget ein zureichendes Bild zu machen, muß man

seine zwei Bände Essays aufmerksam studiren. In seinen Romanen tritt
er zwar ebenfalls in der Eigenschaft des Analytikers auf, aber er muß
sich doch Zügel anlegen, er kann die Reflexion nicht so frei vormalten
lassen, wie in den kritischen Studien. Sein letzter Roman freilich ist
nur ein Vormund für die Verkündung eines Gedankens, und er muß
deshalb in einem Athem mit den Essaus ermähnt werden. Bourget, der
Pessimist, der sich der Erkenntniß aller Fehler und Verirrnngen seiner
Zeit nicht verschließt, sieht mit Entsetzen die Ideale dahinschwinden. Er
schreit in diesem Entsetzen gepeinigt auf, und was Octave Feuillet mit
schwächerem Talent und geringerer Kühnheit in „I^a inorte" gethan, das
versucht nun Bourget in clisoiple" auf feine Weise: Darwinismus
und Schopenhauerismus als einen Fluch der Menschheit darzustellen, uns
zu überreden, daß mir sittlich verloren seien, wenn mir nicht an das
Unfaßbare, an die unsterbliche Seele, an das Göttliche im Menschen, an
eine jenseitige Vergeltung, an unsere Verantwortlichkeit vor einem unsicht-
baren Tribunale glauben. „I^o äiscipls" ist eine Polemik, eine Streit-
und Brandschrist. Damit man nicht im Zweifel sein könne über Bourgets
Ansichten und Absichten, richtet er an „einen jungen Freund" eine Vorrede,
in welcher es heißt: „Die Wissenschaft von heute, die aufrichtige, moderne,
anerkennt, daß am Ende ihrer Analyse der Bereich des Unerkennbaren
beginnt. Der alte Littrö, ein Heiliger, hat in prächtiger Weise vom
Ocean des Geheimnisses gesprochen, der an unser Ufer schlägt, den mir
leibhaftig vor uns sehen, für den wir jedoch weder Schiffe noch Sege!
haben. Denjenigen, welche Dir sagen, hinter diesem Ocean sei nichts als
Leere, der Abgrund der Finsterniß und des Todes, magst Du ruhig erwidern:
„Ihr mißt es nicht." Also Psycholog, Analytiker und dabei Metaphysiker!
Wir wollen an dieser Dreiheit festhalten, wenn wir Bourgets Gesammt-
erscheinung uns einprägen ... Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß
Bourget den Romanleser nicht festhalte. Nur können mir uns nicht im
Unklaren bleiben, daß die Fabel ihm einen Deckmantel abgiebt für seine
Untersuchungen. Der Kern der Geschichte in „I^s ^iscipls" ist leicht blos-
zulegen. Robert Greslou, ein junger Mensch aus unbemittelter Familie,
nimmt, um sich Brot zu erwerben, eine Hofmeisterstelle in dem gräflichen
Hause Jussat-Randon an. Zu diesem gehört eine Tochter, Charlotte, ein
reizendes Mädchen, von den Eltern einem Baron Plane zur Gattin bestimmt.
Kaum hat Robert sie gesehen, als er sich vorninimt, sie zu verführen. Er
wirbt um ihre Liebe, sie weist ihn züchtig ab, er beschäftigt ihre Phantasie,
indenl er ihr rührende Geschichten aus seinen, Leben vorspiegelt, er droht
ihr, sich umzubringen, wenn sie ihn nicht erhöre; erschüttert durch diese
schreckliche Aussicht, giebt sie sich ihm ganz zu eigen, freilich erst, nachdem
Beide beschlossen haben, gemeinsam zu sterben. Robert bereitet das Gift.
Charlotte will davon trinken — er aber weigert sich nunmehr, in den Tod
zu gehen, und Hb sie ihn einen Feigling schilt und sich für schmählich ver-

rathen erklärt, er mag nicht sterben, nachdem er von dem liebensmerthen
Geschöpfe Besitz ergriffen hat. Charlotte fühlt, dafz sie nach der ihr gewordenen
Entehrung das Leben nicht länger ertragen könne. Zudem verschafft sie
sich Einblick in Roberts Tagebuch, und entsetzt erfährt sie daraus, daß er
systematisch auf ihre Verführung losgegangen, daß alle romantischen Märchen,
mit denen er sie zu berücken gemußt, Mittel zu seinem schnöden Zwecke
waren. Er erzwingt sich noch eine Unterredung mit ihr, sie aber nöthigt
ihn, das Schloß zu verlassen, da sie sonst Alles entdecke. Robert muß
ihr gehorchen. Tann schleicht sie sich in sein Zimmer, leert dort die Hälfte
des Giftes aus Roberts Flasche in ein kleines Gefäß und füllt jene wieder
voll mit Wasser, damit ihre Eltern nicht erfahren, wie sie sich das tödtliche
Mittel verschafft hat. Ihrem Bruder Andrö, der abwesend ist, schreibt sie
die Wahrheit, damit er sie räche . . . Sobald sie todt aufgefunden ist,
lenkt sich auf Robert der Verdacht, sie vergiftet zu haben. Die Diener-
schaft hat ihn in der letzten Nacht das Zimmer des Fräuleins verlassen
sehen (es mar das nach der entscheidenden Unterredung) — Robert hat
seine angebliche Neigung für Eharlotte oft genug verrathen — das Gift
mar mit Wasser vermengt morden, offenbar, um den theilweisen Verbrauch
zu maskiren — das kleine Gefäß mar in den Garten geworfen worden
I Eharlotte hatte das in Wirklichkeit gethan) und, das wichtigste Belastungs-
moment: Robert ist früh Morgens aus dem Schlosse verschwunden. Er wird
in Clermont, wo seine Mutter lebt, verhaftet, kommt unter der Anklage des
Mordes vor Gericht, und, wie um seine Schuld zu sühnen — vielleicht
auch, weil er hofft, Andrö werde ihn nicht unschuldig verurtheilen lassen,
denn Robert weiß, daß Charlotte dem Bruder die volle Wahrheit anvertraut
hat — nimmt er die That auf sich. Im entscheidenden Augenblicke
erscheint Andr6, deckt den Vorgang auf, Robert wird freigesprochen, aber
unmittelbar danach schießt Andrü ihn nieder — das Rachemerk ist voll-
bracht . . . Wir haben den Gang der Handlung skizzirt, um zu zeigen,
in welche Gattung von Gewand Bourget seine Ideen einzukleiden liebt.
Was er betonen will, das liegt außerhalb der hier angedeuteten Geschichte:
Robert Greslou ist ein „äisc-ipls" des Philosophen Adrien Sirte, des
berühmten „Leugners." Indem der junge Mensch sich seinen Lehren —
nach Bourget: „Irrlehren" — hingiebt, verliert er den moralischen Halt,
geht er bewußt, nachdenklich die Bahn des Verbrechens. Damit wir nicht
iin Zweifel bleiben, auf welche Seite Sirte seinen Jünger gedrängt, sagt
Bourget über des Meisters Theorien: „Indem er das Gesetz der Ent-
mickelung auf alle Momente des menschlichen Empfindens anwendete,
wollte er darthun, daß unsere feinsten Gefühle, unsere subtilsten mora-
lischen Regungen, wie unsere schändlichsten Verirrungen das letzte Ergebniß,
die höchste Metamorphose sehr einfacher Instinkte sind, sowie letztere nur
als Transformation der Eigenthümlichkeiten der Urzells gelten können;
die moralische Welt revroduzire die physische, sei nur das schmerzliche

Ferd, Groß in Wien.
oder akstatische Bewußtsein der letzteren . . ." Adrien Sixte, vor den Untersuchungsrichter geladen, sagt diesem zum Erstaunen des in starren Rechtsbegriffen aufgewachsenen Büreaukraten: „Für den Philosophen giebt es kein Verbrechen und keine Tugend. Unsere Willensäußerungen sind Thatsachen einer gemissen Ordnung, gelenkt von gewissen Gesetzen, „sonst nichts."
Greslou hat heimlich an Sixte ein Memorandum gerichtet, in welchem er seine Handlungsweise erklärt. In diesem Memorandum bringt Bourget Philosophie und Verbrechen so perfid und dabei so geschickt in Zusammenhang, daß man über die Weltweisheit erschrecken müßte, wenn man sich nicht sagte, daß Parteilichkeit dem Autor die Feder geführt hat. In dem wunderlichen Document spricht Robert von den verhängnißvollen Vorgängen mit der erschreckenden Ruhe eines Unbetheiligten. Er wollte, sagt er, Charlotte verführen, „um eine psychologische Studie über den Mechanismus der Liebe anzustellen und die Nichtigkeit seiner Theorien zu prüfen." Nach seiner Meinung sind „alle Seelen für den Gelehrten Experimente, unternommen von der Natur." Bei dem Gedanken, Charlotte zu Falle zu bringen, habe die Vererbungstheorie bei ihm mitgewirkt. Was sei natürlicher, als daß in ihm, dem Plebejer, der ererbte, in feinen Vorfahren angesammelte Ingrimm sich Luft machen wollte? Er habe sich über die Aussicht entzückt, daß er, „der Enkel von Bauern, vielleicht dahin gelangen werde, die Enkelin der großen Herren durch die Macht seines Geistes zu verführen. Robert ist ein gelehrtes Ungeheuer; wenn Skrupel ihn überkommen, erholt er sich Raths in den Büchern. „Darf ich?" fragt er sich, „Charlotte als Gegenstand meiner Experimente behandeln?" Er schlägt die „Theorie der Leidenschaften" von Adrien Sixte auf, und da steht geschrieben: „Es ist das Weltgesetz, daß jede Existenz eine Eroberung sei, ausgeführt und aufrecht erhalten durch den Stärkeren auf Kosten des Schwächeren. Das bezieht sich auf das moralische wie auf das physische Leben. Es giebt Raubseelen, so wie es Wölfe, Pardelkatzen und Sperber giebt." Robert qualificirt sich als Naubseele, und imputirt sich daher das Recht, mit Charlotte nach seinem Belieben umzuspringen ... Im letzten Augenblicke erinnert Bourget sich, daß er doch Einiges thun müsse, um sein Buch gegen den Vorwurf leidenschaftlicher Parteinahme zu verwahren, und so legt er dem „Meister" die Worte in den Mund: „Einer Doctrin die Verantwortlichkeit zuschieben für die sinnlose Auslegung, welche ein aus dem Gleichgewichte gerathenes Gehirn ihr giebt, das ist beiläufig dasselbe, als klage man den Chemiker, welcher das Dynamit erfunden hat, wegen der Attentate an, zu denen diese Substanz verwendet wird." Da wir die Vorrede noch im Gedächtnisse haben, kann Bourget uns nicht darüber täuschen, daß sein Herz bei den Anti-Materialisten ist, und wir müssen ihm den Vorzug der Originalität immerhin zugestehen, wenn wir ihn im Kampfe als transcen«

Äentalen, idealistischen Skeptiker erkennen. Im „Disciple," wie in seinen übrigen Romanen ist die Erfindung eine gequälte, sie entbehrt des freien Flusses, und dem Erzähler schlägt unablässig der Kritiker ins Genick. Es ist bezeichnend für das heutige französische Schriftthum, daß zwei hervorragende Belletristen wie Zola und Bourget die blendendsten Facetten ihres Könnens in ihren kritischen Auseinandersetzungen leuchten lassen. Wie Bourget sich als eigentlicher Erzähler geberdet, das wollen mir cursorisch an seinen vier Büchern zeigen: „AeiiL«liFeL," „Ouells ömiFne," .,.Oiiue ä'amour'' und ,,L,ncire Ooruviis."

II.

Am meisten entspricht „ÄslisouAes" den Anforderungen, welche man gemeinhin an den Roman zu stellen pflegt. Die Vorgänge spannen uns, wir sind begierig, zu erfahren, wie das Schicksal der Hauptpersonen sich 'formt; schon deshalb wird „UeusouAes" immer auf das Interesse der Leser rechnen dürfen, weil in diesem Buche die Gemalt der Liebe dargethan wird, allerdings nicht feiernd, nicht preisend — wie weit ist Bourget hier weg von seinen ersten lyrischen Gedichten! — sondern als ein Elementarunglück, gegen das der Mensch sich nicht zu wehren vermag. Wir sehen wie zwei Männer verloren sind gegenüber den Zauberkräften der Liebe; der Eine, der Jüngere, Rene Vincn. macht einen Selbstmordversuch, weil er entdeckt, daß Frau von Moraines außer ihm noch einen Geliebten hat, und zwar einen reichen, der ihr bedeutende fincmcielle Opfer bringt. Der Andere, der Aeltere, Claude Larcher — Schriftsteller, wie sein Freund Rem- — kann sich von der Liebe zu Colotte Rigaud nicht lossagen, trotzdem er ihre Schändlichkeit erkennt. „Was wollen Sie?" sagt er. „Ich werde ihr immer glauben, wenn sie mit einer gewissen Betonung mit mir fpricht." Claude gesteht zu, daß die Schlechtigkeit der Frauen den Mann oft am sichersten gefangen nehme. .M puis," lautet eine seiner Aeußerungen, die mir nicht übersetzen wollen „quelle vouclre cle euntknriäos quo la, trauison!" In „Aen50NA68" wie in ,.OueIIe eui^irie" erweist der Mann sich als derjenige Theil, der die Liebe reiner und edler auffaßt. Hier wie dort wirft die Erfahrung ihn schier nieder, daß das von ihm angebetete Weib ihm untreu ist, hier wie dort mag er nicht daran glauben, bis erdrückende Beweise vor ihm auftauchen. „OueUe eniAme" ist das lebenswahrere Buch, denn der zweiundzwanzigjährige Hubert Laurian legt nicht Hand an sich, sondern, trotzdem er von der Schuld seiner Geliebten, Madame de Scmve, sich überzeugt hat, sinkt er ihr schließlich doch wieder in die Arme — sie braucht sie nur nach ihm auszubreiten im Bewußtsein -der Sieghaftigkeit. Bourget trachtet, das menschliche Herz zu erklären, aber er steht demjenigen der Frauen voreingenommen gegenüber, er theilt den Standpunkt Schopenhauers; den Männern schreibt er das reine Empfinden zu, insoferne sie nicht die Verführung als einen Sport betreiben;

dort, Ivo das geschieht, schleudert er auch seinen Geschlechtsgenossen harte Worte in's Gesicht, ja, den ganzen Roman ..Oriius 6'«m«ur^ hat er geschrieben, um den Beweis zu erbringen, daß das schwerste Liebesverbrechen derjenige begehe, der eine Frau zum Falle bringe, ohne daß er liebt . . . Dagegen gehört Bourgets Bedauern ganz dem Manne, der in unreine Frauenhände fällt, ja, er geht so weit, Frau Laurian, Huberts Mutter, darüber verzweifeln zu lassen, daß ihr Sohn überhaupt auf eine so bedenkliche Bahn gerathen sei. Er umschreibt den Gedankengang der würdigen Dame: „Ihr Sohn war ein Ehebrecher! Schreckliches Wort, das ihr, der Loyalen, Reinen, Frommen, die Schmach der Lüge, vermengt mit fleischlichen Schändlichkeiten bedeutete!" Die rührende Erscheinung dieser Mutter hat grelle Gegensätze in vielen anderen weiblichen Figuren, für welche unser Autor sich unerbittlich zeigt. Er findet manchmal eine erschreckend krasse Form, um seine mvsoginen Überzeugungen auszudrücken. Daß gerade in der voriiehmen Gesellschaft der französischen Hauptstadt die fleckenloseste Mädchenliebe selten sei, kleidet er in das Paradoxon: „In Paris findet man kein Mädchen, das liebt, niedriger als im dritten Stockmerke." Ein gar grelles Streiflicht wirft er auf das weibliche Gefühlsleben, indem er von einer Frau bekennen läßt: „Man weiß nicht, welche Meute schlechter Instinkte man in sich trägt, so lange die Gelegenheit sie nicht entfesselt hat." Noch positiver klingt der Ausruf: „Aus welchem Schmutze ist das Frauenherz geknetet, daß eine Ereatur dem Gatten eine Madonnenstirne darbieten kann, während sie noch von Kopf bis Fuß den Schauer der Küsse fühlt, die sie bei einem heimlichen Stelldichein empfangen!" Was bei so vielen französischen Schriftstellern nur eine Ausflucht, ein Vorwand ist, das dünkt uns bei Bourget völlig glaubwürdig: der ehrliche Wille, das Laster zu malen, um davor abzuschrecken. Armand de Quem« denkt an seine Geliebte, H<V>ne Chapel, und daran, daß sie im Trotze der Verzweiflung sich Herrn von Varades an den Kopf geworfen. „Sicherlich," folgert er, „wird sie nach der Jntrigue mit ihm noch andere haben. Findet man je einen Stillstand auf dieser abschüssigen Bahn, welche vom zweiten Geliebten zum zehnten führt? Wenn man die Gewohnheit der Selbstachtung, dieses Princips aller Würdigkeit, verloren hat, welchen Damm will man der überwältigenden Fluth der Versuchung und der Begier entgegensetzen?" Für Bourget ist der gewissenlose Lebemann ein Verbrecher, welcher ohne Skrupel die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung niederreißt, und den die schwersten Anklagen und Vorwürfe treffen sollen. Wuchtig bekämpft er diese Nace, indem er deren Gedankengang kennzeichnet: „Wir Männer sind so beschaffen, daß wir eine Frau wegen ihrer leichten Sitten in den Himmel heben, wenn sie zu unseren Gunsten eine Schlechtigkeit begeht, dieselbe Frau aber sofort verachten, wenn sie für unseren Nachbar thut, was sie für uns gethan. Süße Logik!"

Bourget hat an dem bloßen Fabuliren nicht die Befriedigung, welche

dem geborenen Romancier innewohnt. Auf dem Umwege durch die Verschlingungen einer Geschichte will er die Ergebnisse seiner Untersuchungen darbringen. Und wenn er den oben ermähnten Unterschied zwischen dem Analytiker und dem Moralisten strenge aufrecht erhalten missen möchte, so verfällt er in eine Selbsttäuschung. Man zerfasert nicht die menschlichen Regungen, ohne diesen gegenüber — vielleicht unbewußt — einen sittlichen Standpunkt zu gewinnen. Bourget ist mehr Moralist, als er sich träumen läßt, er ist es in weit höherem Maße als Diejenigen, welche sich als berufene Wächter der öffentlichen Moral geberden. Wer möchte verkennen, daß ein mächtiges Stück Abschreckungstheorie in dem Schlüsse von „Oruells 5oi^ms" liegt/ in der Wehrlosigkeit, mit welcher Hubert trotz Allem und Allem Tb/rSse de ^auve wieder an die Brust sinkt! Bourget hat sein größtes künstlerisches Behagen allerdings nicht an der ethischen Seite seiner Romane, sondern an ihren zerfasernden und zersetzenden! Er prüft Herz und Nieren seiner Leute mit scharfen Gläsern, und dabei liest er manches Tetall auf, das vor ihm nie oder selten literarisch eingefangen wurde. Wenn Thorvse de Sauve Hubert anräth, er möge doch von ihr lassen, so macht Bourget die Anmerkung: „Es ist ein so köstliches Vergnügen, den Geliebten sreizugeben, ihn zu reizen, er möge uns opfern, wenn über seine Entscheidung im Vorhinein kein Zweifel herrschen kann." Zuweilen vertieft Bourget sich allzusehr in's Svintisiren, er sucht dann comvlicirte Erklärungen, mo die einfachsten als hinreichend auf der Hand liegen — seine Taktik in solchen Fällen ist dann am besten durch die französische Wendung charakterisirt: ^eiiercker ouäi s ^uatorxe teures.'' Daß Hubert sich nicht von Thöröse zu emanciviren vermag, liegt offenbar in dem physischen Zauber, den die schöne Frau auf ihn ausübt. Bourget will sich damit nicht für befriedigt erklären. „Es ist," meint er, „eine tiefe Wahrheit, daß der Mensch so ist wie seine Liebe. Aber warum überkommt uns diese Liebe, woher stammt sie? Frage ohne Antwort und — wie der Vcrrath durch di^Frau, wie die Schwäche des Mannes — ein grausames, grausames Räthsel!"
Ungleich pessimistischer als „Oruells öni^me" ist „HIeusoriA«s". Der weibliche Hang zum Lügen findet in Suzanne Moraines eine geradezu typische Vertretung. Wie Rene de Vincy sie zuerst auf einer kleinen Unwahrheit ertappt, diese aber nur den Ausgangspunkt für ein ganzes vielmafchiges Lügennetz bildet, das führt Bourget mit sicherer Meisterhand aus, zugleich mit dämonischer Freude daran, dieses Netz, Faden für Faden, zu entwirren. Unser Autor schaut seinen Gestalten bis in's Innerste, er schlüpft in ihre Haut, er athmet mit ihren Lungen, er denkt mit ihrem Gehirne, und so gelangt er zu manchem sie charakterisirenden Satze, der mehr besagt als die minutiösesten Beschreibungen. Wir machen uns einen hinreichenden Begriff von dem sinnlichen Ausdrucke im Wesen der Suzanne, wenn Bourget sagt, ihr Gewand sei das einzige Uebersinnliche an ihr: rods lui Lsrt cke spiriwäUtv/' Uebrigens entbehrt „HlonscmAss"

nicht der Effecte; Bourgets ungewöhnliches Talent täuscht leicht darüber, daß das Fabuliren ihm nicht angeboren ist. Wir haben noch in wenig, Romanen eine köstlichere Figur gefunden als den alten Desforges, welcher für die gemaltigen sinanciellen Bedürfnisse von Suzanne sorgt, weil er sie liebt — aber nur an bestimmten Wochentagen liebt, da er auch in Sachen seiner Neigungen strenge Ordnung einhält. . . . Und andererseits enthält dieses Buch packendste Scenen, wie jene, wo Suzanne dem Nenö nothgedrungen eingesteht, daß Desforges von ihr begünstigt wird, sich aber durch Lügen reinzuwaschen sucht und dabei von einem Widerspruche in den andern geräth. Man liest diese Stellen nicht anders als athemlos . . . Aber die Psychologie steht Bourget allezeit höher als das Thatsächliche. Ob letzteres räumlich ausreicht oder nicht, das erwägt Bourget kaum .... In „^.i'cir« O«rv,6li8" kann der Titelheld, ein anderer Hamlet, zu keinem Entschlüsse kommen, wie er seinen Stiefvater Jacques Termonde, den Mörder seines leiblichen Vaters, strafen soll. Nicht direct hat Termonde den Mord begangen, sondern sein Bruder, ein heruntergekommenes Individuum, führte in seinem Auftrage den Stahl; Jacques liebte Madame Cornölis, er ließ den Mann aus dem Wege räumen, um die Wittme zu Heirathen. Andrö ahnt den Zusammenhang; mühsam gelangt er dazu, den Beweis herzustellen; in einem hochdramatischen Auftritte mit Termonde ersticht er diesen. Ein in Belgien stattgehabter Proceß lieferte Bourget das Rohmaterial, das er entsprechend verwendete. Was Bourget am nachdrücklichsten verfolgt, das sind die inneren Conflicte, welche Andrö durchkämpft — seine Furcht, die Mutter unglücklich zu machen, welche den zweiten Gatten^ von dessen Schuld sie nichts ahnt, innig liebt — der Drang, Gericht zu halten über den Missethäter — die Furcht, vielleicht doch ein Unrecht zu begehen — endlich die schmerzliche, tragische Freude bei der Gewißheit, daß Jaques schuldig ist — diese Regungen sind Linie sür Linie bis in's geringste Detail immer wieder retardirend, ausgeführt. Andrö-Hamlet, der richtige Sohn Bourgets, kommt vor Nachdenken nicht zum Handeln. So oft er zur Paul entscheidenden Action schreiten soll, redet er sich mit triftigen, scharfsinnig, ausgeheckten Gründen zu, und nachdem er den Mörder gemordet, läßt er noch immer nicht von der reflectiven Betrachtung. Er meint, Jaques mache aus dem Sarge heraus ihm die Mutter streitig: „Stunde um Stunde nimmt er mir sie weg, und ich kann gegen diese Liebe nichts thun. Ich möchte ihr Alles enthüllen, von dem scheußlichen Verbrechen, das er begangen, bis zur Urteilsvollstreckung, die ich vollzogen habe. Aber sie würde mich Haffen, weil ich ihn getödtet habe. So wird sie altern, und immer werde ich sie um ihn weinen sehen. Wozu habe ich gethan, waö ich that, da ich ihn nicht ihrem Herzen zu tödten vermochte!"

Sittlich steht „I7n oriras ä'snicmi^ höher als die bisher genannten Schriften Bourgets. Es ist eine edle Idee, den Verführer, der ein Weib verdirbt, ohne daß dabei sein Herz in's Spiel konunt, als Verbrecher zu

brandmarken. Alfred de Gueron zählt zu dieser Verbrechergattung. Er
ist so oft von Frauen belogen worden, hat so oft von ihnen dieselben
Redensarten gehört, daß er ungläubig lächelt, wenn HMne Chazel ihm
schmort, er sei ihre erste und letzte Liebe. Darin liegt seine theilweise
Vertheidigung. Zu spät sieht er ein, daß er Unrecht gethan, H<Mne mit
seinen früheren Eroberungen in Einen Topf zu werfen, er kann nicht mehr
gut machen, was er an Hölöne begangen — aber er faßt neuen Glauben
an das Hehre, das er verleugnet hatte, und mit dieser psychologischen
Wendung entläßt uns der Autor, während HMne die Brücke zur Rückkehr
aus den Weg der Ehrbarkeit sucht. Dieser Ausgang wird kaum Jemanden
befriedigen, aber Bourget ist es um eine passende romanhafte Entwickelung
weniger zu thun, als um einen Protest gegen den gewissenlosen Lebemann.
Ueberdies versenkt er sich in die seelischen Erlebnisse der Frau, welche sich
die Liebe außer der Ehe idealistisch vorgestellt, welche gehofft hatte, die
Untreue des Herzens mit einem Einhalten der ehelichen Schwüre vereinigen
zu können. Nach und nach erkennt sie die Unmöglichkeit solcher Vereinigung.
„Seele und Körper," docirt Bourget, „lassen sich nicht von einander
trennen, und die Liebe giebt kein anderes Gesetz zu, als sichiselbst." H6l5ne
meidet jede Annäherung an ihren Gatten, seitdem sie Alfred gehört.
Dieser lebt in einer anderen Empsindungsmelt, er nennt die Liebe „einen
absurden Traum, den die Civilisation dem bloßen Paarungstriebe auf-
gepfropft hat". Für Alfred und HSlöne, hat das Wort: „Liebe" nicht
die gleiche Bedeutung. Auf diesem Boden begreifen sie einander nicht.
Unser Autor zeichnet mit scharfer Linienführung den Unterschied, der sich
zwischen Frauen, wie HMne und Männern, wie Alfred, aufthut: „Was
eine Frau dieser Art einem Libertin unverständlich macht, das ist, daß
dieser sich gewöhnt hat, die Angelegenheiten des Herzens von jenen des
Vergnügens zu trennen und sich des Vergnügens unter erniedrigenden
Bedingungen zu freuen, während die romantische, verliebte Frau, welche
das Vergnügen nur zusammen mit der vornehmsten Schwärmerei kennen
gelernt hat, ihre Genüsse dem Cultus einverleibt, den sie für moralische
Erregungen hat". Alfred de Guerne, der das Vergnügen um des Ver-
gnügens willen betreibt, ohne die Stimme seines Gewissens zu hören,
darf als eine der gelungensten Schöpfungen Bourgets ermähnt werden.
Hier verdichtet die Psychologie sich zu einem lebenswahren Charakter, hier
wird die Lehre zu Fleisch und Blut, und den Autor, der diesen Alfred
hingestellt hat, muß man einen Moralisten nennen, auch wenn er aus-
drücklich auf diesen Titel verzichtet und lediglich den Rang eines literarischen
Analytikers für sich in Anspruch nimmt. Die Sittlichkeit hat in der
modernen französischen Literatur wenige beredtere Anwälte gefunden als
Paul Bourget — ob er es Wort haben will oder nicht.

Die Bauernbefreiung in Preußen.

von

Franz Äühl.

— Königsberg. —

an hört noch heute in gehobener Rede Preußen gelegentlich als
k?kVÄ k den Staat Friedrichs des Großen bezeichnen. Es geschiht
das nicht ganz mit Unrecht. In der That ist es ja der große
König, welchem Preußen nicht nur seine Weltstellung, sondern auch
seinen einheitlichen staatlichen Charakter verdankt; erst durch ihn wurde
diese Monarchie aus einem Territorium des deutschen Reichs zu einem
stelbständigen Staatengebilde, gewannen ihre Bewohner ein wirkliches Gefühl
innerlicher Zusammengehörigkeit. Was ihm der große Kurfürst und
Friedrich Wilhelm I. in dieser Hinsicht vorgearbeitet hatten, mar häufig
nicht zielbewußt, blieb auch jedenfalls von der Erreichung des Zieles noch
weit entfernt. Auf der anderen Seite dagegen müssen wir bekennen, daß,
wenn wir die Grundlagen des Staatslebens und den Geist, der es be»
herrscht, die Aufgaben der inneren Politik oder die Kräfte und die Mittel,
durch welche ihre Verwirklichung angestrebt wird, näher betrachten, der
Staat Friedrichs des Großen jetzt längst dahin ist; er gehört nicht minder
lediglich der Geschichte an, wie etwa der Ludwigs XIV. Es würde
allerdings schwer fallen, für das heutige Preußen in ähnlicher Weise einen
bestimmten Namen zu finden; es wäre sogar gegenwärtig vielleicht für
den größten Kenner der Dinge unmöglich, die bewegte Uebergangsveriode
in welcher wir leben, voll von tief einschneidenden Umwandlungen, auch
nur scharf zu charakterisiren. Das Preußen aber, das unsere Väter
gekannt haben, und das sein Ende etwa mit dem Erlaß der Verfassungs-
urkunde erreicht hat, war der Staat Friedrich Wilhelms des IN. Man
darf jene Zeit unbedenklich nach diesem Monarchen nennen, so wenig er

seiner Natur nach auch dazu angethan scheint, einer ganzen Epoche seinen
Stempel auszudrücken. Denn dieses „altpreußifche" Staatswesen, wie es
lobend genannt zu werden pflegt, trägt in allen wesentlichen Zügen, im
Guten wie im Schlimmen, die Kennzeichen seines Geistes. Wir sehen eine
große, sreie und weitherzige Auffassung der Aufgaben des Staates, un-
ablässige Arbeit zu ihrer Durchführung und doch wieder auf der anderen
Seite ein zaghaftes Zurückschrecken fast unmittelbar vor dem angestrebten
Ziele, eine bemußte Ausbildung und Entfesselung aller geistigen Kräfte
und daneben eine unbestimmte Furcht vor den Früchten, welche die Freiheit
des Geistes möglicherweise zeitigen könnte, unverdrossenste, bestgemeinte,
im höchsten Sinne ehrliche Anstrengung für das Wohl des ganzen Volkes,
aber ohne diesem Volke selbst eigentlich eine Meinung darüber zuzugestehen;
vollständige Fessellosigkeit in der Theorie und sast absolute Gebundenheit
in der Praxis, Würde und Festigkeit nach Außen und doch wieder
gänzlichen Mangel an thatkräftiger Initiative und keckem Zugreifen, wie
es die Voraussetzung und die Bürgschaft glänzenden Erfolgs ist. Das
Alles aber mar wesentlich durch die Persönlichkeit des Königs bedingt.
Die echt sittlichen Grundanschauungen des damaligen Beamtenthums, seine
mit Recht hochgepriesene Uneigennützigkeit, Pflichttreue und Aufopferung
gegenüber dem Staatsdienst mären ohne das Beispiel, welches der König
selbst gab, nicht erwachsen; sein bewundernswürdiger moralischer Muth
hätte sich einem anders gearteten Regenten gegenüber schwerlich entwickelt
und — sagen wir es gerade heraus — ohne den offenen Sinn Friedrich
Wilhelms sür Gerechtigkeit und bürgerliche Freiheit, ohne seinen klaren,
wenn auch etwas hausbackenen Verstand hätten alle jene Resormen, welche
die Wiedererhebung des Staates vorbereiteten und ermöglichten, niemals
verwirklicht werden, hätten die Stein, die Schön, die Hardenberg, die
Scharnhorst nie ihre segensreiche Wirksamkeit entfalten können. Auf der
anderen Seite wieder zeigte dieser kriegerisch so tapfere Herrscher in der
Verwaltung und Gesetzgebung ein auffallendes Maß von Zaghaftigkeit und
Unentschlossenheit; er hegte einen mit den Jahren wachsenden Widerwillen
gegen das Arbeiten mit Personen, deren geistige Ueberlegenheit er erkannte,
er scheute zurück vor dem lauten Getriebe des öffentlichen Lebens und
zudem wußte seine trotz reicher Kenntnisse nicht sehr tief gehende Bildung
über mancherlei früh eingesogene und allmählich lieb gewordene Vornrtheile
nie recht Herr zu werden. Durch alles das ist es verhindert worden, daß
die begonnene Neugestaltung Preußens planvoll zu Ende geführt wurde,
ward es verschuldet, daß das Gemeinwesen von manchen der ausgezeichnetsten
Kräfte nicht den Nutzen gezogen, den sie ihm gewähren konnten oder daß
vorzeitig auf ihre Dienste Verzicht geleistet wurde, und schließlich kam es
ja auch dahin, daß selbst dieser Staat, dessen Losungswort vor Allem ein
kräftiges Vorwärts hätte sein sollen, innerlich still zu stehen begann.
Welche Hemmnisse indessen auch der inneren Weiterbildung des

Staates in den beiden letzten Jahrzehnten der Regierung Friedrich Wilhelms III. entgegentraten, durch die ruhmreiche Reformperiode, welche auf den Tilsiter Frieden folgte, mar ein neues Preußen geschaffen worden und der Grund war gelegt, auf dem die heutige Stellung Preußens und Deutschlands erwachsen ist. Die Gesichtspunkte deutlich zu erkennen, von welchen damals ausgegangen wurde, die verschiedenen, mit einander kämpfenden Strömungen zu verfolgen, welche schließlich zu den vor Augen liegenden Ergebnissen führten, der Stellung aller einzelnen Betheiligten nachzugehen gehört daher zu den anziehendsten Aufgaben der historischen Forschung. Klar sehen wir allerdings auch heute noch lange nicht. Es hat dies verschiedene Gründe. Die meisten dieser Vorgänge haben sich im Cabinet, man darf vielleicht sagen in den Acten abgespielt; sie waren schon von Haus aus nur Wenigen bekannt. Daß man dann zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. über die intimeren Hergänge und namentlich über alles Persönliche so gut wie gar nichts erfuhr, lag gleichfalls in der Natur der Sache, und als Pertz in seinem Leben Steins endlich die ersten authentischen Aufschlüsse brachte, mußten diese nothmendig an mannigfacher Einseitigkeit leiden, und der wirkliche Sachverhalt wurde durch geschickte Ausstreuungen der damals in Preußen herrschenden Partei vielfach noch mehr verhüllt oder falsch beleuchtet. Es war daher nicht zu verwundern, daß von der Tradition, welche sich allmählich herausbildete, gewisse Grundzüge zwar richtig sind, alle Einzelnheiten aber einer gründlichen Revision bedürfen. Mit dieser Revision ist die Forschung noch im Augenblick beschäftigt. Eine der wichtigsten Reformen, die Befreiung des Bauernstandes aus der Erbunterthänigkeit, ist erst kürzlich von G. F. Knapp in seinem Werke über die Bauernbefreiung in Preußen auf Grund des aktemnäßigen Materials eingehend behandelt morden. Dieses Buch gehört in mancher Hinsicht zu den ausgezeichnetsten historischen Arbeiten, welche wir besitzen. Die thatsächlichen Verhältnisse, in welche die Reform einzugreifen hatte, sind hier mit einer Meisterschaft gezeichnet worden, für welche es wenige analoge Beispiele geben dürfte und ebenso ist die Geschichte der preußischen Agrarreformen bis in die neueste Zeit mit unübertrefflicher Klarheit zur Anschauung gebracht morden. Eine gemisse Einseitigkeit liegt allerdings vor. Knapp behandelt eben ausschließlich die Bauernbefreiung, nicht die Umwälzung des Staates im Ganzen; der Gegenstand bleibt also etwas isolirt, und namentlich kann der Leser leicht verleitet werden, Persönlichkeiten und Motive, die er nur von einer einzigen Seite kennen lernt, unrichtig zu beurtheilen. Indessen das ist ein Uebelstand, der jeder monographischen Arbeit bis zu einem gemissen Grade anhaften muß; wer einen einzelnen Gegenstand so eingehend behandelt, darf bei seinen Lesern voraussetzen, daß sie das Neue, was sie erfahren, in einen vorher gegebnen Rahmen einzuordnen wissen werden. Knapp aber will eingestandenermaßen ein Kapitel aus der Geschichte der Gesellschaft, nicht aus der des

Staates behandeln: Damit hängt eine zweite Eigenthümlichkeit seines Werkes zusammen, es geht durchaus von der Wirthschaft aus und nicht von den Menschen. Gerade dadurch ist es so ungewöhnlich belehrend und zugleich in einzelnen Theilen so geradezu bestrickend geworden. Knapp schreibt über die Bauern mit einer, man möchte sagen. Versteinernenden Objektivität. Ihre Zustände, die ihn doch offenbar auch innerlich bewegt haben, beschreibt er ohne zu urtheilen, scheinbar ohne alle Empfindung. Ein Naturforscher, welcher den Staat der Ameisen oder der Bienen dar-stellt, kann nicht ruhiger, unbefangener, kälter erzählen, als uns hier Knapp von Rittergütern und erbunterthänigen Bauern, von Wurthen und Dorffluren, von Hofediensten und Trefchgärtnern berichtet. Wer die Dinge sehen will, wie sie wirklich gewesen sind, der kann sich keinen besseren Führer wählen.

Für die Forschung über die preußische Reformperiode hat das Buch übrigens noch eine ganz besondere Bedeutung. Man weiß, welchen Sturm der Entrüstung die Veröffentlichungen aus Schöns Papieren in gewissen Kreisen erregten. Sie waren allerdings dazu angethan, mancher tabls convsou« ein Ende zu machen und gemisse neuerdings beliebte Geschichts-conftructionen unangenehm zu durchkreuzen.

Man suchte sich auf die Art zu helfen, daß man Schön für einen eitlen Lügner erklärte, der keine andere Größe neben sich habe dulden wollen, der sich fremdes Verdienst ungescheut angeeignet habe und in seinen Urtheilen wie in seinen Berichten von hämischem Neid gegen Andere und Bedeutendere erfüllt gewesen sei. Heinrich von Treitschke, dem Schön freilich seinem ganzen Wesen nach gründlich anthipatisch sein mußte, hat es sogar über sich gewonnen, ihn geradezu als unwahrhaftig zu bezeichnen. Es fehlten allerdings auch damals nicht die Mittel, solchen Behauptungen entgegen-zutreten, und ich selbst bin vor Jahren in dieser Zeitschrift mit in den Streit eingetreten. Allein von jenen Anklagen, die bald pretentiös im Ge-wände „methodischer" Forschung, bald rein autoritativ in jenem absprechenden Tone vorgebracht wurden, welcher dem unbefangenen Leser so leicht imponirt, scheint doch hier und da allerlei haften geblieben zu fein. Bei Knapp finden mir nun wenigstens hinsichtlich einer wichtigen Frage, der Ent-stehungsgeschichte des berühmten Edicts vom 9. October 1807, die definitive Lösung. Die betreffenden Acten waren zum Theil verschleppt und un-auffindabr gewesen; das geheime Staatsarchiv besaß nur Weniges von ihnen. Bei Knapps Nachforschungen in den verschiedenen Ministerien sind sie zu Tage gekommen und sie liegen jetzt in leidlicher Vollständigkeit vor. Sie liefern nunmehr den schlagenden Beweis, daß Schöns Angaben durchweg richtig sind, obwohl sie hier und da durch das neue Material ergänzt werden. Hat sich aber so die Zuverlässigkeit des großen Staatsmanns hinsichtlich dessen bewährt, was er immer sür den höchsten Ruhmestitel seiner langen und reichgesegneten Laufbahn erklärt hat, so wird bei jedem Unbefangenen

wohl auch das etwa noch zurückgebliebene Mißtrauen gegen seine sonstigen Berichte aus jenen Jahren schwinden müssen. Und das ist sür die richtige Erkenntnis; vieler Vorgänge von gar nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.
Sehr merkwürdig ist es zu beobachten, wie sich die Darstellung von Pertz zu den jetzt vorliegenden Urkunden verhält. Es scheint nicht, als ob Pertz die Acten selbst gesehen habe; er wird seine Angaben anderweitigen Quellen verdanken. Eine vollständige Kenntniß der Hergänge besaß er nicht, allein doch eine genauere, als man bisher angenommen hatte. Er ist vielfach mißverstanden morden, weil er so unklar schreibt und nicht zu erzählen versteht. Dazu kommen die sonderbaren weitschweifigen historisch-politischen Erörterungen, welche er mitten in seine Berichte über Thatsächliches ein-zuschieben liebte. Es ist die Vermuthung gewagt worden, er habe gerade bei der Geschichte der Bauernbefreiung sich nicht frei äußern dürfen, er sei irgendwie gezwungen worden, ein Einschiebsel von fremder Hand auf-zunehmen. Das ist möglich. Es ist indessen ebenso möglich, daß hier nur wieder ein augenfälliger Beweis dafür vorliegt, wie Recht Alexander von Humboldt hatte, als er das Pertz'sche Werk „geistlos redigirt" nannte. Die Betrachtungen von Pertz sind überhaupt durchweg schwach, und Niemand wird bei dem Berliner Bibliothekar und Herausgeber der Nouiimeiiw OsiMulliae Kistoi'ioa, eine tiefdringende oder auch nur geistvolle Auffassung vom Wesen des Staats, ein einigermaßen wohlbegründetes politisches Urtheil suchen dürfen. Außerdem aber gehörte er, wie so manche Stellen seiner Schriften zeigen, zu jener nicht ganz kleinen Anzahl von Fremden, welche der Ruhm, die Machtstellung, das geistige oder politische Leben Preußens in den Dienst dieses Staates gezogen hat und welche die wirklichen Ver-hältnisse des Landes doch nie kennen gelernt haben.
Die preußischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts haben Manches für die Bauern gethan; so viel man sehen kann nicht gerade aus Gründen der Menschlichkeit, sondern mit Rücksicht auf die Staatszmecke. Friedrich Wilhelm I. war der Begriff des freien Menschen überhaupt noch nicht auf-gegangen; Friedrich der Große vermied sorgfältig jede Erschütterung dessen, was er als die Grundlage des Staates ansah. Man befolgte die Grund-sätze der Populationistik, d. h. man erstrebte eine möglichst dichte Be-völkerung des Landes. Darum widersetzte sich die Regierung in fort-dauerndem systematischem Kampfe jeneni „Bauernlegen", wie es z. B. in Schmedisch-Pommern im Schwange war, und die Könige übten den „Bauernschutz" kräftig und erfolgreich. Freilich war es nicht eben der Bauer, welchem dieser Schutz zu Gute kam, sondern die Hofstelle. Was ver-langt wurde, war, daß der Rittergutsbesitzer kein Bauernland zum Gute ein-zog, sondern jede aus irgend einem Grunde freiwerdende Bauernstelle sofort wieder an einen neuen „Unterthan" austhat. Der einzelne Bauer selbst wurde im Besitz der Stelle nicht geschützt; er konnte, wo nicht ganz be-stimmte Privatrechtstitel entgegenstanden, willkürlich vertrieben und ein

Anderer an seine Stelle gesetzt werden. Es heißt zwar in einem Befehl Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1739, kein Landesvasall solle einen Bauern „ohne gegründete Raison aus dem Hofe werfen", aber was eine „gegründete Raison" sei, darüber entschied doch wesentlich der Landesvasall selbst. Der König brauchte die Bauern als Steuerzahler und ihre Söhne als Rekruten und man wollte verhüten, daß durch eine Verminderung der Bauernstellen für die übrigen die Hofedienste und Nachbarlasten zu einer unerträglichen Höhe gesteigert würden. Es war ferner jene brutalste Form der Leibeigenschaft in Wegfall gekommen, der wir noch um die Mitte des Jahrhunderts in Pommern begegnen, wonach der Bauer auch allein, ohne Land, beliebig verkauft und vertauscht werden konnte. In dem neu einverleibten Westpreußen wurde diese „eigentliche Sclaverei" schon 1773 abgeschafft und gleichzeitig wurde sie auch in Ostpreußen und Litthauen, wo sie wenigstens formell rechtlich noch bestand, beseitigt. Für die Bauern auf den königlichen Dcmänen, wo also der König selbst Grundherr mar, ist allerdings mehr geschehen. Nach verschiedenen mißglückten Anläufen hatte Friedrich der Große die Höfe wenigstens bis zu einem gewissen Grade erblich gemacht und in Ostpreußen und Litthauen mar er sogar noch einen Schritt weiter gegangen, indem er den Gesindedienstzwang abschaffte, so daß die dortigen Domänenbauern als freie Leute betrachtet werden konnten. Es geschah das Alles, weil man mit Recht voraussetzte, dadurch werde der Bauer veranlaßt werden, sein Besitzthum nicht mehr so zu vernachlässigen, wie bisher. Hinsichtlich der Privatbauern dagegen — und diese machten natürlich die große Mehrzahl aus — war so gut wie gar nichts erreicht worden, wenn auch verschiedene Male versucht worden mar, bald hier, bald da die Leibeigenschaft „ohne alles Räsonniren" abzuschaffen; einzelne Verbesserungen, welche Friedrich der Große wirklich durchgesetzt hatte, schliefen nach seinem Tode einfach wieder ein. Die Könige vermochten offenbar nicht, den Stand der Dinge in allen Einzelnheiten zu übersehen, der Adel setzte sich ihren Bestrebungen überall entgegen und das Beamtenthum zog an demselben Strange, bald weil es eng mit den Interessen der Rittergutsbesitzer verknüpft mar, bald weil es tief eingreifende Reformen überhaupt scheute. Beide hatten zahllose Mittel des passiven Widerstandes zur Verfügung, so daß der beste Wille der Regenten schließlich scheitern mußte. An der Aufstellung von Urbarien, welche die Dienste und Verpflichtungen der Bauern bestimmt begrenzen sollten, wurde fortwährend gearbeitet, allein ohne daß diese Arbeiten ihren Abschluß erreicht hätten. Der Inhalt dieser Urbarien blieb zudem den Bauern vielfach ein Geheinmiß und es soll in Schlesien vorgekommen sein, daß man Bauein beliebige Papiere in die Hand gab, um sie dem Könige vorzuzeigen, falls er nach Befitzbriefen fragen sollte. Selbst der Bauernschutz wurde nur sehr langsam zur Wahrheit. Es zeigte sich dieselbe Erscheinung, wie noch heute in Rußland. Wo Oeffentlichkeit des Staatslebens und Freiheit der

Diskussion und Kritik fehlen, da können die Acten in wunderbarer Ordnung sein und die wirklichen Zustände doch ganz anders, als man nach den Acten erwarten sollte; den Herrscher, welcher neuernd eingreifen will, kann man mit Leichtigkeit je nachdem täuschen, oder durch zahllose Einwendungen, welche er nicht zu widerlegen vermag, von den heilsamsten Plänen abstehen machen. So blieb denn die große Masse der preußischen Bauern ein unendlich geplagtes Volk: ohne Eigenthum, ohne Bewegungsfreiheit, über' häuft mit Arbeit für fremde Zwecke, nach Willkür zum Gesindedienst des Herrn gezwungen und beliebig von ihm mißhandelt. Noch das Edict von 1811 spricht es amtlich aus, daß der Bauer bis zum äußersten Maße seiner Kräfte für die Zwecke des Herrn angespannt sei. Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung von diesen! Meer von Elend zu machen; man soll sich ja nicht etwa damit trösten, daß die Dinge in Wirklichkeit nicht so schwarz gewesen seien wie sie uns erscheinen möchten, daß der Tadel ge» sprächiger sei, als das Lob. Die Schilderungen, welche uns vorliegen, sind durchaus naiv, von sachverständigen und keineswegs sentimentalen Männern, ohne alle demagogischen Absichten entworfen; sie wollen auch keine Ausnahmen hervorheben, sondern sie reden von dem, was das Gewöhnliche ist. Wie es bei dieser materiellen Lage mit der geistigen Bildung und der Sittlichkeit der Bauern stand, das braucht man blos anzudeuten. Unglaublich verroht, ohne alles Interesse an der eigenen Wirtschaft oder gar der des Herrn, kriecherisch, und dabei aufsässig, faul, lügenhaft, allen Lastern ergeben; wen der Herr zum Gesindedienste gezwungen halte, war nicht selten sogar geradezu auf den Diebstahl angewiesen, da der übliche Lohn keineswegs immer für die Beschaffung der Kleidung zureichte. Kein moralisches Mittel konnte zur Besserung angewendet weroen, keine Strafe konnte fruchten; mit stoischer Ruhe ließ sich der Bauer heute auspeitschen, um morgen genau dasselbe zu thun, weshalb er gestraft war. „Bauernbuckel kann viel vertragen" war ein ostpreußisches Sprichwort. Die Willkür des Herrn war grenzenlos, denn den Bauern fehlte jeder Rechtsschutz. In Pommern z. B. nahm das Hofgericht überhaupt keine Klagen der Bauern an, sondern wies sie an ihre Erbobrigkeiten zurück, man begründete das damit, daß der Bauer, wenn man ihm ordentliche Processe gegen seine Gutsherrschaft gestatten würde, immer auf der Straße liegen und seine Hofmehr und alles Uebrige verprocessiren würde. Natürlich war ein Unterschied zwischen den einzelnen Provinzen. So schlimm wie in Schlesien mar es nicht überall. Dort machte die Luft eigen und noch in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen konnte ein Edelmann den Versuch machen — an dessen Ausführung man ihn rechtlich nicht hätte hindern können — den Sohn eines reichen Kaufmanns im Gebirge, der eben von einer Reise nach England, Frankreich und Spanien zurückgekehrt war, zum Gesindedienst als Sauhirten einzuziehen.

Seit dem Ende des siebenjährigen Krieges kamen diese Zustände aber

doch einigermaßen in's Wanken. Einmal von der materiellen Seite, indem
der Aufschwung, welchen die deutsche Landmirthschaft damals nahm und
die veränderte Culturmethode für verständige und gebildete Gutsherrn die
ErbunterthSnigkeit und was damit zusammenhing doch auch als eine Fessel
für den Fortschritt erscheinen ließ. Es wurde allmählich vortheilhafter,
die Vorwerke mit eigenem Gespann und eigenen Leuten zu bebauen, als
durch die Bauern. Dann aber machte sich auch das Jahrhundert der Auf-
klärung mehr und mehr geltend. Friedrich der Große selbst scheint in
seinen letzten Lebensjahren die Bauernfrage bereits auch vom Standpunkt
der Menschenrechte aus betrachtet zu haben. Man suchte in der Praxis
wenigstens die ärgsten Mißbräuche zu beseitigen, weil man fürchtete, der
König möchte sonst doch einmal energisch durchgreifen und die Sklaverei
mit einem Schlage beseitigen. Ueberall in Deutschland erhob sich die
Meinung der Besseren gegen das abscheuliche Herkommen; in Preußeu
mar es insbesondere Immanuel Kant, der in diesem Sinne wirkte. Hie
und da gingen einzelne verständige und gutherzige Edelleute auf ihren
Gütern mit der Abschaffung oder Milderung der Leibeigenschaft vor, waS
dann — wie von Boß in seinen Idyllen — mit Recht gepriesen und als
nachahmungsmerthes Beispiel hingestellt wurde. Auch in Preußen kam es
vor, es blieb aber vereinzelt, so vereinzelt, wie etwa die Sorge des trefflichen
Rochom auf Rekahn für das Volksschulwesen. Man wird sich auch nicht
wundern, daß einzelne von jenen Versuchen mißlangen oder nicht die ge-
wünschten Wirkungen äußerten. Sie dienten dann als abschreckendes Bei-
spiel oder wurden auch wohl wieder rückgängig gemacht. Das allgemeine
Landrecht änderte kaum etwas an den rechtlichen Verhältnissen. Seine
Bestimmungen enthielten Milderungen höchstens für Weßpreußen und wenn
es die eigentliche Sklaverei für unzulässig erklärte, so mar für die feierliche
Verkündigung dieses staatsrechtlichen Grundsatzes, wie wir gesehen haben,
für den damaligen Umfang der Monarchie kaum noch eine Veranlassung
vorhanden; man möchte wirklich fast vermuthen, die Verfasser des Land-
rechts hätten bereits weitere polnische Erwerbungen ins Auge gefaßt gehabt.
Anders dagegen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III.
Es mar keine Phrase, wenn er 1807 aussprach, daß er sich die Aufhebung
der Erbunterthänigkeit von Anfang seiner Regierung an als Ziel gesteckt
habe. Er mollle wirklich ein König freier Menschen sein und es ist be-
kannt, wie wiedermärtig ihm jene sarmatische Kriecherei war, welche ihm bei
feinem ersten Besuche der ehemals polnischen Landestheile entgegentrat.
Auch bei der jüngeren Generation der Höhren Beamtenwelt hatten die
neuen Ideen wenigstens hie und da Anklang gefunden, und auch die Wirkung
der französischen Revolution, deren Anfänge wie in ganz Europa so auch
in Deutschland mit so feuriger Begeisterung begrüßt worden waren, darf
man nicht unterfchätzen. Die Bauern selbst begannen hie und da schwierig
zu werden. Man weiß, was am Anfang der neunziger Jahre am Rhein

geschah; aber auch in Sachsen mußte ein Bauernaufstand niedergeschlagen werden und selbst in Ostpreußen herrschte eine gefahrdrohende Aufregung. Politisch revolutionär waren die preußischen Bauern freilich nicht. Sie setzten ihre Hoffnung auf den König; sie meinten, dieser wolle das Cchar-werk abschaffen, aber die Adligen und die Beamten enthielten den Bauern die Wohlthat vor. Das materielle Interesse des Gutsherrn aber drängte, wie vorhin bemerkt, mehr und mehr auf die Beseitigung der auf die Erbunterthänigkeit gebauten Wirtschaftsweise. So kam es denn dahin, daß in den ersten Regierungsjahren des neuen Königs auf sehr vielen Domainen die Dienste der eigentlichen Bauern gegen Erbpacht oder Erb-zins abgelöst oder auch gegen eine Entschädigung in Land aufgehoben wurden. So größtentheils in Preußen, dann auch vielfach in Pommern, in der Kur- und Neumark. Frei wurden die Bauern damit keineswegs überall. Nicht nur wurde vielfach der Gesindezmangsdienst noch für ewige Uebergangsjahre festgehalten, sondern in Pommern wurde z. B. ausdrück-lich angeordnet, daß die Bauernkinder ohne Genehmigung des Amts kein Handwerk oder städtisches Gewerbe betreiben, überhaupt den Landbau nicht aufgeben dürften. Für die Privatbauern geschah aber gar Nichts. Erleuchtete Männer, wie Stein und Schrötter, sahen zwar ein, daß auch hier im Interesse des Staats und der Landescultur Wandel geschafft werden müsse, aber die Schwierigkeiten schienen ihnen unübersteiglich zu sein. Bei der Masse des Adels und in den eigentlich maßgebenden Kreisen wollte man überhaupt Nichts davon hören. Es war unglaublich sanguinisch oder viel-leicht eher eitel Prahlerei und auf den Adressaten berechnet, wenn im August 1799 ein preußischer Minister dem smnzösischen Gesandten Otto sagte, die Revolution, welche in Frankreich von unten nach oben gemacht worden sei, werde sich in Preußen von oben nach unten durch langsame Mittel vollziehen, in wenigen Jahren werde es in Preußen keine feudalen Vorrechte mehr geben. Der König arbeitete allerdings unausgesetzt in dieser Richtung; allein er war so machtlos, wie es gerade absolute Monarchen ihrer Verwaltung gegenüber nicht selten sind. Knapp meint, die Aus-hebung der Erbunterthänigkeit sei sichelreif, schon 1798 nur noch eine Frage der Zeit gewesen. Die Thatsachen sprechen nicht oasür. Allerdings hat Friedrich Wilhelm III. bereits damals den Auftrag gegeben, eine Verordnung zur Aufhebung der Erbunterhänigkeit zu entwerfen, aber die Sache kam nicht vorwärts. Man betrachte nur die Schwierigkeiten, welche ein so vortrefflicher und einsichtsvoller Mann wie der alte Schrötter hervorhebt. Da ist zunächst der Eingriff in das Cigenthum, dann die Befürchtung, die Güter in den schlechten Gegenden würden in den nächsten Jahren wüst liegen bleiben und die weitere, die Losleute, d. h. die ohne Grundstücke, würden von ihren alten Herrschaften fortziehen, also, darf man schließen, ein Mangel an Schcmverkern entstehen. Man müsse eine politisch ruhige Zeit abwarten, nach und nach, nicht auf einmal vorgehen und Ent-

schädigungen feststellen. Wer aber den preußischen Beamtenstaat kannte,
der mußte sich sagen, daß jeder einzelne der von Schrötter gegen ein so-
fortiges durchgreifendes Vorgehen geltend gemachten Gründe genügt haben
würde, die Reform auf St. Nimmermannstag zu verschieben.
So wird man es begreiflich finden, daß Schön, als er feit 1802
in Berlin amtlich und außeramtlich für die Aufhebung der Erbunterthänigkeit
zu agitiren begann, den Leuten Arabisch zu reden schien und auch in der
Gesetzgebungscommission fand er insbesondere bei den Mitgliedern aus
Westfalen und der Mark nur taube Ohren. In zahlreichen Gutachten
und Denkschriften vertrat er, bis in alle Einzelnheiten der Frage eingehend,
seinen Gedanken, aber ohne allen Erfolg. Der damals noch nicht dreißig-
jährige Mann stand allerdings in einein schroffen Gegensatz zu den alten
im Dienst ergrauten Herren. Such- und Geschäftskenntniß konnte ihm
keiner abstreiten, aber nicht in den Geschäften hatte er seine staatsmännische
Bildung erworben. Er mar ein klarer, bewußter und begeisterter Schüler
von Kant und Kraus, erfüllt mit den Ideen des philosophischen Jahr-
hunderts und immer von Ideen ausgehend. Mit diesen königsberger An-
schauungen hatte er dann Preußen und einen großen Theil des nördlichen
Teutschlands durchreist; seine gedruckt vorliegenden Tagebücher beweisen,
wie scharf und zugleich wie kritisch er beobachtet hatte. Er war dann
über ein Jahr in England gewesen und dort mar ihm eine ganz neue Welt
aufgegangen, die der Freiheit und des öffentlichen Lebens. Der Gedanke
der Vernichtung der Sklaverei mar der, welcher ihn am Lebendigsten er-
füllte: was er philosophisch als Recht des Menschen begriffen, das hatte
n in' England lebendig und concret vor Augen gehabt. Wenn er nun
in Berlin für seine Ideen einzutreten begann, so mögen die Argumente,
welche er vorbrachte, allerdings für den normalen preußischen Beamten
von damals einfach unverständlich gewesen sein. Wirtschaftliche Gesichts-
punkte, wie sie dort vielleicht auf Anklang zu hoffen hatten, scheint er
doch nur nebenbei vorgebracht zu haben und auch wieder von einem höheren
Standpunkt aus, als dem in Berlin landesüblichen. Es sind namentlich
zwei Gründe, auf die er immer zurückkommt. Der eine ist die menschen-
unwürdige Lage des Bauern, dem doch von Gottes- und Rechtswegen
nicht weniger natürliche Freiheit zukomme, wie dem Edelmann; es drehte
sich ihm das Herz im Leibe um, wenn er dieser Gräucl gedachte. Der
zweite ist rein staatlicher, wenn man will monarchischer Natur. Schön
war ein Royalist vom Wirbel bis zur Zehe; er hielt es für unwürdig
und für verhängnißvoll für den Staat, daß ein so großer Theil der Unter-
thanen nur in einem mittelbaren Verhältnisse zu dem Könige stehe und
infolge dessen eigentlich gar kein directcs Interesse an dem Staat habe;
wie krafterzeugend das Gegentheil wirke hatte er in England gelernt.
Vielleicht darf man sagen, daß schon zum bloßen Verständnis; solcher
Anschauungen mehr echte Bildung gehörte, als die „praktischen Geschäfts-

Männer" von damals aufzuweisen hatten. Schön und der ihm zustimmende Klein blieben mit ihren abolitionistifchen Gedanken in der Gesetzgebungs-commission völlig vereinsamt, und wie die Dinge lagen, stand für den nüchternen Beobachter zu befürchten, daß die „sichelreife" Institution noch mindestens Jahrzehnte lang als eine der Grundlagen von Staat und Gesellschaft bestehen bleiben würde. Der König nahm allerdings noch ein-mal einen Anlauf. In einer Cabinetsordre an den Minister sür Ost-preußen vom II. März 1803 trug er diesem auf, bei der Entmerfung des zur Ergänzung des allgemeinen Landrechts bestimmten Provinzialrechts so zu verfahren, daß die Erbunterthänigkeit modificirt und allmählich abgestellt werde. Insbesondere sollten alle nach Erlaß des Gesetzes geborenen Kinder unterthäniger Eltern für frei erklärt werden. Es wurde aber auch dar-aus Nichts. Die „Provinzialbehörden", d. h. doch wohl Schrötter, viel-leicht nach Anhörung der Stände, machten geltend, es sei kein Grund vor« Händen, in den bäuerlichen Verhältnissen etwas zu ändern. Der Bauer müsse kurz gehalten werden, sonst könne man mit ihm nicht fertig werden, und jede Verbesserung der Lage des Bauern würde den Ruin des Adels herbeiführen. Man möge es daher lassen, wie es bisher gewesen. Und so geschah es. Dies Spiel hätte sich natürlich in mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen bis in's Unendliche wiederholen lassen und es mar zu erwarten, daß der König schließlich mit der ganzen Angelegenheit nicht mehr würde „turbirt" sein wollen. Immerhin bezeugt Schön, daß es doch schon 1805 soweit gekommen war, daß man sich schämte, über den Gedanken der Aufhebung der Erbunterthänigkeit zu lachen, und einen kleinen Erfolg hat er doch auch schon damals davongetragen. Friedrich dem Großen mar nämlich eingeredet morden (und die Möglichkeit einer solchen Täuschung ist bezeichnend für das Preußen des 18. Jahrhunderts), auf den Domänen im eigentlichen Preußen bestände noch die Erbunter-thänigkeit; er wollte sie wenigstens mildern und erließ 1773 eine Ver-ordnung, welche die Kinder der Unterthanen dem Zmangsgesindedienst unterwarf, den er doch selbst, wie mir oben sahen, abgeschafft hatte. Wie sich indessen die Behörden um die wohlwollenden Absichten der Könige häufig wenig bekümmert hatten, so bekümmerten sie sich auch um diese neue Verordnung, die eine crasse Rechtsverletzung enthielt, gar nicht, obwohl sie auch keine Gegenvorstellungen machten. Es blieb Alles, wie es 1767 geworden war. Nun kam aber 1804 ein Fall vor, wo dieser Zwangs-gesindedienst praktisch in Anspruch genommen wurde, und daraufhin gelang es Schön durchzusetzen, daß die Erbunterthänigkeit auf den Domänen de>? eigentlichen Preußens durch ein Edict vom 21. December 1304 definitiv abgeschafft wurde.

Stein hat mit allen diesen Dingen Nichts zu thun gehabt. Es war mehr, als seltsam. Schön Schuld zu geben, er habe Stein zu den Westfalen in der Gesetzgebungscommission gerechnet, die von der Abschaffung dei

Erbunterthänigkeit Nichts wissen wollten, um so mehr, da der rheinische
Freiherr dieser Commission gar nicht angehörte.
Es kam die Schlacht von Jena, der Zusammenbruch des Staates.
Nun scheint es zwar Mode werden zu sollen, diese Katastrophe lediglich
als ein unglückliches Kriegsereigniß zu betrachten, allein wie sich die
Geschichte eine solche Auffassung nicht gefallen lassen wird, so haben sie
auch die denkenden Zeitgenossen nicht getheilt, einerlei ob sie ihnen
unerwartet kam oder ob sie eine bange Vorahnung davon gehabt hatten.
Die Grundlagen der ganzen Monarchie hatten sich als verrottet erwiesen;
es zeigte sich nur zu deutlich, daß man einen eigentlichen Staat, den jeder
Einzelne im Volke als sein eigenstes Eigenthum betrachtete, der eine lebendige
Gemeinschaft des Volkes gewesen wäre, gar nicht besaß. Hier mußte von
Innen heraus geholfen werden und in dieser Stimmung hat Schön bereits
mitten im Kriege zu Bartenstein Hardenberg angegangen, einen kräftigen
Schritt zur Beseitigung der Sklaverei zu thun; es fei der Moment, die
Masse des Volkes zu heben. Indessen Hardenberg wollte oder konnte sich
auf Nichts einlassen; „anfangs glatte Worte", sagt Schön, „dann immer
mehr Aeußerungen, daß Hardenberg keinen Begriff von und keinen Sinn
für Menschenrechte hatte". Man wird Hardenberg daraus keinen schweren
Vorwurf machen dürfen. An dem Liberalismus Hardenbergs kann Niemand
zweifeln; die freisinnige Richtung war ihm, wie Gervinus mit Recht sagt,
eine Sache der Natur und des unfreiwilligen Triebes und als solche
unverwüstlicher, als selbst ein erworbener Grundsatz. Allein was bei ihm
angeborene Anlage und Wirkung der allgemeinen Aufklärung des 18. Jahr-
hunderts mar, das war bei Schön tiefgegründete philosophische Ueber-
zeugung. Vor allen Tingen aber, wie Schön bei einer anderen Gelegenheit
selbst bemerkt, hatte Hardenberg damals ganz andere Dinge im Kopfe: die
auswärtigen Angelegenheiten, die Verhandlungen mit Rußland nahmen ihn
ganz in Beschlag. Auch wird man sich erinnern dürfen, daß Hardenberg
immer der Mann des Lavirens gewesen ist und allen Grund hatte, die
Schmierigkeiten, denen ein so kühner Plan unter den damaligen Umständen
am Hose begegnen mußte, nicht zu unterschätzen, während Schön seit Jahren
eigentlich nur dieser einen Idee gelebt zu haben scheint und jetzt den
Augenblick ergreisen wollte. Eigentliches Uebelwollen Schölls gegen
Hardenberg muß man übrigens aus jenen Worten auch nicht entnehmen
wollen; Schön selbst hat die großen und trefflichen Seiten des späteren
Staatskanzlers miederholt hervorgehoben und im Großen und Ganzen weit
wärmer anerkannt, als dies heute gewöhnlich zu geschehen pflegt.
Was in Bartenstein fehlschlug, gelang nach dem Frieden von Tilsit.
Ost- und Westpreußen waren durch den Krieg in unglaublicher Weise mit-
genommen worden; auf den Domainen, wie auf den Rittergütern waren
eine Unmenge von Bauernstellen wüste geworden, d. h. die Gebäude waren
zerstört, der Rindvieh- und Pserdebestand, sowie das sonstige WirthschastS-

inventar vernichtet. Es wäre nun nach den Gesetzen die Pflicht der Guts-
besitzer — auf den Domainen die des Königs — gewesen, diese Bauern-
stellen wieder herzustellen und die Bauern selbst mit ihren Familien bis
zur nächsten Ernte zu unterhalten. Dazu waren aber viele Ritterguts-
besitzer, die selbst furchtbar gelitten hatten, einfach außer Stande. Das
scheint nun in manchen Köpfen den Gedanken angeregt zu haben, jetzt die
Erbunterthänigkeit aufzuheben, aus der allein jene Verpflichtungen abgeleitet
werden konnten. Der Kriegsrath Wittens reichte schon am 16. Juli ein
darauf bezügliches Promemoria ein, allein es verschwand in den Akten.
Der wirkende Anstoß kam doch von Schön. Der preußische Provinzial-
minister von Schrötter hatte unter dem 20. Juli beantragt, den Domainen-
dauern zur Wiederherstellung ihrer Gebäude mit unentgeltlichen Holz-
lieferungen zu Hilfe zu kommen und außerdem einige Tausend Kühe in
Kurland ankaufen und unter sie vertheilen zu lassen. Der König genehmigte
das und bewilligte 50,0()() Thaler für den Ankauf der Kühe, nicht ein
Drittel der von Schrötter beantragten Summe; er hatte eben nicht mehr.
Zugleich aber mies er den Bericht zur Begutachtung an die vor Kurzem
eingesetzte Jmmediatcommission, welche die oberste Landesverwaltung bis
zur Ankunft des wieder zum Minister ernannten Stein führen sollte. Sie
bestand damals aus Stägemann, Klemitz und Schön.
Auf Schön machte der Vorschlag des Ministers, wie es scheint,
zunächst einen geradezu verblüffenden Eindruck. Mit solchen kleinlichen
Mittelchen wollte man an der furchtbaren Noth des Landes herumdoctern!
Und zugleich: jede derartige Hilfe konnte doch nur vom Staate selbst, aus
dem Vermögen seiner Bürger aufgebracht werden; Hilfe für den einen
Theil der Bevölkerung war nur auf Kosten des andern möglich. Da kam
bei Schön der Gedanke zum Durchbruch: jetzt oder nie! Wenn wirkliche,
echte, dauernde Hilfe gebracht werden sollte, so konnte das nur dadurch
geschehen, daß man neue Lebenskräfte im Staate erweckte und die Hemmnisse,
welche ihrer Entwickelung im Wege standen, beseitigte. Wollte man das,
so mußte natürlich zuerst die Erbunterthänigkeit fallen. Genügen konnte
das Schön freilich nicht; es mußte eine breitere Basis gewonnen werden.
Schön faßte die ganze Aufgabe sofort in großem Stile an; er wollte eine
vollständige Umgestaltung der Agrarverfassung in Preußen. Mit der
Feudalität und dein Mittelalter sollte gründlich gebrochen werden. Mit
allen übrigen Reformen, die sich nöthig machten und welche Preußen
wirklich alle die Vortheile zuwenden sollten, welche Frankreich gewaltsam
durch seine blutige Revolution hatte erringen müssen, konnte und mußte
gewartet werden, bis Stein ankam; hier aber war sofort einzugreifen.
Schön setzte seinen beiden Eollegen auseinander, die Zeit sei gekommen,
die Grundfehler der preußischen Staatseinrichtungen mit der Wurzel zu
vertilgen und so dem Volke zu zeigen, daß mit ihm die Regierung in
einein neuen Leben wandeln wolle. Zu dem Ende müsse jede Spur der

Sklaverei vernichtet und zugleich freie Verfügung über alles Grundeigenthum hergestellt werden. Der verderbliche Kampf zwischen dem Adel und den anderen Ständen müsse durch ihre gegenseitige Verbindung aufgehoben und mit allmählicher Auflösung der bisherigen Verhältnisse vorgegangen werden; den Besitzern von Majoraten und Fideicommissen, die politisch von einigem Werths sein könnten, staatSwirthschaftlich aber verderblich wären, müsse die Verschuldung derselben zum Retablissement verstattet sein. Daß Schön das eigentliche Verdienst zukomme, hat ihm Klewitz '28 Jahre später ausdrücklich bezeugt; er hebt aber, ebenso wie Schön, hervor, das; er selbst und StSgemann diesen Grundsätzen beistimmten. Schön übernahm darauf die Bearbeitung der Denkschrift für den König. Er war in tiefer Niedergeschlagenheit des Gemüthes: seine heißgeliebte Gattin lag sern von ihm, in Königsberg, auf dem Sterbebette. Indessen er überwand seinen Schmerz und das heiße Verlangen, zu der Geliebten zu eilen. Wer das Schriftstück liest, wird von der Stimmung des Verfassers Nichts darin bemerken; Selbstbewußtsein und Schwung wird ihm auch von Gegnern nachgerühmt. Ter Entwurf Schöns ist vom 12. August datirt. StSgemann erhob Einwendungen gegen einige Einzelnheiten, ließ sie aber, vielleicht auf Zureden von Klewitz, ohne besonderen Widerstand fallen. In den Hauptgrundsätzen waren die Mitglieder der Jmmediatcommission von vornherein einig. Am 17. August wurden Schöns Vorschläge einfach angenommen und der Bericht unterzeichnet; unmittelbar darauf eilte Schön zu der sterbenden Gattin. Er fand sie nicht mehr am Leben, und der Schlag traf ihn so fürchterlich, daß er sich zunächst zu aller Arbeit unfähig fühlte. An jenem selben 17. August richtete Schrötter aus Königsberg eine Eingabe an den fortgesetzt in Memel weilenden König, welche die Aufnahme einer Anleihe zur Deckung französischer Forderungen behandelte. Sie ist erst durch Knapp bekannt geworden und klärt endlich einige Angaben in den uns bisher zu Gebote stehenden Quellen auf, in allen Einzelnheiten können mir den Zusammenhang der Dinge indessen auch heute noch nicht übersehen, da Knapp sie leider nur im Auszuge mitgelheilt hat. Es erhellt so viel, daß Schrötter eine Conferenz mit einigen höheren Staatsbeamten und einigen Mitgliedern der preußischen Stände über die Beschaffung der Anleihe gehalten hatte und bei dieser Gelegenheit der Oberlandes - gerichtspräsident Morgenbesser durchgreifende Reformen, namentlich die Aufhebung der Erbunterthänigkeit als einziges Mittel zur Beseitigung der Landesnoth vorgeschlagen hatte. Davon scheint die Jmmediatcommission noch mährend ihrer letzten Berathung durch Benme Kunde erhalten zu haben. Morgenbessers Gedanke fand bei den beiden Schrötter, dem Minister und dem Kanzler, Anklang, obwohl der Erstere, wie mir sahen, noch vor vier Jahren sich gegen solche Pläne erklärt hatte. Als daher der Minister Schrötter wegen der Anleihe berichtete, stellte er zugleich den Antrag auf Aufhebung der Erbunterthänigkeit und einiger Beschränkungen in der Freiheit

des Grundeigenthums, jedoch nicht, wie die Jmmediatcommisfion, für die ganze Monarchie, sondern nur für das eigentliche Preußen. Der König schien von beiden Vorschlägen keineswegs überrascht und konnte es nach Allem, was vorangegangen mar, kaum sein. Er antwortete Schrötter, er billige feine Vorschläge, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit sei von Anfang seiner Regierung an sein Ziel gewesen. Aber der Vorschlag der Jmmediatcommisfion gefiel ihm doch besser, als der der beiden Schrötter; er übersandte ihn an den Minister und trug ihm auf, auf dieser Grundlage einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, während, wie es scheint, gleichzeitig die Jmmediatcommisfion selbst einen ähnlichen Auftrag erhielt.

Der Bericht der Jmmediatcommisfion, wie er in den Papieren Schöns jetzt gedruckt vorliegt, ist ein staatsmännisches Meistermerk ersten Ranges. Pertz oder sein Jnterpolator sagt darüber, Schön sei im Sinne der in sich abgeschlossenen Theorie verfahren, welche auf jedem gegebenen Räume die möglichst große Masse von äußeren Gütern schaffen und zu diesem Zwecke die bestehenden Verhältnisse bilden zu sollen meinte, und stellt ihm. die „wirkliche Aufgabe der Staatskunst" entgegen, welche „vielmehr die Förderung des wahren Wohls des bestimmten vorhandenen Volks" in's Auge zu fassen gehabt habe; „es mußte," sagt er „auf Erhaltung, Veredelung und Ausbildung gerade dieses Volkes und seiner edelen Eigenthümlichkeiten unter den gegebenen Verhältnissen durch die geeignetsten Mittel und auf dem angemessenen Wege hingewirkt werden." Was sich Pertz dabei gedacht hat, was er sich namentlich unter den „edelen Eigentümlichkeiten" des preußischen Volkes, welche von der reinen Theorie bedroht wurden, vorgestellt haben mag, ist schwer zu ergründen; jedenfalls hat er durch seine musterhaft unklare 'Ausdrucksweise viel zur Entstehung der Meinung beigetragen, als sei das, was als Edict vom 9. October 1807 mit Steins Gegenzeichnung erschien, von deni, was Schön gewollt hatte, irgend wie und zwar gründlich verschieden. Denn daß er seinem Helden die Einsicht in die wirkliche Aufgabe der Staatskunst habe absprechen wollen, ist doch nicht wohl anzunehmen und daß er den Bericht der Jmmediatcommisfion vor sich gehabt hat, ist sicher. Allerdings ging Schön von einer in sich geschlossenen Theorie aus, d. h. seine Vorschläge sind ohne inneren Wider« fpruch in sich, sie sind klar und consequent, hängen logisch mit einander zusammen und sind geeignet, den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, zu erreichen. Aber was man Systemgeist zu nennen pflegt, davon sind sie frei. Sie berücksichtigen im äußersten Maße die gegebenen Verhältnisse, vernünftige wie unvernünftige, das geschichtlich Gewordene, wie man es hochtrabend zu nennen pflegt und sind gerade speciell auf das preußische Volk und auf seine besonderen Gefühle gegenüber seinen Königen berechnet.

Der Bericht hat es mit viel mehr zu thun, als mit der Bauernbefreiung. Er weist nur nach, daß diese die Grundlage und die unumgängliche Voraussetzung jeder Reform sein müsse. Er deutet alle übrigen wirthschaftlichen

Reformen, deren der Staat überhaupt bedurfte, bereits an, er behandelt aber eingehender nur die, welche im eigentlichen Preußen am Dringendsten waren und welche sofort zur Ausführung kommen konnten. Abgesehen von, denen, die mit der Bauernbefreiung direct im Zusammenhange stehen, ist es vor allen Dingen die mangelnde Creditfähigkeit der Gutsbesitzer, die er beseitigen will, welche eben durch die Privilegien der Adeligen und nebenbei noch durch das Moratorium vom Mai 1807, densogennannten Generalindult, herbeigeführt wurde. Gegen die unwiderstehliche Logik der hier vorgetragenen Sätze mar nicht wohl anzukämpfen; daß aber die Anwendung des einzig möglichen Heilmittels wenn nicht sofort, so doch nach wenigen Jahren eine vollständige Revolution in dem socialen Zustande von Preußen hervorrufen mußte, konnte Niemandem verborgen bleiben. Vielleicht dürfen mir annehmen, daß die durch die Verfafsung vom 22. Juli angeordnete Aufhebung der Erbunterthänigkeit in dem neuen Herzogthum Warschau und ihre voraussichtlichen Folgen gerade auch für Ost- und Westpreußen es gewesen sind, die schließlich alle Bedenken zum Schweigen brachten. Die Jmmediatcommission hat es nicht unterlassen, energisch darauf hinzuweisen.
Das Princip mar also angenommen, jetzt begannen die Schwierigkeiten der Durchführung im Einzelnen. Die Jmmediatcommission hatte zwar näher bloß die Verhältnisse im eigentlichen Preußen berücksichtigt, aber doch, wie deutlich zu sehen, sofort die Monarchie in's Auge gefaßt; der König hatte darauf den Wunsch ausdrückt, die Erbunterthänigkeit in dem ganzen Staate ausgehoben zu sehen; der ängstliche Schrötter verlangte jetzt direct eine Beschränkung lediglich auf Ost- und Westpreußen. Das war schlimm genug, aber den eigentlichen Stein des Anstoßes bildete die Frage nach dem Bauernlande und dem Bauernschutz.
Dreizehn ostpreußische Adelige, welche Schrötter zu jener Conferenz zugezogen hatte, griffen schon am 29. August in einem „Privatgutachten" an den König die Sache auf ihre Weise an. Sie stimmten der Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die ihnen auf alle Fälle verloren schien, zu, allein sie wollten die Vortheile, welche sie daraus gezogen, im Wesentlichen behalten und die günstige Gelegenheit benutzen, neue dazu zu erwerben. Die Herren verlangten zunächst gänzliche Beseitigung des Bauernschutzes und völlig freie Verfügung über das Bauernland; sie wollten sich bloß verpflichten, für jeden eingehenden Bauer eine Familie mit 2^3 Morgen Land anzusetzen. Sie verlangten weiter eine Gesindeordnung, welche einem fünfjährigen Dienstzmang für alle Leute auf ihren Gütern festsetzte und endlich, was fast noch ärger ist, sollten alle befreiten Bauern nicht nur ihr Land nicht ohne Kündigung und Bezahlung ihrer Schulden verlassen, sondern sich auch anderswo nur auf dem Lande niederlassen dürfen. Damit hätten diese Junker den Namen der Erbunterthänigkeit fallen lassen, wären aber in Wirklichkeit bloß von den Lasten befreit morden, welche die Gesetzgebung ihnen bis dahin auferlegt hatte, sie hätten die Bauern in Tagelöhner verwandelt

und diese gezwungen, zu Preisen, welche der Gutsherr bestimmte, für sie zu arbeiten, zugleich auch dafür gesorgt, daß ihnen diese Arbeiter aus ewige Zeiten erhalten bleiben mußten. Eine „Sachsengängerei" märe bei einer solchen Gesetzgebung allerdings unmöglich gewesen. Das Alles hinderte diese Korff, Schlieben u. s. w. nicht, am Schlüsse zu bemerken, selbst nach Bewilligung ihrer Forderungen würde die Aufhebung der Erbunterthänigkeit Noch immer eine bedeutende Aufopferung bleiben.
Das war selbst Schrötter etwas zu stark, aber obwohl er die gegen die persönliche Freiheit der Bauern gerichteten Bitten abmies, so machte die ganze Eingabe doch auf ihn wie auf den König einen bedeutenden Eindruck und der von ihm, wohl unter Beiziehung Morgenbessers, ausgearbeitete Gesetzentwurf vom 9. September spricht den Gutsbesitzern, indeni er den Bauernschutz aufhebt, unbedingte Verfügungsfreiheit über das Bauernland zu. Er ging wieder an die Jmmediatcommission. Hier hatte der leitende Kopf längere Zeit gefehlt; Schön bedurfte einiger Zeit, um die alte Spannkraft wieder zu erlangen. Inzwischen hatte Stägemann einen Entwurf auf Grund des früheren Berichts, aber, wie der Schröttersche, mit Beschränkung auf das eigentliche Preußen ausgearbeitet. Er wurde jetzt sammt dem Schrötterschen neu berathen, da in den letzten Tagen auch Niebuhr und Altenstein in die Commission eingetreten waren. Schön drang dabei mit seinen Ansichten auch im Einzelnen durch; der neue Entwurf ging mit einer kurzen Kritik des Schrötterschen an den König ab und dieser scheint ihn bereits vollzogen gehabt zu haben; die Veröffentlichung wurde jedoch aufgeschoben, weil man die Ankunft von Stein abwarten wollte. Dieser kam am 4. October. Beume legte ihm das Edict vor; es gefiel ihm Mancherlei darin nicht besonders, aber er mußte doch in allen Hauptsachen zustimmen. Eigentlich änderte er nur eins: er verlangte die Ausdehnung des Gesetzes auf den ganzen Staat. Der König stimmte sofort zu, die nöthigen Nedactionsänderungen wurden in fieberhafter Eile getroffen, das Gesetz wurde auf's Neue vollzogen und am 9. October erschien die berühmte Habeascorpusakte von Preußen.
Das Verdienst Steins beschränkt sich also in diesem Falle auf die sofortige Ausdehnung des Edicts auf alle Provinzen und auf die Contrasignatur. Für den Inhalt gebührt Schön Ruhm und Verantwortung.
Ueber den allgemeinen Theil des Edicts brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren: nie hat ein Verständiger an seiner Vortrefflichkeit gezweifelt. Aber streitig ist heute und war es zum Theil damals, ob die Anordnungen hinsichtlich des Bauernlandes und Bauernschutzes zweckmäßig seien. Schönö Bestrebungen gingen auf die Herstellung allgemeiner Verkehrsfreiheit auch mit dem Grund und Boden; es mußte aber fraglich erscheinen, wie der Uebergang aus dem Zustande fast absoluter Gebundenheit am Besten bewerkstelligt werde. Es scheint fast — denn ausführliche und eingehende Erörterungen darüber liegen von ihm nicht vor — als habe Schön

tabula rasa machen und an die Stelle der bisherigen unterthänigen Bauern
einen neuen Stand von Landbewohnern setzen wollen, wobei ihm englische
Verhältnisse vorschwebten. Neuvorvommerische oder mecklenburgische Zu-
stände hat er ganz gewiß nicht erstrebt. Es ist vollkommen richtig, daß
er auf die einzelnen vorhandenen Bauern sehr wenig Rücksicht nahm und
ebensowenig darauf, daß gerade das Land Bauernland blieb, welches es zu-
fällig 1807 gewesen war. Für Beides aber sprachen sehr gute Gründe.
Er hatte durchaus Recht, daß Zwergbauern vom Uebel seien, daß es sür
den Staat und die Gesellschaft besser sei, wenn die kleinen Bauerngüter
zu größern von 6—10 Husen zusammengeschlagen würden, und einen
Rechtsanspruch auf Bauernschutz hatte der einzelne nichterbliche Lassit ja
keineswegs. Es wird sich ferner kaum bestreiten lassen, daß der Bauern-
schutz als eine politische Maßregel aus der Erbunterthänigkeit hervorgegangen
mar und ihr schließlich nachfolgen mußte, und es ist endlich zu bedenken,
daß einer Aufsaugung der Bauerngüter durch die Großgrundbesitzer durch
eine weitere Ausbildung der Agrargesetzgebung, wie sie Schon vorschwebte,
verhütet worden wäre. Denn wenn die Grundsätze des freien Verkehrs
auch auf alle Arten des Großgrundbesitzes volle Anwendung fanden, so
brauchte man solche Befürchtungen allerdings in keinem Falle zu hegen
und das Ausbleiben dieser Reform darf wohl als eine Hauptursache der
heutigen agrarischen Mißstände im deutschen Osten bezeichnet werden.
Allein für den Augenblick war doch die Gefahr zu groß, daß mit dem
Wegfall des Bauernschutzes auch die Mehrzahl der Bauerngüter ver-
schwinden werde. Man half sich mit einem Compromiß, daß schließlich
Stein formulirt hat: es ist die einzige materille Aenderung, welche er an
dem Gesetzentwurf, wie er ihn vorfand, gemacht hat; man gab den
Bauernschutz theoretisch auf, knüpfte diese Aufhebung aber praktisch an die
Zustimmung der Aussichtsbehörde, welche dabei nach noch zu erlassenden
Instructionen verfahren sollte.

Die Aufhebung der Erbunterthünigkeit mar zur rechten Zeit gekommen;
bereits drohten Gefahren, welche, an sich geringfügig, bei der damaligen Lage
des Staats doch keineswegs unbedenklich waren. Die Bauern in Ostpreußen
waren unruhig und auch in Schlesien scheinen sie hie und da aufsässig ge-
worden zu sein, ohne daß man ihnen entgegenzutreten wagte. Bielleicht erklärt
sich aus diesen Vorgängen die Entstehung des seltsamen Mythos, als hätten
in Schlesien die Behörden bereits beim Einrücken der Franzosen die
Erbunterthünigkeit aufgehoben. Diese Sage sinket sich auch bei einigen
sonst gewissenhaften Schriftstellern und hat bei einem eine noch viel
seltsamere Form angenommen; eine einfache staatsrechtliche Erwägung schon
konnte ihren Ungrund zeigen. Schlesien machte dann aber noch weitere
Schwierigkeiten; das Edict wurde dort von Bauern und Provinzialbehörden
gleich mißverstanden; man schrieb ihm eine Ausdehnung zu, die es nicht
hatte und man glaubte hie und da auch bereits solche Reformen darin ent-

halten, welche, wie die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, zwar im
Plane seiner Urheber lagen, aber zur Zeit noch nicht einmal angedeutet
waren. Solche Mißverständnisse sührten im August 1880 zu einem Aufstande
in Reußendors, der durch Militär unterdrückt werden mußte. Schön
übernahm es, diese irrigen Vorstellungen zu berichtigen, in amtlichen Er-
läuterungen und in einem Artikel der schleichen Provinzialblätter und es
gelang ihm auch ohne große Mühe. Wie sich im Allgemeinen das, was
wir öffentliche Meinung nennen würden, verhielt, ist nicht ganz leicht zu
sagen. Eine politische Presse gab es so gut wie gar nicht; Kunde und
Verständnis; des Neuen verbreitete sich äußerst langsam; die Bauern selbst
haben die Einzelnheiten des Gesetzes und was für Fragen noch zu lösen
seien, nur nach und nach begriffen. Auch dem Adel mußte man die
Sache vielfach erst klar machen. Im Großen und Ganzen muß man
sagen, daß er sich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt fühlte. Vergebens
bewies ihm Schmalz, welche Vortheile ihm das Gesetz brächte, indem er
allerdings etwas voreilig, darlegte, wie ihm namentlich jetzt die Einziehung
zahlreicher Bauerngüter zu Vorwerksland ermöglicht werde. Jener v. d. Necke,
welcher den heillosen Ausspruch that: „Lieber noch drei Auerstädter
Schlachten, als ein solches Gesetz" drückte doch wesentlich die Meinung
seiner Standesgenossen aus. Man sah wieder einmal deutlich, wie
mächtig Gefühle, Vorurtheile und Gewohnheiten bei den Menschen sind,
wie sie die Befriedigung nicht nur guter, sondern auch schlechter Affecte
— in diesem Falle des Uebermuthö, der Eitelkeit, der brutalen Herrschsucht,
— in der Regel höher zu stellen pflegen, als den sogenannten materiellen
Vortheil. Als nachher die Bauern zu Eigenthümern wurden, hieß es.
das Leben auf ihren Gütern müsse jetzt für die Adligen allen Reiz ver-
lieren, und Einer nannte gar die Urheber solcher Gesetze Catilinas, die den
König und den Adel ermorden wollten. Es kam auch vor, daß man
durch juristische Kniffe, gerade auf Grund des Edicts, die Bauern materiell
in eine schlechtere Lage zu bringen suchte, als vorher und es ist Grund zu
der Annahme vorhanden, daß in der Grafschaft Glatz gerade die Edelleute
die Bauern zu Unruhen anstifteten, um die Regierung zu schrecken und
zur Rücknahme ihrer Maßregeln zu bewegen. Was das — wie soll man
sagen. Merkwürdigste oder Natürlichste? — ist: es gab Spitzen von
Provinzialvermaltungen, die an die Rückkehr des alten Zustandes glaubten.
Der Haupthaß jener Leute, welchen es besser däuchte, daß der Staat
untergehe, als die Gutsherrschaft, concentrirte sich aus Stein, vor dessen
„Cnklopenhänden" auch Wohlmeinenden gebangt hatte; sie haben das
Ihrige zu seinem Sturze beigetragen.

Vorläufig aber war ihr Einfluß, wenn auch nicht beseitigt, so doch
zurückgedrängt. Schon am 28. October 1807 erfolgte ein weiteres Gesetz,
wodurch die Erbunterthänigkeit auf den Domänen bereits mit dem
1. Juni 1808 aufgehoben wurde und kurz darauf begannen die Ver»

Handlungen über die Verleihung des Eigenthums an die Domänenbauern.
Den Anstoß dazu gab eine anonyme Eingabe des Kriegsraths Wlömer in
Mariemverder. Die Domänenbauern hatten durch den Krieg mindestens
ebensoviel gelitten, als die Privatbauern; die Pflicht, sie zu retabliren,
lag dem König ob und er konnte sich ihr auf keinen Fall entziehen. Ob
er aber so bald völlig im Stande dazu sein würde, mar fraglich, denn
es wäre ein Aufwand von Millionen erforderlich gewesen. Dem gegenüber
sei, meinte Wlömer, das einzige Mittel zur Abhülfe freie Verleihung
des Eigenthums an die Tomänenbauern; sie würden dann den nöthigen
Credit finden, um sich selbst zu helfen. Der Vorschlag machte in den
maßgebenden Kreisen großes Aufsehen. Die verschiedenen Instanzen, denen
er zur Begutachtung übermiesen wurde, Schrötter, die Jmmediatcommission,
Broscovius fanden ihn gut, wollten aber die Bauern wenigstens in den
meisten Fällen eine kleine Entschädigung zahlen lassen und verquickten ihn
zum Theil mit ganz anderen Dingen, wie der Gemeinheitstheilung. Darauf
machte denn die Jmmediatcommission auf Schöns Veranlassung einen
neuen Vorschlag, der außerordentlich merkwürdig ist. Es ist vielleicht das
revolutionärste Aktenstück, das jemals von einer preußischen Behörde aus-
gegangen ist und mir müssen lebhaft beklagen, daß es uns noch nicht im
Wortlaut vorliegt und über die Berathungen der Jmmediatcommission, die zu
diesen Vorschlägen geführt haben, gar nichts bekannt ist. Schön schlug in
der Hauptsache vor, alle Remissionen und Unterstützungen an die Bauern
in Bauholz oder Geld aufzuheben. Wer dann trotzdem bestehen bleibe und
seinen Erbzins richtig zahle, solle Eigenthümer werden; die anderen Bauern
sollten ihren Besitz verlieren. Das würden aber nach Lage der Dinge die
meisten sein, es würden also eine Menge Bauernhöfe vacant werden und
das auf diese Weise freimerdende Land solle die Domänenkammer gegen
Einkaufsgeld als Eigenthum austhun. Das ist kein Bauernlegen, mie
Knapp meint, sondern ist eine Maßregel, die gerade auf die Erzeugung eines
kräftigen Bauernstandes hinausgeht. Die Tomänenbauern waren ökonomisch
in einer so üblen Lage, ihre Güter meist so klein, ihre Fähigkeit zur
wirthschaftlichen Selbständigkeit so zweifelhaft, daß es sehr fraglich mar,
ob sie sich als Eigenthümer ohne Staatsunterstützung zu halten vermögen
würden. Der Plan der Jmmediatcommission hätte dazu geführt, daß
nur die wirklich lebensfähigen erhalten blieben und die neuen Ansiedler,
denen man natürlich nicht zu kleine Parcellen hätte zuweisen dürfen, wären
wirtschaftlich voraussichtlich noch kräftiger gewesen. Der Staat, die
Gesammtheit konnte also nur gewinnen, auch abgesehen davon, daß der be-
drängten Staatskasse eine nicht unerhebliche Einnahme zugeführt wurde.
Aber zwei große Rechtsverletzungen schließt der Plan ein: der Staat
fängt damit an, sich seinen Verpflichtungen zu ^n^chen, ohne den Bauer
zu fragen, ob er auf diese Bedingungen hin ^ch Eigenthum erwerben
will und er treibt die Bauern, welche diese Bedingungen nicht aushalten.

aus einem Besitz, der ihnen erblich zugesichert war. Man wird es also begreiflich finden, daß Stein auf diesen Plan nicht einging. Ob aber das schließlich« Resultat für die Bauern besser war, als das, was Schön geplant hatte, ist fraglich. Denn die Verordnung vom 27. Juli 1808, welche den „Jmmediateinsassen" im Königreich Preußen säinmtlich das Eigenthum ihrer Stellen verlieh, legte ihnen, unter Wegfall aller bisherigen Leistungen des Staats so hohe Lasten auf, daß sie nur in den aller' kümmerlichsten Verhältnissen leben konnten und Wlömer schon nach wenigen Jahren fast Grund zu haben glaubte, den Anstoß, den er gegeben, zu bereuen. Eigentlichen Gewinn — und zwar einen sehr hohen — machte der Staat, dessen Einnahmen durch den Wegfall feiner bisherigen Verpflichtungen außerordentlich stiegen. Volksmirthschaftlich ist jedenfalls ein ungeheurer Fehler bei der Verordnung mit untergelaufen. Man gab den Bauern keinen Wald und während, wenn Krapp genau berichtet hat. Schön ihnen blos den bisherigen Bezug von Bauholz aus den Königlichen Forsten nehmen wollte, nahm ihnen die Verordnung auch den Bezug von Brennholz und beseitigte auch alle ihre übrigen Servituten auf den Wald. Tie Gesichtspunkte, welche das für den Fiscus und für die Forstleute sehr wünschenswerth machten, liegen auf der Hand, allein die traurigen Zustände so vieler Dörfer im Osten der Monarchie sind gerade aus dieser Maßregel zu erklären. Die Einsicht in die Unentbehrlichkeit des Waldes für eine Dorfgemeinde scheint indessen auch später in Preußen nicht zum Durchbruch gekommen zu sein; man würde sonst z. B. mit der Gesetzgebung in Kurhessen während der Dictaturperiode vorsichtiger vorgegangen sein.

Viel wichtiger aber war natürlich die Ordnung der Verhältnisse der Privatbauern und am Dringendsten war die Schaffung endgültiger Bestimmungen hinsichtlich derer mit nicht erblichem Besitz. Bei Berathung der versprochenen Instructionen für die Kammern prallten die Gegensätze der Interessen und der staatswirthschaftlichen Anschauungen noch einmal hart auseinander. Den Bauernschutz in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten war natürlich unmöglich, ihn vorläufig festzuhalten und streng durchzuführen ging vielfach praktisch nicht an, da namentlich in Ost- und Westpreußen viele Gutsbesitzer einfach nicht im Stande gewesen mären, die devastiricn Höfe wieder auszurüsten und neu zu besetzen; die Gutsbesitzer schlössen daraus, man solle ihnen die Einziehung alles lassitischen Bauernlandes gestatten, wogegen sie sich, die alten populationistischen Grundsätze bei der Staatsverwaltung noch immer voraussetzend, erboten, statt der Bauern eine entsprechende Anzahl Büdner anzusetzen. Auf diesen Standpunkt stellte sich der Minister von Schrötter, der zunächst mit der Bearbeitung der Frage betraut worden war, und verbrämte ihn mit einigen theoretischen Wendungen, die, an sich völlig richtig, auf die gegebenen Zustände gar nicht paßten. In den Provinzen, welche weniger vom Krieg gelitten hatten, wäre voraussichtlich das ganze lassitische Bauernland zu den Vor-

merken geschlagen worden. Darum verwarf Stein diesen Plan ohne
Weiteres uns beauftragte die Jmmediatcommission mit der Ausarbeitung
eines neuen, und so kam die Sache wieder in die Hände von Schon. Der
näherte sich nun keineswegs, wie gemeint morden ist, nothgedrungen dem
Standpunkte Steins — eine solche Annahme kann nur hegen, wer seinen
Charakter nicht genügend kennt — sondern er entwickelte unter einigen Ver-
beugungen gegen die theoretischen Auseinandersetzungen Schrötters etwas
ganz Neues. Er will offenbar einen kräftigen Bauernstand schaffen und
doch nicht in die Privatrechte der Gutsbesitzer und noch weniger in die
ihrer Gläubiger eingreifen. Infolge dessen unterscheidet er zunächst zwei
Arien von nicht erblichem Bauernland, altem und neuem, wobei er für
Ostpreußen 1752, für Westpreußen 1774 als Normaljahre annimmt. Die
seit jenen Jahren auf Nitteracker angelegten Bauernstellen sollen der Zu-
sammenschlagung und Einziehung (natürlich vorbehaltlich civilrechtlicher An-
sprüche der zeitigen Besitzer) unbedingt unterliegen, das ältere Bauernland
soll aber nur so weit zu Vormerksland gemacht werden dürfen, als gleich-
zeitig eine ebenfo große Fläche in Gütern von mindestens 4 Hufen in der
Niederung, 8 Hufen in der Höhe erblich ausgethcm würde. Das ging
weit über Steins ursprüngliche An- und Absicht hinaus, der nur an die
Regelung der devastirten Höfe gedacht hatte, es war, wie oben bemerkt,
ein tabula riisa-Machen, aber die letzte Bestimmung lag durchaus in der
Richtung von Steins Ideal eines Bauernstandes und die erste zwang sich
förmlich auf, wenn man — insbesondere bei dem fortdauernden Indult —
die Hvpothekengläubiger der Rittergutsbesitzer und die Pfandbriefinhaber
nicht schädigen wollte. Das Ganze aber war wieder so gehalten, daß auch
eine Schädigung der Rittergutsbesitzer vermieden war, indem den Verlusten,
die sie nothwendig erleiden mußten, doch auch große neue Vortheile gegen-
überstanden. Schön ist auch hier wieder durchgedrungen; die Instruction
vom 14. Februar 1808 für Ost- und Westpreußen und Litthauen beruht
auf den von ihm entwickelten Grundsätzen und ist von ihm entworfen*).
Sie ist dann auch das Vorbild für die späteren Verordnungen für Schlesien,
Pommern und die Marken geworden. Tadel haben diese Verordnungen
vielfach gefunden. Der Adel war außer sich, daß er nicht alles Banern-
land sollte einziehen dürfen, von anderer Seite wurde beklagt, daß die
Einziehung fo vieler Bauernstellen gestattet morden fei. Man könnte sagen,
diese beiden Vorwürfe höben sich auf; man kann mit noch mehr Recht be-
merken, sie feien unter den obwaltenden Verhältnissen Beide auch an sich
unbegründet gewesen. Denn der Wegfall des Bauernschutzes war ein großer

*) Wer sich an einem schlagenden Beispiel überzeugen will, welch' ein unzuver-
lässiger Schriftsteller Pertz gelegentlich sein kann, der möge seine Darstellung Steins
Leben II. S. 21, f. vergleichen. Er zieht nicht einmal den Inhalt der Verordnng
richtig aus.

Gewinn für die Rittergutsbesitzer; seine strenge Durchführung im damaligen Zeitpunkte würde sie zum großen Theil ruinirt haben. Der Staat war damals nicht in der Lage, sie dabei zu unterstützen, wie Friedrich d. G. nach dem siebenjährigen Kriege gethan hatte. Den Bauern wurde aber kein Recht genommen, das sie als Einzelne damals besaßen und die Noth der Zeit sorgte dafür, daß es auch mit der Einziehung zu Vormerks-land nicht so hastig ging, wie Manche gehofft oder gefürchtet hatten. Daß aber das nothmendige Complement der Reform, die Beseitigung des be-festigten Grundbesitzes, nicht in's Leben trat, daran trifft nicht Schön die Schuld. Es bleibt die Frage nach dem Schicksal der Bauern, die ihre Stellen verlieren sollten. Man braucht sich nicht mit dem Hinweis zu begnügen, daß die spätere Gesetzgebung ihnen kaum mehr gebracht habe. Sie haben das Hauvtcontingent zu dem heutigen Stande der Landarbeiter rechts von der Elbe gestellt. Ihr und ihrer Kinder Loos war uud ist kein beneidensmerthes. Allein eine unparteiische Betrachtung muß aner-kennen, daß sie nicht nur rechtlich, sondern auch materiell nicht geschädigt wurden. Auch abgesehen von der persönlichen Freiheit, die sie erlangten, ist das Schicksal eines ostpreußischen Jnstmannes oder Häuslers ein glück-licheres, als das des kleinen Pachtbauern vor der Refonn, der im tiefsten Grunde auch weiter nichts war, obwohl er mehr Land bemirthschaftet.

Indessen, wie das Edict vom 9. October 1807 nur „die Basis" weiterer Reformen sein sollte, so konnten auch diese Verordnungen nur provisorische Bedeutung haben, bestimmten sie doch garnichts für den Fall, daß der Gutsherr überhaupt kein Land einziehen wollte und waren die Verhältnisse der Bauern mit erblichem Besitz doch auch einer Neuregelung dringend bedürftig. Die Lösung dieser Fragen aber siel ncuen Männern zu. Stein ward gestürzt, ehe er diese wichtigen Tinge hatte angreifen können, Schön trat in provinziale Verhältnisse zurück, und Altenstein und Dohna waren keiner der dringenden Aufgaben des Staates gewachsen. Es trat eine Art von Reaction gegen die ruhmreichen Tendenzen der unmittelbar vorhergehenden Jahre ein und die Männer der alten Zeit gewannen einiger-maßen wieder Oberwasser. Dazu trug bei, daß der Regierungssitz wieder von Königsberg nach Berlin verlegt ward; man weiß, wie oft es als ein Unglück enipfunden worden ist, daß dieser Ort in der Kurmark liegt.

Ganz aus dem Auge verloren aber wurde die Bauernfrage nicht. Die ersten Gesichtspunkte sür ihre fernerweite Lösung stellte ein blutjunger Mann auf, der Regierungsassessor Friedrich von Raum er. Uebcrblickt man das lange, mannigfach bewegte Leben dieses vielseitig thätigen Mannes, so wird man ihm wohl beistimmen dürfen, wenn er sich in seinem 80. Lebensjahre glücklich pries, die Laufbahn des Beamten früh-zeitig mit der des akademischen Lehrers vertauscht zu haben; er würde, so meinte er, am grünen Tisch verkümmert, höchstens alljShrlick nach Karlsbad oder Teplitz gereist und doch längst gestorben sein. ErmSgl

man auf der anderen Seite, welche klägliche Rolle er als Gesandter des deutschen Reiches in Paris gespielt hat, so könnte man sich versucht suhlen, auch den Staat glücklich zu preisen, daß er sich seinem unmittelbaren Dienste so bald entzog. Und dennoch: wer den aufstrebenden jungen Mann genauer betrachtet, wird sich sagen muffen, dasz Preußen in diesem jungen Anhaltiner eine ganz hervorragende Kraft auf dem Gebiete der Verwaltung besessen und sich hat entgehen lassen. Noch wenige Jahre in der Schule Hardenbergs und er hätte In einem vorwärtsstrebenden Staate selbständig eine fruchtbare und segensreiche Thätigkeit zu entfalten vermocht; in einem verknöcherten wurde er im Verkehr mit durch und durch unpolitischen Kreisen jene Gestalt, als die er vor uns steht. Damals nun, im Frühjahr 1810, führte ihn die Bearbeitung der mit der Gemeinheitstheilung zusammenhängenden Fragen auf die nach der „Regulirung" der Bauern. Er beantragte, in Gemeinschaft mit dem Negierungsrath Heinsius, seinem Collegen an der Potsdamer Regierung, die Stellen der Privatbauern in dienstfreies Eigenthum zu verwandeln. Das war freilich an sich nichts Neues; die Gemeinheitstheilung mußte nothwendig dahin führen. Allein während in den bis dahin vorliegenden Entwürfen verlangt worden war, daß die erblichen Bauern für die Aufhebung des Obereigenthumsrechtes ein Viertel ihrer Grundstücke abgeben sollten, zeigte Raumer, daß das Obereigenthumsrecht an sich gar keinen besonderen Werth habe, indem die Verpflichtungen, die' es auferlegte, allen daraus erwachsenden Nutzen so ziemlich aufhöben, daß es also durchaus ungerecht sein würde, den Bauern für seinen Wegfall um einen so bedeutenden Theil seines Landes zu bringen und daß überdies dann viele bäuerliche Wirtschaften, bei dem Fortbestand der Dienste, garnicht mehr weiter zu halten sein würden, also ihre Besitzer zu Tagelöhnern herabsinken mußten. Diesen Ansichten stimmte Dohna zu; er gedachte sie bei der Bearbeitung des Gesetzes über Gemeinheitstheilungen zu vermerthen. Das mar aber recht iveitaussehend; in rascheren Fluß gerieth die Sache erst seit der Ernennung Hardenbergs zum Staatskanzler. Hardenberg brachte neues Leben in die stockende Reformthätigkeit. Es geschah in einem Geiste, welcher von dem der Stein'schen Periode nicht unwesentlich verschieden mar, allein es mar doch wieder Geist und Leben. Wie man auch über die Zweckmäßigkeit von Hardenbergs Maßregeln im Einzelnen denken mag, Großartigkeit und Zielbeivusztheit kann man ihnen nicht absprechen. Hardenberg erscheint doppelt bewunderungswürdig, wenn man die damaligen äußeren Verhältnisse de Staates bedenkt, welche viel verzweifelter war, als nach dem Frieden vm Tilsit. Hardenberg mar in einer üblen Lage: die fähigsten «övfe, ein Schön, ein Niebuhr versagten sich ihm, da sie seine einzelnen Pläne nicht billigten und er ihnen nicht diejenige Stellung einräumen wollte, welche sie ihrerseits fordern mußten oder fordern zu sollen glaubten. So sah er sich auf Männer zweiten Ranges und auf junge, aufstrebende 5!vpse angewiesen.

Wie Andere, so zog er auch Raumer in seine unmittelbare Nähe und dieser erlangte rasch eine ungemein einflußreiche Stellung. Ter Staatskanzler machte ihn zum Mitglied einer außerhalb des gewöhnlichen Behördenorganismus stehenden Commission, welcher auch die Negulirungsfrage übertragen wurde. Sie sollte jetzt selbständig, getrennt von der sonstigen Culturgesetzgebung, erledigt werden. Hier hat nun Räumer einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, welcher, kühn n^ie er mar, doch alle Bedingungen des Problems löste und dessen Gerechtigkeit sich kaum bezweifeln läßt. Er unterschied zwischen erblichen und lebenslänglichen Besitzern auf der einen und Zeitpachtbauern auf der anderen Seite. Die ersteren sollen sofort zu Eigenthümern erklärt werden und dann soll zwischen dem Bauern und dem Gutsherrn eine Auseinandersetzung über die beiderseitigen Rechte und Lasten stattfinden; für den Ueberschuß soll eine Entschädigung in Land, Rente oder auf andere Weise statthaben; ist die Auseinandersetzung vollendet, so gehen die Bauerngüter in den freien Verkehr über. Die Zeitpachtgüter sollen in der bisherigen Lage bleiben, aber dem Gutsherrn soll es freistehen, wenn er die Hälfte davon an beliebige Abnehmer zu Eigen giebt, die andere Hälfte, nach Erledigung der bestehenden Vesitzrechte einzuziehen oder zu veräußern. Geschieht das, so soll auch für diese Güter der Bauernschutz aufhören.

Warum dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist? Es ist eine merkwürdige Geschichte. Der heftige Widerstand, welche seine Reformprojecte bei dem Feudaladel fanden, hatte Hardenberg veranlaßt, eine Versammlung von „Landesdeputirten" zu berufen und dieser wurde der Regulirungsvlan vorgelegt. Diese Landesdeputirten, oder, wie man sie nachher hieß, die „Nationalrepräsentation" hatte die Geschichte so gut wie vergessen; Alfred Stern hat sie förmlich neu entdeckt. Man hat erst seitdem allerlei Bemerkungen von Zeitgenossen, welche sich auf sie bezogen, wieder verstehen gelernt und dann auch noch mancherlei Neues über sie erfahren: es ist meist nichts Gutes. Es war eine Versammlung etwa von den, Charakter des heutigen Herrenhauses, obwohl acht von, König erwählte Bauern unter den ursprünglich 45, später 64 Mitgliedern waren. Räumer war damals schon im Begriffe, nach Breslau abzugehen, die Vertretung des Entwurfs wurde dem Kriegsrath Scharnweber übertragen, welchen der Staatskanzler schon in Ansbach um sich gehabt hatte. Hardenberg hat sich leider selbst um die Einzelnheiten wenig bekümmert; sein Interesse und seine Kraft waren auch jetzt in erster Linie den auswärtigen und den allgemeinen Verhältnissen zugewandt. Scharnweber, dein u. A. auch Thaer zur Seite stand, widmete sich seiner Aufgabe mit Talent und Hingebung. Er wollte die bestehenden Bauern erhalten, er.war ein Feind jenes wkulg, i'»«!,-Machens, wie es Stein und Schön vorschwebte. Der jetzige Entwurf hatte also seine ganze Sympathie und er wäre im Interesse der Pachtbauern gern noch weiter gegangen. Allein die Landesdeputirten wollten

von den! Allen gar nichts missen; sie sahen bloß ihre Rechte und übersahen
ihre Lasten; ihr Ideal mar der Zustand vor 1807. Sie drangen durch;
ihre Vorschläge sind es, welche in dem Negulirungsedict vom 14. Sep-
tember 1811 ihre Verkörperung erfahren haben. Ter Raumersche Entwurf
wurde geradezu auf den Kopf gestellt. Die Bauern mit dem lebens-
länglichen Besitz wurden mit den Zeitpachtbauern zusammengeworfen; die
Eigenthumsverleihung sollte nicht sofort, sondern erst nach der Auseinander-
setzung stattfinden; was aber die Hauptsache mar, es sollte keine Aus-
einandersetzung von Fall zu Fall eintreten, keine individuelle Abschätzung
von Rechten und Pflichten, wobei es nicht völlig ausgeschlossen gewesen
märe, daß der Bauer unter Umständen ohne Entschädigung Eigenthümer
geworden wäre, oder gar in einzelnen Fällen noch etwas herausbekommen
hätte. Vielmehr bestimmt das Edict bekanntlich, daß erbliche Wirthe ein
Drittel, nicht erbliche die Hälfte ihrer Grundstucke an den Gutsherrn
abzutreten haben, um Eigenthum und Dienstfreiheit zu erlangen.
Dieses Gesetz hat neben hohem Lobe allzeit auch den heftigsten Tadel
erfahren. Die Einen hielten es für einen unerlaubten Eingriff in das
Privateigenthum, und einen solchen Eingriff enthält es ohne Frage, im Gegen-
satz zu dem Naumerschen Entwurf, in Be,zug auf die Pachtbauern, die An-
deren haben es getadelt und tadeln es — gleichfalls mit Recht — wegen
der ganz unbegründeten Begünstigung des Gutsherrn, Dritte endlich werfen
ihm vor, daß es die regulirten Bauernwirthschaften, indem es den Bauern
Land nahrn. statt ihnen eventuell eine Rente aufzuerlegen, so klein gemacht
habe, daß sie sich zum großen Theile nicht halten konnten, daß die Bauern
vielfach zu Arbeitern herabsanken und der Latisundienbildung vorgearbeitet
wurde. Endlich darf man nicht vergessen, daß es Gutsbesitzer genug gab,
die durch das Land, welches ihnen durch die Regulirung überwiesen wurde,
geradezu in Verlegenheit gesetzt wurden. Zu den Haupttadlern gehörten Stein
und Schön. Wir sind nicht in der Lage, ihre Ausstellungen im Einzelnen
zu würdigen, da ihre Ansichten nicht im Zusammenhange vorliegen; aus
Adelsgesichtspunkten gingen sie jedenfalls nicht hervor. Schön hatte noch
soeciell zu beklagen, daß man eine Reihe auch für die Bauern wichtigster
Resormen, welche das politische Testament Steins angedeutet hatte, vor
Allem die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, nicht in Angriff nahm.
Er führte das auf die freiherrlichen Gefühle Hardenbergs zurück.
Ueberhaupt scheint die öffentliche Meinung weder damals noch später
mit dem Edict vom 14. September recht zufrieden gewesen zu sein. Wenn
das Comitö der ostpreuhischen Stände im April 1814 seine Aufhebung
forderte und sich dabei — allerdings auch aus anderen Gründen — gegen
Scharnmeber wandte, der doch nur sehr theilweise dasür verantwortlich ist,
so hat noch in den dreißiger Jahren Preuß darüber zu klagen, daß man
den Segen der Agrargesetzgebung seines Königs nicht überall einsehe. Die
Motive dieser Opposition oder richtiger dieser Oppositionen im Einzelnen

zu entwirren, ist nicht durchweg leicht; wir treffen auf die allerverschiedensten Gesichtspunkte. Ein Theil des Tadels traf auch das gleichzeitig erlassene Gesetz über die Beförderung der Landeskultur, das uns hier nicht berührt; wer ein vollständiges eigenes Urtheil gewinnen will, wird zugleich den damaligen Stand der auswärtigen Angelegenheiten nicht übersehen dürfen. Wenn indessen die Rittergutsbesitzer sich vielfach bedrückt fühlten, so konnten sie doch nicht eigentlich behaupten, daß man den Bauern zu viel gemährt habe, und wir müssen im Gegentheil sagen, daß das Edict von 1811 einen großen Erfolg der Gutsherren darstellt.

Sie errangen dann einen zweiten, für die künftige Gestaltung alle? Wirthschaftsverhältnisse noch wichtigeren durch die „berüchtigte" Declaration voin 29. Mai 181(i, welche dem Einflüsse Schuckmanns verdankt wird. „Sie eröffnete", sagt Gervinus, „die viel verspotteten Zeiten der wechselnden Gesetzeserläuterung in Preußen". Die Aufhebung des Regulirungsedicls, welche sie mit Bestimmtheit erhofft hatten, konnten die Gutsherren zwar nicht erreichen, allein unter dem Vormunde, es zu erläutern ward es verkümmert. Die Declaration beseitigte den letzten Rest des Bauernschutzes und hob zugleich die Negulirbarkeit für die nicht spannfähigen Laß- und Pacht-bauern auf und für die spannfähigen, soweit sie nicht katastrirt oder nach den seiner Zeit von Schön aufgestellten Normaljahren errichtet waren oder nicht unter Besetzungszwang gestanden hatten.

Damit endet die Geschichte der eigentlich so genannten Bauern-befreiung in Preußen; es beginnt eine neue Eutwickelung, die bis zur Revolution von 1848 dauert und eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse auf dem platten Lande, unter deren Einwirkung wir noch heute stehen. Wie die heutigen Landarbeiter in den östlichen Provinzen Preußens ein-standen sind, aus welchen Theilen der früheren Bevölkerungsclassen sie sich zusammensetzen, wie ihre Lage sich im Einzelnen gestaltet und um-gewandelt hat, das zu betrachten, fällt außerhalb unserer Aufgabe, obwoh'. es in dem Buche Knapps eine der Hauptsachen ist. Den Hergang der Dinge in der großen Reformperiode vermögen wir jetzt in seinen Umrissen zu überschauen, ihn im Einzelnen völlig zu verstehen, bleibt schmierig, da uns die Geschichte so vieler anderer Fragen noch nicht völlig klar ist. Wir sehen aber jedenfalls auch hier keine reine Entwickelung, sondern, wie bei so vielen gesetzgeberischen Reformen in Preußen, ein Abbrechen deö Begonnenen und später eine Fortsetzung auf ganz anderer Grundlage. Fehler sind ohne Frage vielfach begangen worden, indessen kaum mehr, als bei solchen vollständigen Umgestaltungen bestehender Verhältnisse begangen zu werden pflegen; daß die Gesammtreform so bald in's Stocken kam, so daß sogar die Erinnerung an das königliche Versprechen verfehmt ward, das hat auch dem preußischen Bauernstande größeren Schaden gekrackt, als die Mängel einzelner Gefetze.

)ugenderinnerungen.

von

Wilhelm LubKe.
— Karlsruhe. —

enn das Alter naht, vnd der Wanderer merkt, daß es nicht
mehr aufwärts, sondern bald rapide bergab geht, dann wagt
das Auge nicht mehr nach Zukunftsgesilden auszuschauen, wendet
sich dagegen gern rückwärts, wo sich bisweilen Perspectiven der Ver-
gangenheit in freundlichem Sonnenlicht ausbreiten. Je mehr aber die
Seele sich in die verflossenen Zeiten vertieft, desto klarer treten diese vor
uns hin, und desto unwiderstehlicher wird der Drang, aus den wechselnden
Bildern dasjenige herauszuheben, was vielleicht des Aufbemahrens werth
ist, was auch Fernstehenden als etwas allgemein Menschliches und doch
wieder Besonderes ein Interesse gewähren könnte. So habe ich mich denn
entschlossen, aus meinen Lehr- und Wanderjahren Einiges mitzutheilen, was
vielleicht Manchem unter den Vielen, welche mich seit einem Vierteljahr-
Hundert zum Führer in die Kunstgeschichte erwählt haben, von Werth er-
scheinen könnte. Das Werden des Menschen ist ja stets ein interessanter
Procetz, sicher so fesselnd wie das Keimen, Wachsen und Blühen der
Flora im Frühling; so mag es vielleicht auch nicht werthlos sein, wenn
ich erzähle, wie ich zu einer Zeit, als das Wort „Kunstgeschichte" noch
kaum erklungen mar, zum Kunsthistoriker ward.

Wenn ich meiner Erzählung einen Abschnitt aus der Selbstbiographie
meines Vaters vorausschicke, die dieser im hohen Alter auf meinen Wunsch
niederschrieb, aber leider nicht vollendete, so glaube ich nicht blos den

Boden deutlicher zu zeichnen, aus dem ich Hervormuchs, sondern auch für den tüchtigen, aus den schmierigsten Verhältnissen durch eigene Kraft sich herausarbeitenden, nach einem hohen Ideale mit nie ermattender Begeisterung ringenden Mann ein warmes Interesse voraussetzen zu dürfen. Außerdem aber gemährt seine schlichte, anspruchslose Erzählung einen merkwürdigen Beitrag zur Culturgeschichte der ersten beiden Tecennien unseres Jahrhunderts, besonders zur Würdigung der damaligen Verhältnisse der Volksschule und ihrer Lehrer.

I.

Aus dein Leben eines Volksschullehrers.

Am 3. Januar 1798 wurde ich, Peter Lübke, in Balve, einem Städtchen des ehemaligen Herzogthums Westvhalen, geboren und am 6. ejusci. in der dortigen Pfarrkirche getauft. Meine Eltern waren Franz Wilhelm Lübke und Anna Gertrud Kremer aus Grevenstein. Mein Vater mar seines Geschäfts ein Strumpfwirker, wobei er Wollspinnerei und Färberei betrieb. Er war ein ganz schlichter, aber sehr fleißiger und thätiger Mann, der vom frühesten Morgen bis zum späten Abend arbeitete. Sein Geschäft verstand er gründlich und seine Kunden bediente er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Billigkeit; übrigens war er ohne Schulbildung. Etwas Schreiben konnte er, aber vom Zifferrechnen verstand er nichts. Von Buchführung war daher keine Rede, obgleich er sehr viele Kunden bediente. Sein vorzügliches Gedächtniß ersetzte die schriftlichen Notizen. Bei größeren Schulkenntnissen hätte er das Geschäft sehr ausdehnen und einen bedeutenden Gewinn erzielen können. Aber zum Neichmerden hatte er keine Anlage. Meine Mutter war hingegen eine sehr kluge, verständige, religiöse und tugendhafte Frau. Dabei mar sie überaus häuslich, arbeitsam, fleißig, sparsam, ohne Knauserei und Geiz, ja sie mar überaus mildthätig, theilnehmend, hülfreich. In der ganzen Nachbarschaft holte man bei ihr Rath, Trost und Hülfe. Da wir zwei Gärten Md einige Morgen Ackerland bewirthschafteten, so hielten mir eine Kuh und mästeten jährlich zwei Schweine. Allein die Mutter besorgte die ganze Haushaltung und die Gärten ohne Magd. Des Nachts flickte sie die Kleider für die Kinder, von vier Knaben, von denen ich der älteste war. Und trotz ihrer vielen Arbeit brachte sie uns Kinder, als wir noch klein waren, selbst zu Bette und ließ uns knieend das Abendgebet verrichten, das ich noch auswendig weiß. Dabei ging sie jeden Morgen zur heiligen Messe und nahm uns Kinder, ehe mir in die Schule gingen, mit. „Wir wollen uns in der Kirche den Segen Gottes holen," pflegte sie dann zu sagen, „denn an Gottes Segen ist Alles gelegen." In unserem Hause herrschte die größte Liebe und Eintracht zwischen Vater, Mutter und Kindern. Ich habe nie gehört, daß zwischen den Eltern ein unfreundliches Wort vorgefallen märe. Der Vater bekümmerte sich nur um sein Geschäft, und nicht um die Er-

ziehung der Kinder; diesen widmete sich aber die Mutter mit der größten Sorgfalt, und darin hatte sie eine besondere Gabe. Ein ernster Blick von der Mutter rührte mich mehr, als ein Tadel vom Vater. Ich erinnere mich nie, eine körperliche Züchtigung erhalten zu haben.

Als ich 5'/4 Jahr alt mar, wurde ich in die dortige Elementarschule gebracht, worin ich lesen, schreiben, biblische Geschichte und den Katechismus lernte. Andere Gegenstände kamen nicht vor, weder Rechnen noch deutsche Sprache, noch weniger andere Realien. Der Lehrer, Schelte mit Namen, mar dem Trünke ergeben. Am Nachmittage schlief er regelmäßig in seinem Lehnstuhle, mährend der ganzen Schulzeit. Da nun jeder Schüler einzeln an den Katheder treten und seine Lection aufsagen mußte, so beeilte sich Jeder, dieses mährend seines Schlafes zu thun; alle Schüler waren aber mausestill, um den Lehrer nicht zu wecken; denn wenn er aufmachte, mar er mißgestimmt und es gab Ruthenhiebe, zu welchem Zwecke er mehrere Birkenreiser zusammengebunden hatte. Daß man in einer solchen Schule nicht viel lernte, liegt klar auf der Hand. Als ich 10 ^ Jahr alt war. Km ich zur ersten heiligen Communion und wurde dadurch der Schule entlassen, weil der damalige Pfarrer Brunswicker sagte, ich könnte in der Schule nichts mehr lernen. Das mochte sein; aber meine damaligen Schulkenntnisse erreichten, im Vergleich zur jetzigen Schulbildung, nicht die eines 8—9jShrigen Schülers; ja im Rechnen sind diese viel weiter, weil bei uns kein Ziechnen vorkam.

Als ich nun der Schule entlassen mar, sollte ich meines Vaters Geschäft erlernen, wozu ich gar keine Lust hatte. An nichts hatte ich mehr Freude, als arn Lernen; aber meinem Vater waren die Gelehrten zuwider, und ich mußte mich fügen. Ich bat ihn, mich zu einein Vicar Schmale zu schicken, der Knaben iin Lateinischen, Französischen und Rechnen unterrichtete und die Schüler bis zur Secunda eines Gymnasiums brachte; aber auf vieles Bitten meiner Mutter gab der Vater nun zu, daß ich einige Rechnenstunden nahm und die vier Species in reinen Zahlen rechnen lernte. Die übrige Zeit des Tages mußte ich Wollgarn spinnen und mir, als ich etwas mehr herangewachsen mar, die Wolle dazu selbst zubereiten. Dabei mußte ich mit einem Esel, den wir hielten, das nöthige Brennholz aus dem Walde holen und das Futter für die Kuh und die Schweine aus den Gärten und dem Felde herbeischaffen. Auch mußte ich im Frühjahr Feldarbeit verrichten und im Herbste einernten, Kartoffeln ausgraben und nach Hause fahren und im Winter dreschen helfen. Als Eseltreiber kam ich mit Jünglingen in Berührung, die dasselbe Geschäft trieben. Diese verleiteten mich zum Tabakrauchen, welches ich dann heimlich trieb. Als dieses meine Mutter erfuhr, war sie ganz untröstlich, besonders darüber, daß ich das Rauchen heimlich und hinter ihrem. Rücken getrieben hatte. Dieses ging mir an's Herz und ich versprach ihr, nie wieder zu rauchen. Dieses Versprechen habe ich auch treulich gehalten. Wenn ich in späteren

Jahren zum Rauchen animirt wurde, so mar ich dessen eingedenk und überwand dadurch jede Versuchung. Als mein Bruder, der 1>/2 Jahr jünger mar als ich, herangewachsen mar, mußte er dasselbe thun und ebenfalls das Geschäft erlernen, wozu dieser aber Lust hatte. Ich bat nun meinen Vater, zu bestimmen, wie viel Garn ich jeden Tag liefern müßte; dann wollte ich das fertig schaffen, die übrige Zeit aber dann für mich studiren. Da setzte er mir dann, ein Pfund Garn zu liefern und die Wolle dazu selbst zuzubereiten. So viel brauchte ein Gesell nur zu liefern. Nun stand ich des Morgens um 5 Uhr auf und arbeitete in einem Zug fort, bis ich mein Quantum hatte, das ich oft schon um 2 Uhr Nachmittags abliefern konnte. Dann setzte ich mich hin, schrieb, zeichnete, rechnete, copirte Bilder und dergleichen. Das konnte nun mein Vater gar nicht leiden. Er sagte dann oft, wenn ich nicht mehr Luft zum Handwerk bekäme, müßte ich noch betteln gehen. Ich erwiderte auf diese Bemerkung nichts, fühlte aber in mir, daß ich zum Betteln keine Anlage hatte und hielt die Prophezeihung meines Vaters für nicht zutreffend. Er konnte es aber nicht leiden, daß ich meine Feierstunden zu meiner eigenen Ausbildung benutzte, und steigerte daher das Quantum, das ich liefern mußte. Allein auch dieses lieferte ich ohne Widerrede und benutzte dann die übrige Zeit zu meiner Ausbildung. Ich lieh mir Rechenbücher, Lehrbücher über deutsche Sprache, deren es damals noch wenige gab, und Zeichnungen, die ich copirte. Der Pastor lieh mir die Jugendschriften von Christoph Schmid und Campe, die mir sehr viel Belehrung verschafften. Die guten Lehren und Wahrheiten, die diese Werke enthalten, haben mir später als Lehrer noch große Dienste geleistet.

Alle Zeit, die ich von der Arbeit erübrigen konnte, verwandte ich auf mein Privatstudium. Keine Stunde, ja keine Minute durfte mir verloren gehen. Sogar mährend des Mittagsessens hatte ich ein Buch in der Hand, aß schnell meine Portion, damit ich Zeit gewann, etwas zu lernen. Ich hielt das Buch dann unter dem Tische, damit mein Vater es nicht sehen konnte. Sah er es dennoch, so wurde er unwillig; meine Mutter aber suchte ihn zu begütigen. Der ganze Sonntag vom Morgen früh bis zum Abend spät wurde darauf verwendet, mit Ausnahme der Zeit, in der ich die Kirche besuchen mußte, nämlich die Zeit des Hochamtes und des Nachmittagsgottesdienstes. Durch dieses Privatstudium brachte ich es so weit, daß ich meine Gedanken ziemlich sprachrichtig ausdrücken und schriftlich darstellen konnte. Auch hatte ich das Rechenbuch von Schlieper und Schürmann, die für Autodidacten gar nicht geschrieben sind, ganz durchgerechnet.

Die Extraction der Quadratwurzel machte mir die meiste Mühe, weil dazu nur die einfache Formel ohne Erklärung gegeben war.

Nachdem ich vierzehn Tage alle Versuche und Experimente vergebens angestellt hatte, fiel mir ein altes Rechenbuch aus dem vorigen Jahrhundert

in die Hände, worin eine Aufgabe über die Ertraction der Quadratwurzel vollständig erklärt mar. Dadurch lernte ich diese Rechnungsart. Aus Raff's Naturgeschichte lernte ich etwas Naturbeschreibung. An geographischen Lehrmitteln fehlte es mir ganz und gar. Wie erstaunte ich, als mir später ein Atlas zu Gesichte kam. Das Lernen wurde mir im Ganzen sehr leicht. Ich hatte ein vorzügliches Gedächtnis, sodaß ich das, was ich einmal gelesen oder gehört hatte, wieder erzählen konnte. Eine Predigt konnte ich vom Anfang bis zum Ende vollständig aufschreiben, was ich hauptsächlich meiner Mutter zu verdanken hatte, indem ich dieser jeden Sonntag, als ich noch nicht schreiben konnte, etwas aufsagen mußte. Ehe ich dieses gethan, bekam ich am Mittage nichts zu essen. Allein diese Uebung brachte mich so weit, daß ich später die ganze Predigt aufschreiben konnte. Hier habe ich wieder den alten Grundsatz der Pädagogen bemährt gefunden, daß man das Gedächtniß in der frühesten Jugend üben müsse. Ebenso ist es auch mit der Einbildungskraft. Bilder, die ich in meiner frühesten Jugend gesehen, stehen mir noch vor Augen. Daher soll man den Kindern recht früh aber nur gute und keine schlechten Bilder vorführen.

Dem Psarrer habe ich oft am Montage die Predigt schriftlich gebracht, die er am Sonntage gehalten hatte. Als daht'r im Jahre 1813 in Grevenstein eine Somnambule, ein Mädchen von elf Jahren, auftrat, die in ihrem somnambulen Zustande predigte und immer Strafpredigten hielt, schickte mich der Pastor dahin, um die Predigten aufzuschreiben. Besondere Freude hatte ich an der Musik, aber gar keine Gelegenheit, irgend ein Instrument zu erlernen; denn in dem ganzen Orte war nur der Küster etwas musikalisch, so viel, daß er in der Kirche die Orgel spielte. Ich kaufte mir nun einmal auf der Kirmeß eine kleine Pickelftote und versuchte es, auf dieser Melodieen zu spielen. Allein trotz aller Versuche konnte ich dennoch Melodieen, die einen Umfang über fünf bis sechs Töne hatten, nicht herausbringen. Das hatte der Justizamtmann Hörster, der neben unserem Hause wohnte, gehört. Er ließ mich eines Tages rufen und sagte mir, daß er mich auf der Flöte unterrichten wollte. Wer war glücklicher als ich. Fast jeden Abend ging ich zu diesem gütigen Herrn und übte mich auf der Flöte, wozu er mir eine gründliche Anweisung gab. Dazu schenkte er mir eine O-Flöte mit drei Klappen. Er legte bei mir den ersten Grund zur Notenkenntniß. Es währte nicht lange, so konnte ich mit ihm schon leichte Duette blasen. Da er beim Pfarrer einige Zeichnungen von mir, die ich covirt, gesehen hatte, lieh er mir mehrere Kupferstiche, Porträts von Königen und Fürsten, Dichtern und Künstlern, die ich mit Tinte in Kupferstichmanier abzeichnete. Später bekam ich von einem Nachbar, einem Juden, der sich für mich interessirte, ein Stückchen Tusche geschenkt. Nun ging es noch besser. Nun zeichnete ich die Brustbilder von Schiller, Goethe, Mozart in Punktirmonier. Der

obengenannte Jude, Abraham Zimmermann mit Namen, nahm diese ohne
mein Vorwissen mit nach Düsseldorf, weil er glaubte, ich hätte Anlage
zur Kupferstecherkunst und brachte die Nachricht mit, daß man mich, da ich
ohne Mittel war, unentgeltlich ausbilden wollte. Da in solchen kleinen
Städten die Eltern, wenn sie über das Loos ihrer Kinder bestimmen
wollen, imnier erst den Pfarrer um Rath fragen, so trug auch meine
Mutter, die so gern gesehen, dasz ich meinem Triebe nach Ausbildung
hätte folgen können, dem Pfarrer diesen Plan vor. Aber dieser mar
schnurstracks dagegen. Er sagte: Wenn Ihr Sohn Maler werden soll,
dann kommt er in die weite Welt und da kann er leicht verdorben werden.
Laßt ihn seines Vaters Handwerk lernen, dann hat er auch sein Brot.
Das mar meinem Vater aus dem Herzen gesprochen. Ich wurde nun um
so mehr zum Geschäfte angetrieben. Da wir auch Strümpfe webten, so
wurde ich nun auch dazu angehalten, und brachte es bald dahin, daß ich
täglich 3 Paar Frauenstrümpfe oder 2 Paar Mannesstrümpfe weben
konnte. Auch die Wollfärberei mußte ich erlernen, welches Geschäft mir
aber, weil Urin dazu verwendet wurde, ganz zuwider mar. Dafür aber
brauchte ich den Esel nicht mehr zu treiben; das mußten meine jüngeren
Brüder thun, deren ich noch drei hatte, von denen noch zwei leben, die
das Geschäft des Vaters treiben und jetzt angesehene Bürger sind.
Trotz aller dieser Mühsale ging die Lust zum Lernen mir nicht verloren. Willig und ohne Murren verrichtete ich die Arbeiten, die mir der
Vater aufgab, obgleich ich ihm oft erklärte, daß, sobald meine Brüder ihn
unterstützen könnten, ich mich weiter ausbilden würde. Ein Ereigniß verhalf mir endlich zur Ausführung dieses Entschlusses. Im Jahre 1819
wurde ich militärpflichtig und da zu meiner Befreiung vom Militärdienste
keine Gründe vorlagen, so blieb mir nichts Anderes übrig, als den bunten
Nock anzuziehen, wogegen ich den größten Widerwillen hatte, weil mir
dann keine Hoffnung blieb, meinen Zweck erreichen zu können. Meine
Mutter mar darüber ganz untröstlich. Sie berieth sich daher mit dem
Pfarrer und dieser sagte, wenn ich mich dem Lehrfache widmen wollte,
dann wäre es möglich, mich vom Militärdienste zu befreien; denn damals
fehlte es an Elementarlehrern sehr, und der Regierungs- und Schulrath
Sauer in Arnsberg eröffnete jedes Jahr im Monat Juli und August
einen methodologischen Cursus von acht Wochen, um junge Leute zum Lehrfache vorzubereiten. Die Zöglinge mußten dann zwei oder drei Jahre
diesen Cursus besuchen und den übrigen Theil des Jahres als Gehülfen
unter einem Lehrer arbeiten, um sich im Schulhalten praktisch zu üben.
Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit. Der Pfarrer gab mir ein
Schreiben an den Regierungsrath mit und ich stellte mich zur Prüfung.
Da kamen mir nun meine Privatstudien zu Statten. Ich bestand in der
Prüfung und wurde in den Cursus von 1819, der im Juli und August
abgehalten wurde, aufgenommen. Die Unterrichtsgegenstände waren: Lesen,

Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, etwas Geographie und Neligions-
lehre, dann Methodik und Pädagogik. Durch Fleiß und Aufmerksamkeit
suchte ich mir die Gunst meines Lehrers zu verdienen, was mir auch voll-
kommen gelang. Ich arbeitete meine Aufsätze, die alle pädagogischen oder
methodischen Inhalts waren, mit Sorgfalt aus, und wenn ich beim Durch-
lesen des Aufsatzes nur ein Wort ausstreichen mußte, so schrieb ich den
ganzen Aufsatz lieber noch einmal ab, als daß ich ihn verbessert abgegeben
hätte. Nach beendigtem Cursus bekam ich das Zeugniß, daß ich einer
Elementarschule selbständig vorstehen könne. Im Herbste desselben Jahres
mußte ich unter die Musterung nach Iserlohn und wurde dort, weil ich noch
keine Schule hatte, festgezogen und zur Garde nach Berlin geschrieben.
Ich eilte nun nach Arnsberg, um meinem Gönner, dem Negierungs- und
Consistorialrath Sauer, dies mitzutheilen. Dieser sagte mir die tröstlichen
Worte: ,Jch will dafür sorgen, daß Sie eine Schule bekommen und dann
will ich mit dem General von Briefen sprechen, daß Sie unter der
Departementscommission in Hagen frei werden.' Dies geschah und ich
wurde frei.
Ich fühlte mich über die Maßen glücklich und eilte nun gleich nach
Arnsberg, um meinem Erretter auf's Innigste zu danken. Kurz darauf
bekam ich von diesem ein Schreiben, daß ich eine Lehrerstelle in Canstein,
Kreises Brilon, zwei Stunden von Marsberg und ebensoweit von Arolsen,
der Hauptstadt von Waldeck, annehmen möchte. Die Stelle sollte 129 Thl.
gemein Geld und das Schulgeld von 40 Kindern Z, 1 Gulden einbringen.
Das mar für die dortige Gegend ein großes Gehalt. Die 129 Thl. bekam
ich aus der gräflich v. Spiegel'schen Nentenkasse; es war das Gehalt für
einen Burgcaplan, der aber nicht da mar. Am 4. December 1819 reiste ich
von meiner Heimat Balve ab, ging zu Fuß bis Arnsberg und von da
mit der Post in der Nacht vom 4. bis zum 5. December bei strenger Kälte
und tiefem Schnee, bis Bredelar; von da ging's dann wieder drei Stunden
zu Fuß bis Canstein. Dieses war ein Dorf von wenigen Lehmhütten und
fünf Bauernhäusern, deren Wände ebenfalls nur aus Lehm bestanden, mit
dem Stammschlosse der Grafen von Spiegel zum Desenberg-Canstein. Das
Schloß liegt auf einem Berge, an dessen Fuße eine große ausgedehnte
Meierei lag, die 36 Pferde und 72 Kühe hielt und von einein Guts-
pächter, Amtmann Buttemeister, bemirthschaftet wurde. Auf dem Schlosse
wohnten der Amtmann Philippi, als Geschäftsführer des Grafen, ein
Rentmeister, ein Secretär und einige Domestiken. Das Dorf liegt in
einem Thüle an der Chaussee von Cöln nach Cassel, Dreimal in der
Woche fuhr ein Postwagen diese Straße, und das Fuhrwerk nach Berlin
pafstrte ebenfalls dieselbe, da sie damals die einzige war zwischen Cöln
und Berlin. Das Schulhaus war ein einstöckiges Gebäude von Fach-
mänden. Die beiden Schulzimmer waren, das eine mit Quadern, das
andere mit einem Gipsgußboden belegt. Das init Steinen gepflasterte

eigentliche Schulzimmer lag nach Norden imd mar sehr kalt. Am 6. Deeember wurde ich vom Pfarrer Kiffe in Heddinghausen in mein Amt eingeführt. Wenn ich nicht eine so große Lust zum Lehrfache gehabt hätte, so hätte mir am ersten Tage beim Anblicke meiner Schüler der Muth sinken müssen; denn ein großer Theil derselben, besonders die Knaben, kamen im kalten Winter barfuß zur Schule, in grobe, schmutzige Leinemand gehüllt, die ehemals grau gewesen mar. Die leinene Jacke ging bei den Knaben bis an den Bauch, und zwischen Hose und Jacke blieb eine Handbreit Raum, wo sich das Heind oder der bloße Leib präsentirte. Bei den Mädchen reichten die leinenen Nocke bis ans Knie, und die Füße waren nackt, aber mit einer Kruste von Schmutz bekleidet. Ich glaubte, unter die Hottentotten gerathen zu sein. Ueberdies hatten die Kinder in IV, Jahren keinen Lehrer gehabt und waren ganz vermildert. Bald gewahrte ich aber, daß es gutmüthige und folgsame Wilde waren, die sich culturfähig und empfänglich für den Unterricht zeigten. Mit großer Freude ging ich ans Werk, sie zu bilden und zu erziehen. Zuerst arbeitete ich darauf hin, daß sie mit Schuhen und Strümpfen zur Schule kamen. Das kostete viele Mühe, denn die Meisten waren zu arm, um Schuhe kaufen zu können. Diese erschienen daher in Holzschuhen. Am dritten Tage meines Dortseins, am 8. December, am Tage Maria Empfängnis;, bekam ich zuerst ein Bild von der Lebensmeise dieser Menschen. In der ersten Zeit logirte ich in dem der Schule nahen Wirthshause, dem einzigen des Otts, dessen Besitzer der gräfliche Förster mar; erst nachdem ich mir ein Bett angeschafft hatte, wohnte ich im Schulhause, speiste aber im Wirthshause. Am Abende des genannten Tages fand ich in der großen Wirthsstube fast meine ganze Schulgemeinde. Die Männer spielten Karten und tranken Branntwein, die Mütter mit ihren Kindern auf dem Schöße sahen zu und tranken mit. Die meisten meiner Schüler waren auch gegenwärtig, sahen dem Kartenspiel mit Andacht zu und tranken ab und zu aus dem Glase des Vaters. Gegen 8 Uhr erinnerten die Mütter dann die Männer aufzuhören und nach Hause zu gehen. „Johannes et is Tied, latt us gohen!" Aber Johannes erwiderte: „Drink no emol Lisbeth!" Die Frau trank dann und wurde auf kurze Zeit wieder beruhigt. Meine erste Sorge war nun, die Kinder aus dem Wirthshause zu halten und dann auch auf die Mütter in dieser Beziehung zu wirken. Mit meinen Schülern war ich bald fertig, aber den Müttern konnte ich nicht beikommen. Ich machte daher durch meine Schüler bekannt, daß ich an den Sonn- und Feiertagen von 3—5 Uhr in der Schule für Frauen und Jnngfrauen Vorträge halten würde. Am nächsten Sonntage mar die Schule ganz voll. Ich schilderte nun das Leben von tugendhaften Frauen und Jungfrauen, gab praktische Winke für Kindererziehung, machte sie aufmerksam auf gute Sitten und schlechtes Betragen, schilderte den ^egen der ersteren und die schlimmen Folgen des letzteren und munterte sie dann

auf, das Gute zu wählen und das Böse zu verabscheuen. Am Schlüsse wurde dann ein Choral, auch wohl ein anderes Lied eingeübt und gesungen. Nach kurzer Zeit ging keine Mutter mehr ins WirthshauS. Ich gewann immer mehr Vertrauen bei diesen gutinüthigen Menschen. In jeder Angelegenheit wurde ich um Rath gefragt, und mein Rath wurde immer befolgt. Die Kinder lernten mit Lust und Eifer und keines versäumte je die Schule. Mit ganzer Seele hingen sie an niir. Sie zu bilden, war meine größte Lust und Freude. Am Sonntage versammelte ich sie in der Schule und führte sie nach Heddinghausen eine halbe Stunde weit zur Pfarrkirche, zu der vier Dörfer gehörten.

Als nun der Frühling herankam, erklärten die Bauern und Tagelöhner, daß sie ihre Kinder im Sommer nicht zur Schule schicken könnten, denn im Sommer hätten sie nie Schule gehabt, und das müßte auch jetzt so sein. Die Gründe, die sie dafür angaben, bestanden darin, daß sie im Sommer der Herrschaft Dienste leisten müßten. Ein Kötter, der ein oder zwei Pferde hielt, mußte 18 Spanndienste, die Tagelöhner 18 Handdienste thun und zu jeder Zeit dazu bereit sein. Die Dienste dauerten von Morgens 8—12 und am Nachmittage von 2—6. Ich sah wohl ein, daß die Eltern, wenn sie der Herrschaft dienten, ihre kleinen Kinder zu Hause nicht ohne Aufsicht lassen konnten; aber es lag auch klar am Tage, daß die Schüler das, was sie im Winter gelernt hatten, im Sominer wieder vergessen würden. Ich machte ihnen daher den Vorschlag, im Sommer von 5 Uhr des Morgens bis 8, und am Nachmittag von 12—2 Uhr Unterricht zu ertheilen, womit sie ganz zufrieden waren. Es fehlte dann auch kein Kind in der Schule, und die Absentenliste hatte nie ein Kind zu verzeichnen. Die Kinder hingen mit ganzer Liebe an mir und ich habe in 4 Jahren nur einmal nöthig gehabt, ein Kind körperlich zu bestrasen. Im Sommer führte ich die Schüler an den zwei freien Nachmittagen in Feld und Hain und lehrte sie die heilsamen und schädlichen Pflanzen kennen. Ich war im ganzen Dorfe der Bauern Rathgeber, Arzt und Apotheker. Im Sommer suchte ich heilsame Kräuter und Blumen, Camille, Hollunder, Schafgarben, Wegbreit, Schleenblüthe, Wachholderbeeren und andere und verwendete sie bei Krankheiten. Die Kenntniß der Heilkräfte dieser Pflanzen verschaffte mir ein Werk, welches ich in der gräflichen Bibliothek fand unter dem Namen: „Böhmische Flora von Dr. Matterstech". Diesem Werke verdanke ich die erste Anregung zur Botanik, die ich später jeden Sommer als ein Lieblingsstudium betrieb. Diese Bibliothek enthielt alle Werke, welche bis zum Jahre 1815 in der Literatur erschienen waren, vom ABC-buche an bis zum größten wissenschaftlichen Werke; denn der im Jahre 1815 verstorbenen Kammerpräsident von Spiegel, der zugleich Studienpräfect von der Universität Bonn war, hatte Alles angeschafft, was im Buchhandel erschienen war. Darunter waren sehr kostbare naturgeschichtliche Werke mit den getreuesten Abbildungen. Dieser Bibliothek, die mir

stets zu Gebote stand, verdanke ich meine meisten naturgeschichtlichen, historischen und pädagogischen Kenntnisse, weil auch fast smmntliche erschienene Erziehungsmerke darin enthalten waren. Für die Botanik brauchte ich das Linnö'sche System und suchte nach demselben die Pflanzen zu bestimmen und kennen zu lernen.

Der Weg eines Autodidakten ist immer schwieriger und mühsamer als der eines Unterrichteten, doch ließ ich nicht nach, bis ich den Zweck erreicht hatte. Alle Stunden, die ich vom Tage erübrigen konnte, widmete ich dein Privatstudium. Ich hatte mir einen vollständigen Stundenplan gemacht, um genau zu wissen, was ich in jeder Stunde vornehmen wollte. Da mir nun bei der Botanik Latein nöthig war, ersuchte ich den Pastor Kiste in Heddinghausen, mir Unterricht im Lateinischen zu geben, was dieser mit Freuden that. Ich ging nun am Nachmittage nach der Schule dorthin, und lernte nrsusa decliniren. Broeders Grammatik ward zu Grunde gelegt und ich brachte es in einem Jahre dahin, daß ich Cornelius Nepos mit ihm lesen konnte. Im dritten Jahre wurden Julius Caesar und später einige Reden von Cicero z. B. die gegen Catilina und andere gelesen, ebenso Oicer« 6e muicilia, äs ssnsctut« u. s. w. Da der Pastor früher Lehrer am Gymnasium gewesen war und eine Gabe zum Unterrichten hatte, so machte es ihm Freude, einen alten Schüler bearbeiten zu können. Auch freute es ihn, daß er auf dem einsamen Dorfe mit Jemand über wissenschaftliche Gegenstände sprechen konnte. Ich gewann in der lateinischen Sprache so viel Kenntnisse, daß ich später in Dortmund Schüler zur Tertia vorbereiten konnte. Der geistige Verkehr unter den vier Lehrern seines Pfarrbezirks bestand darin, daß der Pastor die Lehrer, die alle im vorgerückten Alter waren, in jeden? Monate des Sommers einmal zusammenkommen ließ, wo ich sie dann mit der neuen Lesemethode (Lautirmethode) bekannt machen mußte. Wie dürftig es damals mit der Bildung der Lehrer stand, ist uns jetzt unbegreiflich. Selten fand man einen, der verständlich lesen und seine Muttersprache richtig schreiben und sprechen konnte. Nach der Schule trieben die meisten Ackerbau und pflügten mit ihren Kühen die Felder. Am Sonntage saßen sie im Wirthshause und spielten mit den Bauern Karten.

Die Lebensmeise der Bauern war eine sehr dürftige und einfache. Bin Martini bis Weihnachten wurden alle Tage zweimal blos Rüben gegessen, die zu Mittag gekocht und am Abend wieder aufgewärmt wurden. Einige Bauern kochten für die halbe Woche auf einmal. Von Weihnachten bis Ostern wurden in derselben Weise täglich zweimal Erbsen gegessen, die mit Rüböl mundgerecht gemacht waren, und von Ostern bis die frischen Gemüse herankamen, zweimal Linsen. Fleisch wurde nur an den vier Hauptfesten gegessen. Am Morgen wurden Kartoffeln gerieben, mit Salz gewürzt und an den Ofen geklebt; waren sie von einer Seite gar gebacken, so wurden sie unigedreht. Solche Kuchen nannte man Waffelkuchen. Während

des Backens der Kuchen briet man Erbsen und Roggen in einem Tiegel
braun, mahlte dann die Mischung auf einer Kaffeemühle, goß Wasser
darauf und fabricirte so den Kaffee, wozu dann die Waffelkuchen gegessen
wurden. Anderes Brot kannte man in den meisten Häusern fast nicht;
denn die kleinen Bauern, wenn sie auch zwei Pferde hielten, vroducirten
nicht so viel Korn, als sie dem Gutsherrn als Pacht abliefern mußten.
Eier und Geflügel, das man auferzog, mußte nach Arolsen zum Markte
wandern. 20 Eier kosteten 2>/-> Sgr. Wer ein Schweinchen schlachtete,
brachte Schinken und Speck nach Arolsen und begnügte sich mit den Würsten,
die dann eine Sonntagsspeise wurden.
Ich hatte in dieser Beziehung ein besseres Loos. Ich logirte, resp.
sveisete im ersten Jahre in dem Wirthshause, dessen Besitzer, wie gesagt,
gräflicher Förster mar. Obgleich derselbe nun alles Wild, das er in der
gräflichen Jagd schoß, abliefern mußte, so ging er mit feinem Sohne im
Winter zur Nachtzeit in's Waldeckische, dessen Grenze von Canstein nur
eine halbe Stunde entfernt mar, und wo es von Hirschen und Rehen
wimmelte. Aber nie kehrten sie zurück, sie hatten einen Hirsch aus dem
Schlitten, den sie zu diesem Zwecke mitgenommen hatten. Da gab es denn
in diesem Wirthshause den ganzen Winter hindurch Wildbraten, Mittags
und Abends, vom Sonntage bis zum Samstage, so daß einem das fort-
mährende Essen von Wild zuwider ward und eine Mettwurst als Leckerbissen
galt. Ein Pfund Hirschfleisch kostete 1 Sgr., denn man hatte keinen
Absatz dafür. Im Dorfe konnte Niemand davon kaufen, weil dort gar
kein Verdienst mar. Ein Mann bekam täglich bei eigener Kost 3 Sgr.
Tagelohn, eine Frau 1^, und doch fanden sie keine Arbeit. Das einzige
Verdienst, was die Leute dort hatten, bestand darin, daß sie im Sommer
Flachs zogen, diesen zu Garn spannen, das Garn zu Leinwand verwebten
— in jedem Hause mar ein Webestuhl — und die Leinwand nach Arolsen
verkauften.
Mit der Familie des Amtmannes Philippi auf dem Schlosse, die
z:vei Kinder und nnt der Familie des Amtmannes Büttemeister, die eben-
falls zwei Mädchen zur Schule schickten, verkehrte ich viel. Als dieser von
der Erbärmlichkeit meines Kosthauses Kunde erhalten hatte, bot er mir an,
bei ihm den Mittagstisch zu nehmen, worauf ich auch mit Freuden ein-
ging. Es mar eine fein gebildete Familie, die mir auch zum Abendbrote
Fleisch, Würste, Butter, Weißbrod in's Haus schickte, so daß ich meinen
gesunden Appetit in reichem Maße befriedigen konnte. Das Beste dabei
mar noch, daß ich einen Freitisch hatte. Leider verließen diese guten
Leute im Jahre 1822 die Pachtung und zogen fort. Ich war nun wieder
auf mich selbst angemiesen. In einem benachbarten Kafseehause ließ ich
mir nun selbst das Mittagessen kochen und schaffte die ndlhigen Sachen
dazu an, wobei ich mich auch nicht gut stand. Am Abende begnügte ich
mich mit einem Butterbrode oder auch einem Stück trocknen Brodes, wozu

ich ein Glas Wasser trank. Durch diese Lebensmeise, besonders aber durch eine Erkältung, die ich mir im Winter bei tiefem Schnee und strenger Kälte auf dem Kirchmege und in der kalten Kirche, in der ich dann zwei Stunden mit nassen Stiefeln und eiskalten Füßen aushalten mußte, zugezogen, hatte ich meine Gesundheit so sehr ruinirt, daß ich keine Speise mehr vertragen konnte. Eine heftige Diarrhoe wechselte mit einer hartnäckigen Verstopfung periodisch ab. Dabei trat endlich ein so starker Schmeiß ein, daß ich mich in einer Nacht mehrmals umkleiden muhte. Da dieses nun auf kaltem Zimmer geschehen mußte, so wurde die Erkältung immer heftiger. Bei meiner von Natur festen Gesundheit, die durch Abhärtung in der Jugend sich gekräftigt hatte, beachtete ich anfangs dieses Nebel nicht, bis ich endlich so hinfällig wurde, daß ich das Bett hüten mußte. Meine Verdauungsorgane waren so geschwächt, daß ich die leichtesten Speisen nicht mehr vertragen konnte. Alle Mittel, die ich dagegen selbst anwandte, fruchteten nichts, weil ich die Ursache des Uebels nicht erkannte. Im nächsten Sommer kam nun der Graf von Spiegel als Kaiserlich-Oesterreichischer Gesandter bei den Höfen Hannover und Hessen nach Canstein mit seiner Familie, und verweilte dort acht Wochen. Er ließ mich rufen und ersuchte mich, seinen beiden Kindern, einem Mädchen von 9, und einem Knaben von 7 Jahren, täglich zwei Stunden Unterricht zu geben. Da ich sehr leidend aussah, fragte mich der Graf, was mir fehle. Als ich ihm mein Uebel geschildert hatte, ließ er seinen Leibarzt rufen, damit er mich untersuche und behandle.. Dieser erklärte nun, daß ich eine sehr feste Gesundheit haben müsse, daß es aber jetzt die höchste Zeit sei, ernstliche Mittel zu gebrauchen, sonst würde die Schwindsucht eintreten und meinem Leben ein Ende machen. Jetzt schätzte ich erst den Werth des Lebens, brauchte die verordneten Mittel und wurde bald wieder hergestellt. Aber mit einer Schwäche der Verdauungsorgane habe ich mein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt. Die geringste Erkältung wirkt auf dieselbe und zieht nur Diarrhoe zu, und die Nachtschmeiße haben mich bis auf den heutigen Tag nicht verlassen und waren in meinen dreißiger Jahren so stark, daß ich mich jede Nacht zwei bis dreimal umkleiden mußte. Habe ich mich erkältet, so bleibt dieser regelmäßige Nachtschweiß aus; eine Beförderung desselben verscheucht dann aber auch die Folgen der Erkältung. Ich habe diesen Passus hergesetzt, um zu zeigen, daß man eine Vernachlässigung in der Jugend oft das ganze Leben hindurch büßen muß. Je achtsamer man auf kleine Fehler in der Jugend ist, seien es körperliche, seien es moralische, desto leichter und sicherer kann man im Alter größere vermeiden.

Der Unterricht bei -den Kindern des Grafen hatte auch noch den Vortheil für mich, daß, da ich auf dem Schlosse nun viel verkehrte, ich feinere Sitten sah und annehmen konnte, was mir in meinem späteren Leben von großem Nutzen gewesen ist. Als Honorar für den Unterricht

bekam ich wöchentlich Einen Thaler. Das war nicht gräflich belohnt, aber den Zeitverhältnissen, wie man damals Lehrer besoldete, entsprechend. Jetzt ist das, Gott Lob, anders geworden.

Die Bauern glaubten nun, ich könnte beim Grafen viel für sie auswirken, und dieser wünschte, ich möchte die Bauern von Processen zurückhalten, indem sie sich zu ihren Verpflichtungen oft gerichtlich anhalten ließen. Was ich für Recht hielt, that ich, und mitunter auch mit Erfolg. Wenn ich einsah, daß die Bauern durch Processiren gegen den Grafen nichts ausrichten konnten, was um so schwieriger war, da sie vor dein gräflichen Patrimonialgerichte ihre Klagen anbringen mußten, so rieth ich ihnen davon ab. Der Graf hingegen ließ von seinen Rechten gegen die Bauern kein Jota schwinden.

Mit meiner Schule ging es mit jedem Jahre besser. Beim Schulvorstande trug ich darauf an, einen bretternen Fußboden in die Schule zu legen, was auch geschah. Da jedes Schulkind im Winter jeden Morgen ein Stück Holz zum Einheizen des Schulofens mit zur Schule bringen mußte, ein gewiß großer Uebelstand, so trug ich darauf an, daß man das nöthige Brennholz für den Schulofen im Herbste anfahren, klein hauen und trocknen möchte, damit die Kinder nicht nöthig hätten, jeden Morgen das nöthige Holz mitzubringen. Auch das geschah. Ich bekam zu meinem Bedarf aus dem gräflichen Forste 9 Meter Brennholz, womit ich vollständig ausreichte. — In meinem Gärtchen am Hause wurde eine kleine Baumschule angelegt, um die Schüler mit der Obstbaumzucht bekannt zu machen. Das Veredeln der Bäume und die Pflege derselben machte den Knaben große Freude. Sie bekamen Lust an der Obstbaumzucht, was auch noch den Vortheil hatte, daß sie später vor Baumfrevel bewahrt wurden.

Jedes Jahr brachte ich die sechs Ferienwochen bei meinen Eltern zu, worüber sich meine gute, vortreffliche Mutter besonders freute. Fast jeden Tag ging ich zur Mädchenschule, deren Lehrerin meine Mitschülerin gewesen mar und ertheilte dort Unterricht im Gesang. Auch zeichnete ich einen Herbst für den Pfarrer ein Christusbild in natürlicher Größe, das als Altardlatt gestickt werden sollte.

In dem folgenden Herbste schrieb ich dem Apotheker vor alle seine Gläser, Töpfe und Gefäße neue Namen und verdiente mir dadurch das Reisegeld. Diese Arbeiten gereichten aber auch selbst zu meiner weiteren Ausbildung. Auch ging ich zuweilen zum Küster, um als Antodidact mich im Clavierspielen zu üben. In Canstein hatte ich mir ein Clavier und Noten angeschafft, um das Clavierspielen durch Selbststudium zu erlernen. Allein so viclen Fleiß ich darauf verwendete, so war es mir nicht möglich, etwas Erkleckliches zu erreichen, weil meine Finger wegen der schweren Arbeit in meiner Jugend nicht mehr Gelenkigkeit genug hatten. Gewisse Dinge, und dazu gehört die Musik, kann man nur lernen, wenn man in früher Jugend damit beginnt.

Im Frühjahr 1823 kamen der Regierungspräsident von Borbeck und der Consistorialrath Sauer aus Arnsberg nach Canstein, besuchten und prüften meine Schule und machten mir die erfreuliche Mittheilung, daß die Negierung mich für die kath. Schule in Dortmund, deren Patron sie mar, ausersehen habe; ich möchte gleich Hinreisen, um mich zu präsentiren, zu welchem Zwecke mir der Schulrath, wenn ich durch Arnsberg käme, ein Schreiben mitgeben wollte.

Wer mar froher als ich, denn ich hatte mir schon lange einen größeren Wirkungskreis gewünscht. Bei meiner Ankunft in Tortmund gefiel mir alles vortrefflich, und ich nahm die Stelle an. Da der damalige Lehrer Brinkmann aber sich in Untersuchung befand, so mußte ich warten, bis diese zu Ende mar. — Auch der vorige Lehrer Valentin war abgesetzt worden. — Die Untersuchung währte bis zum Frühjahr. Die Regierung hatte aber schon unterin 14. Februar 1824 mein Patent ausgestellt, weil mehrere Gemeindemitglieder einen Bürgersohn, also ein städtisches Kind, zum Lehrer haben wollten und deshalb bei königlicher Regierung petitionirt hatten.

Mein Abschied von Canstein wurde mir sehr schwer. Meine Schüler begleiteten mich über eine Stunde Wegs und nahinen dann unter Thränen Abschied; denn nie mag ein Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern und deren Eltern inniger gewesen fein, als das meinige war. Mit den besten Segenswünschen entließ ich meine lieben folgsamen Schüler und den friedlichen Ort, wo ich so reine Freuden genossen hatte. Am 16. März reiste ich ab, feierte am 17. den Namenstag meiner theueren Mutter Gertrud, dessen ich jedes Jahr in dankbarer Liebe gedachte, reiste am 18. März nach Dortmund, nahm mein Absteigequartier bei der Wittwe Klentgen, wo auch der Pastor Stratinann logirte, wurde am 22. in der Kirche nach einem feierlichen Hochamts in mein Amt eingesetzt und dann in die Schule geführt. Der Text der Einsetzungsrede mar: „Weil Tu über Weniges getreu gewesen bist, will ich Dich über Vieles setzen."

Die, Anzahl der katholischen Schüler sollte sich auf 140—150 belaufen; in der Schule erschienen aber anfangs nur etwa 70, weil der früheren Schulverhältnisse wegett mehrere Kinder evangelische Schulen besuchten und viele gar keinen Schulunterricht genossen hatten. Nach und nach stieg aber diese Anzahl und kam bald auf 140. Die Schule versah bei meiner Ankunft eines Bürgers Sohn provisorisch. Seine Verwandten und Freunde waren mit einer großen Anzahl Unterschriften bei königlicher Regierung eingekommen, ihm die Schulstelle zu verleihen, aber abschläglich beschieden worden, was mir anfangs keine angenehme Stellung bereitete. Das frühere Refectorium im Kloster mar zum Schulzimmer eingerichtet. Die Schulbänke waren aus aufgebrochenen alten Dielen zusammengeschlagen, unabgehobelt und sehr unbequem. Auch mir wurde im Südflügel eine Wohnung im zweiten Stock angewiesen. Außerdem wohnten in diesem großen

dreiflügeligen alten Gebäude noch der letzte Prior des Klosters, Werner
und ein alter Pater, Namens Crämer, der, weil er bis zur Ankunft des
Pastor Stratmann die Pfarrdienste versehen hatte, Pastor genannt wurde.
Beide Geistliche bekleideten die beiden bei der Pfarrkirche errichteten Kaplanei-
stellen und bezogen das Gehalt dafür als Pension, Prior Werner 300,
Pastor Crämer 200 Thlr. Dann wohnte auch noch der Küster Stephan
Stille, ein früherer Klosterbruder im Kloster. Wir vier Personen bewohnten
das weitläufige, zerfallene Klostergebäude und hatten zur Gesellschaft eine
Menge Eulen und Fledermäuse. Auch Ratten und Mäuse fehlten nicht,
weil auf dem Klosterboden das Domainenkorn aufbewahrt wurde, wo sie
reichliche Nahrung fanden.
Mein Gehalt bestand aus den Prästationen eines Bauernhofes zu
Altenderne, welche im Grundetat der ersten Lehrerstelle lzugetheilt worden
waren und mir überwiesen wurden. Diese Prästationen bestanden zur
Zeit in:
Dortmunder Maß, welches sich zum
Berliner verhalt wie 7—5
6 Scheffel Weizen
40 - Roggen
40 - Gerste
24 - Hafer
2 Spanndienste
2 Schweine
6 Hühner
Diese PrSstationen waren angesetzt zu 139 Th. 10 Sgr.
dazu 7 doppelte Gartenstücke im großen Garten veranschlagt zu 8 -
und ein Garten vorm Burgthor 5-20 -
wodurch das Gehalt auf die Sumine von 153 Thlr.
gebracht wurde.
Nach Erledigung zweier, damals noch besetzter Vicarien wuchs diesem
Gehalte noch so viel zu, daß es 180 Thlr. 3 Sgr. betragen würde. Erst
im Jahre 1840 ist das Vicariengehalt flüssig geworden und meinem Gehalte
die betreffende Quote zugesetzt worden.
Die sämmtlichen Schulen Dortmunds, damals vier, also auch die
katholische, standen unter der städtischen Schulcommission, die aus sämmt-
lichen Pastoren und dem Bürgermeister bestand. Einen besondern katholischen
Schulvorstand gab es daher nicht.
Zu meiner Stelle gehörte auch der Organistendienst, den ich aber bei
meiner Anmeldung ablehnte, weil ich nicht fähig war, die Orgel zu spielen.
Ich wurde auch vom Organistendienste entbunden, weil damals ein besonderer
Organist fungirte, der für Bedienung der Orgel aus der Kirchenkasse 30 Thlr.
jährlich bezog. Als ich aber die Stelle wirklich antrat, also ein Jahr
später, hatte der Organist abgedankt und in Ermangelung eines anderen
wurde ich aufgefordert die Orgel zu bedienen. Nun war Holland in Noth,
weil ich noch nie mich auf der Orgel versucht hatte. Doch wollte ich mir

keine Blöße geben. Ich übte mir Tag und Nacht die Kirchenmelodien nach einfachen Singnoten und nach dem Gehör ein, desgleichen das, was der Priester sang. Wie oft mag ich da doppelte Quinten und dergleichen gegriffen haben. Am nächsten Sonntage wagte ich es, die Orgel beim Gottesdienste zu spielen. Stecken blieb ich nicht, wie es aber geklungen hat, das niögen die Götter wissen. Da ich vom Generalbaß nichts mußte, so griff ich die Accorde nach dem Gehör. Als ich auf diese Weise alle Melodien ziemlich spielen konnte, übte ich den vierstimmigen Satz nach Kaisers Choralbuch und brachte es endlich dahin, den einfachen Choral richtig spielen zu können. Zu einer auch nur mittelmäßigen Fertigkeit auf der Orgel konnte ich es nicht bringen, weil ich zu spät mit dem Clavierunterrichte begonnen hatte. Als nun das Jahr zu Ende war, wollte man das Honorar von 30 Thalern nicht auszahlen, weil man vorgab, der Organistendienst gehörte zu meiner Stelle. Da ich aber ein Schreiben von dem damaligen Pastor Stratmann hatte, worin es hieß, ich brauchte nur im Nachmittagsgottesdienste die Orgel zu spielen, so wandte ich mich an die königliche Regierung, welche verfügte, daß mir jene 30 Thaler ausgezahlt werden sollten, welche ich dann auch erhalten habe bis zum Jahre 1360, wo ich den Organistendienst quittirte. Dieses war der erste Conftict, den ich mit dem Kirchenvorstande hatte, dem nachher noch mehrere gefolgt sind.

Lange hatte ich das Verlangen gehabt. Französisch zu erlernen, wozu es mir an Gelegenheit fehlte. In Dortmund fand sich diese nun. Bei einem Lehrer des Gymnasiums, dem Lector Noeder, nahm ich Unterricht, um die Elemente und die Aussprache zu erlemen und brachte es nach einem Jahre und durch Privatstudium so weit, daß ich einen leichten Schriftsteller leidlich interpretiren konnte. Später ertheilte ich selbst Unterricht in dieser Sprache, wodurch ich selber mehr Fertigkeit in derselben bekam. Wie glücklich sind doch lernbegierige Kinder, die in früher Jugend Gelegenheit haben, fremde Sprachen zu erlernen, weil dann das Gedächtniß reger, schärfer und empfänglicher ist.

In Dortmund hatte ich auch Gelegenheit, pädagogische Zeitschriften zu lesen und das zu erfahren, was auf den: Gebiete der Pädagogik und Methodik Neues zu Tage gefördert worden war. In Hörde bestand unier der Leitung des Pastors Wilsing eine Lehrerconferenz, wozu die Lehrer des Jnspectionsbezirkes, auch die katholischen gehörten, denn auch diese waren, mit Ausnahme der Lehrer Dortmunds, die wie oben gesagt, unter einer besonderen Schulcommission standen, einem evangelischen Schulinfpector untergeben. Allein auch die Lehrer Dortmunds nahmen Antheil an dieser Conferenz, die alle 14 Tage stattfand und in Hörde abgehalten wurde.

In dieser Conferenz wurden die besten damals bekannten pädagogischen Zeitschriften gehalten, welche unter den Lehrern circulirten. In der Conserenz mußte jedesmal von einem Lehrer eine Lehrprobe gehalten werden.

die dann von den Anwesenden besprochen wurde. Diese Conferenz war recht bildend. Auf Vorschlag und Anregung des Lehrers Uvermann in Dortmund wurde auch eine freie Dortmunder Conferenz gegründet, wozu die vier Dortmunder Lehrer und zwei auswärtige gehörten. Die Conferenz fand jeden Samstag Nachmittags statt und wurde in den Häusern der Lehrer nach einem festgesetzten Turnus abgehalten, wobei die Lehrerfrauen den Kaffee servirten. Da fühlte ich dann auch das Bedürfnis;, eine Familie zu gründen und vermählte mich am 12. October 1824 mit der Tochter eines achtbaren Bürgers, Wilhelmine Enckhaus, die mir das ganze Leben hindurch eine treue Lebensgefährtin gewesen ist und durch die besondere Sorgfalt, die sie auf meine Pflege verivendete, wie auch durch Fleiß und Sparsamkeit zu dem Glücke unserer Ehe redlich beigetragen hat. Die sieben Kinder, die aus dieser Ehe hervorgegangen, haben uns bis an unser hohes Alter große Freude gemacht.

In der oben angeführten Conferenz wurden nur Schulangelegenheiten besprochen und andere nützliche und lehrreiche Gegenstände behandelt. Wenn ein Lehrer mit seinen Vorgesetzten oder sonst Jemand in Conflict kam, so wurde die Sache in der Conferenz behandelt, wodurch mancher Lehrer von Uebereilung bewahrt worden ist, was jungen Lehrern besonders nützlich mar; denn mancher konnte in der Sache Recht haben, in der Behandlung derselben aber Fehler machen.

Diese Conferenz hat auch sonst viel Gutes gestiftet. Sämmtliche Lehrer vereinigten sich, das Betragen der Schüler auch außerhalb der Schule zu überwachen und wahrgenommene Fehler vor die Conferenz zu bringen und sie dem betreffenden Lehrer zur Bestrafung anzuzeigen. Wenn unter den Schülern der verschiedenen Consessionen Streit entstanden war, der auf der Straße zum Austrag gebracht werden sollte, was zuweilen, aber doch selten vorkam, so wurde derselbe im Keim erstickt. Das Zusammenhalten aller Lehrer der verschiedenen Consessionen — die jüdischen gehörten auch zur Conferenz — machte auch auf die Bürger einen guten Eindruck, und die Lehrer hatten sich in Dortmund eine Stellung und eine Achtung erworben, wie es in keiner zweiten Stadt Westphalens der Fall war. Als mir daher im Jahre 1842 auf die Idee kamen, eine Lehrer-Tvittroenkasse für die Stadt Dortmund zu stiften, unterstützten uns die Bürger mit ansehnlichen Beiträgen, so daß die Kasse gegenwärtig (1868) einen Fond von 6Oöl) Thaler besitzt und jeder Wittme 60 Thaler jährlich austheilen kann. Auch hat die Gesellschaft Corporationsrechte erhalten. Jeder Lehrer zahlt 20 Thaler Eintrittsgeld in 4 Jahren und jährlich 2 Thaler Beitrag. Die Verwaltung der Kasse geschieht durch die Lehrer selbst unentgeltlich; jedoch wird dem Magistrat jährlich Rechnung gelegt, weil die Kämmereikasse einen Zuschuß leistet, was auch die evangelischen Kirchenkassen thun, nur nicht die katholische, obgleich sie mehrmals darum angegangen ist.

Als NUN seit 1848 die Anzahl der Lehrer sich sehr vermehrte und
die Lehrerwohnungen zur Abhaltung der Conferenz zu klein waren, wurden
dieselben jeden Samstag in einem öffentlichen Locale abgehalten. In den
letzten Jahren wurde am Schlüsse des Jahres ein sogenanntes Lehrerfest
gefeiert, woran sich die Bürger, besonders die Schulfreunde zahlreich be-
theiligten. Der Abend wurde dann mit Gesang und entsprechenden Reden
gewürzt. Die Conferenz hat bestanden bis zum Jahre 1866, wo die
evangelischen Lehrer einen besonderen Rector bekamen, der selbst Conferenzen
abhält. Die katholischen Lehrer haben sich auch separirt und eine eigene
Conferenz gegründet. Das Leben der früheren gemeinschaftlichen Conferenz
ist aber nicht in dieselbe gedrungen und ihre Wirksamkeit auf Schule und
Lehrer dürfte auch minder segensreich sein. Wenn die Conferenzen vom
rechten Geiste beseelt sind, so haben sie einen großen Einfluß auf die
Bildung der Lehrer und den guten Fortgang der Schulen.

Im ersten Jahre meines Hierseins (1824) nahm ich das Schulgeld
selber ein, was auch alle evangelischen Lehrer thaten. Dasselbe betrug
für jedes Kind jährlich Einen Thaler und 5 Sgr. für Feuerung.
Für die Armen bezahlte jedoch die Armenpflege-Commission nur die
Hälfte, die andere Hälfte mutzte der Lehrer verlieren. Obgleich ich durch
meinen Hebezettel auf das volle Schulgeld aller Kinder berufen war, so
mutzte ich doch diesen Ausfall leiden. Von meinen 70 Kindern nahm ich
kaum 40 Thaler ein. Ich trug daher beim Landralh darauf an, daß
das Schulgeld von einem Rendanten eingenommen werden möchte. Es
wurde gewährt und der damalige Polizei - Commissar Brügmann damit
beauftragt, dem ich 3"/» Hebegebühren bezahlen mutzte. Für die Armen
bekam ich vor wie nach nur die Hälfte. Auf meine Beschwerde darüber
bei der Königl. Regierung bekam ich die Antwort, daß, wenn keine Fonds
vorhanden sein, um mich zu entschädigen, die Gemeinde für den Ausfall
aufkommen müsse. Allein der Schulvorstand sträubte sich dagegen, und so
blieb es beim Alten. Die Anzahl armer Schulkinder war in den vierziger
Jahren so groß, daß ich jährlich am Schulgelde einen Ausfall von 20 bis
25 Thalern hatte.

Mein fires Gehalt, das in den Prästationen des Hugemanns Hoses
zu Altenderne bestand und 139 Thlr. 10 Sgr. ergeben sollte, brachte im
Jahre 1824 wegen der sehr niedrigen Kornpreise*) nur 46 Thaler ein.
Der Bauer sollte mir für die ganze Prästation 50 Thaler bezahlen und
Nichts abliefern; allein er wollte darauf nicht eingehen. Im Jahre
1825 betrug diese Prästation 63, im Jahre 1826 — 74 Thaler. Meine
sämmtlichen Verluste an den genannten Prästationen betrugen bis zum
Jahre 1837, nach dem hiesigen Martini-Mittelmarktpreise 619 Thlr. 29 Sgr.
Auf meine Beschwerden darüber bei der Königl. Regierung bekam ich iurmer

*) Berliner Scheffel Roggen kostete 17, Weizen 20, Gerste 14, Hafer 11 Sgr-

die Antwort, sie habe keine Fonds mich für die Verluste zu entschädigen; wenn die Kornpreise stiegen und über den angesetzten Preis kämen, so würde ich dadurch entschädigt werden. Allein diese Zeit ist bis zur Ablösung der Prästationen nicht gekommen.

Als nun im Jahre 1837 die Prästationen von Hugemann für 6200 Thaler abgelöst wurden, besorgte dieses Geschäft, in Ermangelung eines besonderen Schulvorstandes, der Kirchenvorstand und zog das Ablöfecapitel widerrechtlich zur Kirchenkasse, aus welcher mir dann der in meinein Hebezettel für diese Präslationen angesetzte Betrag von 139 Thlr. 10 Sgr jährlich ausbezahlt wurde.

Ich trug nun zuerst beim Kirchenvorstande, dann beim Landrath und endlich bei der Regierung darauf an, mir die sämmtlichen Zinsen des Ablösecapitals, das an die Stelle der Prästationen getreten sei und zu meiner Stelle gehöre, zu überweisen oder mir die Zinsen wenigstens so lange zukommen zu lassen, bis ich für die an den Prästationen erlittenen Verluste der Vergangenheit im Betrage von 619 Thlr. 29 Sgr. entschädigt morden sei. Die Regierung fand dieses billig und forderte den Kirchenvorstand auf, mit mir darüber ein gütliches Abkommen zu treffen. Allein diefer hielt die Sache bald unter diesem, bald unter jenem nichtigen Vormande von einem Jahre zum andern auf; denn was die Kirche einmal in den Händen hat, das giebt sie nicht wieder heraus. Nachdem ich nun Jahre lang diese Angelegenheit mit der Regierung verhandelt hatte, erklarte sie, daß sie den Vorstand nicht zmänglich zur Zahlung anhalten könne, weil die Negierung die Verwaltung des Kirchen-Vermögens abgegeben hätte; ich möchte denselben im Wege des Prozesses dazu anhalten. Das schien mir in meiner Stellung zu bedenklich zu sein, weil ich glaubte, es könne mir in meiner amtlichen Wirksamkeit hinderlich werden. Nun starb im Jahre 1847 der Pfarrer Stratmann, und ich mußte warten, bis der neue damals hier unter dem Titel Vicarius fungirende Geistliche Wiemann zum Pfarrer eingesetzt worden mar. Aber kaum war dies geschehen, so kam das Jahr 1848 mit seinem Sturm. Als nun im Jahre 1851 der Strom der Empörung sich wieder beruhigt hatte, legte ich dem jetzigen Propste Wiemann in einer ausführlichen Darstellung meine Gehaltsentschädigungs - Angelegenheit vor und glaubte, dieser würde so viel Gerechtigkeitssinn haben, mir zu ineinem Rechte zu verhelfen. Allein ich hatte mich sehr geirrt. Er gab mir auf meine Eingabe keine Antwort, so oft ich ihn auch mündlich und schriftlich daran erinnert hatte. Als ich nun nach einem vollen Jahre, 1852. nochmals dringend um eine schriftliche Antwort gebeten, sagte er mir, daß Herr Gerichtsrath Spanken, der damals Mitglied des Kirchenvorstandes mar, die Sache zu bearbeiten hätte. Ich begab mich nun zu demselben und bat um eine Antwort. Dieser sagte mir nun: „Ich soll Ihnen eine

abschlägige Antwort geben, und das kann ich nicht; ich werde die
Acten dem Herrn Pastor wieder zurückgeben."
Hieraus ging doch wohl deutlich hervor, daß es sich mit seiner
moralischen Ueberzeugung und mit seinen Rechtsansichten nicht vereinige,
mir eine abschlägige Antwort zu geben. Ich habe nun den Pastor 1853
und 1854 zu wiederholten Malen um Antwort gebeten, aber keine er-
halten. Hätte er mir mit Fug und Recht eine abschlägige geben können,
so hätte er mich nicht 3 Jahre darauf warten lassen.
Da nun meine Gesundheit seit dem Jahre 1856 mit jedem Tage
schwankender wurde, so habe ich, um mich nicht aufzuregen, die Sache
ruhen lassen, entrüstet über eine so schändliche Behandlung.
Um diese Gehaltsangelegenheit im Zusammenhange zu geben, habe
ich von den verschiedenen Zeitperioden meines amtlichen Wirkens Abstand
nehmen müssen, und gehe daher jetzt wieder auf die ersten Jahre meines
Hierseins zurück.
Als im Jahre 1828 ein zweiter Lehrer nöthig wurde, und der
Küster. Bruder Stephan, als Gärtner nach Brüninghausen ging, bildete
ich einen talentvollen jungen Mann, Namens Verron, der auch in der
Musik erfahren war, wozu er große Anlagen hatte, zum Lehrer aus, der
dann im Seminar zu Büren sein Lehrereramen machte. Er wurde sodann
provisorisch als zweiter Lehrer angestellt, wobei er den Küsterdienst versehen
mußte. Er hatte aber dazu keine Anlage und kam deshalb mit der Geist-
lichkeit oft in Collision. Er mußte bei jeder Leiche mit zum Kirchhofe
und die Schüler so lange herumlaufen lasse». Auch mußte er jeden
Sonntag drei Mal den Klingelbeutel herumtragen. Man sieht hieraus,
daß der Küsterdienst wichtiger war, als der Schuldienst. Und wirklich
war der Pastor Stratmann der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn die
gewöhnlichen Leute, also Handwerker und Tagelöhner viel lernten. Als
ich ihn einst bat, für die Schule eine Landkarte anschaffen zu wollen,
sagte er, die Kinder brauchten keine Geographie zu lernen; wenn sie etwas
lesen, schreiben, rechnen könnten und dabei die biblische Geschichte und
den Katechismus verständen, so sei das genug. Unlängst hätte ihm ein
Mann, ein Müller, einen groben Brief geschrieben, was er nicht gethan
haben würde, wenn er nicht hätte schreiben können. Ein vortrefflicher
Beweis für seine Behauptung. Da ich aber den Unterrichtsplan, woraus
auch Geographie verzeichnet stand, von der städtischen Schulcommission
erhalten hatte, so trug ich darauf an, Lehrmittel, also Landkarten, für
diesen Unterrichtsgegenstand anzuschaffen, oder denselben vom Lectionsvlane
zu streichen. Da Pfarrer Stratmann erklärte, dazu nicht ermächtigt zu
sein, so wurde eine Landkarte angeschafft. Das war damals das ganze
Schulinventar.
Ich suchte nun ineine Schule auf einen möglichst hohen Standpunkt
zu bringen. Da mir der übergebene Stundenplan nicht genügte, so ent»

warf ich mir einen neuen, nahm noch mehr Lehrgegenstände in denselben auf als: Deutsche Sprache, Aufsatz, Naturkunde, Zeichnen, Geschichte und theilte die Zeit so ein, daß alle Gegenstände nach dem Maße ihrer Wichtigkeit bedacht wurden. Meine Leistungen fanden nicht nur in der katholischen Gemeinde, sondern auch in der ganzen Stadt Anerkennung, so daß ich in den Jahren 1834—1838 zwanzig bis dreißig Kinder der ersten evangelischen Familien in der Schule hatte. Da ich wegen nieines kärglichen Gehaltes vom frühen Morgen bis zum späten Abend Privatunterricht ertheilen mußte, den nun auch alle evangelischen Kinder besuchten, so vermehrte dieser Unterricht meine Einnahme und schützte mich vor Mangel; denn unter den Katholiken waren wenige, die ihren Kindern Privatunterricht konnten geben lassen. Diejenigen, welche die Mittel dazu hatten, schätzten oft nicht den Unterricht, weil sie selbst nichts gelernt hatten. Hiervon ein Beispiel. Ein reicher Geizhals, der keine Wissenschaft besaß, aber wohl die Kunst verstand, Geld zusammenzuscharren, schickte mir im ersten Jahre, als ich das Schulgeld noch selbst einnahm und dasselbe damals vierteljährlich 18 Stüber Kassengeld betrug (72 Stüber Kassengeld—1 Berliner Thaler), eine Düte voll Geld. Ich glaubte, darin ein bedeutendes Honorar zu finden; sie enthielt — 18 Vierpfennigstücke. Das sollten 18 Stüber oder 7^ Sgr. sein. Es fehlten daher 1^/2 Sgr. Dessenungeachtet behielt ich die Pfennige. Als er aber iin folgenden Quartal dieselbe Operation wiederholte, sandte ich ihm das Geld zurück mit dem Bemerken, daß es zu wenig sei. Das hat er mir lange nachgetragen. Im Jahre 1838 kam ein neuer Caplan hierher, ein crasser, zelotischer Priester, der zwischen den Katholiken und Protestanten, die bis dahin in dem schönsten Einverständnisse und im Frieden mit einander gelebt hatten, Zank und Zwietracht stiftete, gemischte Ehen Concubinate nannte u. dgl. Darum nahmen die protestantischen Eltern ihre Kinder aus der katholischen Schule.

Dieser Caplan, Biccrr Hildebrand, verlangte, daß mir Lehrer die Schüler an den Werktagen des Morgens in die Kirche führen sollten. Obgleich ich jeden Morgen selbst der heiligen Messe beiwohnte und auch die Schüler dazu ermahnte, so wollte ich mich doch nicht zwingen lassen, die Schüler vorher in der Schule zu versammeln und sie zur Kirche zu führen, da das bisher hier nicht Observanz gewesen und es mir bei meiner Anstellung nicht zur Pflicht gemacht worden war. Da er mich dazu durch die geistliche Behörde nicht zwingen konnte, was er versucht hatte, so suchte er die Sache anonym in öffentlichen Blättern zu verhandeln. Mein College L. und ich beschwerten uns über seine Zuinuthung bei der königlichen Negierung und diese nahm uns in Schutz. Da der Vicar in seinen Predigten immer fanatischer wurde, so traten die einsichtsvollen Katholiken endlich gegen ihn auf, schilderten seine Handlungsmeise beim Vicariate und dieses fand sich genöthigt, ihn von hier wegzunehmen.

Er zog ab. Aber den Haß und die Feindschaft, die er zwischen Katholiken und Protestanten gesäet hatte, ließ er zum Theil zurück.

Um den Kirchengesang zu verbessern und dadurch die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen, gründete ich in den dreißiger Jahren einen Gesangverein, einen gemischten Chor, um Choräle, Canlaten und andere Kirchenlieder vierstimmig einzuüben, was auf die Veredlung des Kirchengesanges nicht wenig einwirkte. Auch lateinische Messen wurden eingeübt und in der Kirche aufgeführt. Da ich den ganzen Tag mit Privatunterricht beschäftigt war, so konnten die Gesangproben nur an den Sonntagabenden abgehalten werden.

Bei meinem geringen Gehalte und den großen Gehaltsverlusten, sowohl an meinem Fixum, als am Schulgelde, mußte ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, oft bis zehn Uhr, Privatunterricht ertheilen, um meine zahlreiche Familie, aus neun Personen bestehend, ernähren zu können. Dabei waren noch die letzten Unterrichtsstunden des Tages die anstrengendsten, weil ich alsdann entweder Jünglinge zun? Examen für den einjährigen Dienst vorbereitete oder Jungfrauen zur Ablegung ihres Examens als Lehrerin ausbildete. Diese Stunden wurden immer Abends von 8—10 Uhr gegeben. Viele Jahre hindurch habe ich täglich 11—12 Stunden Unterricht ertheilt. In den letzten dreißig Jahren meiner Amtsführung habe ich selbst an den freien Nachmittagen, Mittwoch und Samstag, unterrichtet und viele Stunden für einen Wechsel auf den Himmel gegeben. Das war besonders bei den jungen Mädchen der Fall, die ich für's Lehrfach ausbildete, weil denen die Mittel fehlten, ein Seminar besuchen zu können. An den Sonn- nnd Feiertagen mußte ich vier Stunden die Orgel bedienen. Als aber mein ältester Sohn, Wilhelm, zwölf Jahre alt war, erhielt ich an diesem, der viel Anlagen zur Musik hatte, in dieser Beziehung eine große Stütze, ebenso in der Correctur der Aufsätze, weil dieses Geschäft, da ich von den Schülern jede Woche einen Aufsatz machen ließ, alle meine freien Stunden in Anspruch nahm. Vom Besuchen der Gesellschaften konnte gar nicht die Rede sein, weil mir dazu die Zeit fehlte. Nur an der Lehrerconferenz, die jeden Samstag Nachmittag stattfand, nahm ich regelmäßig Theil.

Bei diesen großen Anstrengungen unter drückenden Nahrungssorgen hatte ich nun noch allerhand Kränkungen zu erdulden. Der Pastor und spätere Dechant Str. war nicht nur jeder Gehaltsverbesserung und Gehaltsentschädigung entgegen, sondern er suchte auch noch meine rechtmäßige Diensteinnahme zu schmälern. Nach meinem Hebezettel gehörten mir sieben doppelte Gartenstücke im großen Klostergarten, angesetzt zu acht Thlr. Da er nun den großen Garten verpachtet hatte, ersuchte er mich, den kleinen am Kloster liegenden Garten, der nur 61/2 Gartenstücke enthielt und weniger fruchtbar mar, dafür zu nehmen; das fehlende halbe Gartenstück könnte ich mir von dem Spielplatze der Kinder, der davor lag, nehmen. Um

des Friedens willen ging ich darauf ein, nahm aber nichts vom Spielplätze, um nicht eigennützig zu erscheinen.

Da nun ein doppeltes Gartenstück damals 2 Thl. an Pacht betrug, so hatte ich von 1824—1842 18 Thl. an Pacht verloren, die der Pächter in die Tasche gesteckt hatte. Ich habe auch niemals an diesen Verlust erinnert. Im Jahre 1842 ersah ich mit Erstaunen aus dem Dortmunder Anzeiger, daß sämmtliche Klostergärten verpachtet werden sollten; die jetzigen Besitzer derselben sollten aus dem Pachtzins so viel erhalten, als ihnen im Hebezettel dafür angerechnet sei. Ich beschwerte mich beim Kirchen- und Schulvorstande über dieses Verfahren und protestirte gegen die Verpachtung meines Gartens. Darauf wurde mir erwidert, daß, wenn ich mich der Verpachtung meines Gartens widersetze, man mich durch's Gericht aus dem Besitz setzen würde. Auf diesen Bescheid wandte ich mich an die königliche Regierung und bat um Schutz und dieselbe gemährte meine Bitte; ich behielt meinen Garten. Nun trug ich auch daraus an, daß mir das fehlende halbe Gartenstück zugemessen würde, was auch geschah und zwar von dem früheren Baumhofe, jetzt Spielplatz der Kinder, der neben meinein Garten nach Westen hinlag. Es märe mir dann ein großer schöner Birnbaum zugefallen, wenn die Linie mit meinem Garten parallel gezogen worden wäre, was ja recht war. Um mir aber diesen Vortheil zu entziehen, wurde mir das Gartenstück nur an der Südseite zugemessen und der Birnbaum blieb daher zur Be> Nutzung des Pfarrers, obgleich derselbe gar keinen Anspruch darauf hatte, da er die vierundzmanzig doppelten Gartenstücke des großen Gartens benutzte.

Im Jahre 1845 zog der Pastor Str., damals Dechant, der bis dahin 25 Jahre in der Stadt bei der Familie, später Wittwe K., gewohnt hatte, mit dieser ganzen Familie in's Kloster, weil Frau K. Bankerott gemacht hatte. Der Pastor oder Dechant verlangte nun von mir, ich sollte ihm ein Zimmer, die südöstliche Eckstube im zweiten Stock abtreten, die ich aber damals gar nicht entbehren konnte, weil sie inein Sohn Wilhelm bewohnte, der im Begriffe stand, sein Abiturienteneramen zu machen. Da Str. aber erst iin folgenden Frühjahr einziehen wollte, so erklärte ich ihm. daß er dann das Zimmer bekommen könnte, weil mein Sohn dann zur Universität gehen würde und wir dann im Nothfalle dieses Zimmer entbehren könnten. Der Pastor bestand aber darauf, es sofort abzutreten und wenn ich nicht gutwillig wollte, so würde er Zwangsmaßregeln gebrauchen. Wegen dieser Drohung wendete ich mich an die Regierung und bat um Schutz. Diese beauftragte den damaligen Landrath Pilgrim, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese Untersuchung siel zu meinen Gunsten aus. Ich behielt das Zimmer, trat es aber im folgenden Frühjahre freiwillig ab. Dessenungeachtet suchte sich der Pastor für meine erste Weigerung zu rächen. Im nächsten Frühjahre ging ein

simpler Steuerbote und ein Flickschneider, der seinen Namen nicht schreiben konnte, durch die Gemeinde, um Unterschriften gegen mich zu sammeln, damit ich abgesetzt würde. Obgleich sie sich alle Mühe gegeben, hatten sie doch keine einzige Unterschrift gegen mich erhalten können. Als ich von diesem Treiben Kunde bekam, zeigte ich diese beiden Individuen dem Gerichte an und trug darauf an, ihre Behauptungen zu beweisen. Ich staunte über diese groben Verleumdungen. Der erste Punkt war: ich zöge die vornehmen Kinder in der Schule vor; zweitens ich hätte in der Schule gesagt, Luther wäre ein frommer, heiliger Mann gewesen; drittens die Schul> kinder müßten das Geld, das sie für's Meßdienen und das Kreuztragen bekämen, mir geben; viertens ich hätte gesagt, die Mönche hätten dicke Schmeerbäuche und Hühnerbeine gehabt :c. Als ich nun die Klage gegen diese Verleumder eingelegt hatte, kamen sie zu mir und weinten. Der Steuerbote sagte, er würde abgesetzt, wenn er gestraft würde, ich möchte doch die Klage zurücknehmen. Ich bemerkte ihm. daß meine Ehre es verlange, die Sache zum Urtheile kommen zu lassen, nachdem das Urtheil gesprochen, würde ich thun, was meine Christenpflicht verlangte. Da wurde ein Cavlan, der kurz vorher hierher gekommen mar, zu mir gesandt, der mir die wichtigen Worte sagte: Der Pastor, Dechant Str. habe die beiden Verklagten veranlaßt, die Klagen gegen mich aufzusetzen. Das wolle er mir schriftlich geben, wenn ich die Klage zurücknehme. Mii Erstaunen hörte ich dieses und bemerkte dem Cavlan, ob der Pastor auch wisse, daß denjenigen, der zu einer Verleumdung angereizt hätte, die Hälfte der Strafe des Verleuniders selbst träfe. Ich wollte aber aus Rücksicht gegen seinen Stand von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen, wenn ich ihn auch sonst als Menschen verachten müsse. Das Urtheil des Gerichtes mar, daß die Verleumder mit sechs Monaten Gefängniß bestraft wurden. Diese Strafe erließ ich denselben aus Rückfichi gegen ihre Familien.

<SchluK '0lgl,)

jeldzüge literarischer Kritik.
von
— Basel. —

^!b sich schon Jemand an eine Geschichte der literarischen Kritik gewagt hat, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß eine solche von einem gebildeten Publicum dankbar würde aufgenommen werden, vielleicht sogar eine empfindliche Lücke ausfüllen würde. Man wird freilich einwenden, jede anständige, ihrer Aufgabe sich bewußte Literaturgeschichte übe ja auch jene Kritik. Wohl; aber erstens sind umfassende Gesamtdarstellungen der Literatur, besser gesagt der Literaturen — ich meine in der Art von Rosenkranz' „Geschichte der Poesie" aber ergänzt durch einen zweiten, mindestens gleichwerthigen Theil, die Prosa — höchst seltene Vögel, zweitens aber verstehe ich diesmal unter literarischer Kritik nicht diejenige, (wenigstens sie nicht in erster Linie) die von literarisch gebildeten Fach- und Berufsmännern an den Erzeugnissen der Vor- oder der Mitwelt geübt wird, sondern die Kritik, die sich in den Augen der Zeitgenossen, insbesondere der rivalisirenden und gleichstrebenden spiegelt, ohne daß diese sich als literarische Forscher oder gar als berufsmäßige Literarhistoriker geberden oder auch nur fühlen; ich denke an das Beispiel des Aristovhanes gegenüber seinem poetischen aber auch politischen und sonstigen Gegner Euripides, oder, aus näherliegenden Zeiten und Verhältnissen, an die kritischen Feldzüge eines Lessing gegen die Gallomanen, oder die Platen's gegen die Romantiker. Diese Art der Kritik hat vielleicht eine subjectivere Haltung, als die andere, weil sie nnter den Eindrücken eines von ihr selbst empfundenen Lebens steht und sich vollgesogen hat von den Einflüssen einer unmittelbaren Gegenwart, aber dieser Mangel, wenn es überhaupt einer ist, wird voll aufgewogen durch die frische, un-

gekünstelte Empfindung, deren jene kühle, aus zweiter und dritter Hand empfangende Objectivität nie fähig ist; das Erleben geht eben über das Erlernen. Eines haben immerhin die beiden Arten von Kritiken gemein: Die Mitwelt wie die Nachwelt nimmt ihre Sprüche nicht unbesehen und ungeprüft hin als canonisch und unanfechtbar, sondern sie prüft nach, ob sie ihrer Aufgabe gerecht geworden sind. Und wenn ein Urtheil einem Gegenurtheil, dieses einer ferneren Berichtigung ruft u. s.w., so kann es kommen, daß eine solche kritische Reihe niemals zum Abschluß gelangt, es kann ferner kommen, daß in einem kritischen Zeitalter, w'e das unserige eines ist, ein Abschluß, nachdem er Jahrhunderte lang für einen solchen gegolten, plötzlich wieder angefochten und die längst schlafen gegangene Antwort wieder als Frage aus ihrer süßen Ruhe ausgerüttelt wird.
Wir haben es erlebt am alten Homer, dessen künstlerischer Werth ja heut zu Tage anfängt bezweifelt zu werden — nicht zum ersten mal, es geschah schon, aber wirkungslos, vor zwei Jahrtausenden.
Und noch etwas anderes ist es, was jene beiden Arten gemeinsam haben: Sie wurzeln auf einem echten und wirklichen Kulturboden. Nur gebildeten und zwar auf der Höhe der Bildung stehenden Völkern ist es gegeben, um sich und in sich zu schauen und zu fragen: Was haben wir, was haben die Unsrigen geleistet? Nur ein gereiftes, durchklärtes Geistesleben kennt eine solche geistige Einkehr. Die Kritik, und vor allem diejenige, die ihre Kraft am Höchsten erprobt, ist die reifste und edelste Geistesfrucht, das Höchste aber im Reiche des Geistes ist sür ein Volk seine Literatur. Die Zeit ist vorüber, wo man die Literatur für eine, wenn auch nicht nothwendige, so dock) immerhin dankensmerthe Beispielsammlung des „Angenehmen" und „Nützlichen" gehalten hat; man weiß jetzt, daß sie der untrüglichste Volksspiegel ist, zugleich aber auch der kostbarste Schatz des Volkes, das Inventar seines besten Könnens und Wollens, daß also, wer sich mit ihr, sei es mittheilend sei es empfangend, beschäftigt, mehr verdient als den Namen eines Schöngeistes. Auch wer ihre Entwickelungsgeschichte verfolgt, thut keinen unnützen Gang und wör's auch nur für ihn selber; er lernt dabei „vieler Menschen (und Völker! Sitten und Sinnen."
Als „Vater aller literarischen Kritik" wird, ich denke mir, unbestritten, der alte Aristoteles, zu gelten haben — also ein Grieche. Nicht, daß vor ihm alles stumm geblieben wäre. Plato, sein Lehrer, hat laut genug seine Stimme erschallen lassen, freilich nur im negativen Sinne, um zu warnen und zu verdammen, aber Kritik war es immerhin, wenn er den ehrwürdigen Homer aus seinem Staat verbannt wissen wollte, wenn er den Komikern das Handwerk legen wollt? und, in heiligem Ingrimm, allen und allem zu Leibe ging, was seinem Sitten- (und Staats») Ideal gefährlich zu werden drohte — es war Kritik, aber im Grunde keine literarische, sondern moralische; die Tendenz stand ihr nicht blos

auf der Slirn geschrieben, sondern steckte ihr im Fleisch, war ihr ganzer, unverholen ausgesprochener Inhalt. Und auch Plato hatte schon unter seinen Fachgenossen Vorgänger in dieser Richtung, die sich mindestens eben so unzweideutig über gewisse Dichter ausgesprochen hatten, und aus denselben Gründen, also aus Rücksichten, die mit der Aesthetik nichts, um so mehr dagegen mit der Ethik zu thun hatten. Von ihrem Standpunkt aus hatten sie aber Zischt. Wie sollten die Epiker mit ihren Götterbuhlschaften und Götterfehden, die Komiker mit ihren Unflätereien und empörenden Rücksichtslosigkeiten gegen Staats- und Privatpersonen Anspruch machen dürfen auf das platonische und überhaupt das philosophische Himmelreich? Und doch hat Aristoteles höchst wahrscheinlich — der betreffende Theil seiner „Poetik" ist leider verloren gegangen — den Komikern als Dichtern ihr volles Recht wiederfahren lassen, und am wenigsten hat er Homer angetastet; er mußte eben zu scheiden, er gab Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er geht rein wissenschaftlich und objectiv zu Werke, kennt keine Partei und keine Tendenz. Er weiß zwar in seiner Poetik — denn leider sind von seinen Schriften die speciell der literarischen Kritik gewidmeten gleichfalls verloren gegangen — auch zu tadeln; so den Euripides wegen seiner überflüssigen Göttermaschinen oder seiner Jnconsequenz in der Charakteristik oder der fehlerhaften, d. h. nichtssagenden Rolle, die er dem Chore zuweist — aber es ist der Tadel eines Kritikers, der die Kunstregeln verletzt sieht, also echt literarische Kritik, da diese eben zu untersuchen hat, ob Inhalt und Form eines litterarischen Werkes in ihrer Verbindung dem inneren Zweck der Gattung entsprechen oder nicht. Und nur von dieser sprechen mir hier, nicht von der, zwar ebenfalls als „literarisch" bezeichneten Kritik des Echten und Unechten, die einem schriftstellernden Individuum, aus inneren oder auch aus äußeren, immerhin aber dieser Individualität entnommenen Gründen dieses oder jenes Werk zu- oder abspricht, eine Thätigkeit, die in Griechenland gleichfalls und zwar lange schon vor Aristoteles geübt wurde; man braucht nur an den „Tyrannen" Pisistratus und seine Bemühungen um Homer und die übrigen Epiker zu denken. Es ist sehr wohl möglich, daß diese Kritik energisch und radikal ins Zeug ging; gewiß ist, daß sie nicht von bemußten wissenschaftlichen Principien geleitet und geregelt mar; gewiß ist ferner, daß auch Aristoteles nicht zuerst jene andere Art literarischer Kritik geübt hat, sondern nur in Regeln und System faßte, was die Praxis schon geraume Zeit vor ihm getrieben hatte, daß er also bloß in Hinsicht auf seine theoretischen Leistungen als „Vater der Kritik" bezeichnet werden darf. Denn war es nicht auch Kritik, wenn das griechische Volk Wettkämpfe zwischen den Dichtern veranstaltete und dem Sieger den Kranz reichte, und zwar lange bevor man von ^Tragödien und Tragikern überhaupt, geschweige denn von gekrönten etwas wußte?

Fcldzüge literarischer Kritik.
War es nicht Kritik, wenn bestellte Kampfrichter den aufgeführten dramatischen Werken die ihnen „nach bestem Wissen und Gemissen" dieser Richter gebührende Rangnote ertheilten? Oder wenn Sophokles sich zu einer Schrift über den „Chor" veranlaßt sühlte, der Philosoph Demokrit sich in speciellen Untersuchungen über Homer, über die alten Aöden (Sänger), über die Schönheiten des Heldengesangs u. a. vernehmen ließ, und die Sophisten (Sokrates nicht ausgenommen) über Dichter und Dichterauslegung ihre Stimme abgaben? Läge nur heutzutage mehr davon vor, wie gern würden wir es mit einem Schock von vorhandenen Pergameulcn fadesten und trivialsten Inhaltes erkaufen! Interessant wäre es auch zu vernehmen, was denn jener alte Zoilus, genannt die „Homergeißel" (er erinnert als solcher lebhaft an Godegisel Attila) an Homer auszusetzen sand, dein Unfehlbaren, der den Griechen ihre „heilige Schrift" geschrieben hatte; weniger interessant, was sein römischer Nachahmer an Virgil s Heldengedicht anstößig und mißrathen fand, und welche Plagiate (turta) ihm ein anderer Kritiker auf die Rechnung fetzte, und zwar darum weniger, weil auch in unseren Augen die Glorie Virgils trotz Alterthum und Mittelalter ziemlich verblaßt ist. Was wir dann aus nacharistotelischer Zeit noch übrig haben, theils in geschlossenen Abhandlungen, theils in Bruchstücken, stammt von einem Rhetor der augusteischen Zeit: es sind Kritiken über Redner und Geschichtsschreiber, hochinteressant, wenn auch oft fehlgreifend in Folge ihrer Einseitigkeit. Der Verfasser, als Rhetor, beurtheilt und verurtheilt alles aus dem Gesichtspunkt seines Berufs und nach dem Ertrag, den jene Schriftsteller dem angehenden Redekünstler gewähren — und das ist so viel, als wenn er ausgesprochener Parteimann märe. Während er auf diese Weise dem Demosthenes, seinem Ideal, vollkommen gerecht wird, weiß er Plato (den Feind der Rhetoren) nicht zu würdigen, verkennt in ihm den Schriftsteller wie den Philosophen und zieht den Herodot dem Thucvdides vor! Solche Vergleichungen liefern jeweilen die sprechendsten Züge zur Charakteristik eines Kritikers. Wenn der spätere Plutarch den Aristophanes und den Menander auf seine kritische Wage legt und den letzteren schmerer, viel schwerer wiegen läßt als jenen, so wissen wir sofort, meß Geistes Kind er ist, ohne es ihm verargen zu mollen oder zu dürfen. Die Zeiten waren andere geworden, und behält Plutarch nicht noch heute recht, wenn nicht sowohl Person gegen Person, als Gattung gegen Gattung abgewogen wird? Wenn uns der Raum nicht mangelte, so würden mir einige seiner Urtheile über Musik mittheilen; man würde uns wenigstens kaum vorwerfen dürfen, daß mir Allotria treiben, denn heut» zutage gehört ja, wie man (allerdings mit Unrecht) behauptet, die Musik auch zur Literatur!
Das Interessanteste bleibt immer, was Zeit- und Fachgenossen sich gegenseitig leisten, und da mir uns aus mehr als einein Grunde, nick! blos, weil „der Weg durch die Theorie lang, der durch die Beispiele kurz

und ausgiebig ist", an letztere halten wollen, so sei hier als das Lehrreichste und Anschaulichste der Feldzug des Aristophanes gegen Euripides ermähnt. Ein Feldzug ist es ja, der mit allen Waffen des Ingeniums geführt wird, mit Gemalt, List und Bosheit, vor Allem aber — mit Geist. Ein heißer Strauß wird ausgefochten in dem „Lustspiel", das hier in Betracht kommt; es ist geharnischt so gut wie in unserem Jahrhundert Rückerts „Sonnette", wenn es schon den unschuldigen Namen der „Frösche" an der Stirn trägt. Zwar donnert und blitzt es auch in anderen Stücken des grimmigen Sittenricbters gegen denselben Frevler, nirgends aber wird dem Dichter so unbarmherzig zugesetzt. Um diese Strenge zu begreisen, muffen mir freilich missen (was auch die Urtheile Platos und anderer Philosophen begreiflich macht), daß den Griechen der Dichter auch Lehrer, Prophet und Priester war. In jenem Stücke also — moderne Erklärer haben den Namen der „Frösche" mit dem bezeichnenderen der „Dichterwage" vertauscht — hält Aeschylus, der Vertreter des alt-ehrwürdigen, erhabenen Stils, dem jüngeren, neuernden Rivalen sein Sündenregister vor (es helfen auch andere Personen mit, andererseits bekommt auch Aeschnlus sein Theil ab) wie folgt — es ist ein buntes Gemisch von Wahrheit und Dichtung —: Euripides ist der Liebling der „zügellosen" Jugend, er hat durch verführerische Schmeichellaute, die das Nichtsthun und die Weichlichkeit predigen, die Ringschulen, jene alten Stätten der männlichen Uebung entvölkert, er hat durch seine Sophistik die Beutelschneider und Straßenränder in ihrem Handmerk bekräftigt (hält er ihnen doch noch in der Unterwelt Vorlesungen!), er hat durch seine Lumpenkönige und Bettelfiguren eine falsche entnervende Rührung eingebürgert, er hat durch seichtes Geschwätz, durch leeren Wortschwall die Kraft des Inhalts verwässert und eine wuchernde Saat desselben Unkrauts in der gegenwärtigen Generation großgezogen; er hat das religiöse Gefühl auf's Tiefste verletzt, hat die Götter theils geleugnet, theils beichimpft, er hat durch die Schlingen seiner Dialectik den gesunden Verstand verdreht und die Moral erwürgt, er hat die Würde der Tragödie mit Füßen getreten, indem er sie in den Dienst der kleinlichsten Jntriguen, der ganzen Misöre des gemeinen bürgerlichen Lebens zwang; durch diese und andere „Hausmittel" hat er sie „vurgirt", so daß sie aus einer stattlichen Figur zu einer mageren Jammergestalt zusammengeschrumpft ist; er hat durch offene Schaustellung von Buhlschaften die Scham getödtet und die böse Lust geweckt; die Sprache hat er verschlechtert, indem er sie in hyperfeine Gedankenspänchen sich zerfasern ließ; seine Verslein und Sprüchlein, seine Subtilitäten und Antithesen, sein „Splittergekröusel" haben den guten Geschmack verderbt, seine neuen und schlechten Bilder haben die Rede überwürzt und, wie ein allzupikantes Gericht, den Gaumen, überreizt; vollends den Chor hat er auf's Aeußerste mißhandelt, hat seine rhythmische Strenge gelockert, seine wundervollen Melodien in lauter Liederchen verzettelt, seinen Verband mit der Bühne

zerschnitten; auch sonst hat er die Kraft der Musik gebrochen durch seine aus allen möglichen Tonarten zusammengestoppelten, mit unnatürlichen Trillern durchwirkten Sologesänge u. s. m. — Das war viel aus einmal; wie viel davon wahr ist, haben mir hier nicht zu untersuchen, noch weniger aber dürfen mir unsere Leser mit einem Müsterchen jener Kritik behelligen, wie sie, die Zunftbrüder der Comödie zum Hausgebrauch auf Lager hielten, um sie gelegentlich unter einander und gegen einander zu verwerthen — sie wühlt im Schmutz und wirft mit Schmutz um sich; mir wollen ihn nicht auflesen.
Wie jede Kunst, haben die Römer auch die Kritik von den Griechen geerbt und gelernt, und mir haben noch glänzende Proben dieser Kritik übrig. Eine bei aller Knappheit treffendere Zeichnung der griechischen und römischen Charakterköpfe als sie Quintilian, der berühmte Rhetor des ersten Jahrhunderts n. Chr., in seinem literarischen Vademecum liefert, ist kaum denkbar, aber er ist nicht Dichter, nicht Fachmann (außer in feinem engen Bezirk): ob jener es war, der gegen den Geschichtschreiber Sallust seine Verse losließ, worin er alterthümelnde Gepräge seiner Diction an den Pranger nagelte, oder der, welcher bald nach dem Tode Virgils Vorlesungen über den Verstorbenen hielt, bleibt dahingestellt; ein Gelehrter aber war es, der den Manen dieses Dichters gegen die Neider und Verkleinerer zu Hülfe kam, ein vielseitig gebildeter Staats» mann, Feldherr und Dichter (Asinius Polio) war es, der in besonderen Schriften die Sprache des oben genannten Sallust einer (tadelnden) Kritik unterzog und ini Stil des Livius einen heimatlichen Erdgeschmack nachzuweisen unternahm. Ueber den feinen Geruch einer solchen Spürnase werden wir billigerweise staunen; überhaupt mag hier bemerkt sein, daß Griechen und Römer in den Anforderungen an die Sprache und im stilistischen Feingefühl unsern modernen Sprachkritikern und Sprachkünstlern weit voran sind. Was (auch hier) die Komiker einander am Zeuge flicken, verdient freilich nicht mehr den Namen Kritik; es ist der leidige Kunstneid, wohl gar der plumpe Brotneid, der seine unschöne Sprache führt und seine Witze reißt. Dagegen finden sich wahre Cabinetstücke literarischer Kritik, von einem Fachmann gegen Zeitgenossen und gegen Vorgänger geübt, bei Horaz, und zwar vorzugsweise in seinen Satiren und seinen Briefen, dem kaum mehr erreichten Muster der Gattung. Zu diesen Briefen gehört auch seine „Poetik", deren anspruchs- und zwanglose Form neuere .Kritiker in merkwürdiger Verkennung ihres Charakters mit Gemalt in ein strenges Lehrsystem zwängen wollen und zu diesem BeHufe unbarmherzig in Stücke reißen. Besonders der Schluß derselben gehört in unser Capitel, er enthält „eine geharnischte Erklärung gegen mittelmäßige Dichter und die dringende Empfehlung einer ehrlichen und einsichtige» Kritik", ferner das launige, drastische Charakterbild eines von Einbildung verrückten und entzückten Dichterlings, den seine Bekannten perhorrescire» und die Gassenbuben höhnend verfolgen. — Anderswo mußte sich Horaz

für seine eigene Person und Stellung wehren. Es galt, dem Vorurtheil
der Alterthümler entgegenzutreten, welche im alten I^uciliu« und dessen
ebenso sonn- als schonungslosen Satiren die Krone aller Poesie erblickten
und von keinem Fortschritt missen wollten. Tie Art, wie hier Horaz bei
aller Schonung, ja Anerkennung des alten Löwen sür sein eigenes Recht
und sür das einer geläuterten, formvollendeten Poesie in die Schranken
tritt, verdient das höchste Lob und erweckt das Gefühl, als sei besseres
nicht möglich. Das gleiche Gefühl begleitet uns auch in jenem Briefe,
wo er noch einmal, und jetzt vor höchster Stelle, d. h. vor dem Kaiser,
Richtung und Streben der neuen Schule zu vertreten und verfechten hat.
Denn was er und feine Gesinnungsgenossen anstrebten, war wirklich neu,
wenn auch begreiflich und natürlich genug, und durfte, gegenüber den
verstockten Verehrern des Alten, Hergebrachten, sich eine „Schule" nennen. Er
predigt — aber in welch' feinem, unnachahmlichem Ton! — nichts mehr und
nichts weniger als das Recht und die Naturnotwendigkeit des Fortschritts,
einer Macht, der auch die Griechen sich zu beugen hatten. Einmal sei
ja alles neu gewesen, und das wahrhaft Klassische brauche nicht hundert
Jahre um endlich gewürdigt zu werden. Er bespricht die Vorliebe der
großen Masse für das Theater, die doch zum Theil nur auf roher Schaulust
beruhe, und empfiehlt der Huld des Augustus die für den Leser arbeitenden
Dichter, welche dieselbe freilich oft genug durch Eitelkeit, Anmaßung und
andere Unarten verscherzen mögen. — Natürlich verbarg sich bei seinen Widersachern unter der conservativen Maske auch der blasse Neid, die Scheelsucht des Schwächeren gegen den Starken. Solchen Gepräges scheinen
jene Vavius und Maevius (Pseudonyme) gewesen zu sein, die auch
den Virgil mit ihrem Geifer bespritzten. Horaz kommt zu oft auf diese
Frage zu sprechen, als daß man nicht merken sollte: Hier gilt es Ernst,
das sind nicht bloße Plänkeleien, ein Vorschieben von Ansichten gegen
Ansichten, sondern hier herrscht Krieg, es ist ein Kampf entbrannt um's
Höchste, wie feiner Zeit zwischen den attischen Komikern und dem Neuerer
Enrivides, bloß, daß dort im Lager der Poesie sich noch andere Mächte,
— die Politik, Ethik, Religion — als natürliche Bundesgenossen eingefunden hatten.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte neuerer Literaturen, etwa der
unsrigen oder der französischen, ähnliche Kämpfe kennt, Kämpfe nämlich
von solcher Tragweite, Kämpfe, wo solche Interessen auf dem Spiel und
die Parteien einander so schroff gegenüber standen. Man könnte, aus
neuerer Zeit, an den Sturm erinnern, der in Teutschland und bald
nachher auch jenseits des Rheins ausbrach, als die Romantik ihr in
Teutschland wenigstens „mondbeglänztes" „märchenbekränztes" Haupt gegen
den Klasncismus erhob, oder an das Nachspiel, das von Platen, Immerniann und Heine aufgeführt wurde, weiter rückwärts an Lessings FeldiUg gegen
die Gallomanie und anderen Unverstand, und an die Fehde des steifen

Perrückenmeisters Gottsched mit den nicht weniger nüchternen, aber fort-
schrittlichen, strebsamen Schweizern, und bei unseren westlichen Nachbarn könnte
an das Auftreten des großen Moliöre gegen das kleine Unwesen der Blau-
strümpfe und der Zieraffen von Damen, es könnte an die Reformen eines
Malherbe und an die Anläufe seiner Gegner, ferner an die Geschlossenheit
der sogen. Plejade oder an die beutereichen Jagd- und Streifzüge des
genialen Nabelais gedacht werden — mit Ausnahme vielleicht von Lessings
machtvollem Eingreifen sind diese Fehden und Stürme ruhiger und wirkungs-
loser verlaufen. In allerneuester Zeit hat zwar der Richard Wagner-
Sturm eine Masse Staubes aufgewühlt, und wenn der Werth eines Meisters
sich nach der Zahl und der Begeisterung seiner Jünger bemißt, so hat es
der große Literarmusiker allen anderen zuvorgethan. Doch, „es war ein
falsches Lied", was er sang, und es stand von Anfang an bei allen
Nüchternen fest, daß das „Kunstwerk der Zukunft", wenigstens wie er es
meinte, keine Zukunft haben könne. Was er erstrebte, war ein Traum,
der sich zu keiner Wirklichkeit mehr verdichten konnte, weil dieses Reale,
(die innige Durchdringung von Wort und Ton) schon längst von den
vorwärts drängenden Wellen der Zeit weggespült worden war, und
dieses Ereigniß — ein Schisma darf man es nennen — mußte mit
Naturnotwendigkeit eintreten, nachdem die eine der beiden Künste, die
Musik, zu ungeahnter Selbständigkeit und Vollkommenheit gelangt mar. Das?
Wagner für den Aufbau der Zukunftsoper mohlthätig gewirkt habe,
soll nicht geleugnet werden; ein falsches Princip auf falsche Verhältnisse
angewandt kann, wie in der Mathematik die beiden Minus, positiv wirken;
ein falsches Verhältnis; war nun in der vorwagnerischen Oper zwischen Won
und Musik unleugbar vorhanden, aber falsch war auch das neue Princip.
Wie Wagners Musik beschaffen mar, geht uns hier gar nichts an — aber
eine Literaturgröße, vorab eine reformatorische, war er auf keinen Fall; nicht
der Wille dazu fehlte ihm, wohl aber die Kraft; darum darf auch die
literarische Kritik ruhig an ihm vorübergehen. Wir wollen lieber etwas
weiter ausholen und ungezwungen am chronologischen Faden einige Er-
scheinungen aufreihen, die nach literarischer Kritik aussehen, wenn sie auch
nicht gerade zu einem Kampf auf Leben und Tod gerüstet oder gewill!
sind. Wir werfen einen Blick in den Salon Rambouillet, in welchem es
einer hochgebildeten und edlen Frau vorbehalten mar, den Kampf 'gegen
die Unsitte aufzunehmen, das heißt gegen die soldatische Roheit und U»
fläterei der Umgangssprache, zu welcher das damalige Lagerleben und die
Verwilderung der Sitten Veranlassung gegeben hatte. Aber indem nun
die Mitglieder jenes Salons nach einem Mittel zur Heilung des Uebelv
suchten, griffen sie zu dem Extrem und brachten einen Stil zu Stande,
der gleichsam eine Blüthenlese war aus dem englischen (von Shakespeare
so genial persiflirten) Euphuismus, dem italienischen Marinisinus (war doch
Marini selber zum großen Verdruß Malherbe's ein gem und öfter geseheuer

Gast jenes Kreises) und dein spanischen Gongorismus, das heißt also,
einen gesuchten, mit wunderlichen Bildern verquickten, mit rhetorischen
Effecten, blendenden Antithesen und Impromptus gespickten Ausdruck, der
genau besehen die reine Unnatur war. Es genügt, an die von solchem
Ueberschwang und daneben noch von der fadesten Galanterie triefenden
Romane des Fräuleins von Scudörv zu erinnern. Die unerquickliche Literatur
der liebelnden und schmachtenden Schäferei feierte wieder ihre Triumphe,
auch dienen die Namen eines Chcrpelain und Manage nicht gerade zur
Empfehlung dieses Kreises. Und dennoch hat er seine unleugbaren Ver-
dienste. Nicht nur, daß hier jene durchsichtige und elegante Conversations-
sprache geschaffen und gepflegt wurde, die seither Gemeingut der gebildeten
franzosischen Gesellschaft geblieben ist; es fanden sich in jenem Kreise auch
Mitglieder, welche ganz anders als die Anbeter des Fräuleins von Scud^ry,
der Natur und Einfachheit die Ehre gaben und gegenüber den Schnörkeleien
des bei Lsprir den gesunden Menschenverstand muthig verfochten, ganz im
Sinn und Geiste Malherbe's welcher übrigens, freilich bereits als alternder
Mann, selber noch Fühlung mit dem H5tel Rambouillet hatte. Er hatte damals
seine Rolle als Sprach- und Verstvrann schon gespielt, seinen Angriff gegen
Ronsard's „des Dichterfürsten" gallogräcische Richtung und Schule siegreich
durchgeführt, die Sprache von dem griechischen, lateinischen und italienischen
Aufputz unerbittlichgefäubertundderVersisication eine feste, geregelte Kunstform
gegeben; ihm mußte folgerichtig die Cchnörkelei und Ziererei, die im
Hotel Rambouillet blühten, mißfallen. Und es fand sich nun bald ein französi-
scher Shakespeare, der wie sein großer Vorgänger in „verlorener Liebes-
müh" jene oben berührten sprachlichen Verirrungen, so in zwei Lustspielen
das Thun und Treiben jener Blaustrümpfe, welche im Hotel Rambouillet
und ähnlichen sprach-literarischen Salons den Ton angaben, mit unsterb-
lichem Witz persiflirte — Moliere in seinen „komme« savantes" und den
..?i-^<?ieu8es rillic-uIeL". Besonders kommt hier die zweitgenannte Komödie
in Betracht. Die Geschmacksrichtung war bereits übermunden und der
Lächerlichkeit verfallen, Moliere mar also nicht der erste, der sie mit den
Pfeilen seines Spottes überschüttete; aber gerade weil er in so genialer
Weise aussprach, was jeder dachte und fühlte, mar sein Erfolg so unge-
heuer. Selbst das Hotel Rambouillet mußte Beifall klatschen. „Moliöres
Stück war ein Ereigniß, es war das Manifest einer gegen die Herrschaft
des bei Lsprit gerichteten Revolution." Boileau's gegen den Roman der
Scudern geschriebene Satire „les Wr»s 6s Komin," ist unter der un-
mittelbaren Wirkung von Moliores Stück erschienen, aber auch in anderen
hat Boileau an den Frauen und ihren Schwächen bittere Kritik geübt. Es
märe über diesen „zweiten Malherbe" der an Geist und Charakter den
ersten überragt, noch manches zu sagen, wir müssen uns aber begnügen, ihn
als denjenigen zu nennen, der, ohne sich zu einer scharfbegrenzten Richtung zu
bekennen — wenn man nicht sein Princip des Verstandes und der Wahrheit

als das einzig Berechtigte in der Poesie als solche ansehen will — mit un-
erbittlicher Schärfe, aber in Versen von tadelloser Eleganz und höchstem
Wohllaute allen mittelmäßigen Poeten damaliger Zeit in's Fleisch schnitt.
Man darf die Frage aufwerfen, ob die Griechen vielleicht auch Salons
und Cirkel nach Art des Hotel Rambouillet gekannt haben. Die Erinnerung
an die Stellung der Frauen gibt uns sofort die Antwort: Nein! Doch
verdient als Curiosität aus der späteren, nachklassischen Zeit erwähnt -u
werden, daß uns unter Nero eine Dame, Pamphila, als Vorsteherin einer
Art literarischen Kränzchens entgegentritt, die ihre Unterhaltungen mit
Schöngeistern veröffentlichte. Der gelehrte Aulus Gellius hat dieselben in
seinem Werke «Attische Nächte" stark benutzt.
Es ist beinahe eine Sünde gegen den Geist, wenn wir an Voltaire'?,
des ewig Streitbaren, großer Gestalt stumm vorbeigehen und, vorwärts
eilend, nur mit einem Wort jenes langen Feldzuges gedenken, den in den
dreißiger Jahren — man kann sozusagen den Geburtstag angeben, nämlich
die erste Aufführung von V. Hugo's „Ernani" — die Romantiker gegen
die Classiker führten. Beinah wäre er durch andere als geistige Waffen,
nämlich durch die sehr materiellen Fäuste der beiderseitigen Anhänger in»
augurirt morden. Er ist schließlich nach langem Hin- und Herschmanken durch
gegenseitige stillschweigende Concessionenzum Austrag gebracht morden, so jedoch,
daß die Romantik sich als Siegerin betrachten dars. Wenigstens sind aus ihrem
Boden die „Camelien" aufgeblüht, welche der üppigen Literatur des <jerQi-
roonäs zum Symbol und Erkennungszeichen dienen ^ gegen sie ist
Mario Uchard in seiner „Fiammina" zu Felde gezogen — und auch der
allerneueste Realismus, der am zuckenden blutenden Fleische seine Freude
hat, ist ihres Stammes und Geschlechtes. Mit der deutschen Romantik,
ihrem Spuck und Zauber, Dämmern und Träumen, ihrem Natur- und
Mariencultus, ihrer Sehnsucht nach dem Mittelalter, ihrem Festhalten an
vaterländischer Art und Sitte einerseits und Ausflug zu fernen Völkern und
Zonen andererseits hat die Romantik der Franzosen keine Verwandschast als
die der Opposition gegen die herrschende Richtung.
Was wohl Lessing zu der „deutschen Romantik" gesagt hätte, wenn
es ihm beschieden gewesen märe, ihre Blüthe zu erleben? Ihr ganzes
Treiben würde ihm wohl zu ungenirt, zu regellos erschienen sein — und
doch märe es Unrecht zu verkennen, daß sie die deutsche Literatur mit
wirksamen und fruchtbaren Fernienten versehen und mit einer Fülle neuer
Formen und Ideen bereichert hat. Auch Schiller hat sich schließlich ihrem
Einfluß (vgl. die „Jungfrau von Orleans") nicht mehr entziehen können,
obschon die (in seinem Musenalmanach zuerst erschienenen) „Genien", zu
welchen er doch das größte Contingent und das meiste Salz geliefert hatte,
dem neuen Wesen niit ätzender Schärfe zu Leibe gegangen waren. Ader
die Keime zu diesem neuen Wesen schwirrten damals in der Luft herum
und wären auch ohne den befruchtenden Regen der Schelling'schen Natur-

Philosophie in den Gemüthern der Menschen aufgegangen. Es war natürlich, daß sich der Geist endlich einmal aufbäumte gegen den strengen Bann des formschönen, aber marmorkalten Klassicismus, und mir wollen uns doch freuen, daß es so geschehen. Auch Goethe hat sich in seiner Jugend gegen den Classicismus aufgelehnt; sein „Werther" und sein „Götz" sind unter Anderem auch Feh debriefe. Aber der Klassicismus, den er vorfand,war ein anderer als den er später selber im Anschauen der antiken Muster vertrat und darstellte. Jener mar unecht gewesen, eine bloße Mischung von steif, conventionell und verstandesmäßig, blos die kalte Regel machte sich in ihm fühlbar, kein warmer Herzschlag: viel Form, wenig Inhalt. Er war der von Professor Gottsched gepredigte, französische — nur daß ihm französische Anmuth und französischer Wohllaut fehlten — und die Schweizer waren trotz Lessings Anschluß mit ihrem gegnerischen Programm noch nicht durchgedrungen. Sie waren auch trotz ihres Ernstes und Eisers nicht die Männer dazu. Mit der bloßen Kühle und Nüchternheit des Verstandes konnte man mohl gegen Gottsched ausziehen, nicht aber gegen den französischen Klassicismus. der, Kotz aller feiner Fehler, durch seine formelle Vollendung zu einer Größe eisten Ranges geschaffen war. Ob es Lessing allein gelungen märe ihn von seiner Stelle zu drängen, steht dahin; als er starb, konnte er die ganze Bedeutung Goethes noch nicht ahnen. — Was der letztere in jugendlichem Kraftgefühl gegen Wieland geschrieben hatte („Götter, Helden und Wieland") ist weder ernst zu nehmen noch hat es durchgeschlagen; Wieland selber beurtheilte es mit freundlicher, sogar wohlwollender Nachsicht. Eine Fehde mar es auch kaum zu nennen, was Schiller, der in seinen Briefen über „Don Carlos" ja das großartigste Beispiel einer unbestochenen Selbstkritik lieferte, gegen Bürgers „Leonore" unternahm, deren Vorzüge er ja nicht verkannte; hat er doch mit demselben unparteiischen Freimuth auch die Leistung eines Größeren, Goethes („über G.'s' Egmont") beurtheilt. Das von böser Laune und persönlicher Gereiztheit eingegebene, von Gift und Galle triefende Machwerk H. Heine's, „der Schwabenspiegel," darf den Anspruch auf eine ehrliche, ernste Streitschrift nicht erheben; ein wirklicher Feldzug dagegen war es, den Platen in seinem „romantischen Oedipus" gegen die Formlosigkeit, Willkür und Geschmacksverirrung der Romantiker und gegen den „stümpernden Eclecticismus" der zeitgenössischen Poeten eröffnete, ein Feldzug ferner sein gegen die Schicksalspoeten und andere falsche Propheten gerichtetes Tendenzdrama „die verhängnißvolle Gabel", Venn dieses auch nicht an die Höhe des „Oedipus" hinanreicht. Was er hier gegen Jmmermcmn („Nimmermann") gesündigt hat, ist ihm längst vergeben, seit ihn der Angegriffene selber in edler Selbstlosigkeit eines Platzes in „Wallhalla" würdig erklärt hat. Durch dieses Bekenntnis? ist Jmmermanns eigenem Pamphlet von dem im „Irrgarten der Metrik herumtummelnden Cavalier" die Berechtigung abgesprochen. Bei aller Formvollendung der Platen'schen Poesie, die mir in den genannten Dramen, vor allem in den

prächtigen schwungvollen Parabasen bewundern, muß übrigens doch
der Wahrheit zu Ehren gesagt werden, daß sie auch bedenkliche Schwächen
zeigen. Besonders die „verhängnißvolle Gabel", wo Erfindung und
Witz gleich mager ausgefallen sind, ja erstere nicht bloß mager, sondern
unerquicklich und unnatürlich. Wenn ein Dichter von sich selber singt:

Ich bin im Jambenschleudern ein Archilochos,
Ein Zeus in meinem Silbenfall, ein Donnerer —

so hätte er wenigstens den ersten Vers mit mehr Kraft und Schneide
bewahrheiten sollen; die Reinheit der Jamben thut es nicht allein. Der
schmulsteinvöcklerische Musensohn"(Jmmermann) hat in seinem!„Münchhausen"
seine Ideen mit weniger Erbitterung, aber mit mehr Witz verfochten. Und
Plate«, dem Meister der Form, der mit Recht über den dactylischen „Holzklotz«
pflock" sich lustig macht, hätte es nicht passiren sollen, das Distichon für
mustergültig auszugeben, womit sein Oedipus über die Sphinx triumphirt
und sie zum Sprunge in den Abgrund zwingt. (Es Huppert nämlich in
den Akzenten). Diese „Menschlichkeiten" sollten aber Platens Verdienst,
als Kritiker, nicht schmälern. Es mar ihm heiliger Ernst mit seiner
Kritik, und es fällt bei solchen Fehden und Feldzügen, wenn sie mit Emst
unternommen und mit Talent ausgefochten werden, immer ein Gewinn ab
für die Literatur. Auch aus der allerneuesten Bewegung, die sich mit
„Sturm und Drang" in unserer deutschen Literatur geltend zu machen
sucht, kann schließlich ein Nutzen sür diese erwachsen. Einstweilen aber
geberden sich ihre Hauptgrößen noch zu anspruchsvoll, polternd und unge-
zogen, als daß man erwartungs- und vertrauensvoll in die Zukunft blicken
dürfte. Ihrem Ernst sehlt nicht sowohl das Talent, — obschon sie sich in
diesem Punkt maaßlos überschätzen — als die sittliche Unterlage, die selbst-
lose Ueberzeugung von dein Wahren und Rechten. Es ist ihnen nur Ernst
um ihre Interessen, viel weniger um das Publicum und die Literatm,
um das Publicum nur so viel, als es ihnen zu ihrer Glorification und
zum Erwerb dient. Sie haben neue Wege geöffnet, nicht sowohl weil die
alten ausgetreten und langweilig geworden, als weil sie ihnen versperrt
sind; auf den neuen wandelt es sich bequemer, und die Früchte wachsen
am Hag. Wenn diese Eindrücke falsche sind, so haben es die Schrift-
steller der neuen Richtung selber verschuldet. Ihr maßloses Gebahre»
gegen jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit läßt kein anderes Gefühl aus-
kommen; man glaubt, die Stimmen des bösen Gewissens zu vernehmen.
Das „junge Deutschland" von ehedem war auch nicht aus lauter Heiligen
bestellt, und manches Profane wurde in die literarische Hülse eingewickelt
und feil geboten; seine Physiognomie zeigte aber im Ganzen doch ernstere,
ja idealere Züge als das „allerjüngste Deutschland". Dieses sieht bis
jetzt nicht so aus, als ob es um seiner Ideen willen das Matyrium auf
sich zu nehmen gewillt wäre.

Morgengrauen.
Novellette
von
Sgrs tzulzler.
— Berlin, —

j
,ie kleine Provinzstation mar nur noch spärlich erleuchtet. Als
! der Personenzug langsam in die Bahnstation einrollte, erschien
> ein müd' aussehender älterer Portier und stellte sich smit
stumpfem Gesichtsausdruck auf dem Perron auf.

Der Zug hielt. Aus den Wagen dritter Classe stiegen einige Bauers-
leute, die mit leichtem Gruße an dem alten Portier vorüber der hinter dem
kleinen Stationsgebäude gelegenen Ortschaft zugingen. Dem einzigen
Coupö erster Classe entstieg mit leichtem Sprung ein elegant gekleideter
Herr, der mit Unwillen um sich blickte und dann den Conducteur
herbeirief.

„Ist das die verd Station, wo ich gefälligst — liegen
bleibe?"

„Jawohl — Herr!"

„Wer nimmt denn hier das Handgepäck? Gepäckträger!"

Derlei dienstthuende Männer meldeten sich nicht, dafür aber näherte
sich der alte Portier mit unterthänigem Gruße dem Reifenden.

„Wann kann ich denn weiter nach N.?" fragte er den davoneilenden
Schaffner.

„Schnellzug 0^/2 Uhr früh", rief dieser zurück und der Fremde
überließ mit verdrießlicher Miene sein Handgepäck dem Portier und
ertheilte ihm kurz seine Weisung.

Im Morgengrauen.
„Jn's nächstgelegene Hotel!"
Der Beamte blieb stehen.
„Geschlossen", sagte er kurz. „Die in der „Weißen Krone" sperren um elfe zu."
„Giebt es kein Anderes?"
Der Mann schüttelte verneinend den Kopf.
„Ein Anderes giebt's hier nicht!"
„Wo liegt denn die „Weiße Krone"? Es läßt sich wohl Jemand herausklopfen!"
„O — das ist weit. Ganz unten im Dorfe. Sehen Sie wohl — da hinter den Bäumen! Da kann ich nicht mehr mit hingehen!"
„Da gehe ich selbst nicht hin. Aber was wird denn mit mir? Irgendwo muß ich doch bleiben, lieber Freund!"
„Ja - ja!"
Der Portier nickte einige Male begütigend mit dein Kopfe, und that dann einige Schritte vorwärts.
„Na — was soll's — wohin geht's?" fragte der Fremde, schon etwas unwirsch.
„Kommen Sie nur mit. Ich schließe Ihnen den Wartesaal auf. Da sind Bänke d'rin. Da können Sie sich die paar Stunden ausstrecken!"
„Angenehme Aussicht — zu Tode zu frieren bei dem naßkalten Wetter!"
„I wo! Ich habe eingefeuert. Schon wegen der Anderen, die auch liegen geblieben ist, weil die „Weiße Krone" zu weit ab war. Kommen Sie man mit, 's ist warm drinnen!"
Der Alte ging, mährend er sprach, voran, und der Fremde folgte langsamen Schrittes nach.
In dem Wartesaal übernachten! Die Aussicht that dem verwöhnten Herrn nicht wohl — indeß das naßkalte Wetter jagte einen Jeden unter Dach — da blieb keine andere Wahl.
Sie hatten die Thüre erreicht. Der Mann öffnete und ließ den Fremden vor sich her eintreten. Der Raum war klein und trostlos, baar aller Möbel. Bänke längs den Wänden, einige Holztische in der Mitte. Zu erkennen war nichts genau, da das ganze Zimmer im Dunkel lag und die einzige Beleuchtung von einer matt brennenden kleinen Oellmnve niedersiel, welche an der Wand neben der Thüre an einem verrosteten Nagel hing.
Dieses wenig ergiebige Licht erhellte knapp den unter ihm stehenden Tisch, Alles sonstige in dem Zimmer befindliche lag im tiefsten Dunkel — nein, nicht Alles. In der linksseitigen Ecke des Wartesaals glühte ein kleiner eiserner Ofen und das Roth der Gluthen ergoß sich auf eine Gestalt, die ausgestreckt auf einer Bank lag und ihren Plaid und einiges Handgepäck zum Ruhen unter ihrem Kopf aufgepolstert hatte.

Eine Frau! Eine Dame, ihrem Ansehen nach! Der Fremde zögerte auszutreten.
„Gehen Sie nur an den warmen Ofen heran", ermuthigte der Portier mit rücksichtslos lauter Stimme, „die Andere da schläft schon seit um zehne. Will auch morgen früh weiter. Gehen Sie nur immer 'ran und machen Sie sich's bequem. Um halb 6 wecke ich Sie dann. Wohl zu schlafen, Herr!"
Der Fremde hatte mehrfach durch abmehrende Gesten und ruhe-gebietende Mienen dem redseligen Mann abgewinkt, doch dieser hatte sich nicht beirren lassen; er schlurrte, geräuschvoll mit seinem Schlüsselbunde klappernd, zur Thürs hinaus und warf dieselbe unnöthig hart in's Schloß.
Bei dem Gcräusch mar die Dame erwacht.
Sie richtete sich halb aus ihrer liegenden Stellung auf. Bei der raschen Bewegung rollte ihr das zusammengewickelte Plaid unter dem Kopf fort auf die Erde.
Der Frenide hob dasselbe eilfertig auf und reichte es ihr galant hin.
„Ich bitte tausend Mal um Vergebung, meine Gnädigste", sagte er, den Hut ziehend, „es ist unverantwortlich von mir, daß ich Sie störe, aber es ist wirklich ohne mein Verschulden geschehen. Ich habe den Courier-Zug versäumt und erst hier erfahren, daß der Anschluß nach B. um halb 6 Uhr morgens" —
„Also ein Leidensgenosse", erwiderte die Dame, sich nunmehr ganz aufrichtend, „ich bitte sehr, sich's so bequem wie möglich zu machen. Auf viel Comfort werden Sie nicht rechnen dürfen."
„Ich habe Ihre Ruhe gestört!"
„O nicht doch, ich war schon mach!"
„Ich mache mir Vorwürfe, meine Gnädigste. Sie hatten erste Rechte auf diesen Raum!"
„O bitte, mein Herr, er ist groß genug für uns Beide!"
„Aber es muß peinlich sein für eine Dame, mit einem Manne zusammen —"
„Ganz und gar nicht, mein Herr. Der Raum bietet mir und einem Jedem Obdach, der das Unglück hat, auf einer solchen Station Stunden verbringen zu müssen. Das Peinliche weicht den Verhältnissen; wir wühlen uns die Situation nicht, mir ertragen sie nur!"
Sie hatte gute Haltung. Der Mann konnte nicht anders, als den Tact bewundern, mit dem sie die Sachlage kühl vräcisirte. Zudem hatte ihr Organ einen seltenen Wohllaut.
Es kam dem Manne der Gedanke, daß es am Ende nicht das Schlimmste sei, die Nacht in dem Wartezimmer der Station B. zu Verbringen.
Er hatte mit einem Blick auf den rothglühenden Ofen seinen weiten

Mantel aufgeknöpft, so daß die ganze Schlankheit seiner vornehm lässigen
Gestalt erkennbar wurde.
Er warf den Mantel und den weichen Hut, den er gehalten, auf
die Bank ihr zu Füßen, und begann, mährend er vor ihr stand,, den
Handschuh von seiner linken Hand abzuziehen.
Die Dame beschäftigte sich damit, ihr in Unordnung gerathenes
Lager wieder zurecht zu rücken.
„In meinein Handgepäck befindet sich ein Kissen; dars ich es Ihnen
anbieten, meine Gnädiges"
„O — ich danke Ihnen, Sie werden es selber brauchen können!"
„Ich versichere Sie, daß ich um so besser ruhen werde, wenn ich
Sie behaglicher weiß!"
„Sie sind zu liebenswürdig, mein Herr!"
„Gestatten Sie mir!"
Er trat zu ihr, und schob ihr das weiche Seidenkissen, das er von
einem Gepäck losgeschnallt, sorglichst unter den Kopf. Es berührten
dabei seine Hände unversehens ihr Haar. Es war weich und flockig.
Von welcher Farbe es wohl sein mochte?
Es war in dem Halbdunkel nichts zu sehen, nichts als die Umrisse
einer halbaufrechtsitzenden üppig schlanken Gestalt, und über den geschmeidigen
Halslinien ein kleines Köpfchen, aus dem zwei große Augen gespenstisch
hervorleuchteten.
Sie mußte schön sein — sehr schön. Der Mann zweifelte nicht
daran. Der Wuchs — die Stimme, das feine Lachen, das weiche Haar!
Sie mußte bezaubernd schön sein.
Welch' ein Glückszufall hatte seine Schritte geführt! Er mußte das
holde Geschöpf näher kennen lernen.
„Wollen Sie auch nach Be ?" fragte er, sich auf das Fuß-
ende der Bank niederlassend.
Sie schüttelte den Kopf.
„Ich habe es nicht so gut," antwortete sie einfach, „ich will nach
N !"
„Ach, nach Nau . . .?" Ein hübsches Städtchen?"
„Sie kennen es?"
„Ich mar 'mal dort zur Jagd!"
„So!"
Er schien mit dem kleinen „so" nicht zufrieden, genirte sich jedoch,
weiter mit Fragen in sie zu dringen. Um der Verlegenheit, die sich ein-
drängen wollte, zu entkommen, erhob er sich und nannte seinen Namen!
„Gestatten Sie mir, mich vorzustellen: Von Pahlen, Gutsbesitzer."
„Ich danke! Mein Name ist einfacher — ‚Lena Sunden!"
„Aeußerst angenehm, meine Gnädigste. Wollen Gnädigste länger in
Nau . . . bleiben?"

„Hoffentlich, Herr von Pahlen. Ich werde trachten dort eine Heimat
zu finden!"
„Eine Heimat!" Sein Blick glitt rasch an ihr hernieder. Sie mar
schwarz gekleidet „Gnädigste haben Trauer?"
„Nicht doch," entgegnete sie rasch, „das heißt, nicht unmittelbar. Ich
bin seit zwei Jahren eine Waise — eine ‚alte' Waise werden Sie denken!"
„Mein gnädiges Fräulein!"
„Ich bin seit zwei Jahren eine Waise, und seit dem Tode meiner
Eltern nirgends recht zugehörig. Doch — ich bin Ihnen fremd und " Herr von Pahlen beugte sich rasch vor.
„Ich bitte Sie, meine Gnädigste — ich versichere, daß es mich
lebhaft interessirt und daß ich discret bin!"
„Discret? O, mein Herr. Ich habe nichts in meinem Leben, was
Discretion herausfordern könnte. Ich mar lange Zeit Erzieherin bei Be-
kannten meiner verstorbenen Eltern, und nun komme ich zu Verwandten,
bei denen ich revräsentiren soll — wenn ich gefalle — für immer,
wenn nicht — um von Neuem heimatlos zu sein. Das Geschick theile
ich, glaube ich, mit Vielen!"
„Es ist traurig, mein Fräulein, und ich beklage Sie!"
„Ich danke Ihnen, mein Herr! Theilnahme thut wohl!"
„Und darf ich fragen, was Sie zunächst beginnen, wenn — wenn
Sie N. wieder verlassen?"
Sie ließ die Hände mit einer Geste der Hoffnungslosigkeit in den
Schooß sinken und schüttelte den feinen Kopf.
„Ich weiß es nicht, mein Herr, ich weiß es nicht!"
„Hm, hm!"
Der Mann erhob sich und ging einige Mal in dem Räume auf und ab.
„Herr von Pahlen!"
Er blieb vor ihr stehen.
„Die kleine Oellamve ist im Erlöschen. Sie riecht schon schlecht.
Wollen Sie sie nicht auspusten?"
„Gewiß — selbstverständlich!"
Nachdem er ihren Auftrag erfüllt, war es in dem kleinen kärglichen
Raum völlig finster geworden. Das einzige Licht, das in das Zimmer
siel, kam von dem Ofen her, der starke Gluth ausströmte.
Während der Mann sich der Bank wieder näherte, auf der das
Mädchen lag. kam ihm plötzlich das Gefühl einer Enttäuschung.
Er machte sich nicht klar warum, aber es siel ihm peinlich auf, daß
sie — die Dame es gewesen mar, die das Auslöschen der Lampe befohlen.
So waren sie nun allein — im Dunkel und in der Nacht.
Und sie? Sie lag auf der harten Bank so ruhig dahingestreckt wie
zuvor. Die Gestalt mar klein, offenbar klein und zart. Er hatte von jeher
zarte Weiber bevorzugt.

„Befehlen Sie noch eine Reisedecke, mein Fräulein, ich habe eine
bei mir?"
„Ich danke — nein. Mir ist sehr warm!"
Er ließ sich, während Frage und Antwort sielen, wieder auf die
Bank zu ihren Füßen nieder. Wie fatal, daß es so finster war, daß
er von dem schmalen Gesichte nichts, gar nichts sehen konnte. Ha! ein
Einfall!
Wenn er rauchte! Er würde dann mindestens mit dem Zündhölzchen ^
„Gestatten Sie, daß ich rauche?"
Sofort richtete sie sich auf.
„Ich bitte — nicht. Ich — ich vertrage den Rauch nicht!"
„Ach!" -
Sie mar in der halbaufgerichteten Stellung geblieben. Bei der Be-
wegung die sie gemacht, rollte die Decke, welche über ihren Knien lag, etwas
herunter. Sie haschte rasch nach derselben.
Zugleich mit ihr hatte auch Herr von Pahlen zugegriffen, und so
geschah's, daß er unvermuthet ihre Hand in.der seinen hielt. Welch' ein
Glück!
Er hielt sie mit festem Griff umschlossen, während fein Auge in der
Finsterniß versuchte, das ihre zu treffen.
„Mein Herr!"
Bei diesem erschreckten Ausruf ließ er ihre kleinen Finger seiner Hand
entgleiten, und Lena ließ sich wieder auf die Bank zurücksinken wie um
zu schlafen.
Anders der Mann! Ihm mar der Schlaf fem. Draußen siel der
Regen hernieder. Die Tropfen trommelten gegen die verhängten Fenster-
scheiben, und ein unangenehmer Wind umvsiff den kleinen Raum. War
es auch innen kalt? Ihn fröstelte, trotz des eisernen Ofens, der — das
gewahrte er erst jetzt — schwarz geworden mar.
„Ich werde Feuerung nachlegen. Die Gluth im Ofen hat nach-
gelassen," sagte er halblaut, wie in Vesorgniß sie ^u stören.
Sofort schoß sie in die Höhe.
„Ich bitte Sie, mein Herr! Es ist so warm hier!"
„Warm?"
„Ja. Außerdem — außerdem ist es gesünder, in nicht heißem
Raum zu schlafen!"
Der Mann ließ das Holzscheit, das er in der Hand hielt, wieder
zur Erde fallen und kehrte auf feinen Platz neben dem Mädchen zurück.
„Gestehen Sie mir zu, daß ich folgsam bin, Fräulein Sunden!"
„Folgsam! O mehr. Sie sind ein Cavalier!"
„Sie sagen das so überzeugend, als ob Sie es meinten!"
„Zweifeln Sie an mir, Herr von Pahlen?"

Der Mann klemmte trotzdem es dunkel mar, sein Monocle in's linke
Auge ein, bevor er leise zu trällern anhub:
»Ach wie so trügerisch
Sind Weiberherzen I
Ich, meine Gnädigste, habe merkwürdige Erfahrungen mit Frauen
gehabt. Schmeichlerisch sind sie Alle. Das liegt so drin!"
„O, das ist schäde!"
„Wie sagten Sie?"
„Ich bedauerte, daß Sie so häßliche Erfahrungen gemacht haben. Wie
sollte man etwas andres sagen als man denkt?"
Herr von Pahlen sah die Sprechende starr an. Es war dunkel.
Trotzdem aber leuchteten die Mädchenaugen zu ihm auf mit fast unheimlich
gradem Blick.
Frl. Sunden," rief er aus — „mein Fräulein!"
„Herr von Pahlen!"
„Sagen Sie — gehen Sie gern zu Ihren Verwandten nach N.?"
„Gern? O mein Herr, ich sagte ihnen ja, daß ich einer Ungewißheit
entgegengehe!"
„So gehen Sie nicht dorthin! Thun Sie's nicht!"
„Ich verstehe nicht, mein Herr —"
„Sehen Sie mein Fräulein, ich bin Ihnen fremd — hier in der
Nacht zu Ihnen hereingemeht von einem naßkalten Ostwind. Ich stehe
hier vor Ihnen, ein mildfremder Mann, der für sich nichts in die Wag-
schale zu legen hat als seine Personalien — so klar und wahr, wie sie
eben sind. Meinen Namen kennen Sie. Ich bin Gutsbesitzer, lebe in
Schlesien. Ich bin 34 Jahre alt — in guten Vermögensverhältnissen und
frei. Habe auf der Welt keine Angehörigen, keinen, der an mir hängt
oder dem ich verpflichtet bin. Ich fühle mich zu Ihnen hingezogen. Ich
frage Sie — wollen Sie Ihre Verwandten in N. lassen? Wollen Sie
mit mir gehen — mir folgen als mein Weib?"
„Herr von Pahlen!"
„Es ist Nacht — es ist dunkel — mir sind allein — wir sind uns
fremd, und doch lebt in uns em göttlicher Funke, der uns antreibt, der
uns leitet, der in unseren Seelen spricht: ich will oder: ich will nicht.
Lena — ich will; ich liebe Sie — Sie sollen an meiner Seite ein
gutes Loos finden; sprechen Sie — was antworten Sie mir?"
«Ich ^ o mein Herr — ich finde keine Worte. Ich bin über-
rascht. Wie können Sie mir dieses sagen, ohne mich zu kennen?"
„Ich kenne Sie. Mein Herz hat Sie erkannt!"
„Aber Sie missen nicht einmal, wie ich aussehe!"
„Was thut das? Was sind Aeußerlichkeiten? Ob Sie blond sind
oder braun — Sie werden dadurch nicht weniger liebenswerth!"
„Aber es ist unnatürlich, es ist gegen alle Usance —

„Lena!"
„Sie können mich nicht wählen — im Dunklen, in der Nacht, ohne
zu wissen. Nein,, es ist unmöglich. Sie sind thöricht. Sehen Sie, der
Morgen wird kommen — Sie werden mich sehen. Wenn Sie mir dann
Ihren Antrag wiederholen — dann Herr von Pohlen — dann sag ich Llt.
Aber jetzt im Dunklen, da Sie von einem Gefühl des Mitleids geleitet
sind — Sie würden im Morgengrauen bereuen — nein dringen Sie
nicht weiter in mich!"
„Lena, wollen Sie klug sein in dieser Stunde? Wollen Sie über
das sprechen, was sich nur fühlen läßt?"
,,J«, Herr von Pahlen, das muß ich. Ich muß vernünftig bleiben.
Ich bin nicht sehr klug. Glauben Sie's mir, aber ich weiß, daß Männer
mit den Sinnen lieben. Wenn Sie mich sehen, werden Sie von Ihrem
Beschlüsse abstehen. Ich bin nicht schön, mein Herr!"
„Sie sind's — Sie sind's!"
„Ich bin's nicht, leider nicht, wiewohl ich Anspruch darauf hätte,
denn die Schönheit ist ein Erbtheil meiner Familie. Meine beiden
Schwestern sind Schönheiten. Sie sind verheirathet und wohl situirt.
Wäre ich ihnen gleich gewesen! Einmal, als halbes Kind, nahm ich einen
Anlauf zum Schönmerden — so sagte man. Dann aber kam die schwere
Krankheit, die mein Schicksal auf immer besiegelte. Meine Chancen,
einem Manne zu gefallen — sanken dahin. Ich bin ehrlich gegen Sie,
Ich übe eine Uebermindung, indem ich Ihnen das Alles sage, denn, mein
Herr, Sie wissen nicht, was es für mich bedeuten könnte, dürfte ich Sie
heute beim Worte nehmen!"
„Sie sollen's — Sie können's — Sie dürfen's!"
„Und ich thue es dennoch nicht," fuhr Lena mit unerfchütterter Ruhe
fort, „ich warte den Tag ab."
„Es ist lang bis dahin —"
„Lang? Herr von Pahlen, mir werden schlafen und die Zeit wird
unbemerkt dahinziehen."
„Und weshalb, wenn Sie sich zu mir hingezogen fühlen, wollen Sie
die Entscheidung hinausschieben?"
„Weshalb? Um gerecht gegen Sie zu sein, mein Herr, um Sie nicht
beim Wort zu nehmen in der Nacht und Ihre Reue zu sehen, wenn der
Tag kommt. Sie werden mich, wenn Sie mich sehen — nicht wollen!"
„Wie können Sie so etwas von mir denken, Lena?"
Sie sprach ihre Antwort leise sinnend.
„Sie sind ein Mann, Herr von Pahlen, und Männer lieben mit den
Augen. Es spielt dabei die Eitelkeit eine große Rolle. Ein Mann will
stolz sein auf seine Frau. Auf mich, mein lieber Herr von Pahlen, würden
Sie nicht stolz sein können!"
„Sie täuschen sich, M'in Fräulein. Sie täuschen sich, Lena! Ich

würde Sie lieb haben und hegen mein Lebelang — selbst für den Fall
daß Sie meinem Schönheitsideal nicht entsprächen!"
„So bilden Sie eine Ausnahme von Ihrem Geschlecht?"
„Wahrscheinlich. Vergessen Sie nicht, daß ich kein Jüngling mehr
bin, der voreilig einen Entschluß faßt.
„Nein, sondern ein Mann, der die Konsequenzen vielleicht tragen
und es mich aus Schonung nie empfinden lassen wird, wenn er bemerken
muß, daß in seinem Bekanntenkreis die Frau nicht zur Geltung kommt!"
Herr von Pahlen erhob sich. Er stand vor ihr in seiner ganzen
schlanken Höhe und breitete die Arme weit aus. „Lena," sagte er ernsthaft,
„Lena, ich sagte Ihnen schon, daß ich ein freier Mann bin nach jeder
Richtung. Ich habe keine kleinliche Eitelkeit. Meine Frau heirathe ich
für mich und nicht zum Vorzeigen in Freundeskreisen. Verscheuchen Sie
Ihre Bedenken, Lena!"
„Auf morgen, mein Freund!"
„Also unerbittlich, Lena?"
„Unerbittlich, aber — wie es auch kommen mag — dankbar, von
ganzem Herzen dankbar für den hellen Lichtschein dieser Nacht!"
„Lena, Lena!"
„Auf morgen, mein lieber Reisegefährte — und auf länger — wenn
Sie morgen denken wie heute!"
„Ich werde immer fo denken, theures Mädchen!"
„Gute Nacht denn, und bis morgen!"
„Gute Nacht Lena, liebe Lena!"
Sie streckte und reckte sich ein wenig und wandte ihren Kopf zur
Seite. Als er einige Schritte that wie um sich von ihrer Seite zu ent-
fernen, schob sie ihm rasch ihre kleine Hand hin.
„Wiederholen Sie das," bat sie mit leiser müder Stimme, und der
Mann beugte sich über sie und küßte die kaltgeivordenen schlanken Finger.
„Schlafe süß, liebe, liebe Lena!"
„Gute Nacht!" hauchte sie, seine Hand nunmehr mit der andern be-
deckend und Dank — Dank!"
Der Mann trat von ihr fort. Er wählte eine ihr nahe gelegene Bank,
um den Rest seiner Nacht ruhend zu verbringen.
Nachdem er mittelst Plaid und Ueberzieher sein Lager bereitet, zog
es ihn immer wieder hin zu der Bank des Mädchens, das so still und
ruhig ausgestreckt lag, als schützten sie tausend Schlösser und Riegel. War
sie so sicher? War es fo gefahrlos mit ihm, dem Lebemann dem Weiber-
freund —
Sie war sehr reizvoll, dieses stille Geschöpf — anders als alle die
Damen, mit denen er näher und leichter bekannt war.
Ja — Lena mar reizvoll. Die Augen, der Wuchs, die merkwürdige
einschmeichelnde Stimme!

„Auf morgen!" hatte sie gesagt.
„Wohl denn — morgen!"
Mit diesen und anderen Gedanken schlief auch er endlich auf seiner
Bank ein, und in dem kleinen Wartezimmer wurde es still; beide
Reisende fanden die kurze Ruhe, der sie nach der erregten Stunde bedurften.
5 si-
ch
Die Nacht zog still dahin und Lena öffnete bei dem rauhen Anruf
des Bahnwärters die schlaftrunkenen Augen und sah sich frostschauernd um.
„Was ist?" fragte sie.
„Auf, meine Dame — Ihr Zug nach N.!"
Nach N.? Was sagte der Mann? Sie richtete sich auf und blickte
verwirrt um sich.
Wo mar sie? Ach ja. Der Bahnhof — kein Anschluß — im Warte-
zimmer übernachten — einfeuern — sie sollte ganz ungestört bleiben und
dann —
Dann — wie mar doch das Alles gewesen? Der häßliche kärgliche
Raum — die Holztische — die eingetrocknete Oellampe, der kalte eiserne
Ofen und auf der nahen Bank und sonst — sonst —
Sie faßte mit einer raschen nervösen Handbemegung nach ihrem Kopf.
Das Haar mar wirr. Ihre Wange war kalt.
„Wie spät ist es?" Sie hörte nicht auf die Antwort des biederen
Beamten, sie sehnte sich nur nach dem Klang einer menschlichen Stimme.
„Halb sieben. Zug nach N. — Abfahrt in 18 Minuten."
Noch einmal ging ihr Auge über den Raum.
Alles leer. Sie war allein.
Mit einer scheuen angstvollen Hast hielt sie den Wärter auf.
„Der Herr?" fragte sie zagend, „der mit mir hier übernachtet hat?'
„Den habe ich um halb sechs geweckt. Hat den Frühzug benutzt nach
Be . . . . !" Der Beamte mar gegangen.
Sie schloß mit zitternder Hand ihr Vorhängetäschchen und nahm daraus
einen kleinen Handspiegel, den sie in der linken Hand hielt, um sich mit
der Rechten ihr wirres Haar zu ordnen.
Während sie in das Glas hineinsah, löste sich die Gespanntheit in
ihren Zügen. Eine eigene Wehmuth zog darüber hin. Es war ein spitzes,
von Pockennarben überscites Gesichtchen, das zu ihr zurücksah, ein Frauen-
gesichtchen ohne Reiz und ohne Chance.
Sie hielt den Spiegel vor sich und athmete tief auf, dam, nicke sie
mit traurigem, wehem Ausdruck ihrem unschönen Spiegelbilde zu, bevor sie
sich erhob und ohne einen Laut — ja ohne einen Seufzer das Warte-
zimmer verließ.
Ja, der Tag — der Morgen!
„O, wäre es Nacht geblieben!"

Illustrirte Bibliographie.

Im Hochgebirge. Wanderungen von Dr. Emil
Zsigmondy mit Abbildungen von E. T. Comvton.
Herausgegeben von K. Schulz, Leipzig. Verlag
von Duncker K Humblot. 1889.

m 6. August 1885 stürzte der Verfasser des vorliegenden Werkes
bei einer Bergbesteigung in den Alpen Frankreichs
von den Felsen der Meise und fand dabei seinen Tod.
Dieses traurige Ereignis; rief
gerechtes Bedauern in der
ganzen gebildeten Welt her-
vor, umsomehr, als es sich
hier nicht um einen waghal-
sigen Bergfex handelte, den
die Eitelkeit, die Sucht von
sich reden zu machen, auf die
Höhen der Alpen getrieben
hatte, sondern tiefinnerste Be-
wunderung der großartigen
Natur, echter wissenschaftlicher Drang, reiner Forfchungstrieb,
und als der Verunglückte die Jünglingsjahre noch kaum über-
schritten hatte.

0r, Emil Zsigmondy wurde am 11. August 1861 in
Wien geboren, genotz unter Leitung seines Vaters, des vor-
trefflichen bekannten Arztes, eine sehr sorgfältige Erziehung,
durch die vor Allem die Liebe zur Natur geweckt und gepflegt
wurde, und widmete sich, nachdem er 1879 mit Auszeichnung
die Abgangsprüfung auf dem Gymnasium bestanden hatte,
dem Studium der Medizin. 1884 erfolgte seine Promotion
zum Doctor der gesummten Heilkunde, 1885 wurde er zum
k. k. Oberarzt der Reserve ernannt. Er besuchte darauf die
chirurgischen Kliniken in Prag, Leipzig, Halle, Berlin, Kopen-
hagen, Amsterdam, London, Paris und erhielt nach seiner

Nückkehr die Stelle als Operateur
in der chirurgischen Klinik des Professors Albert in Wien. „Gründliche tbcoretische Bildung und praktisch» Geschick- — so urtheilt sein Freuns K.Schulz — „hatten ihm diese Aus- Zeichnung vor anderen Bewerbern verschafft. Sicher uns gewandt »erstand er Krankheitsbilder und Präparate zu zeichnen und mehrere Operationen hauc er schon mit Glück ausgeführt. Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters, sowie eine eiserne Ausdauer verbanden sich bei Emil mit einem idealen Sinn und einer feurigen Begeisterung für alles Gute und Schöne. Offenheit, Freundlichkit uns große Herzensgüte gesellten sich jenen Eigenschaften bei und vollendeten das BW eines liebenswürdigen und edlen Menschen. Emil war ein vortrefflicher Sohn, Bruder und Freund uud im reichsten Mähe wandten sich ihm Liebe und Freundschaft zu.' So stand er am Beginn eines hoffnungsreichen Lebens, als ihn der Tod in seinem 24. Jahre den Seinen und der Wissenschaft entriß.

Schon frühzeitig hatte er, gewöhnlich in Gemeinschaft mit seinein Bruder, bald mit, bald ohne Führer,«.» strengende und gefährliche Bergbesteigungen ausgeführt, denen stets sorgfältige Studien voraufgingen undfolgten. IWZveröffcntlickte er seinen ersten Aussatz in der alpinen Zeitschrift: »Der Tourist-, tüu Beschreibung der schmierigen Tour auf den Ortler vom Hochjoch aus. Ihr folg«« in den nächsten Jahren die kühnen Fahrten in den Dolomiten und in den Wallis Bngen; eine große Anzahl von Gipfeln in dem weiten Alpenkranz vom Hocksckwa. bis zum Dauphins hat er bestiegen, darunter beinahe 100 Gipfel über S««U Meter,

„Durch die mehr als zehn Jahre hin-
durch fortgesetzten Wanderungen" sagt sein
Freund Schulz, „hatte Emil Zsigmonoy,
der kräftig und gesund, obwohl mir mittel-
groß und schmächtig war, sich eine außer-
ordentliche Leistungsfähigkeit, ein klares
und sicheres Urtheil und eine seltene Kennt-
nifz der Alven nnd ihrer Naturgewalten
erworben. Er war unstreitig einer der hervorragendsten und einsichtsvollsten Alven-
nisenden und Bergsteiger, die jemals gelebt haben."

Die Erfahrungen und Beobachtungen, die er auf seinen Hochtouren gemacht,
faßte Zsigmondy in dem allen Alpenfreunden wohlbekannten Buche über die Gefahren
der Alpen zusammen, das im Frühjahr 1885 erschien und ein Jahr später in'S
Französische übersetzt wurde.

DaS vorliegende Werk umfaßt die Wanderungen des Verfassers in den Emsthaler
und Zillerthaler Alven, in den hohen Tauern, dem «tubai, den Dolomiten, dem
Ottlergebiet, in der Adamellogruvpe, im Engadin, in den Walliser und Berner Alpeu
und dem Dauphins.

Zsigmondy erzählt schlicht und einfach, mit einem Anflug von Humor, dabei
höchst anschaulich und fesselnd; mit «nem Worte: man gewinnt den Verfasser lieb.
Das Werk ist von der Verlagshandlung prächtig ausgestattet: die zahlreichen
Abbildungen von Kiinftlerhand gewähren dem Beschauer einen wahren Hochgenuß und
erwecken herrliche Erinnerungen in Jedem, der die Alpcnwelt jemals betreten hat.
Ein vortreffliches Portrait des Verfassers bildet den Eingang.

Indem wir dieses Prachtbuch jedem Naturfreunde auf's dringendste empfehlen,
schließen wir mit den Worten des Herausgebers: „So mögen die Schilderungen
Srnil Zsigmondys hinausgehen und Freunde finden, nicht wegen der kühnen Thaten
und muthigen Klettereien, von denen sie berichten, sondern weil sie der Spiegel eines
liebenswürdigen und edlen Herzens, eines tiefen Naturfilmes und eines reinen
GemütheS sind. Klar wie die Seen der Alpen und rein wie die Luit, die auf den
Gipfeln weht, tritt uns der Charakter des Erzählers entgegen. Nur ein idealer
Sinn kann die Alpenwelt mit solcher Begeisterung in sich ausnehmen und so liebens-
würdig und bescheiden von dem erzählen, was Andere vor ihm niemals erreichten."

Tüdslavische Volkslieder.

Gesammelt von Prof. Kuha5. 4 Bände (80« Seiten enthaltend).
Agram. Verlag von Lav. Hartmann (Kugli K Deutsch).

Die ureigenste Musik eines Volkes vild,n seine Lieder, die Volkslieder. Ihr
Entstehen und ihr Verbreiten hat noch Niemand ergründet: „sie werden" — sagt ein
treffendes Dichterwort — „nicht gemacht, sie wachsen, fallen aus der Luft, fliegen über
Land wie Mariengarn, hierher, dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich ge-
sungen!" Unter keinem Volk aber steht die Musik mit dem Volksleben in so innigem
Zusammenhang, als bei den Südslaven, und nirgendswo sonst also erscheint sie als ein
so starker Bebelf, das GemüthS- und Geistesleben zu ersorschen, als bei ihnen. Die
Sloven find überhaupt ein sangcsfrendiges Volk und gerade bei ihnen spiegelt das

Volkslied ihre Sitten und ihre Gebräuche, ihre Freuden und Leiden, ihr Träumen
und ihr Hoffen mit voller Treue wieder. Der Slave, sei er Bulgare oder Pole, Czeche
oder Croate, Slavone oder Serbe, singt immer und überall; er singt, wenn er lustig,
er singt, wenn er traurig ist, er singt, mag er lieben oder trinken, beten oder tanzen,
arbeiten oder müßig gehen, er singt im Hause und auf dem Felde, in der Kirche und
in der Schenke, und seine Lieder sind ihm ein um so kostbarerer Schatz, den er ebenso
treu behütet als feine nationale Tracht und das Andenken an seine nationalen Helden,
als sie zugleich das geistige Band zwischen den zahlreichen Gliedern der großen slavischen
Mutterfamilie bilden und in diesen einzelnen Gliedern das Bewußtsein der Zusammen-
gehörigkeit stärken. Wir Deutsche müssen einmal mit den slavischen Thatsachen rechnen :
wird auch schon vorgesorgt werde», daß die slavischen Bäume nicht in den Himmel
wachsen, wir können und dürfen nicht übersehen, daß das Slaventhum, das gekämmte
und das ungekämmte Slaventhum, ein Factor ist, mit dem gerechnet werden muß.
Alle bedeutenden Culturhistoriker haben, aus dem bereit? angeführten Grunde,
dem slavischen Volkslied« von jeher ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, seloftoer»
ständlich zunächst den Liedern der mächtigsten und volkreichsten slavischen Stämme. Die
Volkslieder der Russen, der Polen, der Czechen sind längst gesammelt und auch die
volksthümlichen Dichtungen der Croaten und Serben sind uns nicht unbekannt, aber eine
vollständige Zusammenstellung des Liederschatzes der Südflavcn ist uns erst jetzt geboten,
seit Prof, Kuh«/ in Agram in 4 starken Bänden nicht blos mehr als 1600 ihrer Lieder
verzeichnet, sondern sie auch in die entsprechende musikalische Form gebracht hat. Die
Sammlung ist das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens und hat nur mit den größten
persönlichen Opfern zu Stande gebracht werden können; wohl votirte die südslcwische
Akademie der Wissenschaften eine einmalige Unterstützung von 2(XX1 fl., aber die klein-
liche Kirckthurms-Eifersüchtelei, welche die Serben auf die Croaten, die Eroaten auf
die Serben scheel herabblicken läßt, hielt jede weitere Hilfe hintenan und es gehörte die
ganze selbstlose Begeisterung Kuhav'S dazu, sein Werk zu Ende zu führen, welches nach
seiner Absicht auf der Grundlage der Volksmelodieen die Nationalnmsik der Südslaven
weiterbilden, die sämmtlichen südslavischen Stämme zu einem einzigen MufikvolK
vereinigen und damit zu einem südslavischen Styl gelangen soll, der der Weltmusik als
neues Material sich zuführen lasse.
Die Nationalmusik zu einem Theil der Weltmusik zu gestalten, d. h. derjenigen
Musik, an welcher alle Völker der Erde Theil haben, das ist der leitende Gedanke des
Unternehmens. Nicht als eine niedere Gattung der Weltmusik denkt er sich die National-
musik, sondern als einen werthvollen Factor der Weltmusik, dem die Möglichkeit geboten
werden soll, in seiner Sphäre zur höchsten Entfaltung zu gelangen. Wie man durch
die Eroberung einer fremden Sprache den Gesichtskreis erweitert und eine ganz andere
Weise der Bezeichnung der Dinge gewinnt, in denen eben eine andere Seite ihres
Wesens oder doch wenigstens die.Formung und Beherrschung des Denkstoffes hervor-
gehoben ist, so ist es auch auf dem Gebiete der Musik. Nur muß, wie dort die zu
erlernende Sprache eine originale und nicht ein bloßer Dialect zu sein hat, hier die
volle Eigenthümlichkeit vorhanden sein, die ihr einen selbständigen Charakter aufdrückt
und dazu sind in der südslavischen Musik alle Bedingungen gegeben, individuelle Materie,
individuelle Form und individuelle Farbe. Die südslcwische Musik ist vhcmtafiercich,
voll des tiessten und innigsten Gefühls und doch sinnlich dabei, den Gegenstand, den sie
behandelt, immer scharf charakterisirend, daher nach Umständen idyllisch, naiv oder
kriegerisch, freilich der übrigen Welt gegenüber fragmentarisch, eine Geheimsprache, die
nur der Südslavc ganz zu verstehen im Stande ist, immer aber von sittliäxm Anstände.
Wohl ist sie verwandt mit der nordslcwischen und speciell mit der russischen Musik, aber
doch nicht näher verwandt als etwa die französische mit der italienischen.
Wird es indeß möglich sein, kann man fragen, wirklich alle Südslaven zu einem
einzigen Musikvolk zu machen und also einen südslavischen Styl zu schaffen? Sind nicht
die Südslaven staatlich und politisch, sind sie nicht confessionell und selbst sprachlich aus»
einandergerissenZ Es wird möglich sein. Wir haben eine deutsche und eine italienische
Musik, nicht eine aparte preußische, bayrische, süddeutsche, nicht eine verschiedene römische,
toskanische, siciliaichche Musik. Die staatlichen Interessen, besonders Deutschlands,
mögen zu Zeiten noch so weit auseinander gegangen sein, auf dem Gebiet der Literatur
und Musik sind alle deutschen Stämme jederzeit zusammen marschirt. Was in Deutsch-
land und Italien geschehen konnte, wird auch anderswo zu erreichen sein. Die intellec-

tuelle wie die materielle Kraft der einzelnen südslavischen Glieder ist nur eine geringe; eine rein kroatische, serbische, bulgarische, slavonische Nationalmusik wird es nie geben können. Aber die geeinten Glieder können eine Nationalmusik um so sicherer haben, als sie sprachlich nicht gehindert sind, sich zu einigen, als ihre Dialecte nicht mehr von einander abweichen, als die vier Hauvtdialecte der Italiener, und als die Dialecte der Oesterreich», der Preußen, der Niedersachsen, der Schweizer und selbst der Holländer. Wie dem aber auch sei, die in Rede stehende Liedersammlung darf eine hervorragende musikwissenschaftliche Bedeutung in Anspruch nehmen und sie fordert das höchste Interesse aller musikalischen Kreise heraus. In 25 Abtheilungen bringt sie Liebeslieder, weibliche Lieder, spinn-. Ernte-, Sagen-, Wiegen- und andere Kinderlieder, Trauerlieder, mythologische Lieder, Koleda-, Pfingst-, Johannes- und religiöse Lieder, Tanz- und Spiellieder, humoristische Lieder, Hochzeits-, Kriegs- und patriotische Lieder, Balladen, Bettler- und Reiselieder, dramatische Gesänge und endlich frenide Melodien, die daS Bürgerrecht erlangt haben und mit slavischem Text gesungen werden. Beitreten in der Sammlung sind Slavonien, Kroatien, die Militairgrenze, die Ba> sa, daS Banat, Serbien, Bulgarien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien mit seinen Inseln, das kroatische Küstenland, Krain, Kärnthen, Steiermark und das westliche Ungarn! alle Lieder find mit Clavierbcgleitung versehen, deren Oberstimme die Melodie wiedergiebt. So sorgsam ist Alles gearbeitet, daß selbst die Tempi genauer bezeichnet sind. Gustav Weisbrodt.

Musikalisch

Der Knhrer durch die Over des Theaters der Gegenwart, Text, Musik , und sceue erläuternd. Von Otto Neitzel. 1. Band, erste Abtheilung. Leipzig, A, G. Liebeskind.

D« Führer durch die Oper schließt sich nach Form und Inhalt dem vor wenigen Jahren in demselben Verlage erschienenen .Führer durch den Concertsaal" von Hermann Kregschmar würdig an. Der erste Band behandelt die Gluckschen Opern < Orpheus, Armida und die beiden Iphigenien). Mozarts Hochzeit des Figaro, Don Juan. Zauberflöte, Entführung und Cofi Km tutti und Beethovens Fidelis. Jedes dieser Werke ist in nahezu erschöpfender Weise analusirt. Die beigegebenen historischen Einleitungen enthalten zwar nicht wesentlich Neues, fassen aber das bereits Bekannte und Gesicherte übersichtlich und in geschmackvoller Diction zusammen. Die zahlreichen Notenbeisviele machen es auch dem Laien möglich, in die Feinheiten der Kompositionen einzudringen und sich ein klares Bild von dem eigenartigen Schaffen der einzelnen Tonsetzer zu machen. m.

Geschichte SeS Musik» nnd Koneert» Wesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart von Josef sittard. Altona und Leipzig. Verlag von A. C. Reher.

Gestützt auf mühsame und umfassende Quellenstudien entrollt Sittard ein rm-

>e Literatur.

schauliches Bild des Musilwesens in Ham-
, bürg. Die beiden ersten Capitel behandeln

, die fahrenden Svielleute, die Stadt-
trompeter, die Rathsinusikantcn, die Roll-
nnd Grün-Mnsikanten nnd die Caittoren
nnd Musikdirektoren an den Kirchen und
Schulen. DaS dritte Eavitel ist dem
Concertwesen von 1719—1761, gewidmet;
im Mittelpunkte dieser Epoche steht der
mehr fruchtbare als originelle Komponist
Georg Philipp Telemami. Im nächsten
Abschnitt wird die weitere Entwicklung
des ConcertmeseuS bis 1830 geschildert.
Die beiden Schlußkavitel beschäftigen sich
mit den Eoncertunternehmungen und
Eoncertgesellschaften von da an bis zur
Jetztzeit. Sittard hat es verstanden aus
den zum Theil recht spärlich vorhandenen
'Materialien ein Werk zu schaffen, welches
den Musikhistoriker ebenso befriedigt, wie
den kunstliebenden Dilettanten. «K.

Zur Geschichte der Musik und des
Theaters am WKrttembergischen
Hofe. Nach Originalquellen von
Josef Sittard. Erster Band,
Stuttgart. Verlag von W. Kohl-
Hammer.

Die Absicht des Verfassers, ein zu-
sammenhängendes fortlaufendes Ganzes zu
bieten und demselben durch Hereiiizieinmg
des kultur- und literarhistorische» Elements
eine Form zu geben, welche auch den der
Musik ferner stehenden Kreisen ein größeres
Interesse abgewinnt, darf nach dem vor-

liegenden ersten Bande, welcher die Zeit
von Herzog Ulrich bis zum Tode des
Herzogs Eberhard Ludwig (1498-1733)
umfaßt, als verwirklicht angesehen werden.
Stuttgart war namentlich im 16. Jahr-
hundert im Gegensatz zu andern deutschen
Höfen, an welchen hauptsächlich Nieder-
länder und Italiener in musikalischen
Dingen den Ton angaben, ein Sammel-
punkt deutscher Meister. Sittard ist es
gelungen, in den Stuttgarter Archiven
eine Menge historischer Documcnte zu ent-
decken, vermöge welcher wir über die
näheren Lebensverhältnisse hervorragender
deutscher Musiker, die uns bisher nur durch
wenige Tonsätze bekannt waren, in über-
raschender Weise aufgeklärt werden. Unter
den Spezialforschungen der Neuzeit nimmt
Sittards Buch eine hervorragende
Stelle ein.

Die Physiologie der Tonkunst. Von
Dr. Eugen Dreher. Halle a. d.
Saale. C. E.M. P fcffer (Robert
Stricker).

Der Verfasser lehnt sich an Helmholtz'
Lehre von den Tonempfindungen an, giebt
jedoch nicht wie dieser eine vollständige
Theorie der Harmonie, sondern bemüht
sich, den physiologischen Gesetzen nachzu-
spüren vermittelst welcher ein Tondichter,
bewußt oder unbewußt sein Schaffen regelt.
Der Begriff „physiologisch- ist im weitesten
Sinne genommen und schließt zugleich den
der Psycho-Physik oder Psycho-Physiologie
mit ein. Das anziehend geschriebene Buch
ist nicht leicht und flüchtig zu lesen, sondern
langsam und gründlich zu studiren. m.

»ändernde Melodien. Eine umfi>
kalische Studie von Wilhelm Tap-
pe r t. Zweite vermehrte und verbesserte
Auflage. Leipzig, Li st ^Francke.

Der Verfasser als gründlicher Musik-
forscher in Fachkreisen wohl bekannt und
geachtet, weist an der Hand eines reichen
Materials nach, wie eine Anzahl von
Melodien sich durch Jahrhunderte in immer
neuer Umbildung erhalten und fortgepflanzt
haben. Musikalische Leser werden in der
anregend geschriebenen Broschüre vielNcueS
! und Interessantes, hin und wieder aller-
dings auch manche gewagte Hypothese
I finden, sd.

Bibliograph?

Lehrbuch der Geschichte für die
oberen Klaffen höherer Lehran»
stalten. Von Or. H e r m a n n I a e n i ck e.
(I. Theil. Pensum der Unter» und Ober-
secunda, II, Theil. Pens, der Unter- und

Oberprima). Breslau, Verlag von
Eduard Trewendt 1890.
Ein allgemeiner Vorzug des genannten
Werkes besteht in der Form, in der les-
baren Darstellung. Wir sind nämlich wie
einige Fachlehrer nicht der Ansicht, daß bei
einem solchen Lehrbuch dem Lehrer wenig
oder nichts zu thun übrig bleibe. Welche
Aufgabe für ihn, die Gedanken des Buches
in frischem, packendem Vortrage, wie es
seinem Charakter eben entspricht, den
Schülern nahe zu bringen! Welche Auf-
gabe andererseits, den so gebotenen Stoff
durch Frage und Antwort zum bleibenden
geistigen Besitz ter Schüler zu machen!
Wohl ihm, dem dieses schwere Werk in
zwei, höchstens drei Stunden wöchentlicher
Arbeit durchzuführen gelungen ist. — Wir
verzichten übrigens an dieser Stelle aus-
drücklich darauf, die Nachtheile jener Bücher
aufzuzählen, die in ihrer skelcttartigen Form
sche Notizen.
alles dem Vortrage des Lehrers und der
— häusig oder meistens schlechten Naä?
schrift — des Schülers überlassen muffen.
Im besonderen ist dem Theile der
alten Geschichte nachzusagen, daß mehr
Nachdruck auf eine sachliche Kritik gelegi
ist, wie es sonst in Schulbüchern der Fall
zu sein pflegt. Wir glauben auch mit dem
Verfasser, daß es den Schülern der oberen
Clnssen nichts schadet, wenn sie durch einige
kritische Bemerkungen darauf hingewiesen
werden, wie so manche kindlich fabulirende
Erzählungen in der alten Geschichte leickt
in nichts zerrinnen. Dem Quellennachweis
legen wir vom Standpunkt der Schule
keinen besonderen Werth bei; indessen
schaden kann er keineswegs, und mancher,
der sein Lehrbuch liebgewonnen, wird viel-
leicht nach der Schulzeit noch auf dasselbe
zurückgreisen, um sich sagen zu lassen, wo
er diese oder jene geschichtliche Frage quellen-
mäßig erörtert finden kann.
Im zweiten Theile des Buches, dem
Mittelalter und der Neuzeit, sieht natur-
gemäß die deutsche und später die brandeu-
burgisch-prcußischc Geschichte im Mittel»

punkte der Darstellung, und die außer-
deutschen Verhältnisse werden, wenn mir
richtig sehen, mit Recht nur soweit erzählt,
als sie bestimmend auf die deutschen Dinge
eingewirkt haben, oder doch geeignet sind,
die eigenartigen Geschicke Deutschlands
besser verstehen zu lassen. Einzelne An-
merkungen sachlicher oder erklärender Art
unter dem Texte sind mit Dank hinzu-
nehmen.
Alles in allem, wir haben hier ein
Lehrbuch und gleichzeitig ein Lesebuch der
Geschichte, wie schon am Anfange dieser
Erörterung angedeutet. Ans diesem Grunde
werden auch diejenigen das Werk mit Er-
folg um Rath fragen können, die in kurzer,
frischer Darstellung in irgend einer Periode
der Geschichte einen orientirenden Ueber-
blick wiedergewinnen wollen, den sie bei
harter Berufsarbeit verloren haben. —
Druck und Ausstattung des Werkes
sind recht gut. «-ll.
RaturaliSmnS, Nihilismus, Joe«»
liSmnS in der russischen Dichtung,
Literaturhistorische und kritische Streif-
züge von Erwin Bauer. Mit S
Portraits. Berlin, Hans Lüstenöder.
Zu den Wenigen, die bei uns mit wirk-
licher Zachkenntniß über russische Literatur
schreiben, gehört Erwin Bauer. Was da
in Feuilletons und Büchern, die meist
nichts anderes sind als die gesammelten
Feuilletons, über RufzlandS Geistesleben in
Deutschland alles gefehlt wird, ist kaum
zu sagen, und was erst die Herren Ueber-
setzer für Unglück damit anrichten, daß sie
jedes neue Werk eines beliebigen russischen
Dutzendschriftftellers in unser geliebtes
Deutsch übertragen! Speculation, nichts als
Spekulation. Die deutsche Zeitung braucht
einen Roman für ihre weiblichen Leser,
und da ein Schutz des geistigen Eigenthums
für russische Werke nicht vorhanden ist
und der deutsche UeberseKer bezw. Ueber-
setzerin für ein Spottgeld arbeiten, so
weiden uns tagtäglich neue russische Schrift-
steller angeboten, die sich nicht im Ge-
ringsten über das erheben, was durch-
schnittlich bei uns geleistet wird. Und
übersetzt sollten doch nur diejenigen Er-
zeugnisse fremder Völker wetten, die sich
über die Alltagsliteratur erheben. Er-
möglicht wird diese Speculation durch die
große Ueberschätzung der modernen russi-
schen Literatur, die wiederum ein Ausfluß
der Unkenntnis; ist. Bauers Buch wird
zur Aufklärung in dieser Frage viel bei-
Iragen. Er sieht in den Erzeugnissen

der jungen russischen Naturalisten
nur die andere Seite des Nihilismus.
Was dieser in der Politik, das ist der
Naturalismus im Schriftthnm. Wir
kennen nur diese beiden Erscheinungen des
geistigen Lebens unserer Nachbarn; der
Idealismus, der in Dichtern wie Feth,
Alexis, Tolstoj und Maikow zur Erscheinung
kommt, die gesunde realistische Richtung
von Ostrowskis Komödie ist uns beinahe
ganz fremd, und hier empfangen wir von
Bauer zuverlässige Belehrung in der geist-
vollsten Form. Nachdem er Gogol und
seine Jünger, Leo Tolstoj, Dostojewski
und Alsakow abgehandelt hat, wendet er
sich den hervorragenden Lyrikern zu,
seine Ausführungen .mit 'zahlreichen aus-
gezeichneten Proben erläuternd, bespricht
(etwas zu kurz) Ostrowskis Wirksamkeit
und bietet uns — ein Kapitel, auf das
wir besonders aufmerksam machen — eine
gute Ueberschau über Zeitungen und Zeit-
schriften in Rußland. Die hier gesammel-
ten Aufsätze stehen in einem engen Zu-
sammenhang und beziehen sich unmittel-
bar auf unsere eigenen literarischen Be-
strebungen in jüngster Zeit. Sie suchen
festzustellen, was von den Erzeugnissen
der Russen eine welthistorische Bedeutung
haben mag, was durch eine Ueberschätzung
des Augenblickes Ruhm erlangt hat, was
mit Recht Einfluß auf das europäische
Schriftthum gewonnen und was in Ruß-
land fortzeugend Gutes wirken kann.
Würden alle Schriftsteller, die in Deutsch-
land über Nußland schreiben, auf so sichere
Kenntniß des Materials bauen wie Erwin
Bauer, so würden nicht,so falsche Vor-
stellungen bei uns herrschen, dann wären
wir gefeit gegen die Ueberschätzung von
Werken, die in Rußland weniger wegen
ihrer künstlerischen Bedeutung als wegen
ihrer socialpolitischen Aufsehen erregt haben,
die aber für uns und die Weltliteratur
schwerer wiegen als hundert Erzeugnisse
unseres eigenen Schaffens. r>.

Robert Hamerling. Sein Wesen nnd
Wirken. Dem deutschen Volke geschil-
dert von Aurel ius Polzer. Mit 9
Holzschnitten. — Robert Hamerling.
Ein Dichter der Schönhcit. Von Karl
Erasmus Kleinert. Hamburg, Ver-
lagsanst. und Druckerei Ä.-G. (vormals
I. F. Nichler.)

Polzers Biographie ist mit großer,
vielleicht mit allzngroßer Liebe geschrieben.
Der Dichter tritt uns aus diesem Buche
nicht als Persönlichkeit entgegen. Es

Wird so viel mit seinen eigenen Worten
erzählt, so wenig Kritik geübt, daß das
Bück wohl dahin führen kann, den Dichter
lieb zu gewinnen, nicht aber so zu sehen,
wie er war. Der Unterschätzung, die in
jüngerer Zeit oft Worte gefunden hat,
wird die Ueberschätzung in diesem Buche die
Wage halten; keineswegs ist es aber als
eine Biographie in höherem Sinne anzu-
sehen. — Die wenig umfangreiche Arbeit
KleinertS sein Bändchen in der Virchow-
Holtzendorfschen VortragS-Sammlung) ist
in dieser Hinsicht vorzuziehen: es ist weniger
Tatsächliches darin aber mehr Charakteri-
firendes. Beide Arbeiten sind wohl als
Gelegenheitsschriften zu betrachten, die der
Tod deS verehrten ManneS hervorgerufen
hat. Auf die Hamerling-Biographie warten
wir noch. rl.

Die ArithjofS'Sage von Esaias
Tegnsr. Herausgegeben mit Ein-
leitung und Erläuterungen von Dr. O.
Hellinghaus. Münster, Aschen-
dorff'sche Buchhandlung.

Diese billige Ausgabe deS berühmten
nordischen Gedichtes gehört zu der von der
Verlagshandlung herausgegebenen Serie
von „Meisterwerken unserer Dichter-, für
welche laut Prospect die Grundsätze: „sorg-
fältige Auswahl, correcter Abdruck, gute
Ausstattung bei niedrigem Preise, gediegene
Erklärungen und sittliche Reinheit — maß-
gebend sein sollen. — Dem Texte ist die
Uebersetzung von G. Mohnike zu Grunde
gelegt worden. Die im ersten Gesänge
fortgelassene Strophe „(Jdunas Busen
schön und weich" ?c.) hätte wohl — unbe-
schadet der „sittlichen Reinheit" — stehen
bleiben können. Das Bemühen, den Text
von allen Druckfehlern frei zu halten, ist
nicht durchweg geglückt: Am Ende des
19. Gesanges (S. 124) findet sich ein reckt
sinnentstellender: „Flieg, sowie die
Steine leiten" (statt: soweit Dich
Sterne leiten), — Bei den Erläuterungen
zu einzelnen Stellen scheint uns der Verf.
der Fassungsgabe seiner Leser, auch der
jugendlichen, doch gar zu wenig zuzu-
muthen. So ist z. B. zu dem Verse im
6. Gesänge: „Leer Dein Horn" die Er-
klärung „Trinkhorn" doch gewiß über-
flüssig. Eher wäre bei dem Hinweise auf
die in Gesang 21 angewandte Alliteration
eine nähere Ausführung, was darunter zu
verstehen sei, für jugendliche Leser von
Nutzen gewesen. — Die in der Einleitung
gegebene biographische Skizze, sowie die
kurze Einführung in die Dichtung selbst,

würden dem Publicum, auf welches diese
Aufgabe berechnet ist, willkommen sein.
0. V.

Erzählungen an« dem Orient. Von
Dr. E. Mullendorff. Budapest, Ver-
lag von G. Grimm. 183«.

Haben wir es in den vorliegenden
kleinen Erzählungen mit Bearbeitungen
vorhandener orientalischer Dichtungen zu
thun, so kann man dem Verfasser nn
großes Geschick in der Uebertragung der-
selben für den occidentalcn Geschmack nicht
absprechen. Nun versichert aber der Ver-
fasser in der Vorrede, daß die Erzählungen
eigene Erlebnisse seien und da wir keinen
Grund haben, ihm hierin nicht Glauben
zu schenken, so steigt unsere Achtung vor
seinem Erzöhlcrtalent noch um ein Erheb-
liches, Er weiß von Anfang bis zu Ende
zu interefsircn, er hat den ausgeprägtesten
Sinn für das Wesentliche, er bringt den
poetischen Grundgedanken bei aller Kürze
und Knappheit in der Ausführung durch»
aus zur Geltung und seine Schreibweise
ist einfach, ungekünstelt, anmuthig und von
gesundem Humor getragen. Die Lectüre
dieser kleinen Geschichten kann auch ver-
wöhnteren Lesern empfohlen werden.

Parias. Fatalistische Geschickten. Von
Ola Hansson. Berlin, Verlag von
Ad, Zoberbier.

Es ist kein Schriftsteller gewöhnlichen
Schlages, mit dem wir es hier zu thun
haben: aus jeder Zeile tritt uns eine
Individualität entgegen, ein Mann, der
aus seinem eigensten Wesen schöpft und
den Muth hat, unumwunden auszusprechen,
was er denkt und empfindet. Es Handelle
sich ihm darum in den vorliegenden Skizze»
— denn mit Ausnahme der letzten, aus-
geführten Erzählung sind sie nichts anderes
— „das innerste Verknüpftsein deS In-
dividuums mit der streng naturbedingten
Außenwelt nachzuweisen, wodurch es von
angeerbten Dispositionen, von Zufällig-
keiten, von geheimnißvollen Mächten und
unerklärlichen Neigungen abhängig ist, so-
daß bedeutungslose Kleinigkeiten und die
Launen des Zufalls und die ftüchtigfien,
losesten Eingebungen des Augenblicks wie
halb närrische Alleinherrscher über sein
Leben und Glück entscheiden". Es ist
eine Reihe criminalvsychologischer Studien,
in denen die Frage der Zurechnungsfähig'
Kit erörtert wird, aber nicht von einem
Juristen oder Philosophen, sondern von

^ Dichter. Die letzte größere Er-
zählimg: „Heimlos" kann man das Muster
einer stimmungsvollen, psychologisch tiefen
Novelle nennen, in welcher die Doppel-
natur eines Menschen, der im Kampfe mit
sich selbst zu Grunde geht, in dämonischer
Weise zur Anschauung gebracht wird.

«emüthliche Geschichte«. Zwei Er-
zählungen aus einer schweizerischen Klein-
stadt von I. V. Widmann. Berlin.
Gebrüder Paetel.

Die beiden mit gemüthlicher Weit-
schweifigkeit erzählten Geschichten aus einer
Kleinstadt der Schweiz und aus einer Zeit
datirend, in welcher die idyllische Ruhe jenes
Stäbchens durch Eisenbahn und Telegraph
von dem Lärm des Weltgetriebes außer-
halb, noch nicht aufgescheucht wurde, wirken
auf unfern an scharf gewürzte Kost ge-
wöhnten Geschmack vorerst etwas fade,
aber eS ist gesunde Hausmannskost, i>ie
der Verfasser bietet, und so eng das Stoff-
gebiet auch ist, eS gewährt Raum genug für
die feinfühligste dichterische Beobachtungs-
gabe in der Darstellung von Begebenheiten
und in der Schilderung von Charakteren,
wie sie nur auf dem Boden kleinstädtischen
Lebens sich entwickeln können; — der
Humor, von dem die Erzählungen getragen
werden, ist weder packend noch prickelnd,
aber er Hilst eine behagliche Stimmung
erzeugen, welche sich nach und nach bei dem
Leser einstellt, die wohlthuend und beruhi-
gend auf die Nerven wirkt und nach auf-
regend realistischer oder naturalistischer Lec-
türe sich empfehlen dürfte.

Besonders geeignet halten wir das
Buch zur Anschaffung für Volks- und
Jugendbibliotheken. inn.

Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarz-
wald. Bon H. Robert. Stuttgart,
Adolf Bonz. 18S0.

„Ein Stückchen Wald kommt zu Be-
such", und zwar herzerneuenden, geheimniß-
vollen, sagen- und märchenreichen, noch
nicht abgeholzten Waldes, der als echter
deutscher Wald auch zu melden weiß von
allem, was das deutsche Herz bewegt. So
klingen die gewaltigen Kerzerschütternden
Ereignisse des Jahres 1888 in rauschenden
Tönen in diesen Bergtannen wieder, so
Scheffels des Schwarzwaldfreundes Hin-
gang, so der deutsche Familiensinn —
Mutterliebe — WeihnachtSfest! Nie ver-
läßt den Verfasser sein feiner Geschmack
und sein ansprechendes Formtalent; am
anmuthendsten aber werden seine Verse,
wenn er direct die Schönheit seines Lieb-

lingsgebirgcs besingt. Den »literarischen Revisoren" Hai er selbst in seinem „Kehraus" abgesagt:

»Und Hab ich sehlgesungen, unwahr und falsch und schlecht.
Dann preist, ihr Vogelzungcn, dann schelte Meister Specht!
Euch andere Federwesen jedoch entbehr' ich gern
Mit kritischem Federlesen ihr hochgestrengen Herrn;
E> braucht lein Zmischentragen zwischen mir und meinem Wald,
Der soll e» selber sagen, wie c! hineingeschallt.. .»

Da wäre es wahrlich unangebracht, mit dem Stifte des Merkers noch gewisse UnVollkommenheiten rügen zu wollen. ES giebt aber auch Kritiker, die uoch eine Herzensfreude empfinden, wenn sie den Goldglanz echten Gefühls und wahr empfundener Dichtung wahrnehmen. Der Verfasser dieser Zeilen freut sich aufrichtig, daß der auch von ihm vielgeliebte Schwarzwald eine so würdige Verherrlichung gefunden hat. Auch stimmt er von Herzen ein in den Wunsch des DichterS:

„Wog ihr (der Bergeinsamkeit) niemalz
störend »ahn
Killnerirack und Zahnradbalni
lind der Schwärm der Sommergäste.
Stnrmend deine stille Veite!
Gott deHute sie für immer
Und erlasse Dir noch long
schwärmerische Frauenzimmer
Bei dem Sonnenuntergang!" —

Irl.

Rordlandsharfe. Ein Ueberblick über die moderne Lyrik des Nordens. Uebersеyungen von P. I. Willatzen. Bre>
^ men, M. Heinsius.

Ungemein lebhaft ist in der letzten Zeit das Interesse für die Literaturen der uns stammverwandten nordischen Völker geworden; und der moderne Zug, welcher durch dieselben weht, die Kühnheit und Tiefe, mit welcher die Poeten Scandinaviens die Probleme der Gegenwart erfassen und zu lösen versuchen, hat ihnen einen mächtigen Einfluß aufdas dichterische Schaffen Teutschlands verschafft. Dichter wie Björnson, Ibsen, Nud. Schmidt, Strindberg, Scharling und viele Andere werden von dem deutschen Publicum mit nicht geringerem Eifer gelesen und besprochen wie unsere einheimischen schriftstellerischen Größen, Dieses Interesse beschränkt sich indessen wesentlich auf zwei Dichtungsgattungen; aus die dramatische und novellistische. Wir glauben aber, daß trotz der unserer Zeit eigenen Abneigung gegen die lyrische Dichtung Alle, welche den nordischen Literaturen

eine tiefere, ernstere Thcilnahme entgegen-
bringen, die Gelegenheit, einen Ueberblick
über die Lyrik Scandinaviens zu gewinnen,
wie sie Willatzens Buch bietet, freudig be-
gruben werden. Die „Nordlandsharfe",
ist bereits im Jahre 1858 erschienen und
der vorliegende Band kann als eine, frei-
lich außerordentlich vermehrte und sicher
auch verbesserte Auflage jenes Büchleins
gelten. Man ersieht schon aus dieser An-
gabe, daß die hier gebotenen llebertragungen
Früchte einer sich über lange Jahre er-
streckenden Thätigkeit sind und daß das
HoraziscKe „nonnm zireinstur in ilnnnm"
von dem Verfasser in ausgedehntestem Maße
befolgt worden ist. Wir haben es hier
nicht mit Uebersetzungen gewöhnlichen
Schlages, sondern — einige Ausnahmen
abgerechnet — mit Nachdichtungen zu
thun, die Form, Geist und Stimmung der
Originale treu miedergeben. — Was die
Auswahl der Gedichte anbetrifft, so hat
der Verfasser im Vorworte offen zugestanden,
daß Mancher hier und da Bedenken er-
heben, daß er manchen Dichter nicht ge-
nügend oder nicht charakteristisch genug ver-
treten glauben, ja manchen bedeutenden
Namen ganz Vennissen könnte. Bon der-
gleichen Vorwürfen wird wohl kaum eine
Anthologie ganz und gar verschont bleiben,
da hier der individuelle Geschmack das Ur-
theil zu sehr beeinflußt. Die Schwierig-
keit einer solchen Auswahl, und die Un-
möglichkeit, es Jedem recht zu machen, muß
man sich gegenwärtig halten, um das, was
der Vcrsasser geleistet, gebührend würdigen
zu können; jedenfalls ist fast keine der
mitgetheilten Dichtungen so unbedeutend,
daß ihre Uebertragung ungerechtfertigt er-
scheinen könnte; und wenn sich auch im
Einzelnen einige Ausstellungen machen
ließen, so erfüllt doch das Ganze den vom
Verfasser beabsichtigten Zweck, dem deut-
schen Publicum eine Vorstellung von der
Pracht und dem Neichthmne der nordischen
Lyrik zu geben, in anerkennenSwerther
Weise. — Dagegen halten wir es für
einen bedauerlichen Mangel, daß eine Ein-
leitung, welche, wen» auch nur in kurzen
Zügen, eine Eharakterisirung der nordischen
Lyrik gäbe, sowie jegliche literarhistorischen
und biographischen Notizen fehlen. Die
so belieble Entschuldigung mit der gebotenen
Raumersparnis; dürfte hier dem Leser nicht
genügen. Wir glauben auch, daß ohne
wesentliche Umsangserweiterung des Werkes
eine Befriedigung wenigstens bescheidener
Ansprüche in dieser Hinsicht sich recht wohl

hätte erreichen lassen. — <>V.

Episoden und Epiloge, kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange von Julius Grosse. München, Verlag von Georg D. W. Callwey, 139«.

Das Buch, das in zweiter Auflage vorliegt, hat bei seinem ersten Weltgange bereits vielseitige Würdigung erfahren. In der That zeigen die den Haupttheil bildenden episch-lyrischen Gedichte den Schwung und die Gestaltungskraft, die fast alle Grofse'schen Dichtungen aufweisen: die Composition läßt jedoch hie und da zu wünschen übrig, indem bei einigen der erste Theil eine sorgfältigere Ausarbeitung erfahren hat, der Schluß aber nur in ziemlich flüchtigen Umrissen daran gefegt ist. Auf die Form hätte der Dichter wenigstens bei der zweiten Auflage füglich etwas mehr Fleiß verwenden können; sie zeigt allzu häufig eine Flüchtigkeit und Holprigkeit, die man selbst einem geringeren Künstler, wie Julius Grosse, nicht verzeihen würde. Was den aus Gelegenheitsgedichten bestehenden Anhang des Buches betrifft, so wollen wir seinethalben mit dem Dichter nicht rechten. Wir für unser Theil finden keinen Geschmack an einer Scrmm lung von Gelegenheitspoemen. Was für einen bestimmten Zweck und für eine zu diesem versammelte begrenzte Anzahl von Menschen geschrieben ist, wird selten allgemeines Interesse — besonders bei der Nachwelt — erwecken können, mag es seiner Zeit noch so zündend gewirkt haben uns noch so begeistert aufgenommen worden sein. Es fehlt die besondere Stimmung, die zu der besonderen Gelegenheit von jedem Theil» nchmer mitgebracht wurde. Alles in Allem hat das deutsche Volk von Julius Grosse schon werthvollere Gaben empfangen, als das vorliegende Buch. t'. U.

Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781 bis 178!), Herausgegeben vonMax, Martersteig. Main-Heim, I. BenShcimer.

Dahlberg, der aus der Schiller Zeil bekannte Intendant des Mannheimer Nationaltheaters ist längst als ein Mann anerkannt, dessen Verdienste um die deutsche Bühne dauernde, lang nachwirkende waren. Sowohl seine dramaturgische ThärigKit iri engeren Sinne wie seine Verwaltung dc: Bühne sind in vieler Beziehung vorbildli^ für die Znkunst geworden; was aber bisher mehr durch Ueberlieferung bewahr: war oder bruchstückweise veröffentliek

I

worden, wird uns jetzt durch den Druck der „Protokolle" actenmäßig in die Hand gegeben. Dahlberg regierte jahrelang, wenn man so sagen darf, republikanisch. Er hatte aus den hervorragendsten Schauspielern einen Ausschuß gebildet und berieth mit diesen alle wichtigen Fragen der Kunst und der Verwaltung. Die Protokolle dieser Berathungen legt uns Max Martersteig, der theatergeschichtskundige, literarisch gebildete Regisseur der Mannheimer Bühne vor. Es hätte vielleicht eine Auswahl aus dieser großen Zahl von Protokollen genügt, aber lieber zu viel als zu wenig, und schließlich findet man sich mit Hülfe des guten Personen- und Sachregisters, welches dem Buche beigefügt ist, auch durch die gebotenen zahlreichen Protokolle bequem hindurch. Der Anhang, gewissermaßen ein erklärender Text zu ihnen, ist von großem Werthe, rl.

Der verlorene Sohn. Schauspiel in 4 Acten von Heinrich Bulthaupt, Mit einer Vorrede: Ein Wort über moderne Stoffe im Drama. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchbandlung und Hof-Buchdruckerei. (A. Schwartz.)

Heinrich Bulthaupt hält nach der Vorrede seinen „Verlorenen Sohn" für eins seiner besten Werke. Wir können ihm leider nicht beistimmen. Das Stück enthält einen dritten Act von großer Wirkung. Um diese herbeizuführen, hat der Dichter Voraussetzungen geschaffen, an die man schwer glaubt. Der junge Adelige unter dem Cirkuspack erscheint fast wie eine Unmöglichkeit. Die Jntrigue mit den Papieren, die über die Grenze geschafft werden sollen, ist nicht ganz klar, und die starre Treue des alten Freiherr» als ein Motiv, von welchem Bulthaupt glaubt, daß cS „der menschlichen Theilnahme selbst dann noch Werth ist, wenn sie die Pfade des Verbrechers betritt," hat eher etwas Abstoßendes als Fesselndes. In der Vorrede sagte Bulthaupt wie immer, wo er als Dramaturg das Wort ergreift, viel Beherzigenswerthes. Das Stück hat, so viel wir wissen, schon die Erstaufführung erlebt: es soll in Berlin an Barnays „Berliner Theater" znr Aufführung angenommen sein. Warten wir also ab: ein endgültiges Urtheil über eine dramatische Arbeit kann man ja doch erst fällen, wenn man ihre Wirkung von der Bühne herab erprobt hat. rl.

Dramaturgie des Schauspiels. Dra-

maturgie der Klassiker.) Von Heinrich
Bulthaupt, Oldenburg und Leipzig,
Schulzesche Hofbuchhandlung und Hof-
buchdruckerei, (A Schwartz.)
Dieser Band des auch von uns schon
nach Gebühr anerkannten Werkes umfaßt
die Dichter Grillparzer, Hebbel, Otto
Ludwig, Gutzkow uud Laube, Mit seiner
tiefgehenden Methode erörtert Bulthaupt
die Bedeutung dieser fünf Männer für die
deutsche Dichtung und für die Bühne. Er
unterscheidet scharf zwischen poetisch und
theatralisch Bedeutendem: in der Ver-
einigung des Poetischen, Dramatischen und
Theatralischen steht er das Anzeichen des
genialen Bühnendichters. Wer immer
Bulthaupts Studien liest, wird reichlichen
Gewinn aus ihnen ziehen: der Dichter,
der Darsteller, der Freund der Bühne und
nicht zum mindesten der Kritiker; besonders
die große Schaar der Tageskritiker sollte
von Bulthaupt Knien, wie man einem
dichterischen Werk gegenübertritt. Nicht
mit dem bloßen Lob in abgegriffenen
Wörtern und mit achfelzuckendem Tadel
ist es getban: man muß mit der Genuß-
fähigkeit des Unverbildeten dem Dichter-
werk gegeilübertreten und abwägend Vor-
züge und Schattenseiten erfassen. Diese
Kritik allein hat ihre Berechtigung, denn
sie ist schöpferisch und fördert die Kunst.
Mehr vielleicht noch als bei den aner-
kannten Herren, welche die vorangegangenen
Bände der „Dramaturgie der Klassiker"
behandelt haben, als bei Shakespeare,
Schiller, Goethe und Lcssing wird der
Vortheil der Bnlthauptschen Methode in
der Kritik der fünf Dichter dieses Bandes
klar, Sie werden förmlich durch ein Sieb
geschüttelt, damit festgestellt werde, welche
ihrer Werke von dauernder Bedeutung für
die deutsche Bühne seien. Wenn man
auch nicht immer Bulthaupts Ansicht zu-
stimmt, so wird man doch auch, wo man
abweicht, seinen Gründen und seiner Be-
weisführung Kraft nnd Sicherheit zugestehen
müssen. Und wie bei ästhetischen Urthcilen
immer, kann ja auch hier nur die Zeit
entscheiden. Jedenfalls ist Bulthauvts
„Dramaturgie des Schauspiels" das Be-
deutendste, was ivir auf diesem Gebiete
besitzen. r>.

LänSeu, 2««itsr L»nS, Ltuttgarr ^. ü,
lüotu^ns UucKK, X,^^kol»«r,
LesuIIe», U, v., Hsn-Ssrliu, Was?r»u liutioll«
Lodls». Verlsgsnnstnlt vorm, S, 8?dotil»encker,
vleKKv, II. LrloscKsv, Roman », ck, ?st«rsb,
VIe«e»ck»d>, I?,, Der Ztsrn äss Klorsen, Irl>s"«Ii«'
vrekin, X, L,, Vom iior^nol -um ^eznator.
t>npnl!iw VoNrgM. Nil Ilwsrr. 8,uNe»rr,
Ldsrle», Ü., i!l»x ck«,,,)/s!«itx»oSs«i«!l« ?«o»
cii^Kter. LtuSisn uvä LKi-MN, Xsus ?olgs,
I>eii>nis, Rossdsrs»cd« üuokd.
kravkese« Lin Kiswris<?no8 Irans»
spiel in kiln5 ^nki'ursn, Sasel, L äcdvabs,
«erckeoltskd, kl,, ^Krzsnlntt nnck ll»isoXI»i>z«,
vr»s, Xatnrk'ssedwKts 6ss leukels, Rinrizs
Z, Itslien, von Ii. lenscner, ^sua, L,
SreKiz, Ii, H. nvä ,1, ^, Ivaolerer, liroler
SenngliänIIvtlien. 2«oiw ?«Izs, I^siv-i?.
Loexer, geäicdte eines?wigsist«s, TilricK,
Ilaliler, I?, I^as Ooslidat. Novells, Hamburg,
Himmel unck Drcke. IIIn«tr, nsturvissensr-nski,
Drvnin, IZerlin, Ilerm. r>»owl,
Lok»,»»», L,, I>i» risnpev >>er ScKmetterlinßs
Luronss. I^iessiuiij; Stuttgan, O, Soll»
Hsrm, Urimm, IZerlin, V, Hert,?, lllesssrscd.s
IjnrKK,)
Illu»trli1« ve»el>lekt« 0«ut»eKI»»iI». Hsrans?,
von In, Lbner, >Iit »der Ig«u lexr- unli
Volibiläern, llokvrnnk' «0—(6eninss)
Zaexleli«, Ilr, I?,, I>znrducn cker gosonicnt« Mr
Hellerer. ^
^ 3. ^ulk I^eip/i«, L, U, Zl^>er,
IllelKe, ll,, vor osutsclie liöman gss 19. Zadr-
Knnll^rts, Ijrauuscnvrsi«, (!. ^, jjolixrewcdlco
^, ^mtkor, Hannover, üodmor! ^ vov 8«»
k«I>I,^ 5>»eKk,
VKnet, S., Serbin» ?gniv, Romon in r?s^
S, ^akr«. S»»<> öu, 2I,> 8iuN,»rt, ^, ^nz«>
Oker», Im kölidat, V!er Ii>^!o^,'«?uicl>ten,
N«Is«-8e>>lI,ierunze» »us <>em ri„»«s«>>I?>e Si>>
»,rZe,,r. V«„ 0, ^, «. Hannover, Lei-
Illeeel, II. UntSr Sem Stricke, Hunts LilZ»
SrdilvtKa», ?, v,, Xeu« (iescniekt««. Lr»«?!
Die >irek»kcn >Ie, VellverKed«. I.iek»n>r,e l'>
<,I. ScK»>«>i,i!,> i> ^ ^
St»I«v, II, il.,^Im ilunlcelswn >r>ik>, ^,k>
von II. von VolmHSr, A,k IS<> ^dKi!Zn^e»
S„r!>,ll. ^
?ull. IZzmdsix, IZlloKllor'«d» Voris^daiick^r^
VcrIoiiiIIiinire» <Icr v«c»»el>,n siir k!r^Ki»äk
r» Neriin. Usock XVII. > 4 u. S, Verb»,
V«r>m»n>>, IK,, Nsr^KrvsrsIIs, (isckick«. <Zri^
Veder, ^ , LKeziiiell. IZomnv, S UKnZ«. L«!il,
vtlo ,I^> i^o
IlsN.^rrsibur« l!^N,, ^, 0. v, Uow-,
Rkdlgiit llnier veranimonlichkrii des Herausgebers.
Schleiche Buchdruckern, Kunst» und Verlagsanstall vormals S. Schottlacnder, Srrslau.

l»stü^Iil)Ke IV!inöi-aI«,ä88si-
1890er. I^riLOks 5ü1wr>T. 18»0g
'1
51
51
51
51
51
51
51
51
51
5^
51
5l'

belieben 6urcb äie
>.öbs! 8oKottIäncksi'. Ks^Isdall i/gökmsn
zovie äurcb
sbsi-ssskeks vspöts in llsn gi-ö8stsn 8täcjtsn sllsr- «sylttkeil«

11,394,000 in 1337,
12,720,000 „ 1SS8,
1S,S22,000 „ 1339,
tt/v,«// //«^/c« t^/, t?^ «/^^»ki««'
1^ ^0>.>.I^stI8 »M.

EMPTY

September 18Y0.

Inhalt.

„Nord und Sud" erscheint am Anfang jedes Monats In Heften ">» einer Kunftbeiloge,
— preis xro Wuartai (Z Hefte) « Mari. —
Alle Suchhandlungen und postanstalten nehnien jederzeit Lestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Sord und F,üd" >
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens
richten an die
Redaction von «Boro und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Mn unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von
Nord und Süd"
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Hriginak - KinbanööecKen
im Stil des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band I^IV (Juli bis September 1.89^), wie auch zu den früheren Bänden 1—stets zur Verfügung. — Der Oreis ist nur ^ Mark 5« Of. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Of. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Schlesische Verlags Anstalt vorm. S. Schottlaender.
(Bestellzettel umstehend)

WefleNzettec.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau.
^<Lfpl^ Band ll I?.'III.. IV.^V.! VI."viI.?'viII..
IX.. X.. XI.. XII.. XIII., XIV.. XV.. XVI.. XVII.,
XVIII.. XIX., XX.. XXI.. XXII., XXIII.. xxrv^
XXV., XXVI., XXVII.. XXVIII., XXIX., XXX.,
, XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
> XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX.. XI... XI.I.,
XI.II., XI.III.,X1.IV.,XI.V.,XI.VI., XI.VII., XI.VIII.,
XI.IX.. I.., I.I.. I.H.. I.III
elegant broschirt zum preise von c^ti, 6.—
pro Band (— 3 hefte)
fein gebunden zum preise von 8.— pro Band.
Lrvl. Heft ,, 2, z, 4, s, 6, 7, s, 9, (0, ((, (2, (2, ,5, ,5,
(6, (7, (8, (9, 2«, 2(, 22, 22, 25, 25, 26, 27, 28. 2Y, 2«, Z(, 22, 22,
25, 25, 26, 27, ZS, 29, 5«, 5(, 52, 55, 55, ^5, 5«, 57, 58, 59, 50, 5(,
52, 5Z, 55, 55, 56, 57, 58, 5?, 60, 6(, 62, 62, 65, 65, 66, 67, 68, 6?,
70, 7«, 72, 72, 75, 75, 76, 77, 78, ?9, 8«, 8(, 82, 85, 85, 85, 86, S?,
88, 89, 9«, 9>, 92, 95, 9«, SS, 96, 97, 9«, SS, (00, («,, ,02, ,02,
(«5, («5, (06, ,07, («8, («9, ((«, (((, ((2, UZ, U5, U5, ((6, 1,7.
((8, US, 12«, (2(, (22, (25, (25, (25, (26, ,27, ,28, (29, (50, (Z(.
(Z2, (ZZ, (Z5, (25, (26, (27, (23, (29, (5«, (5(, (^2, (5Z, (55, (55,
(^S, (5?, 15«, (59, (50, (5(, (52, (52, (55, (55, (56 ,(57, (S8, (S9,
(60, ^6(
zum preise von ^2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Band I.IV. (Juli bis September (8Y0)
Expl. do. zu Band I.. II., III.. IV.. V.. VI.. I
VII.. VIII.. IX. X. XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.
XVI.. XVII., XVIII., XIX.. XX, XXI.. XXII..
! XXIII.. XXIV. XXV.. XXVI.. XXVII.. xxvm..
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXHI., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX..
XI.., XI.I., XI.II., XI.III.. XI.IV, XI.V., XI.VI.,
XI.VII.. XI.VIII., XI.IX.. I.., I.I., I.II,. 1.I1I.
zum preise von (.50 pro Decke,
Wohnung I Name: ,
Nichtgewunschtes bitten zu durchstreichen.
Um gefl, recht deutliche Namen»» und 0?cchn»ng»angabe wird erluchl.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
Band. — September WO. — öeft 1,62.

Breslau
Schlesische Bllchdrnckerci, Kunst» uns Oerla gs>Anslalt
vormals ?. ?chottlacnder.

Krokonosch und Siegenrücken.

Eine N?anderzeschichte.

von

Karl MenirKe.

— Breslau. —

XI.

Suchet nicht, so werdet ihr finde».

s stellte sich heraus, dajz das Herrenstübchen, nur durch eine bret-
terne Wand von dem Damenstübchen getrennt, geräumiger war
als dieses, auch den Lurus eines Tisches aufweisen konnte, und
so wurde die Abendmahlzeit bei den Herren vorbereitet.

Das braune Käthchen hatte sich mit der Frau Wirthin in Verbindung
gesetzt, im Sturm durch einige freundliche Worte ihr Herz erobert, und
überall selbst angreifend, — da es bei der Fülle von Gästen an hülfreichen
Händen mangelte — das Beste aus Küche und Keller heraufschaffen lassen.

In kurzer Zeit war alles Wünschenswerthe beisammen, die Knaben
holten die Stühle aus dem Nachbarzimmer, setzten sie um den Tisch und
nun vlacirte man sich, so gut es in dem engen Räume eben gehen wollte,
in bunter Reihe um die reichbesetzte Tafel. Jedes Mißtrauen mar aus
den Herzen der beiden Käthchen geschwunden. Alle waren in bester Stimmung,
die noch dadurch gehoben wurde, das; man Gelegenheit gefunden hatte, eine
Nachricht über den Verbleib der Damen und ihrer Schutzbefohlenen nach
Marschendorf gelangen zu lassen.

Kurt hatte nämlich vor dein Hause ein Böuerlein zu dem andern
sagen hören, er wolle noch die Nacht, da Heller Mondschein sei, nach
Marschendorf wandern, wo eine Schwester von ihm verheirathet sei.

Sofort machte Kurt hiervon den Damen Mittheilung, welche den
Mann baten, in's Gasthaus zum „milden Mann" zu gehen und der Frau
Wirthin ein Briefchen abzugeben, worin sie ihr schrieben, sie solle sich nur
nicht ängsten, sie wären unter gutem Schutz und kämen erst später heim.
So mar denn Alles in schönster Ordnung und Jeder innerlich erfreut
über das hübsche Abenteuer, das noch viel Heiteres für den kommenden
Tag versprach.
Bei der Mahlzeit selbst waltete das braune Käthchen wie eine Haus-
frau, theilte Jedem zu und legte auch den Herren vor, die sich das um
so lieber gefallen ließen, als es in so anmuthiger und appetitlicher Weife
geschah, daß sie noch niemals so genußreich gespeist zu haben glaubten.
Dann wurde abgeräumt, und da bei dem Lärm, den die Wallfahrer
in den unteren Räumen der Baude vollführten, an Schlafen noch lange
nicht zu denken war, so ließen die Mädchen es sich gefallen, daß die
Herren eine Bowle zurecht machten, um dabei desto gemüthlicher plaudern
zu können.
Als die Gläser zmn ersten Male alle gefüllt waren, erhob sich Kurt,
um in heiterer Laune zu erzählen, wie er mit seinem Freunde ausgezogen
fei, die Lage des Krokonosch und Ziegenrücken festzustellen, wie sie sich
dabei von ihrem guten Stern hätten leiten lassen, der sie so munderbar
und ganz anders, als sie es hätten erhoffen können zum Ziele geführt
hätte. Und nun berichtete er getreulich, mit welchen Gedanken sie von
der Koppe den Mädchen nachgegangen seien, wie Hans den Vorschlag
gemacht, die beiden Käthchen zur Unterscheidung den Krokonosch und Ziegen-
rücken zu taufen, und wie Alles fo herrlich geglückt sei, daß er nun aus
voller Seele bäte mit einzustimmen in den Ruf: es lebe Krokonosch und
Ziegenrücken, dreimal hoch!
Dies geschah denn auch recht kräftig und die neuen Namen wurden
von dem jungen Volk sofort in Gebrauch genommen.
Das braune Käthchen aber drohte dein Redner mit dem Finger und
fagte, fo seien sie also doch Verführer gewesen, die eigentlich zur Strafe
verdienten, daß man sogleich sich dem Bäuerlein anschlösse, das noch heut
Nacht nach Meschendorf wandern wolle. Hiergegen protestirten aber die
Herren mit solchem Glücke, daß sich Alle wieder fetzten, ihre Gläser aus-
tranken und sie von Neuem füllen ließen.
Welch' munderbare, reine, frohe Jugendstimmung erfüllte nun das
kleine Gemach in der Hampelbaude! Wie trug die Gegenwart der Kinder
dazu bei, alles Zweideutige und Verfängliche der Situation zu bannen
und die Gemüther sich ergehen zu lassen in ungeschminkter herzlicher
Offenheit.
Die beiden Käthchen wurden allnkihlich immer gesprächiger und die
Freunde hörten ihrem Geplauder mit wirklichem Antheile zu. Die Mädchen
berichteten von ihren Eltern und Lebensschicksalen.

Das braune Käthchen Steinkeller, ein Jahr älter als die blonde
Freundin, war die Tochter eines höheren Offiziers; sie hatte in früher
Jugend beide Eltern verloren und märe in der Welt verlassen gewesen,
hätte sich ihrer nicht die befreundete Familie Lenz, des blonden Käthchens
Eltern, angenommen und zugleich mit den eigenen Kindern erziehen lassen.
So galt Käthe Steinkeller als älteste Tochter im Hause und vertrat
zugleich Mutterstelle bei den jüngeren Geschwistern, da Herr Lenz, ein
reicher Kaufmann in Dresden, inzwischen Wittmer geworden war. Er
hielt sich viel auf Reisen in Holland und England auf, sodaß die Kinder
häufig allein die Sommerferien im Gebirge zubringen mußten, wie auch
gegenwärtig.
Sie hatten Marschendorf in Böhmen zu ihrem diesmaligen Sommer-
aufenthalte gewählt, einmal, weil sie das Riesengebirge noch gar nicht
kannten, und ferner, weil in dem genannten Orte ein alter Ohein? ein
einsames Schlößchen bewohnte, das sie wegen seiner prächtigen Lage und
schönen inneren Einrichtung bei dieser Gelegenheit kennen lernen wollten.
Der alte Herr hatte ihnen zwar bereitwilligst seine Räume zur Ver-
fügung gestellt, sie hatten dieses Anerbieten aber ausgeschlagen, um weder
ihn noch sich in ihrer Freiheit zu beengen.
So waren sie nur ab und zu Gäste des alten Herrn, der sie stets
auf's Liebenswürdigste aufnahm und bemirthete.
Sie wußten so manchen komischen Charakterzug des alten Jungge-
sellen zu berichten, aber stets mit größtem Wohlwollen, ja fast mit Ehr-
furcht für seine Person, der nicht nur als ein tiefer Gelehrter und ein durch
weite Reisen geschulter Weltmann, sondern auch als ein herzensguter, im
Wohlthun und in Werken der Liebe unermüdlicher Mensch sich stets er-
miesen habe.
„Fast möchte ich glauben," sagte Kurt, als die Mädchen in ihren
Plaudereien eine Pause eintreten ließen, „daß der alte Herr auch uns
nicht fremd ist," und sah lächelnd zu Hans hinüber.
„Ich habe es schon längst bemerkt," bestätigte Hans, „daß der gute
Onkel identisch ist mit Herrn von Götzen, dem alten Herrn, der uns vor
Jahren in St. Peter durch seine Gesellschaft so angenehme Stunden
bereitet und der auch unbewußt den Anstoß gegeben hat zu dieser unserer
Wanderung."
„Nicht möglich!" riefen die Mädchen, das müssen Sie uns erzählen!
„Er ist in der That erst vorgestern aus Breslau zurückgekehrt, wo er
einen alten Freund besucht hatte."
Nun war die Reihe, zu berichten, an den jungen Herren und sie ver-
schwiegen nichts, nicht einmal die trübselige Stimmung, in der sie sich
befunden, als der alte Herr, wie aus einer Versenkung emporgestiegen, an
ihrem Tische auftauchte und die denkwürdigen Worte äußerte: „werden
Sie nur erst älter, meine Herren, um wieder jugendlicher zu empfinden."

Alles wurde von den Mädchen mit Interesse entgegengenommen, sie sreuten sich jeder Wendung des Gesprächs, die einen charakteristischen, von ihnen längst wahrgenommenen Zug des alten Herren kundthat, und des Fragens und Ausforschens war kein Ende. Schließlich wollten sie auch missen, warum die jungen Herren so trübseliger Stimmung gewesen?
Das mar nun freilich schwer zu begründen, denn sie wußten es selber nicht, sie konnten nur versichern, daß ihnen zu Muthe wäre, als hätten sie in den letzten zwei Tagen Jahre erlebt und als märe die Prophezeihung des alten Herrn schon eingetroffen, denn sie fühlten sich jetzt so jugendlich und glücklich wie noch nie im Leben.
Dabei schauten sie den jungen Mädchen mit leuchtenden Augen in's Antlitz, daß diese erröthend und verstummend die Blicke zu Boden senkten.
„Ich glaube, es ist Zeit, daß mir uns zurückziehen, die Kinder werden müde sein und morgen soll tüchtig gewandert werden," sagte das braune Käthchen und erhob sich.
Die Kinder aber baten flehentlich, man möchte doch noch ein wenig warten, sie wären gar nicht «lüde und der Lärm der Gäste würde sie ja doch nicht schlafen lassen.
Noch ehe man ihnen etwas erwidern konnte, stimmte Hans mit kräftiger Stimme das Lied an:
„O, sah' ich auf der Haide Dich,
Im Sturme Dich, im Sturme Dich —
Das braune Käthchen setzte sich wieder und, der blonden Freundin zuwinkend, sagte sie: „Das können wir auch!"
Diese ließ sich nicht lange bitten und fiel mit der ersten Stimme rein und hell ein.
Wie hübsch das zusammenklang!
Nun wurde aber der Lärm unten unerträglich, sodaß man fast den Gesang nicht mehr vernehmen konnte.
„Das muß anders werden!" ries Kurt und sprang auf, „ich will doch sehen, was sie da unten treiben!"
Er ging die Treppe hinab und das braune Käthchen begleitete ihn.
In der großen Wirthsstube war es unter den Gästen zu Zank, fast zu einer Rauferei gekommen. Kurt trat mitten unter sie, während das braune Käthchen an der Thür wartete, und rief mit starker Stimme dazwischen:
„Heda, Ihr Leute, auf ein Wort!"
Beim Anblick Kurts und des schönen Mädchens an der Thür wurden Alle mit einen, Male still.
„Ich dächte, lieben Leute, bei dem Gange, den Ihr vorhabt, geziemte es sich, etwas weniger laut zu sein und Euch vorzubereiten für den morgigen Tag."

Kurt mar unwillkürlich in einen etwas Pastoralen Ton verfallen, der sichtlich Eindruck auf die Leute machte. Von verschiedenen Seiten fielen Aeußerungen, wie die folgenden:
„Wer sein denn die s — Ooch Wallfahrer? — Js' er denn geistlich? — Stille! das sein gewiß d'e jungen Grafenleute!"
Ein sindiger Kops war auf den Einfall gekommen, das müßte der junge Graf Schaffgotsch sein mit seiner Schwester oder Braut. Und da, je abenteuerlicher eine Behauptung ist, sie desto schnelleren Glauben findet, so mar bald Jeder davon überzeugt, daß man hier die,Beherrscher des halben Riesengebirges vor sich habe.
„Ihr thätet gut, Ihr verließet den Raum hier, in dem Ihr schlafen follt, noch auf eine halbe Stunde — die Nacht ist ja warm — und ließet ein wenig frische Luft herein. Draußen vor den Fenstern könnt Ihr auch noch etwas Schönes mit anhören/'
Das braune Käthchen nickte zu diesen Worten Kurts bestätigend mit dem Kopfe und das mar für Alle das Zeichen, sich vor das Haus in die Mondnacht hinauszubegeben und zu erwarten, was man denn Schönes hier hören würde.
In demselben Augenblick stimmten Hans und seine Partnerin das Mendelssohn'fche Duett:
„Ach wie sobald verhallet der Reigen"
an, und dieses Lied ging vortrefflich, es sehlte keine Note, es schmiegte sich eine Stimme so sicher an die andere, daß, als der letzte Ton verklungen war, ein brausendes Beifallsrufen und Klatschen von unten erscholl.
Kurt hatte oben das Fenster geöffnet und zeigte sich jetzt an demselben.
„Die Sänger! Die Sänger! Wir wollen die Sänger sehen!"
schallte es ihm mehrstimmig entgegen, und da half kein Sträuben: Hans und das blonde Käthchen mußten sich am Fenster zeigen und wiederholte Beifallssalven dankend entgegennehmen.
Nun kamen andere Lieder an die Reihe von Schubert und Franz, alle mit gleichem Geschick ausgeführt und mit rauschendem Applaus aufgenommen, bis es draußen zu kühl wurde und der Wirth sclbst mahnte, sich zur Ruhe zu begeben, da die Meisten schon um 3 Uhr Morgens weiterziehen wollten.
Bevor die Leute sich jedoch in's Haus begaben, trat das braune Käthchen unter sie und rief: „Halt, lieben Leute, das war zum Besten anner Reisender, für die dort die Sparbüchse hängt. Jede Gabe, und sei's ein Pfennig, ist willkommen; bitte, bitte!"
Und dabei ging sie, einen Teller in der Hand, von Einem zum Andern, und es war Keiner, der nicht mit Freuden in die Tasche griff und sein Scherflein beisteuerte. Der reichliche Ertrag wurde dann vor Aller Angen von Käthchen eigenhändig in die Sparbüchse geworfen. Jeder

Hader war verstummt, mit guten Worten verabschiedete sich Jeder von dem schönen Mädchen.
Nun rüsteten sich auch die jungen Damen zum Aufbruch in ihr Zimmerchen, nachdem sie noch dafür gesorgt, daß Teller, Gläser und was sonst noch auf dem Tische oder in der Stube stand und unnützen Raum wegnahm, entfernt morden war.
Man trennte sich mit herzlichem Handschlag und mit dem Gefühle, einen köstlichen Abend verlebt zu haben.
Als die Mädchen allein in ihreni Zimmerchen waren, wurde zunächst rasch das kleine Trudchen, das sehr müde geworden mar, zu Bett gebracht.
Dann schauten sie sich ernst und schweigend in's Gesicht, als wollten sie einander fragen: haben wir auch recht gehandelt? Sie verstanden sich, sanken sich in die Arme und drückten lautlos einen Kuß auf ihre Lippen.
Dann entkleideten sie sich so leise als möglich und suchten, nur im Flüstertone einige freundliche Worte wechselnd ihr Lager auf.
Die Freunde ini Nebenzimmer aber sorgten in kameradschaftlicher Weise für ihre jungen Genossen, bedeckten sie mit ihren Reisetüchern, daß sie auch ja nicht stören und gingen dann ebenfalls zu Bett.
Kurt hatte dem Freunde vorher die Hand gereicht und ihm dabei forschend in's Auge sehen wollen; der aber hatte sich abgemandt und sich sehr eifrig mit seinem Nachtzeuge zu schaffen gemacht.
Allmählich wurde es still und stiller in der Bande.
Im Nachbarstübchen der Freunde hatte ein Bauer mit seinem Sohne Unterkunft gefunden, die auch nach der Koppe wallfahrten wollten; man hörte jedes Wort, das sie sprachen. Sie drückten ihre Bewunderung über die Schönheit und Weiße der Betten aus.
„Nu, mir sein ooch reinlich," sagte der Alte, dann begann er zu schnarchen.
Als Alle zu schlafen schienen, fragte Kurt von seinein Bett aus leise „Hans?"
„Nun?" erscholl es ebenso leise zurück.
„Schläfst Du schon?"
„Nein!"
„Ist der gefürchtete Augenblick etwa da?"
„Noch nicht — aber —"
„Was aber?"
„Gute Nacht." Ein Seufzer.
„Gute Nacht!"

XII.
„Ueber die Berge steigt schon die Sonne!"
„Vatel, stieh ock uf, suste gieht D'r de Sunne uf!"
Mit diesen sehr laut und mehrmals rasch hintereinander gesprochenen
Worten weckte der Bauernsohn im Nachbarzimmer nicht nur den Vater,
sondern auch die beiden Freunde, welche fast gleichzeitig sich im Bette auf»
richteten und nach dem Fenster sahen, in das der dämmernde Morgen noch
grau hereinblickte.
„Es ist noch zu zeitig," sagte Kurt und legte sich wieder um, Hans
folgte seinem Beispiel. Die Knaben schliefen noch fest.
Nun begann aber das Lärmen wieder unien und oben und nebenan
von den allmählich sich erhebenden und für die Weitermanderung vorbe-
reitenden Pilgersleuten. Davon wachten auch die Knaben auf und konnten
nicht wieder einschlafen.
„Wie wär's" sagte Kurt halblaut, „wenn mir Viere uns aufmachten
und einmal in dieser Morgenfrühe zum kleinen Teich hinunterkletterten!
Das ist nicht weit und sehr lohnend und wir können wieder zurück sein,
bevor die Damen und das Frühstück fertig sind."
„Ja, ach ja!" jauchzten die Jungen und fuhren aus den Betten in
ihre Kleider.
Als die Vier vor die Baude traten, standen sie in dichtem Nebel und
es mar sehr kalt. Aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten von ihrer
Morgenmanderung. Kurt, der jeden Stein kannte, «lachte den Führer und
Hans gab Acht, daß die Knaben nicht fehltraten. Sie waren glücklich und
stolz über jedes Wort, das man an sie richtete.
Unten in der Tiefe ballten sich die Nebel schon zusammen zu wunder-
lichen Gebilden und stiegen allmählich in die Höhe. Es braute um die
Wanderer herum wie in einer Herenküche.
Da lag die Teichbaude unter ihnen und nun sah man auch den
dunklen Wasserspiegel des kleinen Teiches, das melancholische Meerauge
des Niesengebirges.
Die Knaben hatten nicht üble Lust, trotz der Morgenfrische, ihre
Kleider abzuweisen und ein Bad zu nehmen. Kurt und Hans widersetzten
sich dem aber energisch, denn sie mußten, daß das eisige Wasser ihnen den
Tod Hütte geben können.
Immer höher stiegen die Nebel und wurden immer dünner, da zeigte
sich auch schon ein Stückchen blauen Himmels.
„Wir bekommen einen herrlichen Tag." sagte Kurt.
Jetzt erklangen Heerdenglocken und aus der Baude trat eine Kuh nach
der andern heraus in regelmäßigem Schritt, alle dieselbe Wendung machend,
einem bestimmtem Pfade zu, als mären sie einerercirt.

Die Knaben zählten, wie viele es wären; schon bei sechs dachten sie,
nun müßte es die letzte sein, aber es folgten immer neue, wie aus dem
berühmten Zauberhute des Taschenspielers, ibis die zwanzig voll war.
Man sieht es den Bauden nicht an, wie viel Raum für Menschen und
Vieh sie umfassen.
Unsere Wanderer durchströmte ein Gefühl wonnigsten Behagens, wie
jetzt der Tag vollends erwachte. Alles, was sie umgab — von den
colossalen Felswänden an bis herab zum kleinsten Blümchen — erschien
ihnen so neu, so anstaunensmerth, als wenn es eben erst aus der Hand
des Schöpfers hervorgegangen wäre. Dazu die bis in's innerste Mark
dringende, alle Lebensgeister neu belebende, von Alpenkräuterhauch gewürzte
Luft!
Und endlich — für die beiden Freunde der unausgesprochene, aber
desto lebhafter empfundene Gedanke an die herrlichen, lieben Mädchen dort
oben, wohin sie nun glücklich zurückkehren sollten.
Sie pflückten einen Strauß, so eilig, als ob sie es garnicht erwarten
könnten, wieder hinaufzuklettern und den Mädchen zu sagen, wie köstlich
der Morgen sei und wie schön die Welt und wie über alle Begriffe be-
seligend das Leben!
Als sie vor der Baude wieder ankamen, glitten schon die ersten
Sonnenstrahlen über das Dach, und da Hans nicht zu befürchten hatte,
daß er noch irgend Jemand ^iin Schlafe störte — die Wallfahrer waren
längst abgezogen — so sang er mit Heller Stimme das bekannte Lied:
„Ueber die Berge steigt sckon die Sonne,
Die Lämmerheerdc läutet fern,
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal fäh' ich Dich gar zu gern.
„Ich schaue hinauf mit spähender Miene,
Leb' wohl, mein Schatz, ich ziehe von hier —
Umsonst, es regt sich keine Gardine "
Aber er sang nicht zu Ende, denn in diesem Augenblicke regte sich
allerdings die Gardine und zwei, von Frohsinn und Schalkhaftigkeit
leuchtende Mädchengesichter erschienen am Fenster. Die Mädchen öffneten
es und schauten heraus. Die Knaben warfen ihnen die Alpenblumen als
Morgengruß hinauf, die jungen Männer schwenkten ihre Hüte in der Luft
und riefen den Mädchen zu, sie möchten nur eilig herunterkommen, es wäre
schade uni jede Minute, die man an solchem Morgen nicht im Freien zu-
brächte.
Das Frühstück mußten sie aber wegen der Morgenkühle doch noch im
Innern der Baude einnehmen. Die Frau Wirthin hatte ihre beste rothe
Decke über den Tisch im Wirthszimmer ausgebreitet und die schönste

Bunzlauer Kaffekanne und Tassen von Porzellan für die Gäste, die ihr so wohlgefielen, aus dem Glasschrank genommen.
Als alle Sieben um den Tisch Platz genommen und Käthchen Steinkeller wieder mit Anmuth und Würde jedem seine Tasse gefüllt hatte, stand die behäbige Frau Wirthin immer noch neugierig und mit schmunzelndem Gesichte dabei und musterte Eine nach der andern.
„Nun, liebe Frau Wirthin, was erregt denn so sehr Ihre Aufmerksamkeit?" fragte sie Kurt.
„Ihr seid gar so hibsche Leite, daß ma wirklich ni' weeß, wer der Gescheidtere von Eich is! Ob de Mannsleite sich de schmuckeren Mädel oder de Mädel sich de schmuckeren Mannsleite ausgesucht haben!" sagte die Frau Wirthin und ahnte nicht, wie sehr sie das Blut der jungen Mädchen durch diese Worte in Aufruhr versetzte. Ihre Wangen über^ zogen sich niit dunkler Röthe, und sie ergriffen ihre Tassen und nahmen einen so ungewöhnlich langen Schluck, als wollten sie mit ihren Naschen gar nicht wieder aus den Tassen herauskommen.
Die jungen Männer aber lachten still für sich hin, und Hans mußte das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem er mit ernster Miene sagte: „Es ist nur gut, liebe Frau Wirthin, daß die Bunzlauer Kaffeekannen noch immer so schöne dicke Bäuche haben, denn meine Töchter sind — wie Sie sehen — so starke Kaffeetrinkerinnen, daß sie gar nicht aus den Tassen heraus wollen und gewiß noch einige vertilgen werden."
Die Mädchen versenkten sich lachend nur noch tiefer in ihre Tassen, die Frau Wirthin aber rief verblüfft: „Ihre Töchter!" und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.
„Freilich, freilich," fuhr Hans sehr ernst fort, „packen Sie uns nur recht rasch ein gutes zweites Frühstück zusammen, viel Fleisch und Butterbrötchen, denn mein Bruder und seine beiden Söhne — hier deutete Hans auf Kurt und die Knaben — müssen jede Stunde etwas zu essen haben, wenn sie nicht umsinken sollen!"
Nun brachen Alle über das erstaunte Gesicht der Wirthin in ein fröhliches Gelächter aus, und diese, gute Miene zum bösen Spiel machend, entfernte sich eiligst, um ihre Gäste nicht weiter zu belästigen und den Auftrag betreffs des Frühstückes nach besten Kräften auszuführen.
Dann berieth man das Programm des Tages, und da der Muth der jungen Damen bei der fröhlichen Offenheit und der Zutrauen erweckenden Sicherheit der jungen Männer sehr gewachsen war, so ließen sie sich leicht überreden, nicht denselben Weg nach Marschendorf zurückzunehmen, sondern den schönen Umweg über St. Peter, das sie noch nicht kannten.
Das Frühstück mar bald beendet, und nun stiegen unsere Wanderer wieder flott bergauf, dem Koppenplane zu. Das Wetter war über alle Beschreibung schön, kein Wölkchen am Himmel, die Lust warm und doch kräftig, sodaß die Sonne niemals lästig wurde.

Die kleine Karawane von sieben Menschen blieb ununterbrochen
zusammen, es sonderten sich keine Gruppen ab, jeder wollte hören, was
jeder sagte, jeder wollte jeden Augenblick sich der Gegenwart der Anderen
freuen.
Es wurde harmlos gescherzt, gelacht, gesungen, geplaudert. Die
Knaben klammerten sich von Zeit zu Zeit mit Ungestüm an ihre erwachsenen
Kameraden, um ihnen auf diese stürmische Weise ihre Hingebung, ihre
Bewunderung auszudrücken; das kleine Trudchen, sonst so wild mit den
Knaben, schmiegte sich zärtlich an die beiden Wthchen an und wich nicht
von ihrer Seite, es herrschte unter Allen ein freier, rückhaltloser und doch
so zarter und rücksichtsvoller Ton, wie er nur aus gesunden, unverfälschten
und gebildeten Herzen strömen kann.
Noch früh am Tage gelangten sie so an die Wiesenbande, die aus
dem herrlichen Hochplateau des Riesenkammes, rings von grünen Wiesen-
matten umgeben, im hellen Sonnenscheine dalag.
Die Baude war voller Gäste und neugierig wandten sich Aller Blicke
nach den auffallend hübschen Menschen, die jetzt eintraten und sich vergeb-
lich nach einem Tische für sich umsahen.
Verschiedene Herren erhoben sich, andere rückten zur Seite, um den
Eingetretenen Platz zu machen, unseren Reisenden schien es aber in dieser
Enge durchaus nicht zu behagen. Kurz entschlossen sagte daher Käthchen
Steinkeller:
„Ich weiß einen besseren Platz für uns, kommt nur!"
Und rasch, von zahlreichen verwunderten Blicken begleitet, eilte sie
voran zur Thür hinaus, die Andern folgten.
„Sollen wir uns da drin einpferchen lassen und behorchen, daß wir
kein vernünftig Wort mit einander sprechen können?" sagte sie; „bleiben
wir hier aus der Wiese, ein Stück hinauf, dort an dem klaren Wasser ist
ein reizendes Plätzchen für uns. „Unser Papa," fügte sie mit einem
neckischen Blicke auf Hans hinzu, „hat ja für das nöthige Frühstück
gesorgt."
Und so lagerten sich Alle auf der trockenen Wiese an dem krystall-
klaren Wasser, das sie durchläuft. Hier kommen Wanderer nicht vorbei.
Die Freunde packten das Frühstück aus, das ihnen die Wirthin der
Hampelbaude mitgegeben und reichten es wie selbstverständlich dem braunen
Käthchen zur Vertheilung unter die Anderen.
Es schmeckte nach dem tüchtigen Marsche vortrefflich und blieb auch
nicht ein Krümchen davon übrig.
Dann lagen sie schweigend und genossen die schöne Aussicht. In der
Ferne weidete eine große Heerde Vieh. Die Knaben und Trudchen fragten,
ob sie wohl hingehen dürften? Es wurde ihnen gestattet nnd bald befanden
sich die drei mit den jungen Hirten dort in eifrigem Gespräch.
Wie die vier Erwachsenen nun allein waren, zog Hans seinen kleinen

Goethe, den er immer beim Wandern mit sich tnlg, aus der Tasche und begann vorzulesen.

Man, kann nicht jeden Dichter im Freien genießen, Goethe aber mundet vortrefflich, besonders wenn er so einfach, so verständnißvoll und wohlklingend vorgelesen wird, wie Hans dies verstand.

Alle Bier empfanden ein Glück, das sie vorher nie gekannt zu haben schienen, sie waren sich des Lebensgenusses in hohem Grade bemußt, sie waren durchdrungen von der Schönheit der Gegenwart.

„Ich weiß, daß mir nichts angehört,
AIS der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen;
lind jeder günst'ge Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen,"

Niemals hatten sie so tiefes Verständniß für diese Worte gehabt, als jetzt, da Hans sie ihnen vorlas. Ihr Glück mar noch durchaus gesund, es hatte noch nicht jene bedenkliche Steigerung erreicht, von wo es so leicht in das Gegentheil hinüberspringt.

XIII.

„Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst Du nicht zum zweiten Mal."

Tie Sonne stieg höher und sing nun doch an, selbst hier oben empfindlich zu werden.

Unsere Wanderer machten sich auf, um recht bald den schattigen Wald-vsad zu erreichen, der an der Berglehne des Ziegenrückens entlang nach dem Torfe Spindelmühl oder St. Peter, wie es die Meisten nach dem Kirchlein daselbst nennen, führt.

Herrliche Blicke öffnen sich von Zeit zu Zeit in den langen Grund hinab, hinüber nach der Geiergucke und dein Krokonosch.

Die Freunde hätten gute Zeit und Gelegenheit gehabt, jetzt den Zweck ihrer Wanderung zu erreichen, das heißt, die Lage des Krokonosch und Ziegenrücken festzustellen, aber wer verdenkt es ihnen, daß sie dieses Zweckes völlig vergaßen, da die beiden Berge so lieblich in Fleisch und Blut vor ihnen herwandelten? Und sie wurden nicht müde, die Natur dieser wandelnden Berge zu studiren, ihre Formationen zu betrachten, Vergleiche zwischen ihnen anzustellen, die Schichten ihres Inneren klar zu legen.

Fürwahr ein beneidensmerthes Studium!

Und je rastloser sich daber die Gedankensäden von Einem zum Anderen hinüberspannen, desto weniger wurde gesprochen, man begnügte sich, mit einem Worte eine Saite anzuschlagen, die dann wunderbar lange nachklang.

Endlich lag der entzückende Thalkessel von Spindelmühl vor ihnen.

Sie blieben in Bewunderung einige Minuten stehen und labten ihre
Augen an den kühn geschwungenen Berglinien, den frischen Wiesenmatten,
an den malerisch gruppirten Häuschen, an dem schmalen Silberband der
jungen Elbe, die tief unten das Thal durchzieht.
Dann machten sie in dem ersten und damals fast einzigen Gasthause
von Vincenz Richter Rast.
Der Tisch war gedeckt, das Mittagsmahl bereit, sie durften sich nur
niederlassen und zulangen.
Und dies geschah mit einer gemissen Hast, denn, die vielen neugierigen
Blicke, die sich auf sie richteten, waren ihnen — sie wußten selbst nicht,
warum — recht lästig. Wie mar ihnen doch sonst Gesellschaft so will-
kommen gewesen, heute strebten sie nur danach, recht bald wieder das Freie
zu gewinnen und nur unter sich an möglichst einsamen: Orte zu plaudern
und zu träumen.
Und so erhoben sie sich denn auch gleich nach beendeter Mahlzeit und
zogen zusammen hinab in die Tiefe — denn die Sonne brannte in dem
geschützten Thalkessel glühend heiß — an die schattigen Waldufer der
jungen Elbe.
Dort machte Kurt einen köstlichen Platz aussindig.
Mitten in der Elbe, deren Wasser uin diese Zeit nicht sehr reich mar,
lagen, wie Sessel für eine Conferenz von Riesen hingestellt, vier gewaltige
Felsblöcke. Man konnte über andere Steine hinweg leicht zu ihnen ge-
langen. Mit' den Reisedecken der jungen Männer wurden bequeme Sitze
für die Damen hergerichtet: auf den beiden Felsblöcken gegenübernahmen
die Freunde Platz. Die drei Kinder sprangen im Walde umher und suchten
Erd- und Heidelbeeren, die in großen Massen dort wuchsen.
Durch die hohen dunkeln Tannen drangen gemildert die heißen Sonnen-
strahlen und auch von dem schnellfließenden klaren Wasser der Elbe wehte
erquickende Kühlung her.
Die Bäume aber und das Moos und die Waldblumen und Beeren
strömten in munderbarem Gemisch jenen unbeschreiblichen Duft aus, der
berauscht — nicht wie der Wein, fondern wie ein edler Gedanke, der
unsere Seele durchzieht.
Hans wollte vorlesen, aber er verstummte bald, ohne daß die Anderen
ihn ermahnten, fortzufahren. Man wollte nur träumen mit Bewußtsein.
So saßen die Vier und lauschten dem leisen Geflüster der Bäume,
dem geheimnißvollen Gurgeln und Murmeln des Wassers zu ihren Füßen.
Und hier in dieser Fülle von Dnft und rüthselhaftem Klang, in diesem
traulichen Halbdunkel des Waldes, in dieser reinen, von sommerlicher Gluth
durchbebten Luft, — wie die Blicke von Stein zu Stein hinüberflogen, —
entzündete sich der elektrische Funke, der das Leben vermittelt von Generation
zu Generation. Er glühte in den Herzen der vier jungen Menschen, aber
sie waren sich dessen — zu ihrem Glücke — noch kaum bemußt. Zu

ihrem Glücke, sage ich, denn es störte noch nicht die Ungezwungenheit und Harmlosigkeit des Verkehrs, sie hatten nur sämmtlich das Gefühl namenloser Wonne, der sich noch kein Wunsch, kein Begehren beigesellte.

Sie hatten es sich bequem gemacht, in halbliegender Stellung, die Gesichter einander zugekehrt, ruhten sie von der langen Wanderung. Auch die Kinder waren, der Beeren satt, im Moose niedergesunken. Trudchen schlief bald, von Müdigkeit übermannt, ein, und auch die beiden Knaben saßen zu ihrer Seite und wehrten zudringliche Jnsecten von ihrem Gesichte ab.

^ Es bemächtigte sich allerg ein^ Gefühl der Unendlichkeit, als gäbe es keine Zeit, als märe es immer so gewesen und müßte immer so sein. Sie sahen es nicht, wie die Schatten der Bäume immer länger 'und länger wurden.

„Nun ist mir so, als läge ich in meinem Traumschloß," sagte Hans nach langem Schweigen.

„Was ist das für ein Traumschloß?" fragte^Käthchen Steinkeller.

„Haben Sie nicht ^auch manchmal Träume, die igenau in derselben Weife von Zeit zu Zeit wiederkehren?" fragte Hans dagegen.

„Nein, ich träume überhaupt sehr selten," erwiderte sie.!

„Ich habe noch nie geträumt," sagte Kurt.

„Mir sind diese wiederholten Träume schon oft begegnet," bemerkte Käthchen Lenz, „und an welchen Traum dachten Sie jetzt eben?"

„Ein Traum, so klar und deutlich, und stets genau von denselben Empfindungen begleitet, daß ich ihn sogar in Verse gebracht habe."

„Laß hören!" sagte Kurt und auch die Mädchen baten ihn darum.

Hans sprach mit gedämpfter, weicher und doch vernehmlicher Stimme:

„Mir träumt zuweilen von einem Schloß,
Recht tief in Waldes Mitten,
Dahin noch drang keines Jägers Geschoß,
Dahin kein Fuß noch geschritten.
Vom Himmel ergießt sich der Sonnenschein
Durch schattige Buchenriesen,
Vergoldet das Moos auf dem alten Gestein
Und spielt auf den marmornen Fliesen,
Der Epheu rankt zum Gesims einvor
Und Blumen, die nie verwelken.
Umgeben das Schloß in buntem Flor,
Rosen, Levkoien und Nelken.
Und innen ist es so still, so kühl
In den weiten, erhabenen Räumen,
Kein Ton aus dem lärmenden Weltgewühl
Stört hier mein Sinnen, mein Träumen.

(5S klingt eine ewige Melodie
Ganz leise im Soiinenschimmer,
Sie singt und klingt und ermüdet nie,
Stets neu und dieselbe doch immer.
Und alle Sehnsucht ist abgestellt.
Und alle Schmerzen zerronnen.
Ich suche nichts in der weiten Welt,
Denn ich habe Alles gewonnen.
Wo liegst Du, Schloß, wo liegst Du, Wald,
Ihr schwelgende« hohen Bäume,
Dahin es mich zieht mit Sehnsuchtsgewalt,
Davon so gerne ich träume?"

Und wieder schwiegen Alle und es war ihnen, als wölbte sich über ihnen das geheimnißvolle Schloß und sie lauschten mit Entzücken der ewigen Melodie.

XIV.

Erwachen aus Träumen.

Da fuhr, wie um mit Absicht die Stimmung, in der sich unsere Wanderer befanden, mit einein Male zu zerstören, ein brutaler Ton aus dieser Welt in ihre Traumwelt.

Ein klägliches Jammergeschrei aus Kindesmund, unterbrochen von lauten, rohen Scheltworten einer Mannesstimme, erhob sich unweit der Lagernden.

Bald auch wurde ein halbausgewachsenes Mädchen sichtbar, das ein bärtiger Mann in der Kleidung der Waldmärter und mit einem Bündel Holz in der Hand, an den Haaren hinter sich Herzog, wobei er heftig ausrief:

„Habe ich Dich endlich erwischt, verdammtes Ding! Warte nur, jetzt sollst Du in's Loch und Dein Strolch von Vater dazu! Vorwärts, vorwärts, nicht gemuckst. Du Diebsbrut!"

Unsere Wanderer sprangen, wie auf ein gemeinsames Zeichen, auf die Beine. Die Mädchen erblaßten vor Schreck und Empörung, Kurt und Hans waren mit zwei Sätzen an der Seite des Unmenschen.

„Lassen Sie das Kind los!" schrie Kurt ihn an.

„Scheeren Sie sich zum Teufel, Herr," mar die barsche Antwort.

„Wenn sie gestohlen hat, wird sie ihre Strafe ja erhalten, Sie haben aber nicht das Recht, sie zu mißhandeln!"

Kurt faßte seinen Arm und versuchte die Hand von den Haaren des Mädchens zu lösen.

Der Mann ließ das Mädchen los, stieß aber Kurt vor die Brust, daß er zurücktaumelte, dann faßte er das Mädchen von Neuem bei den

Haaren. Nun machte sich Kurt und Hans gemeinschaftlich an ihn, befreiten das Mädchen und nahmen es in ihre Mitte.
„Wollen Sie das Madchen gutwillig herausgeben, oder soll ich Sie mitverhaften?" schrie der Mann, bebend vor Wuth, die Freunde an.
„Führen Sie uns zum Gemeindevorsteher, das Mädchen geben wir nicht heraus!" sagte Kurt fest.
Noch einmal versuchte der Mann, das Mädchen den jungen Männern zu entreißen, es gelang ihm aber nicht. Wuthschnaubend ging er jetzt voran und befahl ihnen, zu folgen, er würde sie zum Gemeindevorsteher führen.
Im Abgehen rief Kurt den Damen zu: „Bleiben Sie hier, erwarten Sie uns, mir kehren bald zurück." Er mußte, daß das Haus des Gemeindevorstehers nicht weit entfernt war. Die beiden Käthchen sahen den Abgehenden mit sorgenvollen Mienen nach.
Die Knaben wollten mitgehen, allein Kurt bat sie, zurückzubleiben und die Damen zu beschützen. Hierdurch geschmeichelt kehrten die Knaben zu den Mädchen zurück, die durch die jähe Zerstörung ihrer schönsten Träume auf's Aeußerste bestürzt und niedergeschlagen waren.
Unterwegs ^ das Kind an, den Forstaufseher in rührender Weise zu bitten, er so! sie doch noch einmal freilassen, sie würde ja ganz gewiß nicht wieder stehlen, nur die äußerste Roth hätte sie dazu getrieben.
Der Mann schmieg hartnäckig und ging mit großen Schritten voran, ohne sich umzusehen.
Nun legte sich auch Hans, der bisher kein Wort gesprochen hatte, in's Mittel.
In seiner milden und vertrauenerweckenden Art ließ er sich mit den: Manne in ein Gespräch ein. fragte dies und das, worauf ihm nur zögernd Bescheid wurde, erzählte, wie oft er schon hier in der Gegend gewesen wäre, wie schön er es immer gefunden und daß er gar nicht gedacht hätte, daß es hier so harte Menschen geben könne, die so grausam mit der Armuth verführen.
„Man muß hart werden unter solchem Raubgesindel," sagte der Mann, schon in milderem Tone.
„Na aber — ich glaube, Ihr fangt das doch nicht richtig an," sagte Hans, „das Kind ist doch nur abgeschickt von den Eltern. Und Ihr, Ihr solltet Euch doch nicht an ihm vergreifen, der Ihr so stark seid, daß mir zwei kräftige Menschen es kaum mit Euch aufnehmen können. Ihr seid gewiß Soldat gewesen!"
„Freilich!" sagte der Mann und kehrte sich um.
„Nun seht Ihr, da sind wir ja Kameraden! Ei, ei, ei! ein Soldat und sich an so einem jungen Menschenkinde vergreifen! Wie soll ich mir das erklären?"
„Na, es ist sonst auch nicht meine Art," erwiderte der Mann rasch,

„aber wenn Sie müßten, was ich heut schon für einen Aerger gehabt
habe, so würden Sie mich milder beurtheilen."
Und nun erzählte er, wie er durch die Unvorsichtigkeit des Vaters
des verhafteten Mädchens, eines argen Trunkenboldes, um seinen ganzen
Hühnerstall mit allem Federvieh darin gekommen sei.' Der Mann wäre
in vollständig trunkenem Zustande im Morgengrauen heimgekehrt, hätte sich
an seinem Hühnerstalle eine Pfeife angezündet und dadurch einen Brand
verursacht, den man erst bemerkt hatte, nachdem nichts mehr zu retten
gewesen.
„Ah, das erklärt manches!" sagte Hans und blieb stehen, um sich
eine Cigarre anzuzünden. „Das ist freilich schlimm. Rauchen Sie nicht
eine Friedenscigarre mit? Sie sind verzollt."
Zögernd und mit einem etwas verlegenen Blick auf Kurt nahm der
Mann die Cigarre.
„Da sind Sie wirklich zu bedauern; wie hoch ist wohl Ihr Schaden,"
sagte jetzt Kurt.
„Nun, das Ställchen war versichert, das erhalte ich ersetzt, aber ein
Hahn und zehn Hühner sind vfutsch, macht einen Schaden von zehn Gulden;
die wollen verdient sein." — Dann wandte sich der Mann plötzlich an
das Mädchen und sagte barsch: „Mach, daß Du fort kommst und laß Dich
nicht wieder erwischen!"
Das Kind sah ungläubig zu ihm empor, doch als er seine Worte
wiederholte, lief es glückstrahlend davon.
„Das war recht," sagte Hans, „sie wird sich's wohl hinter die Ohren
schreiben — und was Ihren Schaden anbelangt, so würden Sie uns ein
Vergnügen machen, ihn von uns ersetzt zu nehmen."
Kurt nickte zustimmend und zog wie Hans seine Börse.
„Wo denken Sie hin, meine Herren, das sähe ja aus wie Bestechung!"
sagte der Mann, nun vollends freundlich.
„Nicht im geringsten," erwiderte Hans, „Sie hatten das Mädel ja
schon vorher laufen lassen."
„Nein, es geht aber nicht —"
„Warum denn nicht? Wir sind ja Kameraden, die müssen einander
in jeder Roth aushelfen.'
Endlich nahm der Mann das Geld, bat wiederholt um Entschuldigung,
daß er sich von seinem Zorn so habe hinreißen lassen, und forderte die
Herren auf, in seinem Hause, das er ihnen aus der Ferne zeigte, eine
Erfrischung anzunehmen. Diese wurde natürlich abgelehnt.
Mit lebhaften Dankesbezeugungen entfernte sich der Forftaufseher und
ließ die beiden Freunde allein auf der Landstraße.
Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden, aber die Luft
noch ungewöhnlich schwül»!
Nachdem sie einige Zeit schweigend neben einander hergegangen waren,

Krokonosch und Ziegenrück«,?,
blieb Hans plötzlich stehen, breitete seine Arme weit in die Luft aus, wie wenn er sich zum Fluge aufschwingen wollte, und sagte, seinein Freunde mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Erregung, Furcht, Hoffnung und Freude in's Auge schauend:
„Kurt, dieses kleine Intermezzo hat bei mir das Eis zum Durchbruch gebracht. Das rauhe Erwachen aus dem süßen Traume hat mir gezeigt, daß es hier auf Erden nicht unsere Sache ist, zu träumen, sondern die Augen offen zu halten und zuzugreifen, wenn das Glück vorüberfliegt. Kurt, diese kleine Trennung von ihr, der Einzigen, hat mir zugleich gezeigt, daß ich vor Sehnsucht sterben würde, wenn ich sie länger, als einen Tag verlassen müßte."
Er ließ die Arnie sinken und Kurt legte beide Hände auf die Schultern des Freundes.
„Lieber Hans" fügte er erregt, „mir geht es kaum anders, und ich sehe, der kritische Augenblick ist gekommen; mir stehen so zu sagen am Vorhange unseres Schicksals und wenn ich ihn jetzt lüfte, so sind mir entweder die glücklichsten oder die unglücklichsten Menschen."
„Ja," erwiderte Hans und das Blut schoß ihm in's Gesicht. — „aber Du hast es mir versprochen, die reine Wahrheit zu sagen, und so frage ich Dich, welches von beiden Käthchen hat Dein Herz?"
Kurt zögerte mit der Antwort.
„Wollen wir nicht den morgigen Tag noch so hingehen lassen — in Ungewißheit — und — wer weiß —?"
„Nein, nein, keine Secunde," drängte Hans und ergriff die Rechte des Freundes, sie heftig drückend, „ich muß Gewißheit haben, ob das Schicksal uns wieder den furchtbaren Streich gespielt, daß wir von derselben . Neigung erfaßt worden sind, ich muß!"
„So sprich Du zuerst!" sagte Kurt.
„Nein, Du sprich es aus, sage, welche ist es.
„Nun denn, so komme, was da kommen mag!" und seinen Mund dicht an das Ohr des Freundes legend, sagte Kurt leise: „Ziegenrücken!"
„Ist es wahr? Ist es wirklich wahr?" rief Hans in vollster Aufregung einen Schritt zurücktretend, „habe ich recht gehört? Ziegenrücken?"
Kurt nickte bestätigend mit dem Kopfe.
„Hurrah!" schrie Hans, „Gott sei Dank! Ich liebe den Krokonosch!"
Er umarmte den Freund, drückte ihn heftig an sich und drängte ihn dann vorwärts dem Walde zu, wo sie die Mädchen verlassen hatten.
„Was meinst Du wohl, wie wir uns ergänzen!" rief er begeistert.
Du und das blonde Käthchen Lenz, ich und mein brauner Krokonosch!"
„Wer hätte das Alles gedacht!" erwiderte Kurt selig.
Kaum waren sie einige Schritte gegangen, so hörten sie hinter sich einen Wagen in scharfen: Trabe herankommen, sodaß sie bei Seite treten mußten. Als er vorüberfuhr, erkannten sie deutlich Minna an der Seite

der Sommenveste, die Tante mit ihren Begleitern waren verschwunden, folgten auch nicht etwa in einem Wagen nach.

Minna aber lag an der Brust des Mannes und er hatte seinen rechten Arm fest um ihren Hals geschlungen. Beide waren so mit sich beschäftigt, daß sie die Wanderer am Wege nicht bemerkten.

Das Wiedererscheinen Minnas in diesem Augenblicke und unter solchen Umständen machte einen besonderen Eindruck auf die Freunde. Sie mußten beide der Unterredung gedenken, die sie mit ihr in Josevhinenhütte hatten, als sie über das Brückengeländer gelehnt in das tosende Wasser schauten und die wilde Nose auf den Wellen in's Thal hinabtanzte.

Dann hatten sie die Empfindung, als wären sie, kurz vor dem hohen Ziele, das sie jetzt erreicht glaubten, in der Person Minnas einer großen Gefahr entgangen, und doch stärkte sie wieder das rücksichtslose Zugreifen dieses Mädchens in ihrem Vorhaben, das Glück nun nicht wieder aus den Händen zu lassen.

Mit diesen Empfindungen schauten sie dem Wagen nach, bis er an einer Wegbiegung verschwand.

Dann beschleunigten sie ihre Schritte, und den Wald betretend, der ihr ganzes Glück in sich schloß, riefen sie, daß es laut von den Bergen widerhallte: „Es lebe der Krokonosch! Es lebe der Ziegenrücken!"

XV.

Kreuz und quer.

Während die Freunde ihr Abenteuer mit dem Forstaufseher hatten, . waren die beiden Käthchen in großer Unruhe zurückgeblieben.

Trudchen mar durch das Geschrei des Mädchens und das hastige Aufspringen der Knaben an ihrer Seite aufgeweckt und so erschreckt worden, daß sie zu weinen anfing und nur mit Mühe beruhigt werden konnte.

Die Knaben aber brachten ihr Blumen und Beeren, Farrenkräuter und Tannenzapfen und boten ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, dem Schwesterchen den unangenehmen Vorfall vergessen zu machen und es in die alte gute Stimmung zurückzuversetzen. So waren die drei Kinder vollkommen mit sich beschäftigt und boten dadurch den beiden Käthchen Gelegenheit, recht ungestört mit einander zu plaudern.

Auch sie waren durch den jähen Zwischenfall aus ihren Träumen aufrüttelt worden und hatten Klarheit über sich selbst erlangt. Das muthige Vorgehen der jungen Männer gegen den erheblich stärkeren Forstaufseher, ihr Eintreten für das arme Kind, die Unerschrockenst, mit der sie sofort bereit waren, vor dem Gemeindevorsteher die Sache der Armuth und der Verfolgten zu verfechten, hatten einen tiefen Eindruck auf ihre Herzen gemacht. Dazu gesellte sich jetzt noch die Besorgnis;, es könnten den jungen Männern hier im Auslande von der Behörde Schwierigkeiten gemacht

werden, ja bei der Roheit des^ Forstaufsehers schien ihnen eine Verhaftung der jungen Männer am Ende nicht ausgeschlossen.
„Wir hätten sie in keinem Falle verlassen dürfen," sagte Käthchen Steinkeller eifrig.
„So laß uns ihnen noch folgen," erwiderte die Freundin.
„Nein, nun ist es zu spät. Mir haben sie schon aus den Augen verloren und es ist ihr ausdrücklicher Wunsch gewesen, daß wir hier bleiben. Sie würden uns sonst am Ende nicht miederfinden."
„Also es liegt Dir viel daran, daß sie uns wiederfinden?" fragte Käthchen Lenz schelmisch.
„Dir — nicht?" erwiderte Käthchen Steinkeller langsam und sah ihr lächelnd in die Augen.
Käthe Lenz verbarg ihr Gesicht an der Brust der Freundin. Dann hob sie den Kopf wieder, wandte sich ein wenig zur Seite und sagte zittemd:
„Ich habe eine Angst — ich kann es Dir garnicht beschreiben — wenn sie ihn nun wirklich verhaften, wenn ich ihn nicht miedersehen sollte — und er war doch eigentlich gar nicht Schuld an der Sache!" — Sie brach in Thränen aus.
„Wen meinst Dn?" fragte Käthe Steinkeller gespannt.
„Nun — Hans!"
„Gott sei Dank, Hans!" Sie athmete erleichtert auf. „Nun, siehst Du, liebes Herz," fuhr sie freudig fort, „ich habe ein Zutrauen zu der Energie und Mannhaftigkeit Kurts, daß er allen Gefahren Trotz bietet und <lls Sieger hervorgeht."
Nun mußte Käthe Lenz lachen, sie lachte unter Thränen, lachte, wie nur das Glück lachen kann, umhalste die Freundin, küßte sie und sagte:
„Wir haben uns beide schön verplappert; aber nun es heraus ist, bin ich wieder froh und ich hoffe bestimmt, daß sie Beide kein Mittel unverfucht lassen werden, um zu uns zurückzukehren."
Sie kletterten über die Steine wieder auf ihre alten Sitze und riefen sich die eben so köstlich verlebten Stunden in's Gedächtniß zurück.
„Was würde mein Vater sagen, wenn er uns hier so sitzen sähe," begann Käthe Lenz wieder, „was würde er sagen, wenn er unser Abenteuer erführe und wie wir mit fremden jungen Männern in der Welt herumziehen! Ich stelle mir jetzt sein ernstes gutes Gesicht vor, ich trete vor ihn hin und bekenne ihm alle meine Unthaten, verschweige nichts, schütte mein ganzes Herz aus. Würde sich seine liebe Stirn mit Runzeln bedecken? Würden seine Augen noch ernster werden? Ich denke nein! O, er hätte ihn sehen sollen, wie er uns vor der Hampelbaude das Märchen erzählte, um uns Zutrauen einzuflößen, — ganz wie ich mir immer mein Ideal gedacht habe, — er hätte ihn singen hören sollen, am Abend, als unten die Menge lauschte; am Morgen, als er uns aus unserem Zimmerchen

herunterlockte; er hätte sehen sollen, wie ihm das Blut in's Gesicht schoß, als er die abscheuliche Behandlung des armen Mädchens hier wahrnahm. Ich denke, mein Vater würde mir nicht zürnen, wenn ich an der Hand dieses jungen Mannes vor ihn hinträte und sagte: so habe ich mir immer den gedacht, der meinem Vater am ähnlichsten sein soll."

„Wie Dich die Liebe beredt macht, mein Blondchen!" sagte Käthe Steinkeller, „aber ich glaube, ich könnte mit derselben Berechtigung einen gleichen Lobeshymnus auf Kurt anstimmen. Denke daran, wie er auf der Schneekoppe dem Kellner entgegentrat! Das war gleichsam die Ouvertüre zu seinem ganzen späteren Verhalten, — ganz wie ich mir immer mein Ideal gedacht —; wie er dann mit dem Winde kämpfte, unsere Kopfbedeckungen zu retten; wie er der tobenden Masse imponirte in der Hampelbaude, wie er hier mit dem starken Forstaufseher rang und das arme Kind befreite! Ja, das ist ein echter, rechter Mann niußte ich mir sagen. — Ich will aber von alledem schweigen," sügte sie etwas kleinlaut hinzu, „denn so glücklich ich auch bin, so verläßt mich doch ein fürchterlicher Gedanke nicht."

„Um Gottes willen. Du hältst sie doch nicht etwa für Betrüger?" platzte Käthe Lenz heraus.

„Nein, wahrhaftig nicht! ich mochte meine Hand in's Feuer legen für die Reinheit ihrer Absichten, aber — ist Dir denn gar nichts aufgefallen?"

„Aufgefallen? — Du steckst mich schon an mit Deinen Zweifeln — mir ist aber nichts als Gutes und Schönes aufgefallen."

„Mir schien es so, als ob Kurt mehr Aufmerksamkeit für Dich als für mich gehabt hätte!"

Das blonde Kcithchen wurde bleich bei diesen Worten, es faßte sie ein Schauer und unwillkürlich klammerte sie sich mit beiden Händen an den Felsen, auf dem sie saß.

„Schien Dir das so?" sagte sie zögernd, — „und fandest Du etwa auch, daß Hans mehr Aufmerksamkeit für Dich als für mich hatte?"

„Ich kann es nicht leugnen, ja — aber was ist Dir? Du bist auf einmal ganz blaß geworden. Es fängt an kühl zu werden hier über dem Wasser, stehen wir auf!"

„Nein, nein, bleiben mir noch," antwortete Käthe Lenz rasch, „ich will Dir nun gestehen, daß ich einmal auch die Empfindung hatte wie Du, aber ich hielt sie für eine unberechtigte Regung der Eifersucht. Wenn Du Recht haben solltest, wenn — wir uns etwa gar — über's Kreuz lieben sollten —"

Käthe Lenz schüttelte sich vor Frost, die Freundin aber konnte nicht uinhin die „Liebe über's Kreuz" gar zu komisch zu finden und mußte herzlich lachen.

„Nun steh' aber auf und laß uns ein wenig hin und hergehen, es ist wirklich hier auf dem Wasser schon kühl. Ich bin für Dich verant-

wörtlich, fei vernünftig. Und siehst Du, seitdem ich den Gedanken aus-
gesprochen habe, bin ich ihn auch völlig los. Du hast ganz Recht, es
wird weiter nichts gewesen sein, als eine Regung von Eifersucht. Komm,
wir wollen uns warm laufen!"
Vorsorglich half sie ihr auf, raffte die Tücher, auf denen sie ge-
sessen, zusammen, und führte die Freundin zu den Kindern, die ihnen
entgegen kamen und über Hunger klagten.
„Habt nur noch ein wenig Geduld," tröstete Käthe Steinkeller die
Knaben, „die Herren werden gewiß bald zurückkehren, dann gehen mir
hinauf und ihr dürft euch bestellen, was ihr wollt."
„Hei, wir dürfen uns selbst aussuchen auf der Speisekarte?" riefen
die Knaben entzückt.
„Ihr dürft euch selber aussuchen, was ihr wollt!"
Die Knaben sprangen lustig über ein Paar Felsblöcke hinweg und
Trudchen klatschte in die Hände.
Da hörte man vom Rande des Waldes her die lauten Rufe: „Es
lebe der Krokonosch! Es lebe der Ziegenrücken!"
Die beiden Käthchen erbebten vor Freude, denn sie wußten ja, wem
die Namen galten. Wer aber hatte das eine, wer das andere gerufen?
Sie hatten es zu ihrem Leide — oder zu ihrem Glücke? — nicht unter-
scheiden können, die Entfernung mar noch zu groß.
Als aber jetzt die Gestalten der beiden jungen Männer zwischen den
Stämmen der Bäume sichtbar wurden, liefen ihnen alle — selbst die
Damen — entgegen — und Niemand konnte sich des lebhaftesten Aus-
drucks der Freude ermehren. Käthe Lenz hatte ihre Furcht vor der „Liebe
übers Kreuz" völlig verloren; es war, wenn sie Alle zusammen waren,
als schlüge ihre Liebe gemeinschaftlich zu einer einzigen großen Flamme
empor.
Man feierte ein Wiedersehen, als ob man seit Jahren getrennt ge-
wesen wäre, des Fragens und Antmortens mar kein Ende — wobei je-
doch das Geschenk an den Forstaufseher keine Ermähnung sand — jeder
Schatten war gewichen und das Glück strahlte wieder sonnig aus aller
Augen.

XVI.

Fledermäuse.

Auf den heißen Tag war ein wundervoller Abend gefolgt. Im
molkenlosen Himmel schwebte der volle Mond und goß sein zauberisches
Licht in den Thalkessel von Spindelmühl, der mit seinen Wiesen in dem
grau dämn«rnden Nebel und mit den zerstreut darin liegenden Häuschen,
von oben her sich ausnahm, wie ein stiller See, aus dein hie und da
ein Jnselchen hervorragt.
Die Abendmahlzeit mar beendet, Trudchen und die Knaben hatten

bereits ihr Nachtlager aufgesucht; sie schlissen schon halb, als sie noch kaum die Decken über sich gezogen, so müde hatte sie der Tag gemacht. Die beiden Käthchen und die Freunde saßen abseits von dem großen Schwärm der Gäste auf einer Bank vor dem Wirthshause von Vincenz Richter.

Der morgige Tag sollte die Damen nach Hause bringen und so märe eigentlich das hübsche Reiseabenteuer zu Ende gewesen.

Bei diesem Gedanken waren alle Vier in tiefes Schweigen versunken, — es wollte Keiner so recht daran glauben, daß die herrliche Zeit vorbei sein sollte.

„Wie märe es," unterbrach Kurt das Schweigen, indem er sich an Hans wandte, „wenn wir dem alten Herrn von Götzen, der nun ein doppeltes Interesse für uns gewonnen, in seinem Schlößchen zu Marschendorf unsere Aufwartung machten?"

„Eine vortreffliche Idee!" sagte Käthe Steinkeller.

„Ja, das sollten Sie thun, der Onkel würde sich herzlich freuen," bestätigte Käthe Lenz.

Hans sprang auf und rief: „Herrlich, herrlich! Ja, das thun wir,- wenn anders die Damen gestatten, daß mir sie begleiten," setzte er mit tiefer Verbeugung leiser hinzu.

„Sie würden Ihre Beschützerrolle ja nur halb gespielt haben, wenn Sie uns nicht bei der Frau Wirthin zum „Wilden Mann" gesund ablieferten," entgegnete Käthe Steinkeller lächelnd.

Eine tiefe Befriedigung kehrte in Aller Herzen ein bei der Hoffnung, noch länger mit einander vereint sein zu können, und der alte Onkel erschien Jedem als der geeignetste Vertraute und Förderer seiner Herzensangelegenheit, die man nun sicher und behaglich im Stillen hegen und pflegen konnte. — „O weh!" rief Hans plötzlich halblaut aus, vorsichtig nach der Thür des Gasthauses schielend, aus der soeben ein meißbärtiger Herr heraustrat, — „nehmen wir uns in Acht, der alte Justizrath Drewitz ist in Sicht, das geschwätzigste alte Weib, das ich je in Mannskleidern erblickt habe! Ich furchte, er hat mich schon bemerkt, hier ist nur noch ein Mittel: sofortige Flucht!"

Alle erhoben sich ängstlich und machten einige Schritte vom Hause weg. „Nur jetzt kein Fremder in unseren Kreis!" Das war die Empfindung, die Jeden mit gleicher Stärke beseelte.

Die Mädchen gingen Arm in Ann voran, die Freunde ihnen nach, dem Kirchlein zu, das in einiger Entfernung vom Gasthause im Mondlicht dalag, ummoben von dem vollen Zauber einer schönen Sommernacht. Zur Rechten des Kirchleins, nur getrennt durch einen breiten Fußweg, liegt, von niedriger Mauer umgehen, der Friedhof mit seinen grünen Grabhügeln und vergoldeten Kreuzen, auf denen das Mondlicht leise

Rrokcnosch und Siegenrücken,
flinnnert. Es giebt wohl nicht viele so schöne Ruhestätten der Tobten
wie die von St. Peter!
Hier blieben unsere Wanderer stehen und lehnten sich in stummer
Betrachtung über die Mauer.
Der Nebel im Thale mar sast völlig geschwunden. Ein starker
Duft von Nachtviolen und Reseda drang aus dem Friedhofe zu ihnen
empor.
„So wie dieser Duft verwehen wird, so werden auch wir einst —
wer weiß, wie bald — verweht sein und keine Spur von uns wird
zurückbleiben," sagte Käthe Steinkeller ohne Sentimentalität, fast freudig.
Käthe Lenz aber schrak zusammen bei diesen Worten und sagte:
„Wie können Dir jetzt solche Gedanken kommen? Gerade hier, mit
dem Blick in diese herrliche Landschaft, bei dieser Beleuchtung und dem
balsamischen Vlumenduft bin ich durchdrungen von dem Gedanken der
Ewigkeit, von der Hoffnung eines nie endenden höheren Daseins."
Das braune Käthchen schüttelte langsam den Kopf.
„Du weißt ja, wie ich darüber denke," sagte sie ruhig.
„Aber fühlst Du denn nichts von der Sehnsucht in Dir, die uns so
häusig verzehrt, wie nach einem schönen Vaterlande, das wir einst be-
sessen?" fuhr Käthe Lenz eifrig fort.
„Das ist nur der Trennungsschmerz, der in uns fortdauert, und der
entstand, als wir von der Allmutter Natur losgerissen wurden zu einem
selbständigen Dasein; der Tod vereinigt uns wieder mit ihr," sagte Käthe
Steinkeller fest.
„Und doch hörte ich aus Ihrem Munde zuerst jenes Wort von
dem Sterne, dem Jeder im Leben folge?" fragte Kurt lächelnd.
„Nicht wahr? Das hat sie Alles, was sie da vorhin sagte, von
unserem alten Philosophie-Professor; ist das nicht inconsequent?" siel
Käthe Lenz lebhaft ein.
„Das will ich nicht sagen," erwiderte Kurt, „aber mich wundert dieses
Bertrauen einerseits und der gänzliche Verzicht andererseits "
„Mich nimmt das durchaus nicht Wunder," unterbrach ihn Hans,
„dieses ‚seinem Stern vertrauen' erscheint inir nur als der freudige Aus-
druck einer starken, mit sich im Klaren befindlichen Natur, die stets das
Nichtige trifft, wenn sie ihren eigenen Impulsen folgt."
Er sprach das mit Begeisterung und sah mit leidenschaftlicher Gluth
in die braunen Augen seiner Angebeteten, die erstaunt über das Ver-
ständnis;, das sie bei ihn, gefunden, mit tiefem Erröthen seinen Blick er-
widerte. Ihr siel dabei wieder das Wort der Freundin von der „Liebe
über's Kreuz" ein, ihre Gedanken verwirrten sich, sie senkte die Augen
und schmieg. „Er ist doch nicht mein Ideal?" dachte sie dann, „wie
kann er mich so verstehen?"
Käthe Lenz hatte nichts von den leidenschaftlichen Blicken Hansens

bemerkt, sie war damit beschäftigt, eine recht treffende Widerlegung der Anschauungen ihrer Freundin, die sie schon so oft vergeblich bekämpft hatte, zu formuliren. Aber es wollte ihr durchaus nicht gelingen. Kurt merkte es und gedachte ihr Hülfe zu bringen.

„Wir könnten hier stehen bis an den jüngsten Tag," sagte er, sich freundlich zu ihr wendend, „und unsere Köpfe darüber zergrübeln, wir würden doch die Wahrheit nicht finden. Da halte ich es immer mit Vater Goethe, der es für das schönste Glück des denkenden Menschen erklärt, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Aber auch das genügte dem blonden Käthchen nicht, sie schaute sich, wie mn Schutz flehend, nach Hans um, der ihre Verlegenheit fühlte und die Worte Kurts dahin ergänzte:

„Wie sich aber Einer das Unerforschliche in seinem Innern zurechtlegt, das muß ihn, ganz allein überlassen bleiben. Und wem der Glaube an die Unsterblichkeit — wie er ihm von Kindheit an eingeflößt ist — unentbehrlich geworden, der soll ihn behalten und ihn pflegen und er wird darin selig sein!"

Das blonde Käthchen schien einigermaßen beruhigt.

„Aber was für Thoren sind wir," fuhr Hans lebhaft fort, „daß wir uns wieder, wie der Dichter sagt, die köstliche Neige der Zeit durch den Gedanken der Ewigkeit verwässern! Halten wir uns an das, was uns gegeben, kehren wir dahin zurück, von wo unser Gespräch ausgegangen, zu dein süßen Duft der Blumen, selbst hier an der Stätte des Todes! Ist das nicht hoffnungsvolle Verheißung? Laßt uns. Freunde, dankbar der schönen Gegenwart genießen, die in berauschender Fülle uns umgiebt! Die grauen Regentage werden gewiß nicht ausbleiben, heben mir uns das Grübeln nach Weisheit für sie auf!"

Kaum hatte Hans zu Ende gesprochen, so rief Kurt warnend:

„Dein Justizrath in Sicht! Er kommt hierher!"

Sie mußten den schönen Platz an der Mauer aufgeben.

„Das ist schon so ein Stückchen von einem grauen Tage," sagt Käthe Lenz in Bezug auf den Justizrath seufzend und zog die Freundin mit sich fort.

Sie gingen hinter dem Kirchlein herum und hofften so dem gefürchteten Störenfried zu entgehen. Als sie vor dem Portale angelangt w>,,ren, drückte Kurt aus die Klinke, ohne eigentlich die Absicht zu haben, zu öffnen; aber die Thür gab seinem Drucke nach, die Kirche war offen. Fast erschrocken hielt er die Klinke einige Secunden in der Hand. Dann aber trat er rasch in die Kirche ein und winkte den Anderen nachzukommen.

Ohne zu zögern traten sie Alle ein und Kurt schloß die Thür wieder zu.

Das schöne Gotteshaus, durch dessen hohe Fenster das Mondlicht
magisch hereinströnite, erfüllte sie mit frommem Schauer.
Das Licht siel voll auf das. Altargemälde, eine Mutter Gottes mit
dem Kinde. Auch die Wände waren reich mit Bildern geschmückt und an
den Feilern hingen verblichene Todtenkränze.
Schweigend und leise auftretend gingen sie vor bis zum Altar.
Sie standen sämmtlich im Schatten und Keiner konnte des Anderen
Gesicht sehen. Minutenlang standen sie so vor dem Bilde. Dann
wandten sie sich langsam zurück und als die beiden jungen Männer wieder
in das Mondlicht traten, kehrten sie sich plötzlich um und blieben den
Mädchen gegenüber mitten in der Kirche stehen.
Wie sie nun einander sehnsuchtsvoll in die Augen blickten, geschah
es wie von selbst, daß die Mädchen wechselseitig die Arme um ihre
Schulten! legten und ebenso die jungen Männer, so daß die Vier wie in
einem Kranz verbunden dastanden.
Eine wunderbare Ruhe war über sie gekommen, eine heilige Stimmung
hatte sie ergriffen. Jeder hatte das Bewußtsein, daß er diesen Augenblick
in seinem ganzen Leben nie aus dem Gedächtniß verlieren könnte.
Da wurde die tiefe Stille plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch
an einem oberen Fenster unterbrochen.
Die Heiligkeit mußte der Leidenschaft weichen und wie sich Hans
mit Lebhaftigkeit dein braunen, Kurt dein blonden Käthchen zuwenden
wollte, wichen die Mädchen zurück und alle Vier stoben, wie von einem
Dämon getrieben, auseinander.
Es war etwas über ihre Köpfe hinmeggeflogen, etwas Unheimliches,
sie hatten fämmtlich das Flattern und Flügelschlagen vernommen.
„Eine Fledermaus!" sagte Kurt ärgerlich, der sie zuerst erkannt hatte.
„Eine Fledermaus!" miederholte Hans verdrießlich und erklärte sich
dadurch das scheue Zurückweichen der Mädchen.
Diese aber sagten kein Wort, sie drückten sich nur leise die Hand
und verstanden sich. Nicht die Fledermaus hatte sie auseinander getrieben,
denn sie mußten nun, daß sie sich wirklich „über's Kreuz" liebten.
Rasch verließen sie die Kirche und verabschiedeten sich von den jungen
Männern, indem sie über große Müdigkeit klagten. Uebrigens versprachen
sie recht früh aufzustehen, damit man in den schönen Morgen hinein-
wandern könne.
Die Freunde blieben in ernster, aber nicht unglücklicher Stimmung
zurück und da sie dem Justizrath nicht in die Hände fallen wollten, begaben
auch sie sich auf ihr Zimmer, um bei einem Schlaftrunk die Erlebnisse
des reichen Tages sich noch einmal zu vergegenwärtigen. Sie waren sehr
zufrieden damit und auch der Schluß beunruhigte sie keineswegs, da die
folgenden Tage, wie sie hofften, ja Alles zur erwünschten Reife bringen
müßten.

Die jungen Mädchen aber saßen lange, lange in ihrem Zimmerchen im Finstern, leise mit einander plaudernd, tausend Möglichkeiten erwägend und das festere braune Käthchen hatte große Mühe die zartere Freundin zu beruhigen und ihr vorzustellen — denn leider glaubte sie selbst nicht daran — daß Alles sich noch zum Besten wenden würde.

„Geh' nur schlafen jetzt, liebes Herz," schloß sie ihre Ermahnungen, „und versprich mir, daß Du morgen recht heiter bist. Da wollen wir endgültig prüfen. Komme, was kommen mag, mir wollen dann wenigstens noch einmal recht glücklich sein."

Mit diesem sauersüßen Tröste begaben sich die beiden Käthchen zu Bette.

XVII.

Sommerschwüle.

Am folgenden Morgen stieg die Sonne wieder klar am blauen Himmel empor; im August pflegt das Wetter im Riesengebirge beständig zu sein.

Schon gegen sieben Uhr sah man unsere Wanderer frisch und inunter aus dem Gasthause treten und dem Thale zuwandern. Die Fledermäuse schienen verscheucht, man lachte und scherzte in den: angenehmen Gefühle, einen langen schönen Tag vor sich zu haben.

Nur in der Nähe des Kirchleins, an dem sie vorbei mußten, schienen die beiden Käthchen unwillkürlich ihre Blicke zu senken und leise Seufzer auszustoßen.

Aber die Lerchen! Die Lerchen zu ihren Häuptern'. Das thaufunkelnde Gras auf den Wiesen, die weidenden Heerden mit ihren Glocken, die frische Morgenluft und endlich das gesunde, jugendlich pochende Herz in der Brust, sie alle zusammen jagten den letzten Rest von Trübsinn aus ihren Gemüthern.

Als sie auf die Landstraße hinuntergekommen waren, bemerkten sie schon von Weitem den Waldaufseher von gestern vor seinem Häuschen stehen. Er schien sie zu erwarten, denn er blickte unverwandt nach der Richtung, von wo unsere Wanderer herkamen. Als er sie sah, nahm er rasch ein Körbchen, das neben ihm auf einer Bank stand, in die Hand und ging ihnen entgegen.

Höflich lüftete er seine Mütze zum Morgengruß und bat um die Erlaubniß, den Damen zur Erinnerung an St. Peter ein Sträußchen von blauen Glockenblumen zu überreichen, die so schön nur in einem ganz bestimmten Thale am Fuße des Krokonosch wüchsen, wo er sie heute vor Tag schon gepflückt hätte. Den Knaben schenkte er Neiherfedern und Tannenzapfen von enormer Größe, die mit vieler Freude in Empfang genommen wurden

Man war allseitig durch das artige Betragen des Mannes angenehm

überrascht und zugleich verwundert, daß er gemußt hatte, wann die Wanderer hier vorüberziehen und daß sie gerade diese Straße nehmen würden. Er hatte sich aber, wie er erklärte, schon gestern Abend im Gasthause danach erkundigt.
Nun begleitete er die Wanderer noch eine Strecke Weges, die Namen der Berge ringsum angebend und von mancher schönen und lohnenden Partie berichtend.
An einem schmalen Pfade, der in den dichten Wald hineinführte, machte er Halt, um sich zu verabschieden. Man sah ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte. Nachdem er Allen die Hand «gereicht, gewann er es über sich, tief erröthend auf den Vorfall von gestern zurückzukommen. Er nannte sein Betragen ein schändliches, das harte Strafe verdient hätte und nicht so viel Wohlthat, als ihm von den jungen Herren erwiesen worden sei. Er bat herzlich darum, man möchte alles Häßliche vergessen und ihm ein freundliches Andenken bewahren.
Das versprachen ihm Alle, worauf er sich, feine Mütze zum Abschied schwenkend, rasch in den Wald entfernte.
Kaum war er den Blicken der Wanderer entschwunden, so brach Käthe Lenz in ein heftiges Weinen aus, das sie, trotz aller Mühe, die sie sich ersichtlich gab, nicht zu unterdrücken vermochte.
Die Anderen umstanden sie ängstlich und fragten, was ihr fehle.
„Nichts, nichts," erwiderte sie, jetzt unter Thränen lachend, „es ist eine reine Dummheit von mir, ich wollte eigentlich lachen und habe mich nur in die Thränen verirrt. Ich freue mich immer so sehr, wenn ich sehe, daß harte Menschen durch Liebe und Güte gebändigt werden. — Was haben Sie nur dem Manne angethan, um ihn so umzustimmen?" setzte sie, einen scheuen Blick auf die Freunde werfend, hinzu.
„Ach, es ist nicht der Rede werth!" sagte Hans und wanderte vergnügt weiter. Nun fragten auch die Anderen so inständig, daß Kurt endlich den Sachverhalt einfach berichtete.
Die Thränen des blonden Käthchens waren aber doch ein so merkwürdiges Symptom ihres seelischen Zustandes gewesen, daß Jeder sich seine eigenen Gedanken darüber machte. Die jungen Männer wußten sie sich aus's lieblichste zu deuten, das braune Käthchen dachte nur mit Besorgniß daran und das blonde ärgerte sich im Stillen, daß es nicht größere Herrschaft über sich selbst besessen.
Man wanderte eine lange Strecke schweigend dahin. Jeder das heimliche Feuer der Liebe schürend, das immer mächtiger um sich griff, und da jetzt Jeder vom Anderen wußte, daß er ihn durchschaue, so wollte die alte Lustigkeit und Harmlosigkeit der vergangenen Tage nicht so recht Platz greifen.
Auch der herrliche Weg an der jungen Elbe entlang, die brausend

bald rechts, bald links vom Wege neben den Wanderern herlief, vermochte
nicht mehr die überhandnehmende Schwüle der Stimmung zu bannen.
Die Freunde empfanden heute die Gegenwart der Kinder fast lästig;
zwar wagten sie es von Zeit zu Zeit mit ihren Angebeteten allein vor-
auszugehen oder zurückzubleiben, aber merkwürdigerweise scheiterten ihre
Versuche, die Mädchen in ein intimeres Gespräch zu verwickeln, an einer
eigenthümlichen Unruhe, die sich der jungen Damen regelmäßig zu be-
mächtigen schien und die erst mich, wenn die Freundinnen wieder bei-
sammen waren.
D«zu wurde der Tag glühend heiß, das Wandern hörte auf, ein
Vergnügen zu sein. Wo irgend sich eine schattige, grüne Matte, zum
Lagern einladend, darbot, wurde Rast gemacht, man wollte so langsam wie
möglich gehen, um sich nur recht lange noch ungestört und vom gewöhnlichen
Weltgetriebe entfernt zu haben und zu genießen.
Die jungen Männer gaben es allmählich auf, heute irgend einen
Schritt, der sie ihrem Ziele hätte näher bringen können, zu thun, und
erklärten sich die Scheu der jungen Mädchen, sich mit ihnen unter vier
Augen zu unterhalten, als jungfräuliche Schüchternheit, die ja gerade am
auffallendsten in Gegenwart derer sich kundthue, denen ein Mädchenherz
nicht gleichgültig entgegenschlägt.
Ihr Betragen mar darum desto zarter und zurückhaltender, aber Alles,
was sie sagten, war absichtslos so durchtränkt von leidenschaftlicher Gluth,
ihre Blicke, ihre Bewegungen, das unbewußte Erröthen, das Zusammen-
zucken, wenn sie zufällig die Hand oder auch nur das Kleid der jungen
Mädchen berührten, sprachen viel deutlicher, als eine langathmige Liebes-
erklärung es im Stande gewesen wäre, und setzten die jungen Damen
über das, was die Männer bewegte, außer jeden Zweifel.
Einmal, als die kleine Karawane sich gerade an einer wildromantischen
Stelle an der Elbe gelagert hatte, fuhr ein Wagen vorüber, in welchem
Frau Borhammer mit den Herren Zevpmeisel und Sperling saßen. Sie
erkannten die jungen Männer und versuchten sich ihnen bemerkbar zu machen,
wahrscheinlich, um sich nach Minna zu erkundigen.
Die Freunde aber wandten sich absichtlich von ihnen ab, der Anblick
dieser Menschen erschien ihnen wie eine Profanation ihrer heiligsten
Gefühle. Sie sprangen daher über die Steine an's andere Ufer der Elbe
und suchten eifrig Blumen, bis der Wagen sich wieder in Bewegung setzte
und ihren Blicken entschwand.
Gegen Mittag, also nach fünfstündiger Wanderung, trafen sie in
Hohen-Elbe ein — unter gewöhnlichen Verhältnissen hätten sie diesen Weg
bequem in zwei bis drei Stunden zurückgelegt —, machten dort in einem
Gasthause Mittagsrast, wobei sie gezwungen waren, in aufdringlicher
Gesellschaft zu speisen und sich jeder Vertraulichkeit zu enthalten, und be-

schlössen, da die Hitze fast unerträglich geworden mar, am Nachmittage zu Wagen nach Marschendorf zu fahren.

Je näher sie ihrem Bestimmungsorte kamen, desto schweigsamer, aber desto aufgeregter und unruhiger wurden die jungen Damen.

Sie hatten die dumpfe Empfindung, daß in Kurzem Alles, Alles, was so schön begonnen hatte, zu Ende sein müsse, sie mußten nur noch nicht, wie es enden würde; ob nicht doch ein Weg gefunden werden könnte, der Allen zum Heile gereichte? Sie zermarterten ihre Köpfe mit solchen Gedanken, sie führten sich jeden kleinen Umstand, der für eine glückliche Lösung hätte sprechen können, vor's innere Auge, um sich am Ende sagen zu müssen, daß an der „Liebe über's Kreuz" nichts zu ändern sei; daß wohl die Männer sich noch im Jrrthum befinden könnten, nicht aber sie, die in diesem Punkte viel weitsichtigeren Mädchen.

XVIII.

Im „wilden Mann."

Es dunkelte schon, als der Wagen mit unseren Reisenden vor dem Wirthshaus zum wilden Mann hielt.

Die Frau Wirthin ließ sich gar nicht sehen, das war ein schlimmes Zeichen! Dagegen trat der Herr Wirth, selber wie ein „wilder Mann" aussehend, groß, breit, gebräunt, mit langem schwarzen Bart, an den Wagenschlag und öffnete.

Er mar freundlich, aber kurz und gemessen und sah nicht ohne einen prüfenden, etwas überlegenen Blick auf die beiden jungen Männer, die zuerst aus dem Wagen sprangen, um den Damen behilflich zu sein.

Mit kurzem Abschied verfügten sich die Parteien in ihre Quartiere, nachdem man verabredet, das Abendessen gemeinschaftlich einzunehmen.

Die Freunde hatten bald ihre Toilette beendigt und begaben sich in den Garten, um dort des Winkes der Damen für das gemeinschaftliche Abendessen gewärtig zu sein. Sie hatten keine Ahnung davon, was, mährend sie in den Gängen des Gartens auf- und abgingen, im Zimmer der Damen sich zutrug.

Die Frau Wirthin nämlich hatte sich bald bei ihnen eingefunden und, ihrer vermeintlichen Mutterpflichten eingedenk, sich sehr mißbilligend über das lange Ausbleiben der Damen unter so verdächtigen Umständen ausgesprochen. Der Bote hatte ihr berichtet, wie lustig die jungen Damen in Gesellschaft fremder Herren, mit denen sie in demselben Zimmer Abendbrot gegessen, gewesen seien und allerhand Muthmaßungen daran geknüpft, welche die Frau Wirthin zu theilen nicht ungeneigt schien.

Uebrigens war sie eine durchaus bescheidene und ehrliche Frau, welcher es um den guten Ruf ihrer jungen Damen aufrichtig zu thun mar, sodaß ihre Worte keineswegs beleidigend wirkten. Sie warnte schließlich vor dem gefälligen Wesen und gewandten Auftreten junger Männer, denen man

nie trauen könne und sprach die Hoffnung aus, daß noch nichts Schlimmes
geschehen sei und der Herr Onkel nicht Grund haben würde, gegen die
jungen Männer energisch vorzugehen.
Die Mädchen ließen sie ruhig ausreden und obgleich die Worte
keineswegs so wirkten, wie sie beabsichtigt waren, nämlich als wohlange-
brachte und verdiente Warnung, so übten sie doch einen gewaltigen Ein-
druck nach ganz anderer Richtung auf die Damen aus.
Beide übersiel ein geradezu schmerzhafter Ekel vor der gemeinen All-
täglichkeit, in die sie jetzt verurtheilt schienen aus allen ihren Himmeln
zurückzusinken; eine Oeds ergriff ihr Inneres, die sie nie gekannt hatten,
die ihnen das Leben so entsetzlich schal und nichtig erscheinen ließ, daß es
weiterzuleben sich kaum verlohnte.
Käthe Lenz war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Wie
mit zugeschnürter Kehle stand sie, der Frau den Rücken zukehrend, am
Fenster und kämpfte mit den Thränen.
Käthe Steinkeller vermochte ^es aber noch, in anscheinend ruhigem
Tone zur Wirthin zu sagen:
„Sie haben vielleicht Recht, liebe Frau, mir werden uns die Sache
im Stillen überlegen und uns schlüssig machen, was mir zu thun haben.
In jedem Falle können Sie unsretmegen ganz beruhigt sein."
Kaum hatte die Wirthin das Zimmer verlassen, so brachen beide
Mädchen in einen Strom von Thränen aus und sanken einander schluchzend
in die Arme.
Auch das tapfcre braune Käthchen war mit seiner Philosophie zu Ende;
von Leid übermunden, überließen sich Beide rückhaltslos dem Schmerze.
Dann aber faßten sie einen Entschluß. Sie wollten noch heute all'
ihre Sachen zusammenpacken, um den nächsten Morgen nach Dresden ab-
zureisen, vorher aber in einem Briefe, den Jede für sich schreiben sollte,
dem guten alten Onkel die Motive der plötzlichen Abreise klar dar-
legen.
Inzwischen sind die Freunde unablässig im Garten hin- und herge-
wandert, einmal auch um das ganze Haus herum, wo sie eine merkwürdige
Beobachtung machten. Im Hofe des Wirthshaufes saß der „wilde Mann"
— er war früher Koch gewesen — mit einer weißen Schürze bekleidet,
auf einem umgestürzten Faß und drehte einigen Hühnern die Hälse um.
Er schien dies, als unsere Freunde vorübergingen, mit ganz besonderer
Grausamkeit zu thun, wobei er verschmitzt zu ihnen hinüberlächelte.
„Kurt," rief Hans seinem Freunde halblaut zu, „in was für Hände
sind diese Mädchen gefallen! Ich gestehe, daß ich in großer Angst ihret-
wegen bin! Wo bleiben sie? Was zögern sie so lange? Wer weiß, was
diese Leute mit ihnen im Schilde führen!"
Alles kam den Freunden in diesem Augenblicke verdächtig vor, und
mißmuthig zogen sie sich in eine große Laube inmitten des Gartens zurück.

Kurt nahm in einen, Sessel aus Strohgeflecht Platz und Hans streckte seine müden Glieder auf einer breiten Holzbank lang aus.
Keiner sprach ein Wort, das Herz mar beiden zum Zerspringen voll von Sehnsucht und Liebesqual.
Die beiden Knaben und Trudchen waren auch längst im Garten, aber die Freunde vermieden es absichtlich, nach den: Verbleib der Damen sich zu erkundigen. Die Kinder schienen auch nicht zu missen, daß die Freunde sich in der Laube befanden, denn sie spielten davor und sprachen so laut und ohne Scheu von Onkel Hans und Onkel Kurt, wie sie es sich sonst nicht erlaubt haben würden.
Plötzlich unterbrach Trudchen die Knaben, die sich stritten, welcher von den Freunden wohl der ältere wäre, mit den Worten: „Die Hauptsache wißt ihr doch nicht I"
„Ach Du — Du willst immer was Besonderes wissen!" erwiderte der Eine.
„Du willst uns wohl sagen, daß die beiden Onkels den Krokonosch und den Ziegenrücken heirathen werden?" sagte der Andere, wie wenn er von etwas Selbstverständlichem spräche.
„Eetsch!" erwiderte Trudchen, „gerade das Gegentheil! Ich Hab' Alles mit angehört in der Nacht in St. Peter" — und etwas leiser, aber mit gewichtiger Stimme sügte sie hinzu: „Onkel Hans liebt den Krokonosch, aber der Krokonosch liebt den Onkel Kurt; und Onkel Kurt liebt den Ziegenrücken, der Ziegenrücken aber liebt den Onkel Hans — eetsch! — und so können sie sich nicht Heirathen!"
Die Knaben brachen über diesen Wirrwarr in ein lautes Gelächter aus.
Da aber wurden plötzlich von der Hausthür her laut ihre Namen gerufen, und über Stock und Stein liefen alle Drei davon. —
Tie Freunde hatten sich nach diesem Gespräch, das sie Wort für Wort mit angehört, einige Minuten still, wie erstarrt verhalten, dann war Hans aufgesprungen, hatte den Freund an beiden Schultern gefaßt und entsetzt ausgerufen:
„Hast Du gehört?"
Kurt nickte stumm mit dem Kopfe.
„Sind wir denn beide blind gewesen? Darum also die Scheu, mit uns allein zu sein! — Kurt, dies Schicksal ist vernichtend für mich!"
Hans rannte in Verzweiflung in der Laube hin und her, es war ihm so wüst im Kopfe, daß er keinen vernünftigen Gedanken zu fassen vermochte.
Endlich blieb er wieder vor Kurt stehen und fragte:
„Ist es denn möglich, Kurt, ist es möglich? Sage mir doch, ob es möglich ist!"
„Es scheint mir sogar gewiß," antwortete Kurt dumpf, „die Kinder

sind die besten Beobachter und Trudchens Worte ließen an Deutlichkeit
nichts zu wünschen übrig."
„Aber, was ist da zu thun? Sollen wir uns ruhig darein ergeben?
Giebt es kein Mittel "Er schmieg plötzlich, denn am Eingange der
Laube war der „milde Mann" erscheinen.
„Guten Abend, meine Herren," sagte er, wieder mit dem spöttischen
Lächeln auf dem Munde, „die Damen lassen sich den Herren empfehlen
und sich entschuldigen, daß sie zum Abendessen nicht mehr herunter kämen,
sie sind zu ermüdet."
„Ich danke, es ist gut." sagte Kurt möglichst unbefangen, während
Hans den schwarzen Mann vor sich wie ein Ungeheuer aus der Märchen-
welt mit unbeweglichen Augen anstarrte und auch noch einige Secunden
so stehen blieb, nachdem der Wirth sich bereits entfernt hatte.
„Da haben wir's!" fuhr Kurt wild heraus, „das ist die Bestätigung
dessen, was das Kind vorhin ausgesprochen. Und nun, lieber Freund,
beantworte Dir die Frage selbst, ob es noch irgend ein Mittel giebt, das
Unabänderliche abzuwenden!"
Hans erwiderte nichts. Es war ihm plötzlich, als ob der Boden
unter seinen Füßen sich zu neigen beginne und taumelnd sank er in die
Arme seines Freundes.
In der Laube mar die Luft unerträglich schwül gewesen. Kurt führte
den Freund sogleich iu's Freie, wo er bald seine Kräfte wiedergewann.
Sie warfen noch einen Blick nach dem erleuchteten Zimmer mit den herab-
gelassenen weißen Vorhängen, hinter denen all' ihr Glück, all' ihr Leid
verborgen mar, dann verließen sie Garten und Haus, dessen Anblick ihnen
vor der Hand unerträglich war, und wanderten ziellos in die dämmernde,
schwüle Nacht hinein.

XIX.

Der alte Herr.

Sie gingen die Dorfstraße hinauf und schlugen dann einen sich nach
^ links abzweigenden, schön geebneten, breiten Fußpfad ein, der über Wiesen-
land zu einigen villenartigen Gebäuden auf der Höhe führte.
Anfangs waren sie Beide in tiefes Sinnen verloren, sie achteten
weder auf die im stillen Abendfrieden vor ihnen liegende Landschaft, noch
auf das Wetterleuchten am Horizont, noch auf die ihnen etwa begegnenden
Menschen; die so ganz unerwartete Wendung ihres Geschickes nahm alle
ihre Gedanken in Anspruch.
Endlich begann Hans wieder in leidenschaftlichein Tone:
„Unbegreiflich finde ich jetzt, daß mir diese entsetzliche Möglichkeit
nicht früher in's Auge gefaßt haben! Wir müssen eben Beide — wie es
auch thatsächlich mar — so tief von unsrer unwandelbaren Liebe und von
dem freudigen Gefühle, daß unsre Neigungen diesmal verschiedene Wege

eingeschlagen hatten, durchdrungen gewesen sei, daß wir darüber alles
Andere, ebenso Wichtige, aus den Augen verloren haben."
„Ja, mir ist es nun auch ein Mthsel," sagte Kurt in rathloser Ver- ,
zweiflung.
„Und wie raffinirt ist das Schicksal mit uns verfahren," fuhr Hans
laut und heftig mit den Armen gestikulirend fort, „uns erst das ganze,
unaussprechlich holdselige Glück zu zeigen, um es dann hohnlachend für
immer zu entreißen! Nein, dies zu ertragen, bin ich nicht im Stande,
so verhöhnen darf sich ein Mann nicht lassen, uns bleibt nichts anderes
übrig, als diesem nichtigen Dasein ein Ende zu machen!"
„Na, na, na! Was ist denn das nun wieder?" ertönte plötzlich eine
wohllautende Stimme neben ihnen.
Die Freunde wandten verblüfft ihre Köpfe zur Seite, da stand auf
den untersten Stufen einer Terrasse, die zu einem anmuthigen Schlößchen
hinaufführte, der alte Herr von Götzen, der ihnen in diesem Augenblicke
wie aus einer besseren Welt gesandt schien.
Sie hatten ihrer Umgebung so wenig Beachtung geschenkt, daß sie
erst jetzt bemerkten, wie sie in ein wohlgepflegtes Vorgärtchen Hinein-
gerathen waren, das offenbar schon zur Villa oben gehörte.
Erschreckt und angenehm überrascht zugleich, zogen sie schweigend
ihre Hüte und verneigten sich tief.
„Muß es denn wirklich geschieden sein von diesem Planeten, so er-
weisen Sie mir wenigstens die Ehre, die Henkersmahlzeit bei mir einzu-
nehmen, ich denke, es wird sür uns drei langen."
Kurt wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber der alte Herr ließ
ihn gar nicht ausreden.
„Nein, nein, kommen Sie nur herauf," sagte er freundlich, „es that
mir neulich in Breslau recht leid, mich von Ihnen so schnell entfernen zu
müssen, ohne den Grund Ihrer meltschmerzlichen Stimmunng zu erfahren,
heute kommen Sie nicht so leichten Kaufes davon, ich beanspruche eine
Generalbeichte. Der Umstand, daß Sie mir mit Ihrem wunderlichen Bor-
haben wieder in die Anne geführt morden sind, erscheint mir doch beinahe
mehr als zufällig, also bitte, solgen Sie mir, meine Herren!"
Sie folgten von Herzen gern, denn wem hätten sie in diesem Augen-
blicke lieber ihren Kummer anvertraut, als diesem eben so klugen wie
liebenswürdigen Herrn?
Er schritt mit seiner hohen, trotz des Alters schlanken und eleganten
Figur leichten Fußes die Terrasse voran und forderte, oben angelangt, die
jungen Männer auf, in einer geräumigen Bercmda vor dem Hause Platz
zu nehmen, gab einem Diener kurze Befehle und setzte sich dann zu seinen
Gästen.
„Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, bevor das Abendessen sertig
ist, also bitte meine Herren, beginnen Sie!"

Ohne zu zögern, begann Kurt, hin und wieder von Hans abgelöst,
eine genaue Erzählung ihrer ganzen Wanderschaft, von dem Augenblicke in
Breslau an, wo sie den Entschluß dazu gefaßt hatten, bis zur letzten
traurigen Wendung ihres Geschicks.
Der alte Herr hatte sie ruhig reden lassen, nur einmal, als die jungen
Damen in der Erzählung auftauchten, hatte er dazwischen gerufen:
„Also Sie waren die Schmerenöther, die mir meine Mädels entführt
haben!"
Am Schlüsse der Erzählung überwältigte der Schmerz die beiden
Jünglinge derartig, daß sie ihm ohne jede Verhüllung Ausdruck gaben und
Hans schloß mit vor Erregung zitternder Stimme:
„Und nun frage ich Sie aufrichtig, Herr von Götzen, ob Sie nach
alledem nicht auch der Meinung sind, daß hier ein plötzliches Ende das
Beste wäre?"
In der Dunkelheit konnte man das feine Lächeln nicht sehen, das den
bartlosen Mund des alten Herrn umspielte.
„Meine lieben jungen Herren," erwiderte er in einem Tone, dem
man auch nicht den leisesten Spott anhörte, „ich halte diese Frage für so
schwerwiegend, daß man sie ohne Weiteres nicht enscheiden kann, mir wollen
sie überlegen, reiflich in Erwägung ziehen und ich werde Sie veranlassen,
selbst die Antwort zu geben.
. Damit erhob er sich, öffnete eine hohe Glasthür, die in den Speise-
salon von mäßiger Größe führte und lud die Freunde ein, näher zu treten.
Das ganze Zimmer athmete vornehme Behaglichkeit, jeder Gegenstand,
den es barg, von den die Wände bedeckei.den guten Gemälden an bis
herab auf die geschnitzten Stühle war ein Kunstwerk für sich und paßte
doch harmonisch dem Gesammteindruck sich an.
In der Mitte stand eine für drei Personen gedeckte Tafel mit Tellern
und Schüsseln vom feinsten Porzellan, die hohen, mit kunstvoller Emaille-
arbeit versehenen Sect-Pokale hatten schon viele, langst zu den Vätern
versammelte Generationen erfreut.
Die Freunde, soeben noch von bangen Todesschauern erfüllt, fühlten
sich mit einem Male in eine Atmosphäre heitersten Lebensgenusses versetzt,
die sie unwiderstehlich gefangen nahm. Dazu gesellte sich ein gewaltiger
Hunger bei ihnen, und die auf dem Tische dampfenden Riesenkrebse sahen
in ihren rothen Panzern so verlockend aus, der Champagner-Kork flog so
lustig zur Decke — denn Herr von Götzen liebte es, gleich in rusclinZ rss
zu gehen und init dem Sect zu beginnen — daß die Jünglinge es nicht
verschmähten, vorerst mit dem Leben noch ein Comvromiß zu schließen.
Zu seiner großen Beruhigung bemerkte auch Herr von Götzen, daß
die jungen Herren einen bei Todes'Candidaten ganz außergewöhnlich starken
Appetit entwickelten, weshalb er Muth und Hoffnung faßte, sie dem irdischen
Dasein noch weiter zu erhalten.

Nachdem die Mahlzeit beendet und die Cigarren in Brand gesetzt
waren, ließ Herr von Götzen, da es unerträglich heiß iin Zimmer geworden
war, die Flügelthüren räch der Veranda öffnen und gestattete dem Diener
sich zu entfernen.
Draußen strömte der Regen und erquickliche Kühle drang in das
Zimmer; das Gemitter schien sich zu nähern.
Der alte Herr lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück und den
edlen Kopf mit den treuherzigen blauen Augen zur Zimmerdecke empor-
wendend, schien er einige Minuten lang nur dem Regen und den an den
Bergen dahinrollenden Donnern zu lauschen.
Dann füllte er noch einmal selbst die Pokale, stieß mit seinen Gästen
an und sagte:
„Meine lieben jungen Herren, ich bin zwar ein alter Junggeselle,
aber ich glaube in Liebesaffairen doch einige Erfahrung zu besitzen. Viel-
leicht findet sich noch einmal Gelegenheit, ihnen die eine oder andere
interessante Geschichte aus meinem Leben mitzutheilen. Ich will Sie
heute nicht aufhalten, sondern möchte Ihnen nur zweierlei sagen. Erstens:
nach meiner Ueberzeugung kann jeder Mann, der die Sache richtig anfängt
— selbstverständlich sind alle unmoralischen Mittel ausgeschlossen — jedes
Weib erobern, das er wirklich liebt. Zweitens: Sie haben die Sache
bisher nicht richtig angefangen oder besser gesagt: Sie haben sie überhaupt
noch nicht angefangen. Folglich ist auch noch nichts verloren!"
Die Freunde sahen sich lächelnd an, sie glaubten dem alten Herrn
schon, noch ehe sie seine Gründe gehört hatten, die Hoffnung hatte sie
wieder ganz erfüllt. Herr von Götzen aber fuhr ruhig fort:
„Die erste Schwierigkeit, die Ihnen in den Weg tritt, entmuthigt
Sie schon so sehr, daß Sie das Leben überhaupt aufgeben wollen? Ist
das recht? — Ich schelte Sie nicht darum, denn ich weiß, daß Ihre
Gefühle durchaus natürlich sind, der große Menschenkenner Goethe hat
nicht ohne Grund gesungen: „Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt"
— ja, zum Tode betrübt, aber was ist damit gewonnen? Bedenken Sie
doch, daß Sie mit Ihrem Entschlüsse auch das Glück derjenigen für immer
vernichten würden, die Sie so heiß lieben! Also — dieser — verzeihen
Sie, unmännliche Gedanke ist, hoffe ich, für immer beseitigt."
„Wahrhaftig," sagte Kurt, „ich schäme mich vor mir selbst, ihn
gefaßt zu haben."
„Ich war der Schuldige," bemerkte Hans.
„Sie brauchen sich nicht zu schämen; die jungen Leute mit so glühender
Liebe sind heutzutage eine Seltenheit geworden. — Nun aber weiter!
Ich kenne die beiden jungen Mädchen genau, sie sind in einem Alter, wo
die Sehnsucht, geliebt zu werden, ihr ganzes Dichten und Trachten aus-
macht. Sie tragen in ihrein Herzen das Ideal eines Mannes, das sie
sich bis in äußere Kleinigkeiten hinein genau construirt haben. Tritt nun

ein Mann in ihren Gesichtskreis, der vielleicht auf den ersten Blick diesem Ideal entspricht, so bemächtigt sich ihrer Phantasie diese Persönlichkeit vollständig, und obwohl sie in der That durchaus nicht die paffende ist, wird doch mit einer Zähigkeit daran festgehalten, die es dem wahrhaft Liebenden oft fehr schwer macht, sein Ziel zu erreichen. Hier scheint mir nun, wie ich Sie und die Mädchen kenne, die Sache auch so zu liegen. Ich billige Ihre Wahl vollkommen, Sie scheinen mir das Richtige getroffen zu haben. Was aber haben Sie gethan, den Andem zu verdrängen? — Sie sagen mir, Sie hätten gestern auf der Wanderung an der Elbe entlang, die ersten entscheidenden Schritte zu thun beabsichtigt! Verzeihen Sie mir, verkehrter hätten Sie die Sache kaum anfangen können. Bei Hellem, heißen Sonnenschein, auf offener staubiger Landstraße ist eine Liebeswerbung so unangebracht wie nur irgend möglich! Ich möchte bezweifeln, daß Sie dabei eine günstige Figur gemacht haben. Oder täusche ich mich?"

Der alte Herr machte ein so gutmüthig zweifelndes Gesicht, daß die jungen Männer unwillkürlich lachen mußten.

«Ich gestehe," erwiderte Hans erröthend, „daß ich mir unglaublich albern vorkam: Alles, was ich sagen wollte, kam so ungeschickt und ganz anders heraus, als ich es iin Herzen trug; ja, ich glaube, ich habe ver» schiedene Male das gerade Gegentheil von dem gesagt, was ich sagen wollte. Darüber wurde ich unmuthig und ungeduldig und schließlich schwieg ich ganz."

„Mir ging es kein Haar anders," versicherte Kurt lebhaft, „es mar mir zu Muthe, als ob ich in meinem Leben noch nie so kopflos und confus gewesen märe."

„Nun sehen Sie," erwiderte der alte Herr, „wie sollen Sie da den Mädchen imponirt haben! Hier fällt mir ein kleines Gedicht von Theodor Storni ein, das Sie sich zu Nutz und Fromm einprägen mögen:

„Die Sonne scheint? laß ab vom Licbcswerben!
Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen!
Ihr eigen Antlitz schämt sie sich zu schauen,
Ein Rathsel will sie bleiben oder sterben.
Doch wenn der Abend still herniedergleitet,
Tann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmerung siifz verwirrend sich vcrbrcitet,
Und alle Formen in einander schwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt, wird Alles bald erreicht."

„Also, meine jungen Freunde, hoch die Köpfe! Seien Sie die nächsten Tage meine Gäste! Heut können Sie ohnehin nicht mehr zum ,milden Mann' zurück, den Sie übrigens ohne Grund in Verdacht haben. Ich glaube kaum, daß in der ganzeu Welt ein zahmeres Eremplar des 4wmo sapiens existirt, sein Aeußeres täuscht gar sehr. — Aber Regen und Ge-

Arokonosch und Ziegenriicken,
roitter werden immer stärker, ich werde sogleich für Ihr Quartier Sorge tragen."
Er erhob sich und zog an einem Klingelzuge. Zugleich aber erhoben sich auch die jungen Männer und proteslirten gleichzeitig in höflichen Worten gegen ein Verbleiben über Nacht.
„Aber Sie machen mir nicht die geringsten Umstände!"
«Verzeihen Sie, Herr von Götzen." erwiderte Hans bescheiden, „ich spreche auch im Sinne meines Freundes, wenn ich gerade heute, bei dem heftigen Gemitter, das den Höhepunkt noch nicht erreicht hat, in der Nähe der Damen sein möchte, die unserer vielleicht bedürfen. Wir sühlen uns noch als Neisekameraden. Tas Wirthshaus ist überfüllt, die Gewitter in Marschendorf sind ganz besonders gefürchtet, man kann nicht wissen, was geschieht."
Herr von Götzen sah lächelnd von Hans zu Kurt und als er in dessen Mienen den Wunsch des Freundes, zu scheiden erkannte, sagte er lustig: „Nun, meinetwegen! Ich halte es zwar sür unnütze Vorsicht, — indessen, ich glaube, ich handelte an Ihrer Stelle ebenso. — Also auf Wiedersehen, meine Herren! Franz," fügte er zu dem eingetretenen Diener hinzu, „wird Ihnen zwei wasserdichte Regenmäntel verabfolgen, denn ohne die'e könnten Sie unterwegs ertrinken."
Dagegen hatten die Freunde nichts einzuwenden und nach herzlicher Verabschiedung machten sie sich trotz Regen, Hagel, Tonner und Blitz auf den Weg zum „wilden Mann."

XX.

Unverhofft kommt oft.

Dort hatten sich inzwischen die beiden Mädchen nach rasch eingenommener Abendmahlzeit — sie aßen fast nichts — an ihr trauriges Geschäft des Briefschreibens gemacht.
In dem stillen Stübchen — Trudchen schlief im Cabinet nebenan, die Knaben im daranstoßenden Zimmer — hörte man bald nichts als das Rascheln der über das Papier fliegenden Federn,
Vollkommene Offenheit hatten sich Beide zur Pflicht gemacht.
Anfangs ging Alles ganz glatt: Die erste Begegnung, das Abenteuer mit dem Kellner, der Abend in der Hampelbaude, das war Alles leicht wiederzugeben. Schwieriger wurde die Sache, als die seelischen Stimmungen geschildert werden mußten. Hier übermannte die schönen Beichterinnen doch der traurige Gedanke der bevorstehenden Trennung, das Zurücksinken in die Oede des Lebens, wie sie es srüher geführt hatten, gar zu sehr.
Tie Worte wollten nicht mehr recht auf's Papier und schließlich hörte das Schreiben ganz auf. Von Zeit zu Zeit stieg ein Seufzerlein zur Zimmerdecke, aber die Mädchen selbst schienen es gar nicht zu vernehmen, denn jede an ihrem eignen Schreibtischchen mar gar zu sehr mit sich beschäftigt.

Das braune Käthchen hatte sich zuerst die Frage vorgelegt: „wie kommt es denn eigentlich, daß ich Kurt seinem Freunde Hans vorziehe, warum liebe ich ihn denn mehr als den Andern? Es ist doch eigentlich sehr liebenswürdig und anerkennensmerth von Hans, daß er mich vorzieht! Denn daß er mich vorzieht, kann ich mir nicht mehr verhehlen, das ist ja sonnenklar! Er wechselte die Farbe seines Gesichts, so oft er sich mir näherte, er zitterte fast; das that er niemals, wenn er mit Käthe Lenz sprach. Freilich, freilich ist er ein Jüngling, wie ihn sich nur ein Mädchen zum Geliebten wünschen kann, aber er paßt doch eigentlich weniger zu mir, als Kurt. Der imponirt niir, er ist mehr Mann, ich weiß, ich würde in der Ehe Nespect vor ihm haben; Hans ist so sanft und gut, so weich, so schwärmerisch, ja poetisch, den würde ich ja beherrschen! Und ich Habemir meinen Auserwählten immer anders gedacht! Ganz wie Kurt habeich ihn mir gedacht, bräunlich, mit schwarzem Schnurrbart, dunklen Augen, der ritterlichen Haltung, man reckt sich unwillkürlich grade, wenn man ihn gehen sieht, so stramm, so selbstbewußt! Hans hat etwas weiches, sein Gang, seine Haltung ist zwar auch frei, elastisch, man sieht ihm an, daß er Soldat gewesen, wie Kurt, aber er wiegt sich mehr in den Knieen, er läßt den schönen Kopf mitunter sinken aber, er liebt mich nun doch einmal —, warum liebt er nicht das Blondchen?! — —"

Nun war der Kreis der Gedanken wieder geschlossen, ein Seufzer wurde laut und das Grübeln sing von vorne an. „Könnte ich ihn denn lieben?" schoß es ihr dann ans einmal durch den Sinn; „o ja! wenn nur der Andere nicht märe! Aber nun ist ja auch Alles zu spät, der bloße Gedanke daran wäre ja eine Treulosigkeit gegen die Freundin!"

Sie blickte zu ihr hinüber und ihre Augen trafen sich, sie erriethen, daß sie Beide dasselbe gedacht.

Sie legten die Feder weg und erhoben sich. Es mar so entsetzlich schwül in, Zimmer, sie öffneten die Fenster und lehnten sich hinans. Der Regen strömte dicht herab und benetzte ihre Stirnhaare; das that ihnen so wohl. Blitz und Donner störten sie nicht.

Und was sie bisher empfunden und gedacht, sprachen sie jetzt rückhaltlos gegen einander aus in der trauigen Gewißheit, daß ihnen doch nicht mehr zu helfen fei.

Wie um sich selbst jeden Gedanken an Rettung abzuschneiden, machten sie sich mit fieberhafter Eile an das Einpacken der Sachen, da gab es soviel zu ordnen, zurechtzulegen, daß immerhin einige Stunden vergingen, in denen die nagenden Schmerzgefühle durch emsige Thätigkeit in den Hintergrund gedrängt wurden.

Die Freunde waren inzwischen so schnell als möglich in das Gasthaus zurückgekehrt.

Leise schlichen sie die Treppe hinauf und nahmen den Weg an dem Zimmer der Damen vorüber. Durch eine Svalte der schlecht schließenden

Thür drang ein Lichtstrahl. Sie schliefen also noch nicht! Das Blut
schoß Hans in den Kopf. Von Leidenschaft überwältigt hatte er schon
den Arm erhoben, um anzuklopfen, aber Kurt war ihm noch rechtzeitig
entgegengetreten und hatte ihn mit aller Kraft zurückgehalten. Er führte
den halbwiderstrebenden Freund in das gemeinschaftliche Zimmer und schloß
die Thür.
„Nein, Hans," sagte er ernst, „das dürfen wir nicht thun, wir würden
sonst die Mädchen mit Minna auf die gleiche Stufe setzen."
Hans erwiderte nichts, laut aufseufzend ließ er sich auf dem harten
Sopha nieder. Sie blieben im Finstern.
„Und was willst Du eigentlich, daß wir thun sollen," sagte er endlich
mißmuthig, „sind mir darum zurückgekehrt, daß mir hier die Hände in den
Schooß legen? Das Gemitter wird immer heftiger, die Mädchen und vor
Allem die Kinder werden sich fürchten."
Er sprang auf und trat an das offene Fenster.
„Geh', Hans, geh'; thue, was Du für das Beste hältst!" erwiderte
Kurt ruhig, „ich halte Dich nicht zurück!"
„Sieh' nur da unten die stille Laube," fuhr Hans etwas ruhiger
fort, „sie hat vorhin unseren ersten fürchterlichen Schmerz gesehen; wenn
mir Kerle gewesen mären, wie sich's gehört, wie auserlesen wäre sie, jetzt
im starken Regen unser Glück zu Vieren zu beschützen. Wahrhaftig, Herr
von Götzen wird uns auslachen!"
Ein greller Blitz beleuchtete mit einem Male die ganze Gegend bis
an die Berge und ein furchtbarer Donnerschlag folgte fast unmittelbar
darauf.
„Herrlich, herrlich!" rief Hans spöttisch, „die armen Mädchen werden
in^ Angst vergehen und wir sitzen thatenlos hier!"
„Nun meinetwegen!" sagte Kurt halb ärgerlich, „so komme, vielleicht
hast Du Recht, daß sie uns erwarten. Ich will nur Licht anzünden!"
Aber er hatte den Leuchter noch nicht ergriffen, da erfolgte ein Blitz
und Schlag, der das ganze Haus erzittern machte und die Freunde für
einige Augenblicke vollständig betäubte. Hans hatte die dumpfe Empfindung:
„nun ist es zu spät!"
Dann hörten sie plötzlich eine Stimme draußen rufen: „Es brennt!
Es hat eingeschlagen!"
Thören wurden aufgerissen und zugeworfen, aus allen Zimmem
stürzten in tollster Verwirrung die Gäste, um nur so schnell als möglich
in's Frei zu gelangen.
Dazu ein Lärm, ein wüstes Gesckrei, ein Durcheinander von Fluchen,
Beten, Hülferufen, ein Poltern auf den Treppen und das Alles übertönt
von neuen, rasch auf einanderfolgenden Donnerschlägen, welche die Angst
und Verzweiflung der Flüchtenden auf den höchsten Grad steigerten.
Sobald die Freunde zur Besinnung gekommen, waren sie nach dem

Z^H Karl Isenicke in Breslau.
Zimmer der Damen gestürzt, in welchem sie aber nur das braune Käthchen, bleich vor Schreck, betäubt und regungslos auf dem Sopha sitzen fanden. Wo war Käthe Lenz, wo waren die Kinder? Kurt eilte sofort wieder aus deni Zimmer, verzweifelt nach Käthchen Lenz und Trudchen rufend, Hans aber umschlang, ohne ein Wort zu verlieren, fest das braune Käthchen mit beiden Armen, hob es auf und trug es sicher die Treppe hinab in den strömenden Regen hinaus, durch den Garten nach der schützenden Laube.

Hier ließ er seine schöne Last sanft auf eine Bank nieder, auf der er vor wenigen Stunden ausgestreckt gelegen und sagte nur: „Bleiben Sie ruhig hier, ich bitte Sie dringend, ich eile zu sehen, wohin die Anderen sich geflüchtet haben und wie sie sich befinden. Vielleicht gelingt es mir, sie ebenfalls hierher zu retten. In jedem Falle erhalten Sie in wenigen Minuten Nachricht."

Dann stürzte er wieder in den Regen hinaus.

Das braune Käthchen saß im Finstern, unwillkürlich zusammenschaudernd und starrte vor sich hin. Rur ganz allmählich kam sie zu sich und machte sich klar, was geschehen und wo sie sich befinde.

Dann mar sie weit mehr erstaunt über das, was Hans soeben gethan und gesprochen, als über alles Uebrige, was sie in den letzten Minuten Schreckliches erlebt.

War das noch derselbe Hans mit dem schwärmerischen Blick, der Hans, welcher halb träumend auf dem Stein in der jungen Elbe saß und Verse recitirte? Der immer zusammenfuhr, wenn er sie anredete? War das nicht ein kühner, unerschrockener Mann, dem im Augenblicke der Gefahr das Herz auf dein rechten Flecke saß?

Sie hatte sich an seine starken Arme geklammert, wie ein Kind, sie hatte auf seinem festen, nervigen Körper, den sie durch seinen Rock hindurchfühlte, so sicher geruht wie in eisernen Banden.

Und wie hoch rechnete sie es ihm an, daß er keinen Augenblick bei ihr in der Laube gezögert hatte, um das Rettungsmerk auch an den Andern zu vollbringen, daß er ihre Furcht, ihr Alleinsein nicht wie ein Feigling benutzte, ihr seine Liebe zu erklären!

Dieser Gedanke siel nach der langen, langen Nacht wie Heller Sonnenschein in ihr trübes Innere, erfüllte sie so ganz, daß sie an keine Gefahr, weder für sich noch für ihre Freundin und deren Geschwister glauben konnte. Der Schreck, die Betäubung waren vollständig gewichen, sie stand hochausgerichtet in der Laube, sie wäre am liebsten hinausgestürmt, den Anderen entgegen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, im Dunkel der Nacht und in den verschlungenen Wegen des Gartens sie zu verfehlen; endlich auch — hatte er es nicht gewollt, daß sie hier wartete?

Nur wenige Minuten verstrichen so, in denen sie gespannt in den brausenden Gewitterregen hinauslauschte.

Tann hörte sie wieder eilige Schritte sich der Laube nähern, das
mußte er sein! Was wird er bringen? Ihr Herz pochte laut, noch einmal
übersiel sie eine schreckliche Angst, es inöchten sich nicht Alle gerettet, es
könnte das Feuer ein Menschenleben gefordert haben.
Da stand er vor ihr, nach Athem ringend, kaum seiner Stimme
Herr.
„Käthchen!" rief er endlich aus, „es ist Alles gut, es ist Niemand
verletzt, das Feuer gelöscht. Der Blitz hat nur einen vorspringenden
Giebel heruntergeschlagen und ein hölzernes Geländer verzehrt; damit hat
er sich begnügt. Alles ist beruhigt, die Kinder, welche Kurt selbst ange-
zogen hat, sitzen schon unter den Gästen im großen Wirthszimmer und
wollen eben zur Stärkung ein Täßchen Kaffee zu sich nehinen, Alle sprechen
nur von der glücklich bestandenen Gefahr und denken nicht an Schlafen;
und Kurt, hoffe ich, wird uns hier finden, hier —" er konnte sich nicht
mehr beherrschen — „hier, wo ich mein Alles, meinen Stern halte, dem
ich im Leben folgen soll und den ich nie, nie wieder lasse! '
Und damit schlang er die Arme um das braune Käthchen und drückte
sie an sich und bedeckte ihren Mund und ihren Hals mit leidenschaftlichen
Küssen. Sie zitterte am ganzen Körper, aber sie ließ es ruhig geschehen,
ja, sie erwiderte bald seine Küsse mit der gleichen leidenschaftlichen Gluth.
Und dann hielt er sie fest an sich gepreßt und flüsterte ihr in die
kleinen Ohren:
„Käthchen, Du liebst mich nicht? Wirklich nicht? Ich aber sage
Dir, Du täuschest Dich, denn meine Liebe zu Dir ist so heiß, so glühend,
daß sie Dich mit ergreifen muß und schon ergriffen hat. Du bist nicht
mehr zu retten, Geliebte, Du loderst in meinen Flammen, Du mein an-
gebeteter Krokonosch, und nun sage, sage es ohne zu lügen: Du liebst
mich wirklich nicht?"
„Hans! Hans!" ries sie und schlang nun ihre beiden Arme um den
Geliebten, „was ist mit Dir geschehen? Wie war es nur möglich, daß
ich auch nur einen Augenblick glauben konnte, ich liebte einen Anderen!
Nein, nein, nur Dich! Gott, Gott, ist denn diese Wonne zu ertragen!"
Und sie ließ ihren Kopf auf seine Brust sinken und brach in Thränen
aus, die er ihr in überseligem Entzücken von den Augen küßte.
So standen sie und merkten es nicht, daß inzwischen ein anderes
Paar in die Laube getreten war, gleich selig wie sie.
„Hans, Du bist doch ein prophetischer Junge mit Deiner Laube
hier!" rief da plötzlich Kurt laut, daß Hans und feine Käthe erschreckt
zusammenfuhren, und dann stürzten sich die beiden Mädchen mit lautem
Freudenaufschrei in die Arme.
„Aber wie ist denn Alles so gekommen?" fragte das braune Käthchen.
„Weiß ich es denn?" rief die Freundin glücklich, „aber Du hättest
ihn nur sehen sollen, diesen Kurt, wie er mir meine Knaben, die ganz

den Kopf verloren hatten, anziehen half, wie er mein Trudchen tröstete
und beruhigte, so sanft, so zart, und wie wir, das heißt Alle im Hause
seiner Ruhe, feiner Besonnenheit und Umsicht, seiner aufopfernden Thätig-
keit verdanken, daß in dem furchtbaren Wirrwarr nicht wirklich ein Un-
glück geschehen ist. Ach, was waren wir doch für kurzsichtige Dinger!"
Und lachend sprang sie auf Kurt zu und klammerte sich mit beiden
Annen um feinen Hals.

XXI.

Letzte Wegstrecke.

Am Abend des folgenden Tages saßen die beiden glücklichen Paare
an der üppigen Tafel des alten Herrn Onkels, in oessen vornehmen
Schlößchen.
Bei reichlich strömendem Sect belachte man heute die gestrige
Traurigkeit und Allen erschien der schöne Wechsel des Geschicks wie ein
holdes Wunder.
Der alte Herr war kaum weniger glücklich, als seine Gäste.
„Daß die Sache sich so schnell machen würde," sagte er, „hätte ich
doch nicht gedacht. Aber es bewährt sich da wieder einmal ein altes
Wort eines geistreichen Franzosen: in Bezug auf die Liebe ist Alles wahr
und Alles falsch; sie ist der einzige Gegenstand, über den man absolut
keine Dummheit sagen kann."
Während er dann dem lustigen Treiben des jungen Volkes zusah,
keimte in seinem Herzen ein Plan, den er noch dieselbe Nacht ausführte.
Er vermachte sein Schlößchen testamentarisch den vier jungen Leuten zu
gemeinschaftlichem Eigenthum, mit der Auflage, „daß sie von Zeit zu
Zeit in den Räumen dieses Schlößchens zu feinem Andenken und zur
Feier an die schöne, verhängnißvolle Wanderung zusammenträfen und sich
mit dem Glücke vergangener Zeiten die Gegenwart verschönten in nie
erkaltender treuer Liebe und Freundschaft."
Das waren seine eigenen Worte im Testamente.
Und so geschah's. Der alte Herr ruht längst bei seinen Vätern,
das Schlößchen aber hat seine Bestimmung glänzend erfüllt. Und wenn
auch die grauen Tage im Leben der beiden Paare nicht ausblieben, wie
es sich gehört, — in diesem Schlößchen werden immer nur goldene
verlebt.
Es lacht auch jeden Wanderer, der daran vorübergeht, so freundlich
an; nur schütteln die meisten verwundert den Kopf, wenn sie die In -
schrift darauf lesen:
„Zum Krokonosch und Ziegenrücken."

Gregor Tsiky.

Ein ungarischer Dramatiker,

von

Milan ZVeisz

— Budapest. —

ief unten im Ungarland, im Banat, liegt ein reizendes, liebliches Städtchen, das mit seinen kleinen schmucken Häusern, feinen breiten Straßen auf den Fremden einen mohlthuenden Eindruck macht, selbst wenn er noch keine Ahnung davon befitzt, daß diese Stadt die erste in Oesterreich-Ungarn ist, welche die elektrische Beleuchtung in allen Gassen und fast in allen Häusern eingeführt hat. Temesvür — denn von diesem Klein - Wien, wie es in Ungarn genannt wird, ist die Rede — spielt in der un- garischen Geschichte eine große Rolle und manche wundersame Episode aus dm Türkenkriegen wurde auf diesem historischen Boden ausgetragen. Doch der Wunder kleinstes ist es sicherlich nicht, daß diese Stadt eine deutsche Sprachinsel blieb, während ringsumher alle Idiome der Welt gesprochen werden. In unmittelbarer Nähe Temesvürs wohnen Serben und Rumänen und diese beiden Nationalitäten bilden die Majorität im Banat; die Magyaren sind schwächer vertreten, die deutschen „Schwaben" sind numerisch zwar unbedeutend und der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß es in Banat Dörser giebt in welchen nur Bulgaren und einen Ort sogar, in welchem blos — Franzosen wohnen. Vielleicht ist dieses babylonische Sprachen- gemisch der beste Beweis dafür, daß die zwangsweise Magyarifirung in Ungarn — von welcher in Deutschland von Zeit zu Zeit gesprochen wird, doch nur ein Märchen ist, denn tatsächlich schreitst die Magyarisirung nur langsam vorwärts, und wenn von einer Eroberung überhaupt die Rede sein darf, so kann nur von einer friedlichen Eroberung gesprochen werden. Was TemesvÄ betrifft, so blieb diese Stadt im Kern deutsch und hier

31,3 Julian Weiß in Budapest.
hat man der deutschen Kunst und Literatur stets das größte Interesse ent-
gegengebracht und auch — denn dies ist ein Grundzug der deutschen
Bildung ^,die echte ungarische Kunst und Literatur gefördert.
In dieser deutschen Stadt hat sich der größte magyarische Dramatiker
Ungarns, Gregor Csiky, entwickelt; hier haben ihn die Schwingen seines
Talentes zum ersten Mal emporgetragen und umrauscht von deutschen,
französischen und slavischen Sprachwellen hat er seine Bühnenwerke gedichtet.
Hier mar es wo ich ihn kennen lernte. Wir saßen einen ganzen Winter
hindurch nebeneinander im deutschen Theater, denn damals, vor fünfzehn
Jahren, gab es in Temesvür nur eine deutsche Bühne. Csiky galt zu
jener Zeit bereits als tüchtiger Gelehrter. Er war katholischer Priester
und als solcher Professor der Theologie am Seminar. In seinen Muße-
stunden — und ein katholischer Priester hat viel Zeit — übersetzte er die
alten Klassiker, lernte fremde Sprachen und schrieb dramatische Werke.
Csiku hat im Seminar wohl ein halbes Dutzend Theaterstücke gedichtet,
die er später sammt und sonders dem Flammentode preisgab, aber er hielt
damals seine heimliche Ehe mit Frau Thalia geheim und nur in seinem
regelmäßigen Besuch des Musentempels äußerte sich seine Vorliebe für das
Theater. Ich war vor fünfzehn Jahren genau fünfzehn Jahre alt, doch
ich erinnere mich deutlich, daß alle Welt den häusigen Theaterbesuch Csikys
zum Gegenstand ernster Erörterungen machte und daß man — in kleinen
Städten nährt man sich bekanntlich von der Medisance — als Beweg-
grund des fleißigen Theaterbesuches jede andere Liebe lieber gelten lassen
wollte, als die Liebe zur Kunst. Die Wahrheit kam allerdings bald an's
Tageslicht. Csiky hatte sich ein Herz gefaßt und eines seiner Musenkinder,
nach Budapest geschickt, damit dasselbe an einer akademischen Concurrenz
theilnehme, und siehe da, das Stück bekam den ersten Preis. Seit diesem
Tag mar Csiky der berühmteste Mann in Temesvar, doch er blieb nicht
lange in dieser Stadt, denn er schied aus dem Priesterverband und
midinete sich ganz der Dichtkunst. Er lebte in Budapest, Wien und Paris,
und ließ sich schließlich in Budapest dauernd nieder, wo er sich eine Familie
gründete und wo wir uns nach zehn Jahren miedersahen, er: als einer
der ältesten und berühmtesten Dramatiker, ich: als einer der jüngsten und
unberühmtesten Kritiker.
Csiky hat mir die wichtigsten Momente seiner Biographie mitgetheilt,
doch aus derselben läßt sich nur schwer seine Vorliebe für das Theater
ableiten. Er wurde im Jahre 1842 zu Arad geboren. Sein Vater mar
ein angesehener und wohlhabender Advocat, der jedoch im Freiheitskampfe
den größten Theil seines Vermögens einbüßte, so zwar, daß die Familie
Gregor, so bald als dies nur möglich war, in ein Priesterseminar steckte,
wo er zum Priester erzogen wurde und schließlich selbst Priester erzog.
Daß dem jungen und körperlich überaus kräftigen Mann das fromme
Leben in der klösterlichen Einzelhaft nicht sonderlich behagte, begreift auch

jener Literarhistoriker leicht, welcher nicht der Saint-Beuve'schen Deductions-niethode in allen Stücken folgen will. Csiky suchte Beschäftigung, denn das Beten und das Unterrichten genügten ihm nicht; er warf sich mit Eifer auf das Studium der alten Klassiker, übersetzte Sophokles und Plautus und diese Uebersetzungen, die geradezu meisterhaft sind, erschienen später in Druck. In dieselbe Zeit fallen die ersten dramatischen Versuche des Dichters, die ihm Anfangs nur ein Zeitvertreib waren. Freilich, in jener Stunde, in welcher er ein Telegramm erhielt, daß ihm meldete, daß sein Lust-spiel in Versen: ^oslnl" (die Prophezeihung) von der Akademie mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde, war sein Schicksal entschieden. Er verließ die kleine Stadt Südungarns, nahm von der Theologie für alle Zeit Abschied, warf die Kutte hinter sich und eilte der aufgehenden Sonne entgegen.
Die nächsten Preise, welche die Akademie für dramatische Werke aus-schrieb, gewann er. Nach der „Prophezeihung" wurde „Janus" und nach diesem Stücke „Der Unwiderstehliche" preisgekrönt. Doch Csiky nahm selbst wahr, daß diese akademischen Preise ihm weit mehr schaden, als nützen. Literarische Preisausschreibungen haben in der Regel keinen Werth — wenn man von den ausgesetzten Preisen absieht. In Ungarn werden all-jährlich einige Preise für die relativ besten Theaterstücke ausgeschrieben und zumeist heimsen unsere besten Dramatiker die Preis-Dukaten für ihre schlechtesten Stücke ein. So kommt es, daß manches „ausgezeichnete" Bühnenwerk niemals aufgeführt wird, denn was den Preisrichtern der Akademie gut genug ist, erscheint den Theaterdirectoren Ungarns noch lange nicht gut. Ein Bühnenwerk jedoch, das kein Werk für die Bühne sein kann, ist so überflüssig, daß man wünschen inuß, die ungarische Akademie möge in Zukunft den preisgekrönten Dramen eine Gebrauchsanweisung mit auf den Weg geben. Wenn auch zahlreiche ungarische Dramatiker (darunter in erster Reihe Csiky) den akademischen Preisausschreibungen ihren Ruf zu verdanken haben, so haben diese Preisausschreibungen doch weit mehr Nachtheile als Vortheile und ein wahrer Poet, der nicht mit Hilfe des Zufalls, sondern nur mit Hilfe seines Talents Erfolge erringen will, sollte sich hüten, an solchen Concurrenzen theilzunehmen. Die Bestimmungen der Preisausschreibungen sind spanische Stiefel, die den Geist des Dichters beengen, ihm Verse und Versmaß, Anfang und Ende seines Stückes vorschreiben und dadurch naturgemäß den Flug seiner Gedanken, seiner Phantasie lähmen. Csiky hat das begriffen und Jahre hindurch die Akademie gemieden. Er ging nach Paris und lernte hier das moderne Theater kennen. Augier, Dumas und Sardou, das dramatische Triumvirat Frankreichs zu Ende der Siebziger Jahre bemies ihm, daß seine akademische Richtung falsch war. Nach der ersten Häutung Csikys, als mit Theologie und Kutte auch die jugendlichen Römertragödien sielen, erblickten wir einen neuen Csiky, der sich in die griechische Toga hüllte und nebenbei mit Degen- und Mantelstücken die ungarische Bühne erobern

wollte. Doch auch die Toga flog sammt Degen und Mantel in die Ecke und mit der Heimkehr des Dichters aus Paris sahen wir den neuesten Csiky und damit auch das zeitgenössische ungarische Schauspiel. Seine „Proletarier" waren der erste Griff in'« volle Menschenleben und sie bedeuteten eine Epoche auf der ungarischen Bühne. Es folgten bald: „Mukänyi", „Glänzendes Elend", „Martha Bozothi", „Seifenblasen", „Der schwarze Punkt", „Der gute Philipp", „Ein Modebild", „Ter Mann von Eisen", durchaus Dramen, die in der modernen Gesellschaft spielen und Geist von unserem Geist, Fleisch von unserem Fleisch find. Allerdings kehrte Csiky oft zu seinen dramatischen Jugendschmärmereien zurück. Vielleicht reizten ihn die blauen Blümlein der Bühnen-Romantik, vielleicht auch' die hundert Ducaten der Akademie. Zweifellos ist, daß „Anna" und der „Magier" zwei in klassischer Form geschriebene Trauer-spiele in jeder Hinsicht an die Anfänge Csikys errinnern, während der in einzelnen Theilen herrliche „Spartacus", sowie das preisgekrönte Lust-spiel: „Der Komödiant" (welches ich in meiner Uebersetzung den Lesern dieser Zeitschrift vorlege*) und das ebenfalls preisgekrönte Schauspiel: „Der Mann von Eisen", obgleich die letztgenannten Werke wieder in Versen geschrieben sind, alle Vorzüge Csikys zeigen: eine blendende Technik, eine poetische Sprache und vor Allem die außerordentliche Gabe, alle Personen so treffend zu charakterisiren, daß dieselben selbst bei der Lektüre lebensvoll und lebenswahr erscheinen.

Es würde den Nahmen dieser Skizze weit überragen, wollte ich jedes einzelne Werk Csikys schildern und kritisch beleuchten. Csiky hat bisher nicht weniger als zwanzig Theaterstücke geschrieben, obgleich er erst im Jahre 1875 zum ersten Mal mit einem Werk auf der Bühne erschien. In den letzten fünfzehn Jahren schrieb der Dichter neben diesen zwanzig dramatischen Werken, an welche der Maßstab ernster Kritik gelegt werden kann, noch zwei Possen für das ungarische Volkstheater und einen Operettentext. Ferner hat er einige Theaterstücke aus dem Deutschen, Französischen und Englischen übersetzt, Shakespeare mit einem Commentar herausgegeben, die englische Literaturgeschichte Taines meisterhaft übertragen und eine ganze Menge von Gedichten, Novellen, Romanen und dramaturgischen Essays geschrieben. Gleich an dieser Stelle will ich bemerken, daß Csiky weder als Essayist, noch als Romancier halbwegs so bedeutend ist, wie als Dramatiker, und daß er seine Stellung in der Literatur nur seinen Dramen verdankt. Auch in seinen Romanen und Novellen tritt der Bühnendichter hervor; die Capitel gleichen oft Abschlüssen und es macht fast den Eindruck, als ob die Romane Csikys umgearbeitete Theaterstücke mären, ganz im Gegensatz zu jenen unglückseligen deutschen Theaterstücken,

*) Wegen Mangels an Raum können wir das genannte Lustspiel erst in einem der nächsten Hefte dieser Monatsschrift bringen. Die Red.

welche dramatisirte Romane zu sein scheinen. Doch auch darin äußert sich die
außerordentliche Productivität Csikys und sein Ueberfluß an guten Ideen
für die Bühne. Ungarn und vor Allem Budapest mit seinen Theatern ist
ihm viel zu klein und er mutz daher auch die Zeitschriften und Zeitungen
zu Hilfe nehmen, um seine Schauspiele und Trauerspiele, als Novellen
und Romane maskirt in die Welt senden zu können. Seit Lope de Bega
hat es keinen so vielseitigen und fruchtbaren Dramatiker gegeben und
Csiky würde sogar den alten Szigligeti in Schatten stellen (welch' Letzterer
das ungarische Nationaltheater ein Decennium hindurch sast ganz allein mit
Stücken versorgte) wenn sich die Verhältnisse in Ungarn nicht wesentlich
verändert hätten und die Theaterdirectoren jetzt nicht der Devise huldigten
,,V«riätio gelectat". Man will Abwechselung, man will viele Dichter
zu Wort kommen lassen. Möglichermeise ist auch dieser Umstand mit Schuld
daran, daß Csiky kein Genre verschmäht. Er hat vom Operettentext
bis zur Römertragödie, vom Volksstück bis zum Lustspiel in Versen
Alles geschrieben, was man für die Bühne schreiben kann, offenbar in
dem Glauben, datz er mit der Wahl des Stoffes auch sich selbst von
Stück zu Stück verändern werde. Doch das ist ihm nicht gelungen. Trotz
seiner Häutungen ist er im Wesen derselbe geblieben, denn aus sich selbst
heraus kann schließlich kein Mensch. Der Dichter hat im Laufe der Jahre
viel gelernt, aber seine robuste Natur, sein phlegmatisches Temperament
konnte er nie verleugnen, und so sehen mir denn schon in seinem ersten
Jugendwerk gemisse Herbheiten und Härten, die später verstärkt oder ver-
mindert wiederkehren. Csiky ist nicht vornehm, ist nicht fein. Im
Seminar lernte er die vornehme Welt selbstverständlich nicht kennen und
später hat er sich von derselben absichtlich ferngehalten. Er lebt wie eine
Spinne einsam für sich und zieht wie diese Alles aus sich selbst heraus.
Die Welt, die er uns auf den Brettern zeigt, hat er sich zusammengesetzt,
die Menschen, die er aus die Bühne stellt, hat er, ähnlich wie der gute
Wagner seinen Homunculus, in der Retorte seines Studirzimmers gezeugt,
aber es spricht für seine außerordentliche Begabung, daß er die Wahrheit
erräth und Menschen und Dinge fast immer so schildert, wie sie sein
können oder sein könnten. Wenn Csiky in seinem Arbeitszimmer seine
Stücke combinirt, in der Art und Weise wie geistvolle Schachspieler ihre
Partie im Geiste festsetzen und seine Helden und Heldinnen im Kessel
braut, in der Art und Weise wie tüchtige Chemiker ihre Präparate her-
stellen, so sieht ihm sicherlich die Muse bei diesen Arbeiten über die
Schulter und küßt ihn wohl auch auf die Stirn, denn man mag noch
so viele Einwände gegen die rasche Production, Manche sagen sogar
Fabrikation von Theaterstücken erheben, Eines ist zweifellos: Csiky gehört
zu den wenigen echten Dichtern, welche Ungarn besitzt.

Wenn Csiky nichts Anderes geschrieben hätte, als seine Werke: „Die
Prophezeiung", „Die Proletarier" und „Der Mann von Eisen", so

würde schon sein Name an der Spitze der Namensliste aller modernen
ungarischen Dramatiker zu stehen verdienen. Im ersten Werk schildert
uns Csiky ein heiteres Stück Griechenland. Um die Prophezeihung des
Orakels dreht sich das ganze Stück und schließlich verliebt sich die weis-
sagende Pythia in einen Jüngling, der bei ihr Trost sucht und findet.
In den „Proletariern" sehen wir eine verlotterte Gesellschaft von Herab-
kömmlingen aller Familien. Hier wird gestohlen und betrogen, ja sogar
unerlaubter Handel mit Ehefrauen getrieben. Dieses Schauspiel hielt einein
Theil der sogenannten guten Gesellschaft in Ungarn einen Zerrspiegel
vor, und wenn auch der Dichter in seiner Unkenntnis; des socialen Lebens
Manches große Wort gelassen aussprach und manche Figur karikirte, so
mar dieses Stück dennoch eine That, denn es brachte neues Leben auf die
Bretter und wie ein eisiger Windhauch fuhr es in das alte Gerümpel des
ungarischen Theaters. Im letzten Stück: „Der Mann von Eisen" schildert
Csiky eine bürgerliche Familie und im Helden des Stückes einen
Eisenkopf, der keinen fremden Willen neben sich dulden will und der in
seinem Eigensinn das Glück seines Sohnes zerstört und endlich selbst elend
und unglücklich wird. Diese drei Stücke sind die Meilensteine auf dem
Wege des Dichters und sie beweisen, daß Csiky vorwärts gekommen ist,
obgleich sich sein Weg hin und wieder in Spiralen bewegte und es in
Folge dessen den Anschein hatte, als ob er am Ende zu jener Stelle zurück«
kehren würde, von welcher er ausging.
In der Prophezeihung lernen mir die poetische Sprache Csikys und
sein dramatisches Talent kennen. Schon in diesem ersten Werke frappirt
die Sicherheit, mit welcher Csiky seine Personen agiren läßt. Jeder ist an
seinem Platze, jeder kommt und geht zur rechten Zeit, die Handlung fließt
munter fort, während gute Reden dieselbe begleiten und nirgends berauscht
sich der Dichter an seinen eigenen Worten. Im Gegentheil, er bleibt
nüchtern, ja bei den Liebesscenen kühl bis an's Herz hinan, was schließlich
bei einem katholischen Prister nicht Wunder nehmen darf, denn Csiky schrieb
wie erwähnt, als katholischer Geistlicher dieses Stück und dasselbe wurde
sogar aufgeführt, während er noch dem Priesterstand angehörte. Sein
zweites Stück ist ein wenig wärmer. Hier pulsirt frisches und derbes
Leben, nur geberdert sichrer Most dann und wann gar zu absurd. Im
ersten Lustspiel des Dichters lugte bereits da und dort unter den vor-
nehmen griechischen Kleidern ein behaarter, derber Fuß hervor und man
merkte, daß der Dichter die krassen Effecte liebt. Doch der blaue Himmel
Griechenlands besänftigte den Autor und erst als er mit seinen „Proletariern"
den heimischen Bo'den wieder betrat, da stampfte er mit beiden Füßen,
daß das Theater erzitterte und manche Coulissen einen Riß bekamen. Doch
nichtsdestoweniger bekundete dieses Stück ein so außerordentliches dichterisches
Talent, es mar so viel Lust und Leben in diesem Werk, jede Scene, selbst
die derbste bekundete so viel> Originalität, daß sich die Menge von dieser

ungezügelten Kraft mit fortreißen ließ. Diese Wildheit hat Csiky später theilweise verloren; er hat gelernt, mit seinen Kräften hauszuhalten und wenn auch der „Mann von Eisen" nicht ganz frei ist von wohlfeilen, rohen Effecten, welche die „oberen Zehntausend" der Galerien entzücken, so verräth doch dieses Werk ein zielbewußtes Wollen, ein gereiftes Können, und es ist hinsichtlich des poetischen Flusses der Verse, der treffenden Charateristik der Personen, der sicheren Führung der Handlung fast ohne Einschränkung zu loben, ja man darf vielleicht dieses Werk als das beste Csikys bezeichnen.

Im modernen Lustspiel hatte Csiky ebenso große äußere Erfolge wie im modernen Schauspiel, doch diese Erfolge sind nur ephemer. „Muksnyi" ist sein bestes satirisches, „Der gute Philipp" sein bestes harmloses Lustspiel. In „MMnvi" wird ein eitler Ordensjäger gegeißelt, und über zahlreiche Sitten denn Unsitten der ungarischen Gesellschaft Gericht gehalten. Das Lustspiel ist sehr heiter und die Tendenz eine durchaus löbliche. „Der gute Philipp" Hinmieder ist der beste Mensch von der Welt; er will Jedem dienen. Allen helfen und doch ruft er nur Unheil und Schrecken hervor. Sowohl „Muk^nyi" wie „Der gute Philipp" sind nicht ganz neue Figuren und fast in allen europäischen Literaturen find diese beiden Species der Dummköpfe: des Eingebildeten-Egoistischen und des Harmlosen-Selbstlosen vertreten. Csiky hat diese Figuren magyarisirt und bei seinem großen Geschick für die „Mache" konnte der Beifall des großen Publikums nicht ausbleiben. Die ernste Kritik ratificirte jedoch das Urtheil der Menge nicht und ein wählerischer Geschmack wird bei Csikys Lustspielen selten Befriedigung finden. Zu den gelungensten Lust-spielen gehört zweifellos der „Comödiant", denn hier macht sich ein liebenswürdig-gutmüthiger Humor geltend, und wenn auch die Sprache nicht immer höfisch vornehm ist, so wird dieselbe doch niemals unangenehm brutal. Der „Comödiant" ist ein freundliches und heiteres Stück, doch leider kann dieses Urtheil nicht über jedes Lustspiel des Dichters gefällt werden. Schon früher wurde bemerkt, daß dem Autor Leichtigkeit und Feinheit fehlen und daß er eine übertriebene Vorliebe für starke Effecte besitzt. Dieser Mangel einerseits und dieser Ueberfluß andererseits machen viele seiner Lustspiele sehr bühnenfähig, aber keineswegs immer salonfähig. Er bebt nicht vor den Handgreiflichkeiten des Pulcinello-Theaters zurück, und bei ihm kommt es vor, daß eine junge Dame über ihre Transpiration Aufschluß giebt. Wenn er eine seiner Figuren verwunden läßt, so stößt man nicht mit den? Fleuret zu, sondern schlägt den Aermsten mit einem centnerschweren Hammer zu Boden. Csiky ist oft schwer, grobkörnig und massiv; er belehrt uns mit dem spanischen Rohr in der Hand und kitzelt uns mit der Kleiderbürste.

Und in seinem Aussehen und Wesen spiegelt sich seine Dichtkunst wieder. Er besitzt nichts von der Noblesse moderner Autoren, die es zu

einiger Berühmtheit gebracht haben, und man würde unter den modernen Dichtern des westlichen Europa schwerlich einen finden, der ihm ähnlich märe. Man muß auf die antediluvianischen Zeiten des Theaters zurückgreifen, um eine Gestalt zu entdecken, die mit ihm verglichen werden kann, und man findet dann den genialen Ben Jonson, der von seinen Zeitgenossen folgendermaßen geschildert wird: „Kräftige, schwerfällige, brutale Gestalt, breites und langes Gesicht, mächtige Backenknochen und ein feierliches Aussehen; sein strenger Blick gleicht demjenigen eines Menschen, der zornig ist." Dazu kommt noch „starker Bauch und plumper Gang", wie er selbst sagte. Vielleicht träumt auch der ungarische Poet, wie Ben Jonson. daß auf dem Nagel seiner großen Zehe Schlachten stattfinden (bei welchen einige Kritiker erschlagen werden), denn Csiku ist ein förmlicher Athlet. Seine breiten Schultern, feine großen Hände, sein wuchtiges Auftreten und fein düsterer Blick deuten an, daß mit diesem Mann nicht gut sei, Kirschen zu essen. In der That ist er rauh in seinen Umgangsformen, unfreundlich und unliebenswürdig, doch nichtsdestoweniger seinen Freunden gegenüber ein guter und ehrlicher Freund. Schade, daß er im Leben so wenige Freunde besitzt und daß selbst die Verehrer seines großen Talentes nur schwer mit ihm auszukommen vermögen. Er witterte so lange überall Feinde, bis er tatsächlich überall Feinde hatte, denn nicht viele Menschen vermögen den Dichter von seinem Werk zu trennen, am allerwenigsten in einem verhältnißmäßig so kleinen Lande wie Ungarn, in einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt wie Budapest, wo die Gebildeten auf einen Verkehr unter einander angemiesen sind und wo man die kleinen Querelen des socialen Lebens auch in die Literatur hinüberträgt. Daß Csiky mißmuthig und verbittert ist und ini letzten Jahre mit keinem Stücke hervortreten wollte — er, der sonst oft drei Stücke in einer Spielzeit aufführen ließ — daran trägt er zum großen Theil selbst Schuld. Diejenigen, welche einen Dichter nur nach seinen Werken beurtheilen — und zu diesen gehört auch der Schreiber dieser anspruchslosen Zeilen — werden allerdings den Verfasser der Stücke „Die Proletarier" und „Der Mann von Eisen" hoch verehren und sie werden in ihm nicht nur einen großen Dramatiker erblicken, sondern auch einen bedeutenden Gelehrten und einen ganzen Mann. Sie werden alle seine Eigenheiten mit in den Kauf nehmen, weil sie missen, daß der Weg zum Parnaß nirgends beschwerlicher ist, als in Ungarn und daß man mit Noth und Elend, Kummer und Sorge, Neid und Scheelsucht, kämpfen muß, ehe man den kleinsten Erfolg erringt. Doch wenn man Csiky auch keinen Rosenkranz spenden kann, wie man denselben liebenswürdigen Schmeichlern, optimistischen Dichtern zu schenken pflegt, denen „der Lieder süßer Mund" von den Göttern verliehen ward, so gebührt ihm doch sicherlich der grüne, kühle Lorbeer, der die Stirn des ernsten Denkers, rastlosen Kämpfers und wahren Dichters schmückt.

Das Königreich Westphalen und Ierome Bonaparte.

von

A. Vogslls K. Bieberstein.

— Breslau. —

kennt iim nick: aus der „awleoni'ckcn b;Michlc, oen
^ KW Z champaqne:-- und weiberfröhlicken >iönig ^>'-rome von Wenplialen
^^^W und sein jiMgelte-ö Wort nach durchickwärnner Nackt:
„Morgen wieder lustik!"

Wer erinnert sich nicht der Legende von den sybaritischen Bädern des der Stärkung bedürftigen Lebemannes J^rome in Burgunderwein, der nach stattgehabtem Gebrauche von einer geriebenen Hofverivaltung an harmlose Bürger Cassels, die an der Vorgeschichte dieses Burgunders keinen Anstoß nahmen, oder sie höchstwahrscheinlich nicht kannten, verkauft morden sein soll! —

Allein die Geschichte, die Regierung und der Hofhalt des Königreichs Westphalen bezeichnen eins der dunkelsten und traurigsten Bilder aus der Zeit deutschen Niedergangs, aus der Zeit napoleonischer Fremdherrschaft, und es dürfte eines wenn auch schmerzlichen Interesses nicht entbehren, dieses Bild, welches uns auf ernstem historischen Hintergrunde entgegentritt, einmal zu entrollen, um an seiner Betrachtung von Neuem zu würdigen, welche hohen Güter Deutschland durch seine heute im siegreichen Kampfe gegen französische Suprematie errungene Einigung und Machtentfaltung gewonnen hat, und derart dem Entschlüsse, die Errungenschaften in Einigkeit mit starker Hand für alle Zeiten fest zu halten, neue Nahrung zu geben.

Das Königreich Westphalen verdankte der durch den unglücklichen Frieden von Tilsit geschaffenen politischen Lage im Sommer des Jahres 1807 seine Entstehung. Napoleon hatte seinen Brüdern mit Ausnahme

des die Annahme einer Krone verweigernden Lucian bereits Kronen verliehen, um sie zu Hervonagenden Werkzeugen seiner Pläne zu machen; jetzt, fast im Zenith seiner Macht stehend, beschloß er auch, seinen jüngsten Bruder, den 23jährigen Jörome, zum Könige zu erheben.

Jörome Bonaparte war am 15. November 1784 zu Ajaccio geboren, und früh in die französische Marine getreten, wo er nicht ohne Auszeichnung gedient, und bei einem Aufenthalt in Nord-Amerika, wohin ihn die Engländer, während er mit einer Fregatte kreuzte, zu flüchten genöthigt hatten, die Tochter eines reichen Baltimorer Handelsherrn Elisabeth Patterson geheirathet hatte.

Nach Europa zurückgekehrt, befehligte er mit Vandamme das 10. französische Armeecorps im Kriege von 1806/7 gegen Preußen, zog am 6. Januar 1807 in Breslau ein, und belagerte und eroberte mehrere schlesische Festungen. Napoleon hatte Jöromes Ehe mit Elisabeth Patterson für ungültig erklärt, und vermählte ihn am 12. August 1807 mit der Prinzessin Katharine, der Tochter König Friedrich I. von Württemberg.

Französische Zeitgenossen schildern JSrome Bonaparte zu jener Zeit als persönlich tapfer, edelmüthig und heiteren Sinnes, jedoch der Verschwendung und im Uebermaß den Frauen huldigend.

Der neucreirte König trat unreif und in keiner Weise für seine hohe Aufgabe vorbereitet, die Regierung an. Das ihm über Nacht in den Schoß gefallene Königreich Westphalen mar aus einem Conglomerat folgender vielfach heterogener deutscher Gebietstheile zusammengesetzt. An preußischen, aus dem Eichsfeld, der Grafschaft Hohenstein, dem Harz, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, der Altmark, dem Saalkreis, Hildesheim, Paderborn, Minden, Ravensberg; an kurfürstlich hessischen, Ober- und Niederhessen, Hersfeld, Fritzlar, Ziegenhayn, Schmalkalden; an Braunschmeigischen, aus den Grafschaften Schaumburg, Wernigerode und dem Bisthum Osnabrück. Dieses Gebiet mar 1906 Ouadratmeilen groß, und hatte 2 Millionen Einwohner, und ein Einnahmebudget von 5 Millionen Thalern. Gesetze, Sitten und Gebräuche, sowie die Religion seiner Bewohner waren vielfach verschieden. Magdeburg, von französischen Truppen besetzt und ercentrisch gelegen, war die einzige Festung von Bedeutung und Göttingen, Halle und Marburg, die Universitäten des Königreichs. Dasselbe wurde in 7 Departements eingetheilt. Es waren: 1) das Fuldadepartement mit der Residenzstadt Cassel und den Bezirken Cassel, Höxter und Paderborn, 2) das Werradepartement mit den Bezirken Marburg, Hersfeld und Eschwege, 3) das Harzdepartement mit den Bezirken Heiligenstadt, Duderstadt, Nordhausen und Osterode, 4) das Ockerdepartement mit den Bezirken Braunschmeig, Helmstedt, Hildesheim, Goslar, 5) das Saaldepartement mit den Bezirken Halberstadt, Blankenburg und Halle, 6) das Elbdepartement mit den Bezirken Magdeburg, Neuhaldensleben,

Stendal und Salzwedel, 7) das Leinedepartement mit den Bezirken
Göttingen und Eimbeck.
Der in den Regierungsgeschäften völlig unerfahrene und den Geschäften
überhaupt abgeneigte Jörome fand außerordentlicke Schwierigkeiten und
finanziell erschöpfte Länder vor, um so mehr hätte es seine Aufgabe sein
müssen, sich persönlicher Verschwendung zu enthalten, und das Beispiel
einer geordneten Lebensführung zu geben. Tie Stimmung der Bevölkerung
mar in gewisser Hinsicht der neuen Ordnung der Dinge besonders im
eigentlichen Westphalen nicht völlig abgeneigt, da dieselbe unter dem sie
ausbeutenden Joch der französischen Kriegscommissäre seufzte. Deputa-
tionen, unter ihren Mitgliedern der berühmte Historiker Johannes von Müller,
erster« wohl von französischer Seite in Scene gesetzt, gingen nach Paris,
um Jörome die Wünsche der Bevölkerung vorzutragen, und deren Ergeben-
heit auszudrücken. Jerome entsandte zunächst zwei seiner Bertrauten, den
Oberst Mono und den Marineoffizier Rewbell nach Cassel, die ihn über
den dortigen Stand der Dinge, die Hilfsquellen des Landes und last
bm not least — über die Zerstreuungen, welche dasselbe böte, die
Schlösser, Palais, Theater u. s. w. informiren sollten.
Man entwarf in Paris eine der französischen ähnliche Constitution
für das neue Königreich; dieselbe wurde im August 1807 publicirt.
Die Bevölkerung Westphalens begann in ihr ein Palladium gegen das
herrschende von den französischen Agenten so brutal gehandhabte
Eroberungsrecht zu erblicken; sie sah sich jedoch bald arg enttäuscht. Ein
kaiserliches Decret setzte eine provisorische aus französischen, der deutschen
Sprache unkundigen Staatsräthen, bestehende Negierung ein. Der
Mainzer Präfecturrath Morsdorf wurde ihre rechte Hand. Napoleon
erhielt von einem Mitglieds der Regierung dem Minister Jollivet und von
seinem Gesandten Baron Reinhard fortlaufend geheime Berichte über den
Stand der Dinge in Westphalen und das Hof- und Privatleben Jöromes.
Die kaiserlichen Intendanten und Gouverneure wurden beibehalten und
fuhren ihrerseits fort, Steuern zu erheben, und das Land zu bedrücken.
In Folge dessen herrschte in der Finanzverwaltung des neugeschaffenen
Reiches die größte Anarchie. J^rome sah sich genöthigt, eine Anleihe von
1800000 Frcs. bei der Consignationskasse in Paris zu contrahiren, um
die ersten Bedürfnisse des Hofes und der Regierung zu bestreiten. Die
Bevölkerung reclamirte gegen den Steuerdruck ohne jeden Erfolg.
Endlich am 1. Dezember 1807 erschien eine kaiserliche Ordre, welche
die Verwaltung dem Könige ausschließlich zuwies. Die Creaturen A'romes,
ein gewisser Meyronnet, ein ehemaliger Schiffsjunge, und la Flüche,
der Sohn eines Marseille? Kaufmanns, gewannen bald großen Einfluß.
Jörome machte seine frühere Favoritin Blanche Corr^ga, die Gattin
la FlSches, zur Baronin von Keudelsheim und Hofdame, und verschwendete

große Summen an dieselbe. Der Lebenswandel der neugeschaffenen Baronin gab bald Veranlassung zu großem Aergerniß.

Am 7. Dezember 1807 traf Jorome in Wilhelmshöhe, welches er Napoleonshöhe nennen ließ, ein, hielt am folgenden Tage seinen feier» lichen Einzug mit der Königin in Cassel, und ernannte ein fast ausschließlich aus Franzosen bestehendes Ministerium. Der einzige Deutsche in dem-selben, Johannes von Müller, wurde zum Staatssekretär ernannt, in seiner Abwesenheit vertrat ihn der Franzose Cousin de Marinville, bisher Professor der Mathematik am Collöge de France. Johannes von Müller lehnte den Staatssecretärvosten ab und bat um die Leitung des öffentlichen Unter-richts. An seine Stelle trat der Privatsecretär Jöromes, le Camus, ein Erhole aus Martinique, unter Erhebung zum Grafen von Fürstenstein. J<rome fuhr fort, große Summen an seine Günstlinge zu verschwenden, le Camus erhielt einen Grundbesitz mit 40 ()()() Frcs. Revenue, eine für die damalige Zeit enorme Summe. Der Kaiser Napoleon tadelte die Verschwendung Jöromes, und die Ungnade, welche derselbe Johannes von Müller fühlen ließ, aufs ernsteste. Der große deutsche Gelehrte blieb derselben jedoch nicht lange ausgesetzt; er starb einige Monate nach feiner Ernennung.

Le Camus unterstützte die Passionen J^romes und bemächtigte sich des größten Einflusses, ebenso der Korse Bouchevorn, welcher früher Spitzen und Zahnstocher in den Wiener Caf6s verkauft hatte, und zum Präfecten des Palais ernannt worden war. Als dritter im Bunde fungirte der Oberst Mono.

Diese Umgebung des Königs mar nicht geeignet, ein vernünftiges Regiment aufkommen zu lassen, überdies berief der Kaiser die wenigen verdienstvollen Männer, welche seinem Bruder gefolgt waren, nach Frank-reich zurück.

Der Kriegsminister General la Grange. welcher von den hessischen Domänenbehörden, die um seine Gunst warben, Geld angenommen hatte, und den J6rome, dessen eigene Kassen leer waren, dieserhalb verhaften ließ, und von dem er die Rückgabe der Gelder verlangte, entzog sich einem Prozeßverfahren durch die Flucht nach Frankreich. Oberst Mono wurde an seine Stelle zum Kriegsminister ernannt.

Eine Menge von Abenteurern strömte an dem neuen westvhälischen Hofe zusammen, ein gewisser Duplex, früher Holzhändler in Frankreich, wurde Intendant des Schatzes, Staatsrath und Jnspecteur der Revuen. Ein untergeordneter Beamter des französischen Kriegsministeriums, Namens Lahaye, wurde Divisionsgeneral und Chef der Militäraushebung. Derselbe ließ sich mit den bei der Aushebung unrechtmäßig genommenen Geldern ein Haus in Cassel bauen, das er zu einem Serail machte. Seine Beamten bereicherten sich ebenfalls auf Kosten der zur Aushebung kommenden Bevölkerung. Alle Klagen blieben ohne Erfolg.

Die neugebildete Armee bestand aus heruntergekommenen Leuten, die
die Hospitäler füllten oder aus Vagabonden, die beständig desertirten.
Der Kaiser, der in militärischen Dingen sehr ernst dachte, erfuhr das
Alles zu feinem größten Mißvergnügen. Der Kriegsminister Mono machte
Ersparnisse am unrichtigen Orte, indem er beispielsweise die Rationen sür
die Offizierspferde aufhob. Der König und die Minister beschäftigten sich
zuerst mit den kläglichen Finanzen des Landes. Ihr erster Act bestand
darin, die im Verhältniß zu den Einnahmen des Landes sehr hohe Civil-
liste von 5 Millionen Frcs. einzutreiben. Aber die Kassen waren leer,
seit beinahe einem Jahr waren die Gehälter der Civil- und Militär-
beamten und der Geistlichen nicht mehr gezahlt worden. Gleichzeitig ver-
langte der Kaiser kategorisch die Bezahlung der Kriegscontribution. Man
griff zu einer Anleihe, und ein jüdischer Banquier schoß 2 Millionen Frcs.
gegen hohe Zinsen vor. Dieselben wurden von der Eivilliste absorbirt.
Der Staatsschatz konnte vor einem Vierteljahr auf keine Einnahmen
rechnen. In diesem Moment traf der General Taru aus Paris mit der
Mission ein, die Bezahlung einer Kriegscontribution von 25 Millionen Frcs.
zu fordern, und die gesammten Einkünfte der westphälischen Domänen mit
Beschlag zu belegen. Man beschloß die von ihm geforderte enorme
Summe im Lauf von 18 Monaten zu bezahlen, allein diese Maßregel
hatte die schärfste Bedrückung der Nnterthanen J6romes zur Folge, und
mar nur geeignet, denselben bei ihnen verhaßt zu machen. Napoleon
kannte die traurige Finanzlage des Königreichs wohl, bestand jedoch, da
Jürome unausgesetzt verschwenderisch auftrat, auf seinen Forderungen.
Jörome berief jetzt die Stände des Königreichs nach Cassel; allein
da kein Zweig der Verwaltung organisirt mar, so vermochte man keine
Entscheidungen zu treffen, und das Resultat der Versammlung war die
Entfaltung eines eitlen Prunks vor den Augen der Bewohner Cassels.
Man schritt nun zur Organisation der Verwaltung und der Finanzen des
Königreichs. Präfecten, Unterpräfecten, General-Steuereinnehmer wurden
ohne jede gewissenhafte Auswahl der Persönlichkeit ernannt, jedoch die
ersten Stellen- mit Deutschen besetzt. Gegen Ende des Monats
Februar 18(18 waren die Civil-, Gerichts- und Finanzverwaltungen, so
gut wie es ging, organisirt.

In dieser Zeit ereignete sich ein Zwischenfall, der beträchtliches Auf-
sehen erregte. Der Generaldirector der Harzbergwerke, Herr von Meding,
einer der ersten Beamten des Landes, war geheimer Beziehungen zu
England verdächtigt worden; man beging den Mißgriff, eine Haussuchung
bei ihm abhalten zu lassen, die kein Resultat ergab und sah sich genöthigt
ihn nach einer ebenso ergebnißlosen Untersuchung in Cassel, auf seinem
Posten zu belassen; die Angelegenheit verursachte einen unangenehmen
Eclat, und wurde von Napoleon sehr gemißbilligt. Die neue Regierung
traf einige Verbesserungen der Straßenbeleuchtung und Reinigung Cassels,

sowie der Polizei; allein gleichzeitig begannen Restaurants, Cafös, Theater, Spiel- und Prostitutionshäuser zu entstehen, Dinge, die man dort bisher nicht gekannt hatte, und keineswegs mit Freuden begrüßte. Der König legte sich in eine Unzahl galanter Abenteuer ein, und ernannte seine derzeitige erste Favoritin, die Gräsin T. W. zur Oberhofmeifterin, und ihren Gatten zum ersten Kammerherrn.

Napoleon erhielt, wie bemerkt, durch den Minister Jollivet und den französischen Gesandten Baron Reinhard unausgesetzt Berichte über die Vorgänge in Cassel. Der französische Minister des Auswärtigen schrieb im Auftrage Napoleons an Baron Reinhard: „Se. Majestät wünscht außerdem, daß Sie Ihren Depeschen nicht unterzeichnete Bulletins beifügen, welche Nachrichten aus der Gesellschaft, die in der Stadt circulirenden Gerüchte, die wahren oder erdichteten Vorgänge, von denen man spricht, kurz eine Chronik des Landes enthalten, welche ihn über dasselbe informirt."

Jollivet sandte daher am Schluß des Jahres 1807 den folgenden Bericht an den Kaiser: „Die Sympathien der Bevölkerung Cassels sind seit dem Eintreffen des Königs wesentlich erkaltet. Man jammert und beklagt sich.

„Die Dinge gehen nicht, wie man Anfangs versprochen hatte. Die nach Westphalen gekommenen Franzosen verlassen unzusrieden in Menge das Land. Die Stadt ist tramig, der Hof mißfällt sich, da es ihm an Geld und Zerstreuungen (?) fehlt. Der König erhält keine Respectsbezeugungen. Selten grüßt man ihn in den Straßen, die er oft zu Pferde passirt. Er hat in der öffentlichen Meinung verloren. Einige galante Affairen haben ihm sehr geschadet. Das Publikum weiß, daß eine der Hofdamen der Königin seinetwegen von dieser entlassen wurde. Der erste Kammerherr le Camus hatte jedoch diese Dame in Cassel für feinen Herren zurückbehalten. Die Königin hat auf ihrer Entfernung bestanden, und die Polizei hat sie schließlich von ihr befreit. Le Camus gilt für einen Gelegenheitsmacher des Königs. Durch seine Bemühungen ist eine Schauspielerin, die der König aus Breslau her kannte, auf Befehl desselben nach Cassel gezogen worden. Die Casseler Mütter scheuen es ihre Töchter an den Hosfestlichkeiten Theil nehmen zu lassen.

„Die Königin ist beliebt. Man fürchtet für ihr häusliches Glück. Der Polizeichef von Cassel, Lajariette, gilt für einen Störenfried und Schwätzer. Seine Polizei besteht in der Ueberwachung des Theaters, und wird im Uebrigen aller Welt lästig. Er verletzt das Postgeheimnis;, und alle Welt erfährt es. Er colvortirt Liebesgeschichten, und trägt dazu bei, die Bewohner von Cassel gegen den Hof und die Negierung aufzubringen. Alles geht sehr schlecht." —

Auf demselben Wege erfuhr Napoleon, daß J4rome eine Schauspielerin aus Paris hatte kommen lassen, und zu seiner Geliebten gemacht hatte.

Der Kaiser ließ sie eines Tages arretiren und nach Frankreich zurückbringen. Jörome beeilte sich dieselbe durch die Gesellschaftsdame seines Justizministers zu ersetzen. Alle diese Abenteuer wurden in der Stadt bekannt. Die Stellung des Justizministers SimSon wurde unhaltbar, und derselbe als Gesandter nach Berlin geschickt.
Am Hofe bestanden zwei einander scharf gegenüberstehende Parteien, die deutsche und die französische. An der Spitze der ersten stand der Finanzminister von Bülom, und vermöge ihres Einflusses auf den König, die Gräsin T. W. Le Camus war das Haupt der französischen Partei. Der Gräsin mar es gelungen die Ernennung von Präfecten und Generalen ihrer Partei durchzusetzen und der Einfluß Bülows und der deutschen Partei begann zu überwiegen. Einer von le Camus angezettelten Jntrigue gelang es jedoch die Gräsin zu stürzen.
Ende März 1808 war die Regierung in der Lage, trotz des herrschenden Geldmangels, die Organisation einiger Vermaltungszmeige zu beenden, allein die Finanzwirthschaft des königlichen Hofhalts war in Folge der Ausgaben, der verschwenderischen Geschenke, der Maitressenmirthschaft und des Lurus Jöromes derart anarchisch, daß am Ende des ersten Vierteljahres bereits 2/z der Civilliste verausgabt waren. Der Finanzminister Jollivet verweigerte die Fonds, berief sich auf den Kaiser, und wurde von Jörome abgesetzt. Napoleon beglaubigte ihn unmittelbar darauf als außerordentlichen Gesandten am westphälischen Hofe mit dem Auftrage die Kriegscontribution einzutreiben.
Zu dieser Zeit mar das ursprüngliche Ministerium ein anderes geworden. La Grange mar durch Morio ersetzt, Jollivet ausgeschieden, Simeon nach Berlin gegangen, Beugnet kehrte nach Frankreich zurück, und Bülow, früher preußischer Kammerpräsident in Magdeburg, war Finanzminister geworden. Er sah bald ein, daß vor Allem Geld in die Staatskassen und die der Civilliste kommen müsse, und griff zu dem Mittel der Zmangsanleihen, und nahm die Juden zu Hilfe. Obgleich das Königreich die für ein so schwach bevölkertes Land enorme Schuldenlast von 112 Millionen Francs hatte, schlug er eine Zmangsanleihe von 20 Millionen vor, die von den Ständen bewilligt wurde. Bülom übernahm ferner bald das Kriegsministerium, und gewann den größten Einfluß. Morio kehrte nach Paris zurück.
In dieser Periode beschloß Jörome einen Ritterorden ähnlich dem der Ehrenlegion für seine Länder zu stiften. Er ließ eine Zeichnung des Ordens entwerfen und übersandte sie dem Kaiser, der, als er sah, daß sie mit Adlerköpfen, Pferden und anderen Vier- und Zweifüßlern überladen mar, lachte und meinte: „II ^ a dien cles dstes clnriZ est «rärs Is,." Der mestphälische Orden wurde jedoch gestiftet und hatte eine kurze, wenig ruhmvolle Dauer.
Inzwischen fuhr Jörome in seiner Günstlingsmirthschaft fort. In

weniger als einein Jahre hatte er den ehemaligen Schiffslieutenant Rembell zum Divisionsgeneral, Staatsrath und Gouverneur von Cassel befördert, und ihn nebst dem Palaisvrcifecten Bouchevorn und dem Kammerherrn Marinville mit der Leitung der Theaterangelegenheiten betraut. Man ließ die besten Kräfte aus Paris kommen. Jörome gab den drei ersten Künstlern je 20 000 Francs Gage, während die Divisionsgenerale und Staats-räthe nur 15 000 Francs erhielten. Das Casseler Theater kostete der Civilliste 400 000 Francs. Napoleon mies bei seinen Contributions-sorderungen von Neuem tadelnd auf die Summen, welche sein Bruder für seine Feste, Theater und Favoritinnen verschwendete, hin. Als Erwiderung ließ J^rome in Napoleonshöhe ein Sommertheater errichten, in welchem die üppigsten Vorstellungen stattfanden. Das deutsche Theater in Cassel wurde geschlossen und die Künstler entlassen.

Neue Günstlinge Jüromes, zum Theil von dunkelster Vergangenheit, traten auf, wie der Großstallmeister General d'Albignac, der Polizeiches Legras de Bercagny, der Finanzrath Duchambon, der Hofpoet und Cabinet-secretar Bougniöres, dem es gelang beim Zusammenbruch des Königreichs mit 400,000 Thalern nach Frankreich zurückzukehren. J^rome nobililirte diese Männer unter deutschein Namen.

Der Finanzminister Bülow, dem es durch wiederholte Anleihen gelang, die Finanzen des Landes über Wasser zu halten, befestigte sich immer mehr in der Gunst des Souveräns, und war factisch leitender Minister und der einflußreichste Mann des Reiches. Es gelang ihm, im November 1808 nach Paris gesandt, einen einjährigen Aufschub für die Bezahlung der Kriegscontribution, welche erst zu einem Viertel erfolgt mar, zu erhalten. Als jedoch Bülow, wie erwähnt, eine Zeit lang auch das Kriegsministeriuin inne hatte, sandte Napoleon den General Eblö in diese Stellung.

Der neue Kriegsminister mar ein höchst erfahrener, arbeitsamer und rechtschaffener Beamter. Cr unternahm eine völlige Nmgestalung in der Bureaukratie seines Ministeriums, purisicirte das Beamtenpersonal, annullirte die anrüchigen Contracte, schloß neue ab, trat der herrschenden skandalösen Vergeudung mit Energie entgegen, und sagte nicht nur den Ministern, sondern auch dem Könige die Wahrheit; allein er drang trob seines muthigen Vorgehens nicht durch, ein Theil der anrüchigen Beamten wurde behalten, und, angeekelt von dem herrschenden System, verließ Ebl6 Cassel und kehrte nach Frankreich zurück.

Inzwischen spielte sich eine neue Skandalgeschichte zwischen Jörome und der Frau des in seinem Dienst befindlichen General du Coudras ab. Jörome, der zu derselben in intimen Beziehungen stand, ließ sie, da sie ihn hinterging, mit ihrem Liebhaber beim Verlassen des Theaters arretiren, und über die Grenze bringen.

Das Jahr 1809 war für das Königreich Westphalen durch mehrere Aufstände und ernste Ereignisse bezeichnet, die jedoch den Hoffestlichkeiten

und Abenteuren J^romes keinen Abbruch thaten. Am 21. April fand in
Stendal unter Leitung eines Schill'schen Offiziers, von Katt, der Versuch
einer Erhebung statt, der jedoch bald durch das Militär und die Gendarmerie
JSromes unterdrückt wurde. Den politischen Agenten J,'roines, welche
schlecht ausgewählt waren, waren die Vorbereitungen zu dieser Erhebung
entgangen, einer derselben stand sogar iin Solde Englands.
Am 22. April hätte ein ernsterer Ausstand J«rome beinahe gestürzt.
Der Oberst Dörnberg mar das Haupt desselben, und erschien mit
etwa 20,000 hessischen, auf die verschiedenste Art bewaffneten Landleuten,
einigen Reitern, und zwei Haubitzen, völlig unvennuthet vor Cassel.
Dörnberg beabsichtigte JSrome auszuheben, und nach England zu bringen.
JSrome befand sich in der kritischsten Lage, seine Truppen waren in
Spanien, und er vermochte dem Aufstande nur 2000 Mann Infanterie
und 1800 seiner Gardereiter entgegen zu stellen, zudem waren diese
Truppen unzuverlässig. Er benahm sich jedoch intelligent und entschlossen,
stieg zu Pferde, versammelte die Truppen und hielt eine sie gewinnende
Ansprache. Inzwischen ließ General Eblö, der zu dieser Zeit sich noch in
Cassel befand, etwa 20 alte Geschütze an den bedrohten Punkten der
Stadt aufstellen, beschoß die Angreifer und ließ sie durch die Cavallerie
attaquiren. Der Erfolg war auf Seiten Jüromes; Dörnberg zog sich
zurück. Ein Versuch auf Marburg, welches die Aufständischen bereits
eingenommen hatten, wurde durch ein Bataillon Kellermanns von Frankfurt
her vereitelt. Jcrome benahm sich den Theilnehmern an der Erhebung
gegenüber mit kluger Mäßigung, die sein Ansehen in den Augen seiner
Unterthanen etwas hob. Die darauf folgende Unternehmung des Helden-
müthigen Schill gegen Magdeburg scheiterte am Widerstande der ihm
entgegentretenden Garnison. Schill ging nach Dömitz zurück, und J6rome
entsandte den General d'Albignac mit inzwischen zusammengerafften Truppen
nach Dömitz, während die holländische Division Gratien Schill den Rückzug
abschneiden sollte. Es gelang Schill jedoch, nach Stralsund abzuziehen,
und d'Albignac kehrte, anstatt ihn zu verfolgen, nach Magdeburg zurück,
es der holländischen Division überlassend, Schill den Rückweg zu verlegen.
Die Division Gratien nahm Stralsund und Schill fand dort den
Heldentod.
Inzwischen traf Napoleon mit seiner Armee die Borbereitungen für
die Schlacht bei Wagram. Um jedoch im Herzen Deutschlands ein Corps
zu haben, das im Stande sei. die Aufstände zu unterdrücken, beauftragte
er JSrome, mit dem, was derselbe an Truppen hatte, und der Division
Gratien und dem Regiment Berg, ein Corps von 20000 Mann zu orga-
nisiren und nach Sachsen auf Dresden zu rücken. „Niemals," sagt ein französischer
Autor, „war ein Corps schlechter gesührl." Generalstabschef war der
fnchere Schiffslieutenant Nembell, Divisionsgenerale: du Coudras, d'Albignac
und Bongars, sämmtlich mittelmäßige Militärs, endlich Gratien, der an

der Spitze der Holländer sehr unabhängig auftrat. JSrome behielt einen Theil seines Hofes und das diplomatische Corps bei sich. Der Train seines Armeecorps wurde dadurch unnütz vermehrt, SchauspielerundSchauspielerinnen befanden sich bei demselben. Jörome rückte nach Sachsen ab, vereinigte sich mit den Holländern bei Leipzig und drang in Böhmen ein. Das Corps marschirte in großer Unordnung. Seine Kriegscommissöre plünderten, die Offiziere tranken, die Soldaten maraudirten, die Generale spielten und hoftrten die Schauspielerinnen. Zu seinem Glück stieß das Corps auf keinen Feind.

Der Waffenstillstand von Znaim beendete den Feldzug, die österreichischen Hülfscorps, darunter das des Herzogs von Braunschweig-Oels, waren jedoch nicht in denselben eingeschlossen. Der Herzog faßte den Entschluß zu dem berühmten Zuge aus Böhmen durch das westphälische Gebiet an die Nordseeküste. Sein Corps war 3—4000 Mann, darunter 700 Reiter, stark. Der Herzog führte dasselbe von Eger nach Sachsen, besetzte Halle, zog einige im westphälischen Saale-Departement liegende Verstärkungen an sich und marschirte den Harz entlang. In Cassel befand sich damals nur das 51. Linien-Regiment unter dem Commando des Großmarschalls Meyronnet, welcher den Befehl hatte, auf Hamburg vorzugehen. Er rückte nach Halberstadt ab und bezog dort Quartiere. Der Herzog von Braunschiveig beschloß, das ohne die erforderichen Sicherheitsmaßregeln marschirende Regiment aufzuheben, rückte des Abends nach Halberstadt, drang in die Stadt, griff das Regiment an, zersprengte es, nahm Mevronnet gefangen und zog danach auf Braunschiveig ab.

Jörome hatte soeben eine seiner Divisionen in der Stärke von 5000 bis 6000 Mann unter Rewbell nach Cassel geführt. Rewbell erhielt den Befehl nach Norden abzurücken, um den Engländern entgegenzutreten. Als Jörome den kühnen Marsch des Herzogs erfuhr, sandte er Rewbell den Befehl nach Braunschweig zu marschiren und dem Herzog den Weg zu verlegen, mährend ihn die Division Gratien ini Rücken angreifen sollte. 12—15 000 Mann mestphälischer Truppen gingen derart gegen das 3000 bis 4000 Mann starke ermüdete braunschmeigische Corps vor. Alles deutete darauf hin, daß das Corps des Herzogs gefangen genommen oder zersprengt werden würde. Es trat jedoch nichts derartiges ein. Der Herzog langte einen Tag vor Rewbell bei Braunschweig an. Die westphälische Division lagerte während der Nacht zwischen Lüneburg und Braunschweig. Mit Tagesanbruch rückte der Herzog gegen dieselbe vor und griff sie an. Das 6. westphälische Regiment wich zurück, löste sich auf und verwickelte die übrigen Truppen der Division Rewbell in seine Flucht. Erst nach zwei Stunden vermochte Rewbell seine LO00 Mann wieder zu sammeln. Der Herzog aber marschirte nach Bremen und schiffte dort sein Corps ungehindert nach England ein. Der geschlagene Rewbell wurde von JSrome seines Dienstes entlassen.

Napoleon berief bald hierauf JSrome und seine Gemahlin Catharine nach Paris, um den Feierlichkeiten bei seiner Vermählung mit der Erz-herzogin Marie Louise beizuwohnen.
Im Monat October 180ö wurde der Minister Bülow von der französischen Partei der Verbindungen mit Preußen und des Hochverraths beschuldigt. Eine Durchsuchung seiner Papiere ergab nichts Compromit-tirendes, der Anschlag der französischen Partei gegen die deutsche mißlang und die Angelegenheit erregte gewaltiges Aufsehen. Inzwischen begann die durch Napoleon veranlaßt« Spionage in Cassel sich sogar auf die Person JSromes zu erstrecken und demselben Grund zur Klage bei Napoleon zu geben. Jöcome begab sich nach Paris, um dort dem Kaiser seine sämmtlichen Beschwerden vorzutragen und überreichte demselben am 6. December 1809 eine Note, aus der hervorging, daß das Königreich Westphalen sich nicht halten könne, wenn der Kaiser in Anbetracht der in sein Gebiet eingeschlossenen Territorien, Hannover, Fulda, Hanau und derjenigen vieler kleiner Fürsten, ihm nicht für seinen Handel einen Ausweg eröffnete, ferner ihm nicht die rückständige Contribution erließe und ihm nicht die Domänen zuspräche, über die er noch nicht verfügt hatte und die 400 000 Francs Ertrag ergeben. Napoleon gab in Folge dieser Note Hannover an Westphalen, jedoch mit Beschränkungen, welche die Vortheile dieses Gebietes zunächst aufhoben. Man fand in Westphalen bald, daß das neue Territorium 10 Millionen mehr kosten würde, als es einbrächte.
Nichtsdestoweniger wurde trotz der Borstellungen JSromes der betreffende Vertrag abgeschlossen.
Im Laufe der Zeit umgab sich Jöronie neben seinem kostspieligen Hofhalte mit einer Unzahl von Würdenträgern, creirte Grafen und Barone und sogar drei Generalcavitäne, was von Napoleon höchst mißliebig bemerkt und wieder rückgängig gemacht wurde; auch beging er Fehler in der Ordnung der Rangverhältnisse, indem er seinen Adjutanten nicht nur den Vortritt, sondern auch Machtvollkommenheiten über die Civilbehörden zuerkannte.
Im April 1810 begleitete Jürome und seine Gemahlin, für welche Napoleon die höchste Achtung und Freundschaft empfand, den Kaiser und Marie Louise auf einer Reise im nördlichen Frankreich. In Westphalen hoffte man von diesem Aufenthalte JSromes bei seinem Bruder Vortheile für das Land und besonders eine Verbesserung seiner Finanzen, sah sich jedoch bald enttäuscht. Auch ein vom 16. Juni 1810 vor seiner Abreise nach Paris datirter Brief Jöromes an seinen Bruder, in welchen! er denselben um Zurückziehung der französischen Truppen aus Westphalen bis auf 5000 Mann und die Rückkehr der westfälischen Truppen aus Spanien bat, blieb ohne Erfolg. Nach Cassel zurückgekehrt, begab sich Jörome am 31. Juli 1810 in sein neues Gebiet Hannover. Sein Hof

brauchte zu dieser Reife 700 Pferde. Nach der Rückkehr von Hannover
knüpfte Jörome eine neue Liaison niit der Frau eines seiner Hofmarschälle
an und man behauptete allgemein, daß das Lager, welches er jetzt seine
Garderegimenter und einige Linientruppen in der Nähe von Cassel beziehen
ließ und in welchem er persönlich Manöver anordnete und leitete, mehr
zur Unterhaltung der neuen Favoritin und der Damen des Hofes, die sich
täglich zu Wagen nach demselben hinausbegaben, als ernsten Kriegszwecken
dienen sollte.
Napoleon mißbilligte die Errichtung dieses Lagers aus politischen und
finanziellen Gesichtspunkte und ließ dasselbe nach kaum 14tägiger Dauer
aufheben. Auf Veranlassung eines Wortwechsels J^romes mit seinem Kriegs-
minister DÄlbignac bei Gelegenheit eines beim Lager abgehaltenen
Manövers erfolgte der Sturz und die Entlassung des letzteren.
Gegen Ende December 1810 trennte ein einfaches kaiserliches Decret
Hannover wieder von Westphalen ab, J^rome hatte sich geweigert, einen
dahinzieleuden Vertrag zu unterzeichnen.
Napoleon bezeichnete durch diesen Act die Stellung, welche der neu-
geschaffene Staat in den Augen der Souveräne Europas einnehmen sollte.
Man sah auf's Deutlichste, daß sein Herrscher stets nur ein tributärer
Vasall des französischen Kaiserreichs sein würde, und daß die nationale
Selbständigkeit in den Augen des Eroberers nur ein Phantom mar.
Jörome protestirte in einem Schreiben an den Kaiser feierlich und nicht
ohne Würde gegen diesen Act der Willkür, so daß Napoleon nach dem
Durchlesen desselben ausrief: „Ich glaube, wenn mein Bruder 300 000 Mann
hätte, würde er mit mir Krieg anfangen."
Allein der Kaiser betrachtete das Königreich Westphalen einfach als
eine Apanage seiner Familie und bewilligte den von Bülow erbetenen
Aufschub der Kriegscontributionszahlung nur gegen die Abtrennung
Hannovers und der Elbe- und Wesermündungen, deren er zur Vervoll-
ständigung der Continentalsperre bedurfte.
Am 7. April 1811 kehrte Bülow aus Paris zurück und wurde von
Jerome auf's Freundlichste empfangen. Allein bald darauf erschien zum
Erstaunen des Ministers der Polizeichef von Cassel bei demselben, kündigte
ihm feine Absetzung an, und forderte ihn auf, auf Befehl des Königs die
Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen und sich auf sein Landgut im
Braunschweigischen zu begeben. Bülow ging, von Gensdarmen escortirt,
dorthin.
Als Grund dieser alle Welt in Erstaunen setzenden Maßregel gab man
an, daß Bülow Napoleon den Vorschlag gemacht habe, Westphalen mit
Frankreich zu vereinigen, sowie die Entrüstung des Kaisers, der diesen
Vorschlag J(rome mitgetheilt haben sollte; allein da sich nirgends ein Anhalt
sür diese Angabe findet, so liegt es näher, daß die eigentliche Ursache dieses
kategorischen Vorgehens darin bestand, daß man mehrere Briefe des

Generalsecretärs der Finanzen Proven?al geöffnet hatte, in welcher dieser
von der inzwischen eingerissenen Unordnung gesprochen und die Franzosen
und Jörome selbst lächerlich gemacht hatte. Proven?al wurde abgesetzt;
Bülom entfloh bald darauf nach Magdeburg; er wurde später preußischer
Finanzminister. Ein ehemaliger Lakai des Bischofs von Hildesheim Malchus,
der sich bei der Säcularisation der Kirchengüter thätig gezeigt hatte, wurde
an Büloms Stelle Finanzminister und entwickelte die größte Unfähigkeit
in diesem Amte.

Der einzige übrige fähige mestphälische Minister war Simeon, dem
man das Ministerium des Innern genommen und die Justizverwaltung
gegeben hatte, die er vortrefflich leitete. D'Albignaec war durch einen
früheren Marineoffizier, den General de Salha, ersetzt worden, der voin
Landkriegsmesen Nichts verstand. Alle Abtheilungschefs im Ministerium
nahmen Geld, wo sie es fanden. Ein hoher Beamter des Kriegsministers
und zugleich Lovus Inspsetsur, Namens Buttlar, sollte einem Günstling
de Salhas Platz inachen; man fand das Auskunftsmittel, ihn zum Jnspector
der Geflügelzucht der königlichen Schlösser zu ernennen.

Jörome begann nach dem Beispiele des Kaisers, eine topographische
Abtheilung zu errichten; allein es wird versichert, daß dieselbe unter ihrem
unfähigen Chef Gautier anstatt Marschrouten auszuarbeiten und Positionen
zu studiren, nur Jagd- und Vergnügungsprogamme entwarf. Gautier
erhielt den Auftrag, die besten Gemälde der Braunschweiger Galerie aus-
zusuchen und nach Cassel bringen zu lassen. Zum Glück für die Stadt
Braunschmeig wählte er aus Unkenntniß die schlechtesten.

Zu dieser Zeit ereignete sich ein neuer Scandal am Casseler Hofe.
Der Intendant der Civilliste la Flöche, dessen Gattin lange Zeit eine der
Favoritinnen JSromes gewesen war, entfloh, da J5rome das Verhältnis;
löste, mit der ihm anvertrauten Kasse von inehreren 100 000 Francs. Eine
neue Liaison Jöromes folgte der eben aufgelösten und nicht nur ein großer
Theil der Civilliste, sondern auch öffentliche Gelder wurden in dieser
Richtung verwandt. Der Finanzminister Malchus sah sich genöthigt, eine
neue Zwangsanleihe auszuschreiben, die durch Gensdarmen eingetrieben
wurde. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land; der neue
Finanzminister setzte sich kaltblütig darüber hinweg und förderte seine Privat-
angelegenheiten auf's Erfolgreichste, so daß er sich in den Besitz der
prächtigen Staatsdomäne Marienrode bei Hildesheim zu setzen vermochte.

In dieser Zeit ereignete sich ein Attentat mit tödlichem Ausgange
auf den ersten Günstling Jüromes, den Ober Stallmeister Morio; der-
selbe wurde von einem durch ihn seines Dienstes entlassenen Hufschmied
in den Ställen des Königs ermordet. Dieser Mord war ein düsteres Omen
für die herannahenden verhängnisvollen Ereignisse.

Im Mai des Jahres 1812, während der Monarchenzusammenkunft
in Dresden, wohin Napoleon die Königin Chatharine berufen hatte, begab

sich Jürome auf Befehl des Kaisers nach Polen, Ivo er das Coinmando
über den 60 000 Mann starken rechten Flügel der großen Armee über-
nehmen sollte, die durch Sachsen nach Schlesien im Marsch begriffen war.
Jürome hatte die Generale Vandamme, Hammerstein, Allix, Damas, Zandt
und Ochs unter seinem Befehl. Den letzteren, von untergeordneter Be-
gabung, ernannte er zum Generalstabschef. Die Generale waren im
Ganzen tüchtig, die Truppen gut disciplinirt und ausgerüstet. Allein ihr
Führer Jörome mar der großen ihm zugefallenen Aufgabe dem Corps von
Bagration und Barclay de Tally den Rückzug abzuschneiden, der erstell
besonders wichtigen Operation des Krieges, nicht gewachsen. Das Armee-
commando mar ihm überdies von Napoleon hauptsächlich nur in der
Absicht anvertraut worden, ihn zum Könige von Polen, dessen Wieder-
herstellung der Kaiser eine Zeit lang beabsichtigte, zu machen, und ihn zu
diesem Zweck in Polen mit dein erforderlichen Glanz auftreten zu lassen.
Sobald der Kaiser diese Absicht fallen ließ, unterstellte er J6rome durch
eine geheime Ordre dem Befehl Davousts.
Jürome, in seinem Stolze verletzt, verließ die Armee mit seiner
Garde du Corps trotz der Bitten der Königin, und traf Anfangs August
wieder in Cassel ein. Napoleon nahm hieraus Veranlassung ihm bis zum
Jahre kein Coinmando mehr anzuvertrauen. — Am Abend des
Tages, an welchem Jörome in Cassel wieder anlagte, gab man — eine
Ironie des Schicksals — im dortigen Theater zufällig das Stück: „Der
Deserteur."
Auf den Wunsch Jeromes verlieh die Kömgin Katharine das damals
von allen Seiten bedrohte Königreich. Die verschwenderischen Ausgaben
Jüromes dauerten fort, ebenso die Weigerung Napoleons die Lasten des
Landes zu erleichtern. Die Verwaltung der Civilliste J^romes sah sich
genöthigt zu einer abermaligen Anleihe von 450,000 Frcs. zu schreiten
Das Geld zerrann jedoch unter J^romes Händen, er machte Geschenke
in der Höhe von 100,000 Frs. und darüber. Die westphölischen Obli-
gationen verloren in der Folge allen Credit beim Publikum.
Während sich das Schicksal Europas auf den Schlachtfeldern Rußlands
entschied, fuhr Jörome fort, im Bade Nenndorf Feste zu geben, und die
Einkünfte seines Landes zu vergeuden. In seinem Staatsrath befanden
sich damals einige Männer von Verdienst, es waren die Deutschen: Dohm,
Martens und Phiseldeck, während die Franzosen Malchus, Dupleir und
Eoniux völlige Nullen waren. Das Ministerium war kläglich, der Staats-
schatz geleert, eine Armee existirte nicht mehr in Westphalen. Das
Coinmando der westphölischen Truppen bei der großen Armee hatte Jnnot
übernommen, er verstand es jedoch nicht, die Deutschen richtig zu behandeln,
nnd wurde von allen gehaßt. Trotzdem schlugen sich die westvhälifchen
Truppen, bosonders an der Moskwa, gut; sie mußten es als eine Unge-
rechtigkeit empfinden, daß man sie allein nicht in Moskau einziehen ließ.

Der Rückzug der großen Armee begann am 12. October, von den niestphälischen Truppen kehrten nur einige Tausend in ihre Heimat zurück. Etwa 40 000 Mann der flüchtigen französischen Truppen sammelten sich hinter der Elbe auf mestphälischem Gebiet. Eugene Beauharnais, Neu, Sebastian und Vandamme bemühten sich mit diesem Rest die Elbe zu halten. Alles deutete darauf hin, daß Westphalen der Schauplatz des neuen Kampfes werden würde. Napoleon schuf wie durch ein Wunder eine neue Armee, und Westphalen verkaufte seine letzten Domänen, um einige Regimenter zu organisiren.

In diesen Tagen wurde das alte Schloß in Cassel ein Raub der Flammen, man hielt den Brand für angelegt; die Polizei vermochte jedoch nichts, zu entdecken.

Die Rekrutirung der mestphä'lischen Regimenter stieß auf Hindernisse und die Rekruten wollten nicht marschiren, der sächsische Parteigänger Oberst Thielmann beunruhigte das Land, Streifcommandos des Corps Wallmoden drangen von der unteren Elbe bis vor die Thore Braun-fchweigs, Lüneburgs und Hannovers, J«ome konnte sich nicht mehr auf seine Truppen verlassen und hatte nur eine Handvoll Franzosen um sein Land zu vertheidigen.

Die Bevölkerung wurde unruhig und den Maaßregeln der Regierung hinderlich. Die Steuern wurden nicht mehr gezahlt. Die Beamten ließen nach, die Soldaten wurden schwierig, die Minister waren unthcitig. Jvroine lebte seinen Vergnügungen und war nicht einmal über den Stand der Dinge informirt. Der Rest feiner Truppen wurde in einem Lager bei Cassel zusammengezogen, wo man sie sein einem Abfall geneigten Geist der Bevölkerung fern zu halten hoffte; sie desertirten truppweise, und ein durch mehrere Ezecutionen und Dienstentlassungen statuirtes Erempel fruchtete Nichts. Der Geist der Mannschaft blieb unzuverlässig.

In dieser Verfassung befanden sich die mestphälischen Truppen als der Feldzug von 1813 begann.

Nm sein durch seine Rückkehr von der Armee beim Kaiser und in seinem Lande noch mehr erschüttertes Ansehen wieder herzustellen bat Jürome denselben um ein Commando, erhielt jedoch eine abschlägige Antwort.

Napoleon erschien wieder in den Ebenen Sachsens an der Spitze einer starken Armee. Lauriston befand sich mit 20000 Mann in Magdeburg, Ney und Vandamme bei Bremen, Eugene Beauharnais an der Saale. Die preußisch-russische Armee stand bei Leipzig und hatte Corps in Hamburg, Lüneburg und am ganzen rechten Elbufer postirt. Von hier aus drangen häusig Streifcommandos in ivestphälisches Gebiet ein, belästigten die Transporte und die französischen Detachements, und imhinen mehrere derselben gefangen. Gleichzeitig wurden Proclamationen, die eine Erhebung der Bevölkerung hervorrufen sollten, verbreitet. Der

A. Rogalla v. Bieberstein in Breslau. —-
Kronprinz von Schweden, Bernadotte, erschien jetzt niit 30000 Mann auf dem Kriegsschauplatze, und Napoleon drang in Schlesien ein, um die Vereinigung der österreichischen Armee mit der preußischen und russischen zu verhindern, dieselbe vollzog sich jedock in der Gegend von Dresden. In dieseni Zeitpunkt verließen der Oberst Hammerstein mit 1000 Reitern, und der Oberst von Rentz mit feinem Husarenregiment die westphälischen Truppen. Der General von Hammerstein, der um die Pläne seines Bmders gewußt hatte, wurde in Cassel verhaftet und als Staatsgefangener nach Ham gebracht. Jörome griff zu strengen Maßregeln; er ließ die Standarten der abgefallenen Regimenter verbrennen und erklärte letztere für aus der Liste der Armee gestrichen.

Napoleon mies durch die Schlacht von Dresden den Angriff der Verbündeten zurück. Allein Ney wurde bei Bennewitz geschlagen, Macdonald an der Katzbach besiegt, und Vandamne erlitt bei Culm eine Katastrophe.

Auf dem westphälischen Gebiete äußerten sich zuerst die Folgen dieser Niederlagen. Die preußische Landwehr ging über die Elbe, besetzte Sechhausen und Osterburg, und veranlaßt« die Erhebung der Altmark. Das Corps Wallmoden ging bei Dömitz über die Elbe, und schlug den von Ney zum Schutz der westphälischen Grenze mit 6 Bataillonen entsandten General Pecheux. Die Kosaken Tettenborns verfolgten dieselben bis in die Gegend von Braunschweig. Preußische Landwehrcavallerie vertrieb den westphälischen General Klösterlein aus Braunschweig und zersprengte sein Detachement. Den westphälischen Truppen war jede Lust, für ihre Unterdrücker zu fechten, benommen.

Die Kosaken Tschernytschems setzten sich über Eisleben und Roszla, das westphälische Detachement Bastinellers bei Heiligenstadt umgehend, dann über Sondershausen und Mühlhausen auf Cassel in Marsch, und erschienen am 28. September Morgens überraschend vor der Stadt. Das Corps Tschernytschews war 2000 Mann Infanterie und 2000 Reiter stark. Er bemächtigte sich schnell der nur von einem Posten bewachten 6 Geschütze vor dem Leipziger Thor. Die Ueberraschung war in Folge nachlässiger Sicherheitsmaßregeln eine vollständige. J6rome fand kaum Zeit, sich anzukleiden und zu Pferde zu steigen. Es gelang jedoch den Generalen Allix und Chabert die Garde zu Fuß und etwa 1000 Mann Cavalerie zu versammeln, und Jürome setzte sich an die Spitze seiner Garde du Corps.

Der Hof mit seinem Anhange flüchtete in größter Verwirrung, ein Theil schleppte Werthgegenstände mit sich, ein Theil verbarg sie in den Kellern.

Die Vertheidiger der Leipziger Vorstadt gaben dieselbe vor dem Angriff der Rüsten auf, und verbarrikadirten die Fuldabrücke der unteren Stadt. Die Russen postirten ein Geschütz gegen diese Brücke, und General

Allix ließ ein vor Kurzein eingetroffenes französisches Husarenregiment absitzen, und die Brücke, um den Abzug Jüromes zu decken, vertheidigen. 400 Kosaken passirten die Fulda vermittelst einer Furth an der Frankfurter Straße, und wandten sich gegen die Stadt. Es blieben den fliehenden Franzosen jedoch mehrere Thore offen. Jörome zog mit seinen Garde du Corps, ChevauMgers und einigen anderen Truppen in Ueberstürzung nach Felsberg ab, während Allix die Vertheidigung der Stadt fortsetzte.
J^rome hoffte noch die Generale Zandt und Bastineller an sich ziehen zu können. Der erster« befand sich in einer Aufstellung bei Güttingen und beobachtete die Straße nach Braunschmeig mit einem Detacheinent leichter Truppen; allein da keiner dieser Generale erschien und die von Kellermann aus Frankfurt erbetene Unterstützung ausblieb, so mußte man ernstlich an den Rückzug denken. J5rome sammelte die Reste seiner Truppen bei Wetzlar und ging mit seinen Ministern und Generalen nach Coblenz.
Der in Cassel zurückgebliebene General Allix vertheidigte die Brücke bis zum 30. September, wo er sich entschloß, die Stadt zu räumen.
Als er mit seinen: schwachen Corps kaum die Thore der Stadt hinter sich hatte, erhielt er eine eilige Botschaft des Casseler Präfekten Plantatz, der ihm mittheilte, daß Tschernvtschew, der von seinem Rückzugs keine Kenntniß hatte, eine Capitulation anböte. Allix kehrte sofort nach Cassel zurück und unterzeichnete dort eine Capitulation, in der er sich als Sieger gerirte; er stellte freien Abzug der französischen und westphSlischcn Truppen mit Waffen und Gepäck und eine Sicherheitsescorte von Kosaken bis auf 2 Meilen von Cassel zur Bedingung. Nach Zugeständniß dieser Bedingungen zog Allix auf der Straße nach Marburg ab. Tschernvtschew erreichte mittelst eines Nachtmarsches vom 28. zum 29. September die westphälischen Kürassiere unter Bastineller, zersprengte sie, nahm 2 Geschütze und zog am 30. Abends in Cassel ein. Die Freude der schwer geprüften Bevölkerung mar unbeschreiblich; man empfing den russischen General im Triumphe; viele westphälische Offiziere nahmen unter ihm Dienste, mehr als 2000 westphälische Soldaten traten in seine Truppen ein. Während sich dies in Cassel ereignete, zog der General Allix in Marburg die französischen Husaren und die westphälischen Truppen, welche J6rome bei Wetzlar gelassen hatte, an sich. Die musterhafte Disciplin, welche diese Truppen bis zuletzt zeigten, nöthigten aller Welt die höchste Achtung ab. Nach einiger Zeit traf der General Rigaud mit einem Corps von 5—6000 Mann französischer Truppen bei Marburg ein, vereinigte sich mit den westphälischen Truppen und rückte mit ihnen von Neuem in Cassel ein, welches Tschernvtschew kurz vorher verlassen hatte, um zur Ausführung anderer Unternehmungen zu schreiten. Dieser plötzliche Wechsel der Dinge war ein schwerer Schlag für den kaum zum Ausbruch gelangten Enthusiasmus der Bewohner Cassels. Man fürchtete bei der Rückkehr unter das französische Joch die Vergeltung des Feindes.

J^rome begab sich von Coblenz in kleinen Tagereisen in seine Länder zurück und erließ Proclamationen, die nichts weniger wie beruhigend für die Bevölkerung lauteten. Nach seinem Eintreffen in Cassel bestanden die ersten Acte seiner Regierung in neuen Fehlern undThorheiten, das Ministerium blieb unfähig, und der Hof beharrte in cunischer Genußsucht.
Man erließ eine Art Verdächtigungsgesetz, Kraft dessen die Polizei eine Menge Bürger in's Gefängniß warf. Die Willkürmaßregeln jagten sich. Die Reaction vollzog sich überall da, wo der König Truppen zur Verfügung hatte, scheiterte jedoch an allen Punkten. Das Gefängniß von Cassel war von Staatsgefangenen überfüllt, man sprach davon ihnen den Proceß zu machen, und sie vor Militärcommissionen zu stellen, obgleich sich die Meisten nur leichte oder bloß durch Worte begangene Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Eine Art Schreckensherrschaft griff in Cassel Platz, der Savarv, Westvhalens Bongars und seine Agenten sprachen nur vom Füsiliren; dumpfes Schweigen herrschte in der Stadt; es war die Windstille vor dem Sturm.
Zu dem Zeitpunkt, wo dies in Westphalen vorging, bereiteten die Kriegsereignisse in Sachsen die endliche Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft vor.
Prome erhielt erst am 25. October Nachmittags vom Ausfall der Schlacht bei Leipzig Kunde. Er verhinderte, daß dieselbe in's Publicum drang, und verließ noch in derselben Nacht seine Hauptstadt zum letzten Male, unter der Eskorte eines kleinen ausgewählten Garde du corps-Detachements. Da die Bayern schon die Straße nach Frankfurt sperrten, wählte er die nach Wetzlar, und ging über Elberfeld nach Cöln.
Ein zweiter Zusammenbruch der fremden Regierung fand in Cassel statt, die Verwirrung war jedoch nicht so groß, wie beim ersten Male, da der Feind nicht vor den Thoren erschien, und überdies die französsifchen Truppen des General Rigaud mehrere Tage in der Stadt blieben. Der Transport der Effecten der Franzosen vollzog sich in der Stille, und die Bewegung der Bevölkerung äußerte sich nicht in öffentlichen Manifestationen.
J6rome war nur von einer kleinen Anzahl Günstlinge, den Generalen Chabert, Dau-louv-Verdun, dem Grafen Hoene, dem Oberceremonienmeister Malsburg und dem Polizei-Präfecten Bongars begleitet. Die Minister reisten ein jeder für sich, ab. Simeon ging nach Paris. Malchus auf linksrheinisches Gebiet, Wolfsatt allein folgte Jöroine nach. Boucheporn, Moulard, Dupleix und Humbert flohen mit den von ihnen zusammengerafften Geldern nach verschiedenen Richtungen.
Jürome blieb einige Zeit, umgeben von Flüchtlingen seines Königreichs in Cöln; alle befanden sich in der drückensten Lage. Jvrome besaß nicht einmal die Mittel zur Bestreitung seiner eigenen Ausgaben. Man verkaufte das Silbergeschirr mit dem königlichen Wappen, nm die laufenden Kosten seines Haushalts zu bezahlen, die westfälischen Emigranten erhielten

keine Unterstützung und geriethen in's Elend. Die ineisten verkauften ihre Effecten und Pferde, um leben zu können. Die Gardes du Corps, welche Jörome bis nach Cöln begleitet hatten, wurden hier entlassen.
Trotz seiner drückenden und beschämenden Lage begann Jörome und seine Vertrauten, da sie den Mangel an Abwechselung des cölner Aufenthalts nicht zu ertragen vermochten, einige Schauspieler, die ihnen aus Cassel gefolgt waren, Comödie spielen zu lassen.
Inzwischen hatten die Generale Rigaud und Allix Cassel verlassen, und am 8. November kehrte der Kurprinz von Hessen, der Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. unter dem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt zurück. Das Volk spannte ihm die Pferde aus dem Wagen, und brachte ihn im Triumph in's Schloß, von wo er die folgende Proclamation erließ:
„Hessen! Ich nenne Euch wieder bei Euerem Namen. Ihr hattet ihn und den Namen Deutsche eingebüßt, aber Ihr habt Euch und Eure Anhänglichkeit an Euren Fürsten nicht aufgegeben. Der Jubel mit dem Ihr mich empfingt, und der nur den Tag meines Einzuges ewig unvergeßlich macht, bietet mir dafür Bürgschaft. Von den Schlachtfeldern, auf welchen die siegreichen Waffen der Alliirten Eure Befreiung von fremdem Joch errangen, eile ich zu Euch. Ich finde Euch würdig Eurer tapferen Vorfahren wieder, die den Gefahren des Krieges stets muthig getrotzt haben. Binnen Kurzem werdet Ihr Eueren Platz in den Reihen der Krieger, die die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands vertheidigen. wieder einnehmen. Stellt Euch denjenigen, die ich Euch bezeichnen werde, und die Euch für diese hohe Aufgabe vorbereiten sollen. Wenn mein Vater, Euer Souverän, der im Begriff steht in Eure Mitte zurückzukehren Euch rufen wird, so zeigt Euch seiner Liebe, Eures Stammes, Eures Namens, Eurer Befreiung würdig, indem ihr Mäßigung, Ruhe und Ordnung bewahrt, und später unter den Waffen den Muth und die Beharrlichkeit, die Euch immer auszeichneten!"
Derart endete das Königreich Westphalen.
Die Königin Katharine hatte bereits Anfang März 1813 das Land verlassen, und sich nach Frankreich zu der Mutter Napoleons begeben. Der Kaiser ertheilte Jörome die Weisung, in einem der Schlösser des nördlichen Frankreichs seinen Wohnsitz zu nehmen, die Königin dorthin kommen zu lassen, und die Ereignisse abzuwarten. Jörome fügte sich diesen Anordnungen nicht, und begab sich zum großen Mißvergnügen Napoleons nach Nogent s. Seine zur Mutter des Kaisers. Als 1814 der Feind in Frankreich eindrang, bat J^rome um eine Unterredung mit seinem Bruder, und verlangte ein Commando in der Armee. Napoleon weigerte sich, ihn zu empfangen, und verbot der Kaiserin Marie Louise J«'rome und die Königin Katharine öffentlich oder privatim zu sehen. Am 21. Februar 1814 theilte er seinem in Paris als Statthalter gebliebenen Bruder Joseph seine Intentionen

hinsichtlich JSromes in einem Schreiben mit. Der Kaiser sprach die
Absicht aus, denselben nach Lyon zu schicken, um dort den Herzog von
Castiglione zu ersetzen. Die Ereignisse folgten einander jedoch mit einer
derartigen Schnelligkeit, daß J^rome nicht die Zeit blieb, sich nach dieser
Stadt zu begeben. Er verweilte seit der Abreise Marie Louises in Paris;
folgte ihr später nach Blois, und verließ sie erst in dem Augenblick, als
die Kaiserin sich nebst dem König von Rom am 19. April 1814 in Orleans
den Oesterreichern übergab.

Die Königin Katharine ging am 10. April nach Paris, um ihren
Bruder, den Kronprinzen von Württemberg, zu sehen. Der Kronprinz
empfing sie jedoch nicht, und ihr Vater ließ ihr durch seinen Gesandten
den durch die Ereignisse und das Verhalten Jörymes wohl nur zu sehr
gerechtfertigten Wunsch aussprechen, sie solle sich von ihrem unwürdigen
Gemahl trennen; allein sie wies dieses Verlangen in mehreren wahrhaft
heroisch gehaltenen Briefen an den König zurück.

Nach dem Frieden verließ Jörome Frankreich, hielt sich einige Zeit
in der Schweiz, dann in Gratz und 1815 in Trieft auf, wohin ihm seine
Gemahlin nachfolgte. Auf die Nachricht von der Rückkehr Napoleons nach
Frankreich eilte er nach Paris, und traf noch rechtzeitig ein, um dem
Maifelde beizuwohnen, wurde zum Pair ernannt, und erhielt das Commando
einer Division, an deren Spitze er bei Lignu und Waterloo mit Bravour
focht, und vermundet wurde.

Nach der Abdankung Napoleons zog Mrome nach der Schweiz, und
lebte dann mit einer russischen Pension in Württemberg, später abwechselnd
in Oesterreich, Italien und der Schweiz, zuletzt meist in Florenz. Im
Jahre 1848 wurde ihm die Rückkehr nach Frankreich gestattet; er wurde
zum Gouverneur der Invaliden, und 1850 zum Marschall von Frankreich
ernannt. Nach der Thronbesteigung Napoleon III. zum eventuellen Thron-
erben mit dem Titel eines Prinzen von Geblüt und dein Prädicat kaiser-
liche Hoheit erhoben, verlebte er noch eine lange Reihe von Jahren in
dieser neuen glänzenden Situation, seinen alten Neigungen keineswegs
entsagend, und starb, 75 Jahre alt, am 24. Juni 1860 in Villegenis
bei Paris.

Wenig Sterblichen ist eine derartig wechselnde und zugleich so außer-
ordentlich vom Glück begünstigte Laufbahn beschieden gewesen, wie Jörome
Bonaparte. Nach einander Schüler des College, Offizier, Seemann,
Kriegsschiffscapitain, Geschwaderchef, CorpsCommandeur und Souverain
eines Königreichs, als solcher vertrieben nnd wieder zurückgekehrt, dam aber-
mals gestürzt, Privatmann und Exilirter, erhebt sich sein Stern nochmals,
er greift, ein moderner Condottieri, wie sein Bruder, wiederum zum Degen,
um das Verlorene zurück zu gewinnen und kämpft 1815 als Divisions-
General. Von Neuein zur Flucht und Verbannung genöthigt, erklimmt er
die Stufenleiter dynastischer Herarchie nochmals als Präsident des Senats,

Gouverneur der Invaliden, Marschall von Frankreich, und eine Zeit lang
als Kronprinz und präsumtiver Thronerbe, und stirbt fast im Vollbesitz
seiner früheren Würden und Güter in dem Augenblick, wo fein von Neuein
emporgekommenes Haus abermals den Gipfel seiner Macht erreicht hat.
Allein, welche Momente bezeichnen den Lebensgang des Königs von
Westvhalen in der Weltgeschichte?! Weder eine weise Gesetzgebung noch
eine gute Verwaltung seines Reiches, noch hervorragende kriegerische
Thaten, weder eine Fürsorge für Förderung des darniederliegenden wissen-
schaftlichen Lebens, noch eine Förderung der Kunst in seinen? Ländergebiete,
es sei denn des Theaters leichtester Gattung: weder monumentale Baute»,
noch Belebung des Handels; statt alles dessen nnr die Verwünschungen
der Bewohner eines Fünftels des damaligen Deutschlands, das Unglück
einer Schaar betrogener Frauen und die sprichwörtlich bekannt gewordene
Devise: „Morgen wieder lustik."

^ugenderinnerungen.
von
Wilhelm LuMc.
— Karlsruhe. —
sEchlnb.,
II. ^ '
Aus den Lehr- und IVanderjahren eines Ausnsthistorikers.

o das älteste von sieben Kindern — fünf Knaben und zwei Mädchen — wurde ich am 17. Januar 1826 in Dortmund geboren. Wer heutigen Tages meine Baterstadt sieht, an einein der belebtesten Knotenpunkte des bergisch-märkischen Eisenbahnnetzes, inmitten des westfälischen Kohlendistriktes und eines hochgesteigerten industriellen Treibens, umstarrt von einem Walde dampfender Schornsteine, in einer dicken Atmosphäre von Staub, Rauch, Nuß und qualmenden Dämpfen aller Art, der wird sich keine Vorstellung machen können von dem idyllischen Frieden, der vor wenigen Decennien die Stadt und ihren weiteren Umkreis umfing. Die jetzt auf etwa 85000 Einwohner angewachsene Fabrikstadt mar damals ein stilles Landstädtchen von etwa 6000 Einwohnern, die sich hauptsächlich dem Ackerbau und der Viehzucht widmeten. In einer der gesegnetsten Korngegenden der Provinz gelegen, war die Stadt zunächst von einem Kranz von Gärten umgeben, die indeß keine Ziergärten waren, sondern der Gemüse- und Obstzucht dienten. Um diesen inneren Kranz dehnte sich ein zweiter gut eine halbe Stunde breiter Gürtel von Wiesen aus, auf denen die Heerden der Bürger in gemeinsanier Hut weideten. An diese wieder schloffen sich nach Norden, West und Ost herrliche alte Eichenwälder, während südwärts, wo die Terrainwelle allmählich anstieg, sich ein Hügelrücken hinzog, von dessen Höhe man anmuthige Blicke auf

die waldige Kette des Ardey und die dahinter auftagenden Berge des
Ruhrthales genoß. Ohne höhere landschaftliche Reize hatte die Lage
Dortmunds damals doch eine schlichte Anmuth, ein rein ländliches Ge-
präge, das noch durch keinen Fabrikschornstein gestört wurde. Dabei war
die Stadt noch in? Besitz ihrer mittelalterlichen Befestigungen, ihrer
Mauern mit ihren Thürmen, ihrer Wälle und Gräben, obwohl letztere
längst theilweis ausgefüllt waren und besonders geschützte wohlgepflegte
Obst- und Gemüsegärten enthielten. „Fest wie Dortmund" war in alten
Zeiten ein Sprüchmort gewesen, und noch jetzt beharrte die ehemalige
freie Reichsstadt bei streng geschlossenen Thoren, die sich der Abends nach
Sonnenuntergang von einem Ausflug heimkehrende Bürger durch den
Pförtner öffnen lassen mußte.

„Und das Stadtthor schließt sich knarrend." Innerhalb dieser Mauern
bewegte sich das Leben in ruhigem gleichförmigem Geleise. Abends saßen
die Bürger hemdärmelig auf der Bank vor ihrer Thürs, plauderten mit
den Nachbaren und labten sich an dem damals berühmten heimischen
Gerstensaft, denn das bayrische Bier mar bei uns noch nicht entdeckt,
und der Dortmunder „Adam", so hieß die stärkste ^orte, war wegen
Kraft und Wohlgeschmack vielgepriesen.

Die Wälle aber waren für uns Kinder der eigentliche Fest- und
Spielplatz, namentlich da wo sie sich über den Thorgängen zu größeren
Rasenplätzen erweiterten. Wie oft Hab iH an milden Frühlingstagen mich
dort ini hohen Grase gesonnt, geträumt und wohl auch ein Gedicht riskirt!
Doch gab es einen noch bevorzugteren Lieblingsplatz: das waren die
beiden uralten Vehmlinden vor dem Burgthor, die sich dicht an der Stadt-
mauer auf einem etwas erhöhten Rasenplatze erhoben und den Tisch mit
den steinernen Bänken überschatteten, auf welchen in grauer Vorzeit der
oberste Gerichtshof der Vehme feine Sitzungen unter freiem Himmel auf
rother Erde gehalten hatte. Es gab nichts Köstlicheres, als dort mit
einem Bande Schiller oder Goethe zu sitzen; das Auge schweifte dann
oft von dem Gelesenen hinweg über die sich weithin breitenden Gärten
und Wiesen bis zum dunklen Saum der Wälder. Man hörte nichts als
von fem das Glockengeläut der Heerde, oder Abends auch wohl die Ge-
sänge der Milchmädchen, die vom Melken in die Stadt heimkehrten. Jetzt
sieht man die kümmerlichen Ueberreste der ehrwürdigen Bäume inmitten
des modernen Eisenbahngetriebes, eingepfercht in einen Zaun, umbraust
vom heutigen Geschäftsverkehr und umqualmt von seinen Rauchwolken.

Aus dem Mittelalter als der Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes
hatte die Stadt vier ihrer alten Kirchen bewahrt: St. Marien, die älteste,
eine edle romanische Gewölbbasilika, S. Reinoldi, die imposante Haupt-
kirche mit ihren großartigen Pfeilerhallen des Uebergangsstnls, die minder
ansehnliche Petrikirche und endlich die ehemalige Dominikanerkirche, die
sammt ihrem Kloster der katholischen Gemeinde zugetheilt war, während

die drei anderen dem evangelischen Cultus dienten. So war auch ungefähr das numerische Verhältnis; der beiden Consessionen: drei zu eins. Den Lehrern und Geistlichen der katholischen Gemeinde war das alte Dominikanerkloster als Wohnsitz zugewiesen, wo auch die beiden Schulklassen ihrer Schule sich befanden. So kam es, daß ich als eigentliches Klosterkind geboren ward. Ehe die Gemeinde in den Besitz des Klosters gelangte, waren die Räumlichkeiten desselben, die sammt der Kirche in dem edlen gothischen Styl des 14. Jahrhunderts erbaut waren, arger Verwahrlosung anheimgefallen. Die herrlichen Kreuzgänge waren theilweise ihrer Gewölbe beraubt worden, und im westlichen so gut wie völlig preisgegebenen Flügel hatte freche Naubsucht sogar die Balkenlage ihrer Bretter entkleidet, so daß man aus dem oberen Stock bis in den Keller hinabblicken konnte. Ueber diese grausig gähnende Kluft uns im verwegenen Fangespiel von Balken zu Balken hinzusetzen, war ein Lieblingssport für uns Buben. Der westliche Flügel war überhaupt am meisten verwahrlost; dort lag Alles offen, Jedermann zugänglich, weshalb es bei eingebrochener Dunkelheit für uns Kinder nie ohne ein leises Grauen abging, wenn wir vereinzelt diese Gegend passiren wußten. Dagegen hatte man den östlichen und südlichen Flügel leidlich in Stand gesetzt und ihn für die Schullocale und die Wohnungen der Geistlichkeit und Lehrer eingerichtet. Die Wohnung meiner Eltern mar sonnig und luftig, so daß ich mich des Vorzugs erfreute, in hohen lichten Räumen aufzuwachsen; zugleich gewährten die über drei Fuß starken Mauern genügenden Schutz gegen die große Sonnengluth und Winterkälte. In diesen Räumen sollte ich meine ganze Kinderzeit bis zuin Abgang auf die Universität verleben: eine Kindheit, wie sie glücklicher und ungetrübter kaum zu denken ist.

Das ganze Kloster mar von einem großen mit hohen Mauern abgeschlossenen Garten umgeben, der zum Theil der Geistlichkeit gehörte, theilweise meinem Vater zugewiesen war. Hier fanden beide Eltern ihre volle Freude, ihr hohes Genügen: der Vater an seiner Obstbaum- und Blumenzucht, die Mutter in Gemüsepflanzungen von erprobter Vortrefflichkeit. In diesem und einem vor dem Thor gelegenen Garten zog sie alles Gemüse, dessen der Haushalt bedurfte, von den Früherbsen, Bohnen und Spargeln bis zu den Rüben und Kartoffeln. In diesem Revier war sie vom Frühling bis zum Herbst thätig, und oft erschollen dann von ihrer angenehmen Stimme Lieder, die sie gern znr Arbeit sang. Nicht minder eifrig benutzte mein Vater jede freie Stunde, um in seiner Obstbaumschule zu arbeiten, ja er wies uns Kindern die Handgriffe des Oculirens und Propfens und ließ uns eine eigene kleine Baumschule anlegen, um uns mit der Pflege der Fruchtbäume vertraut zu machen. Außerdem stand er niit den Gärtnern der Stadt und Umgegend in Verbindung und wußte für seine Rosen- und Nelkenbeete das Erlesenste herbeizuschaffen.

So wuchs ich gleichsam von Kindesbeinen in die Liebe und das Verständnis; der Natur hinein. In der besseren Jahreszeit »lachte mein Vater womöglich täglich einen Spaziergang, sei es auf den Wällen um die Stadt, wo ein erfrischender Luftstrom aus der Ebene und den weiten Wiesengründen herüberstrich, oder etwas ausgiebiger durch die Felder und Wälder der Umgebung. Dabei wurde eifrig Botanik getrieben, und ich durfte mit Botanisirbüchse und Spaten ihn begleiten und ihm Material für seine Untersuchungen und Bestimmungen zutragen. Die Blumen wurden dann zu Hause sorgfältig eingelegt, getrocknet und einem Herbarium einverleibt, welches ich mir schon früh anlegen mußte. Niemals aber unterließ es inein Vater, bei solchen Wanderungen mich auf die Schönheit der Natur aufmerksam zu machen und besonders auf die herrlichen Beleuchtungseffecte hinzuweisen, welche der Abendhimmel über die fernen Gebirgszüge ausgoß. So wurde das Naturgefühl durch tägliche Beobachtung in mir schon früh geweckt. Waren mir Kinder aber uns selbst überlassen, so zogen wir es vor, mit unseren Netzen den Schmetterlingen nachzujagen, wobei wir oft den üppigen Kleefeldern zu nahe traten und nicht selten darob in Conflicte mit den Besitzern geriethen. Schmetterlings- und Käfersammlungen anzulegen, dieser höchste Sport heranwachsender Knaben, mar auch für uns von besonderem Reiz. Unser Lieblingsplatz für diese Jagd war aber der Gottesacker der Stadt, der eine Viertelstunde vor dem Westenthore gelegen war und in seinen hohen Pappeln, den Trauermeiden, aber auch in den Ritzen und Ecken der Grabdenkmäler den Nachtschmetterlingen, die unsere vorzüglichste Hochschätzung erregten. Unterschlupf boten. Besonders aber war für uns im Herbst die Kartoffelernte ein großes Fest, an bem mir thätig theilnahmen und mit Vorliebe Puppen des Todtenkopf - Schmetterlings nachforschten, die uns freilich, zu Haus in ein schützendes Glas gesetzt, nie den Gefallen thaten auszuschlüpfen, sondern stets zu Grunde gingen. Ein realeres Vergnügen bereiteten uns dagegen die im angezündeten Laub gerösteten Kartoffeln, die zu unseren erlesensten Leckerbissen gehörten.

Als kerngesundes, aufgewecktes, lebensfrohes Kind ward ich nun von meinem Vater sehr zeitig zum Unterricht herangezogen. Und zwar erhielt ich die erste Unterweisung von ihm privatim, bis ich dann in seine Schule eintreten durfte. Das Lernen machte mir keine Beschwerde, sondern nur Vergnügen, und allerdings verstand mein Vater mit seinen hervorragenden pädagogischen Anlagen seinen Schülern das Lernen leicht zu machen. Der große hagere Mann mit der aufrechten Haltung, dem ernsten und doch gütigen Gesicht, dem ruhigen und dabei energischen Wesen verstand in geradezu genialer Weise alle Kräfte anzuspornen, die schlummernden zu wecken und selbst die trägsten zum Wetteifer zu entflammen. Alle Kinder hingen an ihm mit Begeisterung, und aus dieser Stimmung entwickelte sich ein Trieb zum Lernen, der die Schule zu einer Musteranstalt machte.

Die angesehensten protestantischen Familien in der Stadt vertrauten daher ihre Kinder, Knaben und Mädchen, meinem Vater an. Ich erinnere mich noch, wie er z. B. den Unterricht in der Geographie durch Anschauung großer Wandkarten belebte, und wie er uns auf diesen Karten mit dem Stock Reisen inachen ließ, die im Fluge ohne Besinnen ausgeführt werden mußten und uns eine erstaunliche Sicherheit im rapiden Auffinden der angegebenen Städte oder Flüsse verschafften. Aber auch das Kartenzeichnen übte er mit uns und in sauber gebundenen Heften sammelte er am Ende des Schuljahres, was an Karten durch die Hände der Schüler zu Stande gekommen mar. Ich besonders hatte große Freude an dieser Thätigkeit, und da sich ein entschiedenes Talent zum Zeichnen von: Vater auf mich vererbt hatte, so gab ich mich diesen Studien in allen Mußestunden mit Eifer hin. Diese Uebung ist mir für meinen Beruf ungemein werthvoll geworden, denn ich habe dadurch die Gewandtheit erlangt, auf meinen zahlreichen Studienreisen mit raschen Strichen zu skizziren, was mir von Kunstmerken bemerkenswerth erschien. Auf lebendige Anschauung und Wiedergabe der Wirklichkeit sollte schon früh jedes begabte Kind Hinge-lviesen werden. Bald nahm die Lust am Zeichnen und Malen bei mir so überhand, daß ich meinen Vater bat, mich Maler iverden zu lassen und auf die Akademie nach Düsseldorf zu schicken. „Wenn ich die Gewißheit hätte, war die Antwort, daß Du ein Raphael iverden würdest, dann hätte ich nichts dagegen." Mein Vater hatte gewiß Recht, mich von der Kttnstler-laufbahn fern zu halten; die künstlerische Anlage in mir war hinreichend, unl mir ein lebendiges Gefühl, und init der Zeit auch ein Verständniß für Kunstwerke zu vermitteln, aber sicher nicht stark genug, um mich zu be-deutenden eigenen Leistungen zu befähigen.

Jin Winter hielt mein Vater von 5 bis 7 eine Abendschule, zu welcher sich aus den besser situirten Kreisen eine ansehnliche Zahl von Schülern drängte. Zum höchsten Genuß gereichte es uns dann, wenn er, Ilm seine Zufriedenheit mit unsenil Verhalten auszudrücken, die letzte halbe Stunde dazu verwandte, uns etwas zu erzählen. Er setzte sich dann mitten unter uns auf eine Bank und mußte im klaren Fluß des Vortrags so fesselnd uns Scenen aus der Geschichte oder der Sagenwelt darzu-stellen, daß wir wie gebannt an seinen Lippen hingen. Was schlichte Kunst freien Vortrags bedeutet, und wie sie hinzureißen vermag, habe ich damals zuerst empfunden. In der Folgezeit, als ich selbst das Katheder bestieg, habe ich es mir zum Gesetz gemacht, nie anders, als in völlig freier Rede meine Gedanken zu entwickeln. Das Ablesen von Kollegheften habe ich eben so sehr verabscheut, wie das Auswendiglernen und scheinbar freie Vortragen. Berthold Auerbach nannte das treffend: „aufgewärmte Speisen serviren."

Ungewöhnlich früh sollte mir die Gelegenheit kommen, mich lehrend zu versuchen. Ich befand mich noch in der Schule meines Vaters, als

dieser einmal längere Zeit schwer erkrankte. Um Aushülfe für ihn zu schaffen, ward dem zweiten Lehrer die erste Klasse übergeben, mir aber die Unterweisung der zweiten Klaffe anvertraut. So hielt ich denn tapfer Schule und mußte die hundert Knaben und Mädchen (gekennte Schulen gab es damals noch nicht) ganz gut im Zaum zu halten. Als die Mutter eines Tages vom Garten aus durch das offene Fenster zuschaute, um sich von dem Gange der Dinge zu überzeugen, hörte sie zu ihrer großen Erheiterung, daß ich beim Beginn der Zehnuhrspause die Aufforderung stellte: „Wer will mit knickern?" (das bekannte Murmelspiel war gemeint), und von allen Seiten der freudige Zuruf erscholl: „Ich, Herr Lehrer! ich, Herr Lehrer." Dies that aber dem Respect keinen Abbruch.

Eingedenk der Schwierigkeiten, welche sich seiner höhern Ausbildung in der Jugend entgegen gestellt hatten, kannte mein Vater keine heiligere Pflicht, als Alles daran zu setzen, um mir den Weg zu den Studien auf jede Weise zu ebnen. Manche Familie schickte ihm ihre Kinder zum Privatunterricht; an allen diesen Stunden, welche hauptsächlich Geschichte, Geographie, deutsche Sprache, auch Französisch umfaßten, durfte ich Theil nehmen und gewann dadurch bei rascher leichter Fassungsgabe einen außerordentlichen Borsprung. Bald aber ließ der Vater mich bei dem Ordinarius der Sexta des Gymnasiums, Borgardt, täglich Stunden im Lateinischen, Griechischen und Französischen nehmen, und dieser tüchtige Philologe brachte mich bald so weit, daß ich bei der Aufnahme in's Gymnasium, die in meinem zwölften Jahr erfolgte, in allen diesen Fächern reif für Tertia war, und nur aus Mangel an genügenden mathematischen Vorkenntnissen noch auf ein halbes Jahr die Quarta besuchen mußte. Mit den klassischen Sprachen und dem deutschen Aufsatz, sowie der Geschichte fand ich mich gut zurecht; nur die Mathematik blieb mir stets antipathisch, wie denn alles Rechnen mir von jeher ein Gräuel gewesen und geblieben ist. Für das Verständniß der deutschen Dichter, die Uebung im freien Vortrag und im deutschen Aufsatz verdankte ich den Lehrern Varnhagen, Wilmö und dem Director Thiersch, Bruder des berühmten Archäologen und Verfasser des Preußenliedes, am meisten. Nebenbei wurde beim Superintendenten Eonsbruch privatim das Englische, so gut es gehen mochte, getrieben.

Da sich mir bei weiterem Bordringen die Absicht immer deutlicher gestaltete, Philologe und Schulmann zu werden, so nahm ich in den oberen Klassen auch Unterricht im Hebräischen. Hier kam mir nun die Freundschaft mit einem trefflichen israelitischen Schulgenossen, Louis Lehmann, bestens zu statten, mit welchem ich überhaupt vielfach gemeinsam meine Studien betrieb. Er und sein Bruder David, damals Lehrer der jüdischen Gemeinde, weihten mich tiefer in das Hebräische ein, namentlich lernte ich auch die jetzige Cursivschrift mit Leichtigkeit lesen und schreiben. Beide Brüder, ideal angelegte Naturen vom reinsten Streben, waren mir lange Zeit ini täglichen Verkehr verbunden.

Dem Gymnasium meiner Vaterstadt verdanke ich vor Allein jene feste
Grundlage klassischer Bildung, welche durch nichts Anderes jemals zu er-
setzen ist. Von großem Werth war mir dabei der Verkehr mit einem der
jüngeren Lehrer, Dr. Reinhold Schmieder, der mährend mein erletzten Studien-
jahre an die Anstalt berufen wurde und bald nachdem er inein warmes
Interesse für die alten Schriftsteller erkannt hatte, mich seines näheren
Umganges würdigte. Er mar ein gründlicher Philologe, aus der hallischen
Schule hervorgegangen, und verstand die Klassiker in geistvoller Weise zu
erklären. Ich durfte ihn an bestimmten Wochentagen Abends besuchen,
wo er dann mit inir Plautus und Terenz las, die ich damals ohne seinen
Beistand nicht so leicht bewäligt hätte.

Zweierlei gab es in jenen Tagen noch nicht: die Verachtung der
klassischen Studien, mit welcher sich der platte Militarismus unsrer Tage
breit zu machen sucht, und die Klagen wegen „Ueberbürdung" der Schüler.
Was zunächst letztere betrifft, so mußte man davon nichts, während
heutigen Tages eine bedenkliche Verweichlichung eingerissen zu sein scheint.
Wir waren ein frisches, fröhliches Geschlecht, das seinen Verpflichtungen
in lebendigem Wetteifer nachkam, dabei aber für die Spiele und Erholungen
der Jugend vollauf Zeit und Stimmung behielt. Vor Allem aber muß
ich bezeugen, daß von» den heute so oft erschallenden Klagen, als ob durch
die Behandlung der antiken Klassiker in den Gymnasien die Lust an denselben
der Jugend vertrieben werde, noch nichts zu spüren war. Freilich fehlte
es dort wie auch sonstwo nicht an einzelnen Pedanten und Wortklaubern;
allein iin Herzen blieb unsere Freude an den Alten ungetrübt, und wir
gewannen für's ganze Leben eine Grundlage, für die mir stets dankbar
geblieben sind. Und selbst die Pedanterie manches Lehrers hatte nichts
Abschreckendes, sondern war meist mit einein liebenswürdigen Zuge ver-
bunden. So war es bei dem Ordinarius der Tertia, einem Manne, den
wir wegen feiner Herzensgüte und seiner fast kindlichen Harmlosigkeit hoch
verehrten und dessen einzelne Wunderlichkeiten uns ein frohes Lächeln ab-
gewannen. So schilderte er uns in der griechischen Geschichte einst die
wilden Urzustände, indem er in gehobener Rede sprach: „Hier mar es
nun, wo der Räuber dem ruhig dahinziehenden Wanderer (dies begleitete
er mit bezeichnenden! Gestus) in den Weg tritt (dabei trat er lebhaft einen
Schritt vor) und ihn hinabstürzt in die Tiefe (wieder kräftiger Gestus!) —
wenn er kann!" (hier wieder einen Schritt zurück). Noch drastischer war
er einst in der römischen Geschichte, als er plötzlich einen Schüler Allotria
treiben sah, und ihn, mitten im Vortrag sich unterbrechend, apostrophirte:
„Da sitzt er, der schlechte Mensch, und lacht und schwatzt, während hier
zwei edle Römer für's Vaterland in den Tod gehen." Unser Director
Thiersch namentlich war es, der uns die antiken Klassiker lieb zu machen
wußte, indem er sie nicht zu grammatikalischen Erempeln verwerthete, sondern
uns lehrte in ihr inneres Leben, ihre geistigen Gehalt einzudringen.

Daß eine gemisse künstlerische Ader in meiner Natur war, sollte sich
nun aber am höchsten und stärksten in meinem Verhältnis; zur Musik er-
weisen. Beide Eltern waren musikalisch, und als ich kaum ein paar Jahre
alt war, lernte ich von Beiden im Spiel Volks- und Kinderliedchen, die
sie nnr vorzusingen nicht ermüdeten. Mit sechs Jahren sing ich zuerst
unter meinem Vater, dann unter tüchtig ausgebildeten Lehrern, von denen
ich dem genialen Gustav Jansen am meisten verdanke, das Klavierspiel
an. Das dürftige dünnstimmige Instrument, welches der Vater sich aus
mühsamen Ersparnissen angeschafft hatte, erlebte meine ersten Fingerübungen;
als ich später weitere Fortschritte machte, mußte der Vater durch einen
befreundeten Jnstrumentenmacher ein etwas besseres zu beschaffen, das
denn auch viele Jahre hindurch gute Dienste geleistet hat. Aber auch das
Orgelspiel sollte ich mir zu eigen machen, denn mein Vater hatte den
Mangel dieser Fähigkeit bei sich nur zu bitter empfunden. So erhielt ich
denn Unterricht beini Organisten der Hauptkirche S. Neinoldi, einem
alten gründlich gebildeten sächsischen Musiker Namens Günther, der mich
nicht blos praktisch auf der Orgel, sondern auch theoretisch im Generalbaß
zu unterrichten hatte. Bald war ich so weit, daß ich mit 12 Jahren
meinen Vater auf der Orgel zu vertreten ansing, und ich gewann solche
Neigung zu dieser Königin der Instrumente, daß, wenn ich Sonntags die
Frühmesse in der katholischen Kirche für meinen Vater gespielt hatte, ich
nach der Reinoldikirche eilte, um beim Hauptgottesdienst auf der herrlichen
dortigen Orgel unter den Augen meines Lehrers mich zu versuchen, dann
aber bei Beginn der Predigt schnell in unsere Kirche zu rennen, um dort
noch für's Hochamt zurecht zu kommen. Füge ich hinzu, das ich dann
noch Nachmittags bei der Vesper meinen Vater zu vertreten hatte, so sieht
man, daß meine Sonntage von einem hervorragend kirchlichen Lebens-
mandel ausgefüllt waren. Wenn dann aber die mächtigen Klänge der
Orgel und der Gesang der Gemeinde durch die hohen Hallen brausten und
an den kühnen Wölbungen hinschwebten, dann fühlte ich mich auf meiner
Orgelbank glücklich. Zu Statten kam mir dabei, daß schon früh inir die
Gabe des Phantasirens zu Gebote stand, denn oft versammelten sich meine
jungen Gespielen um mich, wenn ich auf unserem dürftigen Klavier mich
in freien Weisen erging. Von meinem musikalischen Kirchendienst her ist
mir als unvergeßliche Erinnerung die Figur des alten grotesken Calcanten
haften geblieben, der viele Jahre hindurch, so lange ich denken kann, auf
seinem Posten war und während er auf seinen Hebelbalken auf und nieder
schwebte, mit einer bärenmäßigen Stimme den Gemeindegesang begleitete.
Zu Neujahr verfehlte er nie meinem Vater mit der stehenden Phrase
zu gratuliren.- „Der Herr erhalte Ihnen noch lange bei Ihrer Unschuld",
(womit er uns Kinder nieinte). Seine am Ende des Jahres eingereichte
Rechnung bewegte sich stets in der lieblichen Formel: „Einem ehrwürdigen
Kirchenvorstand ein Jahr lang die Bälge getreten."

Die Musik wurde nun ein Hauptinteresse für mich, und auch diese
Seite meiner Anlage suchte mein Vater nach Kräften zu fördern und zu
entwickeln. Dortmund war damals berühmt wegen seiner gediegenen
Concerte; ein Orchester, in welchem die angesehensten Bürger, Kaufleute
und Beamte, als Dilettanten mitwirkten; treffliche Sängerinnen, ebenfalls
aus den Kreisen des höheren Bürgerthums, vereinigten sich zu tüchtiger
Wiedergabe der klassischen Meisterwerke. Ich mag etwa zwölf Jahre ge-
zählt haben, als mein Vater mich zum ersten Mal in ein Concert nahm,
und das erste klassische Meistermerk, das mir zu Ohren kam, mar die zweite
Beethovensche Symphonie. Jetzt noch, nach fünfzig Jahren, weiß ich mich
lebhaft des tiefen Eindrucks zu entsinnen, den ich damals empfing. Eine
neue Welt war mir aufgegangen. In den, Gesangverein betheiligte ich
mich bald an der Aufführung größerer Chormerke, und als einmal unser
Musikdirector plötzlich wegen finanzieller Bedrängnisse die Stadt heimlich
verlassen hatte, wurde mir das fernere Einüben des Paulus, mit dem wir
gerade beschäftigt waren, übertragen, und bei der Aufführung in der Kirche
hatte ich, da uns ein Orchester nicht zu Gebote stand, die Begleitung des
ganzen Werkes auf der Orgel durchzuführen. Aber schon weit früher hatte
ich bei den kirchlichen Festen zur Weihnachts- und Osterzeit Gelegenheit
gefunden, mit meiner hellen Kinderstimme bei den Gesängen mitzuwirken,
welche unter Leitung meines Vaters zur Verherrlichung des Gottesdienstes
ausgeführt wurden.

Welche Bedeutung in katholischen Ländern das kirchliche Leben schon
früh sür den Einzelnen gewinnt, welche Macht auf die kindliche Phantasie
der künstlerisch verklärte Gottesdienst ausübt, das kann für Weckung
ästhetischen Sinnes nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir Knaben
drängten uns schon früh zum Dienst bei der Messe, und es war für
Jeden von uns eine Ehrensache, als Chorknabe dem Priester am Altare
zu assistiren; ich erinnere mich noch meiner stolzen Genugthuung, als ich
groß genug war, um das schwere Meßbuch von der Epistelfeite des Altars
auf die Evangelienseite und wieder zurück zu tragen. Wie oft ich aber
am Altare kniete, stets hafteten meine Augen auf den großen Bildern der
Gebrüder Dünwegge, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts den Hoch-
altar mit ihren großen tüchtigen Gemälden geschmückt hatten. Das gewaltige
Bild der Kreuzigung und die Flügelbilder mit der heiligen Sippschaft und
der Anbetung der Könige prägten sich nur mit allen ihren Einzelheiten
unauslöschlich ein. Es mar der erste bleibende Eindruck, den ich von
einem Werke der Malerei empfing.

Die höchsten Feste, Weihnacht, Ostem und Fronleichnam gewannen
auch für unsere Betheiligung eine erhöhte Bedeutung. In dunkler Nacht
begab man sich am ersten Christtage in die Kirche, wo festliche Transparente
das „Ehre sei Gott in der Höhe" in flammenden Zügen emportrugen, und
eine glänzende Beleuchtung sich bis an die Decke ausbreitete, um mit dein

ehrwürdigen Dunkel der Gewölbe sich in einen Wettkampf zu wagen.
Kehrte man dann nach Hause zurück, so hatten die Eltern sich in das
große vordere Zimmer, das man jetzt einen „Salon" nennen würde, ein-
geschloffen. Bald erscholl das ersehnte Zeichen mit der Glocke, und nun
strahlte uns der Weihnachtsbaum mit seinen Gaben entgegen, und wie
glücklich fühlten mir uns bei dieser bescheidenen Bescheerung. Es hatte
dann einen poetischen Reiz, unter dem Weihnachtsbaum das Frühstück zu
nehmen und allmählich im Frühlicht des jungen Tages die Weihnachts-
lichter hinsterben zu sehen. Noch stimmungsvoller vielleicht mar die Oster-
zeit, wo die Kirche durch den künstlerisch berechneten Gegensatz zu der
Trauer der vorangegangenen Karwoche den Jubel des Auferstehungstages
eindringlicher zu gestalten weiß. Am Karfreitage wurde unter düsteren
Gesängen der Leichnam Christi am Hochaltar abgenommen und in's Grab
gelegt. Die Geistlichkeit sammt den Chorknaben umringte den Priester,
der das große Cruzisir in Händen hielt, indem er es allem Volke zeigte,
und unter dem Choral „Seht welch ein Mensch, ach seht" stationsmeise
vom hohen Chor herabschritt, um es in das am Ostende des südlichen
Seitenschiffes befindliche heilige Grab zu betten. Von diesem Augenblicke
verstummen für die folgenden Tage alle Glocken, und felbst statt der Meß-
glöckchen lassen nur Holzklappern ihr Zeichen ertönen. Das heilige Grab
aber ist glänzend erleuchtet, und für die folgenden Tage concentrirt sich
vor ihm die ganze Andacht der Gemeinde. Aber in der Frühe des ersten
Ostertages, noch vor Sonnenaufgang, strömt die andächtige Schaar in die
Kirche, die festlich erleuchtet ist. Kein Glockenklang läßt sich hören; Alles
vollzieht sich in tiefster Stille. Der Geistliche mit seiner Begleitung begiebt
sich lautlos zum Grabe und verharrt dort in stillem Gebet. Plötzlich in-
tonirt er die mächtigen Klänge: 8«iS« voiuine. Er wiederholt sie zwei-
mal in stets höherer Tonlage; endlich beim dritten Male erhebt er das
Kreuz aus dem Grabe, wendet sich damit, es hoch emporhaltend, gegen
die Gemeinde und stimmt nun den von allen Anwesenden aufzunehmenden
Choral an: „Christus ist auferstanden von Tod und Grabes Banden."
In diesem Augenblick ertönen alle Glocken, die Orgel fällt brausend ein,
und die ganze Gemeinde stimmt den herrlichen Auferstehungsgesang an,
indem sie, die Geistlichkeit mit dem Cruzifix an der Spitze, eine Prozession
durch die Gänge der Kirche beginnt.
Eine mächtigere Wirkung läßt sich nicht denken. Nun hatte ich aber
einmal gehört, am Ostersonntage gehe die Sonne tanzend auf. Ich mar
so kindisch, dies zu glauben, und begab mich an einem für mich unseligen
Ostertage in grauer Morgenfrühe auf die Wälle der Stadt, um von dort
dies Schauspiel zu genießen. Zwar wußte ich, daß mein Vater, durch
Unwohlsein an's Bett gefesselt, die kalte Kirchenluft meiden sollte, also fest
auf Vertretung durch mich rechnete, allein ich war überzeugt, früh genug
auf meinem Posten zu sein. Kaum war ich zu meiner tiefen Enttäuschung

inne geworden, daß es der Sonne gar nicht einfiel zu tanzen, so wurde
ich durch das plötzlich erschallende Geläut aller Glocken zu meinem Entsetzen
gewahr, daß der Zeitpunkt für mich, mit der Orgel einzufallen, bereits
verstrichen war. Wie ein Rasender nach der Kirche stürzen, mn mit der
Orgel loszudonnem, mar eins; aber es mar von mir ein unerhörtes Aergerniß
gegeben, und die Strafpredigt, die mir mit vollem Recht nachher niein
Vater hielt, vergällte mir das ganze Fest.

Anderer Art war dann wieder Fronleichnam, wo die Gemeinde unter
wehenden Fahnen, geschwungenen Weihrauchfässern und frommen Gesängen
sich durch die blühenden Klostergärten prozessionsweise bewegte und vor
den mit Maien errichteten blumengeschmückten Altären im Freien unter dein
blauen Sommerhimmel die Andacht verrichtete. Die festlich geputzte Menge
inmitten all' der Blumen und der grünenden Pracht ringsum gab ein
unvergeßlich schönes Bild.

So verflossen in ungetrübter Lust die glücklichsten Kinderjahre; selbst
das Lernen mar uns Kindern eine Freude, weil der Vater es uns ge-
winnreich und anregend zu gestalten wußte. So benutzte er auch jede
Gelegenheit, um den Kreis unserer Kenntnisse zu erweitern. Namentlich
führte er mich gern in die Werkstätten der Handwerker und Gewerbetreiben-
den und ich erinnere mich lebhaft, welches Interesse mir eine Töpfermerk-
statt einflößte. Noch größer war allerdings meine Theilnahme, als ich
eine Buchdruckerei in ihrem ganzen Betriebe kennen lernte, wo die Hurtigkeit
der Setzer mir Staunen einflößte. Es mochte in mir schon eine dunkle
Ahnung von den Beziehungen aufsteigen, in welche ich mein Lebenlang
zu diesem wichtigen Ziveige menschlicher Thätigkeit treten sollte.

Vor Allen: aber war das Familienleben selbst, das sich in Haus und
Garten abspann, für uns erfreulich. Die Eltern lebten in treuer Geinein-
schaft und reiner Harmonie und ich erinnere mich nie einen Streit oder
Zank gehört zu haben. Der Vater, in seiner ernsten, selbst strengen Weise,,
war doch voll Güte. Sein Erstes war, uns an strikte Pflichterfüllung
zu gewöhnen und uns einzuschärfen, daß das Vergnügen stets der Pflicht
nachzustehen habe. Von diesen: Grundsatz ging er auch in der Praxis des
Lebens niemals ab. Galt es eine Einladung für uns zu einem Ausflug,
wobei die Schulstunden in die Brüche gehen mußten, so war es nicht
möglich, des Vaters Zustimmung zu gewinnen. Wie oft war uns solches
Verbot schmerzlich, wie oft beschuldigten wir ihn der Härte! Aber in
späteren Jahren wußten wir diese liebevolle Strenge zu würdigen und
segneten ihn darum. Milder, auch nachgiebiger war die gute Mutter.
Ihr freundlich liebevolles Wesen durchleuchtete wie Sonnenschein das
ganze Haus. Immer thätig, bald in der Wirthschaft, bald im Garten,
ging sie doch nicht so in dies Treiben auf, daß sie nicht offenen Sinn auch
sür Höheres gehabt hätte. Ihr liebes rosiges Gesicht mit den dunklen
fröhlichen Augen mar für Jedermann eine Erquickung. War sie im Garten

beschäftigt, so pflegte ich gern ihre Nähe aufzusuchen und mich mit meiner Schularbeit in die Laube zu setzen.

Der seligste Festtag im ganzen Sommer mar für uns Kinder die Einladung zum Lehrer Mönnich in Kirchlinde, die jedes Jahr einmal für die ganze Familie und für den ganzen Tag erfolgte. Wir brachten dann mit den Eltern zeitig Vormittags auf, um zur rechten Stunde das helle, in einem herrlichen Fruchtgarten gelegene Lehrerhaus zu erreichen. Schon die Wanderung durch Felder, die mit schattigen Wäldern wechselten, war ein Genuß. Nun aber vollends am Ort der Bestimmung das Wiedersehen mit unfern jungen Freunden, das herrlich bereitete Mahl und vor allen Dingen der Besuch bei den Stachelbeerhecken, Johannisbeeren, Erdbeeren und Kirschbäumen des wohlgepflegten Gartens! Wenn mir Abends heim- kehrten, lag der schönste Tag des Jahres hinter uns.

Zu weiterem Ausflug nahm mich mein Vater mit, wenn er in den Ferien, wie er alljährlich that, seinen Eltern in Balve einen Besuch inachte. Sobald ich flügge war, mußte ich mit, und so lange ich für die ganze etwa acht Wegestunden weite Wanderung, die der Vater ganz zu Fuß inachte, noch nicht kräftig genug war, schickte man von Seiten der Großeltern einen Boten mit einem Esel uns bis an die Ruhr entgegen. Auf dein Rücken des frommen Thieres legte ich dann den Rest der Reise zurück und hielt meinen Einzug in dem kleinen Städtchen. Auf's Zärtlichste empfing uns jedesmal die Großmutter, und auch der einsilbige herbe Groß- vater, den die harte Arbeit des Lebens etwas gebeugt hatte, konnte seine Freude an dem lustigen Enkel nicht verleugnen. Das waren dann herrliche Tage, ausgefüllt von Einladungen zu den alten Freunden meines Vaters und von Spaziergängen in den romantischen Umgebungen der Stadt. Ein Lieblingspunkt war die Balver Höhle, etwa ein Stündchen von der Stadt gelegen, eine mächtige Naturerscheinung, die allerlei anthropologische Merk- würdigkeiten barg. Sonntags kamen viele Bauern vom Lande in's Haus, die mit meinem Großvater Geschäfte hatten. Damals kam es vor, daß zum ersten Mal dort von Amerika geredet wurde, weil Landsleute, die dahin ausgewandert waren, allerlei berichtet und die Neugier mächtig erregt hatten. Ich wurde gefragt, ob ich etwas von dein Amerika wisse, und nun zeichnete ich ihnen mit Kreide die Gestalt Amerikas auf den Tisch und schilderte den staunenden Zuhörern Land und Leute in Amerika, so gut ich vermochte. Lust und Gabe zum Unterrichten regte sich damals fchon in mir.

Einen der tiefsten künstlerischen Eindrücke sollte mir das Jahr 1843 bringen. Man feierte das dreihundertjährige Jubiläum des Gymnasiums, und da man damals noch nicht so massenhaft und so leicht wie heute solche Erinnerungsfeiern beging, so nahm man die Sache sehr wichtig. In das Programm wurde namentlich ein großes Concert aufgenommen, und die Väter der Stadt kamen auf die glänzende Idee, Franz Liszt, der damals

auf der Höhe seines Ruhmes stand, um seine Mitwirkung zu ersuchen.
Der große Virtuose lebte zu jener Zeit auf der so köstlich zwischen Drachenfels und Rolandseck im Rhein gelegenen Insel Nonnenmerth, wo er freilich eine nichts weniger als klösterliche Existenz führte. Es war damals nicht so leicht, vom Rhein bis zu uns zu gelangen, denn die Köln-Mindener Eisenbahn mar noch nicht erfunden, und man mußte die ganze Strecke im Wagen zurücklegen. Außerdem hatte Liszt sicher nie den Namen des unbekannten Nestes nennen hören, welches mit so naivem Zutrauen ihn zu einer Gastrolle aufforderte. Aber gerade dies muß ihn gewonnen haben und ihm als Kuriosität erschienen sein: genug, er sagte zu. Welche Menschenströme aus der ganzen Provinz sich nun nach meiner kleinen Vaterstadt ergossen, kann man sich vorstellen. Am Tage des Concerts waren die Räume des Casinos vollgepfropft; im Saale konnte der bekannte „Apfel" nicht zur Erde; noch auf dem Flur und im Treppenhause drängte sich die aufgeregte Menge. Ich war als einer der Ordner in meinem schwarzen Sammtrock und Barett mit der breiten Schärpe in den Dortmunder Farben als Wachtposten an der Hinterpforte aufgestellt, die den Eingang in's Musikzimmer bildete; so hatte ich den Vorzug, den Gefeierten ganz in der Nähe sehen und salutiren zu dürfen. Auch hier drängte sich die Menge der Einlaßbegehrenden, und eben war ein Vater der Stadt mit großer Wichtigkeit bemüht, den Platz srei zu machen, als Liszt erschien. Kaum hatte er die Sachlage erkannt, als er mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit, die Thür weit aufreißend, ausrief: „Nur herein, meine Damen und Herren," und nun flutheten die Wogen hinein und überschwemmten, von hier aus in den Saal vordringend, das ganze Podium bis hart an den Flügel heran, so daß kaum der nöthige Raum für Liszt übrig blieb.
So oft später das Leben mich mit ihni zusammengeführt hat, stets habe ich nicht blos den genialen Künstler, sondern auch den liebenswürdigen, gütigen Menschen in ihm zu verehren gefunden. Sein Spiel aber, dämonisch hinreißend wie die ganze Persönlichkeit, war mir damals wie eine Offenbarung des Höchsten. Von einer solchen Beseelung des Instrumentes, von einer solchen Macht der künstlerischen Individualität hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Ich habe auch später nie wieder einen ähnlichen Eindruck empfangen.
Noch einiger persönlicher Beziehungen habe ich zu gedenken, die in die letzten Jahre meines Verweilens in der Heimat sielen. Mein Vater hat von der „Conferenz" berichtet, welche ihn mit seinen College« verband und Sonnabend Nachmittags nach einem bestimmten Turnus bei den Mitgliedern abwechselte. Zuweilen durfte ich an diesen geinüthlichen Zusammenkünften Theil nehmen, wo Pädagogisches und Literarisches verhandelt wurde. Es war die Zeit, wo Diesterweg in hohem humanen Sinne der Pädagogik einen neuen Aufschwung gegeben hatte, der in den Lehrerkreisen zu einer höheren Auffassung des Berufes und zu verschärfter Selbstkritik

Anlaß bot. Mit hoher Verehrung ward der Name des bahnbrechenden
Mannes, den Alle als ihren Führer bereitwilligst anerkannten, genannt,
und alle Lebensäußerungen in diesen Kreisen waren von einem reinen
Idealismus erfüllt. Besonders trat der zu den Jüngeren gehörende Lehrer
Schmitz hervor, eine feurige Natur, voll gesunden rheinischen Humors,
und von einer schwungvollen Begeisterung getragen. Ihm verdanke ich
die erste Bekanntschaft mit Hofmeisters Leben Schillers, welches eines
seiner Lieblingsbücher war. Ganz andrer Art war der Nestor dieses
Kreises, Uvermann, der in seiner philosophischen Ruhe die Dinge mit
großer Gelassenheil betrachtete. Er beglückte mich durch seine besondere
Zuneigung, der er manchen sinnigen Ausdruck gab. Er stammte aus einer
Zeit, wo in manchen abgelegenen Kreisen die großen Gestirne Goethe
und Schiller am Himmel noch nicht erschienen waren und seine ganze Ver-
ehrung galt den Dichtern der früheren Epoche, Lessing und Wieland. Ich be-
sitze noch als Geschenk des trefflichen Mannes die Gesammtausgabe der Werke
des Verfassers der Abderiten und des Oberon, ein rührendes Zeichen seiner
Zuneigung. Als er meine ersten literarischen Arbeiten erhielt, mar er
davon in seiner blinden Vorliebe so eingenommen, daß er zu sagen pflegte:
„Wenn man solche Sachen lesen wolle, müsse man seinen Sonntagsrock an-
ziehen, sich eine Pfeife feinsten Tabacks stopfen und dazu eine Tasse Mokka
trinken!" In späteren Jahren, als das hohe Alter seine Gedächtnißkräfte
aufgezehrt hatte, quälte er sich in langen schlaflosen Nächten mit Tausen-
den von Namen, die ihm aus seiner ausgebreiteten Lectüre im Kopf
hängen geblieben waren, ohne daß er sich ihrer Bedeutung zu entsinnen
vermochte. Er schrieb dann jeden Namen auf bereit gehaltene Zettel, und
in der Morgenfrühe schon kam ein dienstbarer Geist mit diesen Namens-
verzeichnissen zu meinem Vater gelaufen, der dann die Bedeutung jedes
Einzelnen, sei es aus dem Gedächtnis;, sei es aus dem Conversations-
lexikon dazu setzen mußte.

So waren die letzten Zeiten meines Dortmunder Aufenthaltes her-
angekommen, und ich sing an mich auf das Abiturientenexamen vorzube-
reiten, als sich eine Umgestaltung der Verhältnisse vollzog, die auch auf
mich einzuwirken bestimmt war. Und zwar handelte es sich dabei um
unsere Beziehungen zur Kirche. Ich muß hier einiges über die Persön-
lichkeit meines Vaters vorausschicken. Zwanzig Jahre hatte er auf's
Segensreichste in seinem Dortmunder Amte gewirkt. Sein ausgezeichnetes
Lehrtalent, fein edler Charakter, die Milde und zugleich auch die ernste
Festigkeit seines Wesens, sowie seine feinen Unigangsformen hatten ihm in
allen Kreisen der Gesellschaft ein hohes Ansehen verschafft. In den ersten
Familien der Stadt, beim Landrath, Bürgermeister, Berghauptmann und
den sonstigen höheren Beamten war er gern gesehen, zumal er die Kinder
dieser Familien im Unterricht hatte. Ebenso mußte mein Vater wöchentlich
einmal eine kleine Stunde weit nach Brünnighausen wandern, um dort in

der Familie des Freiherrn von Romberg Unterricht zu ertheilen. Diese Beziehungen wußte er bestens für seine Armen auszunützen, indem er jeden Winter von der Baronin einen großen Wagen voll Kohlen aus ihren Gruben erbat, die er dann unter seiner Aufsicht unter die Bedürftigen vertheilen ließ. Wohlthun, helfen und nützen, mit Rath und That Bedrängten zur Seite stehen war seine Freude. Unermüdlich wußte er auch fremde Kräfte in Bewegung zu setzen; groß war die Zahl Derer, für welche er Bittschriften an die Negierung, das Ministerium, selbst an den Konig aufsetzte, um ihnen Unterstützung auszuwirken. In den späten Abendstunden, nach dem Nachtessen, am Ende eines Tagewerkes, das ihn von der Frühe bis in die Nacht thätig sah, gab er mittellosen jungen Leuten, die schon im Geschäft und sich gern weiterbilden wollten, unentgeltlich Unterricht oft bis gegen 10 Uhr, so daß man sagen kann, sein Leben war ein rastloses Wohlthun. Als nach dem segensreichen Vorgange des Kaplans Kolving in Köln überall katholische Gesellenvereine entstanden, um die jungen Leute vom Wirthshaus fern zu halten und zu belehrenden und unterhaltenden Zusammenkünften zu verbinden, war wieder mein Vater sofort bereit, seine Abendstunden zu opfern, und aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen den jungen Leuten Anregendes und Belehrendes mitzutheilen. Unbegrenzt war deshalb das Vertrauen und die Verehrung, welche ihm in allen Kreisen entgegengebracht wurde. Wie oft ergriff er, Ivo ihm von Unfrieden in Familien berichtet wurde, die Gelegenheit, selbst einzuschreiten, und wie oft gelang es seiner eindringenden Beredtsamkeit, seiner rückhaltlosen Offenheit, mit der er seiner sittlichen Ueberzeugung Ausdruck gab, ehelichen Zwist oder Zank zwischen Eltern und Kindern, oder auch zwischen Geschwistern auszugleichen!

Trotz des hohen Ansehens, welches er sich auf diese Weise erworben — oder vielleicht eben wegen desselben? sollte sein Verhältnis; zur Geistlichkeit in die Brüche gehen. Ich will ausdrücklich bemerken, daß er sein lebenlang ein rechtgläubiger frommer Katholik war, seiner Kirche und ihren Dienern treu ergeben, voll Nespect vor der ihm vorgesetzten Geistlichkeit; nur den Jesuitismus haßte er, hütete sich aber wohl, von dieser Gesinnung öffentlich Zeugniß abzulegen. Wenn er dennoch in schweren, unheilbaren Conflict mit der Geistlichkeit gelangte, so traf nicht ihn dabei die Schuld, sondern ausschließlich die andere Seite. Ich will hier keine Namen nennen, sondern mich nur an die Sache halten; und auch diese soll nur in großen Umrissen berührt werden. Die ersten Anlässe zu Zerwürfnissen gab der Umstand, daß der Clerus meinen Vater an dem ihm von Rechtswegen zukommenden sehr bescheidenen Gehalt zu verkürzen suchte. Da er selbst über diese Dinge ausführlich berichtet hat, so brauche ich hier nicht eingehend darauf zurückzukommen. Der Leser wird aus jener treuen unparteiischen Schilderung ersehen haben, welche Kette von Bcnachtheiligungen, Rechtsverletzungen und Kränkungen jeder Art von jener Seite über den

gewissenhaften Lehrer und redlichen Mann verhängt wurde. Diese Be-
einträchtigungen nahmen eine entschiedene Gestalt an, als es zur Ablösung
der Leistungen kam, welche der oben ermähnte Humannshof an die Schule
zu liefern hatte. Es zeigte sich wieder, mit welch' trefflichem Magen
die Kirche gesegnet ist, denn der Clerus suchte das, was der Schule zukam,
dem Kirchenfonds zuzuwenden. Dagegen empörte sich der Gerechtigkeits-
sinn meines Vaters, und er suchte in Eingaben an den Landrath, an die
Regierung und endlich an's Miuisteriuin seine Sache zu verfechten. Wie
manchen Sonntag Nachmittag habe ich am Schreibtisch sitzen müssen, um
diese langen Actenstücke sauber zu copiren! Bei den weltlichen Behörden
fand mein Vater allen Beistand, der aber zu gewähren war; die Lage der
Dinge ließ einen durchgreifenden Schutz nicht zu. Durch diese Widerwärtig-
keiten wurde das Leben meines Vaters verbittert, und die Lust am Lehren,
welche ihn in seinem schweren Beruf stets aufrecht erhalten hatte, konnte nur
durch sein großes Pflichtgefühl gerettet werden. Bedenkt man aber, daß der
Beruf des Lehrers einer der mühevollsten ist. daß er Leib und Seele in un-
gewöhnlichem Grade in Spannung erhält, daß endlich sehr viel Hingebung
und Entsagung dazu gehört, in diesem schweren Berufe nicht zu ermatten,
fondern geistig frisch und stark zu bleiben, so muß die muthmillige und
boshafte Störung einer so segensreichen Thätigkeit mahrlich Abscheu ein-
flößen. Damals habe ich eingesehen, wie verhängnißvoll es ist, wenn man
den Lehrerstand unter die Botmäßigkeit der Kirche stellt, wenn man Geistliche,
welche von Pädagogik meistens nichts verstehen, zu Vorgesetzten der Schule
macht. Wir hatten neben dem Hauptpfarrer damals einen jungen Caplan,
der im Kloster wohnte und in unsrer Schule den Religionsunterricht gab.
Es war eine vollblütig sinnlich angelegte Natur, die manche Känwfe durch-
machen mochte; denn in den Abendstunden hörte man aus seinem Zimmer
weithin durch die Stille der Nacht leidenschaftliches Gebetstammeln in
einer unheimlichen Heftigkeit; ja man hatte den Eindruck, daß die Geißel
und andere Mittel der Selbstzüchtigung dabei zur Anwendung kamen.
Dieser Mann war in den Religionsstunden uns denn keineswegs ein Muster
der Selbstbeherrschung, denn er konnte einen jungen Sünder aus der
Bank herausziehen, auf den Boden hinknieen lassen und hieb dann so er-
barmungslos und ingrimmig mit Stock oder Ruthe auf ihn ein, daß ihm
selbst die Zornesader aufschmoll, der Schmeiß in dicken Tropfen auf der
Stirn staud, und wir Kinder den entsetzlichen Eindruck einer ungebändigten
Leidenschaft empfingen.

Solche unpädagogische Elemente sollten also über das Wohl und
Wehe der Schule und ihrer Angehörigen entscheiden! Natürlich ruhte auch
die Schulinspection in den Händen der Geistlichkeit und nun begab sich
das Unerhörte, daß der Herr Schulinspector, von dem einheimischen Geist-
lichen begleitet, plötzlich unangemeldet in meines Vaters Schule trat, um
zu inspiciren! Ganz so wie wenn urplötzlich bei einem der Untreue ve»

dächtigen Cassirer eine Untersuchungscommifsion einbricht. Nun war aber meines Vaters Schule eine wahre Musterschule. Mochte es in ihm innerlich kochen ob der Verhöhnung von Sitte und Anstand, vollends angesichts seiner Schüler, so hielt er mit der größten Ruhe die imvrovisirte Prüfung ab, in dem stolzen Gefühl, daß er seine Gegner an pädagogischein Geist thurmhoch überragte und in der Schule ihnen allen mehr als gewachsen war. Der Erfolg war jedesmal für ihn und seine Schüler ein glänzender. Die in jesuitischem Geist der Doppelzüngigkeit abgefaßteu Berichte des Schulinspectors sandte der Landrath meinem Vater sofort zu, und jedesmal wenn er seine Entgegnung an die Negierung abgesandt, erhielt er wann anerkennende Erlasse, und die Staatsbehörden versicherten ihn ihres unbedingten Vertrauens, ihrer Anerkennung. Sie schätzten ihn nach Verdienst; aber ihn gegen den Clerus zu schützen waren sie nicht im Stande; wir x haben ja zur Genüge erfahren, daß im Großen wie nn Kleinen der Staat / dem Ultramontanismus gegenüber den Kürzeren zu ziehen pflegt.
Diese Vorgänge, die ich zu würdigen und zu verstehen alt genug war, erschütterten mein Verhältnitz zu einer Menschenklasse, die ich bis dahin zu verehren gewohnt gewesen war. Ich hätte mit «leinen Gesinnungen wohl zurückgehalten, wenn nicht Umstände eingetreten wären, welche die religiösen Verhältnisse meiner Vaterstadt stark erschüttern sollten. Man hatte bis dahin im besten confessionellen Frieden gelebt; völlige Eintracht herrschte unter Protestanten und Katholiken, die in einer großen Zahl gemischter Ehen, namentlich in der vornehmen und gebildeten Klasse zuin Ausdruck kam. Auch die Geistlichkeit beider Confessionen lebte in einträchtigem Verkehr. Aber dieser Zustand der Duldung ist bekanntlich den Fanatikern ein Gräuel, und sie brandmarkten ihn als Jndifferentismus.
Nun weiß man, daß seit Anfang der vierziger Jahre der Ultramontanismus mit aller Macht bemüht mar. an Stelle des Friedens den Kampf zu setzen. Die romantischen Stimmungen Friedrich Wilhelms IV. waren einer kirchlichen Restauration günstig, die denn auch in dem Auftreten fanatischer Kirchenfürsten wie des Bischofs Arnoldi sich keck genug ankündigte. Um zu versuchen was die Menschheit des 19. Jahrhunderts sich bieten lasse, wurde das unerhörte Schauspiel der Verehrung des heiligen Rocks zu Trier in Scene gesetzt. Ueberall aber, wo Katholiken und Protestanten bis dahin friedlich und in Eintracht gelebt hatten, wurden junge Geistliche der neuesten fanatischen Zucht (jetzt würden wir sie „Hetzcapläne" nennen) angestellt. So auch in Dortmund. Der Bicar Hillebrand war eine begabte Natur, von einer ungeschulten, aber mächtigen Beredsamkeit, dabei voll Feuereifer, alle Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Seine Predigten waren wie ein Feuerstrom, sie loderten, flammten und zündeten. Aber sie regten die Gemissen der Frauen auf, denn sie wetterten hauptsächlich gegen die gemischten Ehen, welche von der Kanzel herab als „sacrilegische Verbindungen" gebrandmarkt wurden. Man

kann sich kaum eine Vorstellung von der unheilvollen Wirkung dieser Reden machen, die vor allen Dingen Unfrieden und Zerwürfniß in viele Ehen trugen. Der Vicar war aber nicht mit seinein Kanzeleifer zufrieden; es gelüstete ihn auch nach literarischen Lorbeeren, und so erschien eine starke Broschüre, in der er mit einem Wust wohlfeiler theologischer Gelehrsamkeit seine Sätze zu verfechten suchte.

Ich war in tiefster Seele entrüstet über dies Treiben, und obwohl mir das Examen bevorstand, konnte ich mich nicht enthalten, in aller Stille eine Gegenschrift zu verfassen. An theologischem Wissen war dieselbe sehr arm, aber ich führte meine ganze Empörung, ich führte den gesunden Menschenverstand und die natürliche Empfindung gegen ihn zu Felde. Im tiefsten Geheimnis; übergab ich das kecke Schriftstück einem mir wohl bekannten Verleger, der denn auch meine Anonymität so vollständig wahrte, daß damals keine Seele eine Ahnung von dem Verfasser gehabt hat. Einige hielten den evangelischen Superintendenten, andere den jüdischen Rabbiner für den Verfasser! Ein seltsames Spiel des Zufalls wollte, daß mein Studirzimmer im Kloster nur durch eine dünne Fachmerkwand von dem Zimmer meines Gegners getrennt war, der nimmer geglaubt hätte, daß die gegen ihn gerichteten Pfeile in solcher Nähe abgeschossen wurden. Am strengsten wahrte ich meinem Vater gegenüber mein Jncognito, denn wenn die Sache ruchbar wurde, so mußte er völlig frei und unschuldig dastehen. Wie hätte sonst die clericale Partei - ihn zerrissen! Aber er konnte sich's doch nicht versagen, ganz im Stillen sich ein Exemplar meiner Broschüre zu verschaffen, und nachdem er die Mutter, mich und einen bemährten Hausfreund in sein Zimmer gerufen und sorgfältig die Thören verriegelt hatte, las er uns mit gedämpfter Stimme meine Streitschrift vor. Dabei war es denn für mich ein großes Vergnügen, zu hören, wie er manche Stellen mit seinen zustimmenden Bemerkungen begleitete, bei anderen aber die gar zu starken Ausdrücke tadelte.

Meine kleine Schrift ging reißend ab und erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen. Mein erster literarischer Erfolg. Nach einigen Wochen warf mein Gegner eine Gegenschrift in die Welt; aber auch auf diese blieb ich ihm die Antwort nicht schuldig, und auch meine zweite Broschüre hatte sich großen Absatzes zu erfreuen. Da eines Tages rief mein Verleger, eine etwas ängstliche Natur, mich in sein Arbeitszimmer und zeigte mir eine Menge Absagebriefe, an deren Spitze der Dechant und der Vicar standen, denen dann viele aus ihrer frommen Herde folgten. Der Inhalt mar kurz, daß sie jeden geschäftlichen Verkehr aufkündigten. Mein Verleger sah darüber etwas verblüfft aus. Ich aber beruhigte ihn, nahm sämmtliche Briefe an mich, und in kürzester Frist ließ ich eine weitere Broschüre erscheinen, worin ich diese ganze liebevolle Correspondenz vei^ öffentlichte und mit anmuthigen, aber etwas spitzen Arabesken begleitete.

Es waren mehr Brennnesseln, als andere Blumen in meinem Gewinde.
Dies mar und blieb das letzte Wort in unserer Fehde. Die Gegner
hatten offenbar nicht für möglich gehalten, daß man sie so an den Pranger
stellen könnte. Sie verstummten fortan und für meinen Verleger hatte
die Sache den Erfolg, daß er für den an den Katholiken erlittenen Aus-
fall durch die Protestanten reichlich schadlos gehalten wurde.
Inzwischen war, Ostern 1845, die Zeit des Abganges zur Universität
herangekommen. Ich hatte mich für Philologie entschieden und wollte die
ersten Semester in Bonn studieren. Da mein Vater mich finanziell kaum
zu unterstützen vermochte, so sah ich mich im Wesentlichen auf mich selbst
angewiesen, hatte ich doch schon in den letzten Jahren jüngeren Schülern
des Gymnasiums Nachhilfestunden gegeben; so war mir denn nicht bange.
Da rief mich eines Tages mein Verleger zu sich und indem er sich
schmunzelnd die Hände rieb, eröffnete er mir, daß unsere Broschüren doch
eine ganz hübsche Einnahme ergäben hätten und so wolle er mir denn auch
ineinen Antheil daran zukommen lassen. Damit legte er einige Goldstücke
vor mich hin. Ich war ebenso erstaunt wie hocherfreut. Daß man für
literarische Leistungen Honorar erhalte, war mir bis dahin ganz unbekannt.
Dies war nun mein erstes, noch dazu völlig unerwartetes Honorar, und
mit diesem Rückhalt begab ich mich getrosten Muthes nach Bonn.

Vom Papier.

<Linc culturgcschichtliche ökizze.

von
Anron ^hroust.
— Graz. —

^eber die Bedeutung der Schrift für die Entwicklung der menschlichen Cultur wird sich kaum etwas Neues von einigem Belange sagen lassen; Jahrhunderte haben die Segnungen gepriesen, die der Menschheit aus der Schrift erflossen sind, in allen Fassungen ist der Gedanke abgehandelt worden, daß durch die Schrift erst jene großen Fortschritte in der Geistesbildung gemacht werden konnten, die den Cultur- vom Naturmenschen unterscheiden. Die Schrift überwindet Zeit und Raum, sie überliefert die geistige Arbeit vorausgegangener Geschlechter wie einen von den Ahnen aufgesammelten Schatz den Enkeln, und, indem sie diesen die Danaidenarbeit spart, immer auf's neue ersinnen und erschaffen zu müssen, was einmal schon ersonnen und erschaffen worden war, schont sie ihnen die Kraft zum Weiterbauen an dem unendlichen Gebäude, dessen Grundfesten in fernabliegenden Zeiten gelegt morden sind. Die Schrift erweitert den engbegrenzten Raum, der der Rede gesteckt ist, in's ungemessene und wird, wie sie den geistigen Zusammenhang der nach einander Lebenden ermöglicht, auch zum Band, das alle Menschen, die gleichzeitig, wenn auch räumlich noch so sehr getrennt, den Erdkreis beleben, verbindet. Dieser Wichtigkeit entsprechend besitzt die Schrift längst ihre Geschichte und ihre Geschichtschreiber. Wissenschaftliche Forschung hat die ersten Spuren ihres Daseins bei sonst schriftlosen Völkern festgestellt, die Entwickelung einer bloßen Zeichenschrift zur Wort-, Silben- und Buchstaben-

schrift verfolgt, die Gestaltung der letzteren bei den verschiedenen Kultur-
völkern aufgezeigt und die Wandlungen, welche die Schriftarten innerhalb
eines Volkes im Laufe der Jahrhunderte erfuhren, ihrer Beobachtung
unterworfen.
Aber die Schrift ist nicht wie das gesprochene Wort allein von
physiologischen Vorgängen abhängig; sie bedarf wie die darstellende Kunst,
der sie nächstvermandt ist, um zur Erscheinung zu gelangen, der äußeren
Mittel, und diese bezeichnen wir kurzweg als die Schreibstoffe.
Was für die Pflanze der Boden, ist für die Schrift der Schreibstoff.
Verschiedene Zeiten und verschiedene Völker haben für ihre Schrift ver-
schiedene Schreibstoffe gewählt, und diese haben wieder jener besondere
Eigenthümlichkeiten aufgeprägt; anders sind die Formen der Schrift, die
in den Stein gemeißelt wurde, und anders die Formen jener, die unsere
flüchtige Stahlfeder auf das glatte Papier wirft. Mancherlei Stoffe sind
zum Schreiben benützt worden, Felsenwände und getünchte Mauern, Metall
und gebrannter Thon, Palmenblatt und Buchenstab, aber vor allen
bedeutungsvoll für die ganze menschliche Cultur sind drei Schreibstoffe ge-
worden, der Papyrus, das Pergament und das Papier.
Den Vorrang des Alters behauptet der Papyrus, der aus dem Mark
einer Binse, die vordem im ganzen Nildelta heimisch war, jetzt aber an
den Oberlauf des Nils sich zurückgezogen hat, in der Weise hergestellt
wurde, daß man das weißliche Mark aus seiner Umhüllung löste und in
singerbreite Streifen zerschnitt, die in zwei kreuzweise übereinander liegen-
den Schichten angeordnet durch einen Klebstoff verbunden und durch Hammer-
schläge verdichtet und geglättet wurden*).
Wie lange in Aegypten dieser Schreibstoff schon in Verwendung war,
bis er durch die Griechen dem Abendland bekannt wurde, läßt sich gar
nicht feststellen; aber auch späterhin bleibt die Bereitung des Papyrus,
der zum Gegenstande einer bedeutenden Industrie wurde, an das Nilland
gebannt; erst sehr spät, unter arabischer Herrschaft, wird jene Binse
((^p«ru« päMrus) nach Sicilien verpflanzt, wo sie an dein Fönte Ciane
bei Syrakus noch heute gedeiht. — Wir haben keine Vorstellung, wie
groß der Verbrauch von Papyrus im Gebiete des griechisch-römischen
Eulturkreises in früheren Jahrhunderten gewesen ist, mir wissen daher auch
nicht, ob der zu Gebote stehende Vorrath immer der Nachfrage genügt
haben wird; aber es ist leicht einzusehen, wie nahe bei einem so beschränkten
Erzeugungsgebiet die Gefahr lag, daß eine andauernde Stockung in dem
Bezug des Papyrus eintrete. In der That ist aus späterer Zeit über-
liefert, daß zufällig einmal die Quelle versiegt sei, worauf in Rom, das

*) Diese Art der Bereitung ergab Blätter von ziemlich gleichmäßiger Höhe und
Breite: durch Aneinanderkleben einer Anzahl solcher gewann man einen beliebig langen
Streifen, der dann gerollt wurde.

seinen Vorrath bald verbraucht hatte, Unruhen ausbrachen als seien die Korn-
schiffe ausgeblieben.
Als aber ein ander mal, wie eine nicht ganz verbürgte Geschichte erzählt,
die Ausfuhr des Papyrus aus Aegypten verboten wurde, sahen sich die
dadurch Betroffenen gezwungen nach einem Ersätze zu suchen, den man
endlich in künstlich verarbeiteten Thierhäuten sand. Die Einführung des
neuen Schreibstoffes, der gewöhnlich als Pergament bezeichnet wird, knüpft
man an den Attaliden Eumenes II. von Pergamon (197—158), der im
Wettstreit mit den Ptolemäern, den Herrschern Aegyptens, in seiner Haupt-
stadt eine Büchersammlung anlegte, die die berühmte alexandrinische zu
überflügeln drohte. Um dies hintanzuhalten, erging jenes Ausfuhrverbot,
an das sich die Erfindung des nach der Stadt genannten Schreibstoffes
schloß.
An dieser Geschichte, die Plinius überliefert, mag wahr sein, daß
in Pergamon, wo so viel geschrieben wurde, das Pergament zum ersten
Male in ausgedehnter Weise für die Werke der griechischen Literatur be-
nützt wurde; aber wir wissen, daß lange früher schon die Perser und auch
die ionischen Griechen, ferner die Juden sich wenigstens des Leders als
Schreibstoff bedient hatten; von einer neuen Erfindung kann demnach keine
Rede sein. Ob das Ausfuhrverbot der Ptolemäer geschichtlich ist, mag
dahingestellt bleiben.
Manches empfahl den neuen Schreibstoffen gegenüber dem alten, die
leichte und unbeschränkte Herstellung, die Billigkeit und größere Dauer-
haftigkeit; aber dennoch bleibt für das ganze klassische Alterthum der
Papyrus der charakteristische Schreibstoff, auf dessen Rollen, denn ein
Brechen in Buchform vertrug er nicht, die ganze Literatur der Griechen
und Römer, die Gesetze, Urkunden u. s. w. ihren Platz gefunden hat;
alle die lateinischen Bezeichnungen für das Buchwesen, die das Mittelalter
geerbt hat, gemahnen an den gerollten Papyrus, und in einzelnen Aus-
drücken, wie Steuerrolle, Musterrolle, Controlle (contraruttitu8) hat sich
eine Erinnerung in unsere Tage herübergerettet.
Spät erst weiß sich das Pergament Geltung zu verschaffen; anfangs
nur für Aufzeichnungen minderwerthiger Art gebraucht, wird es zunächst
der Schreibstoff der unbemittelten kleinen Leute. Wie heute Volksausgaben
viel gelesener Schriftsteller zu billigen Preisen auf schlechtem Papier ver-
anstaltet werden, so haben auch in Rom die großen Buchhandlungen es
nicht verschmäht, manche Werke, die sie um geringes Geld abzulassen gewillt
waren, auf Pergament, das im Preise viel niedriger gestanden haben muß
als der vornehme Papyrus, abschreiben zu lassen; namentlich für Bücher
zum Unterricht der Jugend mar der neue Schreibstoff bevorzugt, auch wegen
seiner Unverwüstlichkeit. Die Billigkeit empfahl dem christlichen Rom das
Pergament, vor Allen für einen Literaturzweig, die heiligen Schriften.
Die ersten Christen waren zumeist arme Leute, deren Lehre überdies Pracht

und Kostbarkeit verpönte, beides Gründe, die zum Pergament greifen ließen. Aber auch das heidnische Rom lernte allgemach dessen Dauerhaftigkeit schätzen und begann seine Gesetze darauf zu schreiben. Ueberdies entdeckte man, daß der neue Schreibstoff zur Entfaltung von Pracht sehr wohl geeignet sei; das Pergament ließ sich färben und mit goldenen und silbernen Buchstaben beschreiben; es ließ sich in die Form eines Buches bringen, dessen Einband wieder Platz für die kostbarsten Verzierungen bot. Diese Uebung fand auch bei den Christen Eingang; sowohl der heil. Hieronymus als auch Johannes Chrysostomus tadeln, daß man die heiligen Schriften so kostbar ausstatte, um sie dann als Schaustück ungelesen in den Kästen zu verwahren. Von derlei Kostbarkeiten ist uns aus so alter Zeit mit Ausnahme des berühmten ««6sx arAsntsus, der die gothifche Bibelübersetzung enthält, nichts überkommen, wohl aber haben sich aus karolingischer Zeit eine ziemliche Zahl solcher Pracht-Handschriften erhalten; von etwas älteren war die berühmte Evangelienhandschrift, die der Erzbischof Wilsrid von York (664—709) für sein Kloster Ripon anfertigen ließ, als Bestandtheil der Hamilton'schen Sammlung für einige Zeit ein Gast in Deutschland.

Zieinlich spät erst siegt das Pergament über den Papyrus, nicht eher, als bis die veränderten Verhältnisse der abendländischen Welt, die vorerst den Niedergang der ganzen Cultur mit sich brachten, auch in Italien fühlbar wurden. Noch vor der Völkerwanderung ging der großartige Buchhandel Roms, der mindestens dem des achtzehnten Jahrhunderts gleichzuachten ist, zu Grabe, die Nachfrage nach den theuren Papyrusbüchern wurde immer seltener. Die Stürme der Zeit ließen gelehrte Arbeit nicht aufkommen; seit dem fünften Jahrhundert wurde überhaupt nicht mehr viel geschrieben, aber jenen Männern, die damals die alten brüchigen Papyrusrollen auf Pergament umschrieben, verdanken wir die Erhaltung aller der Denkmäler de? klassischen Literatur, an denen die späteren Geschlechter sich gebildet haben.

Aber mit merkwürdiger Zähigkeit erhält sick im Abendland an einzelnen Orten der Gebrauch des alten Schreibstoffes, vor allem in den Kanzleien der longobardischen und fränkischen Könige und der Päpste; lange scheint die Erinnerung maßgebend gewesen zu sein, daß der Papyrus etwas Kostbareres und Vornehmeres sei als das Pergament; wegen seiner Seltenheit schützte er wohl auch die Urkunden jener Fürstlichkeiten einigermaßen vor Fälschungen. Am längsten hielt er sich am päpstlichen Hofe, der überhaupt altrömischer Ueberlieferung, namentlich in den äußeren Formen der Verwaltung, nüt Zähigkeit anhing; erst im elften Jahrhundert verschwinden hier die letzten Spuren seines Gebrauches.

Seit dem siebenten Jahrhundert war die Erzeugung des Papyrus in die Hände der Araber gekommen, die, ebenso wie die byzantinischen Kaiser, den im Morgenlande noch immer stark begehrten Schreibstoff unter staatlicher Aufsicht herstellten und jedes Stück deshalb mit einein Merk-

zeichen versahen. Es berührt eigenthümlich auf einer Urkunde des großen
Papstes Johann VIII. in arabischer Sprache die Bemerkung zu finden:
„hergestellt unter der Leitung des Said Jbn Abd Errahmun" (des Finanz-
directors von Aegyten, unter dessen Aufsicht die Papyrusfabriken standen).
Die Erzeugung des Papyrus läßt sich in Aegypten bis in's zehnte, in
Sicilien bis in's elfte Jahrhundert verfolgen.
Trotzdem kann für das Mittelalter das Pergament als der charak-
teristische Schreibstoff gelten. Auf der glatten Fläche des Kalb- oder Ziegen-
fells, das durch Kalk, Kreide und Bimsstein zum Beschreiben tauglich
gemacht wurde, hat die lateinische Schrift alle die Entwicklungsstufen
durchgemacht, deren letzte dann der eben erblühenden Buchdruckerkunst die
ersten Formen der Druckschrift gab.
Das Gepräge der Schrift auf dem Papyrus ist Flüchtigkeit ohne
Schönheit, auf dem Pergament würdevoller Ernst, verbunden mit dem
erfolgreichen Bemühen, die einzelnen Buchstaben immer zierlicher zu formen
nach dem Geschmacks und der Kunstrichtung der Zeit; die Anfänge eines
Satzes, eines größeren Abschnittes oder einer Seite werden durch besonderen
Schmuck ausgezeichnet, der von Jahrhundert zu Jahrhundert bunter und
mannigfaltiger sich gestaltet, aus einfachen Punkten und Linien werden
regelmäßige, vielfarbige Ornamente, die zuletzt oft nur als Rahmen für
irgend ein kleines Kunstmerk, ein Miniaturbild, dienen. Die übrigen
Buchstaben sind regelmäßig, meist ziemlich groß und in sorgfältig aus-
geführten Handschriften außerordentlich gleichmäßig gezeichnet. Wer die
Handschriften der oben erwähnten Hamilton'schen Sammlung gesehen hat,
wird sich der einen oder andern erinnern, die wegen ihrer wunderbaren
Regelmäßigkeit einen Augenblick zweifeln ließ, ob sie geschrieben oder
gedruckt sei.
Seit dem Beginn der Kreuzzüge tritt im Abendland neben das Pergament
ein neuer Schreibstoff, das Papier. Aber wie einst das Pergament nur
ganz allmählich im Stande mar den Papyrus zu verdrängen, so hat es
wieder in der Folge dem Papier lange mährenden Widerstand geleistet
und für einzelne besondere Gebrauchsfälle, namenlich für Verbriefungen
feierlicher Natur, sich auch dann noch behauptet, als das Papier schon
seinen Siegesgang durch die ganze Welt gegangen war.
Wir stehen heute im Zeichen des Papiers, und weil die Ehren des
goldenen und silbernen und selbst des eisernen Zeitalters längst vergeben
find, so hat man dem unsrigen den Namen des papierenen wenigstens
gegönnt. Aber auch wer sich ernstlich darüber belehrt, welch' ungeheure
Massen von Papier in der Gegenwart hergestellt und verbraucht werden,
wird eingestehen müssen, daß das Papier ein Bedarfsgegenstand geworden
ist, an dem wir ebensowenig Mangel leiden möchten, wie an den Dingen,
die unmittelbar dem leiblichen Wohle dienen, mit dem wir auch zu sparen
verlernt haben, da der Kaufpreis eines Papierbogens heute nicht mehr

einen Pfennig beträgt; und dazu bedenke man, welche Menge bedruckten und beschriebenen Papiers uns täglich die Post und der Zeitungsausträger in's Haus bringt, jeder, auch der kleinste Einkauf beschert uns wieder Papier, an allen Säulen und Straßenecken kleben große Bogen, nur für ein Eintagsleben bestimmt; unendlich viel verschlingt die Vuchmacherei, die Vielschreiberei in Amt und Schule. Für jegliche Art schriftlicher Mittheilung besitzen wir eigens geformte Papiere, von der bescheidenen Besuchskarte bis zur goldberänderten Verlobungs- und Vermählungsanzeige, von dem handgroßen steifen Blatt, das eine Einladung zum Scat enthält, bis zum Briefbogen größten Formats in der Schreibstube des Kaufmanns. In welches Menschenleben hätte das Papier nicht eingegriffen als Bringer holder Botschaft oder herben Leids; selbst der Tod muß in Form der Traueranzeige der Papierindustrie seinen Zoll entrichten.
Sie beherrscht unsere Cultur wie sonst wohl kein Zweig des Gewerb - fleißes, weh uns, wenn sie einmal ruhen würde. Ohne Papier können gebildete Menschen sich ebenso wenig mehr das Leben vorstellen, wie — ohne Zündhölzchen; diese werden vielleicht einmal durch die Ausnützung der Elektricität überflüssig werden, an einen Ersatz des Papiers hat man bisher nicht gedacht; ja augenblicklich scheint sich dessen Machtkreis noch ausdehnen zu wollen über Schrift und Druck hinaus. Tie leichte und billige Erzeugung hat es längst für Dinge empfohlen, die geringe Dauerhaftigkeit beanspruchen, Papierwäsche ist seit langem ein namhafter Industriezweig, aber auch für andere Gegenstände, die man sonst aus Holz oder gar aus Metall herstellt, hat eigens zubereitetes Papier oder wenigstens Papiermasse sich als tauglich erwiesen. Vor kurzem bekam man zu lesen, wie ein Kahn aus solcher Papiermasse gemacht die See befahren habe, und auch für Eisenbahnschienen, selbstverständlich für amerikanische, soll derselbe Stoff sich als geeignet gezeigt haben; ob man aus ihm „drüben" auch schon Häuser baut, ist mir zur Stunde unbekannt.
Der Aufschwung, den die Papiererzeugung in der Gegenwart genommen hat, verdankt sie der Einführung einer Anzahl wichtiger Verbesserungen, vor allen den kunstvollen Maschinen, die eine Reihe umständlicher und zeitraubender Arbeiten, die sonst eine Menge von Menschenhänden beanspruchten, rasch und einfach besorgen und es dadurch möglich machen der immer steigenden Nachfrage zu genügen. So ziemlich alles Papier, das heute durch unsere Hände geht, ist Maschinenpapier, selten und fast nur als Lurusgegenstand treffen wir noch auf das Handpapier, nach seiner Herstellung auch geschöpftes- oder Büttenpapier genannt, das sich durch eine rauhere Fläche und geringeren Glanz, aber durch größere Zähigkeit kenntlich macht und bis zur zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts so ziemlich im allgemeinen Gebrauch war.
Ueber die Herstellung des Papiers belehrt zwar jedes bessere Nach-

fchlagebuch, doch sei es um der folgenden Erörterungen willen mir gestattet
wenigstens die Bereitung des Handpapiers zu schildern, wie sie noch vor
etwa fünfzig Jahren in Deutschland geübt wurde.
Als Rohstoff wurden damals so gut wie ausschließlich Hadern d. h.
abgenützte und verbrauchte Leinen-, Hanf- oder Baumwollgemebe verwendet,
die zunächst gemustert, dann gewaschen und auf dem Lumpenschneider zer-
kleinert wurden; nach nochmaliger Reinigung wurden sie in einer eigens
eingerichteten Mühle, dem „Holländer", vermählen. Diese Masse, nun
„Halbzeug" genannt, wurde durch Chlor oder alkalische Laugen oder auch
nur durch die sogenannte Rasenbleiche entfärbt, eine Zeit lang ruhig stehen
gelassen und dann, wenn die Gewebe genügend gelockert waren, abermals
in den „Holländer" gebracht, dort einer weiteren Verkleinerung unterzogen
und so in einen dünnen Brei verwandelt, der von immer zufließendem
Wasser gereinigt das „Ganzzeug" genannt wurde. Dieses konnte nun in
die Schöpfbütte abgelassen werden, ein Holzgefäße von mehr als zwei
Metern Durchmesser und nicht ganz einem Meter Tiefe. War es gefüllt,
so tauchte ein Arbeiter die Drahtform in das etwas erwärmte und in
steter Bewegung gehaltene Ganzzeug ein und „schöpfte" mit jener den
Papierbogen. Die Drahtform bestand aus einem rechteckigen Holzrahmen,
der genau in einen etwas größeren paßte und der den nach der Längsrichtung
verlaufenden, dicht nebeneinanderstehenden Drähten oder auch den ganz,
dünnen Holzstäben, die durch Querdrähte mit einander verbunden waren,
zum Halt diente. Nach dem Untertauchen wurde die Form, die keine
Randleisten hatte, mit der geschöpften Masse vorsichtig herausgehoben und
mehrmals hin und her bewegt, damit das Ganzzeug sich gleichmäßig über
die Form vertheile und das Wasser ablaufe; dabei drücken sich jene Stäbe
oder Drähte in die ganz weiche Masse ein, wie sich dies an jedem „ge-
rippten" Papierbogen leicht wahrnehmen läßt. Man hatte aber auch
Formen, deren Drahtnetz so dicht war, daß die Masse nicht in die Maschen
hineinsinken konnte; diese gaben dann das gleichmäßige Velinpapier.
An den Formen brachte man auch mannigfaltige, aus dünnem Draht ge-
fertigte Zeichen an, die sich gleichfalls in das Papier eindrückten und die
bekannten Wasserzeichen, die ursprünglich Fabriksmarken warm, ergaben.
War der Bogen geschöpft, so mußte er von der Form abgelegt,
„gekautscht" werden, und zwar auf eine nicht zu glatte, Wasser aufsaugende
Fläche, die gleichzeitig geschmeidig genug mar, dem ganz weichen Papier-
bogen keine Unebenheiten aufzudrücken; gewöhnlich verwandte man dazu
den „Papiermachersilz". Auf den abgelegten Bogen wird ein zweiter
Filz gelegt, auf diesen ein neuer Bogen gekautscht, und dieses Geschäft
so lange fortgesetzt, bis eine bestimmte Anzahl solcher Bogen beisammen
war, worauf man den ganzen Stoß (Pauscht) preßte, um das Wasser
ausfließen zu lassen. Dann wurde er auseinandergelegt, die Filze zurück-
geworfen und die einzelnen Pavierbogen zusammengelegt und wieder

gepreßt; darauf wurden sie auf dem Trockenboden aufgehängt und ge-
trocknet, dann neuerdings geschichtet. Handelte es sich um Druck- oder
Löschpapier, so wurden die Bogen nach Buch und Rieß abgetheilt und
waren damit zum Verkaufe fertig. Das zum Beschreiben bestimmte
Papier mußte aber, damit die Tinte nicht ausfließe, noch geleimt werden;
man verwendete dazu thierischen Leim, seit verhältnißmäßig kurzer Zeit auch
Weizenstärkekleister. Nach der Leimung wurden die Bogen gepreßt, um
den überflüssigen Leim zu entfernen, getrocknet und von neuem gepreßt,
dann gemustert (ausgeschossen) und endlich noch einer Glättung unterzogen,
die, so lange man keine Satinirmaschinen besaß, nnt einem sehr harten
Stein, namentlich mit Achat, geschah, der die ganze Oberfläche des Papiers
abrieb. War der Bogen damit auch zum Schreiben fertig, so ließ man
ihn doch noch längere Zeit lagern, weil er dadurch an Güte gewann.
Mit der eben erwähnten Leimung darf aber ein anderes Verfahren
nicht verwechselt werden, das man seit neuester Zeit am Maschinenpapier
übt, um es dichter und schwerer zu machen, die Füllung; sie geschieht ge-
wöhnlich durch einen Beisatz bestimmter, fein vertheilter Mineralien zum
Ganzzeug, gewöhnlich verwendet man Gyps, Kaolin und Schwerspath.
Das ganze eben geschilderte Verfahren ist im wesentlichen in
Deutschland feit dem fünfzehnten Jahrhundert geübt morden, wo man,
wie gewöhnlich angenommen wird, einen bedeutsamen Fortschritt gegenüber
der älteren Erzeugungsweise gemacht hatte, die den Rohstoff noch mit dem
Stößel im Mörser bearbeitete, zur Bleichung mit Kalk behandelte und
dann saulen ließ. Namentlich die Erfindung der Papiermühlen, die mit
Stampfwerken verbunden waren, wurde den Deutschen zugeschrieben;
ebenso sah man es als eine neue Errungenschast an, als ein deutscher Papier»
fabrikant zu Anfang dieses Jahrhunderts die Leimung des Schreibpapiers
in der Masse erfand, indem er dem Ganzzeug iin Holländer entsprechend
behandelte Harze in bestimmter Menge zusetzte.
Doch wenden wir unsere Blicke wieder zurück in eine fernere Ver-
gangenheit. Das Papier und seine Erzeugung hat eine alte, sehr merk-
würdige Geschichte, die in ihren wesentlichen Theilen erst vor unlanger Zeit
aufgedeckt wurde, um deren Erschließung naturwissenschaftliche Beobachtung
und geschichtlich-sprachwissenschaftliche Forschung in erfreulicher Eintracht
sich gleichmäßig verdient gemacht haben.
Man liest in den landläufigen Behelfen, daß die Chinesen die Ehre
der Erfindung unseres Papiers ebenso in Anspruch nehmen dürfen wie
die anderer gemeinnütziger Dinge, z. B. des Schießpulvers, daß die
Araber zu Anfang des achten Jahrhunderts bei der Eroberung von
Samarkand den Schreibstoff und dessen Bereitung kennen gelernt und
ihn zunächst nach Vorderasien gebracht hätten; erst im elften Jahr-
hundert sei die Kunst Papier zu bereiten in's Abendland, und zwar

vom Papier.
zuerst nach Spanien gekommen, von dort aber nach Südfrankreich und
Italien, nach Deutschland nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert.
Das Papier, das die Araber und nicht viel später die Griechen
kennen lernten, wurde nach dem vermeintlichen Rohstoff durchwegs als
Baumwollenpapier (cnrw bomdv^iua oder Ac,ssvpir,«) bezeichnet, das von
Aussehen gelblich und weich, fast schwammig, wie Loschpapier war; als
Hauptkennzeichen galten aber die langen Fasern an den Rißstellen. Aus
der ausschließlichen Verwendung der Baumwolle zur Papiererzeugung wollte
man auch erklären, wie diese so lange auf Asien und Nordafrika beschränkt
geblieben sei und brachte den Aufschwung, den sie erst seit dem vierzehnten
Jahrhundert im Abendland erfährt, mit der angeblich neuen, nicht selten
den Deutschen zugeschriebenen Erfindung zusammen, aus Leinenlumven
Papier zu bereiten. Für das ganze vierzehnte Jahrhundert wurde mit
unfehlbarer Sicherheit zwischen Baumwoll- und Leinenlumpenpapier unter-
schieden, letzteres durch größere Weiße und vollkommenere Glätte ausgezeichnet:
erst im fünfzehnten Jahrhundert, da sich auch in Deutschland schon Papier-
fabriken nachweisen lassen, habe das Leinenlumpenpapier über das Baum-
wollenpapier den Sieg davongetragen.
Diese Darstellung vermengt Wahres und Falsches; dagegen hat die
wissenschaftliche Verwerthung jener Funde, die im Gebiet des einstigen
mittelaegy ptischen Gaues Arsinoö, zu el Faijüm und Uschmünein, gemacht
wurden und gegenwärtig die Sammlung des Papyrus Erzherzog Rainer
in Wien bilden, vielfach zu ganz anderen unerwarteten Ergebnissen geführt
und die älteste Geschichte des Papieres völlig aufgeklärt.
Indem ich über diese kurz berichte, folge ich vorzugsweise den ge-
lehrten Forschungen jener beiden Männer, auf deren Bemühungen ich fchon
vorhin angespielt habe, des Orientalisten und Historikers Karabacek und
des Botanikers Wiesner, deren Untersuchungen im zweiten, dritten und
vierten Band der Mittheilungen aus der Sammlung des Papyrus Erzherzog
Rainer^ enthalten sind.
Nach wie vor ist anzunehmen, daß die Chinesen die Lehrmeister der
Araber in der Papierbereitung waren; nur konnten sie diesen nicht die
Erzeugung des Baummollenpapiers beibringen, weil die Pflege der Baum-
wollstaude nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert im Reich der Mitte nach-
weisbar ist; dort wurde das Papier aus den Bastfasern des Papiermaul-
beerbaumes (Lronssonstia, papvrikers), den jungen Schößlingen des Bam-
busrohres, namentlich aber aus einer Nesselart, dem chinesischen Gras
(LüKmeria nivsn) gewonnen. Die Kenntniß der Bereitung dürfte den
Arabern durch Kriegsgefangene übermittelt morden sein, und zwar in der
Zeit des Ueberganges des Chalifats von den Omaijaden an die Abbnsiden.
Als Ausgangspunkt der arabischen Papiererzeugung ist mit Recht immer
Samarkand oder im weiteren Sinn Chorästm angesehen worden, das lange

genug den Stoßball zwischen dem chinesischen Reiche und dem der Chalifen abgegeben hatte.

Mögen aber auch die ersten Papiere, die zu Samarkand erzeugt wurden, ganz dem chinesischen Muster entsprochen haben, so ist man doch dort noch um einen bedeutsamen Schritt weiter gegangen, indem man einen neuen Rohstoff sür die Papiererzeugung nutzbar machte, die Faser des Leines (länuni usitäsissimuiu), aber nicht die reine, sondern die in Geweben bereits ausgenützte, kurz Leinenlumpen.

Eine so wichtige Erfindung, die die sonstigen kostspieligen und schwer zu beschaffenden Schreibstoffe überflüssig machte, konnte nicht lange an einen einzigen Ort gebannt werden; sie verbreitet sich bald über den ganzen Umfang der arabischen Herrschaft. In Bagdad hat es noch vor dem Ende des achten Jahrhunderts eine Papierfabrik gegeben, bald finden wir solche an der Südwestküste der arabischen Halbinsel und in Syrien> wo namentlich die Papiere von Damaskus zu Weltruf gelangten, etwas später auch an der Nordküste Afrikas und seit dem zehnten Jahrhundert auch im Nilland, wo aber der neue Schreibstoff mit den älteren heimischen, dem Papyrus, einen langen Kampf zu bestehen hatte. Noch im neunten Jahrhundert konnte DschShiz ('s- 869) sagen: es seien die Papyrusblätter Aegyptens für den Westen das, was die Papiere Sainarkands für den Osten sind; ein Jahrhundert später hat Papyrus dem Papier selbst hier das Feld geräumt, und gerade Aegypten wird eines der Hauptländer für die Papiererzeugung, da die Leinpflanze hier ganz besonders gedieh und seit uralter Zeit die Weberei in hoherBlüthe stand. Bald weiß man im Nillande alle Erzeugnisse der asiatischen Papierindustrie nachzuahmen von den Bogen größten Formats bis zu jenen feinsten Papieren winziger Größe, deren man für die Brieftaubenpost benöthigte: daneben verstand man auch jenes grobe, starke Packpapier herzustellen, das, wie ein reisender Perser berichtet, bereits im elften Jahrhundert in den Bazaren von Kairo ebenso zum Einwickeln der gekauften Waaren verwendet wurde, wie vor Zeiten in den römischen Gemürzbuden alter Papyrus.

Der Bedarf an Papier war schon in den ersten Zeiten ein sehr großer und stieg noch, je mehr die Vielschreiberei durch eine bis in's Kleinste geordnete und festgefetzte Staatsverwaltung entwickelt, je eifriger die Wissenschaften in den Euphratlcindern und am Nil, in Nordafrika und Spanien gepflegt wurden, je mehr die nationale Literatur anschwoll, die ihrerseits wieder, wie der Geschichtschreiber der arabischen Cultur, A. v. Kremer-Auenrode, einmal ausführt, in dem wohlfeil gewordenen Schreibstoff ein wesentliches Mittel gewann, um aus einem Alleinbesitz der durch Neichthmn bevorzugten Classen zum Genieingut aller Berufenen zu werden. Dieselbe Wirkung läßt sich aber auch im Abendland wahrnehmen, obgleich es lange seinen Bedarf an Papier aus den arabischen Fabriken decken mußte, bis

endlich die immer niehr sich steigernde Nachfrage dazu führte, das Geheim-
niß der Bereitung den Morgenländern abzulernen.
Die Nachrichten der arabischen Schriftsteller und die aus den Funden
von el-Faijüm gezogenen Schlüsse haben noch durch eine von Prof. Karabacek
jüngst aufgefundene arabische Schrift: „Tie Stütze des Schreibers und
das Rüstzeug der mit Verstand Begabten," die eingehend die ganze Papier-
erzeugung beschreibt, sowie durch die mikroskopischen Untersuchungen Wiesners
völlige Bestätigung gefunden.
Ueber die Natur des Rohstoffes, der von den Arabern zur Papier-
erzeugung verwendet wurde, kann darnach kein Zweifel mehr sein; so gut
wie ausschließlich werden die in Geweben bereits ausgenützten Fasern des
Leines und des Hanfes (cemnäbis sativa) verarbeitet; nicht bloß das
Mikroskop, selbst das unbewaffnete Auge vermag in den Papieren von
Uschnnmein noch Reste unzerstörter Leinengewebe und Garnfäden zuerkennen;
von Baumwolle dagegen finden sich nur ganz geringe Spuren, die durch-
aus nicht berechtigen, von einem Baumwollenpapier zu sprechen. Auch die
erzählenden Quellen wissen nichts von einer solchen Verwerthung der Baum-
molle, obgleich deren Cultur gerade in Chorus«,! besondere Pflege fand, so
daß der schon genannte Dschühiz dieses Land als Baummollland gegenüber
dem Flachsland Aegypten bezeichnet. Man hat also gerade dort, wo Baum-
wolle reichlicher zu haben mar als irgendwo, diesen Stoff als für die
Papierbereitung ungeeignet erkannt. Ich füge gleich hinzu, daß die
mikroskopischen Untersuchungen Wiesners, die auf eine Menge von Papieren
ausgedehnt wurden, die den Gefchichtforschern immer als Baummollen-
papiere gegolten haben. Baumwollenfasern nur in verschwindender Menge
nachwiesen, so daß auch alle diese Papiere als Leinenlumpenpapiere zu
erklären sind, die ihre Langfasrigkeit, ihre Farbe und Weichheit, die an-
geblichen Kennzeichen des Baumwollenvapieres nur einer bestimmten Her-
stellungsweise verdanken.
Die mittelalterliche Bezeichnung jenes langfaserigen Papiers als «»rts,
bmudvoinä oder Fos«vpittn, um deren willen mancher Gelehrte heute noch
vom Baummollenpapier nicht lassen will, ließe sich hinreichend schon durch
einen Sprachgebrauch erklären, der dem unsrigen gemäß ist, wenn mir von
Seidenpapier reden. Wie wir dabei keineswegs an eine Herstellung dieser
Papiergattung aus Seide denken, sondern nur einen Vergleich unternehmen,
so mochte auch dem älteren Sprachgebrauch ein solcher Vergleich zu Grunde
liegen. Karabacek geht aber in der Erklärung noch weiter, indem er auf
die syrische Stadt Bambnke oder Mambidsch, das alte Hieravolis, weist,
dessen Gewebe als pnnni Ksmhvmni im ganzen Abendland berühmt waren;
sehr wahrscheinlich gab es dort auch eine große Papierfabrik. Ob von
deren Erzeugnissen, die mit Recht carws bamdvoinss genannt werden
konnten, der mittelalterliche Name sich unmittelbar herleitet, oder ob man
das aus den abgenützten pnnni dumd^cini bereitete Papier nunmehr als

«srtkr dinnd^ cml, bezeichnete, mag dahingestellt bleiben. Später hat dann eine begreifliche Verwechslung von bäiudvcin» und domdvoma, worunter man Baumwollenstoffe verstand, stattgefunden, die durch eine gewisse Aehnlichkeit des älteren Pavieres mit Baumwollenzeug begünstigt wurde.
Karabacek hat zudem an einer ganzen Reihe von Beispielen gezeigt, wie allgemach die Bezeichnung, die ursprünglich den Erzeugungsort eines Gegenstandes trifft, zum Namen des Gegenstandes selber wird. Ziemlich lange ist es z. B. schon bekannt, daß der glänzende Satin seinen Namen von der chinesischen Stadt Tseu-thung geliehen hat, die im arabischen Munde Zeitün hieß, so daß Satin eigentlich den Zeug von Zeitün bezeichnet; ähnlich verhält es sich mit dem Barchent, dessen Name sich zurückführen läßt auf das persische BarragSn, einen Bezirk von Schiräz, der durch die Herstellung eines roth- und schwarzgestreiften Zeuges seit dem zehnten Jahrhundert berühmt mar; daß der Musselin sich nach der Stadt Mofsul nennt, weiß Jedermann, weniger bekannt ist, daß der Organdin sich von dem verderbten Namen Organzi herleitet, womit man im Mittelalter den Seidenmarkt Urgendsch in Chiwa bezeichnete.
Ueber die Erzeugung des arabischen Papiers sind wir jetzt ausreichend aus jener oben erwähnten Schrift, die vielleicht noch im elften Jahrhundert abgefußt wurde, unterrichtet. Aus ihr sowohl als auch aus den sonstigen Untersuchungen hat sich die wichtige Thatsache ergeben, daß die Papierbereitnng seit der arabischen Zeit bis in die letzten Jahrzehnte einen wesentlichten Fortschritt nicht gemacht hat, und daß eine Reihe von Erfindungen oder Verbesserungen an den? Erzeugungsverfahren, die im Abendland überhaupt oder vorzugsweise in Deutschland erzielt morden sein sollen, den Arabern längst bekannt waren, vor allen die Papiermühlen mit Stampfvorrichtungen, die ein viel gründlicheres Zerkleinern des Rohstoffes ermöglichen als Stößel und Mörser, deren Verwendung jenes langfaserige „Baumwollenvapier" geliefert hatte, wogegen der in den Mühlen verarbeitete Rohstoff ein kurzfaseriges Papier ergab. Auch die von den Arabern gebrauchten Drahtformen, die bisher als 'eine Erfindung des zwölften Jahrhunderts galten, entsprachen so ziemlich jenen, die noch vor wenigen Jahrzehnten in Verwendung waren; die Araber verstanden ebensowohl geripptes als auch Velinpapier herzustellen.
Beim Knutschen dagegen scheint ein anderer Handgriff üblich gewesen zu sein; statt den weichen Bogen auf einen Filz abzulegen, wurde er auf ein Brett von rauher Oberfläche gekautscht und mit dessen Hilfe an eine künstlich oder auch nur von der Sonne erwärmte glatte Mauermand geklebt, wo er trocknete und dann abfiel. Folge dieses Verfahrens, an dessen Stelle allerdings hie und da die Verwendung des Filzes trat, mar, daß die eine Seite des Papierbogens weniger glatt war als die andere und daher auch weniger geeignet zum Beschreiben; man hals sich aber, indem man zwei Bogen mit den rauhen Seiten aneinanderklebte.

Sobald der getrocknete Bogen von der Wand abgefallen war, wurde
er mit unverkleisterter Weizenstärke eingerieben, um ihn schwerer, dichter,
zugleich aber auch meißer zu machen. Es ist das derselbe Vorgang, den
mir als das „Füllen" des Papiers bezeichnen und der als Errungenschaft
der gegenwärtigen Maschinenpapier-Jndustrie gepriesen wird.
Die weiteren Arbeiten, das Trocknen, Zusammenlegen, Glätten und
Pressen des Papiers, bieten nichts Auffälliges; auch das Leimen des
Bogens, das heute mit thierischem Leim oder Traganth geschieht, wurde
von den Arabern bereits geübt; nur verwendeten sie einen Reisabsud,
häusiger aber, auch ein angeblicher Fortschritt der neuesten Zeit, sehr dünnen
Weizenstärkekleister, in den sie den Papierbogen eintauchten. Daneben
gab es aber noch ein zweites Verfahren, das aller Wahrscheinlichkeit
nach auch den Chinesen, den Lehrmeistern der Araber, schon bekannt war,
die Leimung des Papieres in der Masse, das am Anfange unseres Jahr-
hunderts erst wieder neu entdeckt werden mußte.
Was die Größe der Papierbogen anbelangt, so war man bis zu der
noch ziemlich jungen Erfindung des endlosen Maschinenpapiers nicht besser
daran, als die Araber; sie hing von der Größe der Schöps forin ab;
trotzdem gelangten die Araber zu recht stattlichen Ergebnissen, der Bagdüder
Ganzbogen und das nach diesem Muster in Aegypten erzeugte „voll-
kommene Tumärpapier" hatte eine Länge von 1'1 Metern, bei einer Breite
von fast dreiviertel Metern. Diesem größten Format steht das Papier
für die Depeschen der Taubenpost gegenüber mit neun Centimetern Höhe
und sechs Centimetern Breite; als Zwischenstufe diente eine ganze Reihe
genau bezeichneter und in ihren Maßen bestimmter Formate, für deren
jedes die Kanzlei der Chalifen eine besondere Verwendung hatte. Im
Handel galten lange als die beliebtesten Sorten die Bagdnder und Damas-
cener Papiere.
Von den einzelnen Bogen, die arabisch „talub/-, in Aegypten „mrol^"
hießen, gaben fünfundzwanzig ein Buch (arabisch äaost —Hand, daher
das französische „rnain clo papier"), füns Buch aber machten ein „Bündel"
(arabisch ri?ms, wovon unser deutsches „Rieß").
In der Regel wurde weißes Papier hergestellt, die Bleiche und die
Füllung mit Weizenstärke werden an sich genügt haben, um ein tadelloses
Weiß zu erzielen; die Feuchtigkeit, der Staub und die Einwirkung der
atmosphärischen Luft lassen nach einigen Jahrhunderten diese Papiere freilich
gelblich bis braun erscheinen. Von diesen zu unterscheiden sind aber die
wirklich gefärbten Papiere, die durch Eintauchen in eine Farbflüssigkeit,
meist einen Absud von Färbepflanzen, oder durch Einreiben mit einem
Farbstoff erzeugt wurden.
Gemisse Farben hatten und haben im Morgenlande eine sinnbildliche
Bedeutung, die sich auch auf das entsprechend gefärbte Papier übertrug;

da Blau als Farbe der Trauer galt, so ließ man auf blaues Papier die
Todes befehle schreiben; gegenüber dieser Farbe der Verachteten und darum
auch der Weltentsagenden ist Roth die Farbe der Vornehmen; auf rothem
Papier zu schreiben war ein Vorrecht, das der Chalif nur in ganz wenigen
Fällen hohen Würdenträgern verlieh. Roth ist die Farbe des Glückes,
aber auch derer, die um Glück werben. Wer in Persien dem Herrscher
ein Gesuch persönlich vorzubringen gedachte, legte rothes Gewand an, um
den Blick des Herrn aus sich zu lenken; nicht selten mar dieses Kleid sogar
aus Papier, und durch diesen Brauch werden erst die Verse aus dem Dimün
des Hüstz ganz verständlich:

„Blut'ge Thronen muß ich weinen
Auf's papierne Bettlerkleid,
Weil für mich Gekränkten keinen
Trost hat die Gerechtigkeit."

Sehr beliebt war auch das gelbe Papier, das für Mittheilungen
zarten Inhalts gern benutzt wurde; grüne und violette Papiere kamen
gleichfalls, wenn auch selten vor.

Die blaue Farbe wurde aus einer Jndigolösung oder aus Alo^früchten
gewonnen, die rothe aus dem Gummilack, der von der weibliche Schild -
laus (««Leus 1uoca> kommt, daneben auch aus Zinnober oder Ocker; die
gelbe wurde aus Safran, die grüne aus Grünspann bereitet.

Zu welcher Zeit im Abendland die Erzeugung des neuen Schreib-
stoffes anhebt, läßt sich auch annähernd nicht feststellen, aber ohne Zweifel
ist Spanien das erste Land, das sich eigener Papierfabriken erfreute, die
von den arabischen Herrschern wohl noch im zehnten Jahrhundert einge-
richtet wurden; gewöhnlich werden Toledo, Tativa und Valencia als die
Orte genannt, an welchen zuerst das spanische Papier erzeugt wurde. In
den Bibliotheken jenes Landes haben sich wirklich die ältesten bisher be-
kannten Beispiele von der Verwendung des Papiers für die abendländische
lateinische Literatur gefunden, sie reichen aber nicht hinter das elfte Jahr-
hundert zurück, wobei erwähnt werden muß, daß noch im zehnten auf der
iberischen Halbinsel der Papyrus im Gebrauche war. Am Anfang des
zwölften Jahrhunderts bedienen sich auch schon die Normannen in Sicilien
des Papiers, das sie wahrscheinlich von den Arabern der nordaftikanischen
Küste eingehandelt hatten; im Laufe dieses Jahrhunderts dringt der neue
Schreibstoff sowohl von Unteritalien als von Südfrankreich her langsam
gegen Norden vor. Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ist er in
Italien schon in ziemlich allgemeinem Gebrauch, nicht bloß für die Zwecke
des Alltagslebens, sondern auch für Bücher und sogar für Urkunden; aber
letzteres schien doch so bedenklich und die Dauerhaftigkeit des Schreibstoffes
so wenig zuverlässig, daß der Staufer Friedrich II. den Notaren seines
sicilianischen Königreiches im Jahre 1231 verbot ihre Urkunden auf Papier
statt auf Pergament zu schreiben, bei welcher Gelegenheit der neue Schreib-

stoff zum ersten Male mit dem Namen bezeichnet wird, den er heute noch
trägt, er wird «Karr», p»p)ri genannt. In der Verwaltung des König-
reiches dagegen bedient sich Friedrich II. selbst des Papiers, ja wir besitzen
sogar zwei in Briefsorm ausgefertigte Befehle dieses Herrschers, die auf
Papier geschrieben sind; der ältere von 1228, der das steirische Nonnen-
kloster Goß bei Leoben angeht, in Wien verwahrt, hat viel angefochten
bis vor kurzer Zeit als das älteste bekannte Beispiel für Verwendung von
Leinenlumpenpapier gegolten; ein ähnliches Stück von 1230 ist nach Lübeck
gekommen.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde das Papier auch in Deutschland
bereits ziemlich häufig verwendet; natürlich wurde es ans dem Auslande,
namentlich aus Italien, eingeführt, wo damals bereits eine Reihe blühender
Fabriken bestanden, zu Fabriano in der Mark Ancona, zu Padua und
Treviso, später auch zu Mailand. Allmählich nähern sich diese den Grenzen
Deutschlands, ungefähr um die nämliche Zeit entstehen solche in dem ge-
merbfleißigen Flandern, wo man die Papiererzeugung den Franzosen ab-
gesehen hatte, und zu Cividale in Friaul: auf deutschem Boden ist aber
die erste Fabrik im Jahre 1320 errichtet worden, und zwar zu Mainz.

Alles Papier, das vor dem vierzehnten Jahrhunderte erzeugt wurde,
hat man, wie erwähnt, auf Grund seiner äußeren Beschaffenheit für Baum-
wollenpapier erklärt, die Erfindung des kurzfaserigen Leinenlumpenpapiers
in den Anfang jenes Jahrhunderts gesetzt und nnt Vorliebe an Deutsch-
land geknüpft.

Was in den gewöhnlichen Nachschlagewerken, selbst in den besseren
ihrer Art, über die Geschichte der deutschen Papiererzeugnng zu finden ist,
was dort namentlich über das Alter der einzelnen Fabriken gesagt wird,
ist nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Mit einigem Rechte darf man
den ersten Aufschwung des neuen Industriezweiges an Nürnberg knüpfen
und an einen seiner besten Söhne, Ulman Stromer, der im Jahre 1390,
also gerade vor einem halben Jahrtausend, in seiner Vaterstadt eine Papier-
fabrik einrichtete, die gegenüber den italienischen mehr vervollkommnete
Einrichtungen aufmies, da die Wasserkraft der ersten Verarbeitung des
Rohstoffes dienstbar gemacht wurde.

Ulman Stromer hat uns Aufzeichnungen über denkwürdige Ereignisse
aus seinem eigenen Leben wie aus dem seiner Vorfahren hinterlassen,
„Daz Püchel von mein Geslechet und von Abentawr", darin hat er auch
seiner Thätigkeit als Papiererzeugers gedacht. Wir erfahren, daß er
seine Papiermühle mit deutschen, aber auch mit italienischen Arbeitern,
von denen er drei nennt, betrieb; Franciscus de Marchia, sein Bruder
und sein Knecht scheinen aus Fabriano gekommen zu sein. Alle Arbeiter
und von den verheiratheten. auch deren Ehefrauen, werden in Eid ge-
nommen, niemandem das Geheimniß der Papiererzeugung mitzutheilen, für
niemanden außer dem' Arbeitsgeber innerhalb festgesetzter Frist Papier

zu machen und auch nach deren Ablauf solches nur für eigene Rechnung zu erzeugen: die Welschen mußten zudem noch geloben, in keiner Weise dahinzuwirken, daß neue Papiermacher über die Alpen nach Deutschland kämen und so das Brod schmälerten. Trotzdem legten es aber die Italiener geradezu darauf an, nur ihren Landsleuten die Vortheile des sehr erträglichen Gewerbes zukommen zu lassen, sie stifteten Händel mit den deutschen Arbeitern und wollten den Fabriksherrn zwingen mehr Italiener in seine Dienste zu nehmen, offenbar, um das Geheimnis; des Handwerks nicht Fremden verrathen zu müssen; schließlich suchten sie gar die Mühle gegen einen sehr hohen Pachtschilling (zweihundert Gulden und eine bestimmte Menge Papier) in ihre Hand zu bekommen und da sie auch damit nicht zum Ziele kamen, beschränkten sie ihre Thätigkeit auf's äußerste. Als Ulman Stromer seine Mühle vergrößerte, wollten sie auch dies nicht zulassen. Endlich riß ihm die Geduld, und er setzte die Welschen in den Thurm, aus dem sie erst ein Vergleich und neue Eide befreiten. Wie lange sie noch in seinen Diensten blieben, erfahren wir nicht, drei Jahre später verpachtet er fein Fabrikswesen an einen seiner Arbeiter, wobei er sich aber verpflichten mußte den Rohstoff, die Leinenhadern, zu liefern.

Trotz aller Maßregeln, den Wettbewerb hintanzuhalten, wird im Todesjahr Stromers (1407) zu Ravensburg eine neue Fabrik errichtet, die spanische Arbeiter beschäftigt; ihre Erzeugnisse, die sich eines guten Rufes erfreuten, waren an einem bestimmten Wasserzeichen, dem Ochsenkopf mit dem Kreuz zwischen den Hörnern, zu erkennen, das aber bald allenthalben nachgeahmt wurde. 1440 wird zu Basel eine neue deutsche Fabrik gegründet, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts folgen die Gründungen rasch aufeinander; des ungeachtet währt es noch ziemlich lange, bis Deutschland seinen Bedarf wenigstens an minder feinem Papier aus eigenem Erzeugniß decken kann, die feineren Sorten mußte man aber noch lange den Italienern abkaufen. Aus den Stadtrechnungen von Görlitz erfahren wir, daß das feinere Papier erst feit 1516 aus Ravensburg bezogen wurde, früher hatte man es aus der Lombardei bringen lassen.

Seit dem fechszehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts scheint unsere Papiererzeugung keine nennenswerthen Fortschritte gemacht zu haben; die Zahl der Fabriken wuchs zwar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, aber die meisten besaßen nur kleine Anlagen und konnten nicht mehr als eine Schöpfbütte mit Ganzzeug füllen. Die Ursachen der geringen Entwicklungsfähigkeit ist vornehmlich in der Schwierigkeit zu suchen, sich den Rohstoff, die Hadern, in beliebiger Menge zu verschaffen, ferner in dem Wettbewerb des Auslandes, namentlich Frankreichs und Hollands, das feineres Papier herzustellen wußte, endlich aber in einem ganz unsinnigen Zunftzwang, der das Aufkommen von Verbesserungen, wie sie

außerhalb Teutschlands längst geübt wurden, völlig unmöglich machte.
Dem Lehrling wurde beim Freispruch das Gelöbniß abgenommen, in
keiner Mühle, die ihn beschästige, etwas altes ab- oder etwas neues auf-
kommen zu lassen; geschah es dennoch, so wurde die Mühle und ihr Be-
sitzer von den Arbeitern in Verrus erklärt, diese zogen ab und überließen
es dem Arbeitsherrn mit schweren Opfern seine Fabrik wieder in Gang
zu bringen. Keferstein erzählt, daß zu Deckendorf in Baiern die Gesellen
ihren Meister in Verruf brachten, weil ihnen bei Tisch unter den gerösteten
Schnitten von Weißbrot auch solche von Schwarzbrot vorgesetzt worden
waren; die Austragung des Handels soll dem Meister fünfhundert Gulden
gekostet haben.
Aber noch andere Sorgen plagten den Fabriksherrn; er mußte alle
möglichen Mittel aufbieten, um sich den regelmäßigen Bezug des Roh-
stoffes zu sichern. Das Recht innerhalb eines bestimmten Gebietes die
Lumpen sammeln zu lassen, mußte in vielen deutschen Staaten durch
Zahlung einer ansehnlichen Pachtsumme erkaust werden; die Sammel-
bezirke grenzte man gegenseitig ängstlich ab und wachte mit Eifersucht dar-
über, daß nicht etwa «in Unberusener den kostbaren Rohstoff vorweg nehme.
Am besten waren diejenigen Fabrikanten gestellt, die von ihrem Landes-
herrn in dem alleinigen Bezug der Hadern innerhalb der Landesgrenzen
geschützt wurden, wie in Sachsen, gleichzeitig aber auch in der Lage waren,
aus solchen Gebieten, wo die Lumpensammlung nicht privilegiert worden
mar, Hadern zu beziehen; freilich wurden dadurch die Fabriken in diesen
offenen Gebieten arg benachtheiligt.
Die Beschwerden und Klagen der Papiersabrikanten haben mit der
Zeit dazu geführt, daß die Lumpenausfuhr entweder ganz verboten oder
mit einem hohen Zoll belegt wurde, wie dies im Mittelalter fchon die
Venezianer gethan hatten; das Ael aber, das die Einsichtigeren an-
strebten, jene Sonderberechtigungen "und Sammelbezirke aufzuheben und
an deren Stelle den freien Handel mit dem Rohstoff treten zu lassen, wie
er in Frankreich längst im Schwünge war, ist trotz aller Vorstellungen
in Teutschland damals nicht erreicht morden.
Diese Verhältnisse und mehr noch die Thatsache, daß bei immer
steigendem Bedars an Papier der bisher verwendete Rohstoff nicht mehr
in ausreichender Menge beschafft werden konnte, haben endlich veranlaßtt,
daß man zu Ersatzmitteln für die Hadern griff. Heute verwendet man,
allerdings zumeist mit Hadern vermischt, Cellulose (chemisch isolirte Faser
von Holz, Stroh oder Espartogras) und die mechanisch erzeugte Holzfaser,
den Holzschliff. Diese Ersatzmittel haben das echte Lumpenpapier so sehr
in den Hintergrund gedrängt, daß es bereits schwierig geworden ist holz-
freies Papier zu beschaffen.
Die aus Holzfasern hergestellten Papiere sind freilich ungemein billig
und dank der Satinirmaschine und der Füllung mit Schwerspath (Baryt)

von schönem Aussehen. Aber seit kurzem werden aus dein Kreis der Archiv- und Bibliothekbeamten warnende und klagende Stimmen und gewichtige Zweifel über die Dauerhaftigkeit dieser Papiere laut, an dem wir eine üble Eigenschaft leicht selber wahrnehmen können, die Vergilbung, die durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die schon angegriffene Holzfaser verursacht wird; hier und da bemerken mir auch an stärker benützten Papieren eine auffallende Brüchigkeit, namentlich an den Rändern.

In der That steht zu befürchten, daß von all' dem, was in so reicher Fülle in der Gegenwart geschrieben und gedruckt wird, in dreißig Jahren nur sehr weniges noch vorhanden sein dürfte, und daß von unseren GeisteSwerken nur das der Nachwelt erhalten bleiben wird, was immer und immer wieder abzuschreiben der Mühe lohnt. — Das wäre an sich noch nicht als das größte Unglück zu betrachten, das unsere gegenwärtige Cultur treffen könnte, aber man erwäge doch auch ernstlich, wie stünde es wohl um unser Wissen von der Vergangenheit, nm unsere Vorstellungen von dem Fühlen und Denken geschwundener Geschlechter, wenn alle die zähen Pergamente und dauerhasten Papiere, auf denen das Mittelalter fein eigenes Wissen und all' das verzeichnet hat, was es aus älteren Culturperioden an Weisheit überkommen hatte, dem Moder zum Opfer gefallen wären, wenn uns aus der Erbschaft unserer Ahnen nur noch das geblieben wäre, was als gangbare Kleinmünze der Alltagsweisheit oder auch als vermeintlicher Grundstein alles VerstehenS, allein der Fortpflanzung auf spätere Geschlechter durch emsiges Abschreiben damals für werth erachtet würde. Wir besäßen zwar heute noch den Donat und einige BergilerklSrer, manchen fchätzenswerlhen Kirchenvater und wundersame Heiligenlegenden, neben längst verfallenen philosophischen Systemen astrologische und medicinische Schriften die Fülle, aber die herrlichsten Literaturdenkmale, die wichtigsten Quellen der Geschichte, die ersten Versuche einer selbständigen Naturbetrachtung wären nicht einmal dem Namen nach auf uns gekommen.

Darum ist mit Ernst zu wünschen, daß die fortschreitende Technik Mittel finde solcher Verderbniß Einhalt zu thun, oder lieber noch der Papiererzeugung, die voraussichtlich einem immer mächtiger anschwellenden Bedarf wird genügen müssen, einen neuen dauerhafteren Rohstoff zuzuführen, der gleichzeitig den Bestand unserer Wälder unberührt läßt.

Des Abdeckers (Tochter.

Erzählung,

von

S ch s Ii d o r p h.

— Dänemark, —

(Autorisirte Uebersetzung aus den? Dänischen).

I.

ns Ravnshöi, dem Gute des Hofjägermeisters Nosenfeld hatte man vortrefflich zu Mittag gespeist, in echter Junggesellen-manier, sodaß man sich im Essen, Trinken und in der Unter-haltung keinerlei Zwang anzuthun brauchte.

Nur zwei Personen hatten an dem Diner theilgenommen, der unver-heirathete Besitzer des Gutes selber und sein Freund, der Kammerherr Rapsdorff. Dieser mar zuerst Gardelieutenant, dann Legationssecretär bei einigen kleineren Gesandtschaften, sowie außerordentlicher Gesandter beim Abschluß von Handelstractaten mit fernen Ländern, zuletzt Amts-verwalter in Jütland gewesen und hatte jetzt seinen Abschied genommen. Er stand in den Fünfzigern, und sein Aussehen trug deutliche Spuren davon, daß er sein Leben stark genossen hatte. Wohl verdeckte eine glatte Perrücke sein kahles Haupt, aber ein Netz von feinen Falten an der Schläfe und den Augenwinkeln, und der unbewegliche Mund, der, wenn er erst gelächelt. Mühe hatte, wieder zur Ruhe zu kommen, verriethen seine Hinfälligkeit. Der Hofjägermeister hatte sich besser conservirt. Es waren nur wenige graue Stellen in seinem großen Bart, der das ganze Gesicht umrahmte. Er hatte edle Züge, aber in seinen Augen spiegelte sich kein reges geistiges Leben ab. Jetzt hatte der Champagner sie noch glanzloser gemacht als sonst.

V

Schandorph in Dänemark.
Es war still im Rauchkabinet. Obgleich der Herbst kaum begonnen hatte, brannte doch im Kamin ein machtiges Feuer; von Zeit zu Zeit knatterte es in den großen Holzscheiten. Eine Tapete von dunkelbrauner Leinwand mit reichen goldenen Verzierungen bedeckte das Zimmer, das von einer auf eineni Tisch von Eichenholz aus der Zeit Christians IV. stehenden Lampe erleuchtet war. An der einen Wand hing eine Sammlung von Waffen, alte und neue Gemehre, alte Neiterpistolen, neue Revolver, Klingen und Scheiden von Degen und Säbeln kreuzweise über einander. An dem Metall blinkte hin und wieder der röthliche Widerschein von dem züngelnden Kaminseuer. Nach der Decke hinauf und längs dem Stuckatur-gesims derselben tanzte der Havannarauch in wirbelnden Ringen.
Die beiden Freunde, der Hofjägermeister und der Kammerherr, lagen in amerikanischen Schaukelstühlen und sahen zu der in Dämmerung ruhenden Decke empor. Es herrschte lange Zeit eine Todesstille im Zimmer.
„Nimm Dir eine frische Cigarre, Rapsdorff," sagte der Hofjäger-meister in dem kläglichen, mitleidheischenden Ton des von den An-strengungen des Diners Ermatteten.
„Mag nicht darüber sein, alter Freund," antwortete der Kammerherr in etwas höherem Ton von derselben Beschaffenheit — — „Ich hätte lieber noch einen Kakao, wenn ich aufstehen möchte. Du bist der Wirth, mach' die Honneurs!"
„Man könnte ja schellen!"
Der Hofjägermeister schellte. Ein Diener in Livree, bis über die Knie hinauf geknöpften Gamaschen trat ein mit einem Bückling. Der Gutsherr deutete aus Karaffe, Gläser, Cigarrenkästchen, den Kammerherrn und sich selbst. Der wohldressirte moderne Sklave verstand Alles, setzte die verlangten Gegenstände auf zwei Tischchen neben den Herren hin und wartete einen Augenblick mit fragender Miene. Der Kammerherr sprach: „Verschwinde nur, mein guter Jean oder Baptiste."
Der Diener schlüpfte lautlos wie ein Schatten zu der mit einer wollenen Leiste eingefaßten Thür hinaus.
Neue Pause. Endlich sagte der Kammerherr:
„Rosenfeld — schläfst Du?"
„Nein," erwiderte der Hofjägermeister gähnend.
„Hör' Du, bist Du nicht des Lebens müde?"
«Ja, zuweilen."
„Hast Du niemals mit den Dingern da (er zeigte auf die Revolver an der Wand) gespielt, wenn die Magensäure Dich zu stark plagte, und die Karlsbader Saison noch in weiter Ferne mar?"
„Bist Du toll? Glaubst Du, ich wolle mich todtschießen?"
„Nein, aber hast Du nie Lust dazu gehabt?"
„Nein, wahrhaftig nicht. Aber Du?"

„Allerdings. Wenn mir mein Magen gar zu vielen Kummer machte
und ich keine Lust mehr hatte zu Wein oder sonst etwas."
„Ach roas," sagte der Hofjägermeister, „das geht ja immer wieder
vorüber, wenn man nur ein Bißchen Geduld hat."
„Ja, ja — Du hast gut reden — ein Bißchen Geduld. Aber sag'
mal," fuhr der Kammerherr fort, indem er sich etwas im Stuhl auf-
richtete, „wie steht es denn eigentlich mit Dir? Du hattest ja früher hin
und wieder moralische Anwandlungen — Du wolltest die Welt bessern.
Ha, ha! Willst Du das noch?"
„Nein — es kann doch nichts nützen."
„Aber wenn Du es könntest — wolltest Du es denn?"
Dem Gutsherrn stieg das Blut in die Wangen, mährend er heftig
an seiner Cigarre sog und eine blaue Wolke mit einem starken Hauche
ausstieß.
Der Kammerherr lachte und miederholte seine Frage in einem
neckenden Tone, der den Hofjägermeister unangenehm berührte. Er stand
auf und ging auf und ab, indem er sich den Schnurrbart strich. Dann
blieb er vor dem Tisch stehen, schlug mit der geballten Hand leicht auf
die Platte und sagte laut:
„Ja, meiner Treu wollte ich es, Rapsdorff. Ja, lach' Du nur! Du
hast nicht so wie ich die allermeiste Zeit auf dem Lande zugebracht, und
all' den Schmutz, all' das Elend, all' die Noth gesehen — hu!"
„Glaubst Du nicht, daß es in den großen Städten Europas noch
ärger ist?"
„Das geht mich nichts an. Aber wenn man Gutsbesitzer ist, so ist
es, dünkt mich, zu arg, wenn die Leute auf dem Gute Hunger leiden.
Ich will nicht prahlen, aber ich habe ziemlich viel weggegeben — allein,
das Faß ist bodenlos! Es ist himmelschreiend! Bisweilen mache ich mir
ein Gemissen daraus, all' die theuren Weine zu trinken, mährend die
Käthner sich an den Branntwein halten."
„Aber Deinen Chateaumein trinkst Du doch."
„Ich habe mich einmal daran gewöhnt."
„Ebenso wie an das tairs I» «onr knix doautös 611 villa^ö."
„Ich habe das Bißchen französisch, das ich einmal konnte, vergessen.
Aber ich verstehe doch wohl, was Du meinst. Es ist Alles die Folge
einer schlechten Erziehung —"
„Sind Deine Knechte und Mägde vielleicht tugendhaft?" fragte der
Kammerherr.
„Nein, sie sind um kein Haar besser, als ich selber."
„Ach so. Allgemein menschliche Schwäche!"
Der Hofjägermeister zuckte die Achseln und warf sich in seinen Stuhl
znrück. Der Kammerherr erzählte pikante Geschichten aus seinem Leben

in Paris und Neapel, und sein Freund vergaß bald seine Gemissens-
skruvel und mar ganz Ohr.

Als sie aufstanden, fragte der Kammerherr lachend:

„Du giebst wohl Deinem alten Freunde freies Jagdrecht auf Deinen
Besitzungen, wie in früheren Zeiten?"

„Gebe ich es Dir nicht, so nimmst Du es Dir wohl selbst," er-
widerte der Gutsherr.

N.

Der Kammerherr ermachte am anderen Morgen davon, daß ihm die
Sonnenstrahlen in's Gesicht sielen. Daß die böse Sonne Einen nicht
schlafen ließ! daß die Sonne hier ebenso neckisch sein konnte wie in Italien,
Algier, Egypten und Japan!

Nein, es war nicht zum Aushalten! Der Kammerherr mußte sich
dazu bequemen, das Bett zu verlassen.

Er trank den Kaffee, den der Diener ihm gebracht hatte. Vortreff-
licher Kaffe! Ja, Junggesellenwirthschaften haben ihre guten Seiten, dachte
der Kammerherr. Die Vorzüglichkeit der Getränke wiegen die Mängel
an den Speisen reichlich auf. Denn man speist besser da, wo eine Haus-
frau maltet. Das ist ganz unleugbar. Aber sein alter Freund Rosenfeld
und er selbst hatten nie Sinn für die Ehe gehabt — nein sicher nicht!
Auf mit dem Fenster! Eine feine Cigarre! Welch' köstliches Wetter!

Der Kammerherr schlüpfte in seinen sammtenen Morgenrock, stieß das
Fenster auf und sah in den Garten hinaus.

Die aus vielen Wohlgerüchen zusammengesetzte Herbstluft schlug ihm
entgegen, und die Sonne schien ihm so warm gerade in die Augen. Das
Weinlaub an der Wand des Hauses halb grün halb roth, erglänzte dicht
neben ihm, hin und wieder schlug eine sanft bewegte Ranke ihm in's
Gesicht. Große, noch ^unreife Trauben hingen herab, schwach überzogen
mit thauglänzenden Spinngemeben.

Der Kammerherr ward ganz poetisch gestimmt. Er trällerte 'in die
blaue Herbstluft, zu der feuchten farbigen Laubmasse hinaus:

<Zu»nä Ik näturc; üsurit,
^ss ssng rsvenir zsunszge.

Da zeigte sich etwas Dunkleres an dem strahlenden Grunde von hell-
blauer Luft und ^buntfarbigen Pflanzen — etwas Karmoisinrothes. Es
mußte ein Weiberrock sein! Ein leichtes Zucken durchfuhr den Kammerherrn
und all' die Fältchen an Stirn, Nase und Mund erbebten.

Ganz recht! Zwischen den strahlenden Büschen wand sich eine schlanke
Frauengestalt. Glattes blondes Haar von glänzendem Schimmer Über-
gossen, eine mächtige Nackenflechte, die wie ein Lömenmedel auf und nieder
fächelte, ein Paar nußbraune kräftige Arme, ein Paar runde fein-
geformte Wangen — all' das entdeckte der Kennerblick des Kammerherrn.

Und als die Frauengestalt näher kam, sah er ein Paar große dunkelblaue Augen mit dem Sonnenschein um die Wette strahlen. Es mar in der That ein blondes Mädchen in dunkelrothem Kleide mit weißer Schürze. In ihrer Hand hielt sie einen großen Strauß von Laub, Astern und Georginen.

„Guten Morgen, guten Morgen, mein liebes Kind!" rief Rapsdorff mit breitem Lächeln, so daß die falschen Zähne mit den GolddrShten sichtbar wurden.

Das Mädchen, das sich eben gebückt, hatte, um etwas Weinlaub zu pflücken, richtete sich auf und sah ohne Furcht zum Fenster hin. Wie hübsch sie mar! Ihre warmen blauen Augen begegneten den kleinen braunen des Kammerherrn, die wie die einer Katze im Finstern glühten; ihre ächten weißen Zähne lachten schimmernd wie feuchte Perlen seinen falschen entgegen.

„Was machst Du denn hier, mein liebes Kind?" fragte der Kammerherr — „Guten Tag!"

Er streckte seine Hand weit zum Fenster hinaus. Zwei Ringe am kleinen Finger strahlten dem Mädchen gerade in die Augen.

Sie nahm die Hand nicht, aber in ihrem stillen Sinne bewunderte sie deren Weiße und die langen sorgfältig gepflegten Nägel — nicht minder die schönen Ringe, den einen mit einem grasgrünen, den anderen mit einem weißen blitzenden Steine. Napsdorff wiederholte seine Frage.

Sie erwiderte mit klarer tiefer Stimme, mit einem Anflug von bäuerlichem Dialekt:

„Ich diene beim Gärtner, und ich pflücke dies hier zu den Vasen im Speisezimmer. Es soll zum Frühstück hinein."

„Wie heißest Du?"

„Ich heiße Ellen."

„Ei, ei — Kennst Du mich?"

„Sind Sie nicht der Kammerherr?"

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich sah Sie, wie Sie gestern angefahren kamen, und der Jäger sagte, Sie seien Kammerherr."

„Gieb mir Deine Hand."

Sie lächelte, trocknete die Hand an der Innenseite der Schürze ab und streckte sie hinauf zu ihm. Sie war etwas hart und trocken, aber wohlgestaltet mit gewölbten, kurzgeschnittenen Nägeln. Sie legte sich behaglich zurecht in der weichen Hand des Kammerherrn. Er zog die ihrige hinauf zu sich und ließ sie über seinen Sammetrock streichen. Ellen fand die Sache ganz spaßhaft, ward aber doch verlegen dabei. Sie lachte und ward feuerroth.

„Magst Du Deinen Liebhaber sehr gern leiden? Denn einen Geliebten hast Du doch, da Du so hübsch bist?"

„Ach nein!"
Er bemächtigte sich wieder ihrer Hand und zog sie an sich, als wollte
er sie hinaufheben. Sie folgte dem Zuge und stellte sich auf die'Zehen.
Sie fühlte sich seltsam ergriffen von seinen Augen. Häßlich war er, schien
es ihr, aber ein schrecklich feiner Herr. Ein süßer Duft wie von Nacht'
veilchen drang ihr entgegen von seinen parfümirten Kleidern.
Plötzlich ward ihr bange vor seinen Augen. Mit einem Ruck riß
sie sich los und behielt den Diamantring in der Hand. Der Kammerherr
lachte und sagte:
„Findest Du den Ring hübsch? Ist er hübscher als Dein eigener?
Steck' ihn auf denselben Finger, wo Du den Deinen trägst."
Auf dem Ringsinger der linken Hand trug Ellen einen unechten
Ring mit einer plump eingefaßten blauen Glasperle. Sie verglich die
beiden Ringe mit einander. Sie mar bisher so stolz auf den ihrigen
gewesen, den sie auf dem Markt in der Stadt gekauft hatte, und nun sah
sie, wie armselig er sich neben dem anderen ausnahm. Der Stein in
dem fremden Ringe glänzte und blinkte wie ein Stem — er mar gar
zu schön!
Aber sie mußte ihn ja wieder zurückgeben. Wie bezaubert, blieben
ihre Augen an ihm hängen, als sie ihn dem Kammerherrn reichte.
„Möchtest Du gern den Ring haben?" fragte er, nachdem er ihn
wieder auf den Finger gesteckt hatte.
Sie antwortete nicht, ward wieder feuerroth und verbarg ihr Gesicht
in dem kühlen bethauten Bouquet. Er sagte es noch einmal, erhielt aber
wieder keine Antwort. Dann sagte er:
„Hör' Ellen, wenn Du heut Abend um neun Uhr hier auf demselben
Fleck sein willst ganz präcis um neun Uhr, so soll der Ring Dein
fein. Wart' einen Augenblick!"
Er beugte sich in's Zimmer zurück und lehnte sich dann rasch wieder
zum Fenster hinaus, indem er ein blankes Goldstück vor sie hielt.
„Nein, nein," stammelte sie und wollte fortlaufen.
„Wenn Du es nicht nimmst, so werfe ich es hier in's Gebüsch, und
dann magst Du zusehen, wie Du es findest."
Dieser Appell an den praktischen Sinn des Mädchens verfehlte seine
Wirkung nicht. Sie dachte: Wirft er es da hinein, so ist es weg, oder
einer der Gärtnerburfchen findet es — da nehme ich es lieber.
Sie raffte das Goldstück aus seiner Hand, wandte sich rasch ab und
lief durch das Gebüsch, daß die Zweige ächzten und das Laub rasselte.
Thautropfen streiften ihre Wangen und Arme und setzten sich fest in
ihrem Haar.
So kam sie in eine lange dunkle Alle hinaus, die zur Gärtner-
wohnung führte. Sie ging wie im Traum, berauscht von dem Glanz
des Ringes, von dem starken Duft, der aus dem Fenster strömte, von

dem Widerhall der weichen Stimme des Kammerherrn, von dem goldenen Reichthum, den sie in der Hand hielt.
Ein krummer dunkler Pfad mündete in die Allee. Sie sah Jemanden kommen, gerade als sie den Pfad erreicht hatte. Himmel, es mar der Hofjägermeister! Wie sollte sie sich benehmen? Er pflegte, wenn er ihr begegnete, den Arm um sie zu schlingen, sie zu küssen und sie dann gehen zu lassen. Sie wußte nicht recht, ob sie das leiden mochte oder nicht, aber jedenfalls hatte sie Scheu vor ihm. Und wie er sie heute anstarrte! Entgehen konnte sie ihm nicht. Rasch steckte sie das Goldstück in ihre Tasche und hielt unwillkürlich an, als der Gutsherr vor ihr stand.
Er sah sie so wunderbar mehmüthig an, machte eine Bewegung mit der Hand und sagte:
„Guten Tag, Ellen!"
Er streichelte ihr Haar und ließ sie dann gehen. Ellen lief rasch weiter.
„Hm," murmelte der Hofjägermeister für sich, „ich ärgere mich wirklich über all' das wüste Zeug, das der Rapsdorff gestern erzählte — es wäre wahrhaftig besser, wenn man etwas mehr Religion, oder Moral oder dergleichen hätte, und nicht immer solche Gemeinheiten im Munde führte — Hm! — Ob er wohl noch schnarcht? Hm! er wacht wohl auf, wenn es ihm nach dem Frühstück verlangt Ein niedliches Mädchen, die kleine Ellen. Hm! und doch ist sie die Tochter eines so schauderhaften Kerls, wie der Abdecker Jens. Das ist wahrhaftig um den Verstand zu verlieren."
Der reiche Gutsherr ging einsam im Garten umher, in seiner Weise über das Räthsel des Lebens brütend, das heißt, über das kleine Bruchstück vom Leben, für das er sich interessirte. Am meisten ärgerte er sich über die Erlaubniß, die er dem Kammerherrn Rapsdorff gegeben hatte. Er mar nahe daran, seinen alten Freund weit weg zu wünschen, nach Egypten oder nach China, denn Rapsdorff war ein geriebener Bursch, und wenn sie Champagner getrunken hatten, so konnte er den Andern zu allem Möglichen verleiten, und zum Guten rieth der Kammerherr niemals.
„Ein großer Esel ist man schon so," dachte der Hofjägermeister, „und nun kommt er und macht Einen zu einem noch größeren. Der Henker hole das ganze Leben!"

III.

Ellen hatte an diesem Tage im Garten und in den Treibhäusern nicht viel zu thun. Sie sollte nur an Blumen und Pflanzen ein Bißchen ordnen.
Um so stärker arbeitete es in ihrem armen Kopfe. Vor ihren Augen flimmerte beständig der Ring des Kammerherrn. Das Stubenmädchen im Hauptgebäude hatte einmal gesagt, daß solche Ringe, die vornehme

Leute am kleinen Finger trügen, mehrere Hundert Kronen kosteten. Vielleicht konnte sie ihrem Vater ein Stückchen Land für einen solchen Ring verschassen. Wohl möglich, daß die Sache üble Folgen haben könnte, aber ein solcher Herr würde dann doch mohl für sie sorgen, wenn es geschähe. Das that wenigstens der Hofjägermeister immer, das war eine ganz bekannte Sache. Aber die Schande! Nun ja, schlimmer konnte es ihr doch nicht ergehen, wie es so vielen Mädchen auf dem Gute ergangen war, die jetzt verheirathet waren und deren Männer ein Stück Land in so billiger Pacht erhalten hatten, daß sie sich sehr gut standen. Hatten ihr eigner Vater und ihre Stiefmutter, die böse Sieben, es nicht auch so gemacht? Dort war es freilich nicht zum besten ausgeschlagen, denn bei ihnen im Hause waren Elend, Trunk und Schlägerei an der Tagesordnung. Von ihrem vierzehnten Jahre an hatte sie bei ihren Eltern nie etwas Anderes gesehen; erst jetzt, seit sie bei dem Gärtner diente, hatte sie sich an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt und es gelernt, sich über hübsche Blumen, Sträucher und Büsche zu freuen — aber sie hatte doch keine Lust, inimer und ewig nur zu dienen.

Derartige Betrachtungen stellte sie an, um den Weg, der sich ihr bot, ihr Glück zu machen, in's beste Licht treten zu lassen. Und ein anderes Glück, als ein einigermaßen sorgenfreies Auskommen, kannte sie nicht. Wohl konnte sie sich noch an Einiges erinnern von dem, was sie beim Prediger gelernt hatte, als sie zum Consirmationsunterricht ging, und das lautete allerdings anders. Aber sie kannte Keinen, der sich so verhielt, wie es der Prediger gesagt hatte. Es sei denn der alte Gärtner Klemm, aber der war ja bald siebzig Jahre alt und hatte eine gute Stelle. Da war es keine Kunst, nach, den Vorschriften des Katechismus zu leben. Der Hofjägermeister war mohl ein guter Mann und gab den Armen viel, aber sonst trieb er es doch fast zu arg. Daß der sich nicht verheirathete! Nicht eine der vornehmen Damen würde gewiß sich weigern, seine Frau zu werden. Es war doch merkwürdig, daß Einer nicht ordentlich leben wollte, wenn er die Mittel dazu hatte.

Die Herbstsonne brannte stark auf die Fenster des Treibhauses. Die Röhren der Wärmeleitung strahlten Hitze aus. Eine feuchte Wärme herrschte da drinnen und es war dort ein Geruch, wie in einem dampferfüllten Waschkeller.

Hoch oben standen große tropische Pflanzen mit herabhängenden, hell- und dunkelrothen Blumen. Diese Blüthen öffneten sich weit und streckten die Staubfäden aus, wie die Hunde ihre durstige Zunge an einem heißen Sommertage.

Die untersten Reihen aber bildeten Blumentöpfe mit kleinen feinen Pflanzen — verzärtelte Kinder, die viele Pflege erforderten. Die Töpfe waren so tief in die fruchtbare Erde gesenkt, daß ihr Rand nur oben hervorblickte.

Des Abdeckers Tochter.
Ellen strich über die feinen Blätter des Venushaars hin und be-
feuchtete sie mit einer Guttaperchafpritze, dann goß sie Wasser in die Töpfe
aus einer kleinen Gießkanne.
Sie verrichtete dies Alles ganz mechanisch. Ihre Gedanken roaren
an einem anderen Ort als ihre Hände.
Und wie sie so sich dicht auf die eingesenkten Blumentöpfe mit dem
Venushaar niederbeugte, war es ihr plötzlich, als ob die kleinen Pflanzen
zu Weinranken aufwüchsen, eben so groß und kräftig, wie die am südlichen
Seitenflügel des Hauptgebäudes, und zum Fenster im Zimmer des Kammer-
herrn hinankletterten.
Und was war das — was blitzte dort wie Funken zwischen den
Pflanzenblättern auf?
Zwei stechende rothe Augen.
„Bist Du's, Peter?" sagte Ellen. Sie erschrak, wie sie ihre eigene
Stimme hörte. Ganz recht, da lag die große alte Kröte, die im Treib-
hause ihr Wesen trieb. Das häßliche Thier mar der Liebling des alten
Gärtners. Es war so zahm, daß es seine widerliche, unförmliche Zunge
ausstreckte um die Fliegen und andere Insekten, welche der Gärtner oder
Ellen gefangen hatten, in Empfang zu nehmen. Es nahm seine langen
Wanderungen von einem Behälter zum anderen vor, ganz langsam in
größter Gemächlichkeit kriechend, war bisweilen wochenlang verschwunden,
um an einer Stelle aufzutauchen, wo man es nicht erwartete.
Das Verschwinden und Kommen der Kröte mar eine erfrischende Ab-
wechslung in der einförmigen Arbeit in dem warmen, feuchten Treibhause,
in der vom Erd-, Pflanzen- und Wassergeruch dicht erfüllten Luft.
Plötzlich stieß Ellen einen Schrei aus.
„Was glotzt Tu mich so an mit Deinen Kammerherrenaugen!"
rief sie.
Sie hockte nieder und bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze. Centner»
schwer lag es auf ihr, daß ihr etwas Böses widerfahren, und etwas noch
Schlimmeres bevorstände.
Stechende Augen und blitzende Ringe verfolgten sie, wie fehr sie auch
ihr Gesicht verbarg. Sie schmor darauf, sie wolle sich«dem Südflügel des
Hauptgebäudes nicht nähern heute Abend. „Nein, nicht um Alles in ver
Welt! Ich ihn' es nicht. Nein, nein!"
Der Abend kam. Ellen wollte zu Bett gehen. Ihr Beschluß stand sest.
Das Wetter war stürmisch geworden. Das kleine Fenster ward auf-
gerüttelt und schlug klirrend gegen die Mauer. Das Talglicht erlosch,
der Leuchter stürzte nieder. Ein Windstoß durchfuhr heulend und brausend
den kleinen Raum.
Ellen sah das Ereigniß für einen höheren Fingerzeig an. Es war
also bestimmt, daß sie hinaus sollte, denn hier konnte sie nicht bleiben,
und bei offenem Fenster schlafen. Sie wies den Einwand zurück, daß

sie leicht in einer anderen von den fünf Stuben des Gärtnerhauses, das der alte Klemm allein bewohnte, ein Unterkommen finden könne.

Sie sprang zum Fenster hinaus. Der Wind fegte durch den Garten hin und bildete auf einen Augenblick einen langen, breiten Spalt in dem dichten Gebüsch. Gleichzeitig trat der Mond hinter einer großen Wolke klar hervor. Sie konnte den weißen Seitenflügel und Licht im Zimmer des Kammerherrn sehen.

Es schlug neun Uhr vom kleinen Glockenthurm des Hauptgebäudes. Mit klopfendem Herzen, von Kälte und Spannung durchzittert, lief Ellen durch den Garten. Es mar, als ob des Windes Geißel sie vorwärtstriebe. Sie hatte keinen anderen Willen als den des Windes. Wiederum schien es ihr, daß stechende Augen und blitzende Edelsteine ihr entgegenleuchteten. War das der Kammerherr oder die Kröte?"

Sie mar jetzt dicht M dem Hauptgebäude. Noch fünfzig Schritte — so war sie in dem Gange, der längs der weinumrankten Mauer führte. Sie lief noch stärker. Es mar ganz dunkel geworden. Der Mond mar wieder verdeckt.

„Wohin willst Du?" rief eine Stimme und eine Hand faßte sie am Arm. Auch an der Hand waren Ninge. Sie klemmten sich hart und kalt an ihre trockenen, starken Finger.

„Komm' lieber mit mir," sagte die Stimme.

Ellen riß sich los. Sie fühlte zum ersten Male, wie stark sie sei. Sie lief jetzt fort aus Leibeskräften. Sie hörte, daß Jenmnd ihr nachliefe, während der Wind ihr um die Ohren heulte.

VI.

Ein paar Stunden, ehe die gedachte Begegnung stattfand, hatte zwischen dem Hofjägermeister und den: Kammerherrn beim Kaffee und Liqueur eine etwas matte Stimmung geherrscht. Der Kammerherr war bei Tische sehr guter Laune gewesen und hatte viel von Paris, von Neapel und Capri mit seinen blonden Frauen mit griechischem Typus gesprochen, allein der Gutsherr hatte abwechselnd an seinem Ohrläppchen und an seinem Schnurrbart gezupft und nur pflichtmäßig über die Geschichten seines Freundes gelacht; außerdem hatte er sich im Stillen darüber geärgert, daß er nicht so viel französisch verstehe, um die Pointen zu erfassen.

Als der Kammerherr nun sagte:

„6ranä vsrwur 6s cour, tu in'sindötes cs 8«ir," fuhr Hofjägermeister Rosenfeld vom Stuhl auf und sagte:

„Laß mich nun endlich zufrieden mit Deinem französischen Unsinn!"

„Warum so böse, liebes Herz?"

„Hm, wenn hier eine Frau im Hause wäre — so ^"

„Nun?"

„So würde Alles anders sein."

„Puh, nein, dann ließe ich mich hier nicht blicken, alter Freund. Ich
hasse die Monogamie und Du nicht minder, inon vieux."
„Willst Du einen Cura?ao haben, Rapsdorff?"
„Ich würde einen Cognac vorziehen."
„Nimm ihn Dir selber."
„Sehr artig von Dir."
Der Hofjägermeister fühlte sich getroffen, stand auf und schenkte ein.
Der Kammerherr legte sich in den Stuhl zurück, lächelte vergnügt und
sagte:
„Bereust Du, daß Du mir carte dlanclis gegeben hast?"
Der Gutsherr sagte ganz offen:
„Ja."
Sein Freund fuhr fort:
„Ei, ei! Nun, ich habe mir bloß ein kleines Zicklein aus Deiner
großen Herde erkoren — die Kleine mit den blonden Flechten und den
klaren Augen — die die Weinranken aufbindet und Georginenbouquets
pflückt "
„Hm, hm," brummte der Hofjägermeister und bearbeitete seinen
Schnurrbart mit den Zähnen.
Der Kammerherr trällerte:
„^, nsuk Kourss vous usus verrous
Lous lu treille, oui sous lo päiupre,"
Der Hofjägermeister stand auf, erfaßte ein Glas und setzte es so
hart auf den Tisch nieder, daß es zersplitterte und die Scherben umher-
flogen.
„Das Französische verstandst Du, Rosenfeld," sagte der Kammerherr
und lachte, daß die Goldfäden in dem falschen Gebiß rauschten.
Der Hofjägermeister ging brummend und summend im Zimmer aus
und ab. Plötzlich blieb er stehen, preßte die beiden Handflächen hart gegen
den großen Tisch und sagte:
„Du — Rapsdorff — laß das kleine Gärtnermädchen zufrieden."
„Lieber Freund, ich will Dir nicht in's Gehege kommen, aber Du
erinnerst Dich wohl, was Du mir versprochen hast."
„Thu' was Du willst und verantworten kannst."
„Wollen wir uns zur Ruhe begeben, Rosenfeld?"
„Gute Nacht, Rapsdorff?"
„Man wird fo wirr im Kopf von dem Champagner. Du bist doch
nicht böse — wohl? — nein — ich habe also freie Hand, nicht wahr?"
„Ich bin auch schläfrig — und ziehe mich jetzt zurück."
Der Hofjägermeister stieg die Treppe hinauf zum ersten Stock, wo sein
Schlafgemach lag.
Es war ein großes, hübschmöblirtes Zimmer. Ueber dem hohen Ge-
täfel waren die Wände bis zum Deckengesims mit hellrothem Stoff ge-

polstert, der große Waschtisch hatte eine weiße Platte mit rosenrothen Adern, in dem altmodischen Mahagonibett hätten drei Personen Platz gehabt. Der Porzellanofen verbreitete eine schwache Wärme im Zimmer.
Der Diener hatte zwei Flaschen mit Sodawasser und eine halbe Flasche Cognac auf einen Tisch mit grauer Marmorplatte, der von einer vergoldeten, gewundenen eisernen Säule getragen wurde, gesetzt.
Den Hofjägermeister wandelte die Lust an, den Tisch mit dem Fuß umzustoßen.
Leicht berauscht wie er war, gerade in den: Stadium, wo Raum vorhanden ist sowohl für Enthusiasmus, wie für Besonnenheit, sagte er halblaut, obgleich er Lust gehabt hätte, es sehr laut zu rufen:
„Nein wahrhaftig, Rapsdorff soll der kleinen Ellen nichts zu Leide thun."
Ter Sturm brauste im Garten und fuhr heulend um die Ecken des Hauptgebäudes.
Angeregt durch seinen leichten Rausch und getrieben von Eifersucht, moralischen Anwandlungen und anderen Beweggründen, die durch sein erhitzes Gehirn schwirrten, verließ der Hofjägermeister fein gemüthliches Schlafzimmer und begab sich hinaus in das milde Wetter, das die Baumkronen im Garten gegen einander peitschte.
Er wollte um jeden Preis verhindern, daß Ellen mit den langen Flechten zum Stelldichein käme zu seinem alten Freunde, dein Kamnierherrn.
Ellen lief immer fort. Sie war zum Garten hinausgekommen, und nun ging's im freien Felde über Zäune und Gräben. Sie wollte heim, nach der elenden Hütte ihres Vaters, des Abdeckers, dem schrecklichsten Ort, den sie sich denken konnte, wo es mehr Hader und Schlägerei und Trunkenheit gab, als das trockene Brot. Aber noch weit schrecklicher kam ihr das vor, was sie an diesem Tage hatte durchmachen müssen — und dann schließlich vielleicht noch vom Hofjägermeister auf frischer That ertappt zu werden — nein, dann lieber in's Abdeckerhaus zum trunkfälligen Vater und der keifenden Stiefmutter!
Sie hörte die Büsche der Zäune hinter sich krachen und hielt einen Augenblick an, um Athem zu schöpfen. Es kam ihr vor, als hörte sie Schritte hinter sich her. Aber der alte Hofjägermeister konnte doch nicht so laufen. Nur weiter, weiter!
Der Hofjägermeister hatte sie ja ein paar Mal erschreckt und sie kannte seinen Ruf. Nur mußte sie nicht, daß der Hofjägermeister eine Art Gemissen hatte. Schon lange hatte er Gefallen an ihr gefunden, aber das Gewissen hatte ihm gebieterisch zugeraunt, oder er hatte vielmehr die Sprache des Gewissens in seine eigenen Worte übersetzt, die ungefähr so lauteten:
„Es märe Schade um das Kind. Sie sieht so nett aus die arme Kleine, trotzdem sie von solchem Gesindel abstammt."

Des Abdeckers Tochter.

V.

Jens, Ellens Vater, war eigentlich nicht Abdecker in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes. Er mar eines Käthners Sohn und von Jugend an mit den Viehhändlern auf den Märkten umhergezogen, auch hatte er wohl selbst hin und wieder eine Kuh, ein Pferd oder ein Schwein, das er verkaufen wollte. Er war ein ganz hübscher Bursch, gutmüthig, aber ein Bischen einfältig, lebte in den Tag hinein und nahm mit, was ihm in den Wurf kam.

Er verliebte sich in ein Mädchen, das Ellens Mutter wurde, und erhielt ein kleines Haus, das zum Gute Ravnshöi gehörte, in Pacht. Das Häuschen lag auf einer schmalen Landzunge die in die See hinauslief. Der Strand gab so vielen Tang, als zum nothdürftigen Futter für eine Kuh hinreichte und der Aalfang mar recht ergiebig. Auf den Märkten aber kaufte Jens bisweilen ein altes, abgelebtes Pferd, das er schlachtete, um die Haut abzuziehen und zu verkaufen. Daher stammte sein Beiname.

Ellens Mutter starb bald. Nach ihrem Tode verfiel Jens immer mehr dem Trunk und um sein Haus kümmerte er sich nur wenig. Als Ellen dreizehn Jahre alt geworden war und also bald in einen Dienst treten sollte, verheirathete er sich zum zweiten Mal mit einem älteren Frauenzimmer, das schon lange seine Geliebte gewesen mar. Stine war äußerst zänkischer Natur, mißhandelte die kleine Ellen und lebte in fortwährendem Streit mit ihrem Mann, der iminer öfter seinen Trost bei der Flasche suchte. Sobald Ellen konfirnnrt war, kam sie zum Gärtner auf Ravnshöi.

Das armselige Haus des Abdeckers lag auf der sandigen Landzunge, allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Der vom Sturme aufgejagte Flugsand lagerte sich hoch hinauf an den Wänden. Im Winter lastete der Schnee auf dem alten Strohdache, das iminer weiter über das Haus niedersank, wie eine abgetragene Mütze. Ein paar halb verdorrte Weiden standen bei dem Hause und starben eines langsamen Todes an der Auszehrung. Draußen stritten und balgten sich Wind und Fluth und Sand, drinnen stritten und balgten sich Jens und Stine.

Je trunkfälliger Jens wurde, desto ärmlicher ging es im Hause zu. Auf den Märkten wurde er über's Ohr gehauen, den geringen Verdienst vertrank er unterwegs und mit leeren Händen kam er heim. Alles was sich nur irgend vermerthen ließ im Hause, ward verkauft oder verpfändet, und desto ungehinderter konnten Mann und Frau sich raufen in der leeren Stube und der kalten Küche. —

Heute Abend mar draußen die Luft erfüllt von dem aufgewirbelten Sande. Die alten verkümmerten Weiden mit ihren dürren mißgestalteten Zweigen wurden vom Sturm zerzaust, daß sie krachten und ächzten. Das Strohdach der Hütte krümmte sich wie ein Wurm unter den Wind-

stoßen, die pfeifend und heulend an den Wanden hin und durch den Schornstein fuhren. Die Wellen wurden weit auf's Land hinauf gepeitscht, bis sie gänzlich ermattet in ohnmächtiger Wuth geifernd an dem zähen Widerstand leistenden Sande leckten.

Der Himmel war mit zerrissenem Gewölk bedeckt, aus dem der Mond hin und wieder mit kaltem Grinsen auf den wilden Lärm unter ihin herabschaute.

Arg sah es aus da draußen, aber noch ärger drinnen in der Hütte des Abdeckers.

Jcns mar am Abend mit einem schweren Rausche vom Markt nach Hause gekommen und hatte sich nach einem äußerst heftigen Auftritt mit seiner Frau auf sein Strohlager geworfen — Bettzeug hatten sie schon längst nicht mehr.

Er ermachte durch einen wüthenden Windstoß, der das ganze Haus erzittern inachte. Der Mond war gerade aus den Wolken hervorgetreten und warf eine ganze Lichtpnrainide durch die kleinen Fenster.

Seine Frau lag neben ihm. Er erinnerte sich jetzt, daß er eine Schlägerei mit ihr gehabt habe. Sie hatte Geld von ihm verlangt, als er heimkam, und er hatte keins, obgleich er ein paar Pferdehäute verkauft hatte. Er hatte keine Ahnung davon, wo das Geld geblieben sei. Er hatte Karten gespielt und es kam ihm vor, daß er gewonnen habe. Der Rausch hatte ihn so kraftlos gemacht, daß er seiner Frau nur geringen Widerstand leisten konnte und sie hatte ihn unbarmherzig durchgebläut. Er hatte nur noch so viele Besinnung, daß er sich vornahm, ihr die erhaltenen Schläge bei Gelegenheit reichlich zurückzuzahlen. Jetzt schien ihm diese Gelegenheit gekommen zu sein. Er hörte einen Augenblick den tiefen Athemzügen der Frau zu. Sie schnarchte, und er schloß aus dem Laut, daß sie viel Branntwein getrunken haben müsse. Es stritt aber gegen sein Gefühl, jetzt, da sie in dem Zustande und er selber nüchtern war, Rache an ihr zu üben. Das war des Abdeckers Ritterlichkeit. Er stand auf und ließ die Schnarchende liegen, zündete ein Talglicht an, setzte sich auf einen Stuhl und hörte theilnahmlos dem Geheul des Windes und dem hohlen Brüllen vom Strande her zu.

So hatte er lange gesessen. Das Licht war weit im Leuchter herab-gebrannt, ein Nebelkranz hing um den stark glimmenden Docht. Sein eigener Athem sandte Wolken aus in die kalte Stube, als ob er Tabak rauche. Da erhob sich Stine mit einem Ruck und setzte sich auf die Bett-kante.

Ueber ihr kohlschwarzes Haar warf der qualmende Lichtschein einen grellen Schein. Dieses Haar war das einzige Schöne, das Stine noch an sich hatte, und gerade das mißfiel Jens in diesem Augenblick am meisten. Denn dies Haar mar es, das ihn seiner Zeit bethört hatte, und er dachte jetzt daran, daß, wenn Stine nicht das glänzend schwarze Haar gehabt

hätte, er sich nicht für sein ganzes Leben an dies böse Weib gebunden
haben würde, und er hätte dann seine Tochter Ellen, die ein so sanftes Gemüth
hatte, behalten können. So lange sie noch zu Hause mar, weinte sie, wenn
der Vater trunken war, und dann ward Jens gerührt und meinte mit.
Aber Stine gerieth gleich so in Harnisch, daß es immer zu Handgreiflich-
keiten kam — und nun hatte sie sich in der letzten Zeit sogar auch dem
Trunk ergeben. Das war aber in des Abdeckers Augen die größte Schmach
für ein Frauenzimmer. Er hatte immer ein tiefes moralisches Aergerniß
gefühlt, wenn er ein betrunkenes Weib sah. Dahingegen war nach feiner
ethischen Auffassung die Trunkfälligkeit bei den Männern eine nothwendige
Consequenz des ganzen Lebensganges.
Jetzt mar Stine erwacht und saß auf dem Bette. Das Ehepaar sah
sich mit halb schlaffen, halb grimmigen Blicken an. Es lagen tausend
Vorwürfe, bittere Feindschaft, eine lange unausgeglichene und niemals aus-
zugleichende Rechnung in den vier Augen.
Und dazwischen lärmten Wind und Wellen, und die Hütte erbebte,
als ob eine starke Hand sie schüttele.
Es pocht an die Scheiben. Aber das war wohl der Wind, der nun
auf eine neue Art tobte. Oder es mar ein Zweig von einem der halb-
verdorrten Weidenbäume.
Mann und Frau sandten zu gleicher Zeit einen flüchtigen Blick nach
dem Fenster, dann begegneten ihre Augen sich wieder mit demselben dumpfen
verbissenen Haß.
Es pocht wieder. Es hörte sich an wie ein Schrei.
„Was giebt es denn da, zum Henker!" brummte Jens.
„Vater, Vater, laß mich ein, rasch, rasch!"
Jens schob den Thürriegel zurück und drückte auf die Klinke.
Ellen fuhr hinein, so zerzaust, daß ihre lange Nackenflechte aufgelöst
über den Rücken hing. Ihr Gesicht glühte und der Schmeiß lief ihr von
Stirn und Wangen.
„Er verfolgt mich, er verfolgt mich!" rief sie athemlos.
Stine blieb unbeweglich sitzen. Aber der Abdecker schlug sich vor die
Stirn und schauerte in sich zusammen. Dann brach er in lautes Weinen
aus, ging hin zu seiner Tochter, legte seine Hand sanft und vorsichtig auf
ihr herabfallendes Haar und sagte:
„Du bist die Einzige, aus der ich mir je wirklich etwas gemacht habe.
Und hier (er schlug dabei auf den Tisch) und hier soll," so wahr ich lebe.
Dir Niemand zu nahe treten."
Er hob den Leuchter auf und drohte Stine damit, als ob er ihr ihn
an den Kopf werfen wolle, wenn sie etwas zu sagen wagte, sie beugte das
Haupt und blieb unbeweglich sitzen.
Der Abdecker hielt die Arme schützend über die Tochter, ohne daß er

sie selber zu berühren wagte. „Denn ich bin ein Lump," dachte er, „und nicht würdig, ihre Kleider und ihr Antlitz zu berühren."
Er empfand ein kleines Körnchen Trost über diese Worte, die er salbungsvoll zu sich selber sprach; er ward über sich selbst etwas gerührt und mit sich versöhnt.
Da klopfte es gebieterisch an die Thür. Es klang wie ein Commando, dem Jens Folge leisten mußte. War er doch seiner Zeit Soldat gewesen und ihm Disciplin beigebracht worden.

VI.

Es mar nicht viel mehr als eine halbe Stunde Wegs vom Hauptgebäude des Gutes bis zum Abdeckerhause. Aber Ellen mar die Strecke heute unendlich lang vorgekommen, und dem Hofjägermeister Nosenfeld ging es auch so.
Er wollte das Mädchen nicht dem Kammerherrn Rapsdorff preisgeben. Als er sie im Garten anhielt, war er noch unter der Einwirkung des leichten, anregenden Champagnerrausches vom Mittage her. Humane und sinnliche Triebe kämpften niit einander in seinem Innern.
Als das Mädchen davonlief, eilte er ihr nach. Aber seine Körperfülle erinnerte ihn bald daran, daß seine Zeit als ,Schnelllüufer vorüber sei, und zugleich mit diesem Gefühl stellte sich auch die Vernunft ein. Und als er auf die sandige, vom Sturm gepeitschte, flache Küstenstrecke hinauskam, über die der Wind nach Herzenslust dahinfegte, verwehte auch der größte Theil seiner Weinbegeisterung, und der Hofjägermeister Rosenfeld schämte sich über sein Betragen. Seine erste Eingebung war, umzukehren und er wollte ihr schon nachgeben. Da warf der Mond auf einmal seinen Schein über die gelbe Sandfläche und weit vor sich her sah er Ellen laufen, ihre Kleider und ihr Haar mild im Winde flattern. Er dachte: „Da rennt sie, die arme Dirne und glaubt, ich könne sie erreichen. Sie sieht verteufelt nett aus. Der Rapsdorff — hm — ist doch ein widriger Patron. Nun läuft sie heim zum Vater und zur Stine. Stine! Hm, ja, die mar einmal auch ein nettes Mädchen — und jetzt! Es ist doch schändlich, daß diese Welt so voller Versuchungen ist. Man kann nie dazu kommen, ein ordentlicher Mensch zu werden, und ich will doch wahrhaftig oft so gern es sein. Es ist auch verhenkert, daß die Menschen — daß — daß sie nicht anders beschaffen sind. Ich kann nichts dafür, daß ich so bin, wie ich bin. Wären doch alle Menschen — etwas anders."
Das Licht aus dem" Fenster des Abdeckerhauses schien weit über den Sand hin. Der Hofjägermeister sah im Schein des Mondes, wie sich die Thür öffnete. Ellen mar also hineingeschlüpft.
Sollte er umkehren? Welch' klägliche Rolle hatte er aber dann gespielt. Er wollte auch gern die kleine Ellen noch einmal sehen und sich dann — das schwor er sich zu — ordentlich gegen sie benehmen. Die

schwarzhaarige Stine ihre Stiefmutter — die hatte er doch eigentlich,
schlecht behandelt, vielleicht weil es ihr nicht so erging, wie so manchem
hübschen Mädchen auf dem Gute.
Er krümmte sich unter der Wucht der Reue und Selbstverachtung.
Es mar gut, daß Rapsdorff nicht zugegen war und lesen konnte, was in
seinem Inneren vorging — wie würde er ihn verlacht haben.
Plötzlich fühlte er einen Entschluß aus seinein Inneren hervortreten,
ohne daß er sich noch darüber klar ward. Aber mit festem Schritt
drang er jetzt durch Sturm und Sandmirbel zur kleinen Hütte vor und
pochte an die Thür. Sie ward geöffnet.
Der Abdecker beugte sich tief in stummem Erstaunen. Ellen stieß
einen schwachen Schrei aus und klammerte sich an den Vater an. Stine
sammelte ihre Kleider um sich, stand auf und zitterte wie Espenlaub.
Auch sie fühlte ihr Gemissen erwachen, zugleich aber eine Empfindung
machtlosen Grolls.
Der Hofjägermeister war nicht minder verlegen, als die Bewohner
der Hütte. Aber er nahm eine so gebietende Miene an, wie er nur
irgend vermochte; er räusperte sich, rümpfte die Nase vor der übelriechenden
Atmosphäre in der Stube, nahm eine Cigarre aus dem Futteral, zündete
sie an und indem er sich mit der Hand auf die Tischplatte stützte,
sagte er: ,
„Es sieht hier schrecklich aus."
Stine sah ihn mit trotzig-frechem Blick an und entgegnete: „Jawohl,
ich mar auch weit besser daran, 'als ich vor ^zehn Jahren Milchmädchen
auf Ravnshöi mar."
Der Hofjägermeister konnte sich den Anschein geben, als wäre es
unter seiner Würde, zu hören, was sie sagte und nach ihr hin zu sehen.
Es war ein Glück für ihn, daß sie nicht gewahren konnte, wie ihre
Bemerkung ihn wie eine Dolchspitze durchfuhr.
„Du trinkst, Jens," sagte er.
„Das kommt von den Märkten, Herr Hofjägermeister," erwiderte
der Abdecker, mährend er den Nacken beugte und seine Tochter fester hielt.
Sie sah vor sich nieder. Ihr Fuß bewegte sich unruhig hin und zu-
rück auf der Steindiele, so daß die Sohle leise sich am Sande scheuerte.
Der Lichtschimmer sammelte sich um ihr blondes Haupt init dem aufge-
lösten Haar. Und aus der Haarmasse schien das kleine hübsche Gesichtchen
mit den großen, erschrockenen Augen hervor. Der Hofjägermeister, dessen
starke Seite sonst der Kunstsinn nicht mar, mußte unwillkürlich an die
Heiligen denken, die er auf alten Bildern in Italien oder sonst irgend
wo — dessen konnte er sich nicht mehr erinnern — gesehen hatte.
„Jens — Du — meinst Du, daß Du ein ordentlicher Mensch werden
könntest, wenn Du den Waldhüterdienst im Süderholz bekämst?" sagte
der Hofjägermeister.

Schandorxh in Dänemark.
Jens fiel auf die Knie. Ellen ließ nicht seine Hand los. Stine
weinte.
Streng ermahnend fuhr der Hofjägermeister fort:
„Aber Ihr werdet weggejagt, wenn Ihr das Trinken nicht laßt!"
Jens erhob drei Finger und die Augen zum Himmel.
Das Selbstgefühl des Hofjägermeisters stieg immer mehr, er kam
sich fast vor wie eine Vorsehung.
„Ellen muß die Meierei lernen," sagte er, „und fort von hier. Es
ist gut für ein junges Mädchen, daß sie weit weg vom Hause kommt —
und — und etwas selbständiger wird. Ich werde dafür forgen, daß sie
zu meinem Schwager auf Tjörnelund drüben auf Fühnen kommt. Von
dieser Wirtschaft im Abdeckerhause will ich nichts mehr missen."
Er ging unter allgemeiner Bestürzung und Freude — ohne Adieu
zu sagen.
Er war in gehobener Stimmung, als er in den Sturm hinaus kam
und dachte bei sich:
„Könnte man blos aus dem Laufe der Welt klug werden! Denn
es war doch eigentlich gar nicht meine Absicht, das zu thun, was ich
gethan habe. Aber hätte die Dirne unten im Garten nicht solche Angst
gezeigt und wäre ich nicht darüber erbost gewesen, daß Napsdorff ihr
nachstellte und hätte ich dies nicht selbst auch thun wollen, und märe ich
nicht in diesen verteufelten Sturm hinausgekommen, der mich so zahm
machte — so — so hätten Jens der Abdecker und sein Weib hier meinet-
wegen wirthschasten können, wie es ihnen gefiel ^ und — so — so werde
ich doch nicht anders, als ich vorher mar. Das begreife 'mal Einer!
Man könnte rein toll darüber werden. Die Menschen sind so, wie Wind
und Wetter sie treiben."
5 5
„Nun, Du bist mir der Rechte!" rief der Kammerherr dem Hof-
jägermeister entgegen, als dieser in's Rauchkabinet trat. „Du versprichst
Einem etwas, aber hältst es nicht. Ich bitte mir aus. daß Du ein
anderes Mal sagst, was Du Dir selber vorbehältst und Deinen Freunden
nicht gönnst."
Der Hofjägermeister zwang sich zu einem lustigen Lachen. Hätte er
seinem Freunde erzählt, wie er sich benommen, so würde er sich vor dessen
Sticheleien sicher nicht haben bergen können. Jetzt aber fühlte er eine
kleine Genugthuung darüber, daß er dem Kammerherrn, der weit klüger
war und weit größere Sprachkenntnisse hatte als er, eine Nase gedreht hatte.

Im dnnkelfien Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Eniin Paschas, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley, Autorisirte deutsche Ausgabe, Aus dem Englischen von H. von Wobeser, Mit 150 Abbildungen und 3 Karten. Zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus. 189«. Preis broschirt 2« ^t,, gebunden 22

Endlich liegt das Stanley'sche Reisewerk, ans dessen Erscheinen die gesammte gebildete Welt seit längerer Zeit in hohem Grade gespannt war, vollendet vor uns. Das Interesse des Publicums erstreckt sich diesmal weniger auf die mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbundene Reife selbst, als vielmehr auf die Aeuherungen Stanleys über sein Verhältnis; zu Emin Pascha; und in dieser letzteren Beziehung wollen wir sofort das offene Bekenntnis; vorausschicken, dasz von einer parteilosen Darstellung seitens des amerikanischen Reisenden keine Rede fein kann. Man sieht dem Buche gar zu sehr die Mißstimmung und den Aecger an gegen unseren Landsmann, welcher durchaus gerettet werden sollte und augenscheinlich gar nicht gerettet sein wollte. Wer wird beispielsweise folgender aus dem Briefe des Verfassers an seinen deutschen Verleger BrockhauS entnommenen Stelle sonderliches Vertrauen entgegenbringen können: „Emin war seiner Gesinnung nach Engländer, wenn auch seine Natur im Wesentlichen deutsch war. Er strebte danach, was er jetzt auch sein mag, in den Dienst Englands zn kommen; das beweisen seine Briefe an das britische Auswärtige Amt. Allein was kümmerte mich das nach der einen oder anderen Richtung hin? Ich habe mich nicht aufgemacht, um einem Deutschen oder einem Engländer, sondern um einem idealen Gouverneur zu helfen, der sich in meiner Phantasie festgesetzt hatte als ein des Beistandes ganz besonders würdiger Mann , . . lieber die Bestrebungen der Deutschen in Ost- und Centralafrika möchte ich nicht viel sagen. Ick habe

kein materielles, aber ein ziemlich starkes Gefühlsinteressc an der Angelegenheit. Während ich den Wunsch hege, daß die Deutschen das ernstliche Bestreben zeigen möchten, in ihrem ungeheuren wcrthvollen Gebiete zwischen den drei Seen, dem Victoria, Tanganika und Njassa, Gutes zu schaffe», ist es nicht meines Amtes, eine Beschränkung ihres Ehrgeizes zu versuchen, wenn es ihnen belieben sollte, den ganzen Continent zu annectiren. Mir ist es keinen Pfifferling Werth, wer Afrika gewinnt u. s. w. u. s. w."

Wie stimmen die hier ausgesprochenen Ansichten mit den Agitationen und Lamentationen überein, welche Stanley unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Afrika bei Banketten und Reden in englischen Städten noch bis vor kurzem zu vollführen für gut fand? Erst nach Bekanntmachung des englischdeutschen Vertrages, in welchem den Engländern ungeahnte Schätze in Ostafrika in den Schofz fielen, schlug er einen anderen, nämlich aufrichtigeren Ton gegen Deutschland an, während er über Emin Pascha zu raisonnircn wenigstens aufhörte.

Ja, Stanley erklärt in dem als Vorrede zu seinem Werke dienenden Briefe an seinen guten Freund, den reichen Schotten Mackkinon, geradezu, daß er mit der vollen Wahrheit nicht herausrücken wolle; denn, behauptet er, er habe niedergeschrieben, was das Publicum erfahren solle; doch gäbe es Dinge, welche mur° rende, cynische, ungläubige und gemeine Menschen nicht zu wissen brauchten. Er schreibe für Mackkinon und seine Freunde und sür diejenigen, welche mehr Licht über daS dunkle Afrika wünschten, sowie für diejenigen, welche Interesse nähmen an Allem, was die MenschKeit berühre. So führt er denn gerade in der Hauptsache das große Publicum hinter das Licht; denn nicht allgemein menschliche Rücksichten, sondern durchaus reale Absichten sind es, welche ihn zur Uebernahme der Erpedition bewogen haben. Man ersteht dies besonders deutlich ans den drei Vorschlägen, die er dem Pascha wenige Tage nach seiner Begegnung mit ihm <am 29, April 1888) im Auftrage des Khedive, des Königs der Belgier und der Britisch-Ostafrikaiiisckicn Gesellschaft zu machen hatte, und man ersieht es am deutlichsten aus dem dritten Vorschlage wonach Emin ihn mit

den treu gebliebenen Soldaten nach der Nordostecke, des Victoria-Sees begleiten

Au« i
Im ounlelsren A'riko, Leipzig, Z. A, BroclhauS,

sollte, um dort als Administrator der Ostasrikanischen Gesellschaft von ihm eingesetzt zu werden.

Wenn man nun aber von der Unwahrheit in seinem Berhältniß zu Emin, von der Ungewißheit, mit der er ihn beurtheilt und verurtheilt, und von einzelnen allzu groben Selbstberäucherungen absieht, wie er z. B. behauvtet, er habe Erfahrungen gemacht, derengleichen es in den Annalen sämmtlicher afrikanischer Reisen nicht gicbt, so bleibt doch immer ein großer Theil des Werkes übrig, welcher uns über vieles Neue aufklärt, von Leiden und Strapazen berichtet, welche wahrhaft übermenschlich zu nennen sind und uns die höchste Achtung vor dem kühnen Reisenden auszwingt. ES ist hier unmöglich, auch nur eine Ahnung von den, reichen Inhalte des Buches zu geben. Von dem mittleren Kongo bis zum Albertsee war ein bisher von keinem weiszen Menschen betretener, endloser, tiefdunkler Urwald zu durchqueren, welcher erst nach einem furchtbar anstrengenden, überaus gefahrvollen, ein halbes Jahr in Anspruch nehmende,, Marsch einer Lichtung Platz machte. Südlich vom Albertsee wurde ein mächtiger Schneeberg,

Aus: Im dunkelste» A'rltc,, Liivzig, F. A. Brockhau?, I5>90,

der Rumenzori, ein Coloß von 18—19(W0 englischen Fuß, mit seinen zahlreichen Spitzen und Kuppen gesehen und mit dem Mondgebirge der alten Geographen identi-ficirt. An Kämpfen mit den Eingeborenen und mit den Arabern, welche zum Staunen der Reifenden schon bis zum oberen Arundimi vorgedrungen waren, nm Elephanten-jagd und den scheußlichsten Menschenraub zu betreiben, fehlt cS natürlich nicht; oft genug kam es zu regulären Schlachten. Sehr ansprechend sind die Berichte Stanley's über das im Walde zerstreut lebende Zwergvolk, von dem ebenfalls schon die alten Griechen zu erzäblen wußten; die Größe der Männer schwankt zwischen 90 cm und 1,4 m uns ein ausgewachsener männlicher Zwerg wiegt 80 Pfund; sie leben von Fleisch, das sie sich durch vergiftete Pfeile zu verschaffen versieben und von Honig, den sie aus den starken Bäumen sammeln; sie werden als verschlagen, böswillig und intelligent geschildert. — Man weiß, daß sich Emin nach langen Unterhandlungen bereit erklärte, dem Zuge Stanlep's zu folgen, daß beide Männer, die so wenig zu einander paßten, den Rückweg durch Deutsch-Ostafrika antraten und hier von deutschen Offizieren in Empfang genommen wurden; in Bag amojo folgte dann ein großartiges, vom Reichscommissar Wißmann veranstaltetes Bankett, bei dem 34 Europäer ver-

sammelt waren. — De» Schluß des Werkes bildet ein in hochtrabende Worte gekleideter Rückblick über den Verlauf der Expedition und eine Apostrophe an die Begleiter und Gönner derselben. Die dem Buche beigegebencn Abbildungen und Karten sind gut; auch ist eS lobenswert«, dasz das Werk ein brauchbares Register erhalten hat.

Die Raupen der Schmetterlinge Europa's.

Von Dr. Ernst Hofmann. Stuttgart, C. Hoffmann (A. Bleil),

Von den naturwissenschaftlichen Disciplinen, welche auch bei Nicht-Fachleuten cifriae Pflege finden, sind es hauptsächlich die Botanik und die Jnsecten-, insbesondere die Schmetterlingskunde. Wir sehen daher auch gerade auf diesen Gebieten eine reiche Literatur entwickelt, welche aus die Bedürfnisse eine« größeren Kreises als den der speciellen Fach» leute, namentlich auf die der Sammler Rücksicht nimmt. Jeder Sammler weiß, welchen Vortheil ihm gute Abbildungen beim Bestimmen ihm unbekannter Arten gewähren. Während nun früher naturgetreu farbige Abbildungen nur unter großem Kostenauf- wande herzustellen waren, so daß die mit solchen ausgestatteten Werke nur Wenigen wegen des zu hohen Preises zugänglich waren, haben die großen Fortschritte in der Technik des Buntdrucks, welche wir in den letzten Jahren verzeichnen konnten, es er- möglicht, daß wirklich prächtig mit farbigen Abbildungen ausgestattete Werke zu einem Preise hergestellt werden, der auch den weniger mit Glücksgütcrn Gesegneten die An- schaffung ermöglicht.

Zu diesen tiotz des vechältnißmäßig billigen Preises gediegenen Werken ist auch das bei Hoffmcmn in Stuttgart erschienene „Die Schmetterlinge Europas" von I)r. E. Hofmann zu rechnen, welches wegen der vorzüglichen, naturgetreuen Abbildungen (1693 auf 72 Tafeln) und wegen des leicht faßlichen und doch auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Textes sich rasch allgemeine Beliebtheit unter den Lepidopterologen er- morden hat.

Es fehlte aber noch vollständig an einem allgemein zugänglichen, ausführlichen Werke über die Raupen der, europäischen Schmetterlinge, und so hat sich nunmehr die Ver» lagsbuchhandlung entschlossen, auch ein solches von Dr. E. Hofmann bearbeiten zu lassen. Dieses neue Werk soll als Ergänzung des oben erwähnten Schmetterlingswerkes die dort nur kurz beschriebenen Raupen der Grobschmetterlinge ausführlich behandeln, und die meisten derselben sowie ihre Futterpflanzen in farbigen Abbildungen bringen. ES >oll in 20—22 Lieferungen erscheinen mit etwa 1500 Abbildungen auf ungefähr 44 Tafeln. Bei jeder Art werden alle Werke angegeben, in welchen dieselbe früher beschrieben oder abgebildet ist; ebenso werden die in den Zeitschriften verstreuten massen- haften Notizen gesammelt und citirt. Die Gruppirung der Arten soll sich, wie im Schmet- terlingsmerke, nach Dr, Staudingers Katalog richten, der neuerdings für alle größeren Sammlungen maßgebend ist. Dem speciellen Theile soll ein allgemeiner Theil voran- gehen, der wo eS noth thut, durch Holzschnitte erläutert wird und der dein angehenden Sammler eine genaue Anleitung geben soll über die Entwickelung der Schmetterlinge vom Ei bis zum fertigen Thiers und über dasSammeln und die Pflege dergcsam - melten Raupen. Der Züchter soll in demselben in größter Ausführlichkeit alles Wissens- merthe finden über die Zucht und über die Pflege der gezüchteten Raupen.

Das unS vorliegende erste Heft bringt in-der Vorrede eine Zusammenstellung der wichtigsten früheren Raupeilwerke. Es folgt alsdann ein Verzeichniß der Schriftsteller, welche Arten zuerst beschrieben haben, der im Werke angeführten Abkürzungen ihrer Namen und der entomologischen Werke mit Zeitschriften, welche bei den einzelnen Arten citirt sind. Der allgemeine Theil wird begonnen mit einer Belehrung über das Ab- legen der Eier und die Entwickelung der Raupen aus denselben, und mit der Be- schreibung der äußeren Gestalt der Raupen. Einige gute Abbildungen in Holzschnitt dienen zur Erläuterung. Bei der Eulenraupe sFig. 7) wäre es wohl praktischer ge- wesen, eine solche mit normaler Beinzahl zu Mühlen. — Im speciellen Theile finden wir die Raupen der „Echten Tagfalter" und die der „Weißlinge" vollständig, die der „Blänlinge" begonnen. Die Angaben für die Bestimmung erscheinen klar und präcis; ebenso die Beschreibungen. Bei jeder Art sind der Wohnort, die Futterkräuter und

die Zeit der EntWickelung angegeben. Bei den meisten Arten finden sich auch Angaben über die Eier und Puppen.

Dem Hefte sind beigegeben die Tafeln 1 und 7. Die Abbildungen, in der Lithographischen Anstalt von Seeger in Stuttgart angefertigt, sind von vorzüglichster Ausführung und größter Naturtreue, sowohl diejenigen der Raupen, als auch die der Futterkräuter; sie dürsen sich dem Besten auf dem Gebiete des Buntdrucks an die Seite stellen.

Da das Unternehmen einem wirklichen Bedürfnih entgegenkommt, und der Preis von 1 Mark für die Lieferung bei der vorzüglichen Ausstattung ein niedriger zu nennen ist, so wird das Werk eine weite, und wir können hinzufügen, wohlverdiente Verbreitung finden. ^Vp.

Bibliograph!

Jlluftrirte Geschichte Deutschlands, herausgegeben von Th. Ebner mit über 100« Text- und Vollbildern nach Gemälden der ersten deutschen Künstler: A. v. Werner, W. Camphausen, W. Menzel, F. Diez, E. Neuhaus, G. Richter, G. Bleibtrcu, O. v. Faber du Faur, L. Braun u, A. Stut tgart. Süddeutsches Verl a g s - I n st i t u t.

Die ersten beiden Bände dieses Werkes haben wir bereits in Heft 147 von „Nord und Süd" empfehlend besprochen; der kürzlich vollendete dritte Band umsaht die Zeit vom großen Kurfürsten bis auf die Gegenwart. Die Zeit bis 1»40 ist klar und übersichtlich, aber in knapper Zu> sammendriingung des Wesentlichsten geschildert, um der Geschichte Deutschlands in den letzten 50 Jahren, welche mehr als die Hälfte der Großoctavseiten einnimmt, breitere Entfaltung zu gestatten. Ueberall bemerkt man im Texte geschickte Verarbeitung des gewaltigen Stoffes, den sowohl die politische als die kulturgeschichtliche EntWickelung Deutschlands darbot, zu ansprechenden, häufig durch Mitteilung interessanter Urkunden und Publicationen belebten Geschichtsbildern, Die äußere und innere Politik Deutschlands wird bis gegen 1877 möglichst vielseitig verfolgt; von dieser Zeit an begnügt sich der Verfasser damit, andeutungsweise die ergreifendsten und bedeutendsten Momente aus dem Leben Wilhelms I und seiner beiden Nachfolger (bis zur Ernennung des Reichskanzlers v. Cavrivi) aus der Erinnerung an das von uns allen Durchlebte zusammenzustellen. Die echt patriotische Gesinnung und die fesselnde Darstellung machen das Buch zu einer empfehlenswerthen Lectüre für Haus und Familie. Unter de» zahlreichen, inhaltlich zum

che Notizen.

Theil sehr werthvollen Illustrationen sind die auf stärkerem Papier gedruckten Vollbilder meist gut gelungen; die kleineren in

den Text gedruckten Abbildungen dagegen
sind zum Theil matt und verwischt.
Möchten doch auch bei Werken, die zu
größerer Verbreitung bestimmt sind, die
Herren Verleger mehr in der Sorge für
saubere Ausführung jedes einzelnen Bildes,
als in der großen Anzahl der Illustra-
tionen ihre Stärke und ihren Ruhm
suchen! ?.
Darstellungen aus der Gittenge-
«.«schichte Roms in der Zeit von
August bis zum Ausgang der Anlonine.
Von Ludwig Friedländer. Sechste,
neu bearbeitete und vermehrte Auflage.
III. Theil. Leipzig, S. Hirzel.
Auch der dritte Band, mit welchem
die neue Ausgabe des hochbedeutenden, in
seinem wissenschaftlichen Werths längst aner-
kannten Werkes abgeschlossen vor uns liegt,
ist mit derselben Sorgfalt bearbeitet, die
wir an den beiden ersten Thcilen rühmend
hervorheben konnten. Immer und immer
wieder überzeugen wir uns, wie die Fort-
schritte der Wissenschaft im letzten Jahr-
zehnt nickt nur bis zum kleinsten Detail
herab berücksichtigt, sondern auch ihre Er-
gebnisse in der Darstellung verwertbet und
so in sie hineinvenvebt sind, daß sie wieder-
um ein harmonisches Ganze bilden. Na-
mentlich die zuletzt erschienenen Bände oeS
(^orpnsinseript!«numl,ätin»rum lieferten
zahlreiche Inschriften, die theils weitere
Belege für die bisherige Erzählung, tbeilS
ganz neue Gesichtspunkte boten. Daß der
fünfte Band von Mommsens römischer Ge-
schickte die gebührende Beacktung gesunden
bat, ist selbstverständlich. Aus diesem Buche
sind viele längere zum Theil wörtliche Ci-
tate entlehnt, im Besonderen in dem Ab-

schnitt über die Städte des römischen Reiches, welcher überhaupt sehr durchgreifende Veränderungen und Zusätze erfahren hat. (s. 177 ff) Auch der Abschnitt über die Wasserleitungen (S. 145—149) ist nicht unbedeutend erweitert, wobei diejenigen Antiochias, AlexanoriaS und der Provinz Afrika ganz neu hinzugekommen sind, lleberall aber hat die gerade in den letzten Jahren regere Behandlung der in den Rheingegenden noch erhaltenen oder auf sie bezüglichen Alterthümer ihre Spuren hinterlassen: die römisehen Bauten und Denkmäler, die Kunst und die Culte im östlichen Gallien und am Rhein treten jetzt viel mehr in den Vordergrund. Von Einzelheiten seien noch erwähnt, daß im ersten Capitel („der Luxus)" die zum Vergleich herangezogenen Verhältnisse der modernen Zeiten auf Grund der neuesten literarischen Erscheinungen beträchtlich vermehrt morden sind, daß die Anschauungen über die Anfänge des Buchhandels (S. 416), sowie über die Chronologie von Stativs' Silven (S. 475 ff.) und des Juvenal (S. 486 ff.) geändert und berichtigt sind, dafz die neugefundenen Heilurkunden von Epidauros in recht klarer, ansprechender Weise dem Leser vorgeführt werden. (S. 573/4.)

In der Zwischenzeit hatte sich Friedländer eingehender mit Martial beschäftigt, hatte eine Ausgabe dieses Schriftstellers veranstaltet (188S), was auch auf das zur Besprechung stehende Buch seine Wirkung ausgeübt hat. Die ausführlichen Erörterungen der 5. Auflage über die Chronologie der Epigramme Martials (2. Anhang zum 3. Cavitel) sind in die Einleitung der Martial-Ausgabe herübergenommen: hier sind nur die Ergebnisse der Untersuchung wiedergegeben und eine Widerlegung der von Dau dagegen erhobenen Einwendungen angeschlossen. Ebenso ist der Anhang über die Gönner und Freunde Martials weggelassen. sd,

Ludwig Geiger, Vorträge und Versuche. Dresden, L. Ehlermann.

Unter den Lesern dieser Zeitschrift befinden sich wohl nicht Wenige, die den hohen Genuß gehabt haben, den einen oder den anderen der Vorträge zu hören, die hier gesammelt vorliegen. Wenn sie denselben jetzt noch einmal durchlesen, so werden sie ihr damaliges Gefühl, daß er verdient, durch den Druck festgehalten zu werden, bestätigt finden. Professor Geiger besitzt eine besondere Kunst, selbst Gegenständen, die uns recht bekannt sind, eine

neue Seite der Betrachtung abzugewinnen
und dem Bekannten eine so vollendete
Form zu geben, daß es uns schon durch
diese anzieht. Das läßt sich besonders an
dem Vortrage „Voltaire und Friedrich der
Große" beobachten, den ich nicht anstehe,
für den besten dieser Sammlung zu erklären.
Neben den Vorträgen enthält der Band
noch eine größere Anzahl von Aufsätzen,
die vorher zumeist in Zeitschriften, besonders
der „Nation" erschienen waren. Dieselben
gehören drei verschiedenen Perioden an:
der Renaissance, der Aufklärungszeit und
den Tagen Goethes. Ihr gemeinsames
Band ist aber nicht nur in dem Studien-
gange des Versassers zu suchen, sondern,
wie dieser in der Vorrede mit Recht aus-
führt, in dem inneren Zusammenhange,
in welchem diese Perioden selbst zu einander
stehen. Auch bei diesen Aufsätzen ist neben
den umfassenden Kenntnissen die Sorgfalt
der Ausführung in hohem Grade zu rühmen.
Als besonders interessant hebe ich hervor
„Ulrich von Hutten", „Sechs Briefe David
Fricdländers", „Goethe und die Juden"
und vor Allem den bisher ungedruckten,
umfangreichen Artikel „Berlin vor hundert
Jahren". Es wäre sehr erwünscht, daß
Professor Geiger seine Studien nach dieser
Seite hin fortsetzte und uns bald mit einer
ausführlichen Darstellung früherer Berliner
Zustände erfreute. Denn was über diesen
Gegenstand bisher von Anderen geschrieben
ist, kann keineswegs befriedigen. Wer
aber sich auf die angenehmste Weise Be-
lehrung über Vorgänge verschaffen will,
deren Nachwirkungen bis auf die Gegen-
wart reichen, greife vertrauensvoll zu dem
obenbezeichneten Buche. ? . . . r.

Der Primiziant. Von Maximilian
Schmidt. Volkserzählung aus dem
bayerischen Walde. (Gesammelte Schriften
Bd. X.) Leipzig, A. G. Liebes lind.

Schmidts Erzählungen fesseln nicht
durch eine spannende Fabel, durch eine
einheitlich geschlossene, in wirksamer Stei-
gerung aufgebaute Handlung; seine Stärke
liegt nicht gerade in der Erfindung, und
seine Kunst der Composition ist nicht be-
deutend; er liebt die Episoden, und was
er in seinen größeren Erzählungen bietet,
ist eine Reihe oft etwas lose verknüpfter,
liebevoll ausgeführter Genrebilder » 1^
Defregger. Was an seinen Erzählungen
fesselt, das ist ihre Frische, ihre Treuherzig-
keit und Natürlichkeit; es weht unS wie
Bergeshauch, wie Waldesdust aus ihnen
entgegen: sie spiegeln die Natur jener Ge-

H08 Nord
ins Süd.
gcnde», die den Hintergrund der Ereignisse
bilden, und jenes biedern Menschenschlages,
in dessen Fühlen und denken sich M. Schmidt
wie kaum ein Anderer hineingelebt hat,
mit unübertresflicher Treue wieder. Sie
bemächtigen sich unseres Geistes nicht mit
fortreißender Gewalt, sie erwecken keine
lebhafte Spannung, aber ein stetig wachsen-
des wohlthuendeS Behagen, eine innige
Sympathie mit den gesunden Gestalten,
die der Verfasser so naturwahr zu zeichnen
versteht. Das gilt auch von dem vorliegenden
Bande, welcher außer der größeren Er-
zählung „Der Primiziant" noch zwei lieb-
liche Idyllen „Die Pfingstelbraut" und
„Der Scherzelgeiger' enthüll; und derselben
freundlichen Ausnahme gewiß sein darf,
wie die vorangegangenen neun Bände der
„gesammelten Schriften." 0.VV,
Chauvinismus. EinZeitbild von Franz
Warnow. Dresden. Leipzig, Heinrich
Minden.
Franz Warnow eröffnet in seinem
Roman einen Feldzug gegen den Chauvi-
nismus, nicht nur gegen den politischen, auch
gegen den religiösen und moralischen, denn
auch die moralische Ueberhcbung denjenigen
gegenüber, die in ihrcr Jugcndthorheit und
Unwissenheit einmal gefehlt haben, nennt
er Chauvinismus. So lobenswerth auch
die Tendenz ist, so wirkt doch die Absicht-
lichkeit derselben, der wir auf jeder Seite
begegnen, unkünstlcrisch! auch die Beweis-
führung läßt den Verfasser im Stich und
bei den Charakter- und Situationsschilder-
ungen vermissen wir die innere Begründung.
Wer das Buch der Tendenz wegen
liest, bleibt unbefriedigt, und wer darin
nur Unterhaltung sucht, kommt auch nicht
auf die Kosten, weil die eigentliche Fabel
des Reizes der Spannung entbehrt,
m?.
DeS Armen Schuld. Erzählung von
Carl von Weber. Leipzig, Greßner
K Schramm.
Die Tendenz der einfachen, aber recht
wirkungsvollen Erzählung wird durch die
als Motto vorgesetzten Gocthe'schen Verse;
„Ihr himmlischen Mächte, Ihr führt in's
Leben ihn hinein, ihr laßt den Armen
schuldig werden" ?c. klar gekennzeichnet.
Wir erwarteten danach eine einseitige, un-
erquickliche socialpotitische Abhandlung, eine
leidenschaftliche Anklage gegen unsere ge-
sellschaftliche nud staatliche Ordnung. —
Aber der Verfasser hat das Programm zu
seinem Glücke nicht in voller Schärfe und
Consequenz durchgeführt. Das Beispiel

seines Helden zeigt ivohl, wie der Arme
leicht wider Wissen und Wollen in Schuld
verstrickt wird, die dann fortzeugend Böses
gebären kann, aber daß ein eisernes Fatum
über ihm waltet, das ihm keine Freiheit
des Wollen? und Handelns läßt, das ist in
dem vom Verfasser entrollten Lebensgemälde
seines Helden nicht nachgewiesen; wir
können denselben nicht von Schuld frei-
sprechen, wenn er mit dem Gesetz Und den
herrschenden sittlichen Anschauungen in Con-
stict geräth! so wenig wie er den letzteren
dies zur Last legen kann; und sein schließ-
liches Geschick predigt die tröstliche Lehre
eines andern Gocthe'schen Wortes, welches
den im Titel und Motto ausgedrückten
pessimistischen Gedanken in versöhnender
Weise ergänzt und corrigirt: „Wer immer
' strebend sich bemüht, den können wir er-
! lösen!" Ist auf diese Weise der ursprüng-
! lichen Tendenz des Versassers die Spitze
abgebrochen, so hat das Werk, das im
anderen Falle nur einen niederdrückenden,
verstimmenden Eindruck gemacht hätte, an
^ künstlerischer Wirkung gewiß gewonnen.
Die Erzählung hat den Charakter einer
vortrefflichen Volksschrift, welche durch die
Anschaulichkeit ihrer Schilderungen, die
Wahrheit ihrer Seelenmalerei, die scharfe
, Zeichnung der Haupt- wie der Nebenfiguren
^ von Anfang bis Ende fesselt. 0. ^V.

Sonnenwende. Neue Dichtungen von
Carl Weitbrccht. Stuttgart, Adolf
Bonz.

Aus Weitbrechts Liedern spricht ein
männlich hoher Charakter, verbunden mit
entschiedener poetischer Begabung. Seine
Poesien erinnern an die schöne Definition
des liebenswürdigen Mathias Claudius,
wonach Dichter „harte Kieselsteine" sind,
an welche Natur, Kunst und Religion an-
stoßen, bis es Funken giebt, Inhalt und
Titel des vorliegenden Bändchens, dessen
Lectüre uns, wie gewiß vielen andern,
einen wirklichen Genuß bereitet bat, weisen
auf einen gewissen Stillstand im Leben,
ein ruhiges Sichbesinnen. Eine nicht mehr
jugendliche Steigung zur Reflexion, zur
theosophische» Betrachtung der Dinge maltet
vor. Aus der reichen Fülle von einzelnen
Gedichten, die vortrefflich genannt werden
dürfen, heben wir hervor: „Dichterschule",
„Weihnacht", „Hilde" (Lieder an das ent-
schlafene Töchtcrlein). „Nach zehn Iahren"
(ein prächtiges sonett an des Dichters
Gattin) und den feinsinnigen Cyclus „die
Künstlerin". Ab und zu leuchten glim-

mende Funken auf, die auf künftig loderndes
Feuer hindeuten: besonders in dem (künst-
lerisch nicht recht gelungenen) „Herrn Com-
nierzienratb", und am vornehmlichsten in
den „Verstockten." — Wenn die entschieden
vornehmen und edlen Klänge, welche deS
Dichters Leier angiebt, nicht allgemeinen
Anklang finden, so dürfte dies vornehmlich
in der unstreitig herrschenden Abneigung
gegen alle Lyrik liegen. An der dem
Bande beigefügten Tradögic „Sigrun", die
in einem heidnischen Sonnenweno-Fest
ihren Mittelpunkt findet, haben wir keinen
Geschmack gefunden. Kl.

Im kühlen Grund und andere Ge»
schichten. Von Julie Ludwig. Min-
den i. Wests., I. C. C. Bruns.

„Blaubart,, die erste Geschichte, liest
sich angenehm und unterhaltend; Stoff
und Anlage erinnern stark an Spielhagens
„Skelett im Hause." „Waldemars Braut-
fahrt" ist unbedeutend. Das Werthvollste
in der Sammlung ist unzweifelhaft die
Novelle „Im kühlen Grund," nach welcher
die Verfasserin mit Recht — n potiori
tir, gsnomiuatio — das ganze Bändchen
betitelt hat. Die Novelle ist geschickt ge'
schrieben und sehr spannend. Eine edle
Menschenseele, an die Scholle gebannt, er-
liegt nach heldenmüthigem Kampfe der
Gemeinheit und Niedertracht der döt»
Knm»i»s, der sie umgebenden, umrankenden,
umgarnenden Sippe. Das ist tief ergreifend,
vielleicht zu traurig, aber darum nicht
minder wahr! — Zl.

Schnee und Blüthen. Novelle von
Martha KalluSky, Dresden und
Leipzig, Pierson.

Unter diesem gemifz eigenartigen Titel
find fünf Novellen vereinigt, die etwas
mehr Eigenart haben könnten. Alle ver-
dienen entschieden da» Prädikat „gutge-
meint". Die verehrte Verfasserin verräth
aber eine gewisse Wahlvenvandschaft mit
jener geheimniszvollen Th. v. H., die, wie
der ewige Jude in Hauff'S Memoiren des
Satan erzählt, fünf unschuldige Geschöpfe
binnen Kurzem (auf dem Papiere) umbringt
und deshalb in Conflict mit dem Polizei-
Director kommt. In dreien ihrer Novellen
zählen wir acht Tobte! Da wenden wir
uns mit einer gewissen Erleichterung zu
der letzten Novelle, die etwas Sonnenlicht
in diese Todesnacht bringt. „Im Storch-
ncft" ist zwar auch in der Erfindung nicht
gang neu (vgl. Spielhagen, Qmsisana),
aber recht erfreulich und lustig zu lesen.
N.

Reue Novellen von Max Hobrecht.
Rathenow, Max Bsbenzien.

Gute Erzähler find immer willkommen. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, gefällig und unterhaltend, geschickt und ohne Manier — mit einem Worte, wie Wilhelm Hauff zu schreiben: Eigenschaften, die auch aus unbedeutende» Stoffen recht lesbare Novelle» machen können. Die genannte» Vorzüge können mir an dem vorliegenden Bändchen mit Vergnügen constatiren; ob Hobrechts Talent auch größeren Aufgaben gewachsen ist, will sich aus dieser Probe noch nicht recht herausstellen. Die vierte Erzählung, die in der Zeit des „großen" Franzosenkönigs und seiner Dragonaden spielt und auf eine Charakteristik Fsnelons hinausläuft — weshalb schreibt der Verfasser wohl Thelemaque? — hat uns am wenigsten angesprochen. Angesichts der köstlich lustigen Geschichte „Im Spiel der Wellen" können wir den Wunsch nicht unterdrücken, Hobrecht möchte sich noch mehr der humoristische» Gattung zuwenden: seine Begabung dafür, die schon in den Erzählungen der vier Jagdfreunde „Zwischen Judica und Palmarnm" zu erkennen war, tritt jetzt noch deutlicher hervor.

>»/e»«r»I»r, <Z«s»mm«Its V,er!l«, In «K„
Wi„ckei,.^vritwr »»Oll. Lwtt«»rt, ^, K,
Kork, L,,' QenKcKIsniK ^rell»tell,„i<.' vnä
<!«<IIrdt« eine» I »xen»»„ten Xvräs» ISS»,
SraKde, OK, I>, zi»ri„s unck Lnlw, ?r»jim»n«.
««tt^rrelkelt u»<I V»I«rI»n<I! üiiriek, Verlas-